Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,575,855

Digitized by Google

LETTE VEREIN
Buchbinderei
BERLIN

Digitized by Google

Digitized by Google

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

Neue Deutsche Rundschau

(Freie Bühne)

XII. Jahrgang.

Drittes und viertes Quartal.

1901.

S. Fischer Verlag
Berlin W.

Digitized by Google

F30.6
N48
R9
1901
v.2

Digitized by Google

GL
Center
Library

Inhaltsverzeichnis

zum zweiten Halbband des zwölften Jahrgangs der „Neuen Deutschen Rundschau".

Seite

Romane, Novellen, Dramen, Gedichte.

Gabriele D'Annunzio, Die Jungfrauen vom Felsen 686
Hermann Stehr, Das Abendrot . 742
Helene Böhlau, Goldvogel . . . 785
Hermann Bang, Das weiße Haus 827, 945
Peter Altenberg, Ganz kleine Sachen 882
Ricarda Huch, Aus Bimbo's Seelenwanderungen 897
Emil Strauß, Freund Hein 1009, 1135, 1249
Stijn Streuvels, Maimorgen . 1072
Otto Julius Bierbaum, Nach dem Ball 1109
Hugo von Hofmannsthal, Der Schüler 1204
Moritz Heimann, Das Haus . . 1291
Arthur Schnitzler, Lebendige Stunden 1297

Soziologie, Philosophie, Kultur, Politik, Naturwissenschaften.

Fr. W. Förster, Imperialismus und Sozialwissenschaft 673
Karl Joël, Eine Zeitphilosophie . 812
Jacob Wassermann, Casanova . 989
Ellen Key, Das Kind 1047
Richard M. Meyer, Der zukünftige Mensch 1121
Werner Sombart, Wirtschaft und Kunstgewerbe 1233

Seite

Briefe, Tagebücher, Memoiren.

Julius Hey, Eine Rheingoldprobe unter Wagner 717
Ellen Key, In Petersburg . . . 755
Albrecht Wirth, Eine persisch-indische Reise 868, 1307
Aus den Tagen der Lola Montez . 913
Gerhard Rohlfs Briefe aus der Libyschen Wüste 1086
J. J. David, Sommertage im Süden 1212

Kunst und Litteratur.

Oskar Bie, Wieder einmal Secession 711
Karl Lamprecht, Fragen moderner Kunst 734
Emil Schäffer, Im Palazzo Pitti 849, 1184
Friedrich Fuchs, Moderne Zeichner 980
Max Meyerfeld, Englische Erfolge 1177
Arthur Eloesser, Neue Bücher . 1218
Alfred Kerr, Drama 1324

Rundschau.

Darmstadt. — Zwischen den Schlachten. — Der neue Brockhaus. — Das Museum. — Ueber Ex libris . . 775
Züge aus Goethes Briefen an Frau von Stein. — Nietzsches Nachlaß.

Digitized by Google

Seite

— Die letzten Zola's. — Ein Wort zu Multatuli. — Der Statthalter Goethes auf Erden 887
Die Rassentheorie der Weltgeschichte. — Ein verbotenes Buch. — Der Herzog von Lauzun. — Der Fliegende Holländer. — Auch eine freie Bühne 998
Die beiden Kronprätendenten. — Cor magis tibi Siena pandit. — Neue deutsche Kunst. — Legenden. — Karrikaturen 1115
Kunsthandel vor zweihundert Jahren. — Friedrich von Gentz. — Dekorative Spiegelungen. — Landschaften an der Wiener Stadtbahn . . . 1225
Die Entstehung des sozialen Problems. — Der neue Tristan. — Zehn Jahre mit Böcklin. — Eine Ibsen-Bibliographie 1334

Digitized by Google

Imperialismus und Sozialwissenschaft.

Von **Dr. Fr. W. Förster** (Zürich).

In der Vorhalle des Nobelhofs in Hamburg erhebt sich die Statue einer gebieterischen Frauengestalt, die in der Hand eine Fackel trägt und den Fuß auf einen Dämon setzt, der knirschend seine Finger in den Felsen gräbt. Es ist die Wissenschaft, welche die Naturgewalt in den Dienst der Kultur zwingt — und es ist das naturwissenschaftliche Zeitalter, das hier den Triumph seiner Geistesmacht über die Elemente feiert. Das ganze Selbstbewußtsein der modernen Wissenschaft liegt darin. Und doch — es lagert ein Schatten über dieser Siegesfeier. Wohl sind die Dämonen der äußeren Natur gezähmt und gebunden. Aber die dämonischen Gewalten der menschlichen Innenwelt scheinen mehr als je entfesselt zu sein. Gerade jene niegeahnte Macht des Menschen über die Natur hat sich zu einer schweren Versuchung ausgewachsen. Sie hat in allen Ländern eine fieberhafte und gewaltsame Begehrlichkeit wachgerufen nach Ausbeutung aller Erdenschätze — ähnlich der, die in neuentdeckten Goldfeldern ausbricht. Wir stehen vor einer neuen Aera des prinzipiellen Krieges — nicht des Krieges, der aus alten Feindschaften und alter Barbarei emporzuckt, sondern eines Krieges, der mitten aus den Werkstätten des modernsten Gewerbefleißes, aus der Unternehmungslust und der technischen Machtfülle des naturwissenschaftlichen Zeitalters hervorbricht und der inmitten aller Wunder des Dampfes und der Elektrizität die menschlichen Leidenschaften in ihrer ganzen zerstörenden Wildheit gegeneinander führt. Diese neue Kriegsbewegung ist der Imperialismus, d. h. die politische Lehre, welche durch die kriegerische Eroberung neuer Länderstriche und Vergewaltigung schwächerer Racen neue Ausbeutungsgebiete für die angesammelten wirtschaftlichen und technischen Kräfte der großen Industrie sichern will und darum die Nationen zur äußersten Anspannung ihrer militärischen Machtmittel treibt, damit sie bei der Verteilung der Erdkugel nicht zu kurz kommen. Wir stehen zunächst in einem Vorspiel dieses Imperialismus: Englands Burenkrieg, Amerikas Feldzug auf Cuba und auf den Philippinen und Deutschlands Besetzung von Kiautschau haben das Blutvergießen eingeleitet. Stellen wir uns nun vor, daß die konkurrierenden Mächte in ihren Eroberungssphären einmal selbst gegen einander geraten und stellen wir uns ferner vor, daß die asiatischen und afrikanischen Racen einmal vertrauter werden mit den Machtmitteln unserer militärischen Technik und sich dann zu einem großen Verzweiflungskampf zusammenballen — so haben wir ein ungefähres Bild von dem, was das zwanzigste Jahrhundert für die Kultur bereit hält.

Demgegenüber liegt dann nun die Frage nahe, ob der geistige Mensch sich angesichts solcher Entwicklungen auf das bloße Cannegießern oder auf

Digitized by Google

das seichte Geplätscher der modernen Friedenslitteratur beschränken soll, oder ob nicht der Triumph der Wissenschaft über die Naturgewalten nur dann zum Segen ausschlagen kann, wenn parallel damit auch die wissenschaftliche Bemeisterung der rohen Kraft in der Menschenwelt geht — und ob nicht in diesem Sinne dem naturwissenschaftlichen Zeitalter ein kulturwissenschaftliches zu folgen bestimmt sei — ein Zeitalter, in welchem die Anwendung wissenschaftlichen Denkens auf die Probleme der menschlichen Gesellschaft die größte Summe geistiger Kräfte in Anspruch nimmt? Wäre es nicht ein geistiger Bankerott, wenn wir nur Dynamit und Dampf und Elektrizität zu leiten und in den Dienst höhrer Zwecke zu stellen vermöchten, aber ratlos und hilflos wären da, wo es sich um die Ordnung menschlicher Willenshandlungen durch die Erkenntnis von Ursache und Wirkung handelt und um die rechtzeitige Eindämmung und Ableitung von Eruptionen, die aus den Tiefen des Völkerdaseins emporkommen?

Thatsächlich sehen wir schon auf vielen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens eine solche soziale Wissenschaft an der Arbeit. Als Nationalökonomie deckt sie die Tendenzen und Zusammenhänge des wirtschaftlichen Lebens auf und beugt dem Ausbruch wilder Instinkte und planloser Zerstörung vor, indem sie das wirtschaftliche und soziale Handeln der einzelnen Klassen durch wissenschaftliche Erkenntnis und Voraussicht zu lenken sucht. Als Wissenschaft vom Verbrechen enthüllt sie die Verkettung der sittlichen Entartung mit den sozialen Zuständen, giebt uns eine Psychologie und Psychiatrie des Verbrechens und hilft damit, die gesellschaftliche Gegenwirkung gegen das Verbrechen aus einer bloßen Entladung von blinder Rache in eine vorbeugende und heilende Thätigkeit zu verwandeln. Je mehr sich auf allen Gebieten die menschlichen Wechselbeziehungen verdichten und verwickeln, desto dringender wird das Bestreben, das gesellschaftliche Handeln des Menschen aus der bloßen Herrschaft der Instinkte herauszuheben und mit einer wissenschaftlichen Orientierung in den Thatsachen und Gesetzen des Lebens in Verbindung zu bringen. Fast ganz unberührt aber von diesen geistigen Einflüssen ist noch das Gebiet der sogenannten hohen Politik geblieben. Wo die gewaltigsten Lebensinteressen zusammenprallen, da scheint man die Einrede der Vernunft für fruchtlos zu halten. Unter dem Namen „Realpolitik" darf hier eine politische Routine ihr Dasein fristen, die längst nicht mehr mit der gewaltigen Umwälzung aller unserer Lebensbedingungen in Einklang steht und durchaus nur die Oberfläche der gesellschaftlichen Wirklichkeit kennt. Damit dieser Art von Realpolitik einmal gründlich der Boden abgegraben werde, dazu genügen keine wohlgemeinten Proteste im Namen der Humanität und des Kulturfortschritts, sondern es ist nötig, daß die soziale Wissenschaft einmal hineinleuchtet in die Welt von Sophismen und hochtrabenden Argumenten, mit denen sich hier ein ganz atavistisches Denken drapiert. Es ist die Frage zu beantworten, ob denn diese ganze imperialistische Machtpolitik wirklich mit den entscheidendsten Realitäten des gesellschaftlichen Geschehens vertraut ist und ob sie einer modernen Nation wirklich die angemessene Ausrüstung für den Lebenskampf zu geben vermag? Betrachten wir zu diesem Zwecke einmal die kulturellen Ausgangspunkte und die kulturellen Wirkungen des Imperialismus.

Die sogenannte imperialistische Bewegung ist von England ausgegangen. — Ja dies englische Volk ist eigentlich schon seit dem Zeitalter Elisabeths die imperialistische Nation par excellence, es hat Schritt für Schritt die Erbschaft des spanischen Weltreichs angetreten und dem Imperialismus *gelebt* längst, bevor er eine politische und ökonomische Doktrin geworden war. Aber

Digitized by Google

die Ursachen, die zur Erwerbung des Kolonialbesitzes geführt hatten, hatten allmählich in ihrer Wirksamkeit nachgelassen; England war in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die gewerbliche Centralwerkstatt der ganzen bewohnten Erde geworden, sein riesiger und unbestrittener Waarenabsatz sicherte ihm unermeßliche Reichtümer; die Kolonien führten ihm ihre Rohstoffe zu und hatten im übrigen eine hochentwickelte Selbstverwaltung, sodaß es in der That in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts eine breite Strömung in England gab, die nicht nur jedes Bedürfnis nach weiterer Ausdehnung der politischen Herrschaft leugnete, sondern sogar die Kolonien als eine bloße Last bezeichnete. Cobden sagte: „Die Kolonien sind Mühlsteine an unserm Halse" und Turgots Wort wurde vielfach zitiert, daß die Kolonien wie Früchte an einem Baume sind, die abfallen müssen wenn sie reif sind. Damals geschah auch, was heute unerhört sein würde, daß nämlich ein Staatssekretär des Auswärtigen die britischen Truppen aus der Kolonie Neuseeland zurückzog und den dortigen Behörden den Rat gab, sich unter die Oberhoheit eines Maorihäuptlings zu begeben. Aber so wie jene industrielle Monopolstellung Englands nur eine vorübergehende Phase war, so konnte auch diese Gleichgiltigkeit gegen das „Reich" nicht zu einer dauernden politischen Haltung führen; die Erobererstimmung liegt der angelsächsischen Race zu tief im Blute. Aeußerlich begann der Umschwung im Jahre 1870 mit der Thatsache, daß Lord Beaconsfield die Königin bewog, den Titel „Kaiserin von Indien" anzunehmen; volkstümlich allerdings ist der „Imperialismus", der Glaube an das Weltreich, erst wieder im letzten Jahrzehnt geworden, nachdem die großen sozialen Krisen vorübergegangen waren, die alle geistigen Kräfte auf die Arbeiterfrage konzentriert hatten. Man hat die neuere imperialistische Strömung in England vielfach mißverständlicherweise in absoluten Gegensatz gestellt zu dem idealistischen England und in ihr nur einen Ausdruck des brutalsten Materialismus sehen wollen — man darf aber doch nicht vergessen, daß dieser Imperialismus niemals eine solche Macht über die Gemüter erlangt hätte, wenn er nicht auch starke Wurzeln in der idealistischen Welt gefaßt hätte. Charakteristisch dafür ist es, daß der eigentliche geistige Vater dieser Weltreichlehre Thomas Carlyle ist, der Freund Goethes, der Wecker des sozialen Gewissens in England. In dem Kapitel über Macht und Recht in seinem Pamphlet „On Chartisme" wendet er sich höhnisch gegen die, welche das Schicksal der unter den Eroberern dahingesunkenen Rassen beklagen. Da heißt es:

„Sehr recht — und doch, wenn wir die Dinge nach großem Maßstab beurteilen, was können wir sehen, als daß die Sache, die den Göttern gefallen hat, am Ende auch Cato gefallen muß? Cato kann es nicht ändern und Cato wird finden, daß er im Grunde nicht wünschen kann, es zu ändern. Macht und Recht unterscheiden sich sehr von einer Stunde zur andern, aber wenn man ihnen Jahrhunderte giebt, wird man sie identisch finden. Wessen Land war das britische? Gottes, der es geschaffen hat, und keines andern war und ist es. Welche von Gottes Geschöpfen hatten das Recht, darin zu leben? Die Wölfe etwa und Auerochsen? Sicherlich; bis einer mit besserem Recht sich zeigte. Der Kelte kam und gab ein besseres Recht vor, und demgemäß suchte er dasselbe, nicht ohne Schmerz für die Auerochsen, zu beweisen. Er hatte ein besseres Recht zu diesem Stück von Gottes Land, nämlich eine bessere Macht, es auszunutzen. Die Auerochsen verschwanden; die Kelten ergriffen Besitz vom Boden und pflügten ihn. Sollte das für immer sein? Ach für immer ist keine Kategorie, die sich in dieser zeitlichen Welt behaupten kann. Kein Eigentum ist ewig außer dem

Digitized by Google

Gottes des Schöpfers; wem der Himmel erlaubt, Besitz zu ergreifen, der hat auch das Recht dazu."

An anderer Stelle des genannten Pamphlets weist er hin auf die weiten Strecken im Innern Afrikas, im Herzen Asiens, in der Krim und der Türkei und ruft dann aus: „Ach wo sind jetzt die Hengiste und Alariche unseres noch immer glühenden und sich ausdehnenden Europas, die, wenn ihre Heimat zu eng geworden, diese überflüssigen Massen lebendiger, unbezwingbarer Tapferkeit anwerben und wie Feuersäulen vorwärts führen." Und er träumt von einer Zeit, wo London das „Allsachsenheim" sein wird, wo die „Kinder des Harzfelsens" aus allen Teilen der Welt zur Saison zusammentreffen.

Man wird aus diesen Worten, ganz besonders aus den Bemerkungen über Macht und Recht, erkennen, daß Carlyle, wenn er heute noch lebte, zweifellos im südafrikanischen Kriege auf Seite der erobernden Engländer stehen und die Ansicht vertreten würde, daß hier nicht nur die Macht, sondern auch das weltgeschichtliche Recht auf Seite der Stärkeren sei, weil hinter ihnen die leistungsfähigere Civilisation stehe. Carlyle vergißt hier nur eins: Unsere moderne Civilisation ruht heute auf anderen Grundlagen als diejenige, welche die Auerochsen und die Urbewohner Europas verdrängte. Die Ehrfurcht vor dem Rechte des Schwächeren ist ein Grundbestandteil aller höheren Civilisation und aller leistungsfähigen Arbeitsgemeinschaft und eine sogenannte höhere Civilisation, die sich durch Vergewaltigung der Schwächeren durchsetzen will, hört eben damit selbst auf, die höhere zu sein, d. h. sie zerstört ein Grundelement ihrer sozialen Ueberlegenheit. Wir werden überhaupt noch sehen, daß der zentrale Irrtum des Imperialismus darin liegt, daß die Methoden, mit denen er die Kultur ausbreiten will, zerstörend wirken auf die geistigen und sittlichen Kräfte, welche das Lebensferment dieser Kultur bilden.

Als Carlyle seinen Imperialismus verkündete, war die wirtschaftliche Entwicklung Englands noch nicht reif dafür. Auch als Lord Beaconsfield die Idee des Weltreiches seiner Nation wieder nahe brachte, antwortete ihm noch nirgends das Echo einer nationalen Bewegung. Die siebziger und achtziger Jahre waren ganz erfüllt von der Arbeiterfrage, und niemand glaubte damals angesichts der großen Arbeitslosenkrise in den achtziger Jahren, daß überhaupt jemals eine andere Frage auf die Tagesordnung rücken könne, bevor nicht das Problem des sozialen Elends gelöst sei. Mit dem Beginn der neunziger Jahre aber war es, als ob die englische Nation mit einem Mal aus einem Traum erwachte und gewahr wurde, daß sie ihre industrielle Monopolstellung verloren habe, ja sogar auf ihren heimischen und kolonialen Märkten durch die Konkurrenz der jüngeren Industrienationen bedrängt werde. Wenn man sich demgegenüber die außerordentliche, wirtschaftliche Abhängigkeit des Inselreiches von ausländischer Zufuhr auf dem Gebiete der Rohstoffe und der landwirtschaftlichen Erzeugnisse vorstellt und sich klar macht, wie die jahrhundertelange gewerbliche Suprematie fast alle Kräfte der Nation auf die technische und kaufmännische Arbeitsleistung konzentriert und eine gewaltige Fülle von wirtschaftlicher Macht aufgespeichert hat, so kann man sich denken, wie das volle Bewußtwerden der veränderten Weltlage die ganze Nation fieberhaft erregen und vor allem das koloniale Weltreich in einem ganz neuen Lichte erscheinen ließ. Konnte nicht Großbritannien der ganzen Welt trotzen, wenn es sich fest mit seinem ganzen kolonialen Riesenreich zusammenschlösse und sozusagen eine große geschlossene Konsumgesellschaft bildete? Der Mann, der diesen Gedanken zuerst in die politische

Digitized by Google

Debatte geworfen hat, ist Josef Chamberlein, der ehemalige Eisenindustrielle von Birmingham, der in seiner eigenen Industrie die deutsche und amerikanische Konkurrenz zu spüren hatte. Man sieht gerade in seiner ganzen Argumentation aufs deutlichste, daß der Imperialismus im letzten Grunde keine neue Frage ist, welche die soziale Frage zurückdrängt, sondern daß er selber ein Versuch ist, diese soziale Frage durch die kommerzielle Zusammenfassung des britischen Weltreichs und durch die gewaltsame Erschließung neuer Märkte zu lösen, da ja wirklich auf der Unsicherheit des Marktes ein großer Teil des sozialen Elends beruht und gerade des Arbeitslosenelends, das in den achtziger Jahren die öffentliche Meinung so tief erregte. Dieser enge Zusammenhang des imperialistischen Gedankenkreises mit der sozialen Frage tritt besonders lebhaft in folgender Argumentation von Cecil Rhodes hervor. Er schreibt einmal:

„Ich war gestern in Ostlondon und besuchte eine Arbeitslosenversammlung. Und als ich nach den dort gehaltenen wilden Reden, die nur ein Schrei nach Brot waren, nach Hause ging, da war ich von der Wichtigkeit des Imperialismus mehr denn je überzeugt. Meine große Idee ist die Lösung des sozialen Problems, d. h. um die vierzig Millionen Einwohner des vereinigten Königreichs vor einem mörderischen Bruderkrieg zu schützen, müssen wir Kolonialpolitiker neue Ländereien erschließen, um den Ueberschuß an Bevölkerung aufzunehmen und neue Absatzgebiete schaffen für die Waaren, die sie in ihren Fabriken und Minen erzeugen."

Dieser Hinweis auf die Notwendigkeit neuer Absatzmärkte für die Industrie ist bekanntlich auch in die Argumente der deutschen und der amerikanischen Weltpolitik übergegangen; besonders in Deutschland hat die nationalsoziale Partei den Versuch gemacht, die Sympathien der Arbeiterfreunde und Sozialpolitiker für die Machtpolitik zu gewinnen, indem sie die Sicherung und das Wachstum des deutschen Waarenabsatzes als untrennbar von der Vergrößerung der Kriegsflotte und der Ausdehnung politischen Einflusses auf der Erdkugel darzustellen sucht. „Der Handel folgt der Kriegsflagge" — dies Schlagwort faßt die soziologischen Beweisgründe zusammen, auf Grund deren die Imperialisten die Lebensbedingungen der modernen Nationalwirtschaft mit der kriegerischen Machtentwicklung verketten. Demgegenüber ist vor allem geltend zu machen, daß der Handel der Preisliste folgt und nicht der Flagge, daß er auf der Qualität der Arbeit ruht und auf die Dauer durch keine gewaltsame Erschließung der Märkte gesichert, sondern durch die damit verbundene Erschütterung aller geordneten Verkehrsverhältnisse nur gefährdet und entmutigt werden kann. Man vergegenwärtige sich z. B. nur: Einer Pittsburger Eisenfirma wird die Anlage der großen Eisenbrücke über den Atbarafluß im Sudan übertragen, obwohl der Sudan politisch den Engländern untersteht, und deutsche Fabrikate verdrängen Schritt für Schritt englische Erzeugnisse vom australischen Markte, obwohl die australischen Kolonien zum britischen Weltreich gehören. Der Zusammenschluß aller britischen Kolonien mit dem Mutterlande zu einem Schutzzollverbande ist eine Utopie, weil diese Kolonien das höchste wirtschaftliche Interesse daran haben, sich für ihre landwirtschaftlichen Produkte den Markt der großen Industrienationen offen zu halten, was nur möglich ist, wenn sie deren gewerblichen Produkten bei sich selbst freien Eintritt gewähren. Dietzel in Bonn hat kürzlich in einem Werke über „Volkswirtschaft und Weltwirtschaft" eindrucksvoll nachgewiesen, daß das Entstehen großer geschlossener Weltreiche überhaupt aus sehr fundamentalen, wirtschaftlichen Gründen heraus nicht zu erwarten ist, weil die internationale Arbeitsteilung in Gewerbe, Rohstoff-

Digitized by Google

förderung und Landwirtschaft so stark im Vorschreiten begriffen ist, daß auf die Dauer keine Isolierung einzelner Gruppen mehr möglich ist, sondern alle Volkswirtschaften auf gegenseitige Ergänzung und Aushilfe angewiesen sind — eine Entwicklung, die natürlich zu ihrer Verwirklichung ganz andere Kräfte braucht als die Propaganda der rücksichtslosen Macht. „Dampf und Elektrizität haben die ganze Welt umgestaltet", so sagt der französische Admiral Reveillière, „nur die Routine der Staatsmänner ist dieselbe geblieben". Die Routine des nationalen Egoismus in der Weltpolitik entspricht einer rückständigen Auffassung der wirtschaftlichen Lebensbedingungen und übersieht das höchst reale Interesse, das heute jede nationale Gemeinschaft an der Verwirklichung der Völkerverständigung hat, übersieht die große wirtschaftliche Wahrheit, daß heute auf die Dauer keine Volksgemeinschaft auf Kosten der Anderen ökonomisch prosperieren kann.

Ich möchte aber nicht nur zeigen, daß der Imperialismus die weltwirtschaftlichen Schwierigkeiten nicht lösen kann, mit denen er seine kulturelle Notwendigkeit begründet, und daß diese Schwierigkeiten, wie alle die komplizierten wirtschaftlichen Probleme der Gegenwart, für Zwangs- und Machtlösungen völlig unzugänglich sind, sondern auch, daß die sittlichen und geistigen Wirkungen, die von ihm ausgehen, auf die Dauer die fundamentalsten Lebenswurzeln gerade der wirtschaftlichen Leistungskraft einer Nation angreifen müssen.

Wer die Wirksamkeit des Imperialismus auf seinem klassischen Boden beobachtet, dem wird vor allem ins Auge fallen, welche eingreifende „Umwertung aller sittlichen Worte" von seinen Verkündigungen ausgegangen ist. Man höre z. B. folgende Worte von Cecil Rhodes, um die ganze Suggestionskraft dieser neuen Gewaltlehre zu verstehen:

> „Wenn es einen Gott giebt, der über die Nationen herrscht und sich mit den Schicksalen der Sterblichen befaßt, so ist es unmöglich, ihm besser zu dienen, als daß man so viel als möglich von der Weltkarte britisch rot färbt und soweit es möglich ist, dazu beiträgt, daß die Menschen die Milton Gottes Engländer nannte, überleben und die Untauglichen ausgeschieden werden."

Hier wird die neue Aera des wilden Wettkampfes um die Verteilung der Erdkugel proklamiert, des Kampfes, in dem der Stärkste Sieger bleibt — und um diesen Kampf erfolgreich zu führen werden Geister wieder gerufen, die aus der englischen Civilisation schon für immer verbannt zu sein schienen. Man erinnere sich demgegenüber z. B. an die großmütige Art, wie einstmals Gladstone die Niederlage der Engländer bei Majuba Hill aufnahm. Man denke an solche edle Erscheinungen, wie die des Generals Gordon, dessen ritterliches und gewinnendes Auftreten der englischen Nation mehr Prestige verschafft hat, als alle nachfolgenden Brutalitäten. Und man höre demgegenüber Stimmen wie die des Rev. Robin, des Hofkaplans der Königin, der anläßlich der Einnahme Khartums folgenden feierlichen Dank sprach: „Der Gott der Schlachten und der Gott Gordons gab den Sieg denen, die dreizehn Jahre vorher einen Eid schwuren vor dem Gott des Himmels, daß zur Rache für jeden Tropfen von Gordons Blut Ströme von Blut fließen sollten von denen die ihn erschlugen." Und ein christliches Blatt, „The Methodist Times" beklagt sich, daß die englischen Generäle in Südafrika „too Christian" seien und giebt den Rat: „Krieg muß erbarmungslos geführt werden, in der Weißglut des Ingrimms. Man muß seinen Feind hassen ohne Schonung. Wir müssen den moralischen Mut haben, vor nichts zurück zu schrecken."

Digitized by Google

Der Imperialismus hat auch einen Dichter gefunden in der Gestalt Kiplings, ja es ist vielleicht zweifelhaft, ob dieses Weltmachtfieber so sehr hätte Besitz ergreifen können von allen Schichten der Nation, wenn nicht dieser Dichter mit seinen packenden Versen die Herrenmission seines Volkes in so fascinierende Form gefaßt und alle Roheit romantisch verklärt und mundgerecht gemacht hätte. In seinen Dichtungen klingt etwas von dem was Wallenstein dem Idealisten Piccolomini entgegenwirft:

„Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht dem Guten
Den Edelstein, das allgeschätzte Gold, müßt ihr den falschen
Mächten abgewinnen — da herrscht der Streit und nur die Stärke siegt
Und niemand lebet der aus ihrem Dienst die Seele hätte rein zurückgezogen."

Und so verherrlicht Kipling die starken scrupellosen Männer, die nicht viel nach Gewissen und Menschlichkeit fragen, aber dafür ihrer Nation ein Weltreich erobern und fremden Erdstrichen die „Segnungen" der englischen Civilisation bringen. Solche Bahnbrecher des Weltreichs werden, wie er singt, dereinst vielleicht nicht in den höchsten Himmel kommen, aber sie werden mit den neun Musen zusammen speisen und Gott wird an ihren Tisch treten und sie als Ordner und Urbarmacher des Erdreichs begrüßen. In diesem Sinne feiert er auch ohne jede Verdammung den großen Rheder, der schlechte Schiffe fahren läßt und rühmend von sich sagt:

„Ich fragte nie lang. Was ich wollte, davon ging ich nie zurück
Ich ergriff stracks meinen Vorteil und jetzt, nennen sie's Glück.
Herr Gott, was hatt ich für Schiffe, gebrechlich, leck und alt
Und ich ließ sie segeln und scheitern — just so wie man mich bezahlt."

Kipling's stärkste Wirkung auf seine Zeitgenossen wird am treffendsten gezeichnet in Gissings Roman Whirlpool, wo es von ihm heißt:

„Hier wird der starke Mann betont. Es nützt kein Entgegenstemmen; er zerstampft unsere Vorurteile. Es ist die Stimme der Reaktion. Millionen Menschen, natürliche Menschen, rebellieren gegen die Zahmheit und Sanftheit der Ueberkultur. Menschen in allen Enden der Welt, die kaum wissen, was sie wollen oder nicht wollen, und hier kommt Einer und spricht für sie . . . . . das Empire! Das beginnt schon etwas zu bedeuten. Der Durchschnitts-Engländer hat bis jetzt nicht begriffen, daß es ein solches Ding giebt, wie das britische Empire! Bei Gott! Wir sind das britische Empire und wir werden ihnen schon zeigen, was das bedeutet!"

Wir sehen hier in den Worten von der Zahmheit und Sanftheit der Ueberkultur etwas anklingen von dem Protest Nietzsches gegen die Humanität; der Imperialismus wird hier zum Sammelwort gemacht für die Entfesselung aller ungebändigten Menschenkraft; die Notwendigkeit der Sicherung und Mehrung des britischen Weltreichs wird der Maßstab, nach dem alle Werte umgewertet werden.

Was hat nun demgegenüber die soziale Wissenschaft zu sagen? Ich meine, sie hat vor allem die verhängnisvolle Illusion zu zerstören, als könne diese triumphierende Verherrlichung der Gewalt und diese Entmutigung der Gewissenhaftigkeit auf dem Gebiete der Weltpolitik und des Colonialwesens ihren Weg gehen, ohne daß dadurch im Innern der Nation ebenfalls alle auflösenden Instinkte geweckt werden und sich gegen die sittlichen Fundamente des Gemeinschaftslebens wenden. Es ist darauf hinzuweisen, daß man unmöglich für das, was der Staat thut, eine besondere Buchführung einrichten kann, weil eben jedes brutale oder gewissenlose Vorgehen der staatlichen

Digitized by Google

Exekutive auch alle untermenschlichen Mächte in dem Individuum entbindet. Und dieser Rückschlag der auswärtigen Aktionen auf alle inneren Lebensverbände ist um so stärker und durchgreifender je mehr die Demokratie, die Teilnahme Aller an den öffentlichen Entscheidungen vorschreitet und je mehr durch den hochgesteigerten Nachrichtendienst die Roheit aus der Fremde sozusagen auf elektrischem Wege in die Heimat übertragen wird. Es ist nur zu bezeichend, daß kürzlich einmal eine große englische Handelszeitung (Investor's Review) einen Artikel veröffentlichte unter dem Titel „Die Rache Afrikas" worin ausgeführt wurde, daß die Brutalität der afrikanischen Politik sich furchtbar an England zu rächen beginne, weil das moralische Miasma dieser Politik an der sittlichen Lebenskraft der Nation zu zehren beginne, so wie das physische Miasma des dunklen Erdteils die körperliche Konstitution des Europäers untergrabe.

Aus ähnlichen Erwägungen heraus protestierte auf einem Massen-Meeting in Chicago Miß Jane Adams, die Leiterin des sozialen Settlements Hullhouse, gegen den Imperialismus:

„Rudyard Kipling wird noch einmal der Menschheit dafür Rechenschaft abzulegen haben dafür, daß er den Fortschritt der Civilisation mit dem Imperialismus identifiziert hat. Zehn Jahre lang habe ich in einem Arbeiterquartier gelebt, das in keiner Weise verbrecherisch war — und doch im letzten Oktober wurden wir durch sieben schwere Mordthaten erschreckt. Ein wenig Untersuchung der Motive und Einzelheiten sowie die persönliche Bekanntschaft mit zwei von den Verbrechern ließen nicht den geringsten Zweifel daran, daß es der Krieg war, der den wilden Instinkten die letzte Scheu genommen hatte. Ungebildetes Volk, das von Schlachten und Blutvergießen liest, bekommt daher seine Suggestionen; Gewohnheiten von Selbstbeherrschung, die mühsam erworben, brechen plötzlich nieder . . . ."

Diese Illustration zeigt besonders deutlich die Richtung, in welcher eine tiefere sozialwissenschaftliche Revision der sogenannten hohen Politik zu gehen hat: So gut wir eine Wissenschaft haben, die den Zusammenhang sittlicher Entartung mit gewissen sozialen Zuständen und Entwicklungen ans Licht rückt, so gut wird sich auch eine Wissenschaft entwickeln, die den Zusammenhang beleuchtet zwischen moralischen Zersetzungsprocessen in der Volksseele und gewissen Aktionen der staatlichen Machtpolitik — und die auf Grund solcher Feststellung höchst realer Lebensverkettungen auch in Bezug auf die Wertung mancher gefeierten Staatsmänner eine radikale „Umwertung aller Werte" vornehmen wird.

Wenn man demgegenüber etwa einwendet, daß von der bloßen Wissenschaft doch schwerlich eine Gegenwirkung gegen solche elementare Völkerbewegungen ausgehen kann, so möchte ich darauf hinweisen, daß das wissenschaftliche Denken gewiß solche Gegenwirkung nicht *erzeugt*, wohl aber löst es selber elementare Kräfte der physischen und ethischen Selbsterhaltung dadurch aus, daß es gewisse Zusammenhänge des gesellschaftlichen Geschehens aufdeckt, die bisher mehr oder weniger im Dunkel lagen. Die Ahnung solcher Zusammenhänge ist es ja heute schon, die in allen Kulturländern eine so starke Gegenbewegung des öffentlichen Gewissens gegen die Gewaltpolitik erzeugt — eine Gegenbewegung, der zur vollen Kräftigung nur noch das Selbstvertrauen fehlt, das erst durch die geistige Durchdringung der ganzen Frage gewonnen werden kann. Mindestens ebenso charakteristisch für unsere Zeit wie der Imperialismus, ist jene *tiefgehende Erregung des Rechtsgefühls und des Gewissens*, die heute in

Digitized by Google

allen großen Kulturnationen ihre ersten Zeichen giebt und überall lähmend auf den robusten Uebermut der Aktion wirkt — sodaß es bald dahin kommen wird, daß die herrschenden Nationen überhaupt auf dem Gebiete der Vergewaltigung nur noch den kleinsten Teil ihrer sozialen Energie werden entfalten können. Unsere ganze Kultur schwankt zur Zeit unschlüssig zwischen zwei diametral verschiedenen ethischen Wertsystemen, die sich beide von der großindustriellen Entwicklung nähren und auf sie berufen, und Sache der sozialen Ethik eben wird es sein, zu zeigen, welches von diesen Wertsystemen der Wirklichkeit näher steht, die Lebensbedingungen der modernen Gesellschaft zutreffender interpretiert: Auf der einen Seite erregt die Not der modernen Industriearbeiterklasse das Gewissen der oberen Klassen, Männer wie Kingsley und Toynbee treten auf und werden die Führer einer tiefen Bewegung des Mitgefühls und der Gerechtigkeit; aus dieser Bewegung werden eine Reihe einschneidender sozialer Reformen geboren; der Schutz der Schwachen wird ein Bestandteil des öffentlichen Gewissens, die Herrenmoral wird auf weiten Gebieten zurückgedrängt und Wortführer dieses gesteigerten ethischen Feingefühls treten nun auch im Völkerverkehr gegen jede Verletzung der sittlichen Grundsätze auf, die in ihrer tiefen Bedeutung für die Ordnung der inneren Fragen gleichsam neu entdeckt worden sind. Und auf der anderen Seite erheben sich, ebenfalls im Namen der großen Industrie und der sozialen Frage, Männer wie Chamberlain und Rhodes, die das Recht des Stärkeren proklamieren und eine rücksichtslose Machtpolitik als wirtschaftliche Existenzbedingung ihrer Nation hinstellen. Interessant für diesen Zwiespalt ist eine Stelle in Brasseys englischem Marinejahrbuch, wo es heißt: „Im nächsten Seekriege werden diejenigen Schiffe siegen, deren Kommandanten, unbeeinflußt durch unzeitgemäße Humanität ihren Feinden den größten Schaden zuzufügen wagen."

„Unzeitgemäße Humanität" sagt hier ein Vertreter der Richtung, welche die Lebensbedingung einer Nation in der Stärke ihrer zerstörenden Energie sieht — denn das Gewissen macht ja „feig", wie Hamlet sagt. Auf der anderen Seite aber kommt der Wortführer der sozialen Reform und wird behaupten: Nichts ist zeitgemäßer als die Steigerung der Menschlichkeit und Gerechtigkeit, denn die wirtschaftliche Zukunft einer Nation wird abhängen von dem Fortschritt der sozialen Reform und von der sittlichen Veredlung des Arbeitsverhältnisses.

Wer hat Recht? Wer soll weichen? Ist die Humanität nur ein Luxus, eine Nervosität, die den härteren Notwendigkeiten weichen muß, oder hat sie selber eine höchst fundamentale Funktion in der Lebenssicherung einer Nation? Ist die Gewaltpolitik des Imperialismus den sozialen und ökonomischen Aufgaben gewachsen, von denen sie ihre Mission ableitet oder sind diese Aufgaben so verwickelter Natur, daß sie zu ihrer Lösung an ganz andere Kräfte der menschlichen Natur apellieren? Wenn es nun wirklich Thatsache wäre, daß die wirtschaftliche Existenz einer Nation im Wettbewerbe an die gewaltthätige Vergrößerung ihrer Machtsphäre gebunden ist, müßten dann nicht doch die Bedürfnisse dieses Existenzkampfes in den Vordergrund treten und die wachsende Verrohung und Verwilderung im inneren Leben als notwendiges Uebel mit in den Kauf genommen werden?

Wir hätten also die Frage zu beantworten, inwieweit die Verfeinerung und Veredlung der sozialen Beziehungen im Innern sowie die Pflege der geistigen Güter selber von grundlegender Bedeutung für Existenz und Wachstum einer Nation sind. Und hier kommen wir auf das entscheidende Argu-

Digitized by Google

ment gegen die Imperialisten. Sie sehen nicht, daß die wirtschaftliche Blüte heute garnicht mehr auf dem beruht, was man den anderen fortnimmt, sondern auf dem, was man selber leistet, d. h. auf der Intensität und Qualität der eigenen Arbeit. Und diese nationale Arbeit beruht wiederum auf einer Reihe von geistigen, sozialen und moralischen Qualitäten, die gerade denjenigen Kräften entgegengesetzt sind, die der Imperialismus entfesselt. Gerade an der Entwicklung der deutschen Industrie läßt sich das am deutlichsten illustrieren. Hat diese deutsche Industrie etwa ihre Siege erfochten durch Torpedos und Panzerschiffe? Keineswegs. Die deutsche Industrie verdankt ihren Welterfolg der deutschen Wissenschaft. Sie siegt in allen denjenigen Branchen, die in Verbindung mit dem deutschen Universitätslaboratorium stehen, vor allem in der chemischen und elektrotechnischen Industrie und auf dem Gebiete der Präcisionsinstrumente. Die Chemnitzer Baumwollweberei schlug z. B. alle Konkurrenten aus dem Felde, weil sie ihre Tricots mit einer Anilinfärbung versehen konnte, die aus den deutschen chemischen Laboratorien stammt. Gehen wir nun weiter und fragen, worauf diese Ueberlegenheit der deutschen Wissenschaft beruht, so werden wir sehen, daß es vor allem die große ideale Inspiration ist, welche Männer wie Lessing, Kant, Fichte, Goethe und Schiller der geistigen Arbeit der Deutschen gegeben haben. Nachdenkliche Naturforscher wie Dubois Reymond, Liebig u. a. haben das stets offen anerkannt. So beschreibt z. B. Liebig die Bedeutung des Idealismus für den Fortschritt der exakten Forschung mit folgenden Worten:

„Die große Masse der Menschen hat keinen Begriff davon, mit welchen Schwierigkeiten Arbeiten verknüpft sind, die das Gebiet des Wissens thatsächlich erweitern; ja man kann sagen, daß der im Menschen liegende Trieb nach Wahrheit nicht ausreichen würde, die Hindernisse zu bewältigen, die sich dem Erwerbe eines jeden großen Resultates entgegenstellen, wenn dieser Trieb sich nicht im Einzelnen zu einer mächtigen Leidenschaft steigert. Alle diese Arbeiten werden unternommen ohne Aussicht auf Gewinn und ohne Anspruch auf Dank. Der, welcher sie vollbringt, hat nur selten das Glück, ihre nützliche Anwendung zu erleben; er kann das, was er errungen, auf dem Markte des Lebens nicht verwerten, es hat keinen Preis und kann nicht bestellt und erkauft werden."

Das Wort Christi: „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren" hat dementsprechend auch eine tiefe Anwendung auf die nationale Lebensbehauptung und besagt dort: Eine Nation, die alle ihre Energien auf den weltlichen Machterfolg konzentriert, verschüttet damit die geistigen Lebensquellen auch ihrer wirtschaftlichen Produktivität. Niemand hat das schärfer ausgesprochen als Nietzsche, wenn er sagt:

„Die Opfer der politischen Krankheit dürfen nicht allein nach den ungeheuren Einbußen bemessen werden, welche Krieg und Kriegsbereitschaft mit sich bringen, auch nicht allein darin, daß eine Menge der hervorragendsten Talente auf dem Altare des Vaterlandes oder der nationalen Ehrsucht geopfert werden. Sondern abseits von diesen öffentlichen Hekatomben und im Grunde viel grauenhafter als diese begiebt sich ein Schauspiel, welches fortwährend in hunderttausend Akten gleichzeitig sich abspielt. Jeder tüchtige arbeitsame geistvolle strebende Mensch eines solchen nach politischen Ruhmeskränzen lüsternen Volkes wird von dieser Lüsternheit beherrscht und gehört seiner eigenen Sache nicht mehr völlig an . . ."

Digitized by Google

Wenn wir nach den kulturellen Grundlagen für den Erfolg der wirtschaftlichen Arbeit fragen, so haben wir nicht nur jene geistigen Faktoren zu beachten, sondern uns auch zu vergegenwärtigen, in wie hohem Maße die Leistungsfähigkeit dieser Arbeit abhängt von der sittlichen Entwicklung des Arbeitsverhältnisses, von der Ueberwindung der Herrenmoral und dem Wachstum der Selbstbeschränkung in den beiden zusammenwirkenden Klassen, von der sozialen Reform, der sittlichen Ueberwindung des Alkoholismus, kurz von lauter Faktoren, die gerade im Gegensatz stehen zu der entfesselten Roheit, die im Gefolge der imperialistischen Politik einhergehen muß.

Gino Capponi, ein Vorgänger Machiavellis, sagte einmal: „Unsere Zeit braucht Männer, die ihr Vaterland mehr lieben als ihre Seelen." Nun, von unserer Zeit kann man sagen, daß das Vaterland zu seiner Blüte gerade die Seelen braucht, d. h. daß im Interesse des Lebens und Wachsens einer Nation nicht mehr die Aufopferung des Gewissens und die Preisgabe der ideellen Güter um des äußeren Erfolges willen liegt, sondern gerade im Gegenteil die höchste Steigerung und Heiligung dieser Mächte. Nur ein Staatsmann, der alle seine internationalen Aktionen mit dieser Wahrheit in Einklang setzt, ist ein wirklicher „Realpolitiker".

Zum Schluß noch ein Wort über das Verhältnis des Imperialismus zu dem Problem der Angliederung der unentwickelteren Racen an das Werk der Kultur. Der Imperialismus wird von seinen Verkündigern ja nicht nur um wirtschaftlicher Vorteile willen, sondern auch damit gerechtfertigt, daß er der Bahnbrecher der Zivilisation sei. Betrachtet man aber die geistigen Mittel, die der Imperialismus in den Dienst dieses Vorhabens stellt, so sieht man, daß für dieses schwere und verantwortungsvolle Erziehungswerk überhaupt keine ungeeignetere Ausrüstung und Vorbereitung gedacht werden kann, als es diejenige des Eroberers und Machtpolitikers ist. Erziehung heißt Hilfe zur Selbständigkeit, heißt Ueberredung und Gewinnung des inneren Menschen, heißt geduldige Pflege und Selbstbeschränkung — und wo das nicht ist, das ist auch keine Erziehung, sondern nur Vergewaltigung und Verwilderung und diese ist produktiv weder für die Vergewaltiger noch für die Vergewaltigten. Wer Alles mit Flinten und Kanonen machen kann, und die absolute Macht hinter sich fühlt, in dem sterben die feineren Fähigkeiten einfach durch Nichtgebrauch ab. Und das ist gerade die Tragödie des Imperialismus mit seiner ganzen Erobererstimmung und mit seiner prinzipiellen Absage an das Beste und Feinste, was die Kultur hervorgebracht hat. Man braucht nur einen Blick auf die chinesische Frage zu werfen, um den Bankerott dieser Kanonenpolitik zu erkennen. Aber auch die gefeierte „Civilisierung" Indiens durch die Engländer leidet immer schwerer an dem Fluch jeder Machtpolitik: Man hat militärisch aber nicht pädagogisch zivilisiert. Die Folge davon ist, daß Indien zwar von vielen Straßen und Eisenbahnen durchzogen ist — aber das indische Volk selbst ist kulturell tot. Man hat die eigentlichste Aufgabe aller Erziehung nicht zu leisten vermocht, nämlich die Selbstthätigkeit des Zöglings zu entbinden. Der Indier ist ausgeschlossen von aller Teilnahme an der höheren Verwaltung des Landes und so liegt eine tiefe Depression über seiner ganzen Race, die Ausdruck fand kürzlich in dem Worte eines angesehenen Indiers: „Wir hassen die Europäer mehr als die Cholera und eines Tages werden wir es machen wie die Chinesen und alle Fremden totschlagen."

John Stuart Mill, dessen Vater die betreffenden Verhältnisse aus eigener Anschauung sehr genau kannte, wirft einmal sehr mit Recht die

Digitized by Google

Frage auf, was wohl geschehen würde, wenn die englische Nation von einem indischen Beamtenheer regiert würde — er will damit jene ganze lebensfremde Grundauffassung des Imperialismus treffen, als könne überhaupt ein Kulturkreis dem andern ohne weiteres seine Zivilisation aufzwingen und als sei der Fortschritt der Zivilisation gleichbedeutend mit der gewaltthätigen Uniformierung des Lebens. In Wahrheit wird wirkliche Zivilisation nur soweit fortschreiten, als von der angeblich höheren Race das konkrete Beispiel der Menschlichkeit und des Rechtsgefühls, der geduldigen und verständnisvollen Hilfe ausgeht — jede andere Methode wird sich dereinst einmal aufs schwerste rächen, wenn die niederen Racen in die internationale Arbeitskonkurrenz eintreten und nicht nur aus ihren altgewohnten sozialen Lebensformen herausgerissen worden sind, sondern auch an deren Stelle nur das Roheste und Gierigste aus der fremden Kultur kennen gelernt haben. Oder meint man etwa, daß ein Christentum, das durch Politik und Imperialismus offiziell dementiert wird, irgend eine andere Wirkung haben könne als die Erbitterung und Verachtung der Unterworfenen nur noch zu steigern?

Diese ganze Racenfrage ist in der That viel ernster, als sie zur Zeit aussieht — um so mehr als es sich auch hier vor allem um die Rückwirkung der Brutalität auf die weiße Kultur selber handelt. Ein englischer Kolonialpolitiker sagte kürzlich einmal: „Ich bin für den Schwarzen gegen den Alligator und für den Weißen gegen den Schwarzen" — wobei er nur leider die Hauptsache vergaß, daß man auch für den Schwarzen eintreten kann im Interesse des Weißen, ja daß überhaupt der Schutz der Schwachen im tiefsten Sinne ein Schutz der Starken ist gegen die moralische Entartung, die jede schrankenlose Machtstellung mit sich bringt. In diesem Sinne sagte einmal der amerikanische Negerbischof Booker-Washington vor einem weißen Publikum:

> „Eure beste Kultur hat mich nun dahin gebracht, daß ich dem weißen Unterdrücker mit gleicher Sympathie gegenüberstehe wie dem unterdrückten Schwarzen. Denn ich sehe, wie jener sein moralisches Leben verliert, das Beste was er hat. O meine weißen Freunde, Ihr könnt Euer Leben gar nicht von dem unsrigen trennen. Jedes Unrecht, das Ihr uns thut, fällt tausendfach auf Euer eigenes Haupt, jede Vernachlässigung beraubt Euer eigenes Leben."

Der Leipziger Ethnologe Ratzes hat kürzlich einmal auf die verhängnisvolle Stümperei hingewiesen, mit der man die schwierigsten Kulturaufgaben in fremden Erdteilen blos von strategischen und kurzsichtigen ökonomischen Gesichtspunkten beurteile und die Politik unbeeinflußt lasse von einer gründlichen Kenntnis der Rassenpsychologie und der Ethnologie. In den Staatswissenschaften scheine dieses Kapitel ganz zu fehlen. Nun, es fehlt darin noch manches andere und auch das, was Ratzes vorschlägt, genügt noch keineswegs. Wir brauchen eine Wissenschaft vom politischen Handeln, welche die Aktion einer staatlichen Gesammtheit aufbaut nicht nur auf der Kenntnis fremder Rassen, sondern auch auf einer Kenntnis der Rückwirkung dessen, was gegen fremde Rassen verbrochen wird, auf die eigene Kultur. Und wir brauchen eine Wissenschaft, die den Zusammenhang der Menschlichkeit und des Rechtsgefühls mit den Fundamenten der sozialen Lebenskraft und Leistungsfähigkeit aufdeckt und welche die geistigen Bedingungen aller nationalen Blüte in die gebührende Beleuchtung rückt. Kurz wir brauchen eine Wissenschaft, welche die Erkenntnis des Zusammenhangs von Ursache

Digitized by Google

und Wirkung, auf Grund deren wir die äußere Natur bemeistern, auch konsequent auf die Probleme menschlichen Zusammenlebens anwendet.

Wir studieren die Wirkung der physischen Gifte auf den menschlichen Körper, wir stellen die Reaktionsverhältnisse der verschiedensten Stoffe fest, wir untersuchen die Wirkungsweise der elektrischen Kräfte und ihre Anpassung an die verschiedensten Aufgaben der Technik — da wäre es doch eigentümlich, wenn wir hilflos blieben dort, wo es sich um das Wissen von den politischen Kräften und Wechselwirkungen handelt, das uns ermöglichen könnte, die menschlichen Kräfte planvoll und vorschauend an die Aufgaben des menschlichen Daseinskampfes anzupassen — statt da immer nur von der Hand in den Mund zu leben. Man hat der modernen Wissenschaft vorgeworfen, daß sie die religiösen Grundlagen des Gewissens zerstört habe — es ist nun Sache der Wissenschaft, zu zeigen, daß sie nicht nur eine auflösende Kraft im moralischen Leben ist, sondern daß sie durch ihre strenge Darstellung der Verkettung von Ursache und Wirkung auch im Völkerleben den alten Satz in neues Licht rückt, daß der Lohn der Sünde der Tod ist und damit auch denen das Handwerk legt, die mit Berufung auf die Forderungen des realen Lebens in der hohen Politik allen dunklen Gewalten der menschlichen Natur freie Bahn geben wollen.

Digitized by Google

Die Jungfrauen vom Felsen.

Von **Gabriele d'Annunzio.**

(Schluß.)

Wir waren in Antonello's Zimmern, die durch die herabgelassenen Vorhänge beinahe dunkel waren, denn der Himmel draußen hatte sich bewölkt. Ich sah ihn nicht durch die Fenster und hatte trotzdem die Empfindung der draußen herrschenden, bedrückenden Schwüle und war sicher, daß einige Regentropfen zu fallen anfingen, einige dieser warmen Thränen, die so süß sind, wenn sie Gesicht und Hände benetzen. Antonello lag ausgestreckt auf seinem Bette, unbeweglich, ohne zu sprechen. Von Zeit zu Zeit hörte man eine Schwalbe zwitschern.

„Und ist es vielleicht deswegen," fragte ich Oddo, „daß Massimilla ins Kloster geht?"

„Ich weiß nicht; ich glaube nicht," erwiderte er. „Es ist schon zu viel Zeit seitdem vergangen. Aber sicher muß das Leben in diesem Hause für sie noch drückender sein, als für die andern. Ich meine immer, sie muß sich verdorrt und erloschen vorkommen, wie die Pflanzen in den Herbarien, die Simonetto ihr in seinem Testament vermacht hat. Ach dieses Brautkleid, das wie eine Reliquie in einem Schrank verschlossen geblieben ist! Stellst Du Dirs vor? Diese weiße Hülle, die seitdem den Duft der trocknen Pflanzen angenommen haben muß! Stellst Du Dirs vor? Glaubst Du, daß irgendwo auf der Welt der Tod ein traurigeres Museum besitzen kann als das, welches Massimilla hütet? Ich bin manchmal ungerecht; manchmal kann ich eine Art Bitterkeit nicht verbergen, die mir aus dem Herzen aufsteigt bei dem Gedanken, daß Massimilla fortgeht, daß sie uns verläßt. Es scheint mir, als müsse ihrem Scheiden die endgültige Auflösung folgen; es scheint mir, als müßte ein Wirbelwind uns alle vernichten und wie einen Haufen Fetzen zerstreuen. Während sie sich zu retten sucht. Aber ich bin ungerecht. In Wahrheit ist sie hier vielleicht die allerunglücklichste. Was ich ihr lachend voraussagte, ist für sie zur Wirklichkeit geworden. Sie glaubt, daß sie geworden ist, wie die Blumen und die Blätter in den Herbarien. Um wieder aufzuleben, um einen Schein des Lebens zurück zu erlangen, zwingt sie sich, mit lebendigen Dingen zu verkehren. Hast Du sie nicht beobachtet, wenn sie ihre Hände ins Grün einwühlt und in dieser Stellung verweilt, um zu fühlen, wie die Raupen über ihre Haut kriechen? Weißt Du nicht, daß sie Stunden und Stunden im Garten verbringt, um kleine Tierchen zu suchen und sich mit ihnen anzufreunden? Darin ist sie, wie Du sagtest, das Musterexemplar einer Franziskanerin. Aber was würdest Du sagen, wenn Du erführest, daß dies nichts anderes ist als der angstvolle Drang, das Leben zu spüren? Ich habe es verstanden; ich allein vielleicht habe es verstanden . . ."

Die letzten Worte brachte er mit leiser Stimme hervor, gleichsam als

Digitized by Google

spräche er sie nur zu sich selbst; und dann schwieg er, vielleicht um in seinem Inneren das Geschöpf seiner krankhaft erregten Einbildungskraft zu betrachten. — War es der Traum eines Unzurechnungsfähigen? Oder entsprach die lebendige Massimilla wirklich dieser hilflosen Hüterin getrockneter Pflanzen? — Ich hielt mich bei diesem Zweifel nicht auf; aber ich wollte die ganze Poesie auskosten, die diese seltsamen Bilder in den Schatten des Zimmers ergossen, in das jetzt das schwache Rauschen des Regens drang, ein Bedürfnis in mir erweckend, den feuchten Erdgeruch einzusaugen. Ich stand auf, um das nächste Fenster ein wenig zu öffnen; der frische Duft drang ein.

„In den ersten Monaten nach Simonetto's Tod," nahm Oddo das Gespräch wieder auf, „beschäftigte sie sich viel mit den Herbarien. Sie brachte in dem Zimmer, in dem sie aufbewahrt wurden, lange Stunden damit zu, die Blätter zu ordnen und die Zettel zu lesen. Und ich leistete ihr häufig Gesellschaft, so sehr dauerte sie mich. Eines Tages, erinnere ich mich, überraschte ich sie dabei, als sie in demselben Zimmer den Schrank öffnete, in dem sie ihr Brautkleid aufbewahrte. Eines andern Tages, im Frühling, erinnere ich mich, war sie tief ergriffen, weil eine Narzissenzwiebel ausgeschlagen hatte . . . Es ist sonderbar; nicht wahr, Claudio? Im vergangenen Frühling habe ich dieselbe Zwiebel wieder keimen sehen. Und dieses Jahr? Ich habe Massimilla nicht gefragt . . . Wollen wir gehen und nachsehen?"

Er stand auf, wie von einer fieberhaften Ungeduld getrieben und machte einige Schritte gegen die Thür. Aber Antonello, der bis dahin auf seinen Kissen gelegen hatte, erhob sich ebenfalls, mit demselben Ausdruck — der noch lebhaft vor meiner Erinnerung stand — mit dem er das Herannahen der düster-melancholischen Sänfte angezeigt hatte; und zum Zeichen des Schweigens den Zeigefinger an den Mund legend, beugte er sich gegen die der Loggia zugewandte Mauer und stand lauschend da. Man hörte in der tiefen Stille nichts, als das sanfte, gleichmäßige Rieseln des lauen Frühlingsregens in dem einsamen Garten.

„Geht nicht hinaus!" flüsterte Antonello.

Wir fragten nicht nach dem Warum, so deutlich stand auf seinem abgemagerten verzerrten Gesichte der Grund dieser Angst zu lesen. Und als der Klang von Stimmen und Schritten näher kam, drängte sich Oddo zur Thür und öffnete sie ein wenig, um hindurch zu spähen. Ich trat auch herzu; und, an seiner Seite stehend, erblickte ich durch die Spalte Anatolia, die in der offenen Loggia ihre Mutter am Arm führte, gefolgt von einer der beiden grauen Frauen. Die Fürstin Aldoina schleppte sich mühsam, mit ihrem ganzen Gewicht auf die Tochter gestützt; sie war seltsam angethan mit einem pompösen Kleid mit langer Schleppe, mit falschen Juwelen geschmückt, bleich und massig, den Kopf hoch erhoben und etwas nach rückwärts geneigt, die Augen halb geschlossen, mit einem unbeschreiblichen Lächeln um die welken Lippen, fast als ob das Geräusch des Regens auf dem Steinpflaster des Hofes für sie ein Gemurmel der Huldigung bedeute, durch deren Mitte sie als Königin auf ihren Thron hinschritte. Und das ganze Licht schmerzlichsten Mitgefühls leuchtete in dem Gesicht der Tochter, während sie sich zu der Wahnsinnigen neigte.

Als die Erscheinung entschwand, blieben wir einige Augenblicke in mitleidiger Beklommenheit. Und während man noch den Klang der traurigen Schritte hörte, sah ich schon in meinem Innern mit ungewöhnlicher Klarheit das Bild der Jungfrau, von Mitleid erfüllt und mit schmerzlicher Geberde,

Digitized by Google

wie ich sie in ihrem wahren und hehren Lichte erkannt hatte. Und aus meiner Brust stieg ein fast religiöses Gefühl auf, wie vor einem heiligen Mysterium; denn keine der früheren vor meinen Augen vollbrachten Handlungen der holden Trösterin hatte für mich den Wert und die Bedeutung dieser, die sie da unbewußt unter meinen verborgenen Blicken vollbrachte. Sie erreichte plötzlich in meinem Empfinden eine erhabene Höhe, von dem ganzen Glanz ihrer seelischen Schönheit bestrahlt, erhoben durch die ganze Kraft ihres heldenmütigen Willens. So betrachtet, außerhalb jeder Beziehung zu mir selbst, im Geheimnis ihres eigenen Lebens, dem ich fremd war, in der absoluten Aufrichtigkeit ihrer Empfindung, verklärte sie sich zu einer Idealgestalt, die sie all jenen furchtlosen, von den Dichtern der Unsterblichkeit geweihten Geschöpfen gleichstellte, den göttlichen Opfern eines freiwilligen Martyriums. Antigone, die den alten, blinden Vater an der Hand führt oder, niedergekauert, die Leiche des Bruders mit Erde deckt, war nicht zärtlicher und nicht stärker als sie, hatte keine reinere Stirn und kein größeres Herz. In dieser Art verdrießlichen Hinschmachtens, in diesem entnervenden Halbdunkel, in dem ein Kranker sein Uebel noch vertiefte, während eine rastlose Stimme das Bild einer vergeblichen Hinopferung zwischen abgestorbenen Blumen heraufbeschwor, verlieh plötzlich die Trösterin meinem Geiste Lebensmut; und wie ein unvermutetes Licht, das durch dunkele Mauern dringt, das unbewegliche Schwert inmitten der aufgehängten Trophäen erglänzen macht, so löste sich aus meinem verborgenen Willenszentrum ein leuchtender Blitz. In ihr steckt eine Kraft, die wunderbare Früchte tragen konnte. Mit ihrem inneren Gehalt hätte sie einen übermenschlichen Keim nähren können. Sie war in Wahrheit die „Nahrungspenderin" aber so, wie die jungfräuliche Antigone dem blinden, verbannten, herumirrenden Oedipus erschienen war. Eine unendliche Menge dürstender Geschöpfe hätte sich volltrinken können an ihrer Zärtlichkeit, ohne sie auszuschöpfen. Hütete sie nicht, gleich der antiken Heldin, in sich, in ihrem großen Herzen die heilige Flamme, die auf dem Herde ihres dem Untergang geweihten Geschlechtes erloschen war? War nicht einzig sie die Seele des traurigen Hauses? Massimilla in ihrem dürren Garten und Violante in ihrer Wolke von Wohlgerüchen erblaßten neben dieser ihrer Schwester, die mit so sicherem Schritt und mit so süßem Lächeln den Weg der Aufopferung wandelte.

Und ich dachte an den, der da kommen sollte.

Fürst Luzio und ich, wir saßen nahe bei einem offenen Balkon zur Nachmittagszeit, als die schon allzu drückende Glut dieses sich zu Ende neigenden Maimonats nachzulassen begann und ziehende Wolken hie und da einen langen, blauen Schatten auf das glühende Thal warfen. Es war der Jahrestag von König Ferdinando's Tod, und der Fürst, der seine Trauer in Treuen hütete, beschwor alle die Trübseligkeiten und alle die Schrecken der langen königlichen Agonie vor meinen Geist; und die düsteren Schreckbilder, von der greisenhaften Stimme wach gerufen, folgten sich hier, über den aus dem einsamen Garten aufsteigenden Düften schwebend, in endloser Reihe; die stumme Reise über die Höhen von Ariano und durch das Vallo di Bovina mitten durch Schneegestöber; die unheilschweren Ahnungen, die sich bei jedem Schritt erhoben; die ersten Zeichen des Uebels, die an einem eisigkalten Abend auftraten, als der vor Kälte erstarrte König mühselig über das Eis kletterte, das den steilen Weg ungangbar machte; die wahnsinnige Angst, den Weg ohne Aufenthalt zu verfolgen, als ob das unerbittliche Schicksal ihn hetzte; die fürchterliche Blässe, die ihn plötzlich bedeckte angesichts der Menschenmenge, inmitten der Huldigungen, deren stürmischen

Digitized by Google

Grad er vorausempfand; der Schrei, den der Schmerzenskrampf ihm entriß und den das Geräusch des Hochzeitsfestes übertönte; die Verwirrung der um sein Bett versammelten Aerzte, die unter dem feindlichen und argwöhnischen Blick der Königin nicht wußten, was zu thun; der Thränenausbruch beim ersten Eintreten der Herzogin von Calabrien, dieser Blüte frischester Jugend, in das von den Ausdünstungen der Krankheit schon infizierte Zimmer, in dem er verfallen, und von den erduldeten Qualen fast stumpfsinnig, da lag; dann das tragische Lebewohl, das er seiner eigenen Statue zurief, während die Krankenwächter ihn in ein anderes Zimmer trugen: dann die Einschiffung, diese traurige Ceremonie, die einem Leichenbegängnis glich und sein melancholisches Epigramm, als die Tragbahre durch die Schiffsluke, die man durch Beilhiebe hatte erweitern müssen, herabgelassen wurde; dann die Ankunft in Caserta, die schnelle Verschlimmerung, die faulige Zersetzung seines Körpers in dem großen, von Heiligenbildern, wunderthätigen Reliquien, Kruzifixen, Lampen und Wachskerzen umgebenen Bette; endlich der Pomp des Viatikums; der König, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, der sich zum Schrecken der Umstehenden aus den Kissen erhob; seine letzten Worte; die christliche Heiterkeit des Todes; der Streit zwischen der Königin und den Aerzten wegen der Einbalsamierung der Leiche; die Soldaten, die bei der Bahre wachten und unaufhörlich die zahllosen eiternden Wunden reinigen mußten: all' die traurigen und all' die schrecklichen Erinnerungen glitten an uns vorüber.

Das göttliche Fieber, das in der Einsamkeit der Campagna meine Betrachtungen bis zur Trunkenheit gesteigert hatte, entbrannte von neuem in meinen Adern; und die großartigen Phantasien, die von dem heiligen Boden mir aufgestiegen waren, brachten wieder meinen Geist in Aufruhr; und all die Hoffnungen, die mein wütender Stolz in jener Einsamkeit geboren, die noch die Erinnerung an die blutigste der menschlichen Tragödien aufbewahrt, alle stiegen sie wieder auf und wirrten durcheinander und erfüllten mich mit einer Seelenangst, die ich kaum ertragen konnte. Der Anblick des ehrwürdigen Greises erschien mir um so ernster und feierlicher, als ich ihn zu dieser Stunde als den Träger jener Jugend betrachtete, die sich im Lichte des Ruhmes auf dem Jahrhundertstamm seines Geschlechts in wundervollster Form erschlossen hatte; und ihm, der schon dem Grabe zugeneigt war und den der Schmerz zum Seher gemacht hatte, ihm wollte ich wie einem Richter die Rechte meines ehrgeizigen Traumes beweisen, und ihn wollte ich, wie einen Auguren, um ein günstiges Zeichen bitten, und ihm wollte ich, wie einem ebenbürtigen, das Bündnis anbieten, das mir notwendig war. Die stumme Gegenwart von Anatolia im Schatten erhöhte meine erregte Empfindung; denn sie erschien mir in Wahrheit als die, die bestimmt ist, durch die Liebe zu werden: „diejenige, die die Tugenden eines von den Göttern begünstigten Geschlechts fortpflanzt und ihnen Ewigkeit verleiht." Ich wagte es nicht, mich nach ihr umzudrehen, so heilig schien mir in diesem Augenblick das Geheimnis ihrer Jungfräulichkeit; aber in mir klärte sich das undeutliche Bild der verborgenen Schätze, das ich einige Male aus einem plötzlichen Aufleuchten in der Tiefe ihrer durchsichtigen Augen empfangen hatte; und ohne mich umzusehen, empfand ich dennoch in jenem Schattensaume eine Art beseelter Fülle, eine lebendige Form von unschätzbarem Werte, ein unbeschreiblich erhabenes und geheimnisvolles Etwas, wie die göttlichen Wesenheiten, die in Tempeleingängen unter Schleiern gehütet werden.

„Sie sind mit mir der Ueberzeugung," sprach ich, „daß jede Voll-

Digitized by Google

kommenheit des menschlichen Typus die Wirkung einer ursprünglichen Anlage ist, die über zahllose Stufen, von Auswahl zu Auswahl, ihre größte Intensität erreicht und sich schließlich unter der Gunst zeitlicher Bedingungen in einem Geschlechte manifestiert. Der Wert des Blutes wird nicht nur von unserem Patrizierstolz gerühmt, sondern er wird auch von der ernstesten Wissenschaft anerkannt. Das höchste und vornehmste Exemplar kann nur am Ende einer Geschlechterkette erscheinen, die mit der Zeit durch eine fortgesetzte Häufung von Kräften und von Thaten in die Höhe gekommen ist; am Ende eines Geschlechtes, in dem durch eine lange Reihe von Jahrhunderten die schönsten Träume, die mutigsten Gefühle, die edelsten Gedanken, der gebieterischste Wille erzeugt und erhalten wurden. Betrachten Sie nun ein Geschlecht von uralt königlicher Herkunft, das unter lateinischer Sonne erblüht ist auf einem glücklichen, von den Strömen einer neuen Poesie benetzten Boden. Nach Italien zurückversetzt, erblüht es in solcher Ueppigkeit, daß in kurzer Zeit kein andres sich ihm vergleichen kann. „Traurig der Schüler, der nicht seinen Meister übertrifft," hat Leonardo da Vinci gesagt. Und dieses Geschlecht scheint ein anderes, noch stolzeres Wort zu Anfang seiner Größe gesetzt zu haben: „Traurig der Sohn, der nicht seinen Vater übertrifft." Durch eine ununterbrochene und gemeinsame Anstrengung erhebt es sich von Generation zu Generation zu den höchsten Bethätigungen des Lebens. In Zeiten blindwaltenden Zornes, in denen die Vernunft sich einzig auf Massengewalt verläßt, scheint es schon verstanden zu haben, „daß die Menschen, die geistig den andern überlegen sind, von Natur der andern Herren sind." Und von Anbeginn an hat seine Zucht einen intellektuellen Charakter und scheint von Dante'schem Geiste diktiert, indem es die gesamte mögliche Geistesmacht in Thaten umsetzt, zunächst denkt und dann dementsprechend handelt. Bei den bedeutsamsten Aemtern sowohl, wie auf den blutigsten Schlachtfeldern und bei den glänzendsten Festen: allenthalben steht es in erster Linie: gleicherweise hervorragend im Befehligen von Heeren, im Regieren von Staaten, im Führen von Botschaften, im Beschützen von Künstlern und Gelehrten, im Erbauen von Kirchen und Palästen. Es mischt sich in das gesamte italienische Leben unter seinen verschiedensten Formen; es taucht in jeden frischen Quell neuer Kultur. Leben heißt für dies Geschlecht sich selbst bejahen und ohne Unterlaß anwachsen, es heißt kämpfen und ohne Unterlaß siegen: leben heißt für es die Oberherrschaft haben. Ein unersättlicher Herrscherinstinkt peitscht es unaufhörlich vorwärts, während ein lichtvoller und zuverlässiger Gedanke den dauernden Ungestüm lenkt. Und immer setzt es — wie jene klugen Bogenschützen, die Machiavelli als Beispiel anführt — sein Ziel weit höher, als den vorbestimmten Punkt. So bedeutsam sind seine Thaten, daß die größten Dichter ihren Ruhm verewigen und die Geschichtsschreiber sie denen der alten Helden an die Seite stellen und sie den kommenden als Muster preisen. Dennoch hat man den Eindruck, als ob seine Kraft noch nicht ganz sich offenbart habe, noch nicht ihre unüberwindliche Höhe erreicht habe; man hat den Eindruck, als ob seine angesammelte Energie sich morgen, oder in einem Jahrhundert, oder in einer unbestimmten Zeit, in einer letzten, höchsten Erscheinung entladen müßte . . ."

„Cave adsum!" fiel der Fürst mit einem überlegenen Lächeln ein. „Ist das nicht vielleicht der Wahlspruch dieses Deines Geschlechts?"

„Es könnte auch den Wahlspruch der Montaga tragen," erwiderte ich rasch, „Sub se omnia."

Der Fürst neigte sich mit einer Haltung, die an sich allein schon be-

Digitized by Google

wiesen hätte, daß meine Antwort nicht eine einfache Höflichkeit, sondern der Würde seines großen Namens angemessen war. Er erschien mir wieder dem Bilde ähnlich, das mir aus meiner Knabenzeit von ihm im Gedächtnis geblieben war: das wundervolle Exemplar einer überlegenen Menschengattung, das in jeder seiner Handlungen seine andersartige Wesenheit, das Gefühl seiner absoluten Getrenntheit von der Menge, von den gemeinen Pflichten und von den gemeinen Tugenden manifestierte. Es schien mir, daß er, wenn er nur wollte, die Last des Unglücks, das ihn niederdrückte, von seiner Seele schütteln und sich in seiner ganzen männlichen Kraft wieder aufrichten könnte, die wunderbare Eigentümlichkeit seiner Hände gleichsam auf seine ganze Persönlichkeit übertragend: dieser schönen, reinen Hände, die wie durch die Wunderkraft eines Balsams unberührt geblieben, die überlebenden Diener einer freigebigen Großmut, die man einzig der antiken vergleichen konnte, „die es liebte, für kleine Dienste königlich zu lohnen."

Die letzte Stunde des Tages kam heran; und von dem flammenden Himmel stieg die Verkündigung des Sommers herab in den königlichen Garten, wo zwischen dem herben Duft des hundertjährigen Buchsbaums die Statuen — bleich und dennoch wachsam wie Andenken an eine treue Seele — mit ihrem Schimmer die Gespenster der vergangenen Größe heraufbeschworen. Jenseits aber der Mauern öffnete sich der ungeheure Felsen-Cirkus, den das Feuer der Urzeit gestaltet, so gewaltig und so unzugänglich, daß eine jede seiner Spitzen würdig schien, einen gefesselten Prometheus zu tragen.

Diese Spitzen hatte ich am ersten Abend in den Himmel wie Rubinen flammen gesehen, in einem unglaublichen Feuer, und die höchste hatte ich über dem allgemeinen Schatten in Gluten bleiben und den Himmel mit ihrer Schärfe verwunden sehen, gleich einem Schrei hoffnungsloser Leidenschaft. Ich war damals allein in jener Dämmerung gewesen und die drei rätselvollen Prinzessinnen waren ferne in ihrem verschlossenen Garten, und mein Schicksal war noch losgelöst von ihren Schicksalen. Aber jetzt sollte, durch eine seltsame Verkettung von Umständen, jenes in der ersten Erregung meines Wunsches vorgeahnte Geschick sich verwirklichen; ich stand im Begriff, ein feierliches und unwiderrufliches Wort auszusprechen. — So war ich also aus jedem ratlosen Schwanken erlöst? Ich hatte also unter den drei Seligreichen, die ich an jenem fernen Abende zu erblicken geglaubt hatte in der Geberde, als wollten sie mit ausgestreckten Armen meine Frühlingsgabe in Empfang nehmen, ich hatte also endlich eine zu dem notwendigen Bündnis erwählt? Und ich würde also ihren Namen angesichts des Vaters aussprechen? — Ein neues Schwanken bemächtigte sich meiner; und es war mir, als wäre Anatolia in ihrem Schattendunkel nicht mehr allein, als hätten sich die Schwestern schweigend zu ihr gesellt und als wären ihre Augen gespannt auf mich gerichtet.

Als ich mich umwandte, erblickte ich im Schatten das unbewegliche, weiße Gesicht; und jedes andere Bild entwich und jede eitele Unruhe verschwand.

Sie war das lebendige Symbol der Sicherheit, sie war die Wachende, die Schützende. Mit ihrer Kraft und ihrer Geduld, am Lichte ihres eigenen Lächelns hatte sie es verstanden, den Schmerz in eine demantene Rüstung zu wandeln, die sie unbezwinglich machte. Sie war geschaffen, um bis zum Tode den zu hüten und zu pflegen und zu verteidigen, der ihrer Obhut anvertraut war. Und wieder sah ich sie — in meinem Traume — mit der reinen, strahlenden Stirn wachen über dem Sohne meines Blutes und meiner Seele.

Digitized by Google

Da stieg aus den Wurzeln meines Seins — dort, wo die unzerstörbare Kraft der Ahnen schlummert — der Wunsch auf und flog der Auserwählten zu, der Wunsch, jenen Einen zu schaffen, auf den sich alle idealen Reichtümer meines Geschlechtes und meine eigenen Erwerbungen und die mütterlichen Vollkommenheiten übertragen sollten. Das Gefühl ursprünglicher Abhängigkeit, das mein gegenwärtiges Wesen mit den fernsten Vorfahren verband, wurde mir jetzt überraschend deutlich; und wie der Gipfel des Baumes in sich das ganze Leben des verzweigten Stammes, bis in die äußersten Wurzeln hin, zusammenfaßt, so fühlte ich in mir das ganze Geschlecht leben, das der Tod nur in den einzelnen körperlichen Erscheinungen, in den vorübergehenden Formen der Generationen hatte zerstören können. Und die Fülle und Kraft dieses Lebens schienen die Grenzen meines natürlichen Vermögens niederzureißen.

Ich hatte den Namen Alessandro's, desjenigen ausgesprochen, der, in fortwährendem Zusammenhang mit meinem Geiste lebte und von mir empfunden wurde als der Genius des Geschlechts, bestimmt, eines Tages aus dem überlebenden Stamme in einer Erscheinung erhabensten Lebens wieder zu erstehen. „O Du, sei, der Du werden sollst." Unter seinem Blick, unter seinen Ermahnungen hatten sich die festen Linien meiner Aufgabe bestimmt; und nun, in dem Augenblick, da sich eine große Sache für mich entscheiden sollte, stellte er sich mir zur Seite. Ich hatte ihn lebendig vor Augen, als ob seine blasse, despotische Hand sich auf die Tischkante neben mir gestützt hatte, und als ob dort die Statuette der Pallas und der Granatapfel mit dem scharfen Blatt und der feurigen Blüte lägen. „O Du, sei, der Du werden sollst." Und eine andere jugendliche Gestalt, einem jüngeren Bruder von ihm gleichend, stand wie sein Widerschein ihm gegenüber.

„Alessandro und Ercole! Die beiden dahingemähten Purpurblüten, die zwei göttliche Künstler, Leonardo und Ludovico, eingeerntet und zu unvergänglichen Gestalten umgewandelt haben. Als Andrea Cantelmo starb, hatte er schon all die Kräfte, die er in sich trug, geoffenbart; und der Tod mähte ihn an der Schwelle des Greisenalters, mit Ruhm bedeckt, gleich nach der Belagerung von Balaguèr, die seine größte Heldenthat war. Aber diese beiden, die dem Leben gegenüber standen, die Hände gefüllt mit dem Samen aller Hoffnungen, die hatten noch die weitesten Möglichkeiten vor sich. Ihre jugendlichen Häupter schienen geschaffen, um die Königskrone zu tragen, die alte Krone, die schon ihre Väter getragen hatten. In einem von ihnen ahnte Leonardo da Vinci den zukünftigen Gründer eines neuen Fürstentums, den triumphierenden Tyrannen, der der Menge das Joch jener Wissenschaft und jener Schönheit auferlegen sollte, in die der große Meister seinen Lieblingsschüler eingeweiht hatte. Aber das Schicksal wollte die Erfüllung dieser Ahnung hinausschieben. Beide warfen sie ihr Leben beim ersten Ansturm fort, denn ein allzu glühendes Feuer verzehrte sie. Ercole in der Sandebene des Po gegen die Slavonen; Alleſſandro an den Ufern des Taro in der Schlacht von Fornovo. Erinnern Sie sich der Verse, mit denen Ariosto den herrlich schönen Sohn Sigismondo's Cantelmo feiert?

„Der kühnste Knabe seines Alters, der von einem Pol zum andern, und von der äußersten Küste Indiens bis zu jener wo die Sonne sinkt, je gewesen . . ." Sein Tod war allzu grausam! Bei einem kühnen Streifzug zum Gefangenen gemacht, wurde ihm der Kopf auf der Ruderbank eines Schiffes, die zum Block diente, im Angesicht des Vaters abgeschlagen. Ich stelle mir vor, daß das Blut aus dem Rumpfe herausschoß wie eine Flamme

Digitized by Google

und die Seite des Schiffes verbrannte. Nein, ich stelle es mir nicht vor, ich sehe es. Was für ein wundervoller und schrecklicher Sturm von Jugend mußte es nicht sein, der dem Pferde die Sporen in die Weichen drückte, daß es in rasender Wut gegen die feindlichen Wälle stürmte! Ach, lieber Vater, auch ich habe sie gekannt, diese Stürme, und mein Pferd weiß davon zu sagen und die Trümmerfelder der römischen Campagna .... In jenem Augenblick fühlte sich Ercole sicher würdig, zwischen seinen Schenkeln das Flügelroß zu pressen, das aus dem Blute der Meduſa geboren ist. Cave adsum! Arioſto, ihn besingend, hat ein Wort gefunden, das allein ihn schon mit Ruhm bestrahlt, indem es bezeichnet, wie der Kühne starb, um nicht den Traditionen, die einem jeden Cantelmo bindend sind, untreu zu werden: das heißt, selbst dem schlimmsten Tode trotzen auf dem Posten, auf den er sich gestellt hat, weil er ihn für den ehrenvollsten hält. Er hatte beim Angriff einen Gefährten an seiner Seite. Als sie beide sich auf den Feind stürzten,

„Rettete sich Ferruffin, Cantelmo fiel."

Er blieb, einer gegen tausend. Und der göttliche Ludovico stellte seine schöne und blutige Gestalt zu Anfang eines Gesanges, wo Bradamente Wunder verrichtet mit seiner goldenen Lanze. Alleſſandro's Tod aber gleicht dem eines Halbgottes. Bei Fornovo bricht während des stärksten Schlachtgetümmels ein Unwetter los und der Taro überflutet mit furchtbarer Gewalt seine Ufer. Plötzlich verschwindet Alleſſandro, wie einer jener alten hellenischen Heroen, die ein Wirbelwind von der Erde aufhob und in verklärter Gestalt himmelwärts trug. Sein Körper wird weder auf dem Schlachtfelde, noch sonst irgendwo gefunden. Aber er lebt, lebt durch die Jahrhunderte, ein volleres Leben, als das unsere ist. Leonardo hat mir nicht nur sein Bildnis hinterlassen, sondern sein Leben, sein wahres Leben. Ach, lieber Vater, wenn Sie nur ein einziges Mal sein Bild gesehen hätten, so würden Sie es nie wieder vergessen können. Es ist unvergeßlich. Nichts auf der Welt hat für mich einen gleichen Wert, und kein Schatz wurde je mit leidenschaftlicherer Eifersucht gehütet. Wer gab mir die Kraft, eine so lange Einsamkeit, eine so harte Selbstzucht zu ertragen? Wer hat meinem Geiste, ebenfalls durch die strengste Ausübung der Selbstbeherrschung, diese Art nüchternen Rausches eingeflößt, durch die jedwede Kraftanstrengung leicht erscheint? Wer anders als er, Alleſſandro? Er stellt für mich die geheimnisvoll-bedeutsame Macht des Stiles dar, die von niemandem, auch von mir selbst nicht, in meiner Person je verletzt werden kann. Mein ganzes Leben spielt sich unter seinem beobachtenden Blicke ab; und, wahrhaftig, lieber Vater, wer der unausgesetzten Prüfung eines solchen Feuers widersteht, der ist nicht entartet. „O Du, sei, der Du werden sollst!" Das ist seine tägliche Mahnung. Aber, während er mich so anstachelt, mich zu vervollkommnen, stellt er mir auch die Vision einer Existenz vor Augen, die der meinen an Würde und an Kraft überlegen ist. Und immer gedenke ich Dessen, der da kommen soll."

Ich hielt inne, denn ich fühlte, wie meine Stimme bebte und ich fürchtete, die Woge, die mein Herz erfüllte, möchte plötzlich überschäumen. Und die Seele des Greises war so gänzlich mit der meinen verbunden, daß er grade in diesem Augenblicke mit einer unwillkürlichen Bewegung beide Hände nach mir ausstreckte.

„Da ein Willen zu Zweien nötig ist, um diesen Einen zu schaffen, der über seine Schöpfer hinaus soll," fügte ich mit gedämpfter Stimme und mich zu ihm neigend hinzu, „könnte ich kein schöneres Bündnis erstreben

Digitized by Google

als eines, das mir das Recht gäbe, Sie Vater zu nennen, wie ich Sie nenne. . . ."

Und, von Rührung übermannt, verharrte ich in der gebeugten Stellung, seine zitternden Hände in die meinen pressend, während er, ohne ein Wort zu sagen, meine Stirn mit den Lippen berührte. Aber in der Stille hörte ich, durch das Klopfen meines Herzens und das schwere Atmen des Vaters hindurch, Anatolia's leichten Schritt, die sich aus dem Zimmer entfernte. — Ging sie, um im Geheimen zu weinen? Ihr Bild, das ich unbeweglich und bleich im Schatten gesehen, glänzte an meinem inneren Himmel wie ein Sternbild aus Thränen. — Ging sie, um in der Einsamkeit zu weinen? Vielleicht traf sie auf ihrem Wege die Schwestern. . . . Dieser Zweifel verwirrte mich plötzlich innerlich. Mein Blick fiel auf die Camee, die an der väterlichen Hand glänzte.

Und während aus dem verschlossenen Garten der Abendduft heraufstieg, breitete sich über meine Seele, wie durch einen Zauber, eine dunkele Empfindung, die sich um mich langsam mit jenem Dämmerschatten verdichtete.

* * *

Wie stand es inzwischen um das Herz derjenigen, die sich zum Scheiden vorbereitete? In welcher Weise setzte sich ihr mystisches Dasein auseinander mit der Erinnerung jener höchsten Stunde, die der Zeiger auf dem leuchtenden Marmor verzeichnet hatte?

Me Lumen, Vos Umbra Regit.

Vielleicht war sie öfter als einmal zurückgekehrt zu dem kleinen Friedhof mit den Taxusbäumen und den Anemonen; und sie hatte vielleicht wieder ihre zarten Hände auf das Zifferblatt gelegt, um seine Wärme zu empfinden; und sie hatte vielleicht von neuem meine Beschwörung gehört: „Wärmen Sie Ihre Hände an der Sonne, baden Sie sie in Sonne, diese armen Hände; denn binnen kurzem werden Sie sie auf der Brust gefaltet oder unter der baumwollenen Kutte verborgen, im Schatten halten . . . ." Und öfter als einmal hatte sie vielleicht die Ziffer, die die göttliche Stunde anzeigte, mit der Handfläche verdeckend, in dem großen Schweigen erbebend gewartet, daß der Schatten des Zeigers die Spitze des Ringfingers erreichen möge, wie an jenem traumhaften Tage; und sie hatte vielleicht geweint, weil das Wunder der Liebe sich nicht erneuen wollte.

Sine Sole Sileo.

Das Bild der mir von Oddo geschilderten Hüterin getrockneter Pflanzen und das Bild jener traurigen Seele, die um die Sonnenuhr irrte, die für sie vergeblich die Stunde der Glückseligkeit angezeigt, verschmolz mir in eins. Und ich dachte: „wenn ich die Macht besäße, Dir ein schönes Schicksal zu gestalten in der Art, wie der Künstler das nachgiebige Wachs formt, Dir o Massimilla, die Du mir entgegen tratest aus einem dürren Blumengarten, in den ein düsteres Gelübde Dich gebannt hatte, so würde ich Deine Idealgestalt durch den Tod vollenden, durch den allgütigen Tod würde ich Deine Vollkommenheit vollenden; denn keine andre Stunde erwartet Dich mehr, die irgend welchen Wert für Dich haben könnte, nachdem Du einmal jenes Gebiet des Lebens erreicht hast, über das man nicht hinausgehen kann, wenn man die Absicht hat, zurückzukehren. Ich würde es so einrichten, daß Du, durch die göttliche Erinnerung geleitet, zurückkehrtest an den Platz, an dem ich die Anemonen pflückte, um sie über Dein Haupt verschwenderisch zu

Digitized by Google

ergießen, und dort, bei dem Marmor der Sonnenuhr, würdest du die harmonische Gebärde wieder finden, die ich damals an Dir pries. Und der Augenblick, in dem der Schatten des Zeigers die Spitze Deines Ringfingers erreichte, würde der Augenblick Deines Todes sein. Dann würde ich selbst unter dem unbeweglichen Blick der gestürzten Karyatide das Grab für Deine sterbliche Hülle graben; und ich würde Dich beisetzen, wie in Dante's Vision die edelen Frauen Beatrice beisetzten, und auch Dein Haupt würde ich mit ihrem Schleier verhüllen. Aber kein Kreuz würde ich auf Dein Grab pflanzen, noch irgend ein andres frommes Abzeichen; und wenn doch, so würde ich, um eine Deiner Anmut würdige Grabschrift einzumeißeln, den letzten Sohn der Gracien, der zu Palästina geboren wurde, als deinen himmlischen Bräutigam heraufbeschwören: den Sänger junger, von frühzeitigem Tode dahingerafften Kinder, Meleagro di Gadara, mit der süßen Flöte, von Hyacinthen umkränzt. „O Erde, Allmutter, Heil! Sei dieser Jungfrau nun leicht: sie wog so wenig auf Dir! — "

So gefiel ich mir darin, das Gefühl, das sie mir einflößte, auszuschmücken und ihre Traurigkeit in Poesie zu verklären.

„Hat die Narcissenzwiebel aus dem Herbarium zum dritten Male gekeimt," fragte ich sie unvermittelt eines Tages, als wir auf dem Wasser des Saurgo in der Nähe der toten Stadt waren.

Sie wurde verwirrt und betrachtete mich mit fast erschreckten Augen.

„Woher wissen Sie davon?"

Ich lächelte und erwiderte:

„Sie hat also gekeimt?"

„Nein, nicht wieder!" antwortete sie, das Gesicht senkend.

Wir waren allein auf einem kleinen Nachen, den ich selbst mit dem einzigen Ruder führte. Violante, Anatolia und Oddo waren auf andern, von Schiffern gerunderten Booten. Der Fluß war an dieser Stelle so breit und so ruhig, daß er fast einem Teiche glich; und unzählige Massen von Seerosen bedeckten ihn. Die großen, weißen, rosenartigen Blumen schwammen zwischen den glänzenden Blättern und hauchten einen feuchten Wohlgeruch aus, dem eine durststillende Kraft innezuwohnen schien.

Hier hatte, während der mörderischen Herbstzeit, Simonetto seine botanischen Forschungen unternommen. Ich stellte mir die Gestalt des jungen Gelehrten vor, wie sie, über das Wasser gebeugt, den Schlamm durchforschte, zu der Zeit, als die Wasserrosen im Begriff waren sich zu schließen. Sein hortus siccus mußte sicher vertrocknete Exemplare dieser ganzen um die Ruine erblühenden Wasserflora enthalten.

Da Massimilla's Augen den Bewegungen meines Ruders folgten, das von Zeit zu Zeit ein Blatt köpfte oder einen Stengel zerriß, so sagte ich leise:

„Denken Sie an Simonetto?"

Sie zitterte.

„Woher wissen Sie davon?" fragte sie von neuem erregt, sich mit dunkler Röte bedeckend.

„Ich weiß es von Oddo . . . ."

„Ach!" machte sie, ohne ihren Verdruß über diese meine Mitwissenschaft, die sie zu verletzen schien, zu verbergen. „Oddo hat Ihnen erzählt . . . ."

Sie schloß sich in Schweigen und ich erriet, wie peinlich es für sie war. Einige Augenblicke hielt ich das Ruder an; und das leichte Holz blieb unbeweglich stehen zwischen dem unermeßlichen Weiß lebendiger Blumenkronen.

Digitized by Google

„Haben Sie ihn sehr geliebt?“ fragte ich die Schweigende mit einer Zartheit, die sie vielleicht an unsre ersten Unterredungen gemahnte.

„Wie ich Oddo liebe, wie ich Antonello liebe,“ erwiderte sie mit einem Beben in der Stimme ohne die Augenlider aufzuschlagen.

Nach einer Pause fragte ich sie:

„Treten Sie ins Kloster, um sich seinem Gedächtnis zu weihen?“

„Nein, nicht darum. Es wäre jetzt zu spät . . . .“

„Weshalb also?“

Sie antwortete nicht. Aber ich betrachtete ihre Hände, die sich zusammenkrampften wie in einem Bedürfnis sich zu ringen; und ich verstand die ganze unbewußte Grausamkeit meiner nutzlosen Frage.

„Ist es wahr, daß Sie entschlossen sind in wenigen Tagen zu reisen?“ fügte ich fast schüchtern hinzu.

„Es ist wahr.“

Ihre erblaßten Lippen zitterten.

„Oddo und Anatolia werden Sie begleiten?“

Sie bejahte mit dem Kopfe und preßte den Mund fest zusammen, wie um ein Schluchzen zurückzuhalten.

„Verzeihen Sie mir, Massimilla, wenn ich Ihnen weh gethan habe,“ sagte ich mit tiefer Bewegung, während eine bleierne Traurigkeit sich plötzlich lastend über mich breitete.

„Schweigen Sie, ich bitte Sie!“ flehte sie mit unkenntlicher Stimme. „Bringen Sie mich nicht zum Weinen! Was sollen meine Schwestern davon denken? Ich könnte meine Thränen nicht verbergen . . . . Und ich fühle, wie ich ersticke.“

Von den Ruinen rief Oddo nach uns. Anatolia und Violante hatten schon die tote Stadt betreten. Ein Mann näherte sich uns mit seinem Boote, wohl in der Meinung, der Aufenhalt sei durch meine Unerfahrenheit, das Ruder durch das Wirrsal der Wasserrosen zu ziehen, verursacht.

„Ach, ewig werde ich in meinem Innern Deinen Verlust betrauern!“ sagte mein Schweigen zu ihr, die scheiden sollte. „Ich möchte Dich lieber in der Vollendung des Todes begraben sehen, als Dich in einer häßlichen Existenz wissen, die weit unter der steht, die meine Liebe und meine Kunst Dir verheißen hatten. Und vielleicht hättest Du mich gelehrt, irgend eine ferne, ferne Region meiner Welt zu erforschen, die ohne Dich nun vielleicht verlassen und unbekannt bleibt . . . .“

Das Schiffchen glitt leicht über die weißen Blumenmassen; in der Wasserfurche wiegten sich die Blüten und Blätter und ließen in der krystallnen Klarheit den bleichen Wald ihrer Stengel durchschimmern, bleich und träge, als sauge er seine Nahrung aus Lethe's Schlamm. Die Ruine von Linturno, ganz umschlossen von Wasser und von Blumen, sah in ihrer steinernen Jahrhundert-Ruhe aus wie eine Anhäufung von großen zertrümmerten Skeletten. Und in den Augenhöhlen menschlicher Totenschädel liegt nicht eine so blutlose Leere, wie in den Höhlen dieser verwitterten, von Sonnenbrand und Winterkälte wie Knochen gebleichten Steine. Und ich hatte die Empfindung, eine tote Jungfrau hinüber zu rudern.

Und alles wurde angesteckt von meiner Traurigkeit an diesem wolkenlosen Nachmittag. Wir schweiften lange durch die alte Ruine, nach Spuren des entschwundenen Lebens suchend. Es waren unsichere Spuren, die zusammenhanglose Phantasien heraufbeschworen. — War es ein Schwarm bekränzter Jünglinge, der zum väterlichen Strom singend herabstieg, um ihm das ungeschorene, wallende Haupthaar anzubieten? Oder stieg eine weiße

Digitized by Google

Prozession von Katechumenen, wie Kinder von Milch und Honig genährt, dort herab, um die Taufe zu empfangen? — Eine dunkle Märtyrerlegende breitete über die heidnischen Ueberreste eine Art schmerzvoller Heiligkeit. „Martyris ossa jacent . . .“ lasen wir auf dem Fragment eines Sarkophags; und hier und da entdeckten wir auf zerstreuten Steinen eingemeißelt doppelsinnige Embleme und Symbole: Jupiters Adler und Kybele's Löwen, den Evangelisten dienend; die Reben des Dionysus zusammengebogen, um das Wort des Heilands auszudrücken; Diana's Hirsch als Symbol der dürstenden Seele; Hera's Pfau als Glorie der auferstandenen Seele. Dann und wann ringelte sich eine Schlange aus den Steinen und dem Gestrüpp und entschwand schnell wieder wie ein Pfeil. Ein unsichtbarer Vogel ahmte in seltsamen Tönen das eigentümliche Schnarren nach, das in der Stille des Charfreitag die Stunden angiebt.

„Und Ihre große Madonna, wo ist die?“ fragte mich Anatolia, meiner früheren Worte gedenkend.

Wir suchten zwischen dem Trümmerfeld einen Pfad um zu der zerfallenen Basilika zu gelangen, die sich am äußersten Ende der kleinen Insel, an dem den Felsen zunächst gelegenen Arm des Saurgo befand.

„Das Wasser wird uns vielleicht den Zugang verwehren,“ sagte ich, dicht bei den Mauern einen schimmernden Spiegel gewahrend.

Der Fluß hatte in der That einen Teil der heiligen Ruine überschwemmt; und ein Wald von Wasserpflanzen verästete sich dort friedlich. Aber wir entdeckten eine Bresche, durch die wir in den Chor eindringen konnten. Jede der drei Schwestern machte beim Eintritt das Zeichen des Kreuzes, während mit rauschendem Flügelschlag Vögel aufflogen.

Es herrschte feuchte Frische in bläulich flimmerndem Lichte. Die Apsis und einige Pilaster des Mittelschiffes, die stehen geblieben waren, bildeten eine Grotte, in die das Wasser eingedrungen war bis dicht zu dem einsam ragenden Altartisch; und eine Unmasse von Wasserrosen, größer noch und weißer, als die, über die wir fortgerudert waren, drängte sich in dichter Menge, wie in Anbetung, zu Füßen der großen, stillen Madonna, die ganz allein die Wölbung des goldenen Himmels einnahm. Sie trug nicht das Kind auf ihren Armen, sondern war allein und ganz in einen Mantel von bleierner Farbe, wie in ein düsteres Trauerkleid eingehüllt; und ein tief geheimnisvoller Schmerz lag in ihren großen, weit geöffneten Augen. Ganz oben in der Bogenwölbung hatten die Schwalben einen anmutigen Kranz von Nestern angebracht, nach der Vorschrift der kreisförmig umschriebenen Worte:

Quasi Platanus Exaltata Sum Juxta Aquas.

Und hier knieten die drei Jungfrauen zusammen nieder und beteten.

„Wenn wir Dich hier in diesem Asyl zurückließen, bei den Wasserrosen und den Schwalben!“ dachte ich bei Massimilla's Anblick, die sich während des Gebetes immer tiefer zur Erde zu neigen schien. „Du würdest hier leben, wie eine einsame Najade, die Artemis vergessen hätte, um die neue schmerzensreiche Gottheit anzubeten.“ Und ich stellte mir die Metamorphose vor: nachdem sie mitten unter dem Schwalbenschwarm ihre einsame Andacht verrichtet, taucht sie unter ins Wasser und stiege herab zu den Wurzeln der Blumen . . .

Aber in Wahrheit kam nichts hier in meinen Augen dem Weiß eines Nackens auch nur annähernd gleich, der fast erdrückt wurde von einer Haarmasse, dichter als die marmornen Trauben, die die Vorderseite des Altars schmückten. Nie zuvor hatte ich Violante knien sehen; und diese Stellung

Digitized by Google

widersprach so sehr dem Charakter ihrer Schönheit, daß ich fast wie unter einer Disharmonie darunter litt; und mit seltsamer Unruhe wartete ich, daß sie sich erhöbe zwischen den beiden symbolischen Pfauen, die inmitten der Trauben ihre vieläugigen Federn spreizten.

Vor den andern stand sie auf, mit einer jener wundervollen Bewegungen, mit denen ihre Schönheit über sich selbst hinauszuwachsen schien, so wie ein beständiges Licht zuzunehmen scheint an Stärke, wenn es plötzlich zu funkeln beginnt. **Exaltata juxta aquas!**

Bei der Rückfahrt kam sie zu mir und setzte sich auf das Vorderteil des Schiffchens mir gegenüber, während ich es stehend mit dem Ruder vorwärts stieß. Ich war im Bann einer unüberwindlichen Aufregung, und vor meiner Erinnerung tauchte die blutbefleckte Hand und der blütenschwere Dornbusch wieder auf. Seit jener fernen Stunde befand ich mich zum ersten Mal wieder von Angesicht zu Angesicht allein mit Violante.

„Ich habe großen Durst," sagte sie, indem sie sich rückwärts ins Wasser neigte mit einer Bewegung, die ihr Begehren ausdrückte und sie zugleich mit dem flüssigen, wollüstigen Element zu vermählen schien.

„Trinken Sie nicht von diesem Wasser!" bat ich, als ich sah, daß sie ihre Hände entblößte.

„Warum?"

„Trinken Sie nicht davon!"

Da tauchte sie ihre nackten Hände unter, pflückte eine Wasserrose und beugte sich nieder, um ihre duftende Feuchte einzusaugen. Es schien, als ob rund um uns herum die Blumenschar von einer undeutlich-zitternden Bewegung befallen würde. Die Sonne war hinter die Felsen gesunken, und ein kaum merklicher rosiger Schimmer fiel vom Abendhimmel auf das unübersehbare Weiß.

„Sehen Sie die Wasserrosen an!" rief ich, mit Rudern innehaltend. „Scheinen sie nicht in diesem Augenblicke einen seltsamen Ausdruck von Leben zu gewinnen?"

Sie tauchte von neuem ihre Hände bis zu den Handgelenken unter und hielt sie, diese schwimmenden Blumen von Fleisch, unter Wasser; und während ihr Blick über die wogende Menge glitt, war das Lächeln ihres Mundes so göttlich, daß meine Seele ihm Wunderkraft zuerkennen mußte.

Sie war in Wahrheit würdig, alle Wunder zu vollbringen, und selbst die Seele der Dinge ihrer Schönheit zu unterwerfen. Wir aber, so über das Wasser geneigt, waren durch einen Zauber miteinander verbunden, ähnlich dem, der uns am ersten Tage, angesichts der glühenden Klippe geeint hatte. Ueber unseren Häuptern kreischten keine Sperber, aber Schwalben zwitscherten im Fluge und schossen von Zeit zu Zeit gleichsam Blitze aus ihren weißen Brüsten.

„Nun? Wollen wir nicht weiter? Haben Sie keine Kraft mehr?" fragte sie, sich umwendend, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Spott, mir tief in die Augen sehend. „Sehen Sie nicht, daß die anderen Schiffe schon weit voraus sind?"

Ich blickte nach der kleinen Flotille, die Stirn leicht runzelnd.

„Anatolia ruft uns," fügte sie hinzu. „Beeilen Sie sich!"

Im Dämmerlicht schien der Saurgo breiter zu werden, sich in unbestimmte Ferne zu verlieren, die Kraft seines Stromes wiederzugewinnen und zu verheißen, uns in schöne Länder zu führen. Und in diesem wundervollen Geschöpf, das da über den großen, sanften Fluß gebeugt stand, der rosig erglühte wie in einem Durst und in einer heftigen Begierde nach einer

Digitized by Google

Strömung, die seinen wollüstigen Gefühlen angemessen wäre, in diesem Geschöpf lag eine so geheimnisvolle Schönheit und Poesie, daß meine Seele sich vor ihr in einem Akt glühender Anbetung niederwarf.

„Sehen Sie!“ sprach jetzt zu mir die Offenbarerin und wies auf das Schauspiel, das sie durch eine Bewegung hätte erschaffen haben können. „Sehen Sie!“

Rund um uns her auf dem Wasser, über das ein leiser Schauer lief, schlossen sich die lebendigen Blumen mit einer fast lippenartigen Bewegung, zauderten einige Augenblicke, zogen sich zusammen, tauchten unter und verschwanden unter den Blättern, eine nach der anderen oder gemeinsam in Gruppen, als ob aus der Tiefe eine einschläfernde Macht sie niederzöge. Breite Striche wurden leer; aber zuweilen verspätete sich inmitten derselben eine vereinzelte Wasserrose, in diesem Zögern ihre höchste Anmut ergießend. Eine unbestimmte Melancholie flutete über dem Wasser an den Stellen, wo eine jede der Nachzüglerinnen verschwand. Und es schien jetzt, als ob über dem großen, sanften, rosigglühenden Flusse die nächtlichen Träume der untergesunkenen Blumen zu schweben begännen.

* * *

Aber auf dem Gipfel des Corace geschah das unvorhergesehene Ereignis, das unser Schicksal schließlich entschied.

Wir hatten in Scultro einen Aufenthalt gemacht, um die uralte Abtei zu besuchen, in der die Reste des prächtigen Grabmals noch erhalten sind, eines Meisterwerkes von Gualtiero d'Alemagna, das eine Cantelma zu ihrem eigenen Gedächtnis und zum Gedächtnis ihrer drei Söhne dort errichtet hat: jene prachtvolle Domina Rita, die, mit Giovanni Antonio Caldora vermählt, die Mutter des großen Condottiere Jacopo wurde. Und ich und Anatolia, wir waren als die letzten in der feuchtkalten Kapelle geblieben, um die liegende Gestalt des jungen Helden zu betrachten, der bis zum Hals in ernste Rüstung eingeschlossen, das Lockenhaupt unbedeckt hat, das auf dem marmornen Kissen so königlich ruht.

Wir hatten dann die Maultiere in der Ebene gelassen und waren nach einer langen Wanderung, auf engem, steilem Wege, zu der nördlichen Einsenkung des ursprünglichen Kraters gelangt, der jetzt in einen See umgewandelt ist, dem Secli den Namen giebt. Zu unsern Füßen hatten wir auf der einen Seite das rotfahle Thal des Saurgo; auf der anderen die starken Vorsprünge, die von der großen Bergkette in die darunter liegende, in der Ferne vom Meere begrenzte Ebene auslaufen. Ueber unseren Köpfen hingen an der unendlichen, krystallklaren, blauen Wölbung einige fast unbewegliche Wölkchen, zusammengeballt und blendend weiß wie Schneehaufen.

Auf den Felsen sitzend, blickten wir schweigend um uns. Violante und Massimilla schienen ermüdet; Oddo wollte es noch nicht gelingen, seinen keuchenden Atem zu beruhigen. Aber Anatolia lief umher und pflückte in den Spalten kleine Blümchen.

In mir wühlte eine verworrene Unruhe, die sich zeitweise zu einem bedrückenden Angstgefühle steigerte. Ich fühlte, daß ich vor der unvermeidlichen Stunde der Wahl stand, und daß ich bei den qualvollen und entzückenden Wechselfällen des Wunsches und der Unentschlossenheit nicht länger verweilen, nicht länger trachten durfte, die drei herrlichen Rhythmen zu einer Harmonie zu verschmelzen. Zum letzten Male an diesem Tage erschienen mir die drei Seligreichen vereint, unter dem Lichte desselben Himmels. —

Digitized by Google

Wieviel Zeit war verflossen seit jener ersten Stunde, in der ich, die alten Stufen heraufsteigend, zwischen den sichtbaren Zeichen des Verfalls und der Verlassenheit, in die Stimmen und Schatten der Jungfrauen wie in Wundererscheinungen die erste Musik hineinphantasiert und die erste Verklärung in sie hineingedichtet hatte? — Und morgen würde der vergängliche Zauber gefallen sein, und für immer.

Ich fühlte jetzt die Notwendigkeit, mit lauter Stimme Anatolia die Worte zu wiederholen, die ich schon stumm an das reine Bild gerichtet hatte, das Zeuge meines Zwiegespräches mit dem Vater gewesen war. — Hatten wir uns nicht erst vorher, in der einsamen Kapelle, angesichts jenes von der Treue eines starken Weibes errichteten Grabmals, gefunden in einem und demselben Gefühle, in einem und demselben Gedanken? Hatte ich ihr nicht vorher erst ohne Worte gesagt: „Auch Du könntest die Mutter von Helden werden, die Mitschöpferin. Ich weiß, daß Du meinen Willen in Dir aufgenommen hast und daß Du ihn in Deinem treuen Herzen bewahrst, wo er wie ein Demant flammt. Ich weiß, daß Du im Traume die ganze Nacht lang geheimnisvoll den Schlaf eines Kindes bewacht hast. Während sein Körper mit ruhigtiefen Atemzügen schlief, hast Du seine greifbare Seele gleich einer Glaskugel in Deinen Händen getragen; und Dein Herz schwoll von wunderbaren Ahnungen."

Ich fühlte jetzt die Notwendigkeit, mit ihr das bindende Versprechen auszutauschen, jetzt, da sie im Begriffe stand, mit der Novize und dem Bruder die traurige Reise anzutreten. Aber meine Unruhe lastete mit beängstigender Pein auf mir, als ob ich einer wirklichen Gefahr entgegenginge. Und ich konnte mir nicht verhehlen, daß die Ursache davon in der Erregung lag, die Violante unaufhörlich mit jeder ihrer Bewegungen in mir hervorrief.

Unter uns im Thale lag die Ruine von Linturno gleich einem Haufen weißer Steine, gleich einem inmitten des ruhigen, toten Gewässers blosgelegten Teile des Flußbettes; dort hatte sie erst gestern, gleichsam durch ein doppeltes Wunder, die Wasserrosen verzaubert und meine Seele. Und wieder verzauberte sie mich, wenn meine Augen auf ihr ruhten. Auf dem Felsen sitzend, wie am ersten Tage auf dem Sockel, glich sie einer jener unsterblichen Statuen. Und wieder sah ich sie anwesend und doch entfernt, wie an jenem Tage; und ich dachte wieder: „es ist recht und billig, daß sie unberührt bleibt. Nur von einem Gotte könnte sie ohne Scham besessen werden. Nie wird ihr Schoß die entstellende Last tragen; nie wird die aufsteigende Flut der Milch die reine Form ihres Busens zerstören . . . . "

Mit hervorbrechendem Ungestüm, wie um mich von einem Joch zu befreien, sprang ich auf; und zu ihr, die in den Felsspalten kleine Blümchen pflückte, gewendet, rief ich:

„Da Sie nicht müde sind, Anatolia, wollen Sie mit mir bis auf den Gipfel steigen?"

„Ich bin bereit," stimmte sie mit ihrer klaren, vollen Stimme zu; und zu Massimilla tretend, schüttete sie die kleinen Blumen in deren Schoß.

Violante, den Schleier zwischen ihren Fingern, verharrte in ihrer Stellung, unbeweglich, als ob sie nicht gehört hätte. Aber ich fühlte, daß ihre Augen die umgebenden Dinge nicht sahen und ich erbebte, als ob aus der geheimnisvollen Tiefe, in die ihr Blick gebannt war, ein Strahl des Zaubers bis zu mir gedrungen wäre.

„Kommt nicht zu spät zurück," sagte Oddo in bittendem Ton, und auf seinem hagern Gesicht sah man deutlich das Unbehagen, daß diese

Digitized by Google

Höhen ihm verursachten: eine beständige Furcht gleichsam vor Schwindel. „Wir werden Euch hier erwarten."

Der Gipfel des Corace, ein wenig nach Süden geneigt, ragte nackt und scharf wie ein Helm in den Himmel; und der Pfad, der hinaufführte, lief längs des engen steilen Rückens, von dem zu beiden Seiten der Berg jäh abstürzte, wie ein ganz schmaler Sattel. So gefahrvoll und schwierig war hier der Aufstieg, daß ich Anatolia die Hand zur Hülfe bot, und sie stützte sich darauf, während sie lächelnd und unsicher auf dem beschwerlichen Steig weiter schritt. Wir waren jetzt schon außer Sicht, frei und allein, Beherrscher des unendlichen Raumes. Es schien uns, als ob jeder Atemzug das Blut in unsern Adern reinigte und die Schwere unsres Körpers leichter machte. Und das eigentümliche Aroma, daß das Sonnenfeuer den spärlichen Alpenkräutern entlockte, beschleunigte, einem Zaubermitttel gleich, den Rhythmus unsres Lebens.

Von einer plötzlichen Beklemmung ergriffen, blieben wir stehen: und unsre Hände, die sich allzu heftig gedrückt hatten, lösten sich. Ich blickte meiner Gefährtin in die Augen, aber sie lächelte nicht mehr. Ihr Gesicht war ernst geworden, fast traurig, wie durch einen Kummer verdüstert.

„Wir wollen hier bleiben," murmelte sie mit gesenkten Augenlidern, „ich kann nicht weiter gehen . . . . "

„Noch eine kurze Strecke," sagte ich, gestachelt von dem leidenschaftlichen Wunsch, das Ziel zu erreichen, „wenige Schritte noch, und wir sind auf dem Gipfel!"

„Ich kann nicht weiter gehen," wiederholte sie mit erloschener Stimme, die nicht mehr der ihren glich, und strich mit den Händen über ihr Gesicht, wie um etwas, das sie belästigte, zu entfernen.

Dann versuchte sie, mir zuzulächeln.

„Welch seltsame Einbildung!" fügte sie hinzu. „Der Gipfel ist noch weit. Immer glaubt man, ihn schon zu erreichen, und je höher man steigt, um so ferner rückt er . . . . "

Dann, nach einer Pause, in der sie in die Tiefe ihres eignen Herzens zu lauschen schien:

„Und dort unten ist eine Seele, die leidet."

Sie wendete ihre durch einen Gedanken umdüsterte Stirn dem Orte zu, an dem die Schwestern warteten.

„Wir wollen umkehren, Claudio," fügte sie mit einem Ton hinzu, den ich niemals vergessen werde; denn niemals drückte eine menschliche Stimme in einem Laut eine so große Fülle verborgener Dinge aus.

„Liebe, liebe Anatolia!" brach ich, ihre Hände ergreifend, heraus, ganz erfüllt von dem wundersamen Gefühl, das diese ihre einfachen Worte in mir hervorriefen, in denen für mich der unzweifelhafte Beweis einer inneren, fast göttlichen Offenbarung lag. „Lassen Sie mich zuvor das wiederholen, was mein Schweigen Ihnen schon öfter als einmal gesagt hat . . . Wo könnte ich Ihnen, Anatolia, die Sie das erhabenste aller Geschöpfe sind, meine Treue würdiger anbieten als hier, auf dieser Höhe?"

Sie bedeckte sich mit tötlicher Blässe; nicht wie jemand, der eine lange erwartete, lange ersehnte Freudenbotschaft hört, sondern wie jemand, der in seinem Lebensnerv heftig getroffen wird; und obgleich sie dem Anscheine nach unbeweglich blieb, wurde sie doch im Geiste zu mir gedrängt durch einen unklaren Schauer von Angst, durch eine instinktive Bewegung von Schreck, die ich nicht mit den Augen gewahrte, wohl aber mit einem jener unbekannten Sinne, die sich im Gewebe der menschlichen Nerven zuweilen in einer plötzlichen

Digitized by Google

Vibration offenbaren und dann für immer verschwinden, das Bewußtsein betäubt lassend.

Sie sah sich mit einem Blick voll unbeschreiblicher Unruhe um.

„Sie sprechen, als ob wir allein wären," sagte sie fassungslos, „als ob ich allein wäre . . . als ob ich allein wäre . . ."

„Anatolia, was ist Ihnen?" fragte ich sie, durch ihre unerklärliche Verwirrung, durch ihr entstelltes Gesicht und ihre unzusammenhängenden Worte selbst verwirrt.

Und ein plötzlicher Gedanke blitzte durch meine Ungewißheit. — War sie, die so lange Jahre hindurch an ihren düsteren Kerker gewöhnt als ergebungsvolle Märtyrerin zwischen den alten Mauern gelebt hatte, war sie nicht vielleicht plötzlich von jenem geheimnisvollen Grausen gepackt worden, von jener Art panischen Schreckens, der in der öden Einsamkeit schweigender Bergschroffen herrscht? Gewiß war sie im Banne jenes schrecklichen Zaubers; und ihr Geist geriet nun in Verwirrung.

Wir hatten in dem grellen Lichte nach beiden Seiten hin ein gewaltig-erhabenes Schauspiel zu unseren Füßen. Die Felsenkette, die in ihrer trostlosesten Oede bis zu den fernsten Spitzen vor uns lag, breitete sich aus wie eine ungeheuerliche Ansammlung gigantischer und neugestalteter Dinge, die zum Entsetzen der Menschen als Zeugen irgend einer vorweltlichen Titanenherrschaft übrig geblieben sind. Eingestürzte Türme, geborstene Mauern, verfallene Burgen, ungeheure Kuppeln, gefährdete Säulenhallen, verstümmelte Kolosse, Schiffsvorderteile, Körper von Ungeheuern, Knochengerüste von Titanen, jede Ungeheuerlichkeit und Nutzlosigkeit stellte die gewaltige Kette mit ihren Höhen und Tiefen dar. Die Fernen waren so durchsichtig klar, daß ich deutlich jede Form unterschied, als ob ich den Felsen, den Violante mir vom Fenster aus mit einer Schöpferbewegung gewiesen, ins unendliche vergrößert vor Augen gehabt hätte. Die entferntesten Gipfel zeichneten sich auf dem Himmel mit derselben deutlichen Schärfe, die in der Nähe beim grellen Sonnenlicht die Einsenkungen des Kraters hatten. Der kreisförmige Krater gähnte, ein ungeheurer Schlund, mit einer Art wirbelnden Ungestüms in der Runde, einem Strudel gleich, wenn schon unthätig. Teilweis grau wie Asche, teilweis rötlich wie Rost, war er hier und da unterbrochen von langen Streifen, die weiß und glänzend waren wie Salz, und die das im Grunde angesammelte Wasser in seiner metallischen Unbeweglichkeit widerspiegelte. Und uns gegenüber, am Rande des Abgrunds hängend, wie eine versteinte Heerde, lag Secli: das einsame, einsiedlergleiche Dorf, in dem ein fleißiges Völkchen seit urältesten Zeiten sich damit abgiebt, Darmsaiten für Musikinstrumente zu verfertigen.

„Sie sind ermüdet," sagte ich zu der teuren Gefährtin, indem ich versuchte, sie auf einen Felsblock zu ziehen, der ihr, wie mir schien, wenigstens nach einer Seite hin den Blick ins Leere versperren und durch die Berührung ihr das Gefühl der Festigkeit zurückgeben konnte. „Sie sind ermüdet, Anatolia, und diese Anstrengung ist etwas ungewohntes für Sie, und dieses Schauspiel ist vielleicht ein wenig erschreckend . . . Stützen Sie sich hier, und schließen Sie für einige Minuten die Augen. Ich bleibe an Ihrer Seite. Hier ist mein Arm. Ich werde Sie ohne jede Gefahr wieder herunterführen. Schließen Sie jetzt die Augen, nur für wenige Minuten . . ."

Wieder versuchte sie, mir zuzulächeln.

„Nein, nein," sagte sie, „machen Sie sich keine Gedanken, Claudio."

Und dann, nach einer Pause, mit veränderter, fast geheimnisvoller Stimme:

Digitized by Google

„Es ist etwas anderes . . . Wenn ich die Augen schlösse, könnte ich vielleicht sehen . . .“

Mein Herz zitterte wie ein Blatt bei einem unbekannten Hauche. Und obgleich Anatolia's Gesicht den Ausdruck einer ernsten, aber ruhigen Traurigkeit angenommen und obgleich sich über ihre ganze Gestalt ein Gefühl der Beherrschung des Uebels ergossen hatte, so mußte ich durch eine unklare Analogie doch an jene plötzlichen Angstanfälle von Antonello denken und an die Unruhe, die ein unfehlbares Vorzeichen war, und an jenes Fernblicken, das in seinen blassen Augen aufleuchtete.

„Haben Sie mich verstanden, Anatolia?“ fragte ich, ihre Hand ergreifend; denn wir standen nebeneinander an den Felsblock gelehnt. „Haben Sie verstanden, daß Sie, Sie allein die Gefährtin sind, die mein Herz erwählte an jenem Abend, als Ihr Vater mich zum Zeichen der Zustimmung auf die Stirn küßte? Sie standen auf und verließen das Zimmer, leicht wie ein Geist; und ich, ich weiß selber nicht warum, stellte mir vor, Ihr Gesicht müßte thränengebadet sein . . . Sagen Sie mir, ob Sie weinten, Anatolia, und ob mein Traum Ihnen teuer war!“

Sie antwortete nicht; aber während ich ihre Hand hielt, schien es mir, als ob ihr reinstes Herzblut magnetisch in ihre Fingerspitzen ströme.

„An jenem Abend,“ fuhr ich fort, um sie hoffnungstrunken zu machen, „als ich nach Reburſa heimkehrte, sah ich über einem meiner alten Türme den Abendstern glänzen; und diesen Zufall betrachtete ich wie eine göttliche Verkündigung, so viel Vertrauen hatte ihre Anwesenheit in meine Seele gegossen! Von da an verschmolz ich zwei Bilder in diesen Glanz . . . Sie wissen, welches das andere ist. Immer höre ich die ersten Worte, die Sie oben auf der Treppe an mich richteten: Worte, die „eine unendliche Güte“ offenbarten. An jenem ganzen Tage löste sich das heraufbeschworene Bild nicht von Ihrer Seite, um mir seine Wahl zu künden, und an einem nicht mehr fernen Abend wird es mich selbst nach dem Heim begleiten, das seines Lächelns voll war, und das heute vereinsamt ist . . . Sehen Sie, dort unten!“

Sie blickte auf die fernen Türme von Reburſa in der tiefen Thalsenkung, über die die hängenden Wolken breite Schattenringe warfen; aber ihr Blick schweifte weiter nach Trigento, und inzwischen glitten Zeichen unaussprechlichen inneren Aufruhrs über ihr Gesicht.

„Das Glück ist mir verwehrt,“ sagte sie mit schmerzlicher, aber ruhiger Stimme, während sie die Augen immer noch auf den Garten ihres Leids, auf das Haus ihres Martyriums fest gebannt hielt. „Wie Massimilla habe auch ich die Weihen genommen; und mein Gelübde ist unverletzlich wie das ihre. Und es ist nicht nur ein Akt des Willens, Claudio. Ich fühle jetzt, daß es ein notwendiges Opfer ist, dem ich mich nicht entziehen könnte. Sie haben vorher den Ton meiner Antwort gehört, als Sie mich aufforderten, mit Ihnen bis auf den Gipfel zu steigen. Sie haben gesehen, wie leicht es mir zuerst vorkam, mit Ihnen emporzuklimmen, auf Ihre Hand gestützt. Aber dann . . . ich habe nicht weitergehen können; wir haben den Gipfel nicht erreicht. Sie sehen: ich bin hier, festgeklammert an einen Felsblock. Sie machen mir einen Antrag, dessen Wert Sie selbst nicht kennen, wie ich ihn kenne; und nun sehen Sie mich von einer so schweren Traurigkeit zu Boden gedrückt, daß ich fürchte, sie kaum ertragen zu können, ich, die ich doch niemals vor Leiden zurückgeschreckt bin!“

Ich wagte weder sie zu unterbrechen, noch sie zu berühren. Eine fast religiöse Scheu erfüllte mich. Mit einer noch stärkeren Bewegung als an jenem feierlichen Abend fühlte ich, ohne mich doch umzuwenden, an meiner

Digitized by Google

Seite das Pochen von etwas Erhabenem und Geheimnisvollen, wie die göttlichen Wesenheiten, die im Allerheiligsten der Tempel unter Schleiern gehütet werden. Die Stimme sprach fast in mein Ohr, und doch kam sie mir aus unbestimmter Ferne. Die Worte waren einfach, aber sie waren vorgebracht auf dem Gipfelpunkt des Lebens, dort, wohin die menschliche Seele nur gelangt um sich zu idealer Schönheit zu verklären.

„Blicken Sie dort hinunter! Sehen Sie das Haus, in dem wir Sie vom ersten Tage an wie einen Bruder aufgenommen haben, indem unser Vater Sie wie einen Sohn aufgenommen hat, in dem Sie das Gedächtnis Ihrer teuren Toten unversehrt gefunden haben. Sehen Sie, wie fern es zu sein scheint! Und dennoch fühle ich mich durch tausend unsichtbare Bande, die stärker als Ketten sind, mit ihm verknüpft. Es kommt mir vor, als ob auch von hier aus mein Leben sich ganz mit dem bischen Leben, das da unten leidet, einte . . . Ach, vielleicht können Sie mich nicht verstehen! Aber bedenken Sie die Grausamkeit des Geschicks, das über uns steht, Claudio; denken Sie an die arme, irrsinnige Mutter, an den kraftlosen, erschöpften Greis, an jenes Opfer der Furcht, das beständig am Rande des Wahnsinns schwankt und an jenes andere, das unter derselben Verdammnis lebt, und an das Entsetzen der Vererbung, und an die Einsamkeit, und an die Not . . . Ach, Sie können nicht verstehen! Vom ersten Tage an habe ich gefürchtet, Sie traurig zu stimmen; und ich habe versucht, Ihnen das Schlimmste zu ersparen, Ihnen das ärgste Elend zu verbergen; immer habe ich getrachtet, mich zwischen Sie und unser Unglück zu stellen. Selten nur, und vielleicht nie, haben Sie die ganze Melancholie unseres Hauses geatmet. Wir haben Sie ins Freie geführt, unter die Blumen, die einzig Sie uns zu lieben wieder gelehrt haben; und in unsrem verlassenen Garten haben Sie es vermocht, tote Dinge wieder zu beleben . . . Aber denken Sie an das verborgene Herzeleid! Sie können nicht sehen; aber ich sehe von hier aus alles, was sich dort ereignet, als ob die Wände von Glas wären und ich sie mit meiner Stirn berührte. Es scheint, als wäre alles Leben aufgehoben: Vater und Sohn sind in demselben Zimmer eingeschlossen und wagen nicht hinauszutreten und wagen nicht zu sprechen und lauschen auf jedes Geräusch, und einer vermehrt die Qual des andern, und beide, jeder Kraft bar, harren sie auf meine Rückkehr und horchen gespannt in der Hoffnung, meine Stimme und meinen Schritt zu erkennen. Und sie ist ganz rasend, sucht mich in allen Gängen, durch alle Zimmer, ruft mich mit lauter Stimme, bleibt vor jeder geschlossenen Thür stehen und beginnt zu horchen oder zu klopfen. Und die da drinnen, meine armen beiden Seelen, hören ihr Keuchen und zucken zusammen bei jedem Schlag und können nichts thun, als sich in die Augen blicken, mit welcher Qual, o mein Gott!“

Sie drückte die Hände an die Schläfen, mit einer instinktiven Bewegung, als wolle sie die Rückwirkung des Schmerzes gewissermaßen niederhalten; während ihr ganzer Körper, von dem Felsblock losgelöst, sich dem fernen Ort der Marter zuneigte. Und einige Augenblicke lang schwebte auch ich, die Kehle zugeschnürt von der Angst, die sie mir mitgeteilt, in derselben Stellung, wie sie, über dem Rande des Abgrunds, die Blicke festgebannt auf die ferne Behausung, in der jene armen Seelen vor Leid vergingen.

„Denken Sie,“ begann sie wieder, diesmal mit gebrochner Stimme, „denken Sie, Claudio, was aus ihnen werden würde, wenn ich nicht mehr da wäre, wenn ich sie verließe! Wenn ich mich einmal auch nur für kurze Zeit entferne, empfinde ich ein ungewisses Bangen, eine ungewisse Reue.

Digitized by Google

Jedesmal wenn ich die Schwelle überschreite um fortzugehen, preßt mir ein unheilvolles Vorgefühl das Herz zusammen; und es scheint mir, als müßte ich bei der Heimkehr das Haus voll Klagen und Geschrei finden . . . ."

Ein unbezwingliches Zittern lief jetzt über ihren ganzen Körper, und ihre Augen weiteten sich, als ob eine grauenhafte Vision sie mit Entsetzen erfüllte.

„Antonello . . . ." stammelte sie; und für einige Augenblicke konnte sie kein anderes Wort weiter vorbringen.

Ich betrachtete sie mit unsagbarer Angst; und litt in meiner Seele die Schmerzkrämpfe, die ihre teuren Lippen zusammenzogen. Und die Vision ihrer Augen ging in die meinen über; und ich sah Antonello's weißes, abgezehrtes Gesicht, und das rasche Schlagen seiner Augenlider und sein verzerrtes Lächeln und seine verwirrten Bewegungen, und die Wogen von Entsetzen, die plötzlich über seinen langen, hageren Körper liefen und ihn wie ein gebrechliches Rohr hin und her schüttelten.

„Antonello . . . . er hat versucht zu sterben . . . . Ich allein weiß es. . . . Niemand sonst weiß es; nicht einmal Oddo. Wehe!"

Sie zitterte, an den Felsblock gelehnt, ohne sich beherrschen zu können.

„Eines Abends gab Gott mir ein Zeichen, schickte mich . . . . Gelobt sei er in Ewigkeit! . . . Ich trat in sein Zimmer . . . . und ich fand ihn . . . ."

Halberstickt griff sie mit krampfigen Fingern nach ihrer Kehle, als ob jene Schlinge jetzt sie würgte: zitternd, vernichtet, gänzlich mutlos angesichts jener Erinnerung; sie, die beim Anblick des Halbtoten jeden Aufschrei unterdrückt, ihren zarten Händen männliche Kraft eingeflößt und das Werk ohne jeden Beistand vollbracht hatte, die verstanden hatte, das fürchterliche Geheimnis in sich zu begraben und dann weiter zu leben mit dem tragischen Bild in der Seele, von Angst zu Angst, von Grausen zu Grausen! So erstand sie vor mir in ihrer erhabenen Wirklichkeit, verzweiflungsvoll hingegeben einem Empfinden, das seine Wurzel im tiefsten und heiligsten Instinkt des Seins hatte. Die Stimme des Blutes schien aus allen ihren Adern zu schreien; die Bande des Blutes hielten alle ihre Fibern zusammen. Sie war geboren, um diese sanften und fürchterlichen Fesseln bis zum Tode zu tragen. Sie war bestimmt, sich wie ein Brandopfer zu verzehren, um die zuckende Flamme ihres häuslichen Herdes zu nähren. „Mit welch unerhörter Liebe würde sie erst das Geschöpf ihres Schoßes lieben?"

„Sie sprechen von Verlassen," sagte ich mit schmerzlicher Anstrengung, denn jedes Wort schien mir schwach und ausdruckslos neben der Größe und Schönheit des soeben geoffenbarten Gefühls; „Sie sprechen von Verlassen, Anatolia; und vergessen, daß auch ich vom ersten Tage an geglaubt habe, in Ihrem Hause meinen Vater, meine Schwestern, meine Brüder wiederzufinden; und Sie wissen nicht, daß auch in meinem Herzen kindliche und brüderliche Liebe glüht, nicht zu vergleichen mit der Ihren, die übermenschlich ist, aber doch würdig, ihr durch die That zu dienen. . ."

Sie schüttelte den Kopf.

„Ach, Claudio," erwiderte sie mit einem schmerzlichen Lächeln auf ihren trockenen Lippen, „Ihre Großmut täuscht Sie. Meine Seele ist noch geblendet von Ihren flammenden Träumen, aber sie ist auch verwirrt durch ich kann nicht sagen welche verhaltene Heftigkeit und gefährliche Glut, die von Zeit zu Zeit bei Ihnen durchbrechen. In Ihnen lebt Herrsch- und Kampfeslust; und Sie möchten das Leben mit allen Mitteln zwingen, Ihnen seine Versprechungen zu halten. Sie sind jung und unbändig stolz auf Ihr Blut, und Herr Ihrer Kraft, und sicher in Ihrem Glauben. Wer vermöchte Ihrer Eroberung Grenzen vorzuschreiben?"

Digitized by Google

Sie hatte, wie in einer plötzlichen Rebellion, die letzten Worte mit der vollen Kraft ihrer klaren warmen Stimme gesprochen; und aus der leidenschaftlichen Bewegung, die sie mir verursachte, ersah ich, welch tapferer Sporn zu energischem Thun sie mir hätte werden können, die selbst in ihrer Güte und Geduld den ursprünglichen Instinkt ihrer gebieterischen Rasse noch besaß.

„Aber stellen Sie sich einen Eroberer vor, Claudio, der hinter sich her einen Wagen mit Kranken zieht und der, während er sich zur Schlacht vorbereitet, auf ihre abgezehrten Gesichter sieht, ihr Klagegeschrei hört! Können Sie sich das vorstellen? Wenn das Leben grausam ist, so muß der, der entschlossen ist es mit ihm aufzunehmen, notwendigerweise die Eigenschaft des Feindes sich zu eigen machen; und jedes Hindernis muß früher oder später seinen Verdruß und seinen Zorn erregen . . .“

Es war ihr gelungen, das Uebermaß ihrer Erregung zu unterdrücken; und sie zeigte sich mir wieder in ihrer mutigen Festigkeit und sprach ohne Zittern weiter.

„Und ich selbst, würde ich nicht selbst eines Tages vergessen? würde ich nicht von den neuen Gefühlen, den neuen Sorgen und von dem Rausche Ihrer Hoffnungen ganz und gar hingenommen werden? Allzu groß ist die Aufgabe, die Sie der Gefährtin Ihres schweren Lebenswerks zumessen wollen, Claudio. Ihre Worte leben in meinem Gedächtnis. . . . Ach, es ist nicht möglich, zwei Flammen zu gleicher Zeit zu unterhalten! Die neue würde binnen kurzem so begehrlich werden, daß ich ihr alle Güter meiner Seele opfern müßte. Und die alte ist so matt, daß ich nur den Kopf nach einer andern Seite zu wenden brauche, und sie erlischt.“

Sie senkte wieder die Stirn und schwieg. Aber mit einer plötzlichen Bewegung, wie von der frühern Unruhe von neuem gepackt, blickte sie um sich; und ein Zucken ihrer trockenen Lippen verriet mir ihren Durst. Dann wendete sie sich mir zu und, mit einer Art innerer Gewaltsamkeit mir fest in die Augen blickend, fragte sie mich:

„Hat Ihr Herz wirklich mich auserwählt? Haben Sie Ihr Herz bis auf den Grund geprüft? Oder liegt eine Täuschung wie ein Schleier über Ihnen?“

Ihr Blick und dieser plötzliche Zweifel verwirrten mich so heftig, daß ich mich erbleichen fühlte, als ob sie mich einer Lüge angeklagt hätte.

„Anatolia, was sagen Sie da?“

Sie löste sich von dem Felsblock und machte ein paar unsichere Schritte; dann blieb sie stehen wie um zu lauschen, unruhig, aufgeregt.

„In unserer Nähe ist eine Seele, die leidet,“ wiederholte sie mit dem früheren Ausdruck; und sie blieb einige Augenblicke unschlüssig, während sie mit der Hand eine unbestimmte Bewegung nach der Stirn zu machte.

Dann, sich wieder zu mir wendend, schnell, hastig, als ob sie gehetzt würde und fürchtete keine Zeit zu haben, um die Worte auszusprechen:

„Ich reise morgen. Ich muß Massimilla begleiten. Ich habe nicht den Mut, sie allein mit dem Bruder reisen zu lassen. Ich muß sie bis an die Pforte ihres Klosters begleiten. Sie geht, um für uns zu beten . . . . Ich weiß, daß sie nicht geht wie an einen Ort des Trostes, sondern wie in den Tod; und darum ist es notwendig, daß ich ihr beistehe. Für sie ist alles zu Ende. Ich werde einige Tage fern bleiben. Einige Tage wird eine von uns allein in Trigento sein . . . . Sie ist die Aelteste: sie hat gleichsam ein Recht . . . . Sie ist würdig . . . . Ich weiß nicht; Ihr Herz wird Ihnen etwas sagen, vielleicht die Wahrheit . . . . Ich schwöre Ihnen,

Digitized by Google

Claudio, ich will beten mit aller Glut meiner Seele, daß wenn ich heimkehre, ich erfahren möge, daß alles zum Heile eines Jeden sich gewendet hat .... Wer weiß! Vielleicht schwebt ein großes Glück über Ihnen. Ich glaube an Ihren Stern, Claudio. Aber mir ist es verwehrt .... Ich kann es nicht sagen, ich kann es nicht sagen .... Ein Schatten liegt über meinem Willen .... Und vorher hat eine sonderbare Angst mich gepackt, und dann .... eine Traurigkeit, eine Traurigkeit, wie ich sie noch nie gekannt ...."

Sie hielt inne, keuchend, fassungslos, elend, als ob sie das Gefühl der endlosen Trostlosigkeit wieder ergriffe, die sich rings um uns in der unentrinnbaren Oede ausbreitete.

„Und auch Sie, wie Sie leiden!" murmelte sie ohne mich anzusehen. Und beide Hände nach mir ausstreckend, mit äußerster Anstrengung:

„Jetzt leben Sie wohl! Ich muß zurückkehren. Dank, Claudio. Gedenken Sie immer meiner wie einer innig ergebenen Schwester. Meine Zärtlichkeit für Sie wird immer die gleiche bleiben . . ."

Sie wendete das Gesicht ab, denn ihre Augen füllten sich mit Thränen; und ich küßte ihre beiden Hände.

„Leben Sie wohl!" wiederholte sie und machte eine Bewegung, um den Abstieg zu beginnen; aber sie schwankte auf dem Stein.

„Ich bitte Sie, Anatolia, bleiben Sie noch!" beschwor ich sie, während ich sie stützte. „Nur noch einige Minuten, hier im Schatten, um ein wenig wieder zu Kräften zu kommen . . . Der Abstieg ist beschwerlich."

„Sie warten auf uns! Sie warten auf uns!" stammelte sie, fast außer sich, ihre wahnwitzige Angst auf mich übertragend. „Wir müssen gehen, Claudio! Ich werde mich auf Sie stützen. Wenn ich noch länger zögerte, würde ich mich nur noch schlechter fühlen und könnte keinen Schritt mehr machen . . . Ach, der entsetzliche Durst!"

Ich sah wohl, daß ihr armer Mund vor Durst brannte; und das Mitleid, das mich zusammenschnürte, war so qualvoll, daß ich mir eine Ader geöffnet hätte, um ihren Durst zu stillen. Keine Spur von Wasser rundum. Einzig im Grunde des erloschenen Kraters das Wasser des See's, das glühendes Blei zu sein schien. Rasche Bilder glitten durch mein Hirn, wie in einem Fieberdelirium: der große, rosig erglühende, mit Wasserrosen bedeckte Fluß, Violante, über den Schiffsrand gebeugt, die mit gesenktem Gesicht die Feuchtigkeit der Blumen einsog, die Härte ihres Blicks, noch verschärft durch die zusammengezogenen Augenbrauen . . .

Aber wir zuckten unter einem plötzlichen Klang, der von unbekannter Herkunft bis zu uns drang. So ernst war das Schweigen auf diesen öden Höhen, daß es uns unverletzlich schien; und in der Ueberraschung unserer Sinne erschütterte uns dieser unerwartete Klang zuerst wie ein ungeheuerliches Ereignis. Anatolia klammerte sich an meinen Arm und sah mich mit weitaufgerissenen Augen fragend an.

„Secli," beruhigte ich sie, die Natur des Klanges jetzt erkennend. „Die Glocken von Secli . . ."

Und lauschend blieben wir Seite an Seite stehen, dem klingenden Krater zugewendet, im Schatten, den der Felsen auf uns warf.

Wie ein gigantischer Resonanzboden warf der leere Krater die Wellen des klingenden Erzes zurück und verschmolz sie zu einem unausgesetzt dumpfen Dröhnen, das sich endlos ausbreitete über die Alleinsamkeit des Lichtes. Ueber die Alleinsamkeit, wo der Urstoff versteinert erglänzte in seinen tausend Formen von Zorn und von Schmerz, über das von dem sich schlangenhaft windenden Fluß durchzogene, fahlrote Thal, über die Ausläufer der Alpen,

Digitized by Google

die sich bis ins ferne Meer senkten, allüberall hin ergoß die metallene Stimme, durch den schrecklichen Feuermund weitergetragen, ihre geheimnisvolle Sprache. Weiter hin noch schien sie zu dringen, immer weiter, in dem grenzenlosen Raum, in Zonen jenseits der Berge und jenseits des Meeres, dahin wo mein Auge sich müde verlor, dahin wo, einem mit Blütenstaub beladenen Winde gleich, meine Gedanken formlos zwar und ungestaltet, und dennoch mit dunkler Schöpferkraft begabt, hinflogen. Ein großes, verworrenes Gefühl, in dem unzählige Bestandteile von Schmerz und von Wonne, von Vergangenheit und Zukunft, von Tod und von Leben durcheinanderwogten, wühlte in meinem Innern und schien es zu weiten und zu vertiefen, wie den Ozean der Sturm.

Betäubt betrachtete ich den Höllensee, der träge und undurchsichtig wie das blinde Auge einer unterirdischen Welt dalag; und sah wieder in den wirbelnden Krater, in dem das Wühlen des Urfeuers sichtbar geblieben war, wie zuweilen auf den Lippen einer Leiche die Verzerrung eines letzten Kampfes sichtbar bleibt. Und mein Blick blieb an den bescheidenen Hütten von Secli hängen, an diesem zerbrechlichen Menschenneste, das kaum von dem Felsen, an dem es hing zu unterscheiden war. Und ich hatte die phantastische Vision dieses unwissenden, schweigsamen Völkchens, das seit urältesten Zeiten damit beschäftigt ist, aus Lämmerdärmen musikalische Saiten zu verfertigen, die dazu bestimmt sind, in der Sprache der Kunst das höchste Sehnen des Lebens auszudrücken und Myriaden unbekannter Seelen in der Welt damit zu berauschen.

Das Dröhnen tönte fort in der flammenden Luft, tönte fort, gleichmäßig, ohne Pause. Und da meine Gefährtin reglos an meiner Seite blieb, wagte ich nicht zu sprechen und den Zauber zu brechen. Plötzlich aber wendete sie sich um und brach in Schluchzen aus, als ob sie in diesem Augenblick das Ende einer Agonie gesehen hätte. Das Gesicht in den Händen verborgen, schluchzte sie, an den Felsen gelehnt, verzweiflungsvoll.

„Anatolia, Anatolia, was ist Ihnen? Antworten Sie mir, Anatolia! Sagen Sie mir nur ein einziges Wort!“

Und der herzzerreißenden Qual nicht länger gewachsen, machte ich den Versuch, ihre Hände zu ergreifen, um ihr Gesicht zu sehen.

Da hörte ich ganz nahe das Geräusch eines raschen Schrittes auf den Steinen, einen keuchenden Atem; ich sah einen Schatten.

„Violante, Sie?“

Sie hatte auf dem Felsen oben etwas von der sprunghaften Behendigkeit eines wilden Tieres, in ihrer ganzen Person lag etwas feindliches und unheilkündendes. Ihr Kopf war ganz eingehüllt in den dichten, blauen Schleier, so daß ihr Gesicht bis zum Kinn wie unter einer Maske versteckt blieb und nur die Augen durch das Gewebe glänzten.

Dicht bei dem Felsblock blieb sie stehen, feindselig, den Kopf zurückwerfend, als ob sie sich dem Ersticken nahe fühle. Sicherlich erstickte sie beinah, aber sie schlug die Hülle nicht zurück. Ihr Keuchen war so heftig, daß es ihre Brust hob und den Schleier bewegte; ein unbezwingliches Zittern schüttelte ihre Hände, die mit zerrissenen Handschuhen bedeckt waren: zerrissen vielleicht infolge irgend eines gefährlichen Sturzes durch die scharfen Steine.

„Wir haben Euch erwartet,“ sagte sie endlich mit abgebrochener, ein wenig zischender Stimme, „wir haben lange auf Euch gewartet .... Als ihr nicht wiederkamt, habe ich mich aufgemacht .... bin Euch entgegen gegangen .... “

Ich bemerkte das krampfhafte Zucken ihrer Lippen durch den Schleier;

Digitized by Google

ich erriet die Veränderung ihres Gesichts unter dieser erstickenden blauen Maske, die sie nicht lüften wollte. Und der innere Sturm schwoll von Augenblick zu Augenblick so gewaltig an, daß ich nicht im stande war, die Lippen zu öffnen. Aber ich fühlte, daß nicht ich allein unter dem Zwange des Schweigens stand.

Ueber unsern Häuptern klang ohne Aufhören das Dröhnen des Erzes, von dem Krater zurückgeworfen.

Anatolia hatte aufgehört zu schluchzen; aber die Spuren der Thränen blieben auf ihrem Gesicht, und ihre halbgeschlossenen Augenlider waren gerötet.

„Wir wollen gehen," sagte sie leise, ohne weder die Schwester noch mich anzusehen.

Und schweigend begannen wir den Abstieg, in der öden Trostlosigkeit des Lichtes, begleitet von dem ehernen Dröhnen.

Herzzerreißender Weg, der endlos zu sein schien! Sie gingen voraus oder blieben zurück, je nach den Erfordernissen des Weges; und wenn sie schwankten, half ich bald der einen, bald der andern. Jeden Augenblick erstarrte mein Herz vor Furcht, sie stürzen zu sehen. Als die Glocken von Secli verstummten, wähnten wir, Erleichterung zu fühlen; aber nur zu bald merkten wir, daß in der lautlosen Stille das laute Keuchen unsres Atems unser Leiden noch erhöhte, und wir glaubten, das Rauschen unsres Blutes mit schrecklicher Deutlichkeit zu hören.

Mit wilder Halsstarrigkeit ertrug Violante die erstickende Glut unter ihrer blauen Maske. Sicher mußte ein verzehrender Durst ihre Kehle versengen: wie mir, wie ihrer Schwester. Wenn ich, um sie zu stützen, ihre Hand ergriff, konnte ich durch den zerrissenen Handschuh auf der aufgeschürften Haut etwas Blut sehen; und mit tiefinnerster Verwirrung mußte ich an die blütenbedeckte Dornenhecke zurückdenken.

* * *

Später in der Ebene, wo meine Leute mit den Maultieren uns erwarteten und wo wir, von Durst versengt und von den Mühen erschöpft, rasteten, faßte ich zum letzten Male die Schönheit und den Schmerz der drei Prinzessinnen in eine unendliche, schöne und schmerzliche Harmonie zusammen.

Sie waren nicht in ihrem verschlossenen Garten, aber trotzdem umrahmte sie ein steinernes Kloster, das ihrer Seelen und ihrer Schicksale würdig war; denn großartig und seltsam war der Anblick der ganzen Umgebung.

Die stufenweis im Kreise aufsteigenden Felsen machten den Eindruck eines durch Cyclopenwerk erbauten Amphitheaters, das durch die Jahrhunderte und durch die Unbilden des Wetters zerstört, dennoch Ueberreste von überwältigender Größe aufwies. Fragmente von unbekannter Schrift waren zu sehen, unverständliche Rätsel von Leben und Tod; die gewundenen Adern des Steins predigten das Dasein eines göttlichen Gedankens; und in der Anordnung der unförmlichen Massen lag ein Sinn, wie in den Geberden vollendeter Götterbilder.

Hier rasteten wir; hier genoß ich die letzte Harmonie.

Ein Landmann — er glich dem, der mit seiner Sichel die Zweige des blühenden Mandelbaums geschnitten hatte — führte uns zu einer in einer Felsenhöhlung verborgenen Quelle. Klar und eisigkalt sprudelte das

Digitized by Google

Wasser gluckſend heraus; und ein ländlicher Becher aus Baumrinde, geborſten und ohne Boden ſchwamm wie die nutzloſe Schale einer Frucht obenauf.

Ich bot Anatolia einen andern Becher an, den der Mann bei ſich getragen hatte. Aber Violante entblößte, ohne es abzuwarten, ihren Mund und ſich über die muntre Quelle neigend, trank ſie in langen Zügen wie ein wildes Tier.

Als ſie ſich erhob, ſah ich, wie die Tropfen ihr an Mund und Kinn hingen; aber ſie wendete ſich ſofort ab und ließ den Schleier wieder herunter. So verſchleiert, ſetzte ſie ſich auf einen Stein zunächſt der wilden Quelle, die für ſie ein allzu zartes Lied ſang; und ihre Stellung beſchwor vor meinen Geiſt die ganze Zauberwelt ihrer Springbrunnen herauf. Selbſt in ihrer Müdigkeit gab ſie ſich nicht nach; ſelbſt jetzt erſchien ſie ſtarr und ſteif, von einem ſtummen und feindſeligen Stolz aufrecht erhalten. Und wieder mußten alle Dinge ringsum die Oberherrlichkeit ihrer Gegenwart anerkennen: geheimnisvolle Uebereinſtimmung verknüpfte die Rätſel der Umgebung mit ihrem Rätſel. Wieder ſchien ſie meinen Geiſt in die Fernen der Zeit zu drängen, zu den antiken Bildern der Schönheit und des Schmerzes. Sie war gegenwärtig und doch weit fort. Und in lautloſem Schweigen ſchien ſie, wie die Prinzeſſin Dejanira, mir bedeuten zu wollen: „In ein Gefäß von Bronze verſchloſſen, beſitze ich ein uraltes Geſchenk eines alten Centauren.“

Anatolia hatte ſich neben den in Gedanken verſunkenen Bruder geſetzt; ſie ſchlang den Arm um ſeine Schultern, während ihre Stirn ſich nach und nach aufzuhellen ſchien, wie von einem aufſteigenden inneren Lichte. Maſſimilla lauſchte vielleicht der zarten und unverſiegbaren Stimme der Quelle: ſie ſaß, die Finger der Hände ineinander verflochten und umſchloß damit das müde Knie.

Der Himmel zu unſern Häuptern bewahrte von all ſeinen Wolken nur noch einige letzte ſchwache Spuren, die dem weißen Aſchenhäufchen erloſchener Scheiterhaufen glichen. Rundum entzündete die Sonne die Gipfel der Felſen, die ihre feierlichen Umriſſe in das tiefe Blau des Himmels reckten. Eine große Traurigkeit und eine große Süße fielen, wie ein Zaubertrank in einen ungeſchliffenen Kelch, aus der Höhe in die engumſchloſſene Einſamkeit.

Hier ruhten die drei Schweſtern; hier empfand ich ihre letzte Harmonie.

Digitized by Google

Wieder einmal Secession.

Von **Oscar Bie.**

Wenn in Berlin und überall die sogenannten Secessionsausstellungen über die Unternehmungen im Stil Moabit den Sieg davontragen, so liegt dies daran, daß die Großen Ausstellungen die wirkliche Arbeit der Maler des Tages zeigen, während die Secessionisten sich garnicht darauf versteifen, lebende Kunst, sondern nur gute Kunst auszustellen, überhaupt eine schöne Ausstellung zu machen. In Moabit erhalten wir thatsächlich den Eindruck, wie heute von dem Gros unserer Künstler gearbeitet wird, in der Secession aber tritt die Gegenwart verhältnismäßig zurück vor dem Arrangement als solchem. Gerade die Secessionisten lassen es sich angelegen sein, historisch zurückzublicken, sie veranstalten sogar Renaissanceausstellungen, sie geben Uebersichten über das Werk verstorbener Meister. Die Große Ausstellung thut dies wenig. Sie ist gegenwärtiger wie die Secession, und darum unter Umständen viel langweiliger. Man kann nicht jedes Jahr Meisterwerke schaffen, und das was geschaffen wird, sieht so versammelt nicht immer interessant aus. Es ist gut, sich dies einmal klar zu machen, weil man so leicht glaubt, die Secession sei eine „gegenwärtigere" Veranstaltung als die Glaspalastunternehmungen.

Unter dem Gesichtspunkt des Arrangements aufgefaßt, ist auch die diesjährige Berliner Secession vom Glück begünstigt, aber eine Probe der Gegenwartskunst ist sie nicht. Nur indem man vollkommen systemlos verfuhr und irgendwoher Bilder nahm, unter der einzigen Bedingung, daß sie gut sind, konnte man den Besuchern ein Vergnügen bereiten. Danach muß man urteilen. Man darf keine Vorwürfe machen, daß die Berliner junge Kunst so wenig vertreten ist — es waren eben einfach keine interessanten Werke zu bekommen. Man darf nicht über die Internationalität spotten — ein guter Arrangeur darf kein Patriot sein. Wer die Kunst als eine Schutzzollthätigkeit mit akademischen Graden und genau eingeteilten Bureaustunden auffaßt, darf in diese Säle nicht gehen. Wer aber von einer Ausstellung in erster Linie verlangt, daß sie nicht langweilig sei, wird auf seine Rechnung kommen.

Manchmal scheint mir, als ob das Talent zu arrangieren, die geistreiche Art des Vortrags, überhaupt der äußere Geschmack das Kennzeichen aller dieser etwas unklaren Dinge wäre, die wir unter dem Namen Secession begreifen. Auf jedem einzelnen dieser Werke ist etwas von dem Arrangiertalent zu bewundern, das im Großen alle secessionistischen Ausstellungen so nachahmenswert gemacht hat. Das Persönliche in der Kunst ist stets eine Energie des Geschmacks, irgend eine subjektive Idealität, die sich erfrischend von dem banalen Realismus der Akademiker unterscheidet. Vielleicht ist secessionistisch, die Dinge

Digitized by Google

aus der Natur nehmen und sie nach einer persönlichen Liebhaberei neu ordnen, aus der Multiplikation von Farbe, Linie und Licht, die die reale Natur ist, irgend einen Faktor herausnehmen und ihn zur Hauptsache machen. Je mehr man sich mit Kunst beschäftigt, desto mehr sieht man ein, daß sie mit der Natur auf einem sehr feindlichen Fuße steht. Sie ist undankbar gegen die Natur, die ihr alle Anregung gegeben, und korrigiert sie nach Einseitigkeiten hin. Die Natur in ihrem Reichtum, der in jedem Moment unentwirrbar ist, lächelt wohl über den Künstler, aber dieser fühlt sich im Augenblick des Schaffens der Natur gegenüber ungesund stolz und meint, je abstrakter er die Natur behandelt, desto höher zu stehen.

An den Werken des Jacob Maris, die mit die schönste Darbietung der diesjährigen Ausstellung sind, kann man sehen, wie ein feiner Geschmack durch eine gleichmäßige Abtönung auch die widerstrebendsten Elemente zusammenbindet. Die Vegetation am Flusse, die Dächer Dordrechts, ein stilles Segelboot am Morgen, alles bekam unter seiner Hand einen so einheitlichen Charakter, daß seine Vorbilder, die alten Niederländer, uns dagegen wie Mosaicisten erscheinen. Ich habe von jeher eine besondere Schwärmerei für diese Kunst gehabt, weil sie modern-harmonisch ist ohne jede Koketterie mit künstlichen Valeurs, oder weil ihre Valeurs durch diese braunen oder grauen Töne gebunden sind, die durch eine lange malerische Cultur ihre Ehrlichkeit bewiesen haben und von ihrer Civilisation nichts mehr abgeben können. Man braucht nur einen Andreas Achenbach mit Maris zu vergleichen, um den Unterschied seelischer Melodie und einer für Concertgebrauch eingerichteten Arie festzustellen. Maris hat den altniederländischen Rhythmus der flachen Erde und des hohen Himmels, der die Bilder so unendlich austönen läßt, und jenen von Hobbema und Constable noch schüchtern ausgebildeten Farbensinn, der ganz gegen die Angaben der klaren Natur alles Geschehne wie aus einem einzigen Ton, mit chromatischen Nüancen, aufklingen läßt.

Wo Maris feste Farbenmassen sah, sieht ein Raffaeli Spiele kleiner, kribbliger Linien. Er liebt das Geäst der Pariser unbelaubten Bäume und das Gezweig der darunter verkehrenden Menschen und hat seine Methode gefunden, ohne bedeutendes Zeichentalent zeichnerisch zu wirken und die Farben leicht anzutuschen. Wie sehr ist so etwas „Methode" gegen die Vollsaftigkeit und Stofflichkeit des Holländers. Noch künstlicher sind die Töne der jüngeren Franzosen. Wie d'Espagnat und Schuffenecker zeigen, genügt eine geschmackvolle Anwendung blauer Schatten mit hellen Lichtern, um den Eindruck origineller Luft hervorzurufen, ein Prinzip, das sich leicht auf Alles übertragen läßt und von selber läuft. In Paul Baum besitzt jetzt Berlin einen ähnlichen prinzipiellen Landschafter. Seine Methode Licht und Schatten in hellere und dunklere vibrierende Punkte und Striche zu zerlegen, ist zu einem festen Stil geworden, der fast philiströs durchgeführt wird. Es giebt eine Philistrosität des Geistes, die so schlimm ist wie Orthodoxie des Freisinns. Glücklich diejenigen, welche sich sich nicht an sich gebunden haben und vor jeder neuen Anregung neue Ueberraschungen von sich erwarten dürfen.

Das vollkommenste Beispiel dieser idealen Klasse wird immer Monet bleiben. Mir scheint sein Wesentliches dies zu sein, daß er vor jeder neuen Combination in der Natur auch neue Vortragsarten gewinnt. Abendliche Bäume, leicht bewegtes Meer, Herbststräucher und Hafenscenen zeigten auf der feinen retrospektiven Ausstellung Paris 1900 eine so fabelhafte Vielseitigkeit des Ausdrucks, daß man zunächst nicht wußte, ob man diese Kühle der Betrachtung mehr als Talentprobe loben oder als persönliches Manko beklagen sollte. Nun, Monet ist Franzose und wird weniger auf eine gemütvolle Lyrik

Digitized by Google

Anspruch machen, als auf den Esprit, jedes Ding neu erzählen zu können; er wird mit Genugthuung auf seine 1000 Bilder hinweisen, die kaum eine Wiederholung enthalten und eine Entwicklung darstellen von den grauen Tönen des Velasquez bis zum Ballet der modernen Palette. Seine schönen alten grauen Töne kann man in dieser Ausstellung an drei prachtvollen Bildern aus den 60er Jahren bewundern, einem Damenporträt in grüngestreiftem Kleid und Pelzjacke (schon als Figurenbild bei diesem Landschafter selten) und zwei Hafenscenen, eine ruhig mit bunten Segeln und eine stürmisch mit zerzausten Menschen auf der Mole, wolligen Schaumreihen und einem Regenbogen, so sanft, wie noch nie einer gemalt wurde: denn nie hat ein Stück Natur die Maler so genarrt wie der Regenbogen, der sie — von Millet an bis zur Rheingolddekoration — mit seinen schreienden Farben stets zum Schreien brachte. Der Regenbogen ist der Beweis, daß der Maler die Natur nicht ungemischt hinnehmen darf.

Pissarro, wie Sisley, ist ärmer als Monet. Er hat zwei oder drei Arten, freilich ohne Prinzip zu reiten. Eine nicht einmal historisch wichtige Leistung (denn Ruysdael hat das schon eigenartiger gemacht) sind seine großen Häuser von Pontoise, während das neue Rouendampferbild vor den meisten seiner Schöpfungen den Vorzug hat, aus einem Guß frisch herausgekommen zu sein. Man wird bei Pissarros Natur- und Straßenbildern häufig beobachten, daß die Kraft der Schilderung bis zu einem gewissen Punkte reicht, daß dann Verschmierung oder Nachlässigkeit eintritt. Hier, dieser Rouener Morgen ist frei davon, er ist ein glücklicher Wurf, äußerst charakteristisch mit den kleinen Menschen unten an der Haltestelle und durch die Frische der Töne im Gesamtgrau wirklich voll von Morgenstimmung, von jener noch latenten Farbentonreihe, aus der man die Art des kommenden Tages glaubt ablesen zu können.

Ob die Problemkünstler, ob diese reinen Impressionisten es besser haben, ist schwer zu sagen. Jene treffen es eher, aber bleiben kühler, diese hauen auch vorbei, aber packen selbst in den Verfehlungen. Pissarro ist stets der reine, vergnügte Impressionist, während Monet auch hierin eine Mitte darstellt, daß er seine impressionistische Natur durch deutliches Problemstellen vor jedem Gegenstand besänftigt. Der Impressionist giebt sich ungeniert dem Eindruck des Augenblicks, der Problematiker überlegt sich: Wie kann ich diese oder jene Aufgabe in Licht oder Farbe lösen. Bei uns kommt Leistikow immer mehr aufs Problem — Föhrensilhouetten gegen Abendhimmel, Baumschatten auf braunem Feld — und er gewinnt dadurch sicherlich an peinlicher Ausführung, was er an jugendlicher Frische verliert. Ein phänomenales Muster eines Problemlandschafters ist der Belgier Claus. Auch er wird kein Bild herauslassen, das nicht bis aufs letzte überlegt und durchgeführt wäre, aber er besitzt einen weiten Horizont und die Leichtigkeit einer mehr westlichen Rasse: ob er Baumschatten auf weißer Mauer, ob er Februarsonne auf bemoosten Stämmen oder wie diesmal, einen Nebelmorgen schildert, jedes seiner Bilder ist ein Reich für sich und als Kunstwerk vollkommen. Vielleicht fehlt uns Deutschen etwas von dieser Zufallslosigkeit, um unsere Landschaft wichtiger, als sie zur Zeit ist, erscheinen zu lassen. Wir sehen dies Jahr einen guten Freudemann, nächstes Jahr einen schwachen, wir bekommen Frenzels, Skarbinas, Uths fast wahllos vorgesetzt, manchmal entzückend, manchmal langweilig, bisweilen ganz schablonenhaft, dann wieder ein technisches Kunststück, von einem armen, irrenden Mann, wie Rohlfs, sehen wir diesmal plötzlich einen Buchenwald mit rötlich schimmerndem Boden, der in Luft und Farbe ein Meisterwerk ist — aber wir haben wohl keinen wie Claus, den ich unter den europäischen Landschaftern gleich hinter Monet stelle, der jedes Werk als vollendete Kunst herausgiebt. Doch wer weiß denn, ob diese totsichere

Digitized by Google

Vollendung etwas so glückliches ist und ob nicht Fruchtbarkeit mit allen Schäden besser ist wie das vielbeneidete Fertigsein.

Leibl, Israels, Segantini und Böcklin zu vergleichen, liegt diesmal sehr nahe, aber das wäre Unsinn. Mit Leibl und Böcklin paradiert man wunderbar und deckt es damit, daß man sagt, die beiden ständen gewissermassen an der Spitze der modernen Bewegung: Ehrenmitglieder. Man kann über Leibl nichts neues sagen, als daß ein Bauernkopf von ihm ein großes Vergnügen ist für den, der die Sicherheit eines malerischen Temperaments zu bewundern versteht, und von Böcklin möchte man am liebsten diesmal nur beklagen, daß er von seinen falschen Formaten nie losgekommen ist. Seine glänzende Phantasie bewegte sich bis zuletzt in den Dimensionen der Romantiker, die für ihre Figuren ein Statuettenformat vorzogen, wie ihre Geschichten etwas von Theaterperspektive haben. Böcklin ist nur ausnahmsweise durch die Größe seines Stoffs zu den reichen Dimensionen geführt worden, die seine Gegenstände erst in rechter Macht erscheinen lassen — aber wenn er die Venus, oder den Sommertag, oder diesen nachgelassenen Roland so klein nimmt, wie eine Bühnenskizze oder eine Radirung, geht es uns wie bei seinem Gottvater mit Adam oder beim Prometheus: wir gucken mehr, als daß wir sehen. Sein Sommertag ist in der Klingerschen Radierung viel schöner, seine Venus ist wie der Entwurf zu einem Vorhang, sein Roland läßt die prächtigen Bewegungsmotive dieser Rüpelscene verkümmern. Man darf es einmal sagen, daß dieser mangelnde Sinn für Proportion das Unmoderne an Böcklin ist.

Ich finde mich auf einem lächerlichen Wege, das Unmoderne an Böcklin hervorzuheben. Ich sehe mich zu dem Seufzer genötigt, daß mir das Schreiben über diese Bilderausstellungen etwas sehr Widerwärtiges ist, weil sie äußerlich Dinge vereinigen, die ich innerlich nicht vereinigen kann. Dann kommt man auf solche Dummheiten, Böcklin etwas vorzuwerfen. Wir Kunstkritiker haben es in der That sehr schwer. Man verlangt von uns, daß wir Bilder besprechen sollen, ohne zu langweilen. Ich weiß nicht, wie das möglich ist. Entweder schreibt man ordentlich und genau (vorausgesetzt, daß es überhaupt möglich ist Bilder zu besprechen), dann muß man alles aufzählen und ist kein Schriftsteller mehr. Oder man hält etwas auf die Form, dann schreibt man nur über sich, aber nicht über die Bilder.

Soll ich zum Beispiel bei dem Segantini'schen Bilde „die beiden Mütter" sagen, daß ich es mir wieder garnicht angesehen habe, sondern fortwährend an jenen wahren, großen, einzigen Segantini denken muß, der aus der Königs'schen Sammlung jetzt in die Nationalgalerie kam? Das ist ein gewaltiges Gebirge bei jener kleinen Malojakirche, in der der Meister jetzt selbst begraben liegt, mit einem garnicht sentimentalen Begräbnis unter rosigen Wolken, wo die Leute auf dem Sarg sitzen, um sich auszuruhn, und Friede klingt durch die Natur. Es scheint mir wunderbar, wie Segantini dies technisch gemacht hat. Aus Oelfäßchen zog er Millionen Farben über die Heide und legte Gold in die Fugen und polierte dann alles Herausstehende ab, daß es so rein und ätherisch wurde wie diese ganze kleine Geschichte oben in der klaren Höhenluft, wo es keinen Nebel, keine Valeurs, keine Lufttöne giebt — und es geht doch.

Aber dies Bild ist nicht auf der Secession. Dagegen sehr schöne Israels, alte Leute, alte Häuser, altes Elend — über die sich Rembrandt gefreut hätte, wenn es ihm nur irgend etwas genützt haben würde, sich über den Erfolg zu freuen, den er zweihundertfünfzig Jahre später errang. Es ging ihm schlecht, man pfändete ihm sein Haus, man auktionierte und spottete und wollte sich nicht mehr porträtieren lassen. Die Zeiten sind andere geworden. Israels macht spanische Reisen und schreibt vergnügte Bücher darüber, Liebermann besingt ihn

Digitized by Google

in deutschen Zeitschriften, Liebermann selbst malt holländische Dinge, Leidener Biergärten und Scheveninger Reiter und in dem Leidener Biergarten sitzt Freund Corinth auf einem Stuhle, Louis Corinth, der so pariserisch-südlich klingt, ein Ostpreuße ist, wie ein Baier malt, in Berlin lebt und eine Andromeda gegeschildert hat, die fabelhaft nackt ist: der Perseus aber steht in voller Stahlrüstung neben ihr und Corinth dachte sich, wie es Rubens einst dachte und Böcklin und Dampt in seiner unvergeßlichen Melusine, er dachte sich mit dannunziohaftem Gemüte: reiner Stahl und reines Fleisch geben einen guten Vers. Doch wie kam es, daß der Vers nicht wurde? Vor einem Jahre löste Corinth das so oft gelöste Salomerätsel in seiner Art — das Glück stand ihm diesmal nicht so zur Seite. Das Bild bleibt halb im Gedanken, halb in der Naturalistik — jene Imponderabilien der Geistigkeit fehlen, die dem Betrachter den Horizont geben.

Doch was sollen alle die Worte über Malerei. Man fängt ein Bild an und weiß nicht, wie es wird. Halb liebt man den Gegenstand, halb liebt man sich. Vormittags ist man sachlich, nachmittags träumerisch. Man trennt sich, ohne sich trennen zu können. Das Bild wird in die Gesellschaft des Salons geführt. Wird es eine beauté de salon sein? Neben wem wird es an der großen Tafel sitzen? Raffinierte Ladies nehmen sich Begleiterinnen, die sie systematisch so kleiden, daß ihr eignes Kostüm durch sie gehoben, ihre eigne Statur gleichsam geflügelt wird und ein Hauch von Lebenslust um sie streicht, nur weil um die andere einer von Mitleid streicht. So weit ist noch kein Arrangiertalent einer Secession gediehen, um dies Spiel auf Bilder zu übertragen, die es ebenso verdienen würden. Die sinnlichen Phantasien Hofmanns, Thomas didaktische Poesie, Habermanns wilde Weiber und Stövings keusche Präraffaelitinnen, Uhdes Momentaufnahmen aus seiner Gartenlaube und der farbenblutende Pferdemarkt des genialen Besnard: wer kann diese Tafel ordnen. Es ist Heuchelei, gleichzeitig Thoma und Hofmann bewundern zu wollen — nur ein Kritiker kann es. Entweder bin ich in der Laune, die zeichnerische lehrhaft-deutsche Art Thomas aufzunehmen, der ein reizvolles Paradies schildert oder das Geäst eines Frühlingsbaumes unnachahmlich durchführt, oder Hofmann hats mir angethan mit seinem vibrierenden Mittagszauber oder den sinnlichen Rivalen, die um ein Weib kämpfen, oder der entzückend farbentrunkenen Mänade. Hofmann und Thoma sind stets abgeschlossene Welten, jeder hat seinen Garten bestellt, der fürs Leben ausreicht und entweder hat man viel davon oder garnichts. Bei Besnard will es mir scheinen, als ob jeder etwas hätte. Der Laie wird mit Wonne in diese Farbenpracht untertauchen, mit der das Bild einen ganzen Saal tot macht, und der Kenner wird nicht aufhören darüber nachzudenken, wie es möglich war auf verhältnismäßig so kleinem Raume eine solche Fülle coloristischer Möglichkeiten unterzubringen, ohne daß sie sich stören oder aufheben.

Als pflichteifriger Führer stelle ich euch zuletzt vor die Otero von Klimsch, eine Statuette, die ihr dauernd herumdrehen könnt, ohne das Vergnügen an der Gummispannung ihrer Glieder zu verlieren. Oder ich zeige euch, wie Lederer in seinem kauernden Weib die Lehre Rodins sich vorteilhaft angeeignet hat. Zwei Werke, die ich besitzen möchte. Oder es empfiehlt sich auch sehr, den Unterschied von Rodin und Meunier zu entwickeln, den ich schon zehnmal entwickelt habe, indem ich Rodin als den Impressionisten der Plastik und Meunier als den Schöpfer des modernen Arbeitertypus aufzeige, was sich bis ins Unendliche fortspinnen läßt. Zuletzt machen wir Halt vor Gauls Löwin. Am besten ist es bei Gaul mit den kleinsten Tieren anzufangen und über seinen hüpfenden Strauß zur Löwin fort zu schreiten. Dann sieht man, daß er auf

Digitized by Google

nichts eingeschworen ist. Bald ist er putzig, bald groß, bald hastig, bald monumental. Die Löwin ist eines der monumentalsten Werke, das man heut sehen kann. Löwin, nicht Löwe, weil weniger Haare und mehr Flächen — große, stille, breite, hieratische Flächen, ein Tier, das alte Völkerschaften vor den Altar gestellt hätten, heiliger, als alle Löwen und Tiger sämtlicher Nationalmonumente, als alle Markgrafen und verehrlichen Zeitgenossen in der Siegesallee. Warum hört man nicht endlich mit den dummen Denkmälern auf, die ein thörichter Abklatsch der Wirklichkeit sind, und setzt Gaulsche Tiere auf die Postamente? Eulen, Bären, Ziegen, Pelikane, Katzen, Sträuße und Schafe! Tiere nehmen dem Irdischen das Allzumenschliche, sie leben nur von aufsteigenden Tugenden, sie gehorchen nur dem persönlichen Instinkt und halten den Bürgern die Größe der Schöpfung vor Augen.

Digitized by Google

Eine Rheingoldprobe unter Wagner.

Aus meinen Erinnerungen
an die Proben der Bühnenfestspiele in Bayreuth 1875—76.

Von

Julius Hey.

Die ersten Proben hatten im engeren Familienkreis Wagners bereits begonnen, bevor die Gesammtzahl der Mitwirkenden eingetroffen war. Die drei Rheintöchter, die Schwestern Lilli und Marie Lehmann und Fräulein Lammert, — die Ersten und Eifrigsten am Platz —, waren aufs Beste vorbereitet und bildeten ein dreistimmiges Ensemble, das mit tadelloser musikalischer Sicherheit den ausdrucksvollsten Vortrag verband. So konnten die drei als glücklichste Stimmungsmacher, als die Vorverkünder der in Wahnfried zu erwartenden Kunstgenüsse gelten! Bald waren sie gern gesehene, tägliche Gäste in dem idealen Künstlerhaus, und immer bereit, mit ihren mustergiltigen Leistungen die Zuhörerschaft zu entzücken. — Als nun noch Hill (Alberich) hinzukam, schritt man zum Studium der ganzen ersten Scene. Bald fanden sich die noch Fehlenden, einer nach dem andern ein, und so fügten sich die Scenen aneinander, bis endlich das Ganze eine abgerundete Gestalt gewann. — Die Absicht des Meisters ging anfangs dahin: jedes der vier Bühnenwerke zuerst kursorisch, ohne eingehende Korrekturen mit den Sängern durchzunehmen, und sich ein allgemeines Bild von den Leistungen, mit deren Ungleichheit er im Voraus rechnen mußte, gleich anfangs zu verschaffen. Allein der Umstand, daß mehrere Sänger auf Grund ihrer Berufspflichten am rechtzeitigen Eintreffen verhindert waren (Niemann traf erst in der zweiten Hälfte des Monats ein) vereitelte seinen Plan und zwang ihn zu der angedeuteten Form. Diese einzelnen Scenenproben verbinde ich, der besseren Uebersicht wegen, zum zusammenhängenden Bilde, das sich dann durch die letzten Gesammtproben ergänzt. Dieses Verfahren ermöglicht es, in gedrängter Kürze auf alles hinzuweisen, was der Meister bezüglich der Auffassung und Vortragsbestimmungen dem einzelnen Sänger abverlangte, was ihm an Ungenügendem seiner Leistungen verbesserungsbedürftig schien, und wozu er unmittelbar meiner Beihilfe zu bedürfen glaubte, um sich sogleich mit mir zu verständigen. Dies die Veranlassung, die zusammenhängende Form der Scenenfolge beizubehalten, damit der Leser auf diese Weise ein übersichtliches Bild des allmähligen Werdens der gesanglichen Ausgestaltung des Ganzen erhält. Endlich fällt auch noch ins Gewicht, daß erst nach einer größeren Anzahl von Proben, Wagners Urtheil in seiner vollen, untrüglichen Sicherheit seinen Sängern gegenüber sich bilden konnte, und thatsächlich befestigt hatte, mithin meine vereinzelten fortlaufenden Aufzeichnungen ein Notizen-Flickwerk geblieben wären, das der fortschreitenden Entwickelung gänzlich entbehrt hätte. —

Digitized by Google

Die Vorproben zum Rheingold waren übrigens geeignet, den Meister in die beste Stimmung zu versetzen. „Nun will ich wieder den Schulmeister spielen —“ sagte er beim Beginn derselben mit lachender Miene. Als ob er die in Aussicht stehende intime Unterweisung „seiner Künstler“ die sich ihm „mit Haut und Haar verschrieben hatten“, wie ein ihm geschenktes, unverhofftes Glück empfände. Nach so manchen unfruchtbaren Versuchen, Enttäuschungen und peinlichen Erfahrungen der letzten Jahre, erfüllte ihn das freudige Erlebnis augenscheinlich mit Befriedigung.

Gar bald verspürte man zwischen ihm und seinen Sängern jene wohlthuende Zusammengehörigkeit, wie sie zwischen dem erprobten Feldherrn und seiner siegsgewissen Truppe bestehen mag. Die klare leichtfaßliche Art, wie er die Mitwirkenden über alles verständigte und mit seinen Absichten, Ausdrucksmitteln und den dramatisch unerläßlichen Steigerungen ihres Stimmaterials bekannt und vertraut machte, wie er ihnen seine Vortragsgesetze durch Wort und Ton vorbildlich übermittelte, ihnen stets die zutreffende Wegrichtung zu zeigen wußte — das Alles hatte etwas geradezu hinreißendes!

Hatte ihn die Leistung eines Sängers vollauf befriedigt, oder waren gesangliche Erschwernisse dem Einzelnen geglückt, so folgte auf dem Fuße die aufmunterndste Anerkennung, und nun schien er erst Wohlgefallen am eigenen Werke zu finden. Diese Art stillen Selbstgenießens markirte sich dann unversehens durch ein behagliches Spiel seiner Lippen, auf deren Ausdrucksfähigkeit ich bereits hinwies. — Wie der bildende Künstler sein vollendetes Werk mit freudigem Behagen betrachtet, oder der Wandrer vom mühsam erstiegenen Berggipfel aus sich am sonnigen Ausblick labt, so verhielt es sich mit ihm bei jeder zurückgelegten Wegstrecke dieser denkwürdigen Proben.

Freilich waren fast alle am „Vorabend“ Mitwirkende gut vorbereitet. Die 3 Rheintöchter sogar vorzüglich; sie hätten sich ohne Weiteres dem Schwimmapparat anvertrauen können. Die übrigen Partieen — bis auf die Kleineren, deren Besetzung noch nicht endgiltig bestimmt war — lagen in den Händen vorzüglicher Sänger: Franz Betz (Wotan), Hill (Alberich), Schlosser (Mime), Vogl (Loge), die beiden Riesen (Fafner und Fasolt) von Reichenberg und Eilers, Fr. Jaïde (Fricka), waren zwar nicht Alle mit Wagners Gesangsstyl vertraut; aber deren Stimmorgane erwiesen sich doch hinreichend charakteristisch, um nach gründlichem Befassen mit ihnen Zureichendes erhoffen zu lassen. Eilers sprachgesanglicher Vortrag wurde leider durch Mißbildung der Säusel- und Zischlaute ungünstig beeinflußt. Diese Wahrnehmung hatte den Meister schon bei der Wahl stutzig gemacht. Er hoffte jedoch, durch geeignete Mittel werde sich der störende Uebelstand beseitigen lassen.

Nach einigen heiteren, persönlichen Bemerkungen, die seine gutgelaunte Stimmung verrathen, setzt er sich auf den für ihn hergerichteten „Dirigierstuhl“ — vor sich die Partitur. — Die 3 Rheintöchter und Alberich in unmittelbarer Nähe vom Flügel, an dem Joseph Rubinstein der treffliche Wagnerspieler Platz genommen hat.

Das Vorspiel beginnt im zartesten Pianissimo. Alles lauscht in verhaltener Spannung. Das Crescendo wird immer mächtiger. Das Wellengewoge des Es-dur-Dreiklangs bricht plötzlich ab und wendet sich — wie aus der Ferne klingend — zum Quartsextaccord der Unterdominante, während Woglinde mit hellem, von ihrem Elemente gleichsam angekühlten Stimmklang ihr sorglos heiteres: „Weia! Waga, Woge du Welle“ anhebt. Die

Digitized by Google

anmutige Melodie umschlingt das weichflüssige Wortgefüge des Stabreimes, dazu tritt als natürliches Ausdrucksmittel der ganz gleichartige Periodenbau von Sprache und Gesang — und vor uns ersteht ein Klanggebilde von höchstem Reiz und elementarster Wirkung!

Diese ersten 7 Takte erfüllten Wagner augenscheinlich mit Wohlgefallen. Er streifte die Sängerin mit einem freundlichen Blick, — sein Kopfnicken drückte Behagen und Zustimmung aus.

Nach den ersten Einsätzen der beiden anderen Rheintöchter, — Marie Lehmann und Minna Lammert — ließ sich sofort erkennen, daß Lilli Lehmann von den Dreien die hervorragende war. Nicht daß die erste Stimme bei den Ensemble-Sätzen ihr das natürliche Uebergewicht sicherte, — es war vielmehr ihre vortreffliche Gesangsleistung im Allgemeinen. Stimme, Textbehandlung, dynamische Durchbildung der melodischen Phrasierung — selbst dem lautsymbolischen Ausdruck schien sie vollbewußt Rechnung zu tragen. — Das Organ der jüngeren Schwester Marie (Wellgunde) besaß nicht jenen energisch concentrierten Stimmklang, dem erschwerte Consonantenanhäufungen nichts anhaben können. Die Stimme besaß eine hellgefärbte, nahezu flache Klangbeschaffenheit; infolge dessen geringere Widerstandskraft bei lebhaften Wortbildungen. Das Mittelregister erwies sich für den Textgesang leider ausdruckslos und entbehrte der wirkungsvollen Accente, — gewann aber nach der Höhe zu an Eindringlichkeit. — Konnte man Lillis Stimmklang mit den gesättigten Farbentönen eines Oelbildes vergleichen, so hatte man bei der Schwester den Eindruck eines Aquarells, — während die Altstimme des Fräulein Lammert mit ihrer sonoren, abgerundeten Klangfülle, wie ein Broncerelief wirkte. Die dunkle, im Piano etwas rauhfaserige Beschaffenheit betrachtete man als etwas der Altstimme zugehöriges. Uebrigens hatte sich die Sängerin den sprachgesetzlichen Anforderungen Wagners bereits mit gesundem Instinkt genähert, und sang schon beim Beginn der Proben recht ausdrucksvoll. Einzelne Stellen gelangten sogar zu plastischer Ausgestaltung im Sinne einer wirksamen Verbindung von Wort und Ton. Man merkte bald, daß sie neben dem strebsamen Schwesterpaar mit Fleiß und Liebe an die Lösung ihrer Aufgabe herangetreten war. — Unser Zuhörerkreis hatte sich schon im Verlauf der ersten Scene mit der Klangverschiedenheit der 3 Frauenstimmen, als ein Gegebenes, vertraut gemacht, während die musikalisch-korrekte Sicherheit der gebotenen Leistung den Meister selbst vollauf befriedigte. Zudem gewöhnt sich beim Einzelgesang das Ohr selbst an nicht einwandfreie Klangqualitäten eines Organs, wenn im Uebrigen Temperament und intelligentes Erfassen vorhanden sind. —

Die Wirkung der Ensemblegesänge der Rheintöchter beruht überwiegend auf dem vocal-instrumentalen Zusammenklang der dreistimmigen Sätze. Hier liegt der musikalischen Conception ein Wohllautgesetz von elementarstem Ausdrucksvermögen zu Grunde, das zum unmittelbaren Träger des poetischen Stimmungsgehaltes wird. Diesem Kunstzweck entspricht die Klangwirkung denn auch in reichstem Maaße. — Als die drei Sängerinnen ihr „Heia, jaheia!" übermütig herausschmetterten, mußte man sich sagen: So und nicht anders muß die Wirkung des hohen C-dur-Dreiklangs beschaffen sein. Diese zwölf Takte mit dem fascinirenden Vorhalt des Septaccordes auf dem Orgelpunkt C, — sie werden für jeden, der diese ersten Proben miterlebte, unvergeßlich geblieben sein. — Der Meister selbst strahlte von Glück und Befriedigung. Er durfte sich sagen, daß die Wahl seiner „Rheintöchter" eine glückliche gewesen war. Die gegenseitige Anpassung des Stimmklangs unter- und nebeneinander war erstaunlich.

Digitized by Google

Dazu das stimmtechnische Vertrautsein mit dem herrlichen Werke, das den Genuß des Dargebotenen noch wesentlich erhöhte. Wie natürlich, daß im Verlaufe der späteren Proben das „Rheintöchterterzett", nachdem es die rückhaltlose Anerkennung des Meisters gefunden hatte, im Hause Wahnfried zum ständigen „Repertoirestück" — so nannte es Wagner scherzweise selbst — sehr bald geworden war. Hatten die ernsten Studien der anregenden Geselligkeit Platz gemacht, dann mußten die drei Damen heran. Auf diesem Wege bekamen auch vorübergehende Gäste und Freunde des Hauses einen Vorgeschmack von dem unbeschreiblichen Klangzauber, der sich aus der Nibelungen-Partitur auf die Zuhörer ergoß. Entzückt ließ man sich von dem singenden Kleeblatt auf den Wellen Wagnerscher Melodieen wiegen! Während der Pausen entstanden wohl auch heitere Controversen durch Vergleiche mit anderen Werken und Stylarten, an denen sich der gutgelaunte Hausherr in seiner treffsichren, mitunter sarkastischen — aber immer gemütlich jovialen Weise beteiligte. — Doch kehren wir zur Probe zurück und hören Karl Hill.

„Ich bin gespannt, was Sie zu unserem Alberich sagen? Ich erwarte von dem Sänger eine hervorragende Leistung." Wagner war vor Jahren Hill zufällig in Frankfurt in einem Concert begegnet. Die Deutlichkeit und verständige Art seiner Textaussprache hatten ihn wohlthuend berührt. Besonders war ihm die leidenschaftliche Wärme, womit Hill seinen Ton zu beseelen wußte, im Gedächtnis geblieben. Später wurde derselbe von Schwerin aus als „vorzüglicher Wagnersänger" genannt und sein stürmisches Temperament gerühmt. — Nach dieser Seite hin hatte der Meister unbedingt die rechte Wahl getroffen. Ich erinnere mich einer Aeußerung Wagners bei den späteren Scenenproben: „Hill treibt sich wie ein glühendes Stück Metall, das nicht zu löschen ist, in dem Wassergewoge herum! Man könnte glauben sein überlegenes boshaftes Zischen zu hören!"

Der erste Auftritt Alberichs: „He — he! ihr Nicker! Wie seid ihr niedlich . . ." zeigte sofort Hills durchaus zutreffende Vortragsart. Die Takte vier bis sechs wünschte Wagner gebundener, den Stimmklang lüstern angehaucht. Der folgende Einsatz: „Ihr da oben! Stör ich eu'r Spiel, wenn staunend ich still hier steh?" — ließ zwar deutlich erkennen, wie scharf ausgeprägt der Sänger die Zisch- und Rauschlaute zu behandeln verstand, aber die Hast und verhaltene Leidenschaft dieser Stelle entsprachen nicht der allmählichen Steigerung, besonders nicht der inneren Entwickelung der Scene. Der Vortrag sollte anfangs ruhiger, behaglicher sein — Alberichs Anruf: „Ihr da oben!" etwas kaltblütiger in der Betonung; die beschleunigte Ausführung der punktierten und kurzen Notenfolge nicht zu galoppierend. Hingegen Alles möglichst einschmeichelnd; die Klangfärbung heller und freundlicher, Wortbildung und Satzperioden — soweit die Deutlichkeit der consonantischen Articulation es gestatte — immer möglichst gebunden. Außerdem sollte sich der Gesang mit dem fließenden Charakter der Orchesterfiguren in verwandschaftlicher Beziehung erhalten.

Mit der drastischen Lautsymbolik des Aufwärtskletterns zum Riff: „Garstig glatter glitschriger Glimmer" befand sich unser Sänger im rechten Fahrwasser. Hier bedurfte es keiner Bindungen, sondern nur kurzer, energischer Wortbildungen. Das dunkle Organ war der Scene so recht angemessen. Für seinen Verdruß, der sich bis zur brutalen Drohung steigert, fand der von Woglinde betrogene Albe eine ungemein wirksame Wort- und Tonausprägung.

Der sich anschließende Lockruf Wellgundes, der die Anbandelung Alberichs sofort zur Folge hat, wurde von der jugendlichen Sängerin mit

Digitized by Google

ruhiger und überaus zutreffender Klangfärbung des Tones gesungen. Aber im Verlauf der Scene machte sich leider ein Abstand der Klangfarben zwischen beiden Stimmen empfindlich fühlbar, wodurch die gesangliche Wirkung dieses reizvollen Dialogs beeinträchtigt wurde. Dem hellen, häufig allzuflachen Organ der jungen Sängerin fehlte leider die erforderliche Widerstandskraft. Im Ringen nach möglichster Klangverstärkung kam die Consonantenbildung, und damit eine wirksame Ausgestaltung der Sinnaccente häufig zu kurz. Während getragene Gesangsstellen einen anmutigen Klangreiz enthüllten, erwies sich das Organ bei lebhafter Wortfolge, — z. B. bei der gegen Alberich gerichteten energischen Abwehr: „Pfui! Du haariger, höckriger Geck! Schwarzes, schwieliges Schwefelgezwerg!“ — völlig machtlos. Alberichs Stimme contrastierte durch ihr dunkles Klanggepräge zu auffallend. Häufig glaubte man den doppelten Intervallabstand zu vernehmen. Alberichs grimmiges Schelten, seine giftige Erwiderung auf das Hohngelächter der schadenfrohen Nixen gelang Hill ganz vorzüglich. Nur wünschte der Meister die beiden Takte: . . . „so buhle mit Aalen, ist Dir eklig mein Balg“ — mit boshaft, hellkreischendem Stimmklang gesungen. Besonders die letzten aus hellen Vocalen bestehenden Worte und endlich „Balg“ mit einem kräftigen, möglichst gehässig klingenden Accent!

Das folgende Zwiegespräch zwischen Floßhilde und Alberich — dieses „Liebesduett“ besonderer Art, wurde zu einem gesanglichen Dialog von unbeschreiblicher Schönheit; eine musikalische Perle dieses reizende Intermezzo! Die Ausführung kam durch Fräulein Lammert und Herrn Hill zu prächtiger Wirkung und erhielt, nach Wiederholungen einzelner Stellen, des Meisters volle Zustimmung. Da gabs kein Bedenken wegen zu großer Abstände und ungleicher Beschaffenheit des Stimmmaterials wie vorher. Vielmehr berührte die substanzielle Gleichartigkeit der beiden Stimmen ungemein wohlthuend. Das Naturell der Sängerin schien wie geschaffen für die Lösung ihrer Aufgabe. Der etwas rauh-faserige Stimmklang des Brustregisters gab dem Vortrag etwas strenges und treuherziges zugleich, während das Organ zur Höhe hin weich und sympatisch wurde und im Verlauf der Scene, — dem Vorgang sich anpassend — einschmeichelnd, fast zärtlich werden konnte, immer aber erkennen ließ, daß der boshafte Schalk ein neckisches Spiel mit dem brünstigen Alben trieb. — Uebrigens bewegt sich diese unvergleichliche Scene auf einem Gebiet des Wagnerschen Sprachgesangs, das gleichsam den italienischen bel canto streift: Das gedehnte Wort ist melodisch mit dem Orchester verschmolzen, ohne daß der Sprach- und Sinnbetonung der geringste Zwang auferlegt ist, wogegen die vocal-instrumentale Klangwirkung sich dadurch außerordentlich belebt und steigert, während das wirksame polyphone Gewebe die elementare Grundstimmung charakteristisch festzuhalten hat. — Auch Hill erfaßte seine Aufgabe mit klarstem Verständnis der zutreffenden gesanglichen Ausdrucksmittel. — Alberichs Zustand des unsicheren Schwankens zwischen Liebesglut und begründetem Mißtrauen, verzweifelter Entsagung und gemeiner Gier nach dem Besitz des von den Mädchen gehüteten Goldes — diese psychischen Innenvorgänge erhielten durch ihn volle, lebenswahre Ausgestaltung. Dabei kam ihm freilich die düstre Klangfärbung seines Organs zustatten. Hingegen wünschte der Meister das „Wehe! ach wehe! O Schmerz! Die Dritte so traut, betrog sie mich auch?“ mit hellem, fast kreischendem Stimmklang hervorgebracht. „Keine zu düstre Tragik — mehr Aerger, daß er so schmählich betrogen ist“ rief er, „also Ingrimm und Wut über das lüderlich schlechte Gelichter!“ Alles Weitere nimmt den vorgeschriebenen Verlauf. Der drei-

Digitized by Google

stimmige Es-Dur-Satz — die boshafte Verhöhnung des Alben, — er gelingt prächtig; ebenso Alberichs mißglückte Jagd auf die Mädchen, von der er zuletzt wütend und erschöpft abläßt, während ein neues, verändertes Bild in die Scene tritt: das plötzliche Leuchten des „Rheingoldes" auf dem hohen Felsenriff. Auf seine neugierige Frage plaudern die Rheintöchter unvorsichtig die Bedeutung desselben aus. — Damit beginnt für den schlauen Alberich ein neuer Feldzugsplan. Diesen wollte der Meister durch den Vortrag des Sängers auf das Nachdrücklichste stimmlich ausgeprägt haben. Das veränderte Klanggepräge des Organs, — der listigen Annäherung entsprechend, — soll schon dessen Frage: „Was ist's ihr Glatten, das dort so glänzt und gleißt?" erkennen lassen.

Nach dem sorglos jubelnden C-Dur-Schluß der Rheintöchter verbleibt er, die Augen starr auf das Gold gerichtet, sinnend auf dem Felsvorsprung und erwägt — (mit leiser Stimme beginnend) das Gehörte. Der plötzlich gefaßte Entschluß des Raubes reift zur That und damit Hand in Hand die stimmliche Steigerung. Dorthin gelangt, wo er die Hand nach dem Golde ausstreckt, ist ein neues Anwachsen der Klangstärke bedingt. Von da ab: „Das Licht lösch ich Euch aus" wird die Steigerung eine mächtige; der Stimmklang erhält einen eindringlichen, fast heroischen Ausdruck, bis Alberichs letzte Worte: „So verfluch' ich die Liebe!" mit unheimlicher Wucht des Organs das furchtbare, die dramatische Handlung bewegende Leitmotiv der gewaltigen Tondichtung verkündigen!

Aus Wellengewoge, Nebelbildungen und bedeutsamen Entsagungs-Modulationen ringt sich das plötzlich ertönende „Walhall-Motiv" empor. Eine neue, sonnige Welt thut sich auf.

Zweite Scene.

Wotan und Fricka schlafend. „Wotan, Gemahl erwache!" (ruft sie ihn erschrocken an) — Wotan träumt weiter und singt im Schlaf mit angemessener sanfter Stimme von Mannsehre, Macht und Ruhm. — Von Fricka aus dem Schlaf gerüttelt, fesselt die Burg seinen erstaunten Blick. Sein Wohlgefallen an dem „hehren, herrlichen Bau" begleitet und ergänzt das wieder ertönende herrliche Walhall-Motiv. Diesen stimmungsvollen Gruß an die Götterburg sang Betz mit tadelloser Sicherheit des Vortrags. — Der Meister schien voll befriedigt. — — An diesen Gesang von monumentaler Großzügigkeit, reihen sich, in rezitativischen Sätzen, Frickas berechtigte Bedenken wegen der Bauverträge ihres Gatten. — Daß die Stimme der Frau Sattler-Grün vorzügliche Eigenschaften besitzt, erkennt man sofort; besonders die für die Darstellung der Fricka ausschlaggebende: eine kräftige Mittelstimme. Vorläufig fehlt ihrem Vortrag die sprachgesangliche Plastik. Das wird sich bessern, da die ihr übertragene Aufgabe diese Anforderung unausgesetzt aufrecht erhält. In diesem Sinne waren einige Bemerkungen des Meisters aufzufassen. Auch überhastete sie einige Stellen, die eine nachdrückliche Betonung erforderten. Dagegen kam, mittels ihrer widerstandskräftigen, modulationsfähigen Mittelstimme jener, die verlockende Häuslichkeit ihres göttlichen Gemahls schildernde Satz zu vorzüglicher Geltung. — Diese kurze Scene bildet übrigens nicht blos den Prüfstein für Wagners Sprachgesang, — auch die feinen psychologischen Unterströmungen bedingen eine besonders distinguirte Auffassung. In hastiger Flucht tritt Freia auf (Fräulein Haupt). Ein heller, hoher

Digitized by Google

Sopran mit durchdringendem Metallgehalt, für die Rolle also wohl geeignet. Die jugendliche Sängerin besitzt gut ausgeprägte Sicherheit für die Textphrasirung. — Die folgende Scene — bis zum Auftritt der Riesen — nimmt ohne nennenswerte Correcturen ihren glatten Verlauf. Bedenklich wurde nur des Meisters Gesicht beim Einsatz Fasolts (Eilers) „Sanft verschloß Schlaf Dein Aug" — die Worte: „Schlummers baar — stauten starke Steine wir auf ... schließt im schlanken Schloß den Saal ..." kurzum, die ganze Anrede war ein unerquicklicher Kampf des Sängers gegen Säusel-, Zisch- und Rauschlaute; leider blieb er der unterlegene Teil. — Der Meister sah ein, daß für den Augenblick nichts zu bessern, noch weniger das Uebel sofort zu beseitigen war — also erlitt die Probe weiter keine Unterbrechung. Die ganze Scene zwischen den drei Baßstimmen, bietet ohnehin, sobald die charakteristischen Unterschiede der Klangfarben (Timbre) vorhanden sind (und das war hier der Fall) keine gesanglichen Schwierigkeiten. Der Vortrag hat eben den Gegensatz zwischen der vornehmen Stimmbehandlung des Gottes, und der, ihrer ungeschlachten, plumpen Sinnesart angemessenen sprachgesanglichen Ausdrucksweise zu realistischer Darstellung zu bringen. Wäre also bei Eilers nicht der beklagenswerte Articulationsfehler so störend gewesen, der obigen Anforderung hätte er unbedingt genügt. Sein Partner (Fafner) von Reichenberg besitzt ein ganz gewaltiges Organ von ausgeprägtem Baßtimbre mit der hellen sog. österreichischen Vocalisierung (das steyrische a°, das uns später bei Scaria begegnet) während Betz das A durch die Vorausnahme des U bildet, wodurch das Organ eine reiche Klangfülle erhält. — Den herzueilenden Froh hat bis zur endgiltigen Besetzung Unger übernommen. Eugen Gura singt den Donner. Sein weich-baritonales Organ ist für den „grimmigen Raßler" freilich nicht recht geeignet; indessen läßt sein tadelloser Sprachgesang ihn die angemessene Ausdrucksweise finden.

„Endlich Loge!" ruft Wotan. — „Eiltest Du so, den Du geschlossen, den schlimmen Handel zu schlichten?" hält der Gott ihm vorwurfsvoll entgegen. Und Loge (Vogl), erwidert verwundert: „Wie? welchen Handel hätt' ich geschlossen?" — Dieser erste kurze Satz reichte hin, die getroffene Wahl des Sängers für diese eigenartige Persönlichkeit im Rahmen der Göttergesellschaft als eine überaus geglückte anzusehen. Ueber die Durchführung der musikalisch-sprachrhythmischen Phrasierung war im Verlauf der Scene kein Wort zu verlieren. Das verstand sich bei dem Sänger von selbst. Die Art seiner Ausdrucksweise, die charakteristische Betonung, womit er alle über seine schlauberechnende, schadenfrohe Sinnesart täuschte; die heuchlerisch unterwürfige Stellung der göttlichen Machtfülle Wotans gegenüber, die er mit teuflischem Behagen zu untergraben trachtet — die Schilderung der eignen unstäten Lebensführung im Gegensatz zu dem wonnigen Dasein der von ihm gründlich mißachteten Götter, endlich der schlaue Hinweis auf Wotans neuerstandenen Prachtbau und zuletzt die gänzlich überflüssige Selbstverteidigung — für alles das hatte er mit richtigem Künstlerinstinkt den zutreffenden Ton gefunden! — —

Auf Wotans Vorwurf bezüglich des durch ihn geschürzten Vertrags mit den Riesen, reagirt er in der ihm geläufigen Art, — sich schlau herauswindend. (Hier griff der Meister mit geringfügigen Zeitmaßbestimmungen ein. Den Abschnitt: „Immer ist Undank Loges Lohn" — wünschte er noch heuchlerischer ausgeprägt.) Bisher hatte Vogls Leistung des Meisters volle Zustimmung gefunden und kaum nennenswerte Correcturen notwendig gemacht. Mit dem Beginn des längeren D-dur $^3/_4$ Satzes,

Digitized by Google

der in breiter Ausführung „Weibeswonne und Wert" schildert, fand der Tondichter indessen Veranlassung, sich mit dem Sänger bezüglich der poetisch-musikalischen Conception dieses exceptionellen „Gesangstückes" (wie es Wagner scherzweise nannte) verständigen zu müssen. — Vogl's deutliche Textbehandlung fand seinen Beifall; nur wünschte er für die gesangstechnische Phrasirung eine weniger lyrisch empfundene Vortragsart, wozu der Anfang vielleicht verleitet habe. Dieser aber, wie Alles Nachfolgende, ist lediglich auf die von Loge beabsichtigte Wirkung berechnet, also Vorspiegelung. Das Unverfälschte sagt das Orchester; was Loge vorbringt ist heuchlerische Phrase. Für den Augenblick nahm sich's der Sänger zu Herzen, später hat er des Meisters Anordnung leider doch nicht genau befolgt. — Von hier ab liegt die Führung, innerhalb der fortschreitenden dramatischen Entwicklung, ganz in den Händen Loges. Vogl war die Persönlichkeit, diese Aufgabe zu lösen. — Auch die beiden Riesen griffen sinngemäß ein und steigerten Drohung und Entschluß, Freia als Pfand an sich zu reißen, auf das wirksamste. Besonders Fafner that sich hervor. — Das folgende musikalische Stimmungsbild, — das Verblühen und Hinwelken der Götter — das Wagners Genius in glücklichster Stunde schuf, wußte Vogls musikalisches Verständnis durch den Hinzutritt seines scharf ausgeprägten Sprachgesangs bei gut gebundener Phrasierung der melodischen Linie, äußerst realistisch zu gestalten! Erst gegen den Schluß: „doch Ihr setztet Alles auf das jüngende Obst" — fand der Meister Veranlassung sich über den „freien Vortrag" dieser Stelle auszulassen. Welches Licht verbreiteten seine wenigen Worte über das Ganze!

Wotan's Entschluß ist plötzlich gefaßt. „Auf Loge! Nach Nibelheim fahren wir nieder." — Die Ueberleitungsmusik führt uns dorthin, und wir begegnen den beiden im unterirdischen Reiche Alberichs.

Dritte Scene.

Die beiden Sänger (Hill-Alberich und Schlosser-Mime) besiegten die rhythmischen Erschwernisse ihrer hastig bewegten Recitation bald aufs Beste. Nach einigen Wiederholungen gings flott dahin. Im Verlauf des sich hier Abspielenden werde ich nur einige markante Stellen herausgreifen, um die Eigenart der beiden Künstler zu charakterisieren. Gesprächsweise (er nannte es propädeutisch) hatte sich der Meister mit Hill bezüglich der dramatischen Ausgestaltung der Rolle bereits verständigt, hatte ihn auf die Hauptvorgänge innerhalb des Dramas hingewiesen. Leitmotiv: Die durch den Raub des Rheingoldes Alberich zugewachsene Machtfülle hat einen grenzenlosen Herrscherwahn in ihm gezüchtet, der sich bis zu blödem Unbedacht gegen das schlaue Spiel seiner Feinde auswächst, den von Größenwahn geblendeten in ihre Gewalt bringt, und ihn damit zugleich seines vermeintlichen Besitzes beraubt! Hills leidenschaftlich belebtes Naturell, die energievolle, rhythmisch scharfaccentuierte Art seines Vortrags, die dämonisch wirkende dunkle Klangfarbe seines Organs, — das Alles kam der Verkörperung dieser hervorragenden Schwarzalbengestalt ungemein zustatten. Er stieß auf keine nennenswerten Schwierigkeiten und fand sich mit den Anforderungen des Meisters bald zurecht. — Dieser selbst hat wiederholt betont, daß von sämmtlichen Mitwirkenden, Hill, Niemann, Lilli Lehmann und — Fafner-Reichenberg als diejenigen zu bezeichnen wären, die für ihre Rollen die wünschenswerte individuelle Veranlagung besäßen. Im Verlauf des ersten Dialogs zwischen Alberich und Mime traf der Meister Vortragsbestimmungen,

Digitized by Google

die sich für die scharfe Ausprägung der hier so glänzend durchgeführten Gegensätze zwischen dem Brüderpaar äußerst wertvoll erwiesen. Alberichs stets unruhvolle, heftig betonte Vortragsart, sein Größenwahn, der sich mit brutaler Knechtung und Geißelhieben gegen den eignen Bruder wendet, stellt seine Sinnesart und Verhältnis zu diesem — also die besondere Charakteristik dieser Scene sofort fest. Dessen Jammerlaute wünschte der Meister so betont: „oh—he" Zu, „au" Abnahme des Stimmklangs. Der Ton soll hell, falsetartig klingen. Für Alberichs „he, he!" beim Beginn mußte der Ausdruck ein grundverschiedener sein, weil der Gegensatz zu Mime hervorzuheben war. — Auch Alberichs Triolenmotiv der ersten Takte verlangte eine Betonung, die den Hauptaccent auf das zweite Viertel verlegte. Die Stelle: „Schau Du Schelm!" sollte leise mit dem Tone boshafter Verwunderung beginnend (trotz des crescendo) zu keiner kräftigen Betonung anwachsen, jedoch möglichst scharf ausgeprägt. Die eigentliche Klangsteigerung setzt erst mit dem 11. Takte ein und wächst mit den Worten: „Kenn ich Dich dummen Dieb?" Das Folgende wünschte der Meister „dem Sinne des Tarnhelm-Motivs, das als Grundlage dient, angemessen. Etwas durchsichtig-unheimliches im Stimmklang." — „Nacht und Nebel, Niemand gleich!" — Diese leisen Wortbildungen wollten nicht gleich gelingen. Das Folgende, bis auf den lachenden Abstieg des verminderten Septaccordes vom hohen Ges herab — fand schon keine Wiederholung mehr. Die Stelle: „Nibelungen all, neigt Euch nun Alberich!" war sofort von prächtiger Wirkung. Hingegen kam der folgende lebhafte Sprachgesang nicht gleich zu voller Geltung. Es litt die Deutlichkeit der Wortbildungen durch Hills allzudunkle Vocalisierung, die die Gegensätze heller und dunkler Farbenwirkung häufig aufhob. Wagner fand die „Ho—ho!" und „er naht" (auf gleichem Tonintervall) in der Klangfarbe zu wenig unterschieden. Dagegen war das dunkelgefärbte i auf dem hohen Baß-es (Niblungen Herr!) von gewaltigster Wirkung. Alberich entfernt sich. —

Wotan und Loge werden sichtbar. Alles nimmt seinen glatten Verlauf. Mimes Klage: „Wer hülfe mir!" soll nicht übertrieben kläglich klingen, vielmehr in schmerzlicher Resignation dem Herrschermotiv des Orchesters sich anschließen. Die Stelle verlangt einen gut gebundenen Vortrag und eine wohlberechnete Zunahme der Klangstärke bis zu . . . . „zittern wir staunend" — dann Rückgang der folgenden Takte. — Für den sich anschließenden Satz, (mit dem unterlegten Schmiedemotiv) der die heitere Vergangenheit der Nibelungen mit der schlimmen Gegenwart vergleicht, fand Schlosser sofort den rechten Ausdruck. Er wurde vom Meister belobt. Nur gegen das Ende seiner an Loge gerichteten Mitteilung, sollte seine Stimme größeren Unmut und Groll verraten. Die beiden Worte: „Aermsten und Aergsten" klangen zu sehr nach a; Wagner wünschte den reinen ä-Laut aus bestimmten lautsymbolischen Gründen und machte auf die besonderen Schwierigkeiten der Schilderung von Mimes fehlgeschlagenen Plänen bei den Wiederholungen selbst aufmerksam. — Die 16 Takte (von $^6/_8$ Takt an), verlangen ein allmähliges Anwachsen des Tones, jedoch nicht stimmtechnisch kunstvoll, sondern als eine natürliche Steigerung aus dem gegebnen Inhalt heraus, die mittelst verstärkter Betonung der Sinnaccente zuletzt bis zum verzweifelten Aufschrei ohnmächtiger Wut gelangt! — Auf Loges Frage antwortet Mime mit kläglicher Stimme. — Wieder eine neue Steigerung, aber ganz andrer Art bezüglich der vocalen Klangfarben und der sprachgesanglichen Wortbildungen. Geknickt, völlig in sich zusammengebrochen, im schmerzenden Gefühl der eben erhaltenen Geißelhiebe, läßt er heulend und schluchzend, die eigene Dummheit verwünschend, seinem Jammer freien Lauf. — Für die

Digitized by Google

Stelle: „Mit Eurem Gefrage, wer seid denn Ihr Fremde?“ hatte sich Schlosser einer zu hellen, fast kindischen Ausdrucksweise bedient. Der Meister wollte ein plötzlich in ihm erwachendes Mißtrauen in den Stimmklang gelegt haben. — Alberich erscheint wieder. — Für das herrschsüchtige, brutale Anfahren der ihm dienstbaren Nibelungen (durchgehends auf Noten des hohen Brustregisters) würde eine hellere, eindringlichere Beschaffenheit des Organs die Wirkung noch wesentlich verstärkt haben; indessen Hills temperamentvolle, energische Art der Behandlung des Sprachgesanglichen, wußte das auszugleichen. In der Kundgebung seiner unersättlichen Herrschgier wirkten die fünf Z: „zögert, zaudert, zittre, zage, gezähmt, — lautsymbolisch wie ebensoviele Geißelhiebe! Und gleich darauf dieselbe Anzahl R, die seinen Größenwahn zum Fieber steigern! Daraufhin stiebt Alles auseinander. — Da gewahrt er Wotan und Loge. „Was wollt ihr hier?“ So überraschend wie das plötzliche E der Orchesterbässe und des darauf gebauten A moll, sollte der Stimmklang Alberichs wirken. Auch Wotans Antwort soll einfach „möglichst menschlich“ klingen, — breit und gebunden im Vortrag. — Alberich errät sofort das Wahre: „Nach Nibelheim führt euch der Neid“ — das sagt er den beiden ins Gesicht. Innerhalb Loge's Gegenrede (3 Takte nach „bellst“) war der Sänger, streng im Takte bleibend, zu rasch über den Satzabschluß hinweggegangen. Vor Aufzählung der Alberich erwiesenen Wohlthaten wünschte der Meister einen merklichen Einschnitt; das veränderte Orchestermotiv gestatte dies unbedenklich. Die ganzen sechs Takte des sehr belebten „Sprachgesangs“ erhalten nur geringe dynamische Ausbiegungen; der letzte Takt erhält eine unauffällige Klangsteigerung bis zum fis. Das Folgende im strengsten Takt! — Für die boshafte Erwiderung Alberichs hatte Hill sofort den rechten Ton gefunden: Mißtrauen, Hohn, Schadenfreude und — sorgloses Selbstgefühl bilden hier eine ungemein scharf ausgeprägte Klimax, für deren zutreffende gesangliche Ausgestaltung die sichere Wegrichtung vom Tondichter freilich deutlich genug angezeigt ist. Gleichwohl wurde des Sängers prädestinirtes Naturell aufs Neue entscheidend! Dafür legte Alles Folgende ein glänzendes Zeugnis ab. Obwohl er auf dem Stuhl saß, nahmen dennoch seine Körperbewegungen lebendigen Anteil an seinem Gesang. Bei dem Wotan zugeschleuderten Ausbruch: „Doch getrost trotz ich Euch Allen!“ riß es ihn förmlich in die Höh! — Auf Wotans Frage: „zu was der Hort ihm fromme?“ giebt er eine sehr bestimmte Antwort. Seine Darlegung richtet sich voll Neid und Scheelsucht gegen jene, die in linder Lüfte Wehn, da oben leben, lachen und lieben, — „mit gold'ner Faust, Euch göttliche fang ich mir Alle!“ — Indem er seinen Plan Wotan rückhaltlos enthüllt, gilt es einer der schwierigsten Aufgaben der dramatischen Rezitation zu lösen. Diese aus sich herauswachsende Steigerung verlangt eine vollendete Stimm-Oekonomie; der Vortrag hat kräftig hervorzuhebende Accente durch noch kräftigere immerwährend zu beleben und wirkungsvoll zu steigern. — Das Stimmorgan muß in unbegrenzter Wucht und Klangfülle über sich hinauszuwachsen scheinen, und unausgesetzt das Gepräge des wildesten, fesselosesten Größenwahnes zum Ausdruck bringen. — Ohne eine Spur von Erschöpfung brachte der Sänger zuletzt noch sein hohes F! — Dann trat eine Pause ein.

Der Meister schien von Hills musikalischer Vertrautheit mit dem Werke und der Sicherheit seiner gesanglichen Darbietung sehr befriedigt. „Das kann Alles recht gut und richtig werden!“ sagte er mehr zu sich, als zum Sänger gewendet, mit halblauter Stimme.

Nach Wotans unbedachtem: „Vergeh, frevelnder Gauch“, das Alberich zwar nicht recht verstand, legt sich Loge doch wieder ins Mittel, um, Alberichs

Digitized by Google

Eitelkeit schmeichelnd, sein listiges Vorhaben ins Werk zu setzen. Alles das ging, geringe Unterbrechungen abgerechnet, glatt weiter. Der vom Meister gewünschte Ausdruck der Stelle: „Den hehlenden Helm ersann ich mir selbst" — wollte nicht gleich gelingen. Die Beschreibung desselben bedingt eine besondere Klangfärbung. Die Dunkelheit des Hillschen Organs entsprach dieser Anforderung nicht ganz. Erst von da ab: „So, ohne Sorge bin ich selbst sicher vor Dir, Du frommer sorgender Freund —" kann die Wortbetonung wieder breiter und dunkler werden, während die 3 letzten Takte nunmehr eine hellere, höhnische Klangfarbe erhalten. — Loge fährt fort des Alben eitlen Ehrgeiz durch eingestreute Zweifel schlau berechnet zu steigern, um damit seinem Ziele näher zu kommen. Das gelingt ihm. Alberich will die Zauberkraft seines Tarnhelms durch Verwandlungen in „Schlange und Kröte" beweisen, geht in die Falle und wird, überwältigt und gebunden, von den beiden hinauf in die Oberwelt geschleppt. —

Vierte Scene.

Oben angelangt begrüßt Loge den Betrogenen mit aufrichtiger Schadenfreude. Alberich erwidert mit vor Wut erstickter, krächzender Stimme: „Schändlicher Schächer! Du Schalk! Du Schelm!" — Welche lautsymbolische Wirkung dieser giftigen Rauschlaute! Aber es kommt gleich noch drastischer: „Oh ich Tropf! ich träumender Thor, wie dumm traut' ich dem diebischen Trug!" — Den Redesatz Alberichs (für sich) „Doch behalt ich mir nur den Ring, des Hortes entrat ich . . . ." wollte der Meister in schärfster Textbehandlung, aber leise und rhythmisch gut ausgeprägt gesungen haben, nur gegen das Ende etwas zurückhaltend. —

Die Nibelungen haben den Hort heraufgebracht und geschichtet. „Gezahlt hab' ich, nun laßt mich ziehn" — wendet sich Alberich mit grollender Stimme an Wotan. Aber die Zurückgabe des Tarnhelms setzt er nicht durch. Loge wirft den wertvollen Besitz zum Uebrigen. „Bist Du befriedigt? Laß' ich ihn frei?" Diese an Wotan gerichtete Frage wußte Vogl ganz meisterhaft zu betonen; er hatte den ganzen Loge in diese wenigen Worte gelegt! Nun aber beginnt der kurze geschäftliche Dialog zwischen Wotan und Alberich, der für den dramatischen Vortrag der beiden Sänger überaus belehrende Vergleiche bot. Das ursprüngliche, natürliche Klangvermögen ihrer gutgeschulten Organe hatte viel Verwandschaftliches, dennoch glichen sich beide Stimmen, bezüglich ihrer elementaren Klangwirkung, nicht im entferntesten! Die Grundfarbe war d u n k e l! Hieraus entsprang die auffallende Aehnlichkeit ihrer Vocalfarben auf dunklem Gebiete. Aus dem U heraus bildete Betz sein A; das konnte er nach Bedarf bis zu einem erheblichen Grad heller Klangfärbung steigern. Dabei behielt es aber immer noch sein dunkel-neutralisiertes Timbre, das dem Organ einen gewinnenden Wohllaut verlieh. Die weitere Consequenz des Verfahrens bildete das offene I, das dadurch eine dunkel neutralisirte Klangfülle erhielt. Das Auffallende der Aehnlichkeit zwischen beiden Stimmen war, wie ich schon bemerkte, die Grundfarbe U—O, von der auch Hill ausging. Nur kam dieser über den dunklen Anlaut nicht genügend hinaus; ein reines i—e—ä—ei, vermochte er eigentlich nicht zu bilden; diese helle Vocalfarbe lag nicht in seiner physiologischen Klangsphäre. Dies der Grund, daß er das Hoheitsvolle, Klarausstrahlende einer mächtigen Klangsäule, das schon an sich wie ein göttliches Attribut erscheint, nicht in dem Maße zum Ausdruck zu

Digitized by Google

bringen vermochte, wie es bei Betz so unmittelbar einem entgegentrat. — Dafür brachte er seine erschlichene Göttlichkeit mit dem Zubehör brutaler Knechtung um so überzeugender zur Darstellung. Hills Stimmklang besaß nicht jenes abgeklärte, gleichsam übersinnliche Gepräge, das man als „schlackenfreien Ton" bezeichnet. Eine faserige Rauheit (wilde Luft) begleitete bei zarter Tongebung den Vocallaut und beeinträchtigte das „Tonschwelgen" des Hörers an dem im übrigen so reichen Klangmaterial unter Umständen nicht unerheblich. — Als nach Alberichs letzter Gegenwehr: „. . . . Hand und Haupt, Aug und Ohr sind nicht mehr mein Eigen, als hier dieser rote Ring . . ." ihn Wotan entrüstet mit den Worten anfährt: „Dein Eigen nennst Du den Ring? Rasest Du, schamloser Albe? . . . ." Da trat sowohl der angedeutete Gegensatz der Klangqualitäten, als auch zugleich die individuelle Veranlagung beider Sänger deutlich zu Tage; denn genau so charakteristisch und wirkungsvoll war die Entgegnung Alberichs. Beide Sänger überboten sich, dieser überaus dramatischen Scene gesanglich zu lebensvoller Ausgestaltung zu verhelfen. — Mit Wohlgefallen und gesteigertem Interesse folgte der Meister dem vortrefflichen Sängerpaar. Erst bei dem accelerando erinnerte er sich wieder der Tempobestimmung. — Hill hatte sich allmählich in eine heftig leidenschaftliche Vortragsart, in eine so wild ausströmende Steigerung seines ohnehin kraftvollen Organs hinein gesungen, daß der Gedanke an eine noch mächtigere Stimmexpansion — die noch in Aussicht stand — fast beängstigend wurde! Welche elementare Wucht der Sinnaccente innerhalb der ganz verzweifelten, an Wotan vorwurfsvoll gerichteten Warnungen und Drohungen, an den Besitz seines Ringes sich klammernd! . . . . „Doch an Allem, was war, ist und wird, frevelst Ewiger Du — entreißest Du frech mir den Ring!" — Dann wieder Wotans zwingendes Wort: „Her den Ring! Kein Recht an ihm schwörst Du schwatzend Dir zu." — Nun, nach dem Entreißen des Ringes, der gräßliche Aufschrei Alberichs und: „Zertrümmert! Zerknickt! Der Traurigen traurigster Knecht!" — (Loge löst seine Bande.) „Bin ich nun frei? Wirklich frei? So grüß' Euch denn meiner Freiheit erster Gruß!" — Hill's Stimme klang plötzlich rauh. Hatte er sich im Vorhergehenden übernommen? Oder war es seine Absicht, zu einem neuen Steigerungsmittel zu gelangen? — „Verflucht sei dieser Ring" rang es sich mit übermächtiger Gewalt seines freigewordenen Stimmklangs los! Das Organ hatte wieder seine ganze ungeschmälerte Widerstandskraft erlangt und behielt sie bis zur letzten Note des grausigen Fluchs. — —

Das Folgende bot wenig Bemerkenswertes. Kleine Unterbrechungen, Tempobestimmungen, unverständliche Wortbildungen Einzelner. Frickas Begrüßung: „Lieblichste Schwester, süßeste Lust" gelangt zu keiner scharfen S-Bildung — bleibt unverständlich. Den gleichen Tadel erfährt Fasolt: „Das Weib zu missen, wisse . . . soll aus dem Sinn sie mir schwinden, des Geschmeides Hort u. s. w." — er hatte weder Zisch- noch Rauschlaute auch nur annehmbar gebildet. — Beim Tauschhandel, der sich nun vollzieht, findet der Fafnersänger des Meisters volle Zustimmung. Wie er in stoischer Ruhe die Einwürfe der aufgebrachten Göttersippe gar nicht beachtet, sondern gierig das Maß seines Besitzes rücksichtslos zu vergrößern sucht, — das brachte Reichenbergs Organ und Auffassung vortrefflich zur Geltung. Sein „Ruhig, Donner!", dann der plumprollende Triller mit seiner überaus realistischen Wirkung ließen deutlich erkennen, daß der noch jugendliche Sänger sich in den dramatischen Vorgang gut eingelebt hatte. — Nun Donner gegen Fafner drohend den Hammer erhebt, ruft Wotan „Friede

Digitized by Google

doch!" dazwischen. Welches gebieterische I auf dem hohen Es — das wohl nur Betz von sämmtlichen Sängern so machtvoll zu bilden verstand! Zu verfolgen, wie das alles sich nun Schlag auf Schlag weiter entwickelte und steigerte, war ein Vergnügen! — Zu bedauern war freilich, daß bald wieder, wenn auch nur vorübergehend, eine unvermeidliche Stimmungstrübung durch Fasolt-Eilers mangelhafte Sprachbehandlung eintrat. Alle jene Stellen, die dazu dienen, Fasolts menschliches Empfinden für die Schönheit des Weibes und deren Besitz, im Gegensatz zu dem beutegierigen Fafner klarzustellen, erschienen wie Lücken in dem wohlgefügten dramatischen Aufbau und verfehlten ihre Wirkung gänzlich. Der Meister konnte sein Unbehagen schwer unterdrücken. —

Fafner erlangt zuletzt noch den Ring. Wotans zornige Abwehr: „Wie? Diesen Ring?" erhielt durch Betz eine Betonung, die sich nicht beschreiben läßt. Welcher wirksame Gegensatz zu der vorangegangenen brutalen Forderung Fafners! Hierauf der Wortwechsel zwischen Wotan und Loge wegen des Eigenthumsrechts der Rheintöchter auf den Ring. — Des Gottes hartnäckiges Festhalten am Besitz des Ringes wächst musikalisch und gesanglich zu mächtiger Steigerung an. Fasolts wütender Ausruf: „Aus dann ist's! Beim Alten bleibt's! Nun folgt uns Freia für immer!" läßt nun alle Götter auf Wotan einstürmen, ihn zur Herausgabe des Ringes zu veranlassen. Vergeblich! — Da erhebt sich aus der Felsentiefe plötzlich Erda, die Hand mahnend gegen den besitzlüsternen Gewalthaber ausstreckend: „Weiche, Wotan, weiche! Flieh des Ringes Fluch!" — Das gut geeignete Organ der Sängerin (Frau Jaïde) löste die Spannung und Neugierde der Anwesenden bald zu allseitiger Befriedigung. Der Gesang Erdas, an sich weihevoll und großartig, hat eine so grandiose, dramatische Stylausprägung, daß die ergreifende Wirkung auf den Zuhörer gesichert ist, selbst wenn das Organ der Darstellerin nicht allen Anforderungen entspräche. Indessen schien die Wahl des Meisters eine glückliche. Die Stimme hat den ausgeprägten Charakter des Contraalts, zwar mehr hell als dunkel gefärbt besitzt sie eine pastose Klangsubstanz. Die Uebergangstöne zwischen Brust- und Mittelregister haben eine seltene Klangfülle, also eine Beschaffenheit, die gerade hier den Ausschlag giebt, weil sich der getragene Gesang fortwährend im Wechsel zwischen Brust- und Mittelstimme bewegt. Dieses wertvolle Ergebnis einer rationellen Stimmschulung kam der Sängerin wesentlich zustatten. Die schwächere Seite ihrer gesanglichen Leistung zeigte sich anfangs in der Neigung, die Zeitmaße ungewöhnlich zu verschleppen; durch des Meisters zielsichere Anleitung gelangte sie aber bald dahin, ihren Vortrag wirkungsvoll auszugestalten. Ihre Textbehandlung stand freilich noch nicht auf der gesicherten Höhe der gerade hier so notwendigen plastischen Darstellung, die das Wort an sich schon zu einem vertieften Stimmungsprodukt zu gestalten vermocht hätte. So behandelte sie anfangs die Wort und Silben abschließenden t und d viel zu wirkungslos (Erda, mahnt Deinen, ein düstrer Tag dämmert den Göttern, Dir rath ich, . . . selbst zu Dir her u. s. w.), während sie das Klangvermögen der nasalen Consonanten nicht hinreichend ausbeutete, um durch streng gebundene Wortbildungen die klangliche Wirkung ihres Vortrags zu steigern. Erfreulicher Weise ließ sich im Verlaufe der Proben — im Wettstreit mit den vorgeschrittenen männlichen Darstellern — eine auffallende Verbesserung des Sprachgesanglichen durch die sämmtlichen 4 Bühnenwerke, in denen sie beschäftigt war, deutlich beobachten. —

Wotan überläßt den beutegierigen Riesen endlich den Ring und —

Digitized by Google

Freia ist gelöst. Es folgt die verhängnisvolle Auseinandersetzung der beiden Riesen, die wegen des rhythmisch lebhaften Vortrags einige Wiederholungen notwendig machte. Fafner erschlägt Fasolt. „Nun blinzle nach Freias Blick! An den Reif rührst Du nicht mehr!“ — Zu dem von Grauen erschütterten Gott tritt Loge mit den Worten: „Was gleicht, Wotan, wohl Deinem Glücke?“ Vogl fand für diese 12 Takte, die den Verlust des Ringes heuchlerisch als vermeintliches Glück Wotans bezeichnen, nicht gleich die zutreffende Auffassung. Die anfangs angegebenen gesanglichen Bindebögen übertrug er, breit und cantilenenartig, auf das Ganze, was der Meister als verfehlt bezeichnete und eben so witzig wie liebenswürdig richtig stellte. — Wotan, sinnend abgewandt, hört Loges Zuspruch kaum. „Bange Sorge und Furcht“ fesseln seinen Sinn. Zur Erda will er hinab! Von ihr will er erfahren, wie alles werden wird. — Donner zerstreut die Nebel und plötzlich wird die Götterburg in hellem Sonnenlichte sichtbar. — „Abendlich strahlt der Sonne Auge; in prächtiger Glut prangt glänzend die Burg“ — hebt Wotan mit fast träumerischer, aber doch eindrucksvoller Stimme an, vom herrlichen Walhallthema, das ihn nun, nach den dissonierenden Vorgängen, harmonisch versöhnend umspielt. Das in getrübter Umbeugung hinzutretende Ringmotiv, erinnert ihn, daß die Burg „in Müh und Angst, nicht wonnig ward gewonnen.“ Seiner Stimmung nachgebend umschleiert sich sein Organ und sinkt bei den Worten: „Es naht die Nacht“ — zu dunkler Färbung herab, um sich dann allmählich wieder zu gesteigertem Ausdruck zu erheben, und nach dem energisch einsetzenden Schwertmotiv sein machtfreudiges: „So grüß' ich die Burg, sicher vor Bang' und Graun!“ — Dann noch einmal jubelnd das Schwertmotiv mit den zurückweichenden Cadenzaccorden. — Nun — Fricka die Hand reichend, — „folge mir Frau! In Walhall wohne mit mir.“

An die folgende kleine Episode Loges, von unbeschreiblicher Charakteristik des Vorgangs, sowie seiner Stellung zur Göttergemeinschaft, — schließt sich die rührende Klage der Rheintöchter aus der Tiefe des Thales an. Dieser dreistimmige Gesang bot wieder ein entzückendes Stimmungsbild und war von ergreifender Wirkung, die nur durch die intensive Klangsteigerung der letzten 16 Takte bei tadelloser Intonationsreinheit noch zu überbieten war.

Der freudig bewegte Meister richtete noch einige Worte des Dankes und der Befriedigung an „seine Künstler.“ Diese dagegen hatten Eindrücke empfangen, die sich mit jeder folgenden Probe noch steigerten; denn immer Neues, Eigenartiges offenbarte sich ihnen auf Tritt und Schritt, das befruchtend weiterwirkte und das Leistungsvermögen jedes Einzelnen mächtig erweiterte. Man athmete die stärkende Luft einer reinen Kunstsphäre — (alle bestätigten mir das) und empfand deutlich, daß es nicht blos das lebendige Interesse an dem unvergleichlichen Werke an sich war, das alle Mitwirkenden mit mächtig packender Stimmungsgewalt vom ersten bis zum letzten Takte im Banne hielt; weit mehr schien es der erhebende Tempeldienst in der Ausübung höherer Kunstbethätigung, der den gesteigerten Künstlerpflichten jedes Einzelnen durch verfeinertes Empfinden und Wesensläuterung die höhere sittliche Weihe gab.

Man glaubte sich auf eine entlegene Insel, mitten hinein in den knospenden Frühlingsdrang der jung aufblühenden Erde versetzt! — Bis hierher konnten die stagnierenden Gewässer der allgemeinen Geschmacksverderbnis unseres vaterländischen Opernbetriebs nicht dringen, — konnten nicht jenen häßlichen Schlamm absetzen, durch den man in den staatlich subventionierten Operncentren des neuerstandenen Deutschland bis an die Knöchel

Digitized by Google

watete! — Hier sollte endlich des unbeugsamen Initiators Künstlerwille zur That werden, der — ein Prediger in der Wüste — nicht müde geworden war, so eindringlich wie erfolglos gegen den Verfall unserer dramatischen Kunst seine mahnende Stimme zu erheben. — Von dieser weltabgelegenen Insel sollten nun: ideale Kunstpflege und reines Kunstgenießen ausgehen. Hier sollte das Glaubensbekenntnis der Zugehörigkeit zu einer neuen, von allen Schlacken der Opernversumpfung gereinigten Kunst, durch die Gefolgschaft seiner begeisterten Jünger und Anhänger, festen Fuß fassen! — In der stillen Abgeschiedenheit dieses, vom unruhvollen, stimmungsfeindlichen Alltagsgetriebe unberührten Asyls, durfte die erwählte Gemeinde die Bergpredigt seiner erhabenen Kunstoffenbarung vernehmen. Dies sollte der fruchtbare Boden werden, der den Samen aufnahm für eine neue, von den Eingeweihten ernst gepflegte Kunstausübung, die eine frischaufblühende Saat und später eine reiche Ernte für unsre vaterländische Kunst erhoffen ließ.

* * *

Nachdem die Mehrzahl der Mitwirkenden sich entfernt hatte, trat Wagner zu mir. „Kommen Sie morgen früh, bevor Sie mit Unger beginnen, ich muß wegen Eilers mit Ihnen Rücksprache nehmen; ich befürchte ernstlich, daß er seiner Aufgabe, so gering ihr Umfang an sich ist, kaum wird genügen können. Wir wollen beraten, was zu thun ist. Uebrigens müssen wir auch wegen der Froh-Frage Entscheidung treffen. Den jungen Tenoristen Herrlich, der mir von Lilli warm empfohlen ist, müssen Sie nochmals gründlich prüfen. Gestern schienen Sie wegen seiner Befähigung noch zweifelhaft zu sein. Seine hübsche Gestalt wäre ja äußerst geeignet. Er besitzt eine Repräsentation, die wirklich „herrlich" geeignet wäre" — scherzte er, „aber dahinter steckt wieder, ganz wie bei unserem Unger, ein schreiendes Mißverhältnis zwischen Körperbau und Stimmorganismus, das mir ein für allemal auf der Verbildung des Organs beim Beginn des Gesangsstudiums zu beruhen scheint. Sein eingeklemmter Gaumenton hatte mich gleich auf das Empfindlichste unangenehm berührt!" — Die Künstler und hinzugekommenen Freunde des Hauses Wahnfried — es war 8 Uhr geworden — gruppierten sich an den gastlichen Tischen im Garten unter heiterem Geplauder und den schönen Nachwirkungen des gehabten Kunstgenusses, während ich, die freundliche Einladung ablehnend nach Hause eilte, um mich mit Eilers ungeratenen Zisch- und Rauschlauten zu beschäftigen und sofort eine Uebung fabrizierte, die zu einer Besserung verhelfen sollte. Als ich, Hunger und Durst zu stillen, um 10 Uhr zu Angermann eilte, lag die Uebung im Concept — der Hauptsache nach fertig — vor mir; es fehlte nur noch die gründliche Durcharbeitung. — Am andern Morgen vor 8 Uhr vor Wahnfried angelangt, hatte ich mich, um den Morgenschlummer der Hausinsassen nicht zu stören, mit dem dienstbeflissenen Schnappauf — ohne Hausglocke — von meiner Anwesenheit zu verständigen, damit er mir die Thür zu des Meisters Zimmer öffnete und mich geräuschlos eintreten ließ. — Dieser saß, in schriftliche Arbeit vertieft, an seinem Schreibtisch. Als er mich endlich bemerkte, rief er mir „Guten Morgen" zu, überblickte noch einmal das Geschriebene, setzte seine Brille ab, erhob sich, reichte mir die Hand und — intonierte in bester Stimmung: „Keine Ruh bei Tag und Nacht!" Bitte, geplagter Basilio, singen Sie die zweite Stimme zu dieser schönen Melodie!" Dann lieber gleich als Terzett mit Unger!

Digitized by Google

erwiderte ich. — Auf meine Entschuldigung hin, ihn so unanständig früh gestört zu haben, wies er lachend auf zwei Flaschen, die auf der Treppe zum Garten standen. „Da, diese beiden Karlsbader können bezeugen, wie lange ich heute schon Meditationen über den natürlichen Kreislauf der menschlichen Materie angestellt habe! Ja, ja! — mein unseliges Verhängnis!“ Dann gingen wir hinab in den Garten, nachdem er sich noch ein Glas gefüllt hatte. — Er brachte nun sofort das Gespräch auf die Notlage wegen Eilers. „Ich kann Ihnen nicht helfen, lieber Freund, aber übernehmen müssen Sie ihn, obwohl ich bedaure, daß Ihnen mit dieser Zungenkorrektur eine neue, vielleicht recht schwierige Aufgabe zuwachsen wird. Aber Sie sehen, daß es so unbedingt nicht geht. Ich werde ihm gleich schreiben, daß er Ihrer Anordnung zwecks einschlägigen Studiums strikte zu folgen hat.“ — Daß ich bereits Mittel und Wege plante, werkthätig auf eine Verbesserung seiner unglücklichen Consonantenbildung hinzuwirken, gefiel ihm. Bis morgen lieber Meister, hoffe ich soweit zu sein, mir ihre rechtskräftige Approbation einzuholen. Hoffentlich besitzt er den künstlerischen Ehrgeiz, das Wenige innerhalb der ihm zugeteilten Rolle, zu Ihrer Zufriedenheit sich anzueignen. Er brachte das Gespräch auf Vogl: „Im Allgemeinen habe ich einen recht günstigen Eindruck von ihm gehabt. Man merkt seiner musikalischen Sicherheit an, daß er seine Rolle von der Bühne herab öfters gesungen hat. Nur fürchte ich, daß ihm *seine* Auffassung so sehr zur zweiten Natur geworden ist, daß es kein Leichtes sein wird, die meinige in vollem Umfang durchzusetzen. Ich bin darauf gefaßt, diese notwendige Richtigstellung wird nicht so glatt verlaufen und vielleicht kleine Verstimmungen hervorrufen. Na, wir werden ja sehen, was bei ihm die Oberhand behält: künstlerische Einsicht oder eigensinnige Gewöhnung.“ — Ich zweifle nicht, daß er Ihren Wünschen aufs pünktlichste nachkommen wird, bemerkte ich. Er ist viel zu intelligent, um nicht zu wissen, welchen Zuwachs seine Leistung durch Ihre persönliche Anleitung nach allen Seiten hin erhalten wird. „Gewiß, wollen wird er unzweifelhaft; aber wird er auch können? Was sich ein Sänger unrichtig angeeignet hat, ist, bei aller späteren Erkenntnis des Richtigen, nicht mehr gründlich auszurotten, weil seine dramatische Darstellung ein nahezu automatischer Vorgang wird, der die Selbstüberwachung im Einzelnen nicht mehr in ausreichendem Maße ermöglicht, — selbst beim besten Willen nicht. Um aber gewahr zu werden, wie es mit diesem „guten Willen“ steht, muß man unsere Tenoristen kennen. Das sind aparte Menschen, die lassen sich nicht nach der gewöhnlichen Regeldetri beurteilen! — Ich habe erlebt, daß man das Entscheidungsrecht für gewisse gesangliche Vortragsbestimmungen dem auf seine Gesangstriumphe ängstlich bedachten Sänger zuerkannte, und jenes des Komponisten für ganz nebensächlich hielt, es kaum beachtete. Ist mir selbst passiert! Meinen Sie daß man in solchen Fällen an unseren herrlichen Theaterintendanten und Direktoren einen wirksamen Rückhalt fände? — Unsere Kapellmeister wissen von dieser Gewaltherrschaft ein Lied zu singen. Primadonnen und Heldentenöre, das sind die Selbstherrscher und Tyrannen! Für diese ist der Taktschläger da unten ein ganz inferiores Wesen; unter Umständen ein eigensinniges Hindernis ihrer vermeintlichen Machtentfaltung, ein „verantwortlicher Minister“ ohne konstitutionell zugesicherte Einwandbefugnis im despotisch regierten Opern-Staat! Der Aermste fällt klaftertief in Ungnade, verliert Ansehen und Alles was er überhaupt zu verlieren hat, wenn er nicht willfährig ist und bereit, seine künstlerische Anschauung ganz und gar preiszugeben!

Das war ehemals freilich anders. Von Gluck und Mozart ab waren

Digitized by Google

alle Opernkomponisten zugleich Kapellmeister, die das musikalische Scepter als Taktstock führten und ihre Autorität den Sängern gegenüber geltend zu machen wußten. Zudem besaßen alle das richtige Verständnis für die gesangstechnischen Anforderungen ihrer Bühnenwerke, weil sie zugleich praktische Gesanglehrer waren. Sie hatten ihre einschlägigen Studien in Italien gemacht und ihren künstlerischen Gesichtskreis, bezüglich des dramatischen Vortrags, vorteilhaft erweitert. Dadurch wurden sie natürliche Wegweiser für den ausführenden Sänger und vermochten, wenn es Not that, diesem gegenüber sich den nötigen Respekt zu verschaffen! — — Besitzen wir heute noch solche? — — Vermutlich bin ich der Letzte, der wenigstens den Willen hatte, sich tiefere Blicke in die geheimnisvolle Werkstatt unsrer dramatischen Gesangsproduktion zu verschaffen. — Das Vorzügliche, das ich von hervorragenden Sängern im In- und Auslande hörte, hege ich als unverlorenes Gut meiner Erfahrungen und versuche, es der Nachahmung zu empfehlen. Die Leistungen mancher Sänger wie Tichatschek, Lablache, Roger, Schröder-Devrient, und zuletzt die unseres Schnorr, haben sich mir zu lebendigster Erinnerung eingeprägt und wurden für mich gleichsam vorbildlich und anleitend für meine persönliche Unterweisung. Soweit mein Stimmvermögen reicht, lasse ich's mir ernstlich angelegen sein, mittelst dieser Erinnerungen und der Bethätigung des eigenen Tonsinnes, jenen Spuren zu folgen, die mir als unter sich verbundene Natur- und Kunstgesetze zu deutlicher Erkenntnis gekommen sind. Dagegen empfinde ich ihre Nichtbefolgung stets wie eine seelische Beklemmung, die sich zu einem Unbehagen steigert, das zu besiegen mir niemals gelingen kann. — Diese höchst peinlichen Gemütszustände erlebe ich besonders im gesanglichen Verkehr mit Tenoristen, bei den Proben meiner eigenen Bühnenwerke, oder dem unbeteiligten Anhören solcher auf fremden Opernbühnen. Mit wenigen Ausnahmen befinden sich Alle im Zustand gänzlicher Unfreiheit bei ihrer Tongebung und was damit zusammenhängt. Daß aber von hieraus jede andre Denk- und Bewegungskraft des Sängers direkt beeinflußt, und ebenso gezwungen und unfrei — gleichsam paralisiert — wird, zeigt uns doch der talentvolle Vogl als lebendiges Beispiel meiner Beobachtung. Seine zehnjährige Bühnenpraxis hat's nicht vermocht, ihn von dem Zustand dieses Zwanges zu befreien. — Ob wir es mit Unger noch dahin bringen? — Na, was meinen Sie, vortrefflicher Basilio?! — Während er sonst behaglich zu plaudern pflegte, hatte er zuletzt, unruhig hin und her trippelnd, in einem äußerst beschleunigten Tempo gesprochen. Er reichte mir hastig die Hand — „dann Adieu und frisch an's Werk! Ich sehe der Erfüllung meines heißesten Wunsches entgegen. Es lebe Karlsbad! Er ließ mich stehen und rannte eiligen Schrittes die Freitreppe hinauf in's Haus. Oben angekommen schwenkte er noch einmal vergnügt seinen Strohhut!

Digitized by Google

Fragen moderner Kunst.

Von **Karl Lamprecht.***)

Der Historiker wird dem Dichter gern folgen, wenn er ihm entzückende Fernsichten aufthut. Aber er wird sich, vielleicht nach einem gewissen Rausche, doch immer vorbehalten, die Dinge auch von seinem Standpunkte aus zu betrachten. Und da wird denn an die Stelle des verengten Horizonts künstlerischer Verzückung der weite Sehkreis geschichtlicher Erfahrung treten müssen, sollen die Dinge nicht subjektiv — und womöglich in dem höchsten Grade der Subjektivität, der Ekstase —, sondern vielmehr objektiv, in ihrem gehörigen Verhältnis zu allen anderen erscheinen. Die Aussicht braucht deshalb nicht weniger fesselnd zu sein; und im engeren Sinne lehrreicher als das schimmernde Ideal des Künstlers ist sie gewiß.

Hier bietet nun das Gesamtkunstwerk Richard Wagners, vom geschichtlichen Standpunkte aus ins Auge gefaßt, Anlaß zu Betrachtungen, die wesentlich zu sein scheinen zum Verständnis der modernen Kunst und des modernen Seelenlebens überhaupt.

Ist die Idee des Gesamtkunstwerks an bestimmte Zeitalter der Entwicklung einer menschlichen Gesellschaft, insbesondere eines Volkes, gebunden? — Das ist, etwas äußerlich gefaßt, die wichtigste Frage, die hier auftaucht.

Man muß da zwischen zwei Arten von Gesamtkunstwerken unterscheiden: dem Kunstwerk der schwesterlich näherstehenden Künste, z. B. aller bildenden oder aller darstellenden Künste, und dem Kunstwerk aller Künste schlechthin.

Da kann nun das Gesamtkunstwerk schwesterlich verwandter Künste zu jeder Zeit auftreten. Gewiß unterliegt auch sein Dasein jedesmal gewissen Bedingungen, aber diese Bedingungen sind nicht solche tiefst sozialpsychischer Natur, nicht solche eines ganzen bestimmten seelischen Zeitalters. Nehmen wir z. B. die bildenden Künste, so tritt bei diesen erfahrungsmäßig das Gesamtkunstwerk zu Tage, sowie ein bestimmter Baustil kräftig entwickelt und im Zusammenklang damit ein bestimmter Farbensinn eingebürgert ist: mit anderen Worten dann, wenn für Umriß und farbige Flächenfüllung beherrschende Motive gewonnen sind. Natürlich: denn durch was sonst sollen denn die bildenden Künste beherrscht sein, wenn nicht durch Umriß und Flächenbehandlung, durch den Stilcharakter also der beiden ersten Dimensionen, der in seiner jeweiligen Besonderheit zugleich die Behandlung der dritten Dimension einschließt? Solche Zeiten eines Gesamtwerks bildender Kunst sind alle Perioden ganz ausgesprochenen Stils gewesen: der gotische Stil hat seine überhöhten Proportionen auf die menschliche Gestalt und damit auf Plastik und

*) Aus einem neuen, demnächst erscheinenden Bande der Deutschen Geschichte des Verfassers.

Digitized by Google

Malerei übertragen, die Renaissance hat wie die Gotik das Kunstgewerbe in seine Architekturformen gebracht, das Rokoko hat, wie Gotik und Renaissance, einen spezifischen — in diesem Falle lichten — Ton gleichmäßig im Kunstbau, in der Malerei und nicht minder auch in der Bildkunst verwendet. Und stehen wir heute nicht an der Schwelle der Entfaltung einer neuen bildenden Gesamtkunst? Und zeigt sich nicht schon, daß sich zu deren Durchbildung ein bestimmter Farbengeschmack mit dem Konturengeschmack einer bestimmten, erst werdenden Baukunst verbinden wird?

Wenn wir aber vom Wagnerschen Kunstwerk sprechen, so ist von Perioden eines so partiellen Gesamtkunstwerks nicht die Rede. Das, was Wagner bezweckte und in gewissem Grade erreichte, war die Verbindung aller Künste, der bildenden wie der darstellenden, wie der musischen, in dem einen Kunstwerk des musikalischen Dramas. Ist nun dieser Gedanke allen Zeitaltern zugänglich, — oder wann tritt er auf? Die Spuren führen nicht zurück über das große Zeitalter subjektiven Seelenlebens, das in der deutschen Entwicklung mit den Ideen der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges heraufzieht, und in dem wir uns noch heute befinden. Herder ist es, der zuerst eingehend den Gedanken eines solchen und der Hauptsache nach schon des Wagnerschen Gesamtkunstwerks geäußert hat. Seitdem ist der Gedanke nicht wieder verschwunden; sehr, sehr häufig haben sich ihn, ganz unabhängig voneinander, bedeutende Männer des 19. Jahrhunderts zu eigen gemacht; so, um nur ein paar Zeitgenossen und keineswegs Freunde Wagners zu nennen, Otto Ludwig und Friedrich Hebbel, beide in den vierziger Jahren, eigentlich fast noch vor Wagner. Und der zweite Teil von Goethes „Faust", so wie sich ihn der Dichter als ein inniges Ganzes von Sing-, Schauspiel- und Tanzkunst dachte: war er nicht eigentlich das erste Gesamtkunstwerk in deutschen Landen? Das Gesamtkunstwerk Wagners ist also nicht ein persönlich-schöpferischer Gedanke, es ist der Gedanke vielmehr eines bestimmten Zeitalters, einer Epoche.

Gehen wir nun aber von diesem Zeitalter rückwärts in der deutschen Geschichte — in den Geschichten anderer Völker würde sich bei Vorgehen auf analogem Gebiete die Sache nicht anders gestalten —, so mögen wir schon lange wandern, ehe wir auf ein zweites Zeitalter eines gleich umfassenden Gesamtkunstwerks stoßen. Dieses Zeitalter ist erst — die Urzeit. Gewiß: damals noch, in den Anfängen unserer beglaubigten Geschichte, und noch viel mehr, wie die Analogie anderer Völker lehrt, in den Nebeljahren der „vorgeschichtlichen" Zeit — beiläufig eines bösen Widerspruchs im Beiwort —: da gab es ein solches Gesamtkunstwerk, denn da hatten sich die einzelnen Künste noch nicht ausgelöst und herausgeläutert aus der in Mimik (lebendiger Bildnerei), dichterischem und musikalischem Vortrag zugleich bestehenden Urkunst.

Freilich, im übrigen welche Gegensätze zwischen dem Gesamtkunstwerk von heute und dem der Urzeit! Und doch wieder, wenn wir näher zusehen würden, welch merkwürdige Uebereinstimmungen! Ist es z. B. ein Zufall, daß die Schöpfungen unseres Zeitalters, die den Charakter des Gesamtkunstwerks tragen oder ihm zuneigen, ihrem Gehalte nach einer sagengläubigen oder mythologischen Urzeit angehören: „Faust", II. Theil, die Werke Wagners, Hebbels nicht zu Ende geführter „Moloch", Ludwigs beabsichtigte Oper „Blaubart"? Doch nicht Aehnlichkeiten aufzusuchen, Unterschiede vielmehr aufzudecken, ist in diesem Falle die erste Aufgabe der Forschung. Und da ergiebt sich ein überaus wichtiger Unterschied, in dem alle anderen gipfeln: die psychische Grundlage ist nahe verwandt, aber von ihr aus wird

Digitized by Google

in der Urzeit instinktiv, triebmäßig, in der Gegenwart bewußt, wenn nicht gar raffiniert geschaffen.

Die Sache würde der Erwägung wenigstens an dieser Stelle nicht wert sein, — wenn sich nicht herausstellte, daß eine große Anzahl moderner Entwicklungserscheinungen zu den entsprechenden Erscheinungen der Urzeit in demselben Verhältnis stehen, ja daß . . . Doch wir wollen sehen.

In der Malerei erschöpfte sich die Kunst der Urzeit im Ornament. Vergleichen wir nun die Ornamentik dieser Zeit mit der der Gegenwart, so sind die äußeren Aehnlichkeiten erstaunlich. Hier wie dort nur Andeutungen der allgemeinsten Form des Gegenstandes — man denke an unsere Plakatkunst, unsere Tapeten, unsere Stoffmuster —, hier wie dort die Farbe im allgemeinen nur dekorativ gemeint, zur bloßen Flächenfüllung bestimmt und darum unplastisch, ohne Andeutung des Reliefs aufgetragen. Freilich: in der Urzeit das alles naiv, aus dem niederen Können und dem unausgebildeten Formengedächtnis einer werdenden Kunst heraus, in der Gegenwart dagegen das bewußte „Raffinement", und die Farbenbehandlung das Ergebnis einer Freiluftmalerei, die über eine Periode mehr plastischer Behandlung hinaus nicht mehr plastisch, sondern nur noch in Farbeneindrücken, zweidimensional gleichsam, zu sehen gewohnt ist.

In der Bildnerei, die in der Urzeit, soweit wir sehen, fast ausschließlich Flachbildnerei, vornehmlich in Holz und Erz, war, derselbe Fall: damals nur Formen ganz im Sinne der soeben geschilderten Ornamentik, heutzutage, wenn ornamentale Formen gewählt werden, formell analoge Bildungen in einer Flachmanier, die selbst bei Ausführung in Stein dem platten Holzornament nachgebildet wird: und wieder der Unterschied zwischen triebmäßigem und bewußtem Schaffen.

Uebergehen wir die Baukunst, in deren Bereich die Urzeit kein Vergleichsmaterial bietet — und doch waren die elenden Hütten dieses Zeitalters nach Ausweis unserer Volksrechte Gerüstbauten wie die heutigen Vorläufer eines künftigen Gerüststils! —: wenden wir uns vielmehr der Dichtung zu. Da steht denn die älteste Form des Volksliedes zum Vergleich mit analogen Erzeugnissen der Gegenwart. Was ist da nun der Unterschied zwischen folgenden Liedern:

Dort spielt ein Kind am Ufer,
Die Barke durchschneidet den See,
Es küßt die Rose der Tau,
Was lächelst du trübe und weh? . . .

und:

Drei Laub' auf einer Linden,
Die blühen also wohl;
Sie thät viel tausend Sprünge,
Ihr Herz war Freuden voll . . .

und:

Du brichst ein dürres Aestlein,
Das ist so knospenleer,
Und reichst mir deine Hände —
Wir sahen uns nimmermehr.

Ist nicht in allen dreien das formal eigentlich Charakteristische die unvermittelte Nebeneinanderstellung von Bild und Empfindung? — Aber die erste dieser Strophen ist von Mackay, die zweite aus des „Knaben Wunderhorn", die dritte von Liliencron; die mittlere citiert Scherer in seiner Litteraturgeschichte als Musterbeispiel frühen Volksliedes, die beiden anderen gehören dem modernsten physiologischen Impressionismus an! Und bei genauerem Zusehen liegen die Unterschiede auch

Digitized by Google

auf der Hand; die Bilder im ersten und letzten Gedicht sind raffiniert modern, — das Bild des mittleren ist typisch, tausendmal gebraucht und instinktiv angewendet.

So hätten wir die ganze ästhetische Seite des urzeitlichen Seelenlebens mit dem Seelenleben der Gegenwart verglichen: denn außer dem Volkslied und dem Ornament in Malerei und Bildnerei giebt es kein brauchbares Vergleichsgebiet. Und überall das gleiche Ergebnis verwandter Formen, — nur dort triebmäßig, hier bewußt erzeugt. Werden da andere Gebiete der Psyche beider Zeitalter andere Ergebnisse liefern? Es ist bei dem engen Zusammenhang aller Aeußerungen des seelischen Lebens ein und derselben Zeit unmöglich, — so unmöglich, wie daß ein Naturforscher bei einem Fische warmes Blut, bei einem Vierfüßler den Knochen eines Vogels nachwiese.

Wir haben also sehr merkwürdige Uebereinstimmungen zwischen der Psyche urzeitlicher Kulturen und dem Seelenleben der Gegenwart gefunden, — aber doch nur äußerliche Uebereinstimmungen, denen eine tiefe Antinomie zur Seite steht: das, was aus früher Zeit als Ergebnis bloßer Triebe, instinktiven Schaffens überliefert ist, tritt uns heute als aus der vollsten Bewußtheit individuellen Erzeugens hervorgegangen entgegen.

Wie erklärt sich das?

Es wird den Vorgang der Kulturentwicklung, soweit er rein geistiger Natur ist, wohl vollständig erklären, wenn man behauptet, er bestehe darin, daß Erscheinungen, die sich in der menschlichen Seele zunächst unbewußt abspielen, durch immer intensivere seelische Arbeit langsam ins Bereich klarer Vorstellungen gehoben werden: der Kulturprozeß ist im Grunde ein Prozeß der Selbsterkenntnis. Daß dieser Prozeß nur durch überaus verwickelte Vorgänge der sogenannten materiellen und äußeren Kultur, u. a. durch stärkste Fortschritte menschlicher Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung, hervorgerufen und gefördert werden kann, sei hier nur angedeutet.

Im Verlaufe dieser Aufdeckung gleichsam der menschlichen Seele gelangt nun jede Kultur in Phasen, in denen sie, was sie bei günstiger Ueberlieferung in geschichtlicher Forschung als einstens instinktiv empfunden und gethan erkennt, in der Praxis der Gegenwart und des Lebens gleichsam bewußt noch einmal entdeckt und ausführt, indem sie den allgemeinen psychischen Zustand, aus dem in der früheſten Zeit triebmäßig gehandelt worden ist, nun in das Licht völlig klarer Vorstellungen hebt und aus dieser lichtvollen Kenntnis her bewußt handelt.

Sind diese Beobachtungen richtig, so würde es sich nur darum handeln, festzustellen, welcher Art denn gerade der psychische Zustand ist, von dem aus in der Urzeit wie heute die Handlungen erfließen. Es ist eine Frage, auf die die Urzeit keine Antwort geben kann, da ihr der eigene Zustand ja eben unbewußt war; wir werden das Problem also aus Beobachtungen der Gegenwart lösen müssen. Und da lautet denn die Fragestellung: welches sind die psychischen Erscheinungen, die gerade das heutige Zeitalter von früheren Zeitaltern trennen, mithin für die Gegenwart charakteristisch sind?

Das jüngste große Zeitalter deutschen Seelenlebens setzt ein mit der Empfindsamkeit und geht durch die Jahrzehnte der Romantik hindurch zu den modernen Zuständen über, die psychisch längst als die der Nervosität erkannt sind. Man darf dabei mit dem Worte „Nervosität" nicht ohne weiteres den Begriff des Krankhaften verbinden: es handelt sich nur um ein uns in verstärkter Weise be-

Digitized by Google

wußt gewordenes Leben der Nerven, das man deshalb vielleicht besser, da einmal das Wort „Nervosität" bestimmte Nebenvorstellungen erweckt, für den hier gemeinten Sinn mit dem Worte „Reizsamkeit" vertauschen wird. Daß freilich auch in der Reizsamkeit leicht etwas Krankhaftes steckt, in dem Sinne, in dem der Arzt von Entwicklungskrankheiten spricht, — wer wollte es leugnen? Krankhaft in diesem Sinne sind aber alle jeweils neuen seelischen Erscheinungen gewesen. Was aber nun Empfindsamkeit, Romantik und Reizsamkeit gegenüber der seelischen Eigenart früherer Zeitalter als gemeinsames Kennzeichen aufweisen, das ist ein immer stärker in den Vorstellungsbereich gehobenes Nervenleben — von dem bis zu Weinkrämpfen gesteigerten Freundschaftsdienst der fünfziger und sechziger Jahre des 18. Jahrhunderts an bis zu den viel feineren, noch tiefer abgegrabenen, noch bewußter hervorgerufenen „Sensationen" der Nervenkünstler der Gegenwart.

Von dieser Charakteristik des letzten, noch andauernden psychischen Zeitalters her erklären sich nun mit einem Schlage alle Verwandtschaften der Gegenwart mit der Urzeit. Die Urzeit lebte vornehmlich mit den Nerven; aber sie lebte darin instinktiv: waren doch eben die oberen Schichten gleichsam des Seelenlebens, die Gebiete der Gefühls- und Verstandesthätigkeit noch nicht entfernt in der Intensität, die wir kennen, entdeckt. Wie hätten da die feinen Regungen der Nervenbahnen schon ins Bewußtsein gehoben sein sollen? Indem aber die Welt der gefühls- und der verstandesmäßigen Thätigkeit im Laufe zahlreicher Generationen immer mehr vorstellungsmäßig bewältigt und damit zugleich unendlich bereichert und nüanciert wurde, drang das letzte Zeitalter allmählich, gleichsam von oben herab, hindurch durch die Gefühlswelt, vorstellungsmäßig zu den Nerven vor und begann auch deren Welt nunmehr in eifrigen Entdeckungsfahrten bewußt zu erobern. Es geschah in Erscheinungen, die — wie man jetzt sieht, sehr natürlicher, ja notwendigerweise — an das äußere Gewand der geistigen Zustände der Urzeit erinnern mußten, ohne ihm doch jemals zu gleichen: das, was sie von ihm trennt, ist die in den wandelbarsten und mannigfachsten Erscheinungsweisen zu Tage tretende Bewußtheit des Schaffens.

Diese Erklärung soll zunächst nur sein, was eine noch nicht allseitig durch Thatsachen gestützte Darlegung ist: eine Vermutung. Allein diese Vermutung wird durch eine Fülle klarer und anschaulicher Thatsachen überaus wahrscheinlich gemacht werden, so wahrscheinlich, wie nur immer historische Ereignisse angesehen werden können, für die man einen Beweis erbracht hat. Und schon jetzt mag, neben dem Thatsachenbeweis, der Beweis ad hominem geführt werden. Wenn die Gegenwart und die Urzeit vornehmlich als Perioden eines dort triebmäßigen, hier vorstellungsmäßigen Nervenlebens bezeichnet werden, — wäre es dann wohl möglich, jenseit ihrer Grenzen weitere Perioden vollsaftiger, zweifelloser Entwicklung zu denken? Die Frage fällt mit der anderen zusammen, ob es wohl innerhalb der menschlichen Seele noch elementarere Vorgänge, als die des bloßen Nervenlebens gebe? Wir werden sie verneinen müssen. Dann aber wäre dem Zeitalter der Urzeit als einer ersten menschlichen Anfangszeit (wenn auch vielleicht von sehr vielen Einzelperioden von der Dauer vieler Jahrtausende) die Gegenwart als ein Zeitalter, wenn nicht des Schlusses, so doch des Verfalles entgegengesetzt? Und, um eine vielfach mißbrauchte Analogie mit aller Vorsicht anzuwenden, wir ständen in einem Greisenalter der Entwicklung, das eben deshalb auch scheinbar kindliche Züge aufwiese?

Digitized by Google

Man weiß, wie groß die Zahl derer ist, die diese Frage heute bejahen. Der Historiker wird für diese Verzweifelnden oder Resignierten den Beweis ad hominem gelten lassen, ohne sich deshalb schon auf ihre Seite zu stellen. Denn was heißt Verfall? Und wie lange kann Verfall sich erstrecken, — welche Unsumme von Entwicklungsmomenten kann er umfassen? Und bedeutet Einsicht der Lage nicht auch Möglichkeit der Abhilfe?

Ja, — hier stehen wir vor der großen Frage des zwanzigsten Jahrhunderts, — und nicht bloß wir, alle Völker überhaupt des abendländischen Kulturkreises einschließlich der abgeleiteten Amerikaner — und wir Deutschen vielleicht noch am wenigsten dringlich. Und diese Frage ist zu lösen. Freilich nur durch eine unendlich vermehrte geschichtliche Einsicht. Wir könnten unsere heutige Lage ganz sicher, und hinaus über die bloße Aehnlichkeit mit der Urzeit, nur bestimmen durch sehr eingehende geschichtlich-vergleichende Forschungen über unsere Kultur im Verhältnis zu der Kultur fortgeschrittenerer Völker, weniger der Griechen und Römer, bei denen nahe Verwandtschaft mit uns und tausend zwischen uns und ihnen in Rezeptionen und Renaissancen gezogene Verbindungen die Einsicht in die verhältnismäßige Bedeutung der Vergleichsmomente stören, als vielmehr durch intensive Vergleiche mit der geschichtlichen Entwicklung der Inder, der Chinesen und teilweis auch der Japaner — kurz, der geschichtlichen Träger des großen asiatischen Kulturkreises, des zweiten in der Welt, der neben uns und entwicklungsgeschichtlich vielfach vor uns steht. Aber haben solche Forschungen schon mehr als begonnen? Und kümmern sich unsere Historiker zumeist um diese Dinge? Nein — die müssen „individuell" verfahren, nach den Königen auch die Minister, Gesandten und andere Kärrner, nach den Malerfürsten auch die Farbenreiber ins Auge fassen und Geschichten schreiben statt Geschichte.

Gehen wir aber von der Thatsache aus, die für die ästhetische Seite der Entwicklung schon nachgewiesen ist, daß das moderne Zeitalter und noch mehr die unmittelbare Vergangenheit und Gegenwart psychisch charakterisiert sind durch ein steigendes Hervortreten des Nervenlebens, so erhält das Gesamtkunstwerk Wagners alsbald eine Beleuchtung, die es mit einem Schlage zu einer der wichtigsten — wenn nicht geradezu zur wichtigsten — Einleitungserscheinung der Periode der Reizsamkeit erhebt.

Wir treten hier dem Verständnis am leichtesten näher von der Beobachtung jener eigentümlichen Erscheinungen her, die im Uebergang der nervösen Reize untereinander bestehen, so daß Schallwellen Lichtempfindungen, Erregungen des Tastgefühls Gehörsempfindungen, Lichtwellen Geschmacksempfindungen u. dergl. hervorrufen: Vorgänge, welche von den Psychiatern zuerst mit dem Namen der Synopse bezeichnet worden sind. Einige dieser Vorgänge kann bekanntlich jeder leicht bei sich hervorrufen; als ständige Empfindungen und in außerordentlicher Ausdehnung der möglichen Kombinationen, sowie auch in dem heutigen Umfang ihrer Verbreitung sind es doch ziemlich moderne Erscheinungen.

Einer der frühesten bewußten deutschen „Synoptiker" ist der wunderliche E. T. A. Hofmann gewesen: „nicht sowohl im Traume als im Zustande des Delirierens, der dem Einschlafen vorhergeht, vorzüglich wenn ich viel Musik gehört habe, finde ich eine Uebereinkunft der Töne, Farben und Düfte. Es kommt mir vor, als wenn alle auf die gleiche geheimnisvolle Weise durch den Lichtstrahl würden und sich dann zu einem wundervollen Konzert vereinigen müßten. Der

Digitized by Google

Duft der dunkelroten Nelken wirkt mit sonderbarer magischer Gewalt auf mich; unwillkürlich sinke ich in einen träumerischen Zustand und höre dann, wie aus weiter Ferne, die anschwellenden und wieder verfließenden Töne des Bassethorns." Von Hofmann ab mehren sich aber verwandte Erscheinungen bei unsern Dichtern und Künstlern, — bis der Uebergang der Empfindungen von gewissen Richtungen unserer modernen Lyrik, wie schon einmal andeutungsweise von der extremen Romantik, als etwas ganz gewöhnliches behandelt wird. Es sei in dieser Hinsicht hier zunächst nur an die merkwürdigen Beziehungen von Malerei und Musik bei Feuerbach erinnert und an die mit besonderer Treue aufgezeichneten Empfindungen Otto Ludwigs, dem z. B. bei dem Gedanken an Schiller und Goethe bestimmte Farbenerscheinungen auftraten, dem Musik und Farbenerscheinungen durcheinander gingen, und der bei dergleichen Phänomenen „die Anwesenheit einer gewissen, ihnen entsprechenden und sie stets begleitenden Stimmung, jedoch traumartig" fühlte. Wird man sich da noch wundern, wenn Hans von Bülow wohl an das Orchester die Aufforderung richtete, eine Stelle „mehr rot oder grün" zu spielen? Schreibt doch der Kapellmeister Kreisler schon in Hofmanns „Elixiren des Teufels" an Wallborn: „Auch hatte ich gerade ein Kleid an, dessen Farbe in Cis-moll geht, weshalb ich zu einiger Beruhigung der Zuschauer einen Kragen aus E-dur-Farbe darauf setzen lassen."

Nun sind diese Fälle gewiß auch heute noch vielfach als extrem zu bezeichnen. Und Leute, die, wie Huysmans Romanheld des Esseintes, in jedem Likör ein anderes Instrument hören, im Curaçao eine Klarinette, im Kümmel eine Oboe, im Anisette eine Flöte, die ihren Schnapsschrank eine orgue aux liqueurs nennen und sich durch Mischung seines Inhalts den häuslichen Genuß eines mächtigen Orchesters verschaffen, — solche Leute wird es wohl in Deutschland noch nicht geben. Wohl aber trifft man ganz allgemein auf Erscheinungen, die, wenn auch nicht gleich stark ausgesprochen, doch auf einen gegenüber früheren Zeiten viel entschiedener bewußten Zusammenhang der physiologischen und psychischen Funktionen hinweisen. Und von diesen Erscheinungen sind zwei, unter sich nahe verwandte für die künstlerische Entwicklung der Gegenwart von größter Bedeutung geworden. Die eine besteht darin, daß sich die einzelnen Künste in ihren Ausdrucksweisen wie in dem erstrebten Erfolge dieser in einer Weise einander nähern, die, außer der Urzeit, keine frühere Periode gekannt hat. Und die andere liegt in der schon viel früher wahrnehmbaren, jetzt aber besonders weit verbreiteten Thatsache vor, daß künstlerisch begabte Menschen auf den verschiedensten Gebieten nicht bloß der Gruppe der bildenden oder der darstellenden Künste, sondern auch beider Gruppen zugleich thätig sind. Das erste ganz vollkommene Beispiel hierfür scheint Philipp Otto Runge, der Begründer des ersten deutschen, leider so kurzlebig verlaufenen malerischen Impressionismus im Beginne des 19. Jahrhunderts geboten zu haben. Er war zunächst bildender Künstler auf fast jedem Gebiete, er malte, er schnitt Silhouetten, er zeichnete Vorlagen für Geräte, er war der Erfinder einer Ornamentik, als deren Schöpfer gewöhnlich Neureuther betrachtet wird. Aber er komponierte auch, schriftstellerte und dichtete und hatte starke philosophische Interessen; den Beweis erbringen seine „Hinterlassenen Schriften", die 1842 von seinem Bruder herausgegeben worden sind. Und Hand in Hand mit einer so mannigfachen Begabung pflegt dann ein Zug aufs Einheitliche zu gehen, so wie in jeder höher stehenden Volkswirtschaft die stetig zunehmende Arbeitsteilung durch eine entsprechende Arbeitsvereinigung

Digitized by Google

gegengewogen wird; und dieſem Zuge entſpricht dann ein Bedürfnis der Einſamkeit. So ſchwebte ſchon dem nervöſen Kleiſt das Ideal des einfachen Landlebens vor, Ludwig, der ſo lange darüber im Unklaren blieb, ob er mehr als Muſiker oder als Dichter geboren ſei, wäre am liebſten Dorfſchulmeiſter geworden, und ſelbſt Wagner, der große Agitator, hat lange Jahresreihen der Einſamkeit gehabt und genoſſen. Dieſer Drang der Vereinheitlichung aber, innerlich aufgefaßt, führt nun faſt regelmäßig zu ſtarker Berückſichtigung der Muſik. Es kann das auf den erſten Blick merkwürdig erſcheinen. Wie aber wäre es im Grunde anders denkbar in einem vornehmlich dem Nervenleben als dem bewußt Neuen zugewendeten Zeitalter? Denn die Muſik iſt unter allen Künſten diejenige, die ſich am unmittelbarſten an die Nerven wendet. Darum ſteht die Muſik im Mittelpunkte aller jener nervöſen Wechſelreize, von deren gegenſeitiger Vertretbarkeit oben die Rede war: und Farben und Geſtalten, Maleriſches und Dichteriſches ruft bei Ueberleitung der Eindrücke von einem Sinne zum andern vor allem muſikaliſche Empfindungen hervor.

Jetzt aber faſſe man alle dieſe Erſcheinungen: das ſtarke Nervenleben der Zeit, den Drang der Künſte nach Einheit, die Bevorzugung der Muſik und anderes, gemeinſam ins Auge, und man wird verſtehen, was das Geſamtkunſtwerk Wagners bedeutete. Es war die erſte ganze Errungenſchaft der neuen Zeit: tauſend annoch vereinzelten Tendenzen verhalf es zu einem einzigen Ausdruck, den großen Bruch ſchuf es in dem Damm der Zeit, durch den die Waſſer eines neuen Seelenlebens unaufhaltſam einſtrömten. Noch Voltaire hatte ſagen können: Ce qui serait trop sot pour être dit, on le chante. Jetzt war die Muſik die führende der Künſte geworden, und derjenige ihrer beſonderen Lieblinge, der zugleich ein Meiſter der anderen Künſte war, eröffnete mit ſeinem in erſter Linie doch muſikaliſchen Geſamtkunſtwerk die neue Zeit.

Digitized by Google

Das Abendrot.

Novelle von **Hermann Stehr.**

Der schwere Gesang des nahen Bergwaldes, in dem der Abendwind aufzuwachen begann, wehte durch die offene Thür der niedrigen Stube und verdarb dort zu einem Geräusch, das, dem Schleifen vorüberwandelnder Schritte ähnlich, in kurzen Abständen verschwindend auftlang und irrbahn verschwand — — — ohne Aufhören, wie ein vernehmbares Wanken der Luft.

Die alte Wiesnern stand an dem geflickten, braunen Kachelofen und war im Begriff, einen Topf mit kochenden Ruben von dem offenen Heerd zu nehmen. Bei diesem Laut, der geheimnisvoll von draußen herein zog, ließ sie die Hand mit dem schmutzigen Herdlappen sinken.

Ruhelos, eintönig erklang aus dem schon düsterern Nebenraum das Klopfen ihres Mannes, eines mürrischen, gebuckten Greises, der unter fortwährendem Knurren einen halbfertigen Korb aus grünen Ruten zwischen seinen gespreizten Knien drehte.

„Bis doch a mal mit dem Klopfen ruh'ch!" sagte die magere Alte und strich sich das weiße Haar in das Kopftuch, das weiße Haar, das trocken und bruchig war, wie erstorbenes Gras regenarmer Hochflächen.

Ihre arbeitskrummen, mageren Finger glitten dann zögernd an den hohlen Schläfen nieder. Als sie so in zitterndem Tasten bis nahe zu den scharfen Backenknochen des Gesichts gekommen waren, wandelte dieses verschwindende Schleifen wieder von draußen in die Stube und die Spitzen ihrer braunen Finger preßten sich in die Runzeln der welken Haut, als könnte sie dadurch die Schärfe des Gehörs steigern. Ihre Augen weiteten sich dabei und eine schimmernde Sucht tauchte aus ihren müden Sternen.

Achtlos trommelte der Hammer des Alten auf die Ruten.

„Da bis doch a mal stille mit dem vermaledeiten Gepolter!" kehrte sie sich ärgerlich an ihren Mann und trat einen halben Schritt rechtsseitwärts, daß sie zum Teil der Thür ins Nebengemach gegenüberstand.

„Du, stille sollste sein!" wiederholte sie in steigender Erregung, als das Klopfen nicht abbrach. „Du! — hörste 's denn nie?!"

Aergerlich ließ Wiesner endlich den Korb los und hob horchend den Kopf ein wenig.

Da war es ganz still.

„Na'ch, was hat's 'n? — — — Verflumtes Gemare, das!"

Dabei grub er stoßend mit der Linken in seinem Bart, der als dichtes Gewirr sein ganzes Gesicht mit Ausnahme der Stirn und eines kleinen Teiles der Wangen einnahm, und die Nase ragte auch daraus hervor. So hatte sein Kopf, der sich von dem Licht des gegenüberliegenden Fensters abhob, ganz tierische Umrisse.

Digitized by Google

„Nu — die Kamedje hab ich satt! — Was soll das sein?“ vollendete er nach einer Weile dumpfen Sinnens.

„Horch 'och! geht niemand ei dr Weite . . . . kommt's nich? . . . . lange Schritte . . . ganz, wohl ganz ei dr Weite, aber doch auf unse Haus zu . . .“

Diese Worte des Weibes brachten den Mann wieder zum Aufhorchen.

„Ach, mein Gott! — ja, jaja, wenn ers wär! — Freilich, freilich; verflumt 'och a'! . . . . . aber, wie viel is 'n?“

Dem Weibe sanken die Hände nieder und ihre Rechte durchgriff fortwährend den schmutzigen Herdlappen.

„Du mein Gott,“ schrak sie aus geheimem Hinsinnen auf, „ich mag erscht gar nich hinsehn . . . .“

„Nu ja, gelt, wenns wieder nischt is?“

„. . . . . wahrhaftig, ganz ei dr Weite geht's immerfort, als wenn eins käm und nich reinmöchte, als wenn's und schleppte an jedem Schritte, totmiede . . . . . was nutzt de Uhre, was nutzt die? — — Halbsechse is.“

„Guste wird am Schnapse zu schleppen ha'n — haha — 's werd sein glicklich ganga — haha — da muß er natierlich een' saufen . . . . mecht er, mecht er! — wenn's und 's wär blos glicklich ganga . . .“

Die Wiesnern setzte sich neben die Thür auf den Brettstuhl.

Nach einem lange versunkenen Hinhorchen kam es leise aus ihr:

„Ach nu und wenn auch alles dr Pusch wär, all's, auch das Gehn — s'is doch dasselbe.“

Wiesner verstand sie nicht und sah mit seinem Auge nach ihren Knieen, die ein wenig über den Thürpfosten ragten und ruckend sich so bewegten, daß sie immer gegen einander stießen.

„Warum wackelst Du denn mit a Been'n?“ frug er.

„Das wackelt vo' selber,“ antwortete sie zerstreut.

„Ach mein Gott 'och a und ich erscht,“ klagte der Mann mit weinerlichem Grimm, „wenn ich auch und schmiß die zwee Stecken noch a so weit weg, ich mißt mer sche wiederhol'n, auf'n Knieen mißt ich rutschen darnach. — Ja. — Und das hat ma' vo' all sei'm Geschinde.“

„Ja, ja, unser Unglücke is vom Geschinde und de Armt vom Rackern.“

„Jesses, Du teelsche Gans, so ne Worte! — 's wär wohl 'ganga, wenn er sich nie derschoß. Er hätt' uns weiter de schwere Lehne bestellt, er hätt uns den Samen geschenkt, das Holz hätt uns nischt gekost't, keene Zinse hätt' mr bezahlt. Warum hätt's da nich gehn kenn'n?“

„Gehn!“

„Nu ja, gehn! Was willste denn weiter?“

„Gehn. — Gehn! — Gehn!! — Geht's nich jetze?“

„Ach nu, was denn, verflumt, was willste denn Weib, was schreist'n?“ —

Die tiefste Qual grub sich auf das Gesicht der magern Alten.

Dann antwortete sie rauh, fast unverständlich:

„Weil Du mit mr redst . . . . . 's erschte mal . . . . und weils jetze doch zu spät is . . . .“

Wiesner wandte erstaunt den Kopf herum. Er sah sie schief an, denn vor langen Jahren hatte eine zurückschnellende Rute sein linkes Auge herausgeschlagen.

Lange und nachdenklich betrachtete er sie in dieser geneigten Haltung.

„Du, Hanne!“ scheuchte er sein Weib auf, „da wär ich an allm schuld? — Du mein 'och a! — War ich nich ein Kutscher wie ein Ferscht! — Die sechshundert Thaler, die mr dazumal eingezahlt haben, he, sein die etwan

Digitized by Google

vo' Dir? — Hob ich nich all's verwandt, was locker war beim Oberförschter! — Mei' Gott 'och a, ein Timpel war ich doch nich; und alles mit Recht und Gerechtigkeit. Gotts Gabe muß geehrt wer'n. Was bei a Reichen verderbt, dos soll dr Arme sich retten fir sei' Elende . . ."

„Mann, hör auf!" unterbrach ihn Hanne.

„Nu, ich soll doch reden, verflumt 'och a!"

„Da is verleicht doch besser, Du hast nischt geredt."

Regungslos stierte sie zu Boden. Die weißen, abgestorbenen Haarbüschel nur zitterten leise.

Dann richtete sie sich auf, schob die Haare ins Kopftuch und schaute lange und aufmerksam der Reihe nach durch alle Fenster, um endlich zu sich selber zu sprechen:

„Nu is sie wieder zu."

„Was'n, was is'n wieder zu?"

„Ach, Du siehst doch nischte."

„Nu ja! — Hmhm — verflumt! Alles, blendes Aas, gelt ja, ich wer' dr . . . ."

Schrill kreischte er auf und griff in alter Gewohnheit nach dem Stecken, erinnerte sich aber seines Leidens und ließ mit Stöhnen davon ab.

„Und wenn Du mich auch immer noch haust, Dir wird die Spalte doch nich auf," erwiderte sie auf seine nicht mißzuverstehende Bewegung und vollendete, von den Wirbeln ihrer Sucht wieder emporgerissen: „Und mir wird se heute nich zu . . . . das is wohl das Ende."

Dann schleuderte sie den Lappen von sich, als entledige sie sich damit der Qual ihres ganzen Lebens und breitete die Arme, wie in der Sehnsucht nach Flucht, aus:

„Es wandert immer noch rund ums Haus — und kommt doch nie rein. So lange hats bloß noch gewandert, wie er sich derschoß . . . . . und ich glaubte auch, da könnte all's noch a mal gut wer'n."

„Weib, verrecktes . . !" stieß ihr Mann rauh und verächtlich in sie.

Sie ließ die Arme sinken und stand gehorsam wie ein verschlagnes Kind still.

Aber schon nach wenigen Augenblicken, wie von dem unerbittlichen Drange eines Dürstens getrieben, gab sie sich den Bildern ihrer Seele hin. Sie trat rasch an die Thür ins Nebenzimmer, daß der Alte erstaunt über solche Kühnheit den Kopf noch mehr hob und betrachtete ihn lange mit einem Mitleid, das einen Schimmer von Kindlichkeit in die Runzeln ihres Gesichtes hauchte.

„Die Zeit is wie eine Wand und dahinter geht unser Glicke auf und ab," begann sie ein tiefes Spiel verheimlichten Sinnens. „Bloß Kinder und Liebsleite sehn's gehn. Aber wer sonst nich tot is am Leben, der härt's zwischen Tag und Nacht und Nacht und Tage gehn, am laut'sten aber, wen sei Ende ruft . . ."

„Ich denk, Du hörst den Gust-Jungen," warf Wiesner dazwischen und sah sie enttäuscht und mit einem leisen Beben seines Gesichtes an.

Dieser Zwischenruf zerriß den Schleier, den die zitternden Finger ihrer Gedanken woben und ihr Gesicht ward starr, ihr Auge welk, ihre Stimme ein rauhes, mißvergnügtes Geräusch:

„Ach nee, der Guste, der Junge bringt bloß Unglicke, verlaß Dich auf mich Mann, ich weeß besser." Als sie sah wie der Alte gespannt aufhorchte, stutzte sie, und riß sich gewaltsam aus einem geheimen Banne los. Sie leitete ihren Mann irre und vollendete:

Digitized by Google

„Das Weib borgt's uns nich. Wer borgt zu zweeter Stelle heute und noch auf ein Wirtschaftl, he?!"

Die Lüge gegen den Zug ihrer Seele machte sie totenblaß. Wie jemand, der sich aus Schwäche einer Hoffnung beraubte und dann in Reue schwer darniedergedrückt ist, trat sie rasch den Schritt bis zum Brettchenstuhle zurück und sank auf ihn nieder. Ihre Beine begannen sofort wieder zu wackeln und sie packte jedes Knie, daß es ruhig war.

Dann lag die große Stille der Hilflosigkeit wieder in ihrem Leibe; nur das dürre, weiße Haar bebte von dem Schlage ihres Herzens.

Während dessen sprach ihr Mann immerfort auf sie ein und obwohl sie, von ihrem Inneren taub gemacht, kein Wort verstand, fühlte sie doch aus dem Klang der Stimme seinen Kummer heraus. Diese Empfindung vereinigte sich mit ihrem Leiden und entfremdete es ihr so, daß sie sich erhob um es durch Arbeit loszuwerden.

Sie sah sich nach ihrem Herdlappen um. Der hing in der Ecke neben dem Topfbrett am Eimer. Sechs schmutzige Dielen schräghin, an einem schiefen Stuhl vorüber — ein langer Weg, trennte sie von ihm.

Mißmutig, mit welken Augen maß sie die Entfernung, dann sah sie nach dem Feuer.

Das war längst erloschen.

Das puffende Brodeln der Flamme, der Gesang des Daheimseins, verstummt.

Der Abendwind hatte die Sonne hinter die Berge geführt und war nun träge in den Waldästen hängen geblieben. Seine großen Flügel lagen regungslos über die dunkelnden Wälder gebreitet, das gab ein Flimmern, noch schwächer wie über den Schuppen toter Fische. So war auch der Gesang der Berge verstummt. Die Bäume rührten sich nur manchmal lautlos unter den ruhenden Windschwingen, die kein Schleifen traumhafter Glücksschritte mehr um die Hütten der Menschen trieben. Die Spalte in der Wand der Zeit hatte sich wieder geschlossen; leise, gleich dem Herzen Ungeborner, pochten schon die Pulse der Nacht.

Das alles nahm den müden Willen zur Arbeit, die letzte Wehrhaftigkeit gegen ihr Schicksal, aus der Seele der Alten.

Sie that einen gewaltsam-tiefen Atemzug, rückte sich den schiefen Stuhl zurecht, setzte sich und legte ihren Oberkörper so über den Tisch, daß der Kopf auf dem rechten Arme zu ruhen kam, den sie über die braune Platte geworfen hatte.

Ihr Gesicht aber war gegen die Stube gekehrt und die welken Augen standen regungslos, ohne Blick, darin. Der alte Wiesner in dem Nebenraume drehte wieder fortwährend flechtend den Korb zwischen seinen Beinen und brummelte dazu.

Von Zeit zu Zeit bog er sich weiter vor und sah nach seinem Weibe. Bei dieser Gelegenheit stieß er einen knurrenden Husten aus, um sie an ihre Arbeit zu erinnern. Als er das einige mal umsonst gethan hatte, zerkaute er vorläufig einige Flüche und Schimpfwörter zwischen seinen zahnlosen Kiefern, daß sein grauer Bart sich davon wühlend rührte.

Allein auch das nützte nichts und so blies er endlich zornig die Luft durch die Nase und langte nach seinen Stecken. Doch, ob er dabei auch noch so drohend gegen die Beine seines Schemels klapperte, sein Weib rührte sich nicht. Dieser stumme Trotz, ihre geheimnisvollen Worte vorher, die ganze beengende Schwere, die in dem Raum lagerte, versetzten ihn in eine Furcht,

Digitized by Google

daß er die Stecken wieder auf den Boden legte und fortfuhr, den Korb zwischen seinen Knieen zu drehen.

Hanne aber lag regungslos über den Tisch. Die Lider ihrer Augen zuckten nur manchmal, um das Brennen der Augäpfel zu kühlen und das Gesicht war noch bleicher.

In der Welt draußen war das Verfliegen vorbei und ein goldbrauner Schimmer stieg wogend herauf.

Der löste die Gebundenheit ihrer Seele, daß sie wieder niederglitt in das Kreisen ihrer ergrauten Sehnsucht:

„Muß mich Rabe und Rad denn sein . . .? — Was wird, wenn sich's Rad rumdreht — — — mich gerne — — wenn sich's rumdrehn muß?" trug sie das Schicksal in sein unveränderliches Gesetz.

Der Mann aber glaubte, die Rede sei an ihn gerichtet und ward zornig:

„Verfluchtes, hundeverfluchtes Gemarre, das! Was sol das!? — Kamedje, lauter Kamedje! Das is vo dem Leben bis unter Lichts. — — Steh' lieberich auf! 's Feuer is aus: mach daß de Ruten ei den Zuber komm'. — He, Du a, höchste, de Kiehe sein schon unrubsch!"

So schrie er, daß es mehr wie Aechzen klang. Dann hieb er wie toll auf den Korb ein. In Hanne aber stieg die Flut ihres Innersten ratlos weiter herauf aus den Höhlen, in denen sie ein Leben gesichtet: von den Sandhügeln, an denen sie tausendmal verkommen; von den Felsen, die sie umsonst so oft zerschmettert hatte.

„Alles geht bergunder das rote Licht, das Wasser, das Blatt, der Steen . . . . . mei Leben, mei Rad, auch das leere, wo alles hinleert. — Aber, ach, wie lang is mei Berg, wie grausam tief das Loch, wo's endlich umkurt is immer."

Diese Worte gingen wieder eintönig aus ihrem Munde, gleich Lauten, in denen ein vertrockneter Wald redet.

„Kamedje, verflumte!" knurrte Wiener dazwischen; aber seine Angst wuchs.

Er erhob sich mit Hilfe seiner Stecken so vorsichtig, daß nicht das geringste Geräusch laut wurde und erschien in der Thüröffnung.

Sein großer, plumper Schatten schob sich über die Diele, wie eine drohende Verfinsterung in das zunehmende Rot, das die Dürftigkeit des niedrigen Raumes verschonte. Hanne ward dadurch aus ihren Gedanken gerissen. Sie richtete ihren Oberleib empor, legte die Hände auf die unruhigen Kniee und sah ihn starr an, wie einen ungebetnen Eindringling, mit einem leisen Grauen, wie einen Feind.

„Bleib stehen," redete sie ruhig auf ihn ein, „ich fürcht' mich nich mehr. Das Glücke geht nich mehr um unser Haus, es brauchte auch nich mehr. — Wach kee bieses Gesichte, setz Dich auf die Banke, setz Dich, setz Dich, setz Dich . . . ."

In dumpfer Furcht gehorchte der Alte und sah dann gespannt auf sein mageres Weib, als könne er mit seinem stäten, ratlosen Blick das Schweigen vertreiben, das sich schon wieder ihrer bemächtigt hatte.

„Streich dr de Haare nei," sagte er endlich ungewöhnlich sanft.

Mit einem ungläubigen, bitteren Lächeln nach ihm schob sie die brüchigen, weißen Haarbüschel zurück und kehrte ihm dann das Gesicht zu:

„War Dir's nie leichte ei Dei'm Leben, so lange mir beisammen sein?"

Wiener senkte den Kopf vor ihren forschenden Augen, schob die Unterlippe etwas vor und sann eine Weile; nach Langem schüttelte er nur den Kopf in großer Betrübnis.

Digitized by Google

„Hat Dich's nie gefreut, wie der Oberförschter uns 's Geld borgte, was noch fehlte und daß er a so für uns sorgte und uns hilf. Dort war ich noch hibsch."

Umsonst kämpfte die Alte gegen eine Erregung, die ihre Stimme in ein furchtsames Hauchen auflöste.

„Nee, vo dat aus wurd's erscht recht schwer," antwortete Wiesner, ganz in die Erinnerung an sein arbeitsschweres und doch so erfolgloses Leben versunken.

„Aber warscht Du nich froh über das Geschenke?"

„Froh! A so ein Herr giebt, was er muß, mehr nie. Der schenkt nischt."

„Na und was hat nu Wolf gekriegt von'm? Und der war dreizehn Jahre bei'm!"

„Wahr is, wahr is. Wahrhaftig ja und es war kee Drömel nich, nee, dr Neid muß'm lassen, tichtig, fleißig, gelittert, ein Filou sogar."

„Siehste, und gebraucht hätt' ers gerade auch mit sein' sieben Kindern, hach, alle am Leben — alle — alle —"

„Hast recht und alle wie Bornkresse. — — Verleicht, wenn unse nie wärn alle gestorben, verleicht wärsch andersch geworn. Also dachte ich immer, wenn mr wieder a klee weißes Särgel iber a Hibel nundertrugen: Ein Engel mehr eim Himmel, ein Maul winger am Tische. Dadermit hab ich mich getröst! Verleicht war'sch aber doch noch nich 's beste. — Wer weeß?!"

Ein Stein fällt in einen Brunnen. Da entsteht ein verschwommenes, dumpfes Singen in der Tiefe. Wie ein plumper Vogel steigt das aus der Nacht unter uns, über die wir unwissend wandeln; schwer mit Mären beladen, die da drunten verschwiegen geschlafen, schwebt es herauf. Dann horchen wir schweigend und lange und schlingen die Erwartung in uns.

So schwiegen die beiden greisen Menschen eine Weile am Schachte ihres Lebens, den das Weib mit ihrer letzten Kraft aufgerissen hatte.

„Oh, alle, alle, alle," redete sie in dumpfer Klage auf ihre Hände. „Wenn doch bloß das Liesel geblieben wär. Sie hatte schon Locken, gelbe wie Gold und war erscht drei Wochen, wie sie starbe. — Aber mir sollten eben neben 'nander hingehn wie zwee Zugtiere, de Deichsel zwischen uns, die eens riber und es andre niber reißt . . . . so starben sie, eens nach'm andern, alle achte . . . . und jedesmal gings Glicke weiter weg vo' unsem Hause und trat schwächer auf . . . . . aber, sie mußten ja sterben, hab ichs denn vergessen, sie mußten ja! Da war kee Hilfe vom Pfarr' nie und vo keem Dokter."

„Nu Hanne, se sein tot jetze; aber mußten! — War'n se nich alle nudeldicke und fette? — Ich wer' drsch sagen: an unser Armt alleene sein se gestorben."

„Das alles nie. Dicke und fette! — Das strabelte alls bloß aso sehr, das schrier alls bloß aso laut; aber 's notwendigste fehlte. Und dadran warscht Du schuld. Du hast jedem bloß den Leib gegeben und ich hab'n zur Welt gebracht. Aber das, vo' was ein Mensch lebt, das fehlte; denn ein Kind wird andersch wie ein Vieh'ch. — Du! — Du!! —

Aber wie konntste das drzuthun?! Du warscht mr nie gut, nie, nie."

Tief Atem holend, hielt sie an, setzte aber sofort leidenschaftlich wieder ein, als sie sah, wie sich ihr Mann zum Reden anschickte. Er konnte gerade noch ein einleitendes Brummen hervorbringen. Das schnitt sie heftig ab:

„Zuersicht hab ichs nie gewußt; aber, wie mir 's vierte gestorben war, da kannt ich's. Das liegt eim Auge. O, und die hatten's alle, das, was schnüffelt, das Blanke eim Hundeauge, jesses, die ganze Schweinerei — — —

Digitized by Google

und wenn's drnach weg war das Schwarze, in das jedes Weib taucht ei ihr' schweren Stunde und ich ließ mersch Kindl zeigen und es finkelte ei seim Auge, da hätt ich's geger de Wand haun könn, wenn ich stark genung gewest wär. De Kräfte kamen wohl nachher immer wieder, aber eine Wut blieb auf das Kind, die kriegt ich nie aus'm Herze raus, mit nischte, mit Beten nie, mit keem Sinnen nich. — — So hab ich se vergift', alle, vom erschten bis zum letzten. — Bloß dr Junge bliebe, denn ich mußte gepeinigt sein, daß ich all's abbüßen konnte."

Wiesner hörte den letzten Satz in seinem Entsetzen nicht, sondern schrie aus seiner Versunkenheit auf:

„Du hast se vergift', Du! — das kann ja gar nich sein, verrückt biste!"

„Wie ich's sage, kee Haar andersch, ich bin nich verrickt. Alle, alle hab ich vergift't, mit der Muttermilch hab ich se vergift't. Das hat 'n 's Herze abgefressen," antwortete sie hart.

„Verricktes! Altes! Haha! daß Dich dr Affe lauft! Verflumt 'och a', Dei Milch, Deine! Gift?"

Er machte gewaltsame Anstrengungen, sich in seine alte Rohheit zu retten.

Hanne beharrte hartnäckig:

„Lach Du vrmeintswegen, wenn Du kannst. Vo' was wird ein Kind, vo' was lebts? Vo' Liebe. — Ha und mußt ich se da nich vergiften mit meiner Wut, mit mei'm Kummer — mußt ich nie? Du, Mann, was sagst Du nu?"

Alle Züge ihres Gesichtes wurden scharf, ihr Auge angstvoll starr, da sie sich bei dieser Frage mit Anstrengung aufrichtete.

Der Alte wollte das Lachen fortsetzen. Als er aber den Kopf halb wendete, um sie mit erzwungener Ueberlegenheit anzusehen, ward sein Gelächter Schreck. Verwirrt in seinem Barte rührend, stotterte er irgend etwas und brach mit einem hohen Laute ab.

Das Weib fuhr jäh zusammen und stierte unverwandt vor sich nieder:

„Ich mußte . . . . stille, stille . . . . ich mußte . . . . denn bloß aso konnt ich leben . . . . ich muß — te . ." murmelte sie verhauchend.

„Da hätt'ste, wie Du sprichst, alle umgebracht?" begann nach langem Schweigen Wiesner.

In seiner Stimme lag die unbeholfene Behutsamkeit einer harten Hand, die über eine Wunde fährt.

Langsam hob und senkte Hanne ihren Kopf und stammelte verloren:

„Alle, Roula, Franzla, Kathe, Liesla — — alle, alle, bis mei Sehnsucht mide wur'! Da hert'n de Kinder endlich auf. Nu bin ich wie ein dirres Blatt. Alles hab ich hingegeben und nischt dafir gekriegt. Tausend Nächte ha'n gezittert, tausend Tage gewart'. — Du! — Gelt, Dei Fisse gehn bis iberschi Herze?"

So stammelte sie und hob und senkte den Kopf noch, als ihre Worte in den Zuckungen ihrer fiebernden Lippen lange verkommen waren. Dem Einäugigen trat der Schweiß auf die Stirn.

„Mir is heeß," sagte er.

Hanne rührte sich nicht.

„Der Kirschbaum wird gelbe," begann er wieder, „iber de Scheunwand gehn Sonnenringel. Sieh'ch 'och, der Amd kommt. Aso rot war er schon lange nie."

Hastig hab das Weib den Kopf und frug ängstlich:

„Wo kommt's?"

Digitized by Google

„Nu, dort, sieh'ch, Hanne!"

Wiesner hob weisend den Arm. Allein das Zittern darin war so stark, daß er ihn aus Scham sofort wieder sinken ließ.

Weiten Auges starrte Hanne in die Glut, die in vollem Strome in den Baum floß, daß die Blätter unter der schimmernden Last sich leise rührten.

„Wie das behutsam thut," sprach sie dem Anblick ganz hingegeben, „als wenn alles blihte, alls sänge. Das nimmt immer noch zu. Wo is da ein Ende? und — ein Tag geht zugrunde. Ach, aber wie stirbt ein Mensch, wie häßlich, denn kee Leben is schön."

Sie hatte den letzten Atem zu Worten gemünzt, wie um den zitternden Glanz, der über ihre Seele glitt, nicht zu zerstören. Nun riß sie erschöpft neue Luft in die Brust.

„Ja, ja; das geht egal fort. Das wird nich andersch. Ich bin doch siebzig, was wart ich 'n noch! Acht Seile ziehn mich, denn jedes tote Kind is wohl wie ein Strick, der mich ans Grab bindt."

Das Totenlied ihrer Worte erfüllte den ganzen Raum und Wiesner wischte sich ein paar mal über das Auge, denn er glaubte, der graue Dunst, der aus allen Gegenständen zu dringen schien, rühre von der Schwäche seiner Sehkraft.

„ Wer 's Alter erfunden hat, den sollt ma mit der Keule erschlagen. Kee Kraft ei den Gliedern, der Odem kurz, kee Zähne eim Maule."

Gleichgiltig sah ihn sein Weib an. Sie fühlte, wie er sich wieder vorbeistehlen wollte und ihr Gesicht verzog sich, als ob sie geringschätzig lächle.

Die Scham, sich erkannt zu sehen, trieb ihn zum Trotz der Rücksichtslosen. Er kleidete seine Beklommenheit in einen Vorwurf gegen sie:

„Hm, was Du den ganzen Amd willst. Du hast Dich zu Schanden gebuckelt, ich hab mich iberrissen. Das ginge halt nich andersch."

Ernst richtete sich Hanne auf:

„Zieht Dirsch endlich die Finger hin, dorthin, woran ich zu Grunde gegangen bin! — Arbten! Das is der Odem, den mr Vater und Mutter mitgegeben haben. Ich hab noch nie auf'm Heu in der Sonne schlafen gewollt. Aber mir haben nie umsonste zwee Augen. Siehste, das eene gehört'm Leibe, das andre der Seele. Mit dem een' sieht ma' auf sei Gemache, mit dem andern sol ma iber sich sehn. Und weil Du sollst manchmal stille halten und Dich nufrecken, bloß deswegen hat wohl Gott de Sterne, de Sonne, de Bäume iber uns wachsen lassen, de Vegel und das scheene Gewelke. Das linke Auge is, das auf geht, das iberm Herze steht. Du aber mußt aso was nie haben. Da hat dr Gott selber das linke Auge mit seiner Ruthe rausgehaun, weils iberflissig war. — Ach, wie is das unverninftige Viehzeug besser wie manche Menschen. Du, sieh'ch drsch Bachstelzel an, wie viel tausendmal leest das de Furche ruf und runter. Endlich aber schießt's ei de Höh uud macht sei lustig Gesetzel. Aber . . . . . hahaha!"

Schrill, mit gellem Lachen brach sie ab, weil doch alles dahin war, wand die Hände nach unten und neigte den Kopf so tief, daß die Haarbüschel an ihren Schläfen, die sich weiter als sonst gelöst hatten, vor ihrem Gesicht wie ein bebender Schleier zusammenrannen.

Dem Alten schnürte es die Kehle ein. Mühsam zog er an dem Tische seinen krummen Leib in die Höhe und griff sich zu ihr hin.

„Hanne . . . ." mehr brachte er nicht hervor.

Das greise Weib löste die Hände und strich sich die Haare ins Kopftuch. Nur ein Strähnchen war ihrem Griff entschlüpft und hing über ihr Auge hin.

Digitized by Google

Nach diesem langte sie mit ihren krummen, stumpfen Fingern bis sie es erfaßt hatte, rieb die brüchigen Haare zwischen Zeigefinger und Daumen und redete gegen sie ihre Rechtfertigung:

„Weiß, weiß! Ihr wißt's wohl, ihr habt's tausend mal mit Euern Wurzeln gehört, was da drinne in dem Koppe umgegangen is seit den letzen Jahrn, nischt mehr will ich, bloß noch Ruhe, Ruhe vrm Ende."

„Hanne . . . ." bat der wartende Greis dringender.

„Mann."

Mit weicher Stimme zeigte sie endlich an, daß sie auf ihn höre und wandte das Haupt nach ihm, der, dem Umfallen nahe, sich noch mit letzter Kraft an dem Tische fest hielt.

„Setz Dich ersicht!" forderte ihre Milde, als sie ihn so leiden sah.

„Mann," begann sie dann ebenso weich, „warum hast Du mir in den 45 Jahren nich ein einziges Mal die Hand genommen und hast mich gerust wie jetze. — Verleicht, langsi'm, wie an ee'm ganz dinn' Faden hätt' mr uns gefunden. Du hättst nich jeden Tag mißmutig durchgeschindt, Du hättst mich nich gehaun, 's wär iber Dich gekommen, was ein mr war, was jetze tot is, verleicht scheener wie das Rot, das da jetze zwischen den Bäumen draußen steht . . . . o, und da wären alle Kinder am Leben geblieben und alles . . . . auch das andere . . . ."

In qualvoller Enttäuschung fühlte sie ihre Züge wieder unter ihren Worten erlahmen und hörte ihr Murmeln mit der Bitterkeit eines Menschen immer undeutlicher werden, der die fortwandernden Schritte von Freunden immer leiser vernimmt, die ihn aus seiner größten Not retten wollten und nun im günstigen Moment sich feige davonschleichen.

An Wiesner aber ging diese geheimste Qual seines Weibes auch jetzt vorüber. Er hatte, sein Gesicht in beide Hände vergraben, stumm zugehört. Nun hob er den Kopf und zog den Schleim aus der Nase in den Mund.

„Hanne, wie weit ha'n mir zwee noch zur Grube? Komm, das kleene Stickel gehn mr mitnander."

Nach langem Ringen antwortete sie mit größter Anstrengung:

„Der Junge is da . . ."

„Nu, das is ja eben gut."

Verneinend bewegte sie das Haupt.

„Wenn uns das Weib aus Wartha das Geld borgt, da ibernimmt Guste das Wirtschaftl und mir gehn eis Augedinge," drang er in sie.

Die Alte verharrte in ablehnendem Schweigen; ihr Gram ward sichtbarer und sie mußte das Gesicht abkehren.

„Da laß drsch 'och eigeredt sein!" begann er trotzdem wieder. „Er heirat't; ein hibscher Mensch, just, wie ein Herr vom Gerichte, der kriegt asogar eene mit Gelde. Drnach krichen mir eis Stibel und will's Gott, da kannste doch noch Kinder wiegen, die de nich sterben."

Hanne sprang mit den Zeichen höchsten Schreckens auf und sah ihn mit so verstörtem Gesicht an, daß er verwirrt abbrach.

Nach einigem Ueberlegen sagte er mißmutig mehr zu sich:

„Nu, warum könnt'n das nich alles sein?!"

Bei diesen Worten des Mannes verfiel ein Teil der Abendglut, wie Flammen die unter zusammenschlagender Asche vergehen und die Hälfte des Raumes versank in Dämmern. Es geschah so unvermittelt, daß Hanne zusammenfuhr und sich umsah, als sei mit dem schwindenden Lichte etwas aus ihr geglitten. Dann trat sie, wie um es sich wiederzuholen, mit feierlichem

Digitized by Google

Wandelschritt aus dem Schatten in die Fülle des Abendscheines, der noch schwer und voll durch das kleine Fenster nahe der Thürwand hereinfloß und sah mit weitem Auge betend in die Flut Gottes.

Wie sie so schaute und sich segnen ließ, ging wohl noch einmal ein Beben durch ihren vertrockneten Leib; aber es ward gemach schwächer und endlich hatte sie das Licht ganz stark gemacht. Da begab sie sich an ihren Platz zurück. Ihr Schritt hatte das Schweben der reifen Aehre, die sich dem Messer des Schnitters entgegenwiegt. Also trat sie an ihren Stuhl und schaute noch einmal nach ihrem Manne, der mit ratlosem Auge all das Unbegreifliche verfolgte.

Zögernd ließ sie sich dann nieder und verfiel gegen ihren Willen in ein Sinnen mit offenen Augen.

Indessen ward das Abendlicht milder. Schwankend wanderte es von Diele zu Diele weiter der Thür zu. Der Jubel seines Sterbens, eben noch kochend rot wie der Tod in den fallenden Blättern des wilden Weines, nahm die weiche Glut an, die der Schlaf den Kinderwangen bringt. So stand es nun zwischen den Pfosten der Thür und rüstete sich mit wehendem Zittern zum Abschiede.

Als Hanne diese Veränderung des Lichtes wahrnahm, schrak sie auf wie ein Wanderer, der kurz vor dem Ziele zu lange Rast gehalten und nun in großer Hast sich erhebt, um mit eiligem Fuß den kleinen Rest der Reise zu vollenden.

„Der Junge," begann sie deshalb, „der Junge . . . ."

„. . . deswegen geht eben nischt mehr. Hättst Du ein Herze gehabt, da hättste auch ein Auge gehabt fir all unser Elende und meine Schande wär nich aso alt gewor'n."

Dann wartete sie mit gespanntem Atem auf ihres Mannes Entgegnung.

Vor dessen Auge war endlich die Welt seiner Seele aufgegangen, und er starrte erschreckt in die Weiten dieser Furchtbarkeit. Das gewohnte Leben seiner Handgriffe war erloschen und er bemerkte, daß er ganz anders gelebt, als er gewollt hatte. Ein leise dämmerndes Licht war aus den Worten seiner Frau über den Pfad geflossen, den er gegen seinen Willen gewandert war.

„Hast Du denn alles gewußt, vo dem Wege?" frug er und ließ sein Sehen über das Unfaßbare dieser inneren Wirrnis gleiten.

„Alles hab' ich gewußt; aber ich konnt's nich halten."

„Ach nee, nee! Gewußt, nu ja ja, gelt aso, wie, daß morgen auch ein Tag is?"

„Nee, wie ich femf Finger an der Hand und zwee Augen im Koppe habe, aso hab ich's gewußt."

„Nu, wenn schon und es war alls verfahrn. Da hätt'ste doch der Karre een' Schub auf die andere Seite gegeben."

„Ich hab's gethan, Gott eim Himmel is mei Zeuge, ich wollte bloß unser Glicke damit. Was ein Mensch versuchen kann, hab ich gethan.

Mir war'n ersicht zwee Jahre verheirat't. Du ras't und fluchst und versackermentiersicht mich, ma mecht sprechen, vom ersichten Tage ab. De blauen Flecke gehn vo ee'm zum andern mal nich weg. Ich verzehr' mich v'r arb'ten. Und was m'r verdien'n bleibt nich; mir sparn und haben nischt.

Da dacht ich ei meiner Himmelsangst, verleicht, wenn Du besser leben kannst, siehste mich und mir finden uns und es wird ein Himmel iber unsm Hause. Wie das *eemal* ei meim Koppe gewesen war, ging's nich meh raus: es geht wo ich geh, arb't mit mr, wo ich schlaf, redts und treib ich's fort,

Digitized by Google

wird's schlimmer. Endlich weeß ich nich mehr, wo mei Herze schlägt. Wie ein gliehniches Carousſel dreht mich's. Da war's geschehn. Und wie er's versprochen hat, so wurd's. Mir konnten 's Wirtschaftl kaufen, er gab uns den Samen, 's Holz; er macht uns den schweren Acker . . ."

Vor Erschöpfung verstummte das Weib. Furchtsam sah sie dann nach ihrem Manne, der, beide Ellenbogen aufgestützt, tiefgeneigten Hauptes auf den Tisch stierte; kein Atem bewegte seine Versunkenheit.

Und weil sie glaubte, daß er auch jetzt noch blind sei, raffte sie sich zum letzten bittersten Schritte auf und sagte, nach jedem Wort absetzend, mit leiser Stimme:

„Da . . . kam . . . sei . . . Junge . . ."

„Das brauchste nie erscht zu sagen," murmelte er, sich mühsam von dem Schlage erholend, verfehrte aber mit keiner Bewegung seine steinerne Versunkenheit.

Dann knirschte er gegen die Tischplatte:

„Dr Oberförschter also . . . so ein verfluchter Hund . . . der Teufel hat 'n geholt . . . . der Junge? . . . . der Junge? . . . ha ha . . . . und ich bin noch stolz druf . . . . Affe, Affe, Affe! ich, ich, ich . . . . — Oho! deswegen! . . . nu, warum haste denn den nie vergift't! wie de andern?"

Die Frage blieb ohne Antwort; sie verlor sich in dem Raume, der mit einer kochenden Luft erfüllt schien, wie eine aufgescheuchte Fliege in der Nacht zur Ruhe kommt.

Hanne hatte sich hinausgeschlichen und war über die Treppe hinaufgegangen.

Wiesner wußte von allem nichts. Er hatte sogar seine Frage schon vergessen und lauschte, wie es summend vor seinen Ohren niederfloß.

Die Welt seiner Seele war schwarz.

Nacht lag auf ihrer wirren Furchtbarkeit.

Mit klopfendem Herzen bat er um Licht:

„. . . Hanne! . . . Hanne!! . . . . . bin ich ein Hund? — biſt Du ein Luder? . . . o je! . . . ich hab bloß gethan, als ob ich nischt wißt; aber ich hab's wohl jedesmal gefihlt, wenn Du mich gekißt hast eim Schlafe . . . und alles hast Du ertragen . . . kee bieſe Wort . . . immer gut — — — nee, das macht kee Luder . . . Hanne!!"

So schrie er endlich in Qual auf.

„Da bin ich," antwortete es von der Thür her. Die Stimme klang weich und leise, wie Kinder sprechen, die sich atemlos gelaufen haben.

Wiesner kamen die Laute so fremd vor, daß er leicht zusammenfuhr und nach Hannes Stuhl sah. Als er diesen leer fand, wartete er eine Weile, um sich zu sammeln, dann sagte er zaghaft:

„Ich seh Dich nich."

„Da," sprach es ebenso leise.

Tiefes Dunkel erfüllte schon die Stube. Nur im Hause lag noch ein Schimmer des bleichen Lichtes, wie es sich zuletzt aus den Thälern aufmacht, um dem verschwundenen Abendrot nachzuwandeln. Ob es auch schwankt und schwehlt, allem verleiht es noch ein letztes mal scharfe Umrisse.

In dieser bleichen Helle sah Wiesner sein Weib stehen. Sie war geschmückt wie zum Kirchgange. Die roten Rosen auf dem verdrückten Strohhute bewegten sich schwankend über ihrer Stirn, als sie ihm zunickte und dabei das schwarze Tuch fester um ihre Schultern zog.

Wiesner wußte alles und frug gepreßt mit unnatürlich leiser Stimme:

„Da willste werklich jetze gehn."

Digitized by Google

Sie bewegte bejahend das Haupt, daß die roten Rosen sich wiegten und schwieg.

„Du hast ja keene Schuhe," begann der Greis wieder und deutete auf ihre nackten Füße.

„Ich hab keene, schon Jahre nich mehr. Gott wird mersch nich ibel nehmen, wenn ich barfüssig zu 'm komm," antwortete die Alte in demütigem Vertrauen.

Wiesner ward es heiß bei dem Ton ihrer Stimme. Er griff verwirrt an der Tischkante umher und kämpfte gegen das Würgen seiner Brust.

„Du red'st ja schon hoch wie ein Kind," fragte er mit letzter Macht.

Lange schwang Hanne als Antwort nur die Rosen ihres Hutes und ihr Gesicht verklärte sich dabei.

Endlich antwortete sie:

„Ich hab auch jetze Ruhe. Alles is ausgelöscht. Ich weeß vo' nischt; wie ein Kind fihl ich mich."

„Bist Du diese auf mich?" frug der Greis, über den eine Starre gekommen war.

„Ach mein Gott, der fort muß, trägt anderes eim Herze."

Dann wandte sie sich dem Ausgange zu.

„Hanne, mußte denn wirklich; gehts nich meh andersch?" bat Wiesner mit zuckendem Munde.

Sie erschien noch einmal in der Thür und sah ein letztes Mal über die Stube.

„Ich muß," sagte sie dann tonlos.

„Wo sol ich Dich denn suchen, Hanne?"

„Wo Dittert Klemens lag."

„Eim Steenbruche?!"

Plötzlich begannn das alte Weib am ganzen Leibe zu zittern, ihre Kiefer schlugen auf einander, schweres Stöhnen rang sich aus der Brust, in der es ruckend arbeitete und sie mußte sich an den Thürpfosten lehnen.

„Du," bat Wiesner mit einer Stimme, die der verzweifelte Kampf gegen das Schluchzen hart machte.

Der schonungslose Laut dieses Wortes rief die ganze Qual ihrer Ehe in ihr Bewußtsein und vertrieb den letzten Lebensanfall aus ihrem Leibe.

„Nein," hauchte sie und richtete sich auf, „das letzte Rot verkriecht sich eim Busche. Adje! Ich finde den Weg sonst nich."

Damit war sie verschwunden.

An der Hausthürecke stieß sie gegen die Holzbank. Die Blechkannen darauf schlugen kollernd gegen einander. Dann hörte mah noch einige mal immer leiser das Schleifen, das nackte Füße hervorbringen, wenn sie bei eiligem Gange im Abstoßen von der Erde gleiten. Dann erlosch auch dieses letzte Zeichen von dem Leben seines Weibes in der tiefen Dämmerung und es war ihm, als gleite alles wie ein schwerer, schwarzer Schatten dahin, auf Nimmerwiedersehen, taub, wirr, formlos.

Mit leisen Fingern wühlte sich die Nacht in den Baum, der im ersten Schlafe schauernd rauschte. Das träge Schnarren des Wachtelkönigs lief durchs Gras. Die Grille schwieg und sang dann wieder für sich hin. Der rinnende Brunnen zählte lauter seine Wellen.

Plötzlich knackt es wo in der Stube, als habe sich irgend wer lautlos eingeschlichen und stoße nun an, da er im Finstern sich setzen wolle.

Wiesner schrickt auf, hält den Atem an und horcht.

Es ist nichts. Die Nacht redet wieder ihre alten Laute.

Digitized by Google

Da packt ihn Sehnsucht und Reue wie Raserei. Jäh kommt Kraft über ihn und er weiß nicht, daß er gelähmt ist, springt auf und schreit verzweifelt:

„Hanne, wart 'och, ich geh mit!"

Mitten in der Stube schlägt er hin, mit dem Kopf an der Ofenbank nieder, daß das Blut sofort in Strömen aus tiefer Wunde über seine Hand rinnt.

Noch einige mal versucht er, sich aufzurichteu.

Umsonst.

Das Blut fließt weiter.

Das Dunkel wird dichter; es kommt ein flimmerndes Rinnen in die Nacht um ihn. Seine Augen sind geschlossen und er rührt sich nicht mehr, um sein Ohr nicht zu stören, das dem fliehenden Weibe mit seinem Horchen folgt.

Alle Laute der Ferne werden ihm offenbar: der Wald singt ruhig sein tiefes Lied — lallend versiegt der Amselruf — ein Rehbock schröckt — und dann, gedämpft von den Weiten, fällt ein geller Schrei durch die Luft.

Entsetzt reißt Wiesner den Kopf herauf. Er stützt den Oberkörper auf beide Hände und stiert auf den Wald, über dem eine Helle steht, gleich dem starren Schimmer gebrochner Augensterne.

„Das war kee Habicht und kee Totenvogel nie," sinkt er. „Jetze is se dort."

Dann sinkt er vor Schwäche zusammen.

Digitized by Google

In Petersburg.

Von **Ellen Key.**

Als ich heuer wieder nach Petersburg kam, fand ich es seit 1887 nicht wesentlich verändert. Aber das breite, raschfließende, blaue Wasser der Neva, das der Stadt ihr eigentliches Leben giebt, war nun gefroren. Im Sommergarten standen Bäume und Büsche kahl hinter dem weltberühmten schönen Gitter, und aus nebliger Luft hoben sich die eintönigen Reihen rotgelber und weißgrauer Paläste ab, glänzte die Kuppel der Isaakkirche oder die mastähnlichen Thurmspitzen der Admiralität und der Peter-Paulkirche hervor. Im Innern der Isaakkirche begegnet man Rußlands Reichthum in Mosaiken und Marienbildern auf Goldgrund, in Säulen von Malachit und Lapislazuli, in massiven Arbeiten aus Gold und Silber; in der Kasanschen Kirche sieht man Rußlands Waffenruhm in Trophäen errungener Fahnen und der Schlüssel eroberter Städte; in der Peter-Paulkirche begegnet einem Rußlands Geschichte von Peter dem Großen an. Denn da ist der Boden bedeckt mit rechteckigen Marmorsarkophagen, Seemannssärgen ähnlich, alle vollständig gleich; alle geschmückt mit einem massiven Goldkreuz und einer Goldplatte, die erzählt, welcher von Rußlands Czaren oder Czarinnen hier ruht; jede Familiengruppe ist von einem Gitter eingefriedet. Aber die kühlen Marmorsarkophage erzählen nichts von all den blutroten Leidenschaften des Lebens, die gerast haben, bevor Mörder und Gemordete hier dieselbe ewige Ruhe fanden.

Nicht weit von hier liegt ein Steinhaus, ein Futteral, das das kleine, dreizimmerige Holzhaus einschließt, das hier in Petersburg das nationale Heiligthum bildet. Da wohnte nämlich Peter, als er persönlich die Anlegung von Petersburg überwachte. Dieses alte Haus und sein einfaches, kleines, weißes „Schloß" im Sommergarten sind die Gebäude, die in Petersburg den stärksten Eindruck der Vergangenheit erwecken, während der Platz vor der Isaakkirche mit Falconets bewundernswerther Reiterstatue von Peter und die beiden herrlichen Pferdezähmer auf der Anitschkowbrücke — die ein Spaßvogel „den verhinderten Fortschritt" und „den ermunterten Rückschritt" taufte — die einzigen wirklich künstlerischen Eindrücke sind, die Petersburgs Straßen oder offene Plätze bieten.

Und auch wenn der Newskyprospekt Mittags von Promenierenden und vier bis fünf Reihen Spazierenfahrenden in glänzenden Equipagen wimmelt, macht er doch keinen freundlichen Eindruck. Es hilft nichts, daß weder schweres Fuhrwerk noch zerlumpte Gestalten sich da zeigen dürfen, die bei der Mündung jeder Seitengasse in den Newskyprospekt stationierten Polizisten sorgen dafür, die den ungeheuren Verkehr in bewundernswerther Weise sichern und ordnen.

Digitized by Google

Aber vielleicht gerade weil die Ordnung auf dem Newskyprospekt eine so ausgezeichnete ist, wirkt das glänzende und ganz einzige Winterbild mit einer Art automatenhafter Beweglichkeit. Man weiß, daß die Leute nicht stehen bleiben und nach Gefallen Gruppen bilden dürfen; man fühlt etwas undefinierbar Bedrückendes in der Luft. Und die prächtigen Gebäude in Petersburg sehen nicht aus, als wären sie aus ernsten oder frohen Bedürfnissen hervorgewachsen. Man fühlt, daß der Herrscherwille, nicht der Volkswille, nachbildende, nicht frei schaffende Kräfte bei der Bildung des Ganzen wirksam waren.

Es giebt nur einen Platz in Petersburg, wo man mit vollen Lungen athmet, wo die Seele sich in einem europäischen Klima befindet! Und das ist der Fall, wenn man durch das aus Granitriesen gebildete Thor der Eremitage getreten ist. Nachdem man seine Ueberkleider abgegeben hat — um nicht beim Fortgehen irgend welche gestohlene Bilder darunter verbergen zu können!! — vergißt man, daß man in Petersburg ist, oder könnte es vergessen, wenn nicht die langhaarigen Popen und Muschiks, die schaulustig und verlegen hier zwischen Malachitvasen und vergoldeten Möbeln über die Parquetten wandern, noch immer an Rußlands Nähe erinnerten.

Nur eines will ich von hier erwähnen: hier giebt es 40 — vierzig — Rembrandts. Und was für Rembrandts!

Wenn man Rembrandt nicht in der Eremitage, in Cassel und in Holland gesehen hat, weiß man eigentlich nichts von ihm.

Ich, die ich dies gesehen und außerdem fast alles, was andere öffentliche Galerien von ihm besitzen, fand doch nun vor den Bildern der Eremitage aufs Neue, daß ich bis jetzt Rembrandt nicht gekannt, nicht geahnt hatte! Wenn an einem dieser Tage die Sonne hervorbrach und in der Rembrandtabtheilung die Farbentiefen erhellte und die Lichtgluthen steigerte, da war es mir, als hätte das Leben plötzlich einen ganz neuen Sinn bekommen: es war nur eine Vorbereitung gewesen, um dann bis zum Rande — bis zu den letzten goldenen Tropfen — von diesem Rausch erfüllt zu werden.

Hier findet man — unter berühmten Rembrandts — einen großen, ergreifenden, einfachen „Verlorenen Sohn"; hier ist die stille „Opferung Isaaks", hier jenes Märchenspiel des Goldes, das Danae genannt wird; hier ist „Maria an der Wiege des Jesuskindes", das alltäglicheinfachste, große Bild der Mütterlichkeit, das die Kunst geschaffen: Maria sitzt unten in der dunklen Zimmermannswerkstatt mit der einen Hand ein Buch haltend, in dem sie gelesen hat, mit der andern das Kind in seine rote Decke hüllend, während hinter ihr über die Treppenstufen, die hinab ins Gemach führen, lichtumflossene Engelchen sich behutsam hinunterschleichen.

Unter den Portraits giebt es junge Männer und ältere und alte; junge Frauen und alte — aber ich breche ab, bevor die Erinnerung mich verleitet, zu lange hier in der Rembrandtgalerie zu verweilen. Nur einen einzigen Greis will ich erwähnen, den mit dem schwarzen, breitkrämpigen Hut über dem vorgebeugten alten Kopf, dessen Ausdruck der milde, lebenssatte ist, der eine fortgesetzte Lebensbeobachtung nicht ausschließt, aber keinen Rest von Lebensbitterkeit birgt; seine Hände sind gefaltet, in der Resignation, nichts mehr wirken zu können! Er wird nur „Jüdischer Greis" genannt. Aber ich nenne ihn Ben Akiba, nach dem alten weisen Juden in Uriel Acosta, der auf die heiße Empörung des Jungen über

Digitized by Google

den Sieg der Ungerechtigkeit, über die Kleinheit der Seelen, stets die inhaltschwere Antwort hat: es ist alles dagewesen.

Dieses Wort, das wirklich das Herz gestillt, nachdem es vergeblich alles versucht hat, aber es so stillt, wie der Winter die Unruhe der Wellen! Und als ich von ihm schied, wiederholte ich mir wie oftmals zuvor:

„Ben Akiba, du Weisester der Menschen, lege die Kühle deines Gedankens auf meine Schläfen, wenn sie vor der Mannigfaltigkeit der Ungerechtigkeiten in machtlosem Feuer erglühen! Doch bevor die Kühle deines Gedankens mein Herz erreicht hat, laß es lange, lange aufgehört haben, zu schlagen!"

* * *

In Petersburg braucht ein Abendländer täglich Ben Akibas Philosophie, um nicht vor Unwillen über das, was er dort zu hören bekommt, außer Rand und Band zu gerathen. Und wenn man die Russen selbst fragt, wie sie es aushalten, dann erhält man zur Antwort: daß man sich an die Qualen, denen man auf Schritt und Tritt begegnet, schließlich gewöhnt!

Diese Antwort bringt anfänglich den Abendländer noch mehr außer sich. Aber dann fängt er an zu denken. Denn etwas anderes als die Gewohnheit — und die Ohnmacht, umzugestalten — muß es doch sein, daß sich Generation um Generation entwickelungsbegeisterter Russen in Verhältnisse finden, unter denen sie nie aufhören, bewußt zu leiden, die sie unabläßig beklagen und verbessert wünschen?

Allmählich wird es dem Abendländer klar, daß das russische System auch von Jenen ertragen werden kann, die es umzugestalten wünschen, weil es als Ersatz für die Bewegungsfreiheit der Persönlichkeit, so wie sie das Abendland wirklich giebt, der Phantasie größere Möglichkeiten gewährt.

Wir, deren Denken über das Staatsleben sich seit Jahrhunderten innerhalb der Kategorien der Staatsgrundgesetze bewegt hat, begehen immer den Irrthum uns die russische Herrschaft als ein Grundgesetz, eine feste und auf gesetzliche Art wirkende Rechtsordnung zu denken. Wir stellen sie uns ebenso automatisch sicher funktionierend vor, wie unsere Regierung, unsere erste Kammer, unsere zweite Kammer, ohne die nicht die geringste Möglichkeit vorhanden ist, die allerkleinsten Reformen durchzusetzen!

Aber Rußland ist in allem das gerade Gegentheil. Da kann ein Federstrich des Czaren alles ändern; da sind also — in Gedanken — alle Reformen leicht für den guten Willen erreichbar, dem es gelingt, das Vertrauen des Czaren zu erwerben. Da giebt es, gerade weil für das Staatsleben eine gesetzliche Rechtsordnung nicht vorhanden ist, auch keine feste und gesetzbegrenzte Form für den Fortschritt, für die mitbürgerliche Thätigkeit. Aber dies ermöglicht auch allerlei Ueberraschungen. Ein Alexander der Zweite vermag es, die Leibeigenschaft aufzuheben; ein Nikolaus der Zweite wird — durch Blochs berühmtes Buch — vermocht, zu einem Friedenskongreß einzuladen; andere Einflüsse rufen z. B. eine arbeiterfreundliche Schutzgesetzgebung hervor. In der unmittelbaren Nähe des Zaren befinden sich Westeuropäer wie Witte, Orientalen wie Pobedonozeff; aus der Ferne übt Tolstoy durch die Macht seiner großen Persönlichkeit seinen mittelbaren Einfluß aus. Und

Digitized by Google

rings um jeden anderen hochgestellten Mann im russischen Reiche sind in gleicher Weise die verschiedensten Einflüsse thätig. Und jede der Personen, die diese Einflüsse repräsentieren, haben — im Guten sowohl wie im Bösen — ganz andere Machtmöglichkeiten, als eine entsprechende Person in unserer gesetzmäßig geordneten Gesellschaft.

Ich bin darauf gefaßt, daß man behaupten wird, daß ich das russische System vertheidige, während ich nur versuche, es Anderen wie früher mir selbst zu erklären. In der Hoffnung diesem Mißverständniß vorzubeugen, will ich das, was ich meine, mit einigen Beispielen beleuchten.

Ich sprach mit einer älteren Dame, einer der Thätigsten in der Frauenbewegung. Sie erzählte, daß man eigentlich nnr in der Wohlthätigkeit — und in gewissem Maße im Unterricht — in Rußland unmittelbar für die Frauenfrage wirken könne; auch auf diesem Gebiete kann z. B. kein Verein ohne besondere, jedesmalige Erlaubniß gebildet werden. Außerdem stehen alle Vereine unter polizeilicher Controlle, auch wenn ihr Zweck blos in Geselligkeit besteht. So hatte sie mich in einen Frauenclub führen wollen, aber konnte es nicht, weil Jede, die ihn besuchte, mit einer von der Polizei unterzeichneten Karte versehen sein muß, die an jedem Gesellschaftsabend an der Thüre von einem Polizeimann untersucht wird, und Niemand als die Inhaberinnen der Karten findet Einlaß.

Aber aus dem Verlaufe des Gesprächs ging es doch hervor, daß die Franen Petersburgs eine gauze Menge geleistet haben; unter anderem haben sie einen Friedensverein gebildet nnd auch andere Unternehmungen gegründet. Die Erklärung dessen fand ich in folgenden Worten:

„Sehen Sie, hier in Rußland machen wir die Sache zuerst — und verlangen dann die Erlaubniß. Ist sie ein Factum, gelingt es einem leicht, irgend eine einflußreiche Persönlichkeit dafür zu interessieren, die dann die Erlaubniß erwirkt! Aber wenn man damit anfängt, diese zu verlangen, wird sie gewöhnlich verweigert."

Ein anderes Beispiel:

Ich war eines Abends bei einer der Soiréen, die in Petersburg den ganzen Winter abgehalten werden, um Mittel für arme Studenten, männliche wie weibliche, aufzubringen. Diejenige, der ich beiwohnte, war eine der größten des Winters; sie wurde in dem glänzenden Saal des Adelshauses unter der Mitwirkung der hervorragendsten, dramatischen und musikalischen Kräfte Petersburgs gegeben. Während der Pausen nahm man Erfrischungen in den Büffeträumen ein, wo Studenten uud Studentinnen servierten; Bekanntschaften wurden angeknüpft, die man dann fortsetzte, wenn nach dem Ende der musikalischen und dellamtorischen Abtheilung der Tanz begann. Der Saal war von ein paar tausend Menschen gefüllt, viele aus der vornehmen Welt. Man sah orientalische Schönheiten mit bloßen Schultern, Juwelen und großen Odalisken-Ohrgehängen neben bleichen, dunklen seelenvollen Frauen des Dusetypus; rundwangige Schulmädchengesichter neben ernsten, abgehärmten. Und man beging die gründlichsten Irrthümer, wenn man zu rathen anfing.

„Wer ist dieses Mädchen mit dem fröhlichen Gesicht und der kräftigen Gestalt? Sie sieht ganz schwedisch aus!"

„Sie ist aus Sibirien; ihr Vater war Kaufmann in Tomsk. In Sibirien sind die Menschen viel fröhlicher und frischer als in Rußland (!)."

Digitized by Google

„Und dieses blonde „Familienmädchen“ mit dem milden weichen Gesicht und dem taubengrauen Kleid?“

„Die? Die war während der Studentenunruhen im vorigen Winter die Seele der Opposition. Sie hielt zusammen, organisierte, hielt Reden, was sie ganz außerordentlich kann.“

„Und diese stattliche dunkle Schönheit, die mit der Miene einer Prinzessin Champagner serviert?“

„Ach — sie ist ein Kriegskind, im Kaukasus auf dem Felde von einem Officier gefunden, der sich ihrer annahm und sie erziehen ließ. Jetzt ist sie mit einem Lehrer der Schule verheirathet, an der sie studierte.“

„Und der Student dort mit der großen weißen Narbe am Kopfe, hat er sich duelliert, oder ist er im Kriege gewesen?“ setzte ich meine Fragen fort.

„Keines von beiden. Das Zeichen ist von einer Kosakenpeitsche, als die Polizei im Frühling in den Studentenhaufen dreinschlug, unter der Behauptung, sie hätten einen Auflauf veranlaßt.“

Es ist ein stets wechselndes Gewühl. Hohe Beamte und Studenten drängen sich nebeneinander um die Samovare, suchen ihren Pirog oder ihr belegtes Brot im Gedränge zu retten oder wieder hinein in den Saal zu gelangen, von wo der donnernde Applaus verräth, daß irgend ein neuer berühmter Gast seinen Einzug auf der Tribüne gehalten hat, um seine Nummer des abendlichen Programms zur Ausführung zu bringen. Durch ein wahnsinniges Dacaporufen wurde das Programm bis ins Unendliche verlängert. Man hatte zwischen acht und neun Uhr angefangen, und noch zwischen eins und zwei Uhr Nachts dauerten die Produktionen fort! Aber nun war die letzte Nummer gekommen: Die Studentenlieder. Die Estrade füllte sich mit den jungen Gestalten in den obligaten blauen Uniformen mit den blanken Knöpfen. Die Meisten sind dunkel, fast Alle haben das Gepräge des Ernsts in einem Grade, den man auf jungen Gesichtern nur mit Wehmut sieht. Sie singen Gaudeamus, dann noch ein Lied, dann noch eines . . . .

Aber was ist das? Der ganze Zuschauerraum wird von wahnsinniger Freude erfaßt. Man stampft, schreit, applaudiert. Und man erklärt:

„Dieses Lied ist verboten. Es schildert die Polizeiauftritte vom vorigen Winter. Hören Sie, wie es das Klatschen der Kosakenpeitschen nachahmt!“

Verboten? Mein abendländischer Verstand stand stille. Vor zweitausend Personen — und unter ihrem Jubel — ein verbotenes Lied singen? Waren denn keine Polizisten anwesend?

„Eine ganze Menge,“ antwortet man. „Aber es wird nichts geschehen. Hier sind viel zu viel feine Leute dabei.“

Dreimal wurde das Lied unter demselben Jubel gesungen. Aber als sich die Studenten dann an ein anderes Schmähgedicht auf die Polizei wagten, begannen die älteren Herren Pst zu rufen, und mit augenblicklichem Erfolg.

Ein entgegengesetztes Beispiel:

Ich saß im „kleinen“ russischen Theater — mit seiner ungewöhnlichen und reizenden Ausstattung in Hellblau und Weiß — und sah eines der vielen nationalen Stücke an, an denen das Repertoire so reich ist: in der Oper wurde Eugen Onegin gegeben, im dramatischen Theater Biron; hier alternierte „Zar Feodor“ und ein Ausstattungsstück. „Im brennenden Moskau“. Die russische Schauspielkunst macht auch ein solches Drama genießbar — die Russen sind wie bekannt in un-

Digitized by Google

gewöhnlichem Grade fürs Theater begabt. Das Stück gab Anlaß zu einem Gespräch, und ich nannte das Wort Sibirien.

Sogleich flüsterte eine Person meiner Gesellschaft: „Nennen Sie dieses Wort nicht! Hier sind überall Ohren. Es kann für uns gefährlich werden mit einer Fremden gewesen zu sein, die man über Sibirien sprechen gehört hat!"

Also: das Unschuldigste kann gefährlich sein, wenn nur wenige dabei sind, und das Verbotene kann ungefährlich sein, wenn nur genügend viele dabei sind — dies ist eine der Beobachtungen, die man rasch in Rußland macht!

Aber man weiß nie bestimmt, was sich als gefährlich oder als ungefährlich erweisen wird, ebenso wenig als man weiß, was gestattet, was verboten werden wird. Das Ganze ist ein großes, wogendes, conturenloses Chaos von Möglichkeiten, in dem die Russen sich im Innersten wohl fühlen, denn das Gute hat da ebenso unerwartete Chancen wie das Böse!

Ein einziger kleiner Zug wirft ein Licht auf den Volkscharakter:

In langen Reihen stehen Wagen alle Gassen entlang. Ist der Kutscher sehr dick, so ist der Wagen privat, und je reicher der Herr ist, desto dicker ist der Kutscher, denn desto mehr Kaftane zieht er an: der Kutscher des Kaisers ist so unförmlich, daß er auf den Kutschbock hinauf uud wieder hinabgehoben wird. Aber die meisten Wagen sind Ischwoschiks, und diese sind in solcher Menge vorhanden, daß nichts leichter sein sollte, als sofort einen zu bekommen. Aber es fällt einem Russen nicht ein hinzugehen und den ersten besten zu nehmen. Er geht im Gegentheil fünf, zehn Minuten herum und accordiert, bis der Kutscher einen vernünftigen Preis verlangt; eine Taxe giebt es nämlich nicht. Und auf die Frage: warum nicht? erhielt ich die bezeichnende Antwort: „Man hat es versucht. Aber es erwies sich als unmöglich. Das Publikum war ebenso ärgerlich darüber als die Kutscher. Ohne Taxe giebt es ja viel mehr Möglichkeiten! Und Eile hat man ja keine!"

Ein anderes Beispiel.

Eine der gebräuchlichen Vorstellungen von Rußland ist ja die von der strengen Zollvisitation. Man hatte mich z. B. gewarnt, Bücher mitzunehmen, denn die sollte man in der Regel einbüßen, wenn es auch nur Lexica wären! Aber nicht eine meiner Reiseeffekten wurde auch nur geöffnet, als wir die Zollgrenze passierten: Ich hätte den Mantelsack voll Dynamit und Anarchistenschriften haben und sie ungestört in das Herz von Petersburg bringen können, so unberechenbar ist die russische Controlle!

Ebenso unberechenbar sind die Gewohnheiten der russischen Aemter. Als ich meinen Paß von der Polizei wiederhaben wollte, sagte man mir, daß die Aussicht, ihn zu erhalten sehr gering sei: es war nicht wahrscheinlich, daß die Betreffenden am Tage nach dem St. Georgsfeste nüchtern oder auch nur auf ihrem Posten waren; man konnte Stunden, Tage, Wochen vergeblich versuchen, seinen Paß herauszubekommen! Und meine Wirtin, eine geborene Schwedin begegnete meinem Erstaunen mit einem Achselzucken:

„Was wollen Sie machen? Man kann hundertmal im Tage toll werden. Aber man muß sich dreinfinden. So ist Rußland!"

So ist Rußland! Aber allmählich wird es dem Westeuropäer klar, daß, wenn einerseits all diese Ungleichheit, Unsicherheit, Unberechenbarkeit qualvoll ist, sie andererseits gerade die Spannung all dieser verschiedenen Möglichkeiten birgt,

Digitized by Google

die in geordneten und sicheren Verhältnissen nicht denkbar wären. Wäre die russische Unterdrückung fest, gesetzmäßig, sicher wirkend, würde sie unleidlich sein. Aber gerade weil sie ungewiß, launenvoll, nachgiebig ist, ist sie auf der einen Seite unerträglicher, auf der andern Seite erträglicher, als wir uns denken können.

Bilder machen das klar, was man in Worten schwer erklären kann, weil Worte zu definitiv sind.

In einem Staat wie dem unserigen wandert man durch einen hellen, breiten Gang und weiß, daß man immer gleich hoch zur Decke, gleich weit zu den Mauern hat. Da stellen sich keine unerwarteten Unannehmlichkeiten, keine angenehmen Ueberraschungen ein.

In einem Staat wie Rußland geht man durch eine Grotte, bald über Gänge so niedrig, daß man kriechen muß, so schlüpfrig, daß man ausgleitet, bald sich zu hohen Wölbungen erhebend oder sich zu dunklen Perspektiven nach unbekannten Richtungen hin erweiternd.

In einem Staate wie dem unseren fährt man auf einem Kanalboot zwischen festen Dämmen und regelmäßig wirkenden Schleusen, die an den reißenden Stromschnellen vorbeiführen. In einem Staate wie dem russischen segelt man in unbekannten Gewässern, erfüllt von der Unruhe und dem Zauber unbekannter Gefahren.

Der Weg der gesetzlichen ruhigen Entwickelung hat in Rußland keinen einzigen Ausgangspunkt, da die Leitung dort im letzten Grunde der Herrscherwille ist, dieser Wille, der jeden Unterthanen des Zaren aller Rechtssicherheit in staatsbürgerlichem Sinne beraubt. Der Herrscherwille kann jedoch nicht alles ausführen: er muß sich der Hände seiner Unterthanen bedienen, und von diesen Händen weiß die rechte nicht, was die linke thut! Das eine Mal kann so der russische Herrscherwille — oder die Regierungsmacht — sich als von idealen Motiven, Friedensliebe, Menschenliebe, Rechtsliebe bewegt darstellen und Handlungen vollbringen — wie z. B. das Friedensmanifest — deren Ziel durch Jahrhunderte von anderen ihnen nahestehenden Handlungen — z. B. die Rechtskränkungen in Finnland — getrennt sind. Aber immer wird dieser Herrscherwille, mag er nun in das private oder in das öffentliche Leben eingreifen, unverantwortlich und willkürlich wirken wie der des Vaters in einer Kinderstube. Und daß er so wirken kann, ist eben das Regierungsideal des Russen. Ein Zar, dessen Wille von einer anderen Staatsgewalt durchkreuzt werden könnte, würde ihm als unbegreiflicher Halbherrscher erscheinen! Der Staat ist für ihn der Zar, der Inbegriff der Frömmigkeit, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit. Ein Herrscher, der nicht über dem Gesetze stünde, wäre für den Russen nicht verehrungswürdig; nur als Alleinherrscher wird er eine irdische Offenbarung der göttlichen Macht!

Die Seelenbewegung, die der Begriff Gesetz bei einem Westeuropäer erregt, erregt im Russen der Begriff Gnade; wo wir von Gerechtigkeit sprechen, spricht er von Barmherzigkeit; wo wir von Freiheit reden, redet er von Friedfertigkeit!

Im Nationalcharakter des Russen ist das Brüderlichkeitsgefühl der idealste Zug, und Tolstoy spricht aus dem innersten Herzen seines Volkes, wenn er dieses Gefühl zu dem Centrum für die Entwicklung des Einzelnen wie der Gesammtheit macht. Wohlwollen, Mitleid, Opferwilligkeit — das sind die drei Grade des Brüderlichkeitsgefühls des Russen. Die Mehrzahl hat die erstere Eigenschaft, Viele die Zweite und die Besten sind in großartiger Weise von der letzteren beseelt.

Antokolsky, der so wie Vereschagin von dem russischen Bedürfniß erfüllt ist,

Digitized by Google

durch die Kunst für Ideen zu wirken, hat durch zwei seiner Statuen das russische Temperament in seinen äußersten Gegensätzen ausgedrückt.

Man hat einen Theil von Antokolskys Werken in der Kunstakademie in Petersburg, wo außerdem eine Menge Bilder russischer Maler gesammelt sind, neben einer Anzahl Copien von „Meisterwerken der Kunst", besonders der italienischen Kunst des 16. Jahrhunderts. Jedoch nicht dort, sondern in dem großen, 1898 eröffneten Alexandermuseum findet man die repräsentative Sammlung russischer Kunst, obgleich diese Sammlung, was die Malerei betrifft, der Tretjakowgalerie in Moskau sehr nachstehen soll. Im Erdgeschoß der Alexandergalerie begegnet man einer großen Sammlung Marienbilder und anderer kirchlicher Gemälde, deren Byzantinismus interessant zu beobachten ist; auch eine Menge Holzschnitzereien mit orientalischer Ornamentik, Metallarbeiten und andere kirchliche Gegenstände bis aus dem dreizehnten Jahrhundert. Unter den Bildern sind einige von Aiwassoffsky Marinen da, ein paar von Repins lebensvollen Bildern und eine feine interessante Zeichnung von Tolstoy an seinem Schreibtisch; einige schöne Aquarelle der jüngeren Russen — Benois, Levithan, u. A., die ich 1898 in der Secession in München sehr gut und reich vertreten gesehen hatte.

Die ältere russische Malerei ist beinahe ohne Ausnahme ein schwacher Abklatsch des süßlichsten deutschen oder französischen Zuckerwassers aus der Mitte des Jahrhunderts. Große Leinwanden mit religiösen oder nationalen Motiven, die keinen anderen Eindruck im Gehirn hinterlassen, als eine stumpfe Verwunderung, welche Massen rothen oder blauen Calicos zu den Draperiestudien wohl verbraucht wurden; die Körper scheinen ganz unabhängig von den Modellen ausgeführt! Später in den Achtzigerjahren tritt der „Realismus" ein, und mit ihm auch eine wirklichere Kunst, obgleich dieselbe in dieser Galerie nur durch eine geringe Zahl bedeutender Werke repräsentiert war. Auf dem Gebiete der Sculptur ist mehr von Interesse da, besonders drei von Antokolskys Statuen. Zu der einen, dem kauernden Mephistopheles, hat der Künstler — der seit mehreren Jahren in Paris wohnt — offenbar einen Anti-Dreyfusard des literarischen Typus, z. B. Maurice Barrès anticipiert! Aber zu „Ivan dem Schrecklichen" hat er das Urbild im russischen Volksgeist gefunden. Der Alleinherrscher sitzt nach einem Anfall von Raserei in seinen Lehnstuhl zusammengesunken: das Entsetzen vor der beginnenden Ohnmacht drückt sich im Antlitz sowie in der Haltung aus: die Tragik des Alters, verstärkt durch die erste Erfahrung des Gewaltmenschen, daß es eine Grenze für seinen Willen giebt!

Mit dieser Statue drang Antokolsky durch. 1842 in Armuth geboren, war er ein einfacher Holzschneider, als seine Begabung entdeckt wurde. Man schickte ihn nach Petersburg, aber — natürlich — wurde er bald an der Kunstakademie für einen Ketzer angesehen, da er mit der klassischen Tradition brechen wollte. Er verließ die Akademie und hatte nun einen furchbaren Kampf mit Armuth und Krankheit zu bestehen, während er immer weiter an seinem Ivan arbeitete. Trotz aller Bitten wollten die Professoren der Akademie sein Werk nicht einmal ansehen — das Werk eines eigensinnigen, launenhaften, ehemaligen Schülers besaß für sie keinerlei Wert! Und wenn nicht der Vicepräsident der Akademie sich großgesinnter gezeigt hätte, wäre Antokolsky verloren gewesen. Der Vicepräsident war nicht nur selbst von „Ivan" ergriffen, sondern er veranlaßte auch den Besuch einer Großfürstin, die das Werk ganz verstand und durch eine Bestellung das Leben des

Digitized by Google

Künstlers rettete und seinen Ruf begründete. Mit „Ivan" war 1871 der Sieg für immer gewonnen. Aber über diesem Werk, in dem die russische Wildheit ihren Ausdruck gefunden hat, steht das Werk, in dem die russische Mildheit gestaltet wurde. Es ist die Christusstatue, die bei der Weltausstellung 1878 so viel Aufsehen erregte und die erste in der langen Folge rein menschlicher Christusgestalten war, in denen nachher so viele gottlose religiöse Kunst ihren Ausdruck fand. Antokolsky trägt jedoch an all dem keine Schuld. Seine Statue ist ein inspiriertes und schlichtes Werk, das Bild eines jungen Mannes im langen Leibrock die Hände nach rückwärts gebunden, aber mit dem Gepräge der Freiheit über der ganzen Gestalt, deren großer, stiller Würde das reine, klare, gute Antlitz entspricht. Es ist dasselbe Antlitz, das man in Petersburg täglich auf den Straßen, in den Kirchen, in den Museen sieht: das Antlitz des russischen Bauern, wenn es am Schönsten ist. Das Antlitz mit der niedrigen breiten Stirn, dem reichen, dunkelblonden, welligen Haar und Bart; den offenen, guten Augen, der länglichen Gesichtsform, der geraden Nase, dem großen wohlgeformten Munde und dem unbeschreiblichen Ausdruck demüthiger, geduldiger Milde, der Milde, die die größte Stärke und größte Schwäche des Russen ist. Ich sah eines Tages diesen Christustypus leibhaftig vor mir, in zerlumptem gelbem Pelz und rotem Hemde. Er kam vom Gebet, mit einem Frieden, einem Adel, einer Sanftmuth im Antlitz, die selbst das, was Antokolsky in seinem Christus auszudrücken vermochte, weit übertrafen. Er sah so arm aus, daß ich, als er die Hand ausstreckte, glaubte, daß er ein Almosen verlangte. Aber er hatte sie ausgestreckt, um seine Kupfermünzen in die Hand eines noch Aermeren zu legen!

Die kleine Scene, deren Einfachheit von dem hohen Wesen des Mannes geadelt wurde, ist für mich symbolisch für das innerste, das beste im russischen Charakter geworden, für den warmen Strom des Brüderlichkeitsgefühls, das in Tolstoy seinen großartigsten — und gerade darum einseitigsten — Ausdruck gefunden hat.

* * *

In einem tieferen und einem weiteren Sinne als dem Tolstoys hoffen viele Russen, daß das Brüderlichkeitsgefühl Rußlands Erlösung werden wird, aber erst, wenn es neben sich den Individualismus — ausgedrückt in der Freiheits- und Gerechtigkeitsforderung — entwickelt hat, für den Tolstoy der Blick fehlt.

Rußland ist gerade jetzt in der interessantesten Neugestaltung begriffen. Die Fragen der Nationalökonomie sind dort, fast in allen Classen, die brennendsten, und eine Menge russischer Schriftsteller arbeiten auf diesem Gebiet, während auch im Ausland Rußlands ökonomische Entwicklung immer lebhaftere Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Wer einen Einblick in dieselbe erhalten will, dem möchte ich Professor Schulze-Gaevernitz' Werk „Volkswirtschaftliche Studien aus Rußland" empfehlen. Der Verfasser legt dar, daß die europäischen Gedanken es nicht vermocht haben, Rußland zu europäisieren; daß sie in der dünnen, literarisch gebildeten Oberschichte leicht verkümmert sind, weil das volkspsychologische Erdreich, in dem sie hätten Wurzel schlagen können, noch fehlt; daß Europas philosophische, politische und soziale Gedanken in Rußland erst in dem Maße Bedeutung erlangen können, als sie es

Digitized by Google

vermögen, Rußlands eigenthümlichen ökonomischen Bedürfnissen zu dienen, unter denen das finanzpolitische Interesse im Vordergrunde steht. Und inzwischen schreitet unabhängig vom Willen der Schriftsteller wie der Staatsmänner die Europäisierung dadurch vor, daß sich in den breiten Schichten der Bevölkerung der geistige Typus des Europäers entwickelt, weil dieser sich am Vortheilhaftesten für die ökonomischen Bedürfnisse zeigt. Zugleich vermehren sich die Verbindungen zwischen dem russischen Volkshaushalt und Europa, was nach innen — auf das russische ökonomische Leben — auch europäisierend wirken muß.

Auf diese Einleitung folgt dann die Schilderung der älteren Fabriksarbeit — vor allem der Weberei — auf den Gütern des Adels sowie in den Fabriken des Staates, mit leibeigenen Arbeitern, dem Fabrikssystem, das nach der Bauernbefreiung im Jahre 1861 aufhören mußte. Dann wird die Industrie von Mittelrußland geschildert, wo das Kapital nach und nach dahin gelangt ist, auch die Heimarbeit zu beherrschen, besonders seit man angefangen hat, das maschingesponnene Baumwollgarn zu den Geweben zu verwenden. Die Baumwollspinnereien bilden jetzt den wichtigsten Theil der russischen Großindustrie, aber der große Gewinn muß den Schutzzöllen zugeschrieben werden. Denn die mangelhafte Tüchtigkeit der Arbeiter und die Nothwendigkeit einer Menge Aufseher, wenn überhaupt irgend eine Arbeit ausgeführt werden soll, vertheuert die Produktion. Schläge sind ein an diesen Fabriken sehr gebräuchliches Mittel, das geduldig ertragen wird. Von den elenden Lebensbedingungen dieser erniedrigten Arbeiter werden erschütternde Schilderungen entworfen, obgleich diese Bedingungen ein grabeweises Aufsteigen zeigen, bis zu jenen Kategorien von Arbeitern, die eine eigene Wohnung und einen eigenen Haushalt erreicht haben und also in dieser Beziehung von der Abhängigkeit der Fabrik befreit sind. Wie überall findet man auch in Mittelrußland unter den mechanischen Arbeitern und den Maschinenbauern die besten Zustände. Im Petersburger Gebiet und in Polen hat man sich auch in der Textilindustrie europäischen Arbeitsbedingungen genähert. Weiter werden die niedrigen Löhne und die unverhältnißmäßig lange Arbeitszeit hervorgehoben. Ein Fabrikinspektor hat bei der Bastweberei 18 Stunden Arbeitszeit konstatiert, und da waren die Hälfte der Arbeiter Kinder, viele nicht einmal zehn Jahre alt, ja man fand sogar dreijährige Kinder bei der Arbeit!! Streiks werden strenge bestraft, für den Anstifter bis zu acht Jahre, für die Arbeiter bis zu vier Monate Gefängniß, und bei solchen Anlässen wird — zuletzt vom Finanzminister — eingeschärft, daß der Arbeitsgeber der Vater des Arbeiters ist und dieser nur von seinem Wohlwollen Verbesserungen seines Loses erwarten darf.

Als Folge der Lage des Arbeiters charakterisiert der Verfasser die russische Fabriksarbeit als ungleichmäßig und unzuverlässig. Nur die Noth versieht die Fabriken mit der nöthigen Anzahl Arbeiter. Aber er erwähnt auch zu Gunsten des Staates seine Schutzgesetzgebung und seine Bestrebungen für den Volksunterricht — allerdings unter geistlicher und Regierungskontrolle! Thatsächlich wächst jährlich die Anzahl der Lesekundigen, und für die des Lesens uud des Schreibens kundigen Arbeiter stellen sich die Lohnbedingungen schon höher, weil sich ihre Ueberlegenheit in jeder Weise zeigt; und die Kinder der russischen Bevölkerung sollen sich mit größtem Eifer Kenntnisse aneignen, wenn sie ihnen geboten werden. Nachdem der Verfasser dargelegt hat, wie die unnatürliche Begünstigung der Eisenindustrie durch die Zölle, die Produkte derselben unverhältnißmäßig vertheuert hat,

Digitized by Google

zeigt er, wie sich gegen die zu Kartellen zusammengeschlossenen, kapitalstarken russischen Großindustrien der Adel und die Bauern, die Repräsentanten des Ackerbaus in ökonomischem Niedergang befinden; wie der Boden immer mehr zerstückelt wird und die Uebervölkerung in den dicht bebauten Ackerbaugegenden — zugleich mit der durch die Noth immer mehr verschlechterten Bestellung des Bodens — die chronische Hungersnoth hervorgerufen hat.

Nach diesen kurzen Mittheilungen aus dem Buche des deutschen Schriftstellers, will ich seine Urtheile durch die einiger russischer Autoren vervollständigen.

So hat ein Marxist, Tugan-Baranowskij, versucht zu zeigen, wie Rußlands gegenwärtige ökonomische Entwickelung die marxistischen Theorien bestätigt. Ein Gebiet, das sich als sehr schwer in die Theorie einfügbar gezeigt hat, ist jedoch die noch immer fortbestehende Kustar (Haus)-industrie gewesen, die gerade während ich in Petersburg war, eine großartige Ausstellung von Webereien, Metallarbeiten, Leder- und Holzarbeiten 2c. veranstaltete. Diese Heimarbeit ist in den letzten Jahren in Rußland der Gegenstand der Fürsorge der Regierung gewesen, die besonders darauf ausgegangen ist, sie beim Verkauf von den jüdischen Zwischenhändlern zu befreien. Man hat ihre Absetzung planmäßig durch Vertreter aus den Dörfern selbst bewirkt, die in den Städten — bei Ausstellungen und in Verkaufslokalen — den Verfertigern Kunden verschaffen. Aber in dem fortbestehenden Kampfe zwischen Großindustrie und Heimindustrie dürfte wohl allmählich die letztere den Kürzeren ziehen.

In Beziehung auf die Arbeiterfrage selbst besteht ein unabläßiger Kampf zwischen den zurückgebliebenen Arbeitsverhältnissen Mittelrußlands und den westeuropäischen des Petersburger Distrikts; und Westeuropa trug den Sieg in dem Gesetze davon, das die Fabriksarbeit von Kindern unter zwölf Jahren verbot. Darauf folgte das Gesetz, das die Nachtarbeit von Frauen und Kindern in gewissen großen Industrien untersagte; später hat ein Gesetz in gewissem Maße die Lohnbedingungen reguliert, und schließlich wurde 1897 der elfeinhalbstündige Maximalarbeitstag für erwachsene Arbeiter festgestellt.

Ein anderer russischer Schriftsteller, Professor Maxime Kovalewsky hat mit großer Strenge das ökonomische System der Regierung kritisiert. Er führt die Hungersnot als einen Beweis dafür an, daß die vitalsten Interessen des Landes für eine Industrie geopfert werden, die ohne Hilfe von Schutzzöllen nicht auf eigenen Füßen stehen könnte und deren künstliche Züchtung dem Volke wie dem Staate unerhörte Opfer auferlegt. Witte hat allerdings, sagt Maxime Kovalewsky, zeigen können, daß der Werth der Produktion der Fabriken im Jahre 1899 um eine halbe Milliarde größer war als der Werth der Landwirthschaft und ihrer Nebenerwerbzweige. Aber er hat damit nicht bewiesen, daß diese Fabriken die größten Bedürfnisse von 130 Millionen Menschen befriedigen! Rußland hat nach einer Angabe drei, nach einer anderen anderthalb Million Fabriksarbeiter. Nehmen wir an, daß diese — so gut es eben gehen kann — von der Fabriksarbeit leben; aber der Rest muß doch auch existieren — und wovon? Der Boden wird primitiv bestellt; Steuern und Zölle lasten auf den Ackerbautreibenden; Darlehen erhalten sie nur gegen Wucher; der Adel immer schuldenbelasteter, büßt sein Grundeigenthum immer mehr ein. Beiläufig will ich erwähnen, daß die Lust der Städter in der Nähe der Stadt einige Desjatinen Erde ihr Eigen zu nennen, auf denen sie dann ein festes Heim oder eine Sommerwohnung erbauen, in hohem Grade

Digitized by Google

der Grundzerstückelung in der Nähe der Städte Vorschub leistet, sowie in anderen Gegenden die Uebervölkerung die Ursache davon ist. Während Tugan-Baranowskij die vollkommene Auflösung der russischen Dorfgemeinde vorschlägt, nimmt Kovalewsky hingegen an, daß sich dieselbe noch umgestalten lasse. Aber gleichzeitig schildert er in starken Farben den chaotischen Zustand, der dadurch entstanden ist, daß in Rußland der Naturalhaushalt noch Seite an Seite mit der Großindustrie fortbesteht; daß der Staat überall die natürliche Entwickelung dadurch hemmt, daß er mit Polizeigewalt und einer oft unzweckmäßigen Gesetzgebung leitet und lenkt. So wird alle eigene Initiative gelähmt und das Volk lernt alles von der Regierung erwarten; sie soll die Getreidepreise regulieren; sie soll der Hausindustrie unter die Arme greifen; sie soll den ruinierten Adel retten; sie soll billigere Darlehen ermöglichen; sie soll Rußland Absatz in Asien bereiten; sie soll Arbeit schaffen! Die Kaiserin hat so in den letzten Jahren große Arbeitsbureaus organisiert, wo Frauen Arbeit erhalten, von Uebersetzungen, Lektionen und dergleichen bis zu Grobarbeit; sowohl indirekt, — durch Vermittlung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern — wie auch unmittelbar. Die russische Regierung glaubt, daß sie alles thun kann, und sie leistet auch recht viel. Aber was sie nicht einsieht, meint Kovalewsky, ist daß die eigene Spannkraft des Volkes erschlafft, daß der Nationalgeist abgestumpft wird, dadurch daß alles Handeln und alles Denken des Volkes überwacht wird. Während die Regierung die großartigsten Pläne hat und ihre Eisenbahnlinien, ihre Handelstraktate, ihre Besitzungen außerhalb Rußlands immer weiter ausdehnt, ist der Zustand im Lande selbst der ungünstigste: die Bauern verhungern, der Adel geht zugrunde, die Industrie überproduziert, und das Volk ist noch immer arm, zurückgeblieben und roh — trotz einer künstlichen hohlen, ökonomischen Kraftentwickelung.

Der Marxist Tugan-Baranowskij sieht den Verlauf optimistischer. Alles ist für ihn der nothwendige Weg zu der Sozialisierung des Ganzen. Nachdem die Hausindustrie untergegangen ist, der kleine landwirtschaftliche Betrieb verschwunden, die Bevölkerung proletarisiert u. s. w. dann wird, meint er, die große Neugestaltung beginnen können!

Und an dieser arbeitet man in Rußland unter der Jugend und unter den Arbeitern. Eine umfassend sozialistische Bewegung durchdringt jetzt die ganze russische Gesellschaft, und von diesem Gesichtspunkt möchte ich vor allem die Aufmerksamkeit auf die russischen Verhältnisse lenken.

Die russische Arbeiterbewegung begann von Seiten der Arbeiter eigentlich erst 1896, als 30 000 Weber in Petersburg streikten um eine Lohnerhöhung zu erhalten, was auch gelang. Eine andere mittelbare Folge dieses Streiks war das Gesetz vom Jahre 1897 über den elfstündigen Maximalarbeitstag. Aber Streiks mit darauf folgenden Landesverweisungen und Gefangennehmungen dauern noch immer fort. So fand vor zwei Jahren ein Streik statt, der ebenfalls 30 000 Arbeiter umfaßte. Er wurde mit Polizeigewalt unterdrückt. In Warschau z. B. wurde angeschlagen, daß jeder Arbeiter, der nicht bis zum Abend die Arbeit aufnahm, aus der Stadt geschickt werden würde. Die Arbeiter gehorchten nicht. Da wurden sie mit Kosakenpeitschen und Gewehrkolben zusammengetrieben, ins Gefängniß geworfen oder nach Gegenden verschickt, in denen Arbeitsmangel herrschte, da die Gefängnisse nicht hinreichten, um alle hineinzustecken.

Bei den Gebildeten hat die socialistische Bewegung die nihilistische abgelöst,

Digitized by Google

die nun in Rußland so gut wie aufgehört hat. Man gründete sogenannte „Cirkel", in denen man für die theoretische Bildung der Arbeiterklasse, auch in nationalökonomischen Fächern wirkte. Diese „Cirkelperiode" dauerte ungefähr bis zur Mitte der Neunzigerjahre; dann wurde — durch die Entwicklung der Großindustrie und den erwähnten Streik — die praktische Agitation die Hauptsache, und man betrachtete die „Cirkel" mehr als Agitatorschulen.

1898 wurde die russische socialdemokratische Partei gegründet, die Folge davon waren Massenarretierungen von mindestens 1000 Personen. Die von der Regierung gestatteten Arbeitergesellschaften für Selbsthilfe sind — dank der Ueberwachung der Polizei — immer seltener geworden. Alle effektive Arbeiterorganisation ist so jetzt in Rußland verboten und geheim. Diese Agitation zielt vor Allem darauf ab, überall unter den Arbeitern das Solidaritätsgefühl zu entwickeln, und zu diesem Zwecke bedient man sich auch anderer Vereine als nur socialistischer z. B. Gesangs- und Turnvereine. Ferner sucht man, besonders in Mittel- und Südrußland — wo Bauern und Arbeiter zu den großen Fabriken strömen, die tausende von Arbeitern beschäftigen — diesen zu zeigen, wie niedrig sie noch stehen, wie elend ihre Lohnbedingungen sind, wie schlecht sie behandelt werden und was sie zu fordern ein Recht hätten. Man spricht mit ihnen nicht von der Regierungsform, von einer Constitution und anderen politischen Fragen, sondern hält sich ausschließlich an die Frage der Löhne der Arbeiter, des Streikrechts, des Versammlungsrechts, u. s. w. In den größeren Städten Mittel- und Südrußlands wirkt dieser geheime Verein zur Befreiung der arbeitenden Klassen; er hat festen Fuß in jeder Fabrik; er greift leitend und aufklärend in jeden einzelnen Conflikt durch Verbreitung von Flugblättern, Besprechungen u. dgl. ein.

Arbeiter sammeln selbst statistische Angaben, ja schreiben zuweilen in die erwähnten Blätter. Denn in den noch immer fortbestehenden Cirkeln werden die Arbeiter, die die elementaren Grundbegriffe des Socialismus schon inne haben, unterrichtet, so daß sie eine höhere Entwicklung aufnehmen können. So werden z. B. die marxistischen Theorien discutiert, oder man vergleicht Rußlands Arbeiterschutzgesetze mit denen Westeuropas. Bei Feiertagsausflügen in die Wälder werden Vorträge gehalten, propagandistische Literatur ausgetheilt, u. s. w. Alle die besten, intelligentesten Arbeiter — besonders die Eisenarbeiter und Maschinenbauer — sind mehr oder weniger socialistisch beeinflußt, während die mehr gelegentlichen, unqualificierten Arbeiter fast außerhalb der Bewegung stehen.

In dem jetzt wie immer von revolutionären Kräften übervollen Petersburg haben — nach den vorhin erwähnten Massenarretierungen — eine Menge lokaler Gruppeu gearbeitet. Diese gehören drei großen Organisationen an, von denen der „Arbeitergedanke" ausschließlich die eigene Organisation der Arbeiter zum Kampfe gegen das Kapital ist, eine Organisation, die auch eine natürlich geheime Zeitung herausgiebt. Eine andere dieser großen Organisationen ist die „Arbeiterfahne" und die dritte ist „der Bund der Jugend zum Kampfe für die Befreiung der arbeitenden Klassen."

In dem Dienste dieser Bewegung ist nun der beste Theil der russischen Jugend thätig.

Ueber diese Arbeit habe ich von den Russen — die ich theils in Schweden, theils im Auslande getroffen habe — verschiedene aufklärende Mittheilungen erhalten. Und ich will im Folgenden eine junge Russin sprechen lassen, die nun im

Digitized by Google

Auslande verheirathet ist, aber vorher mit ihrer ganzen Seele in der „Bewegung" war, wie die jungen Russen ganz kurz ihre Thätigkeit unter den Arbeitern nennen.

„Es giebt", sagte die junge Dame — nebenbei bemerkt eine ebenso anmuthvolle, wie seelenvolle Frau — „in Rußland keinen klugen Menschen, der noch an den Nutzen von Attentaten oder den Segen plötzlicher Revolutionen glaubt. Aber beinahe die ganze russische Jugend glaubt an die langsame sociale Revolution, und die mit dieser zusammenhängenden Fragen füllen sie ganz aus. Zwanzigjährige Mädchen versinken in Marx — wenigstens die zwei ersten Theile, die sie leicht erlangen können; der dritte ist verboten und darum natürlich der begehrteste! Man lebt unter unablässigen persönlichen Gefahren, wenn man die Arbeiter unterrichtet, unter ihnen Flugschriften verbreitet oder in anderer Weise agitiert. Denn nur überhaupt — ohne den geringsten agitatorischen Zweck — freiwillig das Volk zu unterrichten, ist in Rußland in dem Grade verdächtig, daß die Tochter eines hohen Beamten, die, ohne Socialistin zu sein, eine kleine Schule gründete, unter Polizeiaufsicht gestellt wurde! Ihre Freundinnen, die sie besuchten, wagten immer nur eine zugleich zu kommen, denn wären ihrer mehrere gewesen, würde sie sogleich geheimer Zusammenkünfte bezichtigt worden sein. Studenten dürfen nie mehr als fünf auf dem Zimmer eines Kameraden zusammen sein; eine größere Anzahl ist strafbar. Und da der Dvornik in jedem Hause von der Polizei bestochen ist, wird diese immer über das unterrichtet, was vorgeht. Vor nicht langer Zeit wurde eine Studentin nach Sibirien geschickt, weil sie, selbst abwesend, ihr Zimmer einem Studenten geliehen hatte, der von der Polizei ertappt wurde, als er zwei Arbeiter — Algebra unterrichtete! Einbrüche der Polizei bei Studenten und Studentinnen gehören zu den Alltäglichkeiten. Mein Nervensystem wurde ernst durch zweijährige Schlaflosigkeit geschädigt, die dadurch verursacht war, daß ich es nie wagte, zwischen 11 und 3 Uhr nachts zu schlafen, denn um diese Zeit pflegt die Polizei ihre Besuche zu machen. Ist man einmal bei der Polizei notiert, so ist man ohne Ruhe, ohne Rechtssicherheit. Und für weiche Naturen wird dies zuweilen verhängnißvoll. Ein junger Student wurde so 1898 ohne den geringsten Anlaß gefangen genommen und mußte, da gegen ihn absolut nichts vorlag, freigegeben werden. Aber als dann 1899 die Studentenunruhen ausbrachen, nahm man ihn aufs Neue gefangen, obgleich er auch an diesen nicht den geringsten Antheil genommen hatte. Und nun blieb er Monat für Monat gefangen — bis er sich selbst verbrannte, indem er seine Petroleumlampe über seine Kleider ausgoß! Es war ihm vorher gelungen, an einen Freund einen Brief zu senden, in dem er seine Handlung mit dem Lebensüberdruß motivierte, der sich seiner bei der Gewißheit bemächtigt hatte, daß er, einmal in die Fänge der Polizei gerathen, niemals mehr Sicherheit fühlen konnte; das Gespenst der Ungewißheit würde ihn überall verfolgen, und das vermochte er nicht zu ertragen . . . . . ."

Und in dieser Ungewißheit, mit allen erdenklichen Gefahren, die über ihrem Haupte hängen, wirken nun unter den Arbeitern die Besten, die Uneigennützigsten, die Edelsten der russischen Jugend — in ihrem Wohl und Wehe von brutaler Polizeigewalt abhängig.

„Wir legen keinen Werth auf das, worauf andere Werth legen," fuhr die junge Russin fort. „Schöne Wohnungen, schöne Kleider, Kunstgenüsse, für all das haben wir keinen Sinn! Wir wollen verzichten, entbehren, für die große Sache. Wir müssen es, unser Gewissen treibt uns dazu. Nur so kann Rußland umge-

Digitized by Google

staltet werden. Von unten und von innen! Wenn die sociale Revolution von allen Seiten die russische Gesellschaft zertrümmert, dann wird auch die Regierungsform geändert werden, nicht früher. In jeder Generation fängt nun die gebildete Jugend reformfreundlich an. Aber dann muß sie sich ja ihr Brot verdienen, und wenn sie nun ihrerseits Ämter, Macht und Reichthum erlangt hat, wird sie von der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, von der sie abhängt, demoralisiert! Erst auf dem ganzen Volke — durch die Erhebung seiner großen, breiten Schichten — kann sich ein neues Rußland aufbauen."

Es ist natürlich, daß eine solche Jugend, sowie das Volk überhaupt, sich nicht um die Kunst um der Kunst willen kümmert! Auch in diesem Falle ist Tolstoy typisch russisch. Man ist auch in Rußland weniger von der Literatur des Auslandes beeinflußt, seit die großen Sprachkenntnisse, die früher das eigentliche Resultat der russischen häuslichen Erziehung waren, nicht länger vorhanden sind. Man findet nun häufig russische Studenten und Studentinnen, die keine fremde lebende Sprache sprechen. Theilweise hat die nationale Bewegung hierzu beigetragen. Außerdem hat man in den Familien immer seltener die Mittel, ausländische Lehrerinnen zu halten; die Kinder werden in die Schule geschickt, wo sie vor allem die exakten Wissenschaften intressieren; und Sprachen lernen sie dort nicht. Im Jahre 1887 konnte ich mich in Petersburg allein vollkommen mit Französisch, Deutsch oder Englisch behelfen, jetzt wäre das äußerst schwer gewesen. Dank den großen russischen Zeitschriften — die mit Steuern belegt sind!! — stehen die Russen jedoch durch Uebersetzungen in Wechselwirkung mit der europäischen Literatur und Ideenwelt, so wie mittelbar durch ihre eigenen Schriftsteller. Unter diesen Jüngeren soll der aus der Unterklasse hervorgegangene sehr bemerkte junge Dichter Gorkij von Nietzsche beeiflußt sein. Als Gesellschaftskritiker hat Potapenko, aber in noch höherem Grade Korolenko die Sympathien seiner Landsleute, während es dem viel hervorragenderen und künstlerischer veranlagten Tschechow — weil zu indifferent in den großen Gesellschaftsfragen — nicht gelungen ist, beim Volke beliebt zu werden, obgleich er als Rußlands größter lebender Dichter nächst Tolstoy anerkannt wird. Auch in den Kreisen, wo man auf Tolstoy als Gesellschaftsreformator gar nicht hört — was unter anderem gerade bei der Jugend der Fall ist — sieht man zu ihm als dem Letzten des leuchtenden „Siebengestirns" auf. Das Telephon mit Moskau war während meines Aufenhaltes in Petersburg ausnahmsweise eifrig in Anspruch genommen, um sich nach dem Befinden des damals kranken Tolstoy zu erkundigen. Und die Russen haben wahrlich eben so guten Grund auf Tolstoy den Dichter stolz zu sein, der kürzlich der Literatur die „Auferstehung" geschenkt hat, als das Abendland Grund hat, sich vor Tolstoy, dem Gesellschaftsreformator zu hüten. In Rußland so wie in ganz Europa — Skandinavien ausgenommen — herrscht jetzt Ebbe in Bezug auf dichterische Genies; und die jungen Russen — der eben genannte Gorkij Veresajeff, Mamin, Wjera Mikulitsch, u. A. — scheinen noch keine Werke hervorgebracht haben, die darauf deuten, daß eine große neue Blüthezeit in Bälde bevorsteht.

Dazu trägt natürlich überall das immer mehr alles absorbierende Interesse für die sociale Frage bei, vor allem gerade in Rußland. Wenn man mit jungen Russen oder Russinnen spricht, fühlt man auf's Neue die blutige Ungerechtigkeit jener Generalisierung, in die man so leicht verfällt, wenn man von Völkern spricht. Das „barbarische" Rußland — wo die Blüthe der Jugend des Landes in idealistischer

Digitized by Google

Begeisterung und Opferwilligkeit entbrannt ist; das „ungerechte" Frankreich — wo die edelsten Männer des Landes alles aufs Spiel setzten, um ihre ganz Kraft für den Sieg der Gerechtigkeit in der Dreyfusfrage in die Schanze zu schlagen; das „egoistische" England — wo die Friedensfreunde und einige der bedeutendsten Politiker des Landes, wie J. Morley, W. Harcourt und Curtney, Männer der Wissenschaft wie H. Spencer und F. Harrison, Zeitungen wie Daily Chronicle und Westminster Gazette alles thaten, was sie konnten, um den selbsüchtigen Krieg zu hindern, über den die Besten in England trauern und erröthen. In diesem jungen, „heiligen" Rußland wird Finnlands Sache mit dem tiefsten Mitgefühl umfaßt; unter dieser Jugend wird das russische System am Schärfsten kritisirt. Denn dort sieht man am Klarsten die Früchte dieses Systems ein: geduldige Stumpfheit, erschlaffte Initiative, fehlendes Verantwortlichkeitsgefühl, Unfähigkeit zu organsieren. In der Jugend ist das Bedürfniß lebendig, die Missethaten der Väter gutzumachen — dasselbe Bedürfniß, das Krapotkin als Kind dazu brachte die Hand des Leibeigenen zu küssen, den sein Vater ungerechter Weise hatte auspeitschen lassen!

In Sibirien — dessen ungeheuere Reichthümer an Ackererde, Mineralien, Wald ꝛc. es nun gilt sich anzueignen — so wie in Rußland werden Ausländer wahrscheinlich die Leitenden bei den neuen Unternehmungen werden, da man mit Russen allein nicht weiterkommt. Amerika hat ja schon angefangen, den sibirischen Markt zu überschwemmen, und die Russen rufen nun nach — dem Schutz der Regierung gegen die „amerikanische Invasion"!

Ausländer erklären, daß der russische Arbeiter nur durch Schimpfworte und Prügel aus seiner Trägheit zu reißen ist — um bald wieder in dieselbe zu versinken. Schlendrian, Passivität, Resignation, Unredlichkeit, — diese Folgen des Systems zeigen sich nirgends deutlicher als in der Hungersnoth und in der vollständigen Ohnmacht der Regierung, diesem schreiendsten aller russischen Mißverhältnisse zu steuern. Noch im Jahre 1898 suchte man die russische Politik des Verschweigens und Vertuschens zu befolgen! Die Studenten beider Geschlechter, die sich als freiwillige Krankenpfleger in die Gegenden der Hungersnoth begeben hatten, wurden nach Hause geschickt! 1899 traf ich junge Russinnen, die während des Sommers „der Hungersnoth zugetheilt" gewesen waren; denn nun war alle Verheimlichung undenkbar, und die Dienste der jungen Leute wurden breitwillig angenommen, wenn sie sich in Mengen als Vorsteher von Suppenanstalten und als Krankenpfleger anmeldeten. Dabei suchte man für die Aufklärung des Volkes zu wirken, sie die einfachsten Grundbegriffe der Gesundheitspflege zu lehren, u. s. w. Und da die meisten russischen Studentinnen sich der Medicin widmen, waren sie in dieser Beziehung besonders gut am Platze.

Die Liebe der russischen Frau zum ärztlichen Beruf ist eine brennende. Bis in die letzten Jahre ist die Frau als Arzt in Rußland nicht anerkannt gewesen, sie hat so nicht das Recht gehabt, ein Honorar zu verlangen, sondern mußte unentgeltlich behandeln! Seit ein paar Jahren ist das anders, und eine prachtvolle medicinische Schule für Frauen in Petersburg ist eröffnet. Bei meinem Besuche dort waren die großen hohen Anatomiesäle und Laboratorien der beiden Gebäude von freiwillig Arbeitenden gefüllt, die ihr Studium bis zum späten Abend ausdehnten. An den Vormittagen finden die Studierenden kaum Platz, so groß ist das Zuströmen gewesen: die Anzahl der Schülerinnen beträgt nun zwischen 4 und

Digitized by Google

500, von denen mehrere verheirathet und Mütter sind. Durch einander wimmelten junge und ältere, schöne und häßliche, interessante und alltägliche, dunkle und blonde Typen aus dem ganzen russischen Reich und aus Sibirien. Der Einheitlichkeit wird durch die obligate graue Farbe des Kleides Rechnung getragen, während der Schnitt hier wahlfrei war, etwas, was in den Mädchenschulen nicht der Fall ist, deren Schülerinnen man ganz gut als Vogelscheuchen verwenden könnte, so abscheulich häßlich sind gewisse Uniformen! Zu der medicinischen Schule gehört auch ein behaglich eingerichtetes Internat für jene, die es mangels einer anderen Wohnung benützen wollen. Nach einem fünfjährigen Kurs vertheilen sich dann all diese Frauen ringsum in Rußland. Und sie hoffen vor allem für die physische und psychische Pflege des armen Volkes wirken zu können, für die Linderung der körperlichen und geistigen Noth, dieser Noth, die, wie ein russischer Schriftsteller kürzlich darlegte, ihr Widerspiel in der geistigen und gesellschaftlichen Hungersnoth der Oberklasse hat, bei der sie auch zu einer Verringerung der Lebensthätigkeit führt und schließlich in moralischem und gesellschaftlichem Tod endet! Er spricht damit die Ansicht des ganzen denkenden — vor allem des jungen, denkenden — Rußlands aus. Er hebt weiter als letzte Ursache der Noth die Thatsache hervor, daß das russische Regierungssystem auf der Unterschätzung des höchsten Werthes des Lebens beruht: einer selbstbestimmenden Persönlichkeit, die in Freiheit den höchsten geistigen Inhalt erstreben kann. Autonomie, Selbstbestimmung ist — fährt er fort — die Seele aller Sittlichkeit, während unfreie Unterwerfung unter einen fremden Willen — Heteronomie — die Sittlichkeit als bewußte Function des geistigen Lebens erstickt.

Durch das russische System ist eine gedeihliche Selbstverwaltung für den russischen Charakter unmöglich geworden. Der Geist des Orients — der sich bald in der Passivität des Willens äußert, bald in religiöser Resignation, bald in verträumter Oblomowerei, bald in geradlinigem fanatischem Gehorsam gegen eine Person oder eine Idee — dieser Geist ist der tiefste Gegensatz zu dem des Abendlandes. Die Russen haben eine eingewurzelte Unlust gegen alle feste Ordnung, die uns fast ebenso unfaßbar ist wie die Fähigkeit der Russen, alles mit Ruhe zu nehmen. Alles, was das Leben beschleunigt, wird in Rußland wenig geschätzt. Telephone sind so in den Familien fast gar nicht und in der Geschäftswelt sehr wenig in Gebrauch. Die Iswoschniks können z. B. meistens die Straßennamen gar nicht lesen, sie werden nur im Stadtplan examiniert, bevor sie angestellt werden, und fahren deßhalb nicht selten aufs Gerathewohl, was macht es denn, ob man eine halbe Stunde früher oder später kommt?!

Und alles geht im selben Stil. Nirgends eine wirksame Ordnung, ein fester Boden unter den Füßen. Bei einer Klage weicht alles zurück; Niemand hat die Schuld! Die Unpersönlichkeit, das ist der große Götze, deß drückende Nähe man in Rußland überall empfindet und der bei jedem Versuche, ihn auf den Leib zu rücken, zurückweicht. Der eine schiebt den anderen vor; zuletzt ist der Zar derjenige, der die Verantwortung trägt — und so sind alle unverantwortlich!

Aber es giebt noch ein anderes — ein anziehendes — Resultat dieser Unlust und dieser Unfähigkeit des Russen, gesetzmäßige Rechtsverhältnisse und feste Grenzen für jedes Machtgebiet zu schaffen.

Dieses Resultat ist die befreite Seele des denkenden Russen. Eine Seele, für die die engen Gesichtspunkte, die hemmenden Vorurtheile gar nicht vorhanden sind,

Digitized by Google

mit denen man in constitutionell freien Ländern kühnen Ideen, von der Heerstraße abweichenden Handlungen begegnet. Auf dem Gebiete der philosophischen, religiösen, socialen, ethischen Fragen kann man bei gebildeten und freisinnigen Russen die weitesten Gesichtspunkte, die umstürzlerischesten Vorschläge finden — vor denen ein entsprechender Kreis gebildeter freisinniger Schweden zurückschaudern würde! Und diese freien Gedanken werden von den Russen außerdem noch in Handlungen umgesetzt. Sie sind es gewohnt, ihr Dasein auf's Spiel zu setzen, und sie fühlen Enthusiasmus für das Lebensabenteuer in dem Dienste der einen oder anderen Idee. Die Möglichkeit des Untergangs ist für sie eben so sehr eine Denkgewohnheit wie für uns die Selbstverständlichkeit der Sicherheit.

Ich habe schon ein Beispiel angeführt, die Arbeit an der socialen Umgestaltung, die nun dieselbe Opferwilligkeit in sich schließt, von der ehemals der Nihilismus lebte. Ich will ein anderes Beispiel erwähnen. In Beziehung auf die Ehe wird in gewissen Kreisen Rußlands — so wie in Belgien und in Frankreich — die freie Form immer mehr vor der gesetzlichen bevorzugt. „Wir discutieren diese Frage nicht mehr," sagte eine junge in dieser Weise verheirathete Russin, „für uns ist diese Form selbstverständlich die ethischere, und wenn wir uns zuweilen trauen lassen, so geschieht es nur aus Rücksicht für unsere Kinder. Aber die besten Ehen werden unter der denkenden russischen Jugend nun frei geschlossen."

Dieser Muth in der Verwirklichung ihrer Ideale ist nirgens größer als bei den Russen. Obgleich Sibirien das ganze Jahrhundert hindurch ein Grab für den durch hohe Intelligenz und reinen Willen hervorragendsten Theil der russischen Nation gewesen ist, tritt doch jede neue Generation der russischen Jugend mit derselben Opferwilligkeit auf den Plan. Aber hingegen macht sich die Schattenseite der russischen Eigenart geltend, wenn es auf ausdauernde Gefühle, planmäßiges, anhaltendes Handeln ankommt. Alle Arten von Nüancen zu verstehen; alle Ausnahmen anzuerkennen; selbst alle Möglichkeiten zu besitzen und sie bei anderen vorauszusetzen — das verleiht der russischen Denkweise ihre originellste, bezauberndste Eigenthümlichkeit, der russischen Gefühlsweise ihre plastische Biegsamkeit, ihren Reichthum an feinen Schattierungen, ihre unendlichen Perspektiven, ihr rasch vibrierendes Verständniß. Aber gerade diese reiche Intelligenz, diese geistige Beweglichkeit, diese Vorurtheilslosigkeit schließt auch oft — in Bezug auf Ideen, Lebensziele, Personen — Treue in unserem tiefen Sinn des Wortes aus. Der Kern, um den die Persönlichkeit sich krystallisiert, fehlt bei diesen nach allen Richtungen offenen und fließenden Temperamenten. Und gerade deßhalb wird ihr Seelenleben so weit umfassend, aber konturenlos, mit einer Unendlichkeit von Denkbarkeiten für das Denken, von Möglichkeiten für das Fühlen. Solche Menschen begnügen sich — wie Turgenjews Lebensbilder gezeigt haben — mit Gedanken und Reden und einzelnen Großthaten; aber der alltägliche Handlungstrieb ist gelähmt, und man wird unentschlossen — aus lauter Ueberfluß an Gesichtspunkten. In dieser Beziehung ist der Russe der vor allem „moderne Mensch"! Und bei den anderen Russen, den thatkräftigeren, wird wieder oft die Energie durch die unablässige Erfahrung aufgerieben: daß jeder Versuch zu handeln dem zähen Widerstand der Verhältnisse begegnet, über den kein Wille etwas vermag.

Das System bildet so den Volkscharakter, und dieser hält in unheilvoller Wechselwirkung das System aufrecht.

Digitized by Google

In Finnland hat man von der Thronbesteigung Alexanders des Zweiten bis jetzt im Schutze des Willens des Selbstherrschers die Handlungskraft und das Vermögen der Selbstthätigkeit gebrauchen können, das Natur und Geschichte im Nationalcharakter entwickelt haben. Aber für Rußland wird ein milder Zar ebenso gefährlich wie ein strenger, denn die Folgen der Unfreiheit — die Vernichtung des Verantwortlichkeitsgefühls und der Thatkraft — werden dort unter dem Einen wie dem Anderen gefördert. In Ermangelung von gesetzlicher Freiheit nimmt man sich in beiden Fällen all die Freiheiten, die einem erreichbar sind: mehr unter dem milden als unter dem strengen Herrscher! Aber nicht die Freiheiten, die man sich nimmt, erziehen für den Gebrauch der Freiheit, sondern Freiheit unter Verantwortlichkeit erzieht die Völker als Persönlichkeiten! Und wenn auch die Demoralisation der Unfreiheit nicht den einzelnen Russen ergriffen hat, hat er doch als Mitglied seines Volkes die Lähmung empfunden, die sich von Generation zu Generation fortpflanzt und gerade auf jene Gefühlssaiten paralysierend wirkt, die bei einem Finnen, einem Schweden, überhaupt einem Abendländer am Stärksten vibrieren. Der Russe — auch der beste — kann wie gesagt nicht das Pathos des Gesetzesgehorsams und der Gesetzessicherheit fassen, das sich bei den Finnen zur Vertheidigung ererbter oder gesetzmäßiger Rechte erhebt, mit dem Gedanken, schließlich vielleicht auch genöthigt zu sein, „sich Freiheiten zu nehmen", in einem Zustande der Rechtsunsicherheit, wo niedrige Vortheile in der Atmosphäre der reichen „Möglichkeit" erblühen, während der gesetzliche Rechtsschutz welk zu Boden sinkt; wo die Unberechenbarkeit, die Unredlichkeit, Bestechungen und Lügen in der Treibhausluft der Willkür und des Gewissenszwanges üppig emporschießen.

Aber ebenso gut könnte man versuchen, mit einem Strohhalm eine in fließendes Wasser gehaltene Wollkunkel abzuschneiden, als man mit Protesten die Herrschaft der Ungerechtigkeit in einem Lande brechen kann, wo alle gezwungen werden zu lügen, bis sie es schließlich nicht anders können; wo die Befehle des Alleinherrschers überall halbwirksam sind, wohin sein Auge nicht reicht; wo sogar die Saat auf dem Wege zu den Nothleidenden in den Fängen der Zwischenhändler zu Gold wird; wo selbst die männlichen Worte finnischer Unterthanen sich in Frechheiten verwandeln, wenn sie das Auge des Zaren erreichen — so wie nun zuletzt die Aeußerungen der finnischen Wortführer bei Eröffnung des Landtages, über die der Kaiser seine Meinung durch das einzige unter das Aktenstück geschriebene Wort: Grob! kundgegeben hat.

Dieses den Herrscher wie die Völker in gleichem Maße demoralisierende und erschlaffende orientalische Klima suchen die Russen — in Uebereinstimmung mit ihren mongolischen Traditionen und Peters des Großen sogenanntem Testament — über die Welt auszubreiten, sowohl die östliche wie die westliche, wo zuerst Finnland, dann Skandinavien, dann das ganze übrige Europa ihnen im Wege liegt!

Aber eben dieses Klima suchen Rußland beste Kräfte zu verändern.

Ich ging eines Tages in Petersburg mit einem jungen Studenten über eine der Nevabrücken. Wir sprachen über die Neugestaltungshoffnungen der Jugend, und ich rief aus:

„Aber es geht zu langsam, all das! Von diesem eurem Streben Rußland von innen umzugestalten, könnt Ihr euch doch nicht vor frühestens fünfzig Jahren irgend ein Resultat erwarten!"

Mit einem Lächeln, dessen bleiche Wehmut mich wie weißglühendes Eisen

Digitized by Google

brannte, antwortete er: „Fünfzig Jahre — selbst die Optimistischesten unter uns erwarten höchstens, daß in hundert irgend etwas geschehen sein wird!“

„Hundert Jahre! Und wie wird es inzwischen mit den Finnen, mit allem anderen, mit euch selbst gehen?“

„Wir — wir wissen ja, daß man untergehen muß, wenn die Sache vorwärts gehen soll!“

Ein Zwanzigjähriger, der mit hundert Jahren rechnet, mit dem Untergang!!

Diese resignierte Stimme, dieser schmerzliche Blick, dieses bleiche Lächeln waren die Tropfen, die den Becher zum Ueberfließen brachten. Als wir uns getrennt hatten und ich allein weiterging, in Gedanken an die ganze russische Jugendschaar, über deren Häuptern die Vernichtung schwebt, wenn sie auf dem „Verbrechen“ ertappt werden — mit Aufopferung ihrer Jugendfreuden, ihrer Ruhe, ihrer Studien, ihres Geldes — für die Aufklärung des Volkes zu arbeiten, für jene bessere Zukunft, deren erste Morgenröthe sie nicht vor hundert Jahren erwarten — da wuchs meine Empörung. Ich fragte den Engel auf der Säule vor dem Winterpalast, ob er nicht einsähe, wie erniedrigend es für sein ganzes Geschlecht war, daß er dort oben stand, den Schatten seiner Fittiche über all die Ungerechtigkeiten, all das Leiden ausbreitend, daß von diesem Punkte des russischen Reiches ausging.

Digitized by Google

Rundschau.

Darmstadt.

„Gott schütze Hessen!" rief F. P. im März-Heft an eben dieser Stelle. Der Himmel aber hat sein Gebet nur zum Teil erhört. Mit einem ungeheuren Kater bin ich von meiner Frühlingswallfahrt zu diesem lustigen „Dokument deutscher Kunst" heimgekehrt. Darum also haben wir gehofft und gekämpft, daß uns ein solcher Wechselbalg geboren ward? Ihr Götter, da ist Alexander Milanowitsch am Ende noch besser dran als wir.

Ich schlafe jetzt oft sehr unruhig. Ich wälze mich im Bett und frage mich ängstlich: Wirst du schon alt? Wirst du reaktionär? Wirst du philiströs? Fängst du bereits an, den Ganzmodernen gegenüber ebenso einseitig und verständnislos-ungerecht zu werden, wie die frühere Generation vor fünfzehn Jahren gegen unser Geschlecht war? Diese Wahnvorstellungen verlassen mich nicht mehr. Aber ich kann mir nicht helfen; und wenn Ihr alle, Ihr Kommenden, Zukunftsvollen, Bartlosen, Großblipsigen, mich für einen Idioten erklärt: Gegen Darmstadt erhebe ich lauten Protest.

Vor allem erhebe ich Protest gegen das falsche Priestertum, das sich dort breit macht. Gegen die pathetische Arroganz, mit der jede Pfefferdose unter schmerzlichem Lächeln angekündigt wird. Gegen die pomphafte Feierlichkeit, mit der harmlose, mäßige und minderwertige Kunstwerke zu bedeutungsvollen Leistungen aufgeblasen werden sollen. Zwar, die Rache ist mein, spricht der Herr. Und dem Frevel folgte die Strafe auf dem Fuß. Jeder, der nach Darmstadt kommt, wird sofort den lächerlichen Widerspruch empfinden, der in dieser Ausstellung der Künstlerkolonie aus jedem Fensterlein herausgrinst. Auf der Mathildenhöhe, diesem entzückenden Hügel, von wo der Blick über Buschwerk und Bäume zu den Giebeln und Türmen der kleinen Residenz und weiter zu den Bergen des Odenwalds schweift, wollen die sieben Berufenen, die sich gleich auch für Auserwählte halten, eine Art neue Gemeinschaft gründen, ein harmonisch-treues Miteinanderleben in Arbeit und in Festen, ein Bruderdasein in Kunst und Schönheit. Dicht bei einander stehen die Häuser, durch kleine Gärtlein kaum getrennt. Aber wenn der eine zum Fenster hinausguckt und drüben einer der „Brüder" auf den Balkon tritt, dann ballt er wütend die Faust in der Tasche und denkt sich allerhand — Angenehmes über ihn. In einem Gebäude, dem Ernst Ludwig-Hause, sind ihre Ateliers vereinigt; Wand an Wand werden sie arbeiten, auf einem schmalen Korridor werden sie sich täglich mindestens vier Mal begegnen. Doch wenn man mit einem der Auserwählten spricht, sieht er sich sorgfältig um, ob auch nicht ein „Bruder" hört, was er redet!

Zu den allgemeinen Widersprüchen passen die Stillosigkeiten im Einzelnen. Joseph Olbrich — pardon! Joseph M. Olbrich, ein recht gesunder, stämmiger junger Mann mit einem sehr kräftigen runden Schädel (und noch kräftiger entwickelten Ellenbogen) spielt den Anatol, den hypersensiblen Dekadenzler mit der etwas trotteligen süßen Schwermut von Jung-Wien, baut sich eine Halle, in der die Decke dem Auge verschwindet und „die matten Schalen der Beleuchtungskörper wie aus dem Unbegrenzten auftauchen," und ein Musikinstrument postiert er darin auf einem Balkon in halber Höhe, über der Eingangsthür, daß man den Spieler nur ja nicht sehen kann, daß nicht der Anblick der gemeinen, materiellen, hin- und herfahrenden Hände das zarte Seelchen des Hörers beleidige. Es ist aber nicht etwa eine Orgel oder ein Harmonium, nicht einmal ein Flügel, sondern ein ganz hausbackenes Pianino. Peter Behrens, ein blonder Hüne, gedenkt in einem violett gestrichenen Bett zu nächtigen, und richtet sich einen Musiksaal aus eitel Mosaik und Marmelstein ein, in dem Franz Stucks pompejanischer Stilismus noch durch einige orientalische Motive von mystisch-hieratischer Feierlichkeit gesteigert wird. Hans Christiansen, ein ernster, kleiner Mann der fleißigen Arbeit, dem man es ansieht, daß er wohl weiß, was Ringen und Kämpfen eines Künstlerlebens ist, baut sich eine Villa „In Rosen," wo die Blumen vom Gartenzaun die Wände hinauf über das rot-grüne Dach bis zum Schornstein klettern, bis die lachende Herrlichkeit zur Grimasse wird. Ludwig Habich, ein trefflicher Bildhauer, der schöne Figuren modelliert und hübsche Bronzen und Poterien macht, setzt sich vor sein Haus

Digitized by Google

eine breite vergoldete Thür, als sei hier der Eingang zu Dantes Parabiese, oder zu einem Kloster für präraffaelitische Jungfrauen.

Und dann im Innern: Dielen wie Museumsräume, Speisezimmer, in denen man nur Austern, Kaviar und Möveneier essen, Wohnräume, in denen man nur Stefan George lesen darf. Als Gegenstücke dazu hie und da Arbeitszimmer ohne Licht, Schlafstuben ohne Luft, Betten unter der Dachschräge, Treppen, auf denen man wohl schwindelig werden, aber niemandem ausweichen kann. Ihr Leute, ihr Leute, wie froh werdet ihr sein, wenn ihr euren anspruchsvollen Häusern mit ihrer falschen Fürstlichkeit einmal entfliehen oder wenn ihr sie — darauf würde man sich nämlich, wie man unter der Hand erfährt, einlassen — — verkaufen könnt. Ich sage Euch: es sind keine Heimstätten, sondern Ausstellungslokale. Darum wurden ja auch inmitten der Künstlerhäuser ein paar andere Villen zugelassen; das eine gehört einem Darmstädter Kunstfreund, das andere einem eingeborenen — Möbelhändler, und das dritte eben diesem. Zu welchem Zwecke mag es blos gebaut sein?

Olbrich ist der Oberpriester. Er hatte bei der Inscenirung des Ganzen den größten Einfluß, hatte die Mehrzahl der Hauptaufgaben für sich in Anspruch genommen. Er hat der Kolonie den Stempel aufgedrückt. Nicht weniger als acht Häuser, die in Zukunft stehen bleiben sollen, hat er in anderthalb Jahren aufgebaut, daneben den ganzen Plan der Siedelung sowie sämtliche für den Sommer bestimmte Ausstellungsbauten bis auf Portal, Zaun, Katalogpavillon und — „Reinlichkeitsanstalt" entworfen, seine eigene Villa vom Dach bis zum Keller eingerichtet und zahlreiche kunstgewerbliche Kleinarbeiten geschaffen — eine Thätigkeit, die auf alle Fälle überrascht, und die Respekt einflößen würde, wenn seine Begabung ausreichte, so vieles zu gleicher Zeit befriedigend durchzuführen. Aber seine Architektur ist teils oberflächlich, teils gesucht, immer skizzenhaft und ohne innere Festigkeit. Sie ist launisch, ohne daß eine tektonische und konstruktive Sicherheit das Recht zur Laune gäbe, spielerige Impression eines Malers, nicht eines Baumeisters. Olbrichs größtes Gebäude, das Ernst Ludwig-Haus, mit den schönen Riesenstatuen von Ludwig Habich zu beiden Seiten des Eingangs, die aber hier wirklich einmal wie die Faust aufs Auge passen, ist auf solche Weise eine Arbeit von bezwingender unfreiwilliger Komik geworden, eine Parodie auf alle modernen Bestrebungen. Sein „Spielhaus", d. h. das Ausstellungs-Theater, in dem ein besserer Parketsitz „Platz vor den Hortensien" heißt, ist die Frucht einer Kreuzung von Aermlichkeit des architektonischen Gefühls und überspannter Feinsinnigkeit, die der Katalog als eine unerhörte Neuschöpfung anpreist. „Die großen Dekorationen der Bühne," heißt es da, „werden hier ganz vermieden. Die Scenen spielen gleichsam vor einem konzentrierten Motiv, das als räumlicher Grund die Dichtung in Farbe und Form unterstützen soll . . . So werden aus einem Zimmer nur jene Gegenstände sichtbar, die eng mit der Dichtung verbunden sind . . . Der Zuschauer wird durch Nebensächlichkeiten der Dekoration nicht mehr zerstreut und genießt voll den Rhythmus der gesprochenen Dichtung, den Reiz der gesungenen oder gespielten Weisen" — habeat sibi! Mit solchen Grundsätzen wurde das „Spielhaus" eröffnet, freilich auch bald wieder geschlossen. Es gab einige dramatische Scenen von Wilhelm Holzamer, der sonst seine Begabung schon wiederholt bewährt hat. Schaudervolle, höchst schaudervolle Erinnerung! Und auch hier der Widerspruch, der zum Lachen reizte. „Siehst Du," sagte ein Jüngling ungefähr in einer seufzenden Maeterlinckiade, „wie das Mondlicht um meine Hände spielt . . Jetzt ist es an der Wurzel des Mittelfingers, und jetzt, jetzt . . . ist es über ihn hingehuscht . . ." Kriez, kriez, kriez, ging der feinsinnige Vorhang so quietschend zu, daß es die Leute vor den Hortensien in der Nase kitzelte.

Ich weiß schon, was ihr sagen wollt. Natürlich giebt es auch Gutes und Solides in dem Dokument deutscher Kunst. An erster Stelle Patriz Huber's ausgezeichnete Holzarbeiten, seine Dielen und Speisezimmer, seine Täfelungen, Einbauten und Möbelstücke. Dann Peter Behrens' Architektur — er ist der einzige, der sich sein Haus ohne Hilfe von Olbrich gebaut hat —, und einige Stücke seiner Innendekoration: ein Damenzimmer mit reizenden leisen Biedermaieranklängen, eine schummerige Bibliotheksecke neben dem atelierartigen Arbeitszimmer, eine Eßstube aus appetitlichen weiß lackierten Sachen, ein Schlafzimmer für seine Frau und Tochter von stupender Geschicklichkeit der Raumausnutzung. Ferner Habich's geschmackvolle Zimmer, Rudolf Bosselt's Plaketten und Medaillen, Christiansens bunte Fenster, Paul Bürcks dekorative Zeichnungen. Schließlich auch im Olbrich-Hause einige gut gelungene Einzelheiten, so der dunkelgrün gebeizte Kamin-Einbau seiner Halle, das Speisezimmer aus glänzend poliertem Kirschenholz mit dem träumerisch plätschernden Wandbrunnen und den derben Zinnbeschlägen an den Schränken, das kleine Studio mit dem dunkelgrauen Ahornholz und den mit Moirée von gleicher Farbe bespannten Wänden, dazu ein paar praktische Fremdenzimmer — „Das grüne Gastzimmer; ein Raum, der einem frischen Morgen gleicht," „Das rubinrote Zimmer „Raum gegen Sonnenuntergang." Tausend

Digitized by Google

hübsche Kleinigkeiten finden sich. Aber das alles ist nichts Belangvolles, geschweige denn Welterschütterndes, es bringt uns nichts Neues, bringt keinen Anfang einer Weiterentwicklung des kunstgewerblichen status quo, kann sich im Gegenteil nur so eben gegen das, was heute überall in deutschen Landen auf diesem Felde geleistet wird, halten und wird zudem schier erdrückt von dem Verstiegenen, Unsinnigen, Stillosen, das sich breitspurig in den Vordergrund drängt.

Darmstadt ist ein Opfer der grassierenden Ausstellungskrankheit. Warum konnten diese sieben Künstler nicht ruhig und bedachtvoll arbeiten? Sie hatten es doch so schön! Aber da fangen sie an, wie übermütig-tolle Knaben ohne Aufsicht in atemloser Hetzjagd vorwärts zu rasen. Kein Wunder, wenn sie dabei stürzen und sich überschlagen. Kunstgewerbliche Ideale lassen sich eben nicht im Sturme erobern, sie wollen lange und treu umworben sein. Und zugleich schraubten und zwangen sie ihr eignes Leben auf eine Höhe hinauf, die die Alltäglichkeit nicht verträgt. Das Ganze ward ein schwanker Bau auf hohlem Fundament und thönernen Füßen.

Der edle junge Großherzog hat es so gut gemeint! Und man darf von seiner verständnisvollen Liebe zu der Sache der modernen Kunst erhoffen, daß die Enttäuschung ihm nicht alle Lust an seinem schönen, wahrhaft fürstlichen Mäcenatenwerk raube. Er wird sich seine Siebenschaar vornehmen und ihnen sagen: Macht nicht solchen Lärm, meine Freunde, sondern geht still und bescheiden an die Arbeit.

Wir aber wollen uns nicht selbst betrügen und ehrlich die Hand in die Wunde legen. Es ist nichts zu vertuschen. Kein Verständiger wird die neue Bewegung unseres Kunstgewerbes wegen einiger Seitensprünge in Bausch und Bogen verwerfen. Doch wenn wir vorwärts kommen wollen, müssen wir uns immer wieder sagen, daß dem lebenden Geschlecht nur das entsagungsvolle Glück einer aufopfernden, unermüdlichen Vorbereitungsthätigkeit beschieden sein kann. Es ist nicht möglich, die deutsche Kultur, deren Fehlen uns schmerzt, „bis zum nächsten Donnerstag", wie Bismarck sagte, aus dem Boden zu stampfen.

M. O.

Zwischen den Schlachten.

(Aus Marbots Memoiren.)

Die glänzende Napoleonzeit voll des Rausches der Helden der Siege und des Abenteuers, die in der romantischen Sehnsuchtsdichtung der Barbey und der Stendhal ein fanatisch gesteigertes Abbild fand, kann man nun echt in einem sehr reinen Wirklichkeitsspiegel vorübergleiten sehn, in den Memoiren des Generals Marcellin de Marbot (Stuttgart, Robert Lutz).

Und gerade an dieser Stelle, wo schon so oft von den dichterischen Auffassungen dieser Zeit die Rede war, von den leidenschaftlichen Träumen seiner heimlichen Vorstellungskünstler, die in der Enge und der Banalität einer bourgoisen Epoche sich zum Tombeau de l'empereur flüchteten, zu zerschossenen Fahnen, flatternden Adlern, Legenden und Heldenimaginationen, reizt es jetzt eine Gestalt der Geschichte sprechen zu zu lassen.

Diese drei Bände sind nun freilich nicht durchaus „Bücher le Grand," sie sind viel einfacher als die berauschenden dichterischen Opiate des Napoleonismus. Dieser General Marbot giebt sich, die Ereignisse, gloire und débacle mit einer ruhigen Betrachtung voll großen männlichen Anstandes; wie er auch selbst es ankündigt: „neben Thatsachen von großer politischer Bedeutung werde ich Veranlassung haben, heitere und abenteuerliche Vorfälle zu erzählen und alles so schlicht vortragen, wie es sich für eine der eigenen Familie gewidmete Erzählung ziemt."

In diesen Zeilen ist nie Pose —; strenge objektive Kritik auch gegen die eigene Lage, ja gegen den Kaiser selbst rührt sich am rechten Platz; ein bewunderungswürdiger Takt trifft den richtigen Ton bei der Schilderung der eigenen Aristien, der gleichweit entfernt von Ruhmredigkeit ist wie von einer kokettirenden für den Soldaten unpassenden Bescheidenheit. Ein wahrhafter Edelmann von einer ganz selbstverständlichen Noblesse des Denkens und des Handelns spricht hier zu uns, von stets bereiter Ritterlichkeit und Liebenswürdigkeit; unverhärtet durch ein Leben zwischen den Schlachten und doch auch wiederum von eiserner, sich und die andern nicht schonender Entschlossenheit; so im Ungewöhnlichen vom Tag zum Tage lebend in stetem Umgang mit dem Tode, daß ihm das Ungewöhnliche zu Natur und Beruf wird. Dadurch wirken diese Aufzeichnungen äußerlich viel gemessener und weniger schimmernd als die dichterischen Spiegelungen jener übermenschlichen Epoche.

Marbot, der von sich selbst spricht, konnte nicht sein eigener Barbey werden, das würde unbarbeysch gewesen sein; gerade in der Gelassenheit und Ueberlegenheit jeglicher Situation gegenüber liegt das, was ihn der dichterischen Herolde des Kaiserreichs wert machen konnte. Diese Memoiren wären für sie ein Stoff gewesen mit ihren Thaten, ihren Gestalten, dem Riesenhorizont der Weltbühne und dem Hauptakteur, der in allen Kriegen Napoleons gekämpft, auf allen Schlachtfeldern Europas sich getummelt und an seinem Leibe alle Waffen dieser Zeit erprobt, Lanzen, Säbel, Flinten bis zum Baschkirenpfeil.

Digitized by Google

Wir treiben hier nicht Kriegswissenschaft (von der übrigens unter dem nicht nur tapferen sondern stets weisen Kommando dieses Schlachtvirtuosen auch ein Laie einen Eindruck erhält) und nicht Geschichte, uns interessirt rein künstlerisch die Persönlichkeit, wie sie sich giebt und wie sie der bunten fabulösen Handlung ihres Lebens gegenüber steht, wir wollen diese Blätter lesen, wie sie Barbey oder Stendhal gelesen hätte.

Und ein pikanter Anfang ists, daß am Beginn dieser düsterlohenden rauchgeschwärzten Bilder ein Idyll steht: — der emblematische Geschmack würde es la jeunesse d'Achille genannt haben, — der künftige Reitergeneral als Knabe im Mädchenpensionat. Sein Vater liegt im Feld in den Pyrenäen und in Spanien. Die Mutter muß vor den Bauernaufständen aus dem alten Stammsitz flüchten, das Kind ist krank und kann nicht mit und wird in schnellem Entschluß unter den jeunes filles untergebracht. In der Unruhe der Zeit voll Blut-Schrecken und Bürgerkriegen auf allen Wegen wird das Reisen zur Unmöglichkeit und der junge Marcellin bleibt in dem zunächst nur provisorisch gewählten Aufenthalt vier Jahre. Und wir sehen ihn nun wirklich im Flügelkleide in der Mädchenschule sehr verhätschelt, aber doch überschattet von den furchtbaren Ereignissen außerhalb der Mauern: als die Kunde von dem Tode Ludwig XVI. auf dem Schaffot kommt, da kniet das ganze Pensionat nieder, um Gebete für die Seele des Königs zu sprechen.

Und nicht sehr viel später ist der sanfte Zögling der guten Schwestern, der Spielgefährte der zärtlichen Mädchen ein Berchenyhusar und sein Mentor ein wilder Haudegen mit schiefem Tschako auf dem Ohr, rasselndem Säbel, einer ungeheuren Narbe quer durch das brandrote Gesicht (wie Barbeys Kommandant Selune aus dem Atheistendiner), den halbfußlangen Schnurrbart zu den Ohren emporgewichst, zwei dicken Haarflechten unter dem Tschako hervor von den Schläfen bis auf die Brust herabhängend. Um den milchgesichtigen Novizen einigermaßen husarenwürdig auszustaffiren, wird ihm vom Perrückenmacher Zopf und Haarflechten angehängt und als Schnurrbart malt ihm der Mentor mit schwarzem Wachs zwei riesige Haken auf die Oberlippe, die ihm bis zu den Augen reichen.

So folgt auf die Idylle die Burleske. In der balletmäßigen Husarenrodomontade fangen aber bald an die Säbel recht ernsthaft zu klirren und die Kugeln zu pfeifen und diese Klänge, einmal begonnen, werden jetzt für eine lange lange Zeitspanne die Leitmotive des Lebens Marbots.

Er ficht in Spanien, er sieht die Sonne von Austerlitz leuchten und den Trümmerbrand von Moskau, den Todeszug über die Beresina erlebt er und das Ende der Heroica bei Waterloo. Und er erlebt das alles in stärkster Konzentration, da er immer unter dem Feuer steht, in der ersten Angriffskolonne, auf einer verwegenen Streife, auf tollkühnen Adjutantenritten, deren jeder eine jauchzende Ballade ist.

Von latenter dichterischer Kraft sind einige Blätter, die hiervon erzählen. Kein stilistisch ausgeschmückter Bericht in gehobener Sprache wird gegeben, Marbot bleibt seiner schlichten Chronistenart getreu. Aber — und das ist von ganz großer Wirkung — zwischen den Worten vibriren alle Schauer großen Erlebens, leidenschaftlichen Ehrgefühls. Man ahnt etwas von dem Schicksalshauch der Schlacht, der wunderbarsten Steigerung aller Kräfte und Empfindungen, des fascinirenden Wettens um Tod und Leben, da alles in einem Moment überwältigend groß, triumphatorisch wächst: Fanfaren brausen durch das Blut, vor den flimmernden Augen Lorbeerkränze und goldene Adler, ein Sturmgalopp, der alle Sinne ins Fieber bringt.

Und wir fühlen, wie es auch diesen Soldaten, der kein Romantiker ist und dem jede lyrische Auffassung fern liegt, überläuft, wenn die Erinnerungen kommen an die Magie jener Momente, da der Kaiser mit seinen Blicken Helden und Todesritter erweckte. Nach einer rasenden Kürassierattake gegen die Russen, in der acht feindliche Bataillone zusammengehauen werden, umarmt Napolen den Kürassiergeneral angesichts der ganzen Division, worauf der ausrief: „Wenn ich mich einer solchen Ehre würdig erzeigen soll, so muß ich für Eure Majestät mein Leben lassen." Er hält Wort; am Tage darauf in der Schlacht bei Eylau findet er seinen Tod.

Und Marbot, der sonst Reflexionen und Sentiments zurückhält, kann hier eine Bewegung nicht unterdrücken. Er sagt sinnend, wie mit halber Stimme: „Diese Zeit und diese Männer." Um so sachlicher fährt er dann aber sogleich in der Schilderung des Gefechts fort.

„Diese Zeit und diese Männer" . . . das könnte als Motto fast über jedem Kapitel stehen. Vor allem über Marbots eigener Aristie bei Eylau, dem Adjutantenritt mitten durch die feindlichen Kosacken um dem aufgeriebenen vierzehnten Regiment, das dem Befehl des Kaisers treu ohne zu weichen stand hält, die Erlaubnis zum Rückzug zu bringen. Ein Rennreiten auf Tod und Leben, ein Durchgleiten mitten durch die drei Glieder des Bataillons wie „eine Natter durch die Hecke" und dann der Empfang bei den letzten des verlorenen Regiments, das nun den Rückzug nicht mehr antreten kann und auf dem Posten mit dem Ruf Vive l'empereur stirbt, nachdem der Kommandeur Marbot den Adler anvertraut hat. Und wieder dämpft Marbot die Erregung, in die ihn die Gedanken an jenen Tag

Digitized by Google

brachten, ab: „unter dem Kaiserreich sah man einen derartigen Todesmut als etwas so natürliches an, daß ich das Ehrenkreuz nicht erhielt und es mir auch nicht einfiel darum einzukommen."

Die tiefe Wirkung solcher Momente in Marbots Schilderung, vor allem auch aller der Situationen, in denen die Zaubergewalt Napoleons über seine Krieger wirksam ist, kommt daher, daß sie so absolut glaubhaft und redlich gegeben wird. Das Renommistische liegt diesem Soldaten fern und vom Rausch läßt er sich nur überwältigen, wenn er echt ist und die Sache groß. Seine Begeisterung ist wertvoll, weil sie nicht leicht und wohlfeil sich einstellt und weil sein Urteil trotz seines Temperaments ein bewunderungswürdig besonnenes und wägendes ist. Nicht pro domo und pro imperio schreibt dieser alte Fechter, der am Abend seines Lebens für sein Geschlecht die Thaten einer großen Zeit aufzeichnet; er beleuchtet die Dinge allseitig und spart nicht mit der schärfsten Kritik. Er weist auf alle strategischen Fehler hin und er beschönigt nie bedenkliche Motive und Charakterfehler auf französischer Seite. Und diese Anklagen machen auch vor dem Kaiser nicht Halt, dessen spanische Politik („sich als Vermittler zwischen Vater und Sohn aufzudrängen, sie dann in eine Falle zu locken und beide auszuplündern") er einmal als „schmachvoll, unwürdig und verächtlich" hinstellt.

Wenn ein solcher besonnener Mann bewundert, dann muß es des Bewunderns wert sein.

Und ebenso vertieft sich unser Eindruck von seiner Tapferkeit, die nie prahlerische Tollkühnheit, Wagen um jeden Preis ist, sondern immer ein freilich vor nichts zurückschreckendes Aufsichnehmen jeder Mission, die einer großen Aufgabe dient. Seine Tapferkeit ist nicht blind, eine Frucht der Leidenschaft, der Erhitzung, sondern sie ist Tapferkeit des Herzens und des Kopfes zugleich, eine stets parate Eigenschaft der Gesammtpersönlichkeit. Und ganz nach seinem Sinn ist der Ausspruch des Marschall Lannes: „Vergessen Sie nicht, meine Herren, daß im Kriege Prahlereien niemals am Platze sind, und daß der wahre Mut darin besteht, daß man den Gefahren unerschrocken entgegengeht, denen man ausgesetzt ist, und nicht indem man den Helden spielt, ohne von seiner Pflicht dazu berufen zu sein."

Durch diese Blätter zieht natürlich eine buntscheckige Fülle origineller Gestalten, Haudegen, Abenteurer, Desperados, schrulliger Originale, ein Szenarium unerschöpflicher Variation, grotesk, frivol, cynisch, tragisch, romantisch, bald à la Cyrano, Mme. Sans-gêne und trois Mousquétaires, bald wie Heinesche Le Grand-Klänge und wieder wie Barbeysche und Stendhalsche Heroenverehrung.

Eine Centaurengroteske ist der wilde Glückssoldat Macard, den der Wirbelsturm der Revolution fast in einem Zuge vom Stabstrompeter zum General emporgetragen hatte. Dieser merkwürdige Mensch, eine wahre Riesengestalt voll wilder Kühnheit, warf beim Angriff vor seinen Truppen mit dem Ruf: „Nun will ich mich zum Tier umkleiden" Rock, Weste und Hemd ab, und behielt nur Federhut, Lederhosen und hohe Stiefel. Nackt bis zum Gürtel, zottig bewachsen wie mit einem Bärenfell, stürzte er sich mit seinem Regiment unter gräßlichem Fluchen den feindlichen Reitern entgegen, die vor der ungeheuerlichen halbnackten Riesengestalt im wolligen Vließ entsetzt wichen, da sie nicht recht wußten, ob sie ein menschliches Wesen vor sich hatten, oder eine fremdartige Bestie.

Eine glänzende Persönlichkeit ist der Marschall Masséna „enfant chéri de la victoire", der sich in seinen besten Zeiten nur vom Instinkt leiten ließ und von dem Napoleon außer dieser Apostrophirung noch sagte: „Massena kam aufs Schlachtfeld, ohne zu wissen, was er thun würde, er handelte nur, wie es der Augenblick ihm eingab."

In das Kriegsspiel dieses Glücksgünstlings spielt die Operette hinein. Dieser Schlachtenlenker reiste in den Krieg nie ohne Madame, und es ist pikant, daß der im Gefecht nie um einen Ausweg Verlegene, oft genug nach der Schlacht in umso größere Verlegenheiten durch diesen weiblichen Train geriet.

Und einmal sagte er selbst seufzend: „Welch ein Thor bin ich gewesen, eine Dame mit in den Krieg zu nehmen."

Die „meilenweite Distanz und die unerschütterliche Ruhe," die die dichterischen Schwärmer mit solcher Liebe an ihren Helden schildern, zeigt uns Marbot an der seltsamen Persönlichkeit Saint-Cyrs. Unmöglich konnte man einen Menschen von stoischerer Ruhe sehen. Er stand jedem Ereignis wie ein Eiszapfen gegenüber. Er steht bei Polozk als General unter dem Befehl des Marschalls Oudinot, der sich in seiner Position nicht sicher fühlt. In dem Hin und Her der Entschlüsse hält Saint-Cyr auf seinem Pferde in der unmittelbaren Umgebung des Marschalls und sieht seiner Strategie mit unbeweglich kalter Ruhe und eisigem Schweigen zu. Er bricht es nur, um Oudinot auf die Frage nach seiner Meinung, unter einer sehr ehrerbietigen Verbeugung zu antworten: „Monsieur le maréchal", womit er nach Marbots Interpretation wohl sagen wollte: „Da man Dich zum Marschall gemacht hat, mußt Du doch alles besser verstehen, als so ein simpler General wie ich; sieh selbst zu, wie Du Dich aus dieser Affäre ziehst." Als aber Oudinot verwundet wird und den Oberbefehl nun an Saint-Cyr abgiebt, er-

Digitized by Google

wacht der aus seiner broncenen Starre; scharf, klug und energisch erfaßt er die Situation, die Truppen fühlen sich auf einem Mal in fester Hand, sie werden ein Organismus von stählernem Gefüge und der Tag endet siegreich. Saint-Cyr aber zieht sich, als der letzte Schuß verhallt ist, in sein Quartier, ein Jesuitenkloster zurück, schließt sich dort ein und spielt Violine. Das war seine Passion, der er sich, wenn er nur irgend konnte, hingab, der er sogar seine Nachtruhe opferte.

Der Sieg bringt ihm den Marschallstab.

Die Dichter hätten dieser Gestalt sicher zu ihrer kalten Entschlossenheit, ihrem sicheren Erfolgsglück noch freigebig eine Nuance des so geliebten Dandysme gegeben. Aber die Wirklichkeit verfuhr puritanischer, Saint-Cyr war in seinem Aeußerlichen nichts weniger als ein Dandy. Er hatte mehr das Aussehen eines Schulmeisters als eines Militärs, auch trug er weder Uniform noch Epauletten, sondern nur einen einfachen blauen Ueberrock, dabei war er der mäßigste Mensch, seine Vorliebe für die Zurückgezogenheit wuchs immer mehr und die Soldaten nannten ihn die „Eule".

Die Dandys waren wo anders zu treffen, i m Stabe Murats, dem glänzendsten der Armee, in dem neben allen Kavaliertugenden das Jeuen blühte. Ein Jeuer war Marbot nicht, aber das gute Anziehen machte er mit Vergnügen mit und sobald er die Ordre seiner Versetzung hat, equipirt er sich bis auf den Sattelknopf neu und kauft drei neue Pferde für die Kriegssaison im elegantesten Korps der Armee. Und echt in jenem Dandysinne ist es, daß er, als er verwundet wird, vor allem daran denkt, wie er die Bandagen so tragen kann, daß der Galaeindruck nicht leidet und er sich in der Nähe des Kaisers mit Anstand ohne krüppelhaft zu wirken, sehen lassen darf. Die Wunde ist an der Stirn, der Kopf ist in weiße Tücher gehüllt und kann weder Hut noch Pelzmütze tragen. Das bekümmert ihn sehr. Plötzlich aber sieht er einen Mameluken der Garde, der um seinen roten Fez einen Turban gewunden trägt. Das gefällt ihm und das adoptirt er. Er läßt um ein goldgesticktes rotes Käppchen ein seidnes Tuch legen und festnähen und setzt diesen koketten Sultanschmuck über den Wickelverband.

So fehlen heiterer Weise auch diesem Leben zwischen den Schlachten die Operettenintermezzi nicht ganz. Eine besonders glückliche gallische Pointe ists, wie der Rittmeister Marbot nach der Schlacht bei Jena als Bote Napoleons an die Kaiserin, in seinem Soldatenwagen einige hübsche Posten Kleider und für die Einfuhr in Frankreich verbotene Stoffe für Mme. Josephine, ohne daß der oberste Kriegsherr von diesem Frauendienst etwas ahnt, pascht und den Zollwächtern dabei einen kecken Streich spielt.

Und voll Kontrastreiz in diesen blutgetränkten Blättern sind auch die Bilder aus den karg zugemessenen und dafür desto lebensdurstiger genossenen Friedenstagen, vor allen von den Kostümbällen zu Paris, deren Kapitel der Schlachtenschilderer taziteisch konstatierend anhebt: „Da die Franzosen die Gewohnheit haben, Kriege durch rauschende Vergnügungen einzuleiten, war Paris nie glänzender und heiterer, als in diesem Winter."

Das sind die Feste, von denen die Phantasie der zu spät geborenen dann träumte, die sie schwelgerisch noch ausspann, indem sie freigebig die Männer zu heroischen Kavalieren, die Frauen zu Aspasien und Phrynen steigerte.

Der, der sie erlebte, verstand aber das Schlachtenschlagen besser als den Flirt auf dem Parquet. Oder ist er nur so zurückhaltend, weil er in usum familiae schrieb? Und man denkt an Conrad Ferdinand Meyers Dämmerstunde zwischen dem narbigen Ohm und dem flaumbärtigen Neffen:

„Ohm, wie war es denn mit der Camargo?"
Der Benarbte lächelt. „Wissen willst Du
Das mit der Camargo?" Eine Kerze
Haucht er aus und auch die andre Kerze.
„Du erlaubst? Nur daß ich nicht erröte
Also . . ." Durch das Dunkel glühen die Kohlen.
Und der Jüngling streicht ein Holz, die eine
Kerze flammt er an und dann die andre:
„Ohm, wie wars denn mit dem Sturm auf Düppel?"

F. P.

Der neue Brockhaus.

Mein sehr verehrter Leser, es giebt Ausnahmen von der Drohnotiz, die am Ende unserer Hefte prangt, daß für unverlangte Rezensionsexemplare keine Garantie übernommen wird. Es giebt Dinge, für die ich mit Vergnügen eine Garantie übernehme, vielleicht nur deswegen, weil ich sie in meinem tiefsten Inneren doch „verlange". Mit einem anderen Auge sehe ich auf die schockweise einlaufenden Dichterstümpereien, die keines Menschen Lächeln verdienen, als auf die schöne Einladung des Lloyd, die gerade vor einem Jahre kam, über Cherbourg nach Paris zu fahren, woraufhin ich mit großem Pflichteifer eine Betrachtung über die Nützlichkeit moderner Schiffe schrieb, im Stillen verlangend, der Lloyd möge, vielleicht nach Genua oder nach New-York, bald wieder einmal unserer gedenken. Ich denke mir eine Seereise nach New-York so erfrischend, für die Redaktion einer Neuen Deutschen Rundschau, daß ich es nicht als Reklame für den Lloyd auffassen kann. Es giebt Pinscher, die Reklame brauchen — aber ein Löwe bleibt ein Löwe, ohne daß

Digitized by Google

ich ihm das Etikett um den Hals hänge. Die liebenswürdige Zusendung der neuen Brockhausauflage hat uns ganz in demselben Sinne wohlgethan. Bei mir oben im Regal steht ein alter von 1879, wo Wagner noch als böser Egoist bezeichnet ist und Kiautschau noch den Chinesen gehört. Ich freue mich kindisch, ihn mit der Zeit durch den neuen ersetzen zu können. Der neue hat einen schönen und wirksamen Rücken und 17 schöne Rücken machen schon etwas aus in dem Bücherschrank eines jener Heuchler, die fortwährend über die Notwendigkeit der zeitgemäßen Buchausstattung schreiben und dabei dutzendweise ungebundene Exemplare, deren Herkunft keinem Uneingeweihten zweifelhaft ist, in die ersten Reihen ihrer Regale stellen.

Ich leugne es keinen Augenblick, daß ich das Konversationslexikon brauche. Wir sogenannten Gebildeten kennen wohl einige Dinge, die wir auf unseren Reisen bei Mensch und Stadt gesehen haben, aber wir besitzen zahllose blinde Flecke in unserm Arbeitsorgan, die der Eine mehr, der Andere weniger eingesteht. Ich habe nach keinem Buch so oft und zu so verschiedenen Gelegenheiten gegriffen wie nach diesem. Wenn meine Frau eine Augenkrankheit hatte, habe ich mich belehrt, wie dieses Instrument konstruirt ist und wo die Krankheit sitzt, dann war ich beruhigt. Wenn meine Mitarbeiter merkwürdige exotische Völkerstämme citirten, habe ich sie mittels Brockhaus kontoliert und dabei ein bischen Geographie gereist, wie ich es sehr liebe, und ich war beruhigt. Wenn ich die verschiedenen Heinrichs und Ferdinands, die auf Thronen sitzen mußten, nicht mehr unterscheiden konnte, ließ ich sie hier Revüe passiren, und ich war über ganze Dynastien vollkommen beruhigt. Ich habe sogar unanständige Dinge nachgesehen, und war . . . . beruhigt. Man weiß so vieles nicht, Botanik und Politik ist man so schwach, Statistik ist so schön, Artikel daraus zu machen, zum Beispiel Geschichte der Ausstellungsbauten, Jahreszahlen kann man sich, wenn man auf gewisse geistige Vorzüge Anspruch erhebt, überhaupt niemals merken — da steht die große Encyclopädie, die alles weiß, die alles Kluge von allen Menschen in wenige Bände zusammenpreßt, die es kaltlächelnd nach dem tückischen Alphabet ordnet, A bis Athelm, Athen bis Bisenz (glücklich wer einen Schlußnamen hat, der wird durch den Rücken fürchterlich berühmt), 17500 Seiten sind hier unsere Stütze durchs Leben, 1000 Tafeln, davon 140 bunte, mit 10000 Abbildungen, dazu 300 Karten und Pläne, — ich leugne es nicht, es ist ein Museum des Wissens von tadelloser Organisation.

Wenn ich es so durchblättere, finde ich es garnicht so lexiconmäßig langweilig. Ich weiß nicht, ob auch andere Menschen ihre Stunden haben, wo sie sich aus den anstrengenden Büchern hinsehnen zu jenen Nachschlagewerken, die uns so angenehm unterhalten, ohne Schmöker zu sein, und so nützlich belehren, ohne die Stunde zu weit auszudehnen. Wie ich im Bädeker, oder im kleinen Meyerschen Sprachführer lese, so lese ich größeren Stils im Brockhaus. Die Willkür des Alphabets ist der Reiz der Abwechslung. Wie amüsant, wie sich aus dem A, dem ersten Buchstaben des Alphabets, der sich vielleicht bis zur hieratischen Schrift der Aegypter zurückverfolgen läßt, über Aea, a. a., Aach, allmählich Aachen entwickelt, dessen Regierungsbezirk in 11 Kreise zerfällt mit genau 4444 Israeliten. Wie behaglich, die sämtlichen Species der Affen, den Brüllaffen, Nachtaffen, Capuziner und Satansaffen auf einer Tafel vergleichen zu können, und eine Seite weiter über die Affenmenschen zu lesen, die in ihrer Organisation bestimmte für die Affen typische Unvollkommenheiten besitzen. Wie elegant reist sich auf diesen niedlichen und vollkommenen Karten durch die Welt und wie schön ist es, Pläne von Antwerpen und Athen so neu stets bei sich zu haben; ich bin glücklich endlich den Plan von Berlin mit Vororten neuesten Standes zu besitzen, den ich mir einzeln zu kaufen niemals gewagt habe. Ich kann euch nicht genug ans Herz legen: lest das Konversationslexikon eine Stunde lang hintereinander. Es ist fabelhaft, welche Anregung das giebt. Die Statistik der Analphabeten, das Wesen der Analyse, die Gattungen der Ananas, einige russische Orte, die mit Vorliebe auf Ana anfangen, und die ganze Geschichte des Anarchismus habt ihr in bunter Reihe, eine Kauserie des Geistes, wie sie die beste Monatsschrift nicht bietet. Lest das Lexikon hintereinander, es ist eine neue Sensation, an die selbst die Encyclopädiker nicht dachten, die den ersten Band des ersten Brockhaus schon 1796 erscheinen ließen. Wissen und Humor, Hochgefühl und Bescheidenheit, alles erblüht euch. Auf die Entzifferung der Bauchspeicheldrüse und den Bergbau nehmt den herrlichen Artikel Berlin mit allen Anhängseln: dem Berliner Börsencourier (wo übrigens mein Vorgänger im Opernreferate merkwürdigerweise noch am Leben ist), dem Berliner Blau, dem Berliner Weißbier, dem Berliner Zimmer, der Berlin-Stettiner Eisenbahn und nicht zu vergessen jener ehrenwerten Marionette der Residenz, Berlinchen, der Stadt im Kreise Soldin, die 5736 meist evangelische Einwohner hat, ein Postamt zweiter Klasse, Getreide, Spiritus, bedeutenden Holzhandel, jährlich fünf Pferdemärkte und ansehnlichen Krebsversand.

Dagegen fehlt Besnard. Warum? Ich will nicht streiten, ob Bauchkrebse oder Besnard wichtiger ist, mindestens so wichtig wie die Bauchkrebse ist der große französische

Digitized by Google

Maler entschieden. Man kann sagen: Bauchkrebse ist eine abgeschlossene Kultur, Besnard steht noch mitten im Schaffen. Ich will mich fügen, aber dann verlange ich Gerechtigkeit. Bei Barbey d'Aurevilly genügt mir fürs Jahr 1901 nicht „Journalist und Romanschreiber, originelle Ausdrucksweise, rückhaltslos, paradox", und Barbey ist doch abgeschlossene Kultur. Doch es ist vielleicht gefährlich, auf litterarischem Gebiet allzu tief zu sondiren. Der Brockhaus hat sich naturwissenschaftlich, staatswissenschaftlich und historisch entwickelt, die Kunst ist erst in der letzten Zeit etwas gleichberechtigter angesehen worden und es wird noch einige Jahre dauern, bis die Balance hergestellt ist. Ich glaube, es ist schon öfters darauf hingewiesen worden. Wie sehr man immerhin uns in liebenswürdigster Weise entgegenkommt, zeigen kleine Stichproben. Man denke, Avenarius ist drin, Bahr ist drin, Bierbaum ist drin, doch überall mit der Notiz: vgl. Band 17. So freuen wir uns indessen auf Band 17, wo die Orgien der modernen Kunst offenbar in der Chambre séparée gefeiert werden sollen. Lassen wir uns keine grauen Haare wachsen, wälzt das Lexikon ohn' Unterlaß vor allem, wenn ihr gute Bibliographie braucht, wälzt es zum Lernen, Prüfen und zur Vervollkommnung Eures höheren Menschen, nur laßt Euch nicht einfallen, einmal im Ueberschwang des Bildungsdurstes Euch selbst zu suchen — sonst gehts Euch wie mir, der ich unter „Bie" verzeichnet stehe als „berühmte Kaltwasserheilanstalt in dem schwedischen Län Södermanland."

Habe ich das Buch empfohlen? In den Zeitungen findet man, daß es ein unentbehrliches Hausbuch ist, oder ein hochinteressantes Prachtwerk, ein Triumph des Buchhandels und daß das deutsche Volk auf dieses Werk stolz sein kann. Ich kann nur sagen, daß ich, der ich wenig Bücher brauche, dies Buch nicht entbehren kann.

Das Museum.

Von meiner ersten südlichen Reise brachte ich hunderte von Photographien nach Hause, deren Aufziehen noch mehr kostete als sie selbst. In der einen Stadt ging ich bis zu 6 Fr. das Dutzend, oft nur bis zu 4 und so kam eine Sammlung heraus, die sehr ungleich und sehr hastig war. Bilderphotographieen vermeidet man, weil ja doch die Farbe nicht dabei ist, gegen Landschaften und Architekturen hat man oft das Vorurteil der Vedute, Plastiken machen sich am besten, aber die wirklich feinen kleinen Dinge hat man nicht die Muße sich auszusuchen. Für große Photographiensammler haben indessen die Italiener vorzüglich gesorgt. Andersons Catalog ist ein Muster von Vollkommenheit. Aus der übrigen Welt ergänzt man ihn durch Braun. Und wer sonst noch Sorgen hat, wird reichlich Material in den modernen Katalogen für Skioptikonbilder finden, die fast eine kleine kunstgeschichtliche Tabelle geworden sind.

Aber wie es auch kommen mag, der Fortschritt der Zinkätzung hat die theure Photographie sehr bedroht. Wenn sie auch im Allgemeinen nicht so bestimmt herauskommen wie Photographien, so haben sie doch den Vorzug des verschiedenen Drucktones, der es möglich macht, auch Reproduktionen von Gemälden mit ihnen herzustellen, die nicht übel sind. Der Preis kann volksmäßig gehalten sein und, wenn man sich auf ältere Zeiten beschränkt, ist irgend eine Grenze nicht vorhanden. Von den Werken, die heut in Betracht kommen, ist die Seemann'sche „Kunstgeschichte in Bildern" zu nennen, die ein Nachschlagewerk ist, und das Spemann'sche „Museum," das aus Einzeltafeln besteht und auch in die allerjüngste Zeit hineinreicht. Es sind jetzt schon eine Anzahl Jahrgänge und ich muß gestehen, daß die Mark-Lieferungen mit 6 oder 7 Blättern anfangen die dicken Photographien bei mir zu verdrängen. Kleine ausgezeichnete Texte sind beigegeben, die kunstgeschichtliche Einzelfragen geistvoll und anregend behandeln, und ich habe Zeiten, in denen mir diese Mappen vollkommen genügen, die lehrhafter sind als große geschichtliche Bände. Ich ordne mir die Blätter gern, nach Schulen und innerhalb der Schulen nach Meistern, und je mehr Material zusammenkommt, desto vergnüglicher wird die Beschäftigung und desto schärfer die Linien der Künstler und der Epochen.

Gerade der Punkt der Ordnung ist in einer solchen kleinen schwarzen Privatsammlung von besonderer Wichtigkeit. Man wird das durch kein reales Museum ersetzen können. Unsere Museen sind fast nie nach den Gesichtspunkten des bloßen Kunstinteresses geordnet — es lohnt sich einmal darauf hinzublicken. Als die Museen entstanden, in der Renaissance, waren sie Privatsammlungen und boten jedes Werk als Kuriosität, aber doch als Kunst dar. Allmählich bemächtigten sich die Gelehrten der Museen und führten, je nach dem Geschmack der Zeit, kunstmythologische oder chronologische Ordnungen durch, deren Uebersicht sie durch Aufnahme aller möglichen, nur für den Forscher wichtigen Stücke erschwerten. In unseren Gemäldesammlungen, vor allem aber in den Antikenabteilungen giebt es immer noch viel zu viel Dinge, die für die Oeffentlichkeit ganz belanglos sind. Selten ist ein Museum so reich, daß es auf nichts verzichten dürfte, wie etwa der niederländische Saal der Londoner Nationalgalerie. Meist ließe sich die oft besprochene

Digitized by Google

Raumfrage einfach dadurch regeln, daß man in die großen Säle nur die wahrhaft aufregenden Stücke nimmt und alles übrige, so gedrängt man will, in Nebenräumen unterbringt, die nur Gelehrten zugänglich sind. Dann hat man Platz. Es wäre eine Rückkehr zum rein ästhetischen Museumsstandpunkt, wie ihn einst die Renaissance hatte, während unsere jetzigen Museen — je nach Stimmung — die Durchschnitte verschiedenster Auffassungen, wie geologische Schichten in ihrer Aufstellung zeigen. Je nach Stimmung: Dresdener Skulpturen sind trefflich, Dresdener Gemälde unübersichtlich; die Gipse, die in Rom und Paris kaum eine Rolle spielen und in London wie ein Gerümpel aufgestellt sind, bilden in Berlin den weitaus größten Teil der ganzen Sammlung, weil das Berliner Museum sehr auf Lehrhaftigkeit ausgeht; das schönste aller ehemaligen Privatmuseen, die Wallace-Galerie in London mischt nicht unwirksam Möbel, Juwelierarbeiten und ihre unvergeßlichen Fragonards und Rembrandts, indem sie passendes zusammenfügt und die Extreme — Rüstungen und erstklassige Bilder — mehr isolirt, ein System, das im Louvre viel schlechter durchgeführt ist; hin und wieder sehen wir die Anfänge der neuen ästhetischen Aera in Berlin, wenn die deutschen Bilder nach der Psychologie der Durchgehenden gehängt werden (Mitte der Wand betont, Gangwand unbedeutend) oder kleine Vorhangabteile geschaffen oder an den Fenstern besonders feine Sachen aufgestellt werden. Diese Psychologie des Museumsbesuchers im Zusammenhang mit dem eignen Charakter des Museums wird der Schlüssel einer künftigen Aufstellung sein, die Weniges, aber nur ganz Hervorragendes dem Publikum frei läßt und ein besonderes Philologenmagazin errichtet, nachdem die Philologen aufgehört haben die öffentliche Stimmung zu beherrschen.

Ich kam auf diese Fragen, weil sie mich in jedem Sommer beschäftigen, wenn ich ein neues Museum betrete, und weil sie sich privatim mit den Blättern des Spemannschen Museums so schön probiren lassen. Der Nutzen einer chronologischen Ordnung mit zusammengelegten Blättern einzelner Künstler und Ausschaltung aller unwichtigen Dinge, die erst garnicht abgebildet werden, ist unbeschreiblich. Es giebt keine bessere Auffrischung unseres kunstgeschichtlichen Gedächtnisses, das zum größten Teil unsere kunstgeschichtliche Bildung ist, als diese Mappen, deren Nachteile als Reproduktionen durch den Vorteil der Mischung aller europäischen Museen entschieden wieder aufgehoben werden.

O. B.

Ueber Ex libris.

Der Graf zu Leiningen-Westerburg hat ein von Julius Hoffmann verlegtes gut ausgestattetes und recht apart gebundenes Werk über „Deutsche und österreichische Bibliotheks zeichen" herausgegeben.

Dieser preußische Rittmeister a. D., der bei München seinen beschaulichen Sammlerfreuden lebt, hatte schon früher in der Zeitschrift für Bücherfreunde allerlei von seinen unter den deutschen Sammlungen unvergleichlichen Exlibrisschätzen kosten lassen. Diesmal giebt er aus dem Vollen.

Dies Buch ist die Arbeit eines Amateurs; nicht die abgerundete künstlerische Darstellung eines berufsmäßigen Charakteristikers; eigentlich weniger ein Buch, als eine Mappe voll Bildwerk und Collectaneen, sorglich und liebevoll geordnet, mit reichlichen Notenwerk und Randeinfällen voll liebenswürdig-umständlicher Liebe zur Gründlichkeit; alles treulich und in der Zärtlichkeit zu Büchern und Papier zusammengetragen, die so ruhevoll und eremitenhaft anmutet. Mehr ein Herbarium zum Blättern als zum Lesen, doch in der Fülle des gebotenen Materials von lebendigster Anregung.

Im Gehäus eingesponnen dies Panorama der Bücherzeichen alter und neuer Zeit an sich vorüberziehen zu lassen, giebt den Reiz eines Spazierganges durch alle Stile. Auf kleinen Blättern genießt man eine Kulturspiegelung eindrucksvollster Vielseitigkeit und reichster Assoziation. Die Bücherzeichen drücken aphoristisch und epigrammatisch in der Sprache ihres kompressen Raumes, den Geschmack ihrer Zeit aus.

Die Exlibris des XVI. Jahrhunderts sind aufs engste verwandt den Titelbordüren ihrer zeitgenössischen Bücher. Wie bei diesen der Titel, so wird bei ihnen das Wappen oder das Porträt des Besitzers gern in einen Rahmen aus Renaissancemotiven gestellt. Mit Vorliebe benutzt man dazu Architekturen, Nischen, Thorbögen, von Karyatiden oder guirlanden- und festonsumwundenen Säulen flankirt. Oder ähnlich wie auf Dürers Pirkheimer-Bordüre wird an einer Säule, die einen Fruchtkorb trägt und an deren Sockel Eroten spielen, eine Trophäentafel aufgehängt, die die allegorisch-heraldische Beziehung zum Besitzer ausdrückt.

Oder in reichstem Renaissancestil wird ein Tempelportal aufgebaut mit Fries und geschmücktem Giebelfeld, Putten und Schlinggerank, wie auf dem sehr charakteristischen Zeichen eines Ahnherrn unseres Sammlers, des Grafen Reinhard zu Leiningen-Westerburg vom Jahre 1530. Dieser Vorfahr saß vermutlich auf der Burg Neu-Leiningen, die 1230 erbaut, 1560 von den Franzosen verbrannt wurde, und deren stimmungsumsponnener Fenstererker in Schulte vom Brühls

Digitized by Google

Zeichnung eins der Exlibris des Grafen Emich schmückt.

Mit dem siebzehnten Jahrhundert wird wie in den Titelblättern, so auch in den Bücherzeichen der markige Holzschnitt durch das zierlicher stichelnde Kupfer verdrängt. Statt der großzügigen Architekturumrahmung für das Besitzerwappen wählt man jetzt häufiger runde und ovale Kränze, meistens aus Lorbeer, eine Mode, die nach des Verfassers Meinung vielleicht auf das Beispiel in Johann Sibmachers Wappenbüchlein von 1596 zurückzuführen ist. Wird Architektur angewendet, so tritt sie schwülstiger auf, auch das Emblematische, die Blumenordenspielerei der Zeit behauptet eine wesentliche Rolle.

Wie in der Geschichte des Titelblattes, so ist auch in der Geschichte des Bücherzeichens das siebzehnte Jahrhundert nicht sehr dankbar und ausgiebig. Um so fruchtbarer und mannigfacher präsentirt sich das achtzehnte. Charakteristisch für den Barockgeschmack sind die Schriftscherze, die Letternstillleben von durcheinandergeworfenen Buchstaben auf einem Postament, Material zu einem Zusammensetzspiel, während im Hintergrund ein Obelisk mit einem Wappen aufsteigt.

Dann die allegorischen Blätter, die den Olymp bemühen, um einen bürgerlichen Namen auf einem gebüschüberhangenen Stein zu schreiben und mit all den Requisiten der Gefühlswelt, Urnen, Stundengläsern, gebrochenen Säulen, Sphinxen, Blumen, Körben, Früchten, Schäferflöten und Hirtenstäben, Harfen und Leyern sentimentalisch agiren.

Die Exlibris suchen wie die Gedichte der Zeit die Motive der geschnittenen Steine sich zu eigen zu machen, oder sie geben Gartenstimmungen, Wege zwischen Taxushecken, preziöse Beetvignetten mit moralischer Nutzanwendung: aus den schönsten Blumen des Gartens saugen die Bienen das Beste heraus. Oder im reinstem Rokoko bieten sie graziöse Bilderrahmen mit Muschelwerk und Guirlanden, die den Exlibrisvermerk in kursiver, fein gestichelter Schreibschrift umschließen.

Interessant für die Miniaturauffassung, für die Grazienphilosophie dieser zierlichen Zeit ist das Zeichen der Bergbibliothek zu Glücksbrunn von dem Almanachkünstler J. H. Meil. Ein Rahmen von Rosenketten umgiebt hier das Bild des Grubenschachtes und heitere Amoretten versehen den Bergmannsdienst.

Von kultureller Bedeutung ist auch die Gruppe der Exlibris, die Innenansichten von Bibliotheken als dekoratives Motiv benutzen und eine auch für moderne Aufgaben sehr anregende Stilisirung eines Intérieurs zur Vignette zeigen. G. Otto hat diese alte Art glücklich erneut in seinem Exlibris des Stifts Kremsmünsters (1893) mit der großen säulengetragenen Bücherhalle und der zum Hintergrund offenen Flucht.

Damit sind wir in der Gegenwart, der dieser Sammler aus altem Geschlecht die gleiche Liebe in all ihren Erscheinungen zuwendet, wie der Vergangenheit. All die Vertreter der vielgestaltigen Formen modernen Stilsuchens, moderner Handschrift, die Heraldiker, die Archaisirer, die schmachtend Praeraphaelitischen, die schlichten Künstler des dekorativen Buchstabens, die Symboliker mit flacher und tiefer Deutung, die Landschaftsgraphiker, die Buch und Natur vereinen wollen, die humoristischen Rebussteller und der eine Tiefste, der auch auf dem kleinsten Blatt um den Gedanken ringt, Max Klinger, sie treffen sich friedlich in dieser Mappe. Und neben der Anschauung giebt es eine Fülle von Belehrung durch Listen, Exzerpte, Zusammenstellungen, statistische Notizen. Ein instruktives Privatissimum über Heraldik wird gelesen, ein besonderes Museum ist Kuriositäten gewidmet. Eine der interessantesten Nummern ist hier die Serie der Bücherflüche und Exlibrisaufschriften, die von der fröhlich an Wilhelm Busch gemahnenden Strophe:

> Gleichwie die Bien aus Blumen saugt
> Was zu dem süßen Honig taugt,
> Also bedient Herr Kitzling sich
> Der guten Bücher nutzbarlich

des siebzehnten Jahrhunderts, bis zu dem Soldatenvers des Chemnitzer Grenadiers, Offiziersburschen und Zeitgenossen gehn: „Dieses Buch, das ist mein eigen, wer es anfaßt, kriegt Ohrfeigen".

Es ist sehr dankenswert, daß der Sammler und Hüter dieser Dokumente sie nicht eigennützig für sich behält, sondern davon mitteilt; daß er nicht über sein Studio schreibt: „ich lieg und besitze", sondern daß er über die Pforte den alten Bibliophilenspruch setzt: „Sibi et amicis". F. P.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

Goldvogel.

Eine Sommergeschichte

von **Helene Böhlau.**

„O Gott nein", sagte sie, „nie" — und lachte.

Er hatte sie gefragt, ob sie hier das ganze Jahr über nicht Langeweile spürte.

Er ist der Hausgast und Jugendfreund ihres Vaters.

Sommerfrieden liegt über dem weiten Gutsgarten ausgebreitet. Hochwipflige Bäume und fruchttragende, schwerbeladene, die dem Erdreich mit ihren Kronen näher bleiben als die vornehmen Laubbäume; weiche Rasenflächen, auf denen durchsichtige kühle Schatten lagern; Beerensträucher mit leuchtenden, rothbehangenen Zweigen.

Der lange gerade Weg, der zum Hause von der Landstraße führt, ist dicht mit Sommerblumen eingefaßt, nach Altväter Weise, mit bunten, duftenden Blumen aller Art, die ihre Häupter im lustigen Durcheinander neigen oder sie in die blaue Sommerluft hineinheben und den geraden Weg in eine Atmosphäre von sonnendurchwärmten Düften hüllen. Bienen- und tausendfältiges Geschwirr und Gesumm. Hoch oben im Himmelsraum die pfeilschnellen Sommerverkünder, die ihre spitzen Töne wie goldne Saiten über den Himmel ziehen.

Sie stehen beide abseits vom Weg mitten im Obstgarten.

Sie beugt sich über den kleinen Quell, der krystallklar durch den Rasen fließt und nimmt eine purpurrothe Apfelschaale, die auf dem Grunde des Wässerleins lag, heraus.

Tropfend und rothleuchtend glänzt sie in des Mädchens fester Hand.

„Das that die Marianne", sagte sie beiläufig.

„Die muß besser eingespannt werden — die. Die zieht nicht an.

Wenn ich einmal heirathe, hat sie alles zu übernehmen, was ich jetzt thue."

„Maria, seit wann ist denn von einer Heirath die Rede? das ist das erste Wort, das ich davon höre", frug der ernste, distinguirt aussehende Mann, der Typus des modernen Gelehrten; ein feingliederiger, tadellos gekleideter Mensch, an dem vielleicht nur die Art zu blicken verräth, daß er zu der Menschenklasse gehört, die ein zu einseitiges geistiges Leben führt.

Er hat etwas in der Art zu schauen, als hätte er die Kunst des Umherblickens nicht gelernt, etwas Weltfremdes, trotz seines weltmännischen Aeußern.

Und dies Weltfremde ließ ihn jünger erscheinen als er wirklich war.

„Nein", sagte das große blonde Mädchen ruhig. „Es ist auch jetzt Niemand da, den ich heirathen möchte; aber was nicht ist, kann werden Ich bin vierundzwanzig."

Sie warf die Apfelschaale wie eine rothleuchtende Schlange weit von

Digitized by Google

sich auf einen Composthaufen, der neben einer Reihe von Gemüsebeeten aufgeschichtet war und schaute ihr nach.

„Du bist Erde und sollst zu Erde werden", sagte sie behaglich vor sich hin.

Der Gelehrte blickte sinnend auf sie hin.

„Ich muß jetzt sehen, daß ordentlich gedeckt wird. In einer halben Stunde ist Essenszeit."

„Sie verwöhnen Marianne."

„Vor der Hand muß sie erzogen werden. Nein, nein, verwöhnen thue ich nicht. Bei uns muß jedes an seine Pflicht glauben, sonst gings vollends drunter und drüber."

Er begleitete sie.

„Sagen Sie, Maria, — es steht nicht gut mit Ihrem Vater?"

„Nein."

„Ei — ei — ei — daß . . . ."

„Da ist gar nichts zu wollen, das ist eine alte Geschichte, die Immenbachs kommen auf keinen grünen Zweig und der arme Vater ist nicht der Mann, der Glück hat. Hier hätte eine harte Hand was ausgerichtet. — Und dann haben die letzten Krankheitsjahre der Mutter ihn stark mitgenommen."

Das Mädchen sprach ruhig und einfach, wie Städtekinder nicht zu sprechen pflegen.

Kurz und gut, die Immenbachs kommen auf keinen grünen Zweig. Das war eine ganz einfache Thatsache, mit der sie sich abgefunden hatte. Es klang nicht traurig, nicht bedrückt, nicht klagend.

Sie sagte das so kernig kräftig wie jenes: du bist Erde und sollst zu Erde werden.

Sie hat eine sonnendurchschienene Stimme, so warm, man denkt an Erd- und Laubgeruch, an Bäume mit Obst beladen, an wogende gelbe Kornfelder, wenn sie spricht.

Oder erschien das dem Professor nur so, weil er seit Tagen diese Stimme unter beladenen Bäumen, im duftenden Garten, auf schmalen Wegen zwischen unermeßlich weitem, goldenem Korngewoge gehört hatte.

Ihm schien's, als wäre er in diesen Tagen an dieser Stimme gesundet.

So hirnmüde, so abgearbeitet und gehetzt ist er gewesen, als er sich entschlossen hatte, bei seinem alten Jugendfreund einzukehren und einmal in dieser Stille auszuruhen.

Hier, in diesem alten, einfachen Gutshause hatte er den Laub- und Wiesen- und Waldfrieden gefunden, — den sommerlichen Gartenfrieden. Er war hier in etwas ganz Sonderbares hineingerathen, in's Träumen mit wachen Augen, in ein junges, längst vergessenes Träumen. Das war ihm über die Glieder geflossen wie ein laues Bad.

Ja, aber er hatte auch noch nie den wahren und vollen Landfrieden genossen, nie in seinem ganzen Leben wie jetzt.

Sommerfrischen aller Art, mit so und so viel abgehetzten Städtemenschen, die sich in irgend einem Hotel zusammengefunden, das hatte er alljährlich immer wieder kennen gelernt; dies fieberhaft eilige Naturgenießen von einem möglichst lärmreichen, unruhigen Hotelcentrum aus.

Aber hier! da war man außer der Welt, wie in Korngewoge begraben, wie Eins mit dem Laub- und Erdgeruch — da gehörte man mit dazu, da wurde man eingesogen. Da ging man ein und aus und war daheim unter der großen Himmelsglocke.

Ach — das war so einfach — so einfach, so wehmüthig zu Herzen gehend.

Digitized by Google

Immer und immer wieder war es ihm zu Muthe, als hätte er Unsägliches verloren. Oft überkam ihn eine große Traurigkeit. Sein Leben erschien ihm so unsinnig, so ungemüthlich, so unheimisch auf Erden. Er, der hochangesehene Mann kam sich arm und elend vor.

Ja, weshalb eigentlich? Hätte er mit seinem Freunde tauschen mögen? — oder mit irgend einem Feldarbeiter? Nicht um die Welt — nein. Und doch diese wie im Raum schwebende Traurigkeit, die ihn manchmal überkam, die Traurigkeit des Culturmenschen, den ein uraltes Heimweh zu Mutter Erde packt.

Und die Stimme des kräftigen blonden Mädchens weckte diese Gefühle, wie Musik das Weh nach ewig Verlorenem, nie Gekanntem weckt. Für ihn lag in dieser Stimme ein Geheimniß.

Er erwartete etwas von dieser Stimme. Und dieses unbestimmte Erwarten durchwebte das junge Träumen eines alten müden Menschen.

* * *

In dem einfachen Eßzimmer saßen sie miteinander beim Mittagsmahl.

Es war ein großer, viereckiger, ebenerdiger Raum mit niederer Decke und niederen Fenstern.

Vor den Ostfenstern floß ein Bach vorüber. Man hörte, wenn es still im Zimmer war, ein feines Plätschern und Gluckſen. Die Südfenster vom Weinlaube dicht umsponnen. Eine Rebe war zwischen Fensterrahmen und Mauer hindurch gewachsen und grünte in das Zimmer hinein, ja, war der Hauptschmuck des Raumes.

Ein altmodischer Secretär, auf dem Säckchen mit Samen und allerhand Krimskrams stand, hielt sich bescheiden und unauffällig in einer Ecke und machte den Eindruck eines mißachteten und mißhandelten Möbels.

Um den Tisch saß ein kräftiges Geschlecht. Alles blonde große Gestalten, rosige Menschen, die das Maaß gewöhnlicher Sterblicher um ein Beträchtliches überschritten hatten.

Die jüngeren Kinder trugen Mähnen von blondem, lockigen Haar. Den älteren Mädchen war dies feste Haar in einen Knoten gedreht. Die beiden großen Buben waren jetzt auch daheim in den Ferien und trugen in die Höh starrende, blonde Schöpfe über den großzügigen Gesichtern, die nicht gerade nach allzuviel Festigkeit aussahen, etwas Träumerisches, ein ganz klein wenig etwas Verbummeltes lag ihnen im Ausdruck, als wären sie hauptsächlich Phantasiemenschen.

Ihr Großvater war ein berühmter Dichter, weit über Deutschland hinaus gewesen. Und diese blonden Enkel sahen insgesammt aus, als hätte der dichterische Genius des Großvaters sie sich ausgedacht.

Schöne Menschen, überaus schöne Menschen. Auch der Vater dieser blonden Rangen war eine prächtige Persönlichkeit. Hochgradig Phantasiemensch. Seine großen Glieder hatten eine gewisse Weichheit, die man fortgewünscht hätte.

All' diese sonnigen Leute, an diesem mächtigen Tisch, in dem bäuerlichen Raum, ließen den Ausdruck von Dürftigkeit nicht aufkommen.

Es waren ihrer so viele, und jeder von ihnen strahlte so viel Wärme, Heiterkeit und Blondheit aus, daß man den Eindruck von etwas Goldigem, Ueberschwänglichem nicht los wurde. Sie brauchten keine Möbel, keine Vorhänge. Jeder hatte seinen Platz, auf dem er sitzen konnte, den Tisch, an dem er essen konnte, und die weite Sommernatur draußen.

Digitized by Google

Es gab da auch etwas, wie einen Salon, einen dumpfen, unbelebten Raum, in dem nie Jemand zu finden war.

Sie steckten immer zusammen, wenn sie nicht draußen sich umhertrieben, und immer in dem großen niedern Zimmer. Da machten die Kinder die Schularbeiten, da wurde geflickt und genäht, da zahlte der Vater die Leute aus, da hielten sie ihre Malzeiten, kernige Malzeiten, an die der Professor sich erst gewöhnen mußte.

Heute war, so schien es ihm, ein halbes Schaf auf den Tisch gekommen. In einer Riesenschüssel schwammen Riesenstücke in einer braunen Sauce und Klöße gab es dazu, groß wie Kanonenkugeln; aber von allem, was auf dem Tisch stand, stieg ein Duft auf wie Opfergeruch aus fernen Zeiten.

Und sie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Male.

Der Professor dachte an seine Malzeiten daheim mit seinen beiden Töchtern und seinem Sohne. Da war ihm nicht aufgefallen, daß die Speisen dufteten. Jeder aß gleichgiltig etwas Gleichgiltiges.

Sie waren Alle übermüdet und hatten Alle den Kopf voll.

Das war nicht anders gewesen, als die Frau noch lebte. Sie waren daheim alle geistige Naturen, alle Intelligenzen. Die Frau hatte bald nach diesem bald nach jenem Regime kochen lassen, Speisen, die das Hirn am besten nährten, den Organen die denkbar geringste Arbeit verursachten.

Nie hatte er aber gesehen, daß die Kinder mit Appetit gegessen hatten, ja, daß sie mit Appetit gelebt hätten.

Von früh an waren sie Alle auf Ziele losgegangen, bewußt, brav und pflichttreu, voller nervöser Eigenheiten, die von der Mutter respektirt wurden; — unbehagliche Menschen, Hirnmenschen ohne Wärme! Niemand hatte Freude gehabt an den häuslichen Dingen, am Nestbau, an den Dingen, die von uralt thierischer Wärme durchdrungen sind, die den Thiermenschen so nahe angehen, die den geistigen Menschen aufrecht erhalten.

Ja, sie hatten immer wie ohne festen Unterbau gelebt, nicht erdensicher.

Und diese hier lebten erdensicher. Mit ihren großen Füßen standen sie alle so fest und liefen so dröhnend und lebenslustig durchs Haus, dem es am Oberbau fehlte.

Ja, denn ihr Dasein streckte sich nicht in die Höhe, ging in die Breite, dem Erdboden nach.

Im Salon, im ersten Stock waren sie schon nicht erdensicher und erdenheimisch.

Aus der Zimmerthür hinaus ins Freie, mit ein paar Schritten, das mußte so sein. Sie wären sich sonst gefangen vorgekommen.

Wie dem Professor hier Alles zu Herzen sprach.

Ja, und das gefiel ihm, die solide einfache Ordnung im Haus. Was man berührte: verbraucht, wie abgeschliffen, aber blank und rein.

Da war eine tüchtige Hand zu spüren. Marias Hand.

Die verstorbene Frau mußte eine brave Hauswirthin gewesen sein, denn es waren alte ausgefahrene Geleise, in denen die Räder der Wirthschaft liefen.

Von der Mutter trugen auch die meisten der Kinder feste und schöne Linien in der Mundbildung, die den weichen Gesichtern sehr zu Gute kamen.

Und diese Gesundheit im Hause!

Unwillkürlich hielt sich der Gast hier aufrechter als gewöhnlich. Er kam sich kräftiger vor.

Digitized by Google

Der Hauch dieser blonden, herrlichen Geschöpfe belebte seine Nerven. Ja, in diesem großen Raum, an diesem breiten Tisch, da stieg die Lebenskraft, wie nach einem Frühlingsregen die Erdkraft aus der Erde auf.

Die feine ausgearbeitete Intelligenz des Gastes wurde hier von Bildern berührt, die die Feinheit dieser Intelligenz dem Manne wie eine langwierige schmerzhafte Krankheit erscheinen ließen.

Wenn er Abends als der letzte zur Ruhe ging, standen auf dem Treppenabsatz die Schuhe der Familie, um am andern Morgen von der Hausmagd gereinigt zu werden.

Und es verging kein Abend, an dem er nicht diese unabsehbare Reihe dräuender Stiefel, mit dicken Sohlen und urweltlichen Gesichtern, betrachtete.

Sie standen immer der Größe nach geordnet. Zuerst des Vaters Riesenkähne, darauf die Schuhe der vier großen Töchter und darauf drei Paar kräftige, unausgewachsene. Und alle standen sie so unschuldsvoll da, so treuherzig, schämten sich nicht ihrer Mängel und Flicken. Es war als wenn sie sagten: Da sind wir! — Da! So wie wir sind, sind wir. Wir sind zufrieden. Uns wars den ganzen Tag über wohl an unsern lebendigen, warmen Füßen.

Ihren Schmutz und Staub trugen sie stolz wie Ehrenzeichen.

Sie hatten weiß Gott nicht gefaullenzt.

Es war so ein gesunder, lustiger Schmutz an ihnen, der von tollen übermüthigen Streichen erzählt und von einem intimen Verkehr mit allerhand Viehvolk.

Da waren Marias Schuhe, die steckte in ihren freien Stunden am liebsten bei den Fohlen. Heute war er ihr draußen auf der Wiese begegnet. Die fünf braunen Fohlen hatten sie umgeben. Mit ihren weichen Nüstern hatten sie an ihr geschnuppert.

Sie lief, und die Fohlen trotteten mit ihr in großen steifen Sprüngen.

Dieses braune, flockige Volk mit den stumpf schwarzen Mähnen und Schwanzhaar! Wie köstlich war das große blonde Mädchen da gewesen, wie unvergeßlich.

Ja, die Schuhe des jungen Geschöpfes thaten es jeden Abend dem zartnervigen sensibeln Manne an.

Das waren die Schuhe urwüchsiger, lustiger, weltfremder Göttinnen.

Er dachte dann an die schmalen, winzigen Fußbekleidungen seiner verstorbenen Frau, an die noch zierlicheren seiner Töchter. Er sah die blutarmen, bleichen, klugen Füßchen, die nicht wußten was Laufen ist, die mit kurzen Schritten Zielen zustrebten, die angestrengt, geistiger Art waren. Da liefen diese klugen Füßchen in die Staatsbibliothek, zu Versammlungen, zu Vorlesungen; jetzt in Hörsäle, in Ateliers — ach, in Gott weiß was, und mußten immer still unter den dunkeln Kleidern stehen, ohne Luft und Licht, bis sie wieder einen kurzen Weg auf hartem Straßenpflaster machen durften.

Ja, der Professor war hier in dieser Luft zu einem Hang gekommen, seinen Phantasien nach zu gehen. Dies Haus und dieser Garten mit seinen Traditionen beeinflußte ihn.

Und seine Phantasie beschäftigte sich zumeist mit Maria.

Wenn er auf den holprigen Feldwegen, mitten zwischen den goldnen Kornfluthen ging, begleitete ihn ihr Bild, gleichgiltig, ob sie leibhaftig neben ihm schritt oder nicht, ob er die blonde, sonnige Stimme hörte oder nicht.

Sie war seinem Wohlbefinden nothwendig geworden.

Digitized by Google

Ihre wundervolle Gesundheit erquickte ihn und auch ihre Liebe, mit der sie jedes wachsende Leben umschloß, jedes Thier, jede Pflanze.

Er empfand, als hätte sie ihn selbst mit mütterlicher, heitrer Fürsorge berührt, wenn sie es irgend einem Geschöpf that. Wie sie einem Halm, dessen schweres Haupt ihn auf den Weg niedergezogen hatte, aufhalf, ihn mit einer weichen, zärtlichen Handbewegung dem Meere seiner Brüder wieder eingesellt, erschien ihm wie eine rührende, heilige Handlung.

Nie im Leben war ihm das mütterliche Weib begegnet.

Selten begegnet es Einem.

Ja, und es ist kein Wunder, dachte er, als er wieder einmal neben ihr herging: — das Mütterliche hat man in Euch verkümmern lassen, alles hat man verkümmern lassen — und auch dies, — dies Innigste. Ein falsches, häßliches Schamgefühl ist darüber gebreitet. Ihr solltet Euch Eurer Mütterlichkeit nicht bewußt werden. Eure geistige Mütterlichkeit wächst nicht, wie eine schöne Blume unschuldig in der Sonne; sie verkümmert in Dumpfheit, als wäre sie etwas Schmachvolles; — und wenn ihr Mütter werdet, werdet ihrs ohne die geistige, süße, warme Vorbereitung dazu.

Maria ging oft schweigsam mit ihm.

Er frug sie einmal: „Nicht wahr, Sie sagen es offen wenn Sie lieber einmal mich nicht begleiteten?"

„Gewiß," antwortete sie; „aber ich gehe gern mit Ihnen, wenn Sie mich wollen.

Wir haben noch nie solch einen Gast gehabt. Wir leben, wie die Bauern, nicht viel anders, und wir sind Alle immer glücklich dabei gewesen. Aber wir Alle, die Marianne auch, werden Sie sehr vermissen. Es ist durch Sie etwas gekommen, was Niemand kannte, so etwas Rastloses."

Er frug sie, was sie damit meinte: Sie wußte sich nicht recht auszudrücken, wie es schien und sagte nach einer Weile:

„Sie denken immer; es erweckt in Ihnen Alles Gedanken. Wir Alle fühlen nur. Das ist ein großer Unterschied. Sie müssen doch nicht viel jünger wie der Vater sein und sind doch so viel jünger. Das macht weil Ihr Geist lebendig ist. Hier auf dem Lande altert der Mensch, wenn der Köper altert. Sehen Sie den Vater. Aber man ist viel ruhiger, wie Sie es sind. Es hat alles sein Gutes." Sie sagte das vornehm und setzte sich und die Ihrigen damit nicht herab. Es klang nur heraus: Wir sind anders wie Du.

Er mußte ihr von seinen Töchtern und seinem Sohn erzählen, von der verstorbenen Frau und von seinem Leben.

Er klagte ihr, daß es bei ihm daheim nicht behaglich sei.

„Das glaub ich," sagte sie, „bei Euch hat ja Niemand die Dinge und das Haus lieb. Es will Alles geliebt sein und Ihr seid viel zu gescheidt dazu."

Er lächelte.

Aber von dieser Stunde an wurden seine Träume und Phantasien faßlicher — beängstigender.

Stundenlang wandelte er im Garten auf und nieder, unausgesetzt mit dem Wunsche beschäftigt, dies sonnige, starke Weib in sein eignes Haus zu verpflanzen.

Es schwebte ihm dabei etwas ganz Wunderliches, Gestaltungsloses vor, etwas was seinen Ursprung in alten, fast vergessenen, vielleicht biblischen Eindrücken haben mochte. Eine herrliche, sorgsame Hausmagd — ein Kleinod, etwas was es nicht giebt und nicht gab, etwas Alttestamentarisches, etwas Wundervolles.

Digitized by Google

Sein ganzes Haus schien ihm warm und sonnig zu werden, wenn er sich vorstellte, daß sie darin waltete. Die freudlosen Töchter erblühten, das entsetzliche Dienstbotenvolk zerstob wie unreines Gesindel.

Ja, er war in dieser Abgeschiedenheit in das weltfremde Träumen tief hinein gekommen — so tief — daß er seine Träume leidenschaftlich zu lieben begann, wie ein junger Mensch die Qualtiäten des Lebens.

Wenn er sich vorstellt, daß er sie zur Frau Professor machen könnte, so erschien ihm dies beunruhigend, unmöglich; — nicht seiner Kinder wegen — das nicht. Er war ein wohlhabender Mann, und seinen Töchtern, deren Eigenart sie zur Eheloſigkeit zu führen schien, würde er durch diese Frau einen Lebenshalt geben.

Auf Kinder aus zweiter Ehe rechnete er nicht mehr, — wünschte sie nicht.

Es würde im Grund eine ruhige, friedliche Angelegenheit werden, diese Sonne in sein Haus zu bringen.

Aber, da war etwas, weshalb er Maria nicht als Frau, sondern als biblische, urweltliche Hausmagd wollte, so ein sonderbarer Gedanke es auch war.

Es lag für ihn in der Idee einer zweiten Ehe der Welt gegenüber so viel Peinliches. Er mit seinen siebenundfünfzig Jahren, Vater von längst erwachsenen Töchtern. Jede Auffälligkeit war ihm unsäglich zuwider.

Liebe konnte er auch das Gefühl, das ihn zu dem Mädchen hinzog, kaum nennen. Nein, es war weit mehr ein ästhetisches Bedürfniß, sie in seiner Nähe zu haben; eine Sehnsucht nach Wärme und Behagen.

Aber dies Bedürfniß war stark, fast leidenschaftlich und peinigte ihn.

* * *

So vergingen sechs Wochen. Für ihn sechs aufregende, merkwürdige Wochen, in denen er empfand, daß sein Wesen durchaus nicht so in sich abgeschlossen war, wie er wähnte.

* * *

Der Landaufenthalt bei dem Jugendfreund schloß damit, daß sich der Professor mit der ältesten Tochter des Hauses feierlich verlobte.

Maria hatte sich vordem kurze Bedenkzeit ausgebeten. Und in diesen Tagen war sie mit ihrem Vater jeden Nachmittag weit über Land gegangen.

Da schritten die beiden großen Gestalten meist schweigend neben einander her, und hin und wieder fielen Worte wie: „Ja, wie soll ich dir dazu zureden, — — — Ich wollt' er hätte seine zwanzig Jahr weniger auf dem Buckel — aber — aber. —"

Dann wieder Schweigen. „Er ist brav, reich, angesehen. — Wie soll ich denn meine Kinder an den Mann bringen? — Und eine solche Verwandtschaft! — Maria, widerlich ist er Dir doch nicht? — was man so widerlich nennt?" „Vater! nein, — gewiß nicht. — So ein edler guter Mensch."

„Aber die großen Kinder, Maria!" Ja, das war auch ihr das Aergste. „Und Alle noch im Haus."

Dann sprachen sie von den drückenden Familienverhältnissen — über die Unmöglichkeit, die Töchter daheim zu behalten; — über das „unter fremde Leute gehen" — das Brodverdienen, über die großen Ausgaben, die die Söhne verursachen würden.

Sie breiteten vor einander die Lasten aus, die auf der starken lebenskräftigen Familie lagen, und sie langsam zu ersticken drohten.

Digitized by Google

„So ein Halt in der Welt, Maria, ist für Leute, wie wir sind, von großem Werth."

Dann wieder: „Aber ganz nach deinem Gutdünken, denke nicht an uns; denke an dich!"

Sie redeten mit einander, wie die Menschen es thun, die etwas wollen und zu gleicher Zeit nicht wollen, die den Muth nicht haben, etwas aus den Händen gleiten zu lassen und die Kraft nicht haben, es zu halten.

Aber schließlich hatte Maria die Kraft gefunden, zu halten, was das Schicksal ihr bestimmen wollte. Ja, und mit einer ehrlichen Freudigkeit hielt sie es. Sie wollte ihre Pflicht thun, wie sie ihre Pflicht bis jetzt immer gethan hatte. Sie wollte dem guten klugen Menschen sein Heim behaglich machen. Nein, — es war ihrer Natur kein Opfer, das sie brachte, so schien es ihr.

Die Verlobung wurde also gefeiert und die Hochzeit auf sechs Wochen später angesetzt.

Sie sollte den Kindern des Professors erst als junge Frau entgegentreten.

Die Kinder schrieben kühle, formgewandte höfliche Briefe an die Braut ihres Vaters, wie sie dieselben kaum anders hätten schreiben können.

Kein Mißklang störte das Verhältniß zwischen ihr und dem Professor.

Sie schrieb, als er wieder nach München zurückgekehrt war, ihre einfachen, natürlichen Briefchen an ihn, und er vertrauensvolle, sie ehrende Briefe an sie.

Eine wahre Liebe hatte Maria ihr Lebtag noch nicht kennen gelernt. Gefeiert hatte man sie natürlich, wo sie sich zeigte und wenn sie und Marianne im Winter einigemal in die Stadt zu Bällen gefahren waren, hatten die Immenbach'schen Töchter an Anbetern keinen Mangel gehabt; aber die Immenbach'schen Vermögensverhältnisse waren hinreichend bekannt. Da gabs Nichts zu holen.

So war Marias Herz kühl und stolz geblieben. Ueber ihre Schwester Marianne ärgerte sie sich oftmals, weil die es nicht lassen konnte, einen oder den anderen am Bandel zu halten, bis es mit Thränen endete.

* * *

Die Hochzeit sollte ganz still im Gutshaus gefeiert werden ohne allen Aufwand.

Maria hatte jetzt schon seit Wochen alle Hände voll zu thun, um sich mit den geringsten Mitteln eine kleine Wäscheaussteuer zu richten — und dann die Hochzeitsvorbereitungen. Der Vater sollte keine Last davon haben.

Maria buk und wirthschaftete, damit am Hochzeitstage Alle, die zum Hause gehörten, befriedigt werden konnten, die Knechte, die Mägde und die Leute im Dorf. Das war die Hauptsache.

Maria war seit Wochen gar nicht zu sich selbst gekommen. Am Vorabend ihrer Hochzeit, bevor der Professor kam, ging sie leicht ermattet von aller Arbeit und allem Schaffen einen stillen einsamen Weg, einen Hügel hinan, durch liebes heimisches Gehölz.

Die Blutwellen waren ihr noch nicht beruhigt nach dem großen Arbeitssturm.

Mild, wie lauwarm war es heut; aber die modernde Laubdecke unter den Bäumen duftete schon herbstlich scharf.

Und wie sie so wandelte, legte sich ihr etwas schwer über die Glieder, über ihr ganzes Wesen, etwas wie eine große Hoffnungslosigkeit.

Digitized by Google

Neben einer schlanken Buche setzte sie sich auf den Waldgrund nieder und legte den Kopf an den Stamm und schwer, weich, erstickend sank etwas Unbekanntes auf sie nieder, etwas Trostloses, etwas, das sie nicht benennen konnte, etwas ganz Freudloses.

Und sonderbar, sie fühlte zum ersten Mal im Leben, daß sie Maria Immenbach war.

Sie preßte ihren Kopf fest an die glatte Buche und weinte herzbrechend wie ein armes großes Kind, dann sank sie mit dem Angesicht auf die Erde und küßte diese liebe Erde wie ihre Mutter.

Heiß und leidenschaftlich küßte sie, daß es schwarz und feucht ihr zwischen die Lippen kam. „Ich liebe Dich!“ schluchzte sie, „Du bist gut!“

Als sie ihr rosiges Gesicht verwundert von seinem Thränenstrom getrocknet und mit dem Taschentuch sich angefächelt hatte, ging sie langsam zum Gutshof zurück, feierlich durch alle Ställe.

Die Hündin hatte am Tag vorher Junge geworfen und lag mit mit ihren Kleinen schwerfällig und geduldig im Pferdestall auf einer Schütte Stroh. Ihrer Sechs tranken an ihr und rissen an den starken Brüsten des Thieres und marterten es.

Die Hündin hatte einen geduldigen, leidenden Blick, in dem eine große stumme Klage lag, ein großes stummes Weh und eine stumme Freude.

So lag sie zu Marias Füßen und klopfte leise, wie müde mit dem buschigen Schwanz auf das Stroh.

Maria kniete zu ihr nieder und neigte ihr Gesicht zum Kopf der Hündin, nahm ihn zärtlich zwischen ihre beiden Hände und sagte wieder schluchzend und erregt: „Ein Kind! — dann ist Alles — Alles gut.“

Dann neigte sie sich noch tiefer und drückte ihr Gesicht an das Gesicht der Hündin stumm und zärtlich und leidenschaftlich.

* * *

Der Professor reiste mit dem jungen, weltfremden Weib und zeigte ihr ein neues Stück der guten Erde.

Sie gingen mit einander durch Italiens Gallerieen und Kirchen und Museen, wie sie mit einander auf den schmalen holperigen Wegen zwischen dem goldigen Korngewoge gegangen waren.

Er, liebenswürdig und klug, ihr allerhand von seiner aufgespeicherten Weisheit mittheilend, und sie freundlich, folgsam und aufmerkend, nicht scheu, nicht bedrückt, eine in sich geschlossene Persönlichkeit, die sich in ihrem ruhigen Menschenthum wohl und sicher fühlt.

Ihr ist davon nichts aufgegangen, daß ihre stolze, frohe Weibseele etwas Geringeres ist, als die mit Wissen und Weisheit ausgefüllte ihres Gatten.

Für sie ist die Gelehrsamkeit ein Geschäft, etwa wie ein Krämergeschäft und hat mit dem eigentlichen Menschenthum nichts gemein.

Ein Krämer muß seine Waare haben und ist sonst ein Mensch wie Andre und ein Professor muß seine Waare haben und ist sonst ein Mensch wie Andre.

Davon aber war sie überzeugt, daß ihr Gatte die feinste und beste Waare führte, daß er durchaus reell war und daß man ihm jedes Wort, was er sagte, unbesorgt glauben konnte. Sie fand es höchst natürlich, daß er Alles wußte, daß ihnen nichts begegnete, was er nicht erklären konnte,

Digitized by Google

und fand es sehr hübsch, so vielerlei zu erfahren. Ja, sie lebte in einer ganz neuen Welt.

Gewohnt, die Dinge zu nehmen wie sie kamen, war ihr Leben so ein gleichmäßiges, arbeitsreiches gewesen, so ein völlig traumloses, wie auch ein guter gesunder Schlaf traumlos sein muß. Sie hatte ganz ohne Liebesduselei gelebt, ganz ohne Sehnsucht.

So schön war es bei ihnen daheim gewesen, so lebendig —, so viel Jugend, daß Niemand an schwindende Jahre dachte und an Liebesernte. Sie lebten Alle ins Blaue hinein; von einem Tag zum andern. So war Marias Seele in ihrem vierundzwanzigsten Jahr noch so ruhig und unerregt, wie die Seele eines Kindes und sie nahm des Professors weise geregelte Ehemannsgewohnheiten für den Inbegriff von Liebe und Leidenschaft.

Ja, nun kannte sie die Liebe, nun kannte sie das große Geheimniß und die Welt war deshalb nicht schöner und anders geworden.

* * *

Auf dieser Reise hatte sie unmenschlich viel Bilder gesehen.

Ihr wäre viel lieber gewesen, an dem schönen blauen Meer länger zu bleiben, als so von Gallerie zu Gallerie getrieben zu werden. Für jedes fremde Kraut fühlte sie wärmeres Interesse, als für das berühmteste Kunstwerk.

Für die liebe Wirklichkeit zeigte aber ihr Professor wenig Neigung und Achtung. Draußen im Freien mußte er immer eilen, um zu einem Ziel zu kommen, und ein Ziel war immer ein Kunstgenuß.

Maria kam es vor, als hätten die Dinge erst Werth für ihn, wenn sie im Goldrahmen steckten und von einem Menschen nachgebildet worden waren. Komisch — sehr — sehr komisch.

Es strengte sie auch namenlos an, der Geschmacksrichtung ihres Professors zu folgen. Lieber wie ein Ackerknecht durch die Furchen stapfen, als auf dem harten Estrich der Gallerien stundenlang von Bild zu Bild gehen.

Und er theilte die Bilder in Schulen und wollte, daß sie diese Eintheilung behalten sollte. Sie bemühte sich dies zu thun; aber es langweilte sie unsäglich und war ihr völlig gleichgültig.

Ihr Professor schien aber in den Gallerien übermenschliche Kräfte zu erhalten; wenn ihr schwindelte und übel und weh war, hörte er noch längst nicht auf zu dociren und sein Opfer zu examiniren.

Nein, sie konnte gar nicht mehr und kam von der Noth gedrängt auf eine List.

„Nichts von Allem ist mir doch so lieb, wie die Kaiserin Agrippina auf ihrem schönen Sessel. Laß mich ein bissel da —" sie hätte fast gesagt „verschnaufen", besann sich aber bei Zeiten.

„O," meinte der Professor, „Du hast keinen üblen Geschmack, das freut mich, Maria. Du weißt aber, daß diese Kaiserin ein schändliches Weib war," sagte er scherzend.

„Das macht nichts."

Er ließ sie also bei der Kaiserin Agrippina.

Maria aber hatte schon längst einen Rohrstuhl bemerkt, der hinter der Kaiserin stand.

Das war der „schöne Sessel".

Von diesem Sessel aus sah man nichts als die Rückseiten der Statuen und die lange Fensterreihe der Gallerie.

Digitized by Google

Als der Professor zurückkam, fand er Maria eingeschlafen.

„Maria!“ rief er lachend und legte ihr die Hand auf die Schulter.

Sie starrte ihn an. Wie kam der hier her? Was wollte er? So tief hatte sie geschlafen und alles vergessen und von daheim geträumt.

* * *

Ja, als der Professor sie endlich in seinem eigenen Hause hatte, da empfand er, daß es so besser war. Sie hätten nicht so lang unterwegs bleiben sollen. Maria brauchte Arbeit. Das verstand sie nicht, die Kunst wie einen Lebensinhalt für sich zu genießen. Nein, sie war kein Genußmensch auch im besten Sinne nicht, und sie gehörte nicht zu den Weibern, die sich als Herrinnen, Kritikerinnen und Gönnerinnen, von allem was Männerhand schuf, fühlen und betragen. O nein, diese Vermessenheit im Kunstgenuß lag ihr fern.

Ihm war das eine ganz neue Erfahrung — eine sehr wohlthuende Erfahrung. Die Weiber seines Kreises hatten diese demüthig-vornehme Zurückhaltung nicht. Erst jetzt empfand er dies überall mit Hineinreden, diese unbegründete Souveränität in allen Dingen als etwas Qualvolles und freute sich seiner ruhigen, ehrlichen, jungen Frau.

„Mir scheint,“ sagte sie, „daß dies oder jenes schön oder nicht schön ist.“ „Das ist schön oder nicht schön“ wäre ihr nie über die Lippen gekommen.

Daß seine beiden Töchter ihr sehr kühl entgegen kamen, schmerzte ihn. Er achtete in dieser Kühle die Treue gegen die Tote — und wagte nicht sich darüber zu äußern.

Maria nahm ihre Pflichten als Hausfrau mit Gewissenhaftigkeit und Ruhe auf sich.

Sie fand einen verwahrlosten, mit reichen Mitteln geführten Hausstand vor, ein liebloses Durcheinander von Verschwendung und Unachtsamkeit.

„Nicht wahr, ich habe das Recht, hier so zu handeln, als wäre es mein Eigentum, ich darf alles so ordnen und einrichten, wie es mir gut scheint. Ich kränke damit nicht?“ frug sie ihren Gatten.

„Natürlich, mein Kind, mache es uns behaglich.“

Sie richtete dieselbe Frage auch an ihre beiden Stieftöchter, nur in einer etwas anderen Form.

„Bitte, ganz wie es Dir beliebt, Du bist die Hausfrau.“

Im Ton aber lag die große Kühle, das Unnahbare.

Maria aber hatte sich so ihr Recht gesichert, um ihre Pflicht thun zu können.

Sie griff mit an bei der Arbeit wie eine treue Magd, die in ihres Herrn Besitz redlich Ordnung schaffen will. Die toten Dinge des täglichen Lebens begannen unter ihren Händen Seele zu bekommen. Ja, es war, als hätte alles im Schatten gestanden und wäre jetzt in die Sonne gerückt, begann zu grünen und zu blühen.

Die beiden Töchter widmeten sich nun ganz ungestört ihren eigenen Bestrebungen. Die eine der Musik, die andere hatte schon ihr Maturitätsexamen hinter sich und wollte Philosophie studieren. Der Sohn studierte Jura. Sie waren alle vollauf beschäftigt und ernste strebsame Menschen.

Während der Mahlzeiten war es, als wollten sie dem Eindringling beweisen, wie sie alle zum Vater gehörten, so viel feiner, enger, als das magdhafte Weib, das er ihnen aufgedrungen.

Digitized by Google

Besonders die Mädchen waren unerschöpflich seinen Rath in Anspruch zu nehmen, mit ihm über die schwierigsten Dinge zu streiten, die dem großen jungen Weibe völlig fern lagen. Sie hatten immer Anliegen, und so vergingen die Mahlzeiten in anregenden, anstrengenden Gesprächen.

Dem Bruder wurde dieses sich geistige Montieren bei Tisch zu viel. „Na, na," sagte er, „gebt a Ruh," als die eine sich über Idealität der Zeit und des Raumes ereiferte. „Dabei soll Einem nun das Essen bekommen! Diese Weiber!"

Für Maria ward diese gesunde Anmerkung wohlthuend und brachte sie ihrem großem Stiefsohn etwas näher.

Die beiden Mädchen aber erreichten, was sie im dumpfen Aerger wollten, — sie erreichten noch weit mehr, denn ihr wehe zu thun war nicht die Absicht gewesen. Sie hatten ihr nur zeigen wollen, daß sie über ihr ständen; — aber sie trieben das junge Weib in die Einsamkeit. Sie verschloß sich ganz in sich selbst, wie es die Art starker Naturen ist. Ihr Gatte verstand es nicht sie zu schützen, ja, er kam kaum auf diesen Gedanken, denn er wurde seinen Kindern gegenüber ein Gefühl der Schuld nicht los und gab ihnen sein junges Weib, aus einem Gefühl gerecht zu sein, preis.

Wer aber konnte dies „Preisgeben" nennen? Gewiß keine Menschenseele, ja, wer konnte hier überhaupt etwas Greifbares finden, um es zu benennen?

Und doch — und doch — So ein hilfloses Herz fühlt Streiche, die Niemand fallen sieht, wird verwundet, ohne daß Jemand einen Angreifer gewahr wird. Maria begann unter einem großen Druck zu leben, fühlte sich von nun an unsichrer und fremder im fremden Haus.

Nur in den Pflichten, die sie übernommen, blieb sie heimisch und war rastlos bis in die Nacht.

Die Rastlosigkeit und angestrengte Aufmerksamkeit gab ihr das Magdhafte — Demüthige, Stille. Die klugen, gelehrten Leute hatten ein armes, großes Kind in ihrer Mitte, ein Kind, das nach Wärme und Liebe verlangte.

Sie sahen aber etwas anderes: Eine blonde Hausfrau, so eine von der echten Sorte, so eine von den ganz Engen, von denen, deren Horizont nicht über die vier Wände hinausgeht.

Und die Kinder begriffen den Vater nicht, wie er nach dem Verlust einer geistig bedeutenden Frau so etwas ins Haus hatte bringen können.

Sie waren Alle zu wohlerzogen, um ihre Stiefmutter direkt etwas von ihren Empfindungen fühlen zu lassen; aber, ohne daß sie es beabsichtigten, sickerte ihre Gesinnung durch die guten Formen hindurch und wirkte vergiftend.

Maria, die nur die allerreinste Luft daheim geathmet, nie etwas Verstecktes empfunden hatte, war wie in eine Welt ohne sicheren Boden geraten.

Sie empfand, als sollte sie an der Höflichkeit ihrer großen Stiefkinder verschmachten.

Und wunderlich, Vater und Kinder schlossen sich eng und enger an einander — enger als je zuvor.

„Maria," sagte ihr Gatte manchmal zu ihr, wenn er sie so ganz in ihren Hausfrauensorgen aufgehen sah, „Du solltest Dich uns mehr widmen, mein Herz."

Er gedachte seiner sonderbar träumerischen Idee, die er während jener goldenen Sommertage gehegt hatte, daß er Maria am liebsten als

Digitized by Google

alttestamentarische Hausmagd in sein Haus führen wollte, als urweltliche, treue, aufopfernde Magd, als etwas, was es nirgends gab und wohl auch nie gegeben hatte.

Aber sonderbar, die Wirklichkeit war seinem Traume nahe gekommen, und er hätte lügen müssen, wenn er sich in diesem Traume nicht recht wohl befunden hätte.

Diese ruhige geduldige Seele im Hause war Allem, ohne daß sie es sich selbst zugaben, eine Wohlthat.

Sie hatten so viel mit ihren eigenen Persönlichkeiten zu thun, und sie gehörten zu den modernen Menschen, die ihre Individualität wie ein Kunstwerk ausarbeiten und die jene mit Recht oder Unrecht mißachten, die sich selbst auflösen, die aus der eigenen Persönlichkeit Freude, Nahrung, Lebensstärkung für Andere bereiten.

Je hilfreicher und treuer Maria wurde, je mehr gab sie sich preis und sank im Werth, denn sie war nicht hilfreich und treu aus innerer Freudigkeit heraus, sondern, weil sie sich nicht behaupten konnte, weil sie sich betäuben wollte.

So gingen drei Jahre hin.

Die Familie lebte ihre stillen Tage, so ein gut bürgerliches Leben. Drei, viermal gab es im Winter Einladung, wo sich des Professors Haus im vollen Glanze zeigte. An solchen Tagen pries man ihn glücklich seiner schönen, tüchtigen Frau wegen, bewunderte der einen Tochten Virtuosenthum, das vorzügliche Souper, die guten Weine, that des Professors Gesellschafts-Cigarren alle Ehre an.

An solchen Abenden hörte Maria freundlich lächelnd ihrer Stieftochter Klavierspiel zu, diesem Klavierspiel, dem sie, wo sie konnte, auswich; denn es riß ihr am Herzen. Es that ihr weh. Sie verlor die Fassung. Ungestüme Lebenssehnsucht ergriff sie. Sie hatte in dem vornehmen behaglichen Salon, in dem der Flügel stand, oft aufschreien mögen in heißem Glückesverlangen. Ihre beiden Stieftöchter aber meinten: „Ein schlimmes Zeichen."

Nein, zwischen den beiden Mädchen und des Vaters junger Frau war auch nicht das leiseste Verständniß für einander aufgegangen.

„Gott Lob," sagten die Beiden manchmal zu einander, „daß sie uns wenigstens mit Stiefgeschwisterchen verschont, das kann man ihr nicht hoch genug anrechnen."

Niemand im Hause war sich der Brutalität bewußt, mit der man gegen sie empfand und Niemand ahnte die Einsamkeit, in der sie lebte und sie waren alle feine, hochentwickelte, vortreffliche Menschen.

* * *

Von Pflichttreue, Aufopferung überdeckt, brannte in dem jungen Weib, ein sie quälendes, verzehrendes Feuer. Ihr starkes, natürliches Wesen wollte unbewußt sein vollgerüttelt Maaß Lebensfreude und Befriedigung. Sie lebte vornehm und besser, als sie es sich je geträumt hatte. In allen Dingen war sie wohlversorgt und hungerte doch nach dem starken Lebensbrot. Diese aus Hunger und Ueberfluß zusammengebraute Daseinsform war schmerzlich und erregend zu tragen. Der Ueberfluß that weh, wie die Sehnsucht.

Diese prächtigen, schönen Glieder des jungen Weibes, diese rosige Haut, die in der großen vollen Sonne aufgeblüht war, das getreidefarbene starke Haar, alles schrie nach Glück und Sonne.

Digitized by Google

Nichts an ihr war geschaffen, um in frommer Unnatur dahinzuleben.

Sie war an die Stelle der ersten, längst gealterten Frau des Professors getreten. Dieser Platz, der der kleinen, verblühten Dame völlig genügt hatte, beengte die junge Riesin, ließ ihr keine freie Bewegung, nicht Luft genug für die tiefen sehnsuchtsvollen Athemzüge. Was ihr eigentlich fehlte, wußte sie selbst nicht, denn als gutes Kind scheute sie das Wesen ihrer Gefühle zu ergründen. Ein Wissen ihres Zustandes wäre ihr als undankbares Verbrechen erschienen. Eins, das wußte sie aber peinigend klar, die kalte, sich immer gleichbleibende Höflichkeit ihrer Stiefkinder, ließ sie nach der süßen Zärtlichkeit ihres eigenen Kindes leidenschaftlich verlangen. Und das sollte und konnte nicht sein. Sie war nun fast schon vier Jahr verheiratet.

Nachts biß sie sich voll hoffnungsloser Verzweiflung in den festen Arm, auf dem ihr Haupt ruhte. Sie wollte ihr eigenes Leben spüren — nur das eine nicht — diese vernünftige Hoffnungslosigkeit.

O, diese Nächte voll Sehnsucht! Niemanden hatte sie, an dessen Herz sie hätte ihren Kopf legen können, Niemanden auf der Welt.

Der Professor hatte die lebendige Natur selbst in sein Haus genommen, damit es bei ihm sonnig und warm würde, daß alles im Haus, was verkümmert und überfeinert war, aufblühen sollte; aber er hatte nur an sich und die Seinen dabei gedacht.

Er, den die Mütterlichkeit ihres Wesens vor allem bezaubert hatte, war fremd und fast unangenehm berührt, als in tiefer Nacht seine Zimmerthür zaghaft geöffnet wurde und ein Lichtschein hereinglitt, der eine weiße Gestalt weich beleuchtete.

„Was ist denn?“ frug er schlaftrunken. „Ist was?“

„Ach nein,“ sagte sie und sank vor seinem Bett in die Kniee und verbarg ihr Gesicht in seinen Kissen. „Ich bin nur so traurig.“

Mit Mühe scheuchte er den schweren Schlaf von sich.

„Na, weshalb denn traurig?“ Er konnte sich gar nicht in diese Situation hineinfinden.

Da brach aber ein so heißes von den Kissen ersticktes Schluchzen los. —

„Tröste mich! — Sag was!“

„Ja, was denn um Himmels Willen?“

Er richtete sich etwas auf.

„Ich habe kein Kind!“ Wie ein undeutlicher Aufschrei kam das heraus, so ein gequältes Aufschreien.

„Ich fürchte mich jetzt so allein!“

Diese ruhige, pflichttreue, junge Frau so fassungslos zu sehen, war ihm unbegreiflich.

„Na, na, was ist denn das?“ Ach, wie unbequem das war! So etwas würde doch nicht öfter vorkommen?

„Sei ruhig.“

Da stand er ja vor einer schönen Geschichte, er, der vor allen Dingen Ruhe brauchte.

Und was sollte er nun da sagen?

„Aber Maria, mein Herz, es giebt doch genug Frauen, die keine Kinder haben. Ist das so etwas Außergewöhnliches?“

„Ja, und was weißt Du denn von denen?“ frug sie hastig.

„Du hast doch alles was Du willst,“ fuhr er fort. „Die besten Kinder von der Welt! Na! und Du bist nicht zufrieden!“

„Tröste mich!“ schluchzte sie. „Sag was!“

Digitized by Google

Er strich ihr über das Haar.

„Nu, weißt Du, wenn alle Menschen alles und jedes haben wollten; — was würde daraus?“

„Denk an die armen Menschen ringsumher, an die Kranken und Elenden, die Verbrecher und Hungrigen — und dann denk an Dich — — und schäm Dich ein wenig, mein Herz. Ei, ei, so undankbar!“

„Dir ist's gleichgiltig, ob wir ein Kind haben oder nicht?“

„Gleichgiltig? — nein, mein Herz,“ sagte er ruhig.

„Ach!“ schrie sie auf, kurz wie ein Stöhnen — „und ich — sterbe vor Sehnsucht!“

Da lag Alles darin. Sie hatte durchschaut. Er, der satte Mann, der alles genossen, bei dem naturgemäß Ruhe und Beschaulichkeit eingetreten waren, und sie das nach Glück und Liebe und Leben hungernde Weib, das vom Schicksal sein Kind, sein einziges Eigentum auf Erden wollte.

„Komm, gieß Dir mal in das Glas Wasser hier, aus dem Fläschchen ein paar Baldriantropfen.“

Er setzte sich ganz auf, nahm selbst das Fläschchen und tröpfelte ihr behutsam sechszehn Tropfen ins Glas.

„So, mein Kind, nun trink.“

Sie trank. Sie war ganz ruhig geworden, denn sie hatte durchschaut.

Er hatte Alles.

Sie hatte Nichts, und die Lebensthüre sollte ihre ewig zugeschlagen bleiben.

Nein, er konnte sie nicht verstehen! Nutzlos war es gewesen, daß sie gekommen, daß sie ihn geweckt hatte. Er konnte sie nicht trösten, denn er ahnte ihre tiefe Noth nicht.

Sie wünschte ihm: Gute Nacht. Er faßte ihre Hand. „Ist Dirs besser?“

Sie nickte.

„Aber auch gewiß besser?“

Sie nickte wieder und lächelte.

Dann suchte sie ihr Zimmer auf, streckte sich in ihrem Bette aus.

Die Tücher waren noch lau, von so einer einschläfernden Lauheit. Die sechszehn Baldriantropfen hatten sie müde gemacht und die Erkenntnis, daß sie Niemanden auf Erden habe, der sie verstände und trösten könnte.

* * *

Mehr und Mehr empfand sie das auf sich selbst Angewiesen sein und trug an diesem Bewußtsein wie an einer schweren Last.

Ihre einfache, großzügige Natur lag ihr selbst durchsichtig vor Augen.

Sie kannte ihren Schmerz und ihre Verlassenheit — und etwas Nebelgraues zog in sie ein.

Ja, es legte sich etwas Nebelgraues über ihr goldiges Haar, ihre rosigen Farben und sie bekam eine spießbürgerliche gedrückte Beimischung in ihr freies frisches Blut. Das Traurigste, was einem Menschen geschehen kann, geschah ihr: Die lebendige Idee ihres Wesens und ihrer Erscheinung schien sich zu verlieren, war nicht mehr in jeder Bewegung zu spüren. Fremdes, das eigentliche Wesen Auflösendes drang ein.

Sie suchte Trost in der Religion, saß in stillen, dämmrigen Stunden in der guten, alten geheimnißvollen Frauenkirche und starrte in das unklare

Digitized by Google

mystische Licht, das durch mächtige Säulenreihen wie eine trübe zarte Fluth rieselte.

Ihre arme sonnenheiße Seele wollte sich hier kühlen, wollte die Sonne vergessen und die Sonnensehnsucht und goldnen Aehrenfelder und das fruchtbare lebendige Menschenleben.

Der blaue Himmel oder der graue Regenhimmel that ihr weh und auch die grünen Bäume, wie alles und jedes Lebendige, denn mit Allem, was sie leben sah, wollte sie leben. Deshalb ertrug sie in solchen einsamen, geheimnißvollen Kirchenstunden gar gern einen schweren, steinernen Himmel und steinerne Bäume und einen ewig steinernen Erdboden und eine stille todte Luft, die die heiligen Sonnstrahlen nicht kannte.

Ja, so etwas dachte und fühlte sie oft. Ihren alten Herr Gott hatte sie so recht von Herzen nur immer unter freiem Himmel anbeten können.

Hier, in der uralten Kirche, das war ein ganz anderer Gott — ein Gott mit einem kühlen, saugenden Athem, der sehnsüchtigen Menschenseelen ihr heiße Lebenssehnsucht aussog und sie kühl und starr und unbeweglich machte.

Ihr war es oft als ob ihre gleichgültig und müde gemachte Seele, von ihr losgelöst an den Säulen hinstrich, zärtlich bang sich an sie schmiegte und die steinerne Kälte in sich einrinnen ließ.

So war der arme Gottesdienst des Weibes, das nach Sonne verlangte, dessen Daseinsarbeit darin bestand im Schatten stehend die Lebenssehnsucht zu ertöten, wie eine Mutter ihr einziges Kind töten würde, um damit ein frommes Opfer zu bringen, mit eben solchem herzschneidenden Weh.

Im Hause des Professors hatten die kühlen, klugen, hochgebildeten Leute jetzt ein wildes, verzweifeltes Stück Natur, das ihnen brav und tadellos das Haus führte.

Sie würden sich entsetzt haben, wenn sie es hätten verstehen und durchschauen können.

Sie sahen aber Alle die magdhafte, pflichttreue Hausfrau, die sie durch und durch und bis zum Ueberdruß zu kennen vermeinten.

„Zu all ihren Vorzügen ist sie nun noch fromm geworden," sagten die Stieftöchter und ahnten noch nicht, was das Leben ist und was es heißt, wenn eine Seele „fromm" wird. Sie wußten nicht, daß die blonde Frau bei ihnen daheim an Kälte gestorben war, und daß ihr armer Körper bei ihnen nur noch umging.

Ja, die Menschen wissen nichts von einander.

* * *

Ein junger Mann aus Marias Heimath, der ihr Vaterhaus, ihren großen Garten und ihre Geschwister kannte, kam in das Haus des Professors, um Grüße zu bringen.

Er war mit den Immenbachschen Kindern aufgewachsen und in Marias Alter, kannte, was sie kannte und liebte und war ein blonder frischer Mensch, der Immenbachschen Rasse ähnlich, ein echter Jugendfreund, einer, der zu dem harmlosen goldigen Riesenvolk gepaßt hatte.

In früher Jugend schon war er in die weite Welt verschlagen worden und hatte sein Glück gemacht, ein arbeitsvolles, ganz gesundes Glück.

In Macedonien hatte er seinen Platz als Ingenieur gefunden und

Digitized by Google

war jetzt gekommen, um sich die alte Heimath, die alten Menschen und seine Studienstadt München einmal wieder anzuschauen.

Die Immenbachs hatten ihn zu Maria, auf die sie Alle stolz waren, geschickt — und er war gern gegangen — denn Maria Immenbach stand ihm in der Erinnerung als die Beste und Schönste des ganzen Nestes — ja, ihm war, als hätte er eine wundervolle vergessene Neigung als grüner Bub zu dem herrlichen Kinde gehabt.

Vom Professor und der ganzen Familie wurde er gastfreundlich empfangen. Er wohnte im Haus.

„Marias Gast!“ sagte der Professor. Sie hatte in der ganzen Zeit seit ihrer Verheirathung kaum einmal jemand ihrer Familie bei sich gehabt, so oft der Professor es ihr auch freundlich angeboten und nun kam gerade dieser Fremde.

Sie hatte sich seiner kaum mehr erinnert, nur seine Augen hatte sie nicht vergessen. — Scharf blickende Augen, vor die man nur ganz gesund und schön und seelenruhig treten mochte.

Sie hatte als Kind gern diese Augen auf sich ruhen gefühlt, so in dem Gefühl: Schau Du nur — ich hab nichts zu verstecken.

Drei Tage wohnte er nun schon bei ihnen und war Allen angenehm.

Maria aber empfand, als wären ihr die Glieder in Ketten geschlagen.

Jetzt erst wurde sie selbst es inne, daß sie ihr Lachen verloren hatte, daß ihre Bewegungen unfrei, unvornehm geworden waren. Ihr war, als lastete das ganze Professorenhaus auf ihr, als stünde sie zu jedem Menschen und jedem Möbel in einem drückenden Verhältniß.

Ihn hatte sie in der freien Sonnenluft gekannt und im glitzernden schneeweißen Winter, in voller Jugendlust und jetzt sah sie ihn in diesen städtischen Räumen wieder, wo man sie nicht verstand und auch nicht besonders liebte.

Er sprach nur wenig mit ihr, seine Blicke aber fühlte sie hin und wieder forschend auf sich ruhen.

Und sie verstand diese Blicke. Er suchte die alte Maria Immenbach.

„Ewig schade,“ dachte er, denn erst jetzt empfand er, daß sie etwas vollendetes gewesen war.

* * *

An einem Abend saßen sie miteinander im Salon. Der April hatte Frühlingsschnee gebracht. Die Lampe brannte und im Ofen knisterten neu aufgeschüttete Kohlen.

Marias Stieftochter spielte Chopin.

Seit Jahren hatte der Gast ein völlig kunstfremdes Leben geführt und war jetzt durch das sensibel empfundene Spiel des Mädchens in träumerisch, weltfremde Stimmung gerathen, die für den gesunden Gewohnheitsarbeiter etwas köstlich Seelen und Körper Ausruhendes bedeutet.

Sie waren nur zu dreien im Zimmer.

Maria saß neben ihrem Gast und lauschte auch auf die weichen perlenden Töne.

Wie schön sie zu spielen verstand, das zarte fleißige Mädchen.

Noch nie hatte Maria die Fläche ihrer Seele dieser Musik so hingegeben wie heute. Sie hatte sich bisher gegen solche Töne innerlich aufgelehnt und jetzt spülten sie wie laue, lösende Wellen über sie hin.

Digitized by Google

Endlos hätte sie hören können.

Eine fremde bewegte Männerstimme flüsterte hin und wieder vorsichtig leise, um die Spielerin nicht zu stören, nach Dingen, von denen hier Niemand wußte und nach denen Niemand frug; — und diese Stimme war mit den Tönen wie zu einem Ganzen vermischt und fluthete mit ihnen über sie hin, that ihr körperlich gut. Es kam ihr selbst vor, als wache sie aus einem schweren ungesunden Schlaf auf.

Wie ein warmer Regen über ein sommermattes Blumenbeet fällt und die müden Blüthen lebendig macht, so fühlte sie in sich tausend Dinge sich stärken, und alles nur, weil ein Mensch sie warm und dringlich nach ihrem eignen Selbst frug, nach Dingen, die ihre Erinnerung, ihr Bewußtsein ausmachten.

Sie antwortete wie ein verlassenes wieder aufgefundenes Kind, so erregt, so bang, so schmerznachzitternd, so daß auch seine Stimme weich und weicher wurde.

Das große arme Kind mit der verlassenen, einsamen Seele, dem herrlichen, ungeliebten Körper, rührte und bewegte ihn. Ihre, ihr selbst unbewußte Liebes- und Wärmesehnsucht ergriff ihn.

Ja, da hatte er ja die Heimath neben sich, nach der er gedurstet, die Heimath, die einem trauten Stück ungepflegter Erde glich.

Er war umher gelaufen von Erinnerung zu Erinnerung und nichts Lebendiges war ihm begegnet. Wie ein abgeschiedener Geist hatte er die Dinge gesehen und war heimathloser wie in der Fremde geblieben; aber hier in dieser Dämmerecke, in dieser leichtdurchheizten, von perlenden Tönen durchzitterten Zimmerluft, begann das Heimische zu keimen —, hier war er auf das Lebendige gestoßen wie mit Fühlfäden.

Er war so bewegt, so warm.

„Lehnen Sie sich besser zurück, Sie sitzen nicht bequem," sagte er leise zu Maria und schob ihr ein weiches Kissen behaglicher.

Weh that ihr diese Fürsorge bis in die Seele. Diese eine Bewegung sagte ihr: Du lebst ohne Fürsorge.

Sie erröthete tief. Etwas Verlegenes, Unsicheres sprach sich mit einem Mal in ihrer ganzen Haltung aus — etwas Ungeliebtes — Ungepflegtes, das rührte ihn. Es sprach sich so einfach in ihr aus, daß er verstehen mußte.

* * *

Maria lebte seit diesem Abend träumend. Sie fühlte in sich alle Kräfte blühen wie in einem Sommergarten. Alles war lebendig geworden.

Der lebensaugende Athem des kühlen Gottes aus der Frauenkirche war wie ein Nachtwindchen von der großen Lebenssonne fortgewärmt worden.

Nur nicht denken, nicht denken! Jede Minute leben.

Sie hatte nun tödliche Sehnsucht nach ihm, trotzdem er noch da war. Eine Sehnsucht sondergleichen, die sie fremd und angstvoll bedrängte. — Wenn er ging, nahm er Alles mit, alles Leben wieder, was so warm erwacht war, was endlich erwacht war! O, wie sie sich fürchtete, — vor sich selbst, vor ihm — vor allem und Jedem. Es konnte ihr nur noch Leid geschehen. Sie war ohne jeden Schutz.

Nicht denken — nur nicht denken, denken ist Tod.

Wie sie durch ihn nur lebte!

Welche Qual!

* * *

Digitized by Google

Eine Hand voll Veilchen hatte sie in ihrem langen, lebensdurstigen Traumzustand verstohlen und wie schlafwandelnd gekauft und war in der Dämmerstunde, als sie Niemanden daheim wußte, auch ihn nicht, in sein Zimmer geschlüpft.

Sie hatte vor, ihm die Veilchen auf sein Lager, zwischen die Decke und das weiße Lein-Tuch zu streuen, damit der Duft ihn berührte, ohne daß er von den Blumen wußte.

Mit welcher Angst fürchtete sie, daß er die Blumen doch finden könnte.

Aber es mußte sein, mußte sein, daß sie es that.

Ihres Lebens Seligkeit hing daran, daß sie gerade dies that.

Es war auch das einzige, was sie zu thun wußte.

Eigentlich das einzige auf der Welt, was es zu thun gab — die einzige That. Alles andre war undeutlich und auch ganz verschwunden.

Sie kniete vor dem Bett und hatte das Tuch zurückgeschlagen.

Die Veilchen lagen in ihrer thaufrischen, gebrechlichen Frühlingssaftigkeit auf dem weißen Leinen. Ihr zitterte die Hand. Das Herz schlug ihr wild. Sie drückte die Wange angstvoll zärtlich auf die kühlen Tücher und lebte nur in der Wonne, daß er noch da war — jetzt noch da war!

Die Thür that sich auf und er trat ein, — sah sie in der Dämmerung knieen. Der zarte Veilchenduft erfüllte wie ein feiner Opferhauch das kleine Zimmer.

Das Weib in seiner tiefen, süßen Thorheit blieb fassungslos knieen, blickte ihn aus der weichen Dämmerung heraus wie zu Tode getroffen an.

Er sah nur das Stück Heimath, nach dem ihm gedürstet, das Stück Heimath, das nach ihm verlangte.

Ohne diese wunderliche Stunde wären sie in stummer Qual an einander vorübergegangen; jetzt aber löste sich jeder Zweifel, jedes Bedenken, und über Alles hinweg nahm er sie stumm und heiß in die Arme.

Das Uebermaß von Sonnensehnsucht, das in dem bedrückten Weibe lebte, machte sie groß und frei in dieser abgestohlenen, heißen Liebesstunde, im engen, verschlossenen Gemache ihres eignen Heims, das sie mit vollem Pflichtbewußtsein bisher gepflegt und gehütet, als das Eigenthum eines guten, edeln Menschen.

Gegen ihn ein Unrecht begehen — undenkbar! Für sein Gut und Recht nicht ganz und gar eintreten — undenkbar! Die Pflichten, die sie übernommen, verrathen, — undenkbar! — und doch.

In das große schreckliche Liebeswunder versank sie wie eine weltfremde Göttin, die von Menschengesetz und Satzung nie etwas gehört hatte. Im Arm des geliebten Mannes, ganz von heißer Liebe umfangen, von heimathsuchenden Küssen erstickt, empfand sie durch alle Schauer hindurch eine heilige Verheißung, eine sehnsuchtsbange Verkündigung, einen goldenen Lichtstrahl, und einen großen Glauben, dem sie sich opfern mußte.

Ihr innerstes Wollen, von dem sie ihr Lebtag nichts gewußt, verlangte von ihr das zu thun, was sie that, mit einer Stimme wie ein großer Gott, und sie erbebte vor diesem ihrem mächtig wollenden Willen, der größer war wie ihre Tugend, reiner wie ihre Reinheit, stärker wie ihre duldende Weibeskraft und über alle Sünde erhaben.

Als der geliebte Mann auf den Knieen vor ihr liegend, das Haupt an ihre Brust gepreßt, wie erstickt aufschrie: „Maria ich muß gehen. — Keine Stunde mehr darf ich bleiben. Wir müssen uns trennen.“ Da sagte sie weh, aber mit wunderlicher Ruhe: „Geh“.

Dann banges, banges Schweigen. „Du wirst mich jeder Zeit finden,“

Digitized by Google

flüsterte er heiß, „Du wirst ganz, ganz mein werden, — für immer Maria!“

Da blieb sie stumm.

„Maria!“

Sie antwortete nicht.

„Ich werde Dich nie finden,“ sagte sie hart.

„Jeder trage sein Unrecht — aber nicht mit einander.“

Ein wildes Schluchzen erschütterte ihr ganzes Wesen.

„Ich wollte keine Liebesgeschichte!“ Das kam so heftig, so ursprünglich heraus.

Sie warf sich mit dem Kopf auf die Kissen — „ich wollte,“ — Banges, schluchzendes Schweigen — „ich wollte nichts Böses.“

Darauf erhob sie sich, schlang die Arme um den Hals des Mannes, sah ihm verweint in die Augen und sagte ganz weich und ganz aufgelöst in Liebe:

„Gott behüte Dich — Du. Geh. — Geh. Nie hören wir wieder von einander — Geh — Du hast Recht. Noch diese Stunde.“

Wie Verzweifelte hielten sie sich umschlungen.

Dann ein sich von einander losreißen — und er stand allein im dunkeln Zimmer.

Kein Laut mehr — keine Bewegung, als läge ein Todter hier.

Dann endlich ein sich Regen. Er zündete seine Kerze an, packte in wilder Hast seine paar Sachen und verließ das Haus wie ein Trunkener und mit einem Gefühl verzweifelter Heimathlosigkeit.

* * *

Die ersten Sommerwochen waren gekommen, sonnige, wundervolle Junitage nach einem kalten regnerischen Frühjahr.

Im Hause des Professors rüsteten sie sich zu einer großen Reise.

Dem Professor war ein wissenschaftlicher Auftrag geworden, der ihn für lange Zeit in Athen festhalten konnte, und er wollte Maria und seine Töchter mit sich nehmen.

Maria war in dieser Zeit Allen durch ihr traumhaftes in sich gekehrtes Wesen aufgefallen. Etwas Verschlossenes, Herbes lag über ihr, und nahezu schien sie verstummt zu sein. Die mit sich selbst Beschäftigten beobachteten oberflächlich — nur halb bewußt. Niemand machte sich irgend eine Sorge um sie. Man war an sie gewöhnt und sah sie kaum mehr, wie das so geht.

Nur der Professor machte sich hin und wieder seine Gedanken über die junge Frau, die ihn mit einem häuslichen Behagen umgeben hatte, wie er es nie in seinem Leben gespürt. Unter ihrer Fürsorge war er aufgelebt, fühlte sich verjüngt und zufrieden, und es bedrückte ihn, daß diese sonnige Frau in seinem Hause so verstummt war.

Ihretwegen ganz besonders hatte er sich ausgedacht mit allen seinen Lieben eine neue herrliche Umgebung zu genießen.

Als er seiner Frau zum ersten Mal Mittheilung von seinem Plan gemacht hatte, war sie wie erschreckt mit ihrer Näherei von ihrem Platz am Fenster aufgestanden, die Hände über der Brust gefaltet, die Augen voll Thränen.

„Freut Dich das so, mein Herz?“ hatte der Professor fröhlich gesagt. „Siehst Du, das ist mir aber lieb, daß Dirs so nah geht.“

Digitized by Google

Schluchzend war sie zur Thür hinaus gestürzt und hatte ihn ganz verblüfft im Zimmer zurückgelassen.

„O Frauen! — Was sind Frauen wunderlich!"

Wenige Tage nach diesem Vorfall fand er einen Brief von Maria auf seinem Tische liegen, in dem sie ihn bat, sie für ein paar Tage nach Haus zum Vater und zu den Geschwistern zu lassen.

„Nun ja," dachte er, „weshalb denn nicht?"

Unnatürliche, unverständliche Wesen sind die Frauen. Was ist das nun? Stimmungen über Stimmungen!

Wahrhaftig, du ewige Causalität, du lückenlose, das Weib ist dir dennoch entkommen. So dachte der gute Mensch in einer Art Professoren-Humor.

* * *

Maria reiste. Ihr Abschied war stumm und erregt.

„Weißt Du, Maria," er klopfte ihr väterlich sanft auf die Schulter, als sie ihm die Hand gereicht; „Du vernünftiges tüchtiges Wesen — Du solltest doch nicht . . ."

Da schaute sie ihn mit großen, bangen Augen an.

„Ich meine," sagte er. — „Es liegt doch absolut nichts vor — Du wirst doch nicht, wie sie Alle es thun, mit Launen Dich abgeben? Weißt Du, das wäre schade um Dich, mein Kind."

„Wer giebt sich mit Launen ab?" frug sie wie im Traum.

„Die Frauen."

„Die Frauen?" frug Maria, „das scheint wohl oft nur so?"

* * *

Zwei Wochen gingen ins Land, ohne daß Maria an ihren Gatten geschrieben hatte, — da kam ein Brief mit der Bitte, daß er zu ihr kommen möchte, wenn auch nur auf einen Tag, auf wenige Stunden.

Der Brief enthielt keine Andeutung, um was es sich handelt — und machte einen dringlichen Eindruck.

Der Professor empfand keine besondere Befürchtung. Sehr unbequem war ihm aber dieser Eingriff in sein gewöhntes Dasein. „Herr, mein Gott", dachte er, „wo soll ich die Zeit hernehmen?"

Auf dem Weg zu seiner Vorlesung stand ihm mit einem Mal klar vor Augen: „Sie will gewiß versuchen, ob es ihr glückt, nicht mitzureisen." Er erinnerte sich jetzt ihrer Gleichgiltigkeit während ihres Aufenthalts in Italien.

Dieser Gleichgiltigkeit hatte er sich nicht erinnert, als es ihm bequem war, ihr mit der großen Reise eine Freude zu machen.

Jetzt war er verstimmt, sie gehörte zu seinem Behagen, die Reise bekam ein ganz anderes Gesicht, wenn sie nicht mit wollte, wurde für Alle so viel mühseliger.

Schon die zwei Wochen Strohwittwerschaft waren ihm nicht recht. Alles, besonders das Essen hatte etwas Liebloses bekommen, fast wie früher.

In Marias Art, die Speisen zu bereiten, lag Zärtlichkeit. Ja, er hatte ihre Güte, ihre Lebensfreudigkeit gewissermaßen gegessen.

Digitized by Google

Ganz grob sinnlich war es sein Magen gewesen, der ein Urtheil über sie gewonnen hatte — und zwar ein recht freundliches.

* * *

Nun, er reiste also. — Da ließ sich nichts machen.

Auf dem Weg zum Bahnhof kam es ihm wie ein Epigramm in den Sinn, das folgendermaßen lautete: „Die beste Frau ist die, von der man nichts merkt." So sollte es sein.

„Und es war bisher so", dachte er nebelhaft weiter, wie bei dämmerndem Bewußtsein.

* * *

Die Immenbachs fand er im vollen Sommerglück. Der Garten glühte von Blumen, die Obstbäume beugten sich, wie damals, als er sich sein Weib heimholte. Die Sonne lag brütend über der ganzen fruchtbaren Herrlichkeit, und über der weiten goldgelben Ebene wölbte sich der Himmel wie eine blaue Glocke.

Der gehetzte eifrige Mann spürte hier wieder Mutter Erdens Nähe so seelenlösend. Seine wissenschaftliche Bedeutung, seine ganze Wichtigkeit begann wie tropfend von ihm abzuthauen, und so etwas Fremdes, Weiches, Menschliches rührte sich. Ihm war, als strichen duftende Hände über ihn hin und strichen Alles fort, was er war, was er zu sein glaubte.

Unerwartet kam er an, und wie er den Weg, der zwischen dem langen Streifen Sommerblumen auf das Haus zuführte, ging, mußte er stehen bleiben und lauschen und schauen.

Aus der weiten Laube nahe am Haus hob eben ein wundervolles, süßes Lied vielstimmig an. Ein so einfaches, gutes, starkes Lied, ein Lied wie der Sommer selbst. Was es Schönes auf Erden giebt, Sonne und Liebe und Sehnsucht und die große Freude am Leben lagen darin.

Wie der Professor so stand, stieg es ihm warm zum Herzen und in die Augen.

Alle Erinnerung war wie von ihm gewichen und nur noch ein paar liebe, freie Jugendstunden waren noch mit ihm verbunden.

Die Immenbach'schen Töchter und Maria sah er um einen mächtigen Tisch stehen, einen Haufen duftender Gartenerdbeeren ordneten sie in Körbe. Sie waren ganz versunken in ihre Arbeit und ihren Gesang.

So schön und stark standen die jungen frischen Geschöpfe da.

Aus der weiten Laube strömten mit dem Gesang Lebensfreudigkeit und Jugendwonne in die blaue, warme Sommerluft hinaus.

Wie fremd erschien ihm sein Weib unter diesen köstlichen Gestalten, selbst so schön und jung und froh.

Er sah sie mit einem Mal wieder in demselben Zauber, in dem er sie früher gesehen.

Wie hatte er wagen können, dieses Geschöpf in sein Haus, das der großen freien Natur so fern stand, zu verpflanzen? Da war nichts Magdhaftes, nichts Gedrücktes, nichts Verstummtes, königlich stand sie und sang und arbeitete mit dem anderen blonden, prächtigen Volke.

Sie bemerkten ihn erst, als er ganz nahe bei ihnen war. Da sah er, wie Maria bei seinem Anblick erbleichte.

Freundlich und erstaunt wurde er von den Andern begrüßt.

Ja, hat euch denn meine Frau nicht gesagt, daß ich kommen sollte?

Digitized by Google

„Nicht ein Wort davon“ und alle Blauaugen richteten sich fragend auf Maria.

Die stand noch immer tief erbleicht und sagte: „Ich erwartete Dich noch nicht, — aber Alles ist bereit. Komm ins Haus und ruh.“

Dann saßen sie alle mit einander am Theetisch, die Immenbachs Mädel noch immer in der sanften Wellenbewegung eines fröhlichen Erstaunens. Maria eigenthümlich fremd und ernst, versäumte aber keinen Augenblick, eine aufmerksame Wirthin zu sein.

Einen ganz eigenthümlichen Eindruck machte sie auf den Professor, schön und vornehm in ihrer gehaltenen Ruhe.

Hier war sie daheim, — bei ihm nicht. „Willst Du nun etwas auf Dein Zimmer gehen?“ frug sie.

„Nein, Maria, laß uns den Tag genießen. Geh mit mir solch einen Weg wie einst.“

„Ja“, sagte Maria, erhob sich langsam, schritt zögernd auf die stattliche Reihe wetterharter Gartenhüte zu, die noch immer ihren alten Platz hatten, nahm einen davon und setzte ihn sich auf ihr blondes Haupt.

„Ich bin bereit“, sagte sie.

Er mußte lächeln, das paßte so ganz zu ihr, dieser langsame Griff nach irgend einem der abenteuerlichen Hüte. Sie brauchte einen Schutz gegen die Sonne. Alles andre war Nebensache, ob dieser Schutz sie kleidete oder nicht.

Sie war, die sie war.

Er sah sie heute, wie er sonst nur Kunstwerke zu sehen verstand.

So gingen sie miteinander.

Es mochte gegen sechs Uhr abends sein. Die Sonne hielt in ihrem Sommerrecht; ihr gehörte jetzt diese Stunde, die sie durchwärmte, mit ihrer Liebeskraft durchströmte.

Herbst und Winter mochten sie die Stunden dann wieder auskühlen.

Heute aber lebte sie! strahlte in warmem Nachmittagslicht, voll und tief.

Die Felder dufteten. Sie hatten schon einen warmen Goldton. Wie in endloses Blau hinein, schmetterte eine Lerche ihr starkes Lied von der Lebenswonne, die wie ein Wunder in diesem heißen lebendigen Federstäubchen lebte, das da oben im Sonnenlichte wirbelte.

Maria ging stumm neben ihrem Manne her.

Er sah, wie sie sich niederbeugte und einen schweren, müden Halm mit einer mütterlichen Bewegung wieder mit dem Meer seiner Brüder vereinigte.

Aus dieser selben Bewegung war einst bei ihm der Wunsch entstanden, sie bei sich zu haben, und sich mit ihr zu verbinden.

Sonderbar, nun hatte er wieder daran gedacht, daß seine Liebe zu ihr in ihrer Mütterlichkeit Wurzel geschlagen.

Auch jetzt dämmerte es ihm nur leicht, berührte ihn kaum.

„Sage mir,“ frug Maria nach langem Schweigem, aber so wahr wie ein Mensch zum andern überhaupt sein kann: „Gehöre ich nothwendig zu Dir?“

„Wie denn, mein Kind, was willst Du denn?“

„Es ist eine ernste Frage, Du mußt mir antworten.“

„Ich Dir? weshalb denn?“

„Es ist nothwendig,“ sagte Maria.

„Nun aber, natürlich gehörst Du zu mir?“

Digitized by Google

„Wie Geist zum Geist und Leib zum Leib?“ frug sie weiter — und sagte selbst ruhig und entschieden: „Nein.“

„Wie kommst Du darauf?“ frug er unwillig erstaunt. „Laß das!“

„Nein,“ sagte sie. „Ich muß das alles fragen, denn ich muß Dich, vor etwas, so viel in meiner Macht steht, bewahren.“

„Was hast Du denn, Kind?“

„Laß mich reden,“ bat sie, „Deinetwegen. Du kennst meine Seele nicht, und ich nicht Deine. Meine Jahre sind Dir fremd und mir Deine. Dein ganzes Leben ist mir fremd und Dir meins. Uns ist gegenseitig an uns beiden alles fremd.

Du brauchst mich garnicht.“

„Maria, was soll das Alles?“

„Sag mir, im Namen Gottes,“ bat sie flehend, „ob ich Dir irgendwie nahe stehe, ob Ihr alle Euch nicht viel besser befändet, wenn irgend Jemand wie ich, Euer Haus führte, so wie ich es that, ohne zu Euch zu gehören?“

„Soll das heißen, Du willst wieder frei werden?“ frug er gereizt.

„Was ich frage, muß gefragt sein. Ich bitte Dich, denke mit mir! — Wenn ich stürbe, — stirbt Dir nur eine gute Magd, — sagen wir so. Wenn Du über mich trauertest, wärest Du Dir selbst nicht klar. Ihr würdet auch alle nicht um mich trauern, es würde Euch nur unbequem sein. — Im Grunde nur das.“

Sie sprach seltsam ruhig.

Sie standen sich jetzt gegenüber. Der Professor hatte seine Hand anf ihre Schulter gelegt. „Kind! Kind! versündige Dich nicht.“

„Nein, es ist alles so, wie ich's sage.“

„So — nun also.“ In dem braven Manne stieg der Zorn auf. — Er legte seine Hände auf dem Rücken zusammen und ging, als bereite er sich zu einer seiner Vorlesungen vor, ganz in sich selbst versunken.

„Wenn ich Dir sage,“ begann er heftig, „daß ich Dich wie eine Tochter liebe, — genügt Dir das?“

„Nein,“ sagte sie.

Er schaute auf.

„Ich bin Dein Weib und nicht Deine Tochter.“

„Nun — mein Gott — ja. Du hast gewußt, daß ich kein Jüngling bin. Hätte uns Gott ein Kind schenken wollen, so hättest Du dies Glück wie Andere auch genossen. — Ja, aber es sollte nicht sein. Es war Dir nicht bestimmt.“

„Also, Du liebst mich nicht mehr wie Dein Weib?“ frug sie weich — wie beseligt. „Sag es noch einmal!“

„Nun, — was willst Du denn?“ Er war ungeduldig. „Ich denke nicht, Maria, — aber ich liebe Dich dennoch.“

„O — Du!“ rief sie. In ihren Augen standen Thränen. „Ich danke Dir! — Nächtelang habe ich Gott gebeten, — daß es so sein möchte, daß Du so antworten müßtest. — Nicht um meinetwillen, aber um Deinetwillen.“

Dann brach sie ab, über ihr Gesicht zog ein leiser Ernst. Sie stand immer noch vor ihm, faßte seine beiden Hände und sagte, wie es nur die weltfremde Göttin thun konnte, um die er hier einst gefreit: „Ich war eine Nacht das Weib eines Andern und fühle mich Mutter.“

Er ließ ihre Hände fahren und starrte sie an.

Ihr war, als wenn er taumelte, und sie machte eine Bewegung um ihn zu stützen.

Digitized by Google

„Laß! — laß! — Geh!“

Das wurde hastig, wie außer sich hervorgestoßen!

„Laß Dich nicht hinreißen — sei ruhig —“ bat sie — „um Deinetwillen. Gott behüte Dich.“ Sie faßte seine Hand. So mütterlich, so hingebend gut stand sie vor ihm, so einzig in ihrer Art.

„Du armer Mann — Du Armer — Gönn mirs — um Deinetwillen. Glaub doch nicht, daß Du unglücklich sein mußt! Ich will Dir dienen, und wenn Du mich nicht mehr magst, bleib ich hier beim Vater; die beiden Schwestern heirathen nun, da bin ich am Platz.

Ohne Kind wär ich verschmachtet.“

Das war alles so einfach, so richtig und so weltfremd.

Hier unter dieser großen, blauen Himmelsglocke, vom goldenen Getreide unabsehbar umwogt, begleitet von dem unausgesetzten, erdenwohligen Lerchentriller, fühlte er gegen seinen Willen ringsumher eine Macht aufgerichtet, gegen die er nicht konnte wie er wollte, die ihn sanft überwältigte und gleichsam erstickte.

Mutter Erde duftete nach Korn, blühte betäubend, einschläfernd, und das blonde, ruhige Weib mit der weichen, vollen Stimme in der Angst um ihn bebte. Große, gewaltige Mutter Erde, die hier in der kornwogenden Einsamkeit wie unmittelbar mit diesem naturfremden Manne in Berührung kam!

Ihm war, als schaute er in ein uraltes Mysterium, — ihn schwindelte.

Nie hätte er sich in eine solche Lage, wie er sie jetzt im schweren Traume erlebte, hineindenken können. Taumelnd ließ er sich auf einen alten Meilenstein nieder. —

Ja, und sie stützte ihn. Mütterlich schützte sie ihn, wie den Halm, den sie dem Meere seiner Brüder wieder anschloß — nicht anders.

Er empfand ihre starke Mütterlichkeit wie einen Schauer. Das Weltfremde in ihr, das Ureinfache hatte es ihm wieder angethan.

Verfluchen, mißachten und verstoßen sollte er sie.

Ihm war betäubt zu Muthe, — die schwere Betäubung nach einem großen Schreck.

Daß ihm so etwas passiren konnte — so etwas ihm! Das war einfach undenkbar! — und doch!

Er sah, wie sein Weib die gefalteten Hände zu ihm aufhob — da winkte er ihr, zu gehen.

Wie ein Bann lag über ihm eine schwere, lähmende Dumpfheit. Die Art aber, wie er Maria zugewinkt, mußte etwas Tröstendes für sie haben, denn sie faßte seine Hand und küßte sie demüthig.

Die Hand sank matt herab; mit der andern stützte er sein Haupt. So blieb er sitzen und sie ging.

Das Außerordentliche hielt ihn wie in Ketten. Er stand ihm hilflos wie ein Kind gegenüber.

Was sollte geschehen?

Nein, so weit dachte er noch gar nicht. Er fühlte das Altsein wie eine wehe Trauer — und Mutter Erde war so stark und jung und gleichmütig. In ihrer Werdewonne erschien sie ihm, dem Alten, so fremd.

Wies es um ihn her wogte und glänzte und jubilirte! Es trieb und wuchs und wollte in die Unendlichkeit hinein sich fortsetzen.

Er selbst erschien sich hier wie etwas Vergangenes, wie er so gebeugt und widerstandslos saß, und fühlte das Gegenwärtige wie über sich hinwegwachsen.

Digitized by Google

Ach — wie er ermattet war von diesem Schreck.

Sie hatte seine große Güte getreten. Pfui!

Da stieg sie vor seiner Seele auf wie ein Kunstwerk — und er konnte sie nicht mißachten.

* * *

Als er in der Dämmerung mit schweren Schritten rathlos, was zu thun, auf Immenbachs Haus zuging, ja selbst rathlos, was er fühlen sollte, da stand sie an der Gartenthür.

Sie wartete auf ihn.

Mit einem demüthigem Muth ging sie ihm entgegen und sagte:

„Mir war so angst um Dich, thue mit mir, was Du willst". — Und wieder küßte sie ihm die Hand; nicht sklavisch, nicht unterwürfig, sondern wie ein Mensch, der dem Andern wieder Willen wehe gethan und ihn wieder heilen möchte.

„Maria — Maria," sagte er. „Mein ganzes Leben war rein."

Sie preßte die Hände vor die Stirn. Ein Schluchzen erschütterte sie.

„Geh mit mir," sagte er kurz und tonlos.

Sie führte ihn in das Fremdenzimmer, in dem er vor Jahren schon gewohnt. Die Lampe brannte, der Tisch zur Abendmalzeit war für ihn allein gedeckt. Ein Rosenstrauß duftete, der Theekessel summte bald.

„Darf ich Dir helfen?"

Sie goß ihm den Thee ein und schnitt ihm ein kaltes Hühnchen zurecht.

„Iß bitte. — Du wirst sonst krank!" Wie sie demüthig und ruhig schien, ein Weib, das bereit war, jedes Schicksal zu tragen und doch sich nicht selbst verloren hat.

Keins von Beiden sprach mehr ein Wort. Er aß ein paar Bissen, trank eine Tasse Thee. Sie reichte ihm Brot und Salz.

„Schlaf wohl, Maria," sagte er dann und gab ihr die Hand.

Somit hatten sie sich fürs erste zum letzten Mal für lange Zeit gesehn.

* * *

Vor Tagesanbruch machte sich der Professor zur Bahnstation auf und hinterließ seiner Frau einen verschlossenen Brief.

* * *

Maria findet diesen Brief im Zimmer ihres Gatten, öffnet ihn mit bebender Hand und liest:

„Ich bleibe Dein Freund — Erwarte mich bei deinem Vater. Wir reisen jetzt. Du hörst von mir."

Sie hatte die ganze Nacht kein Auge geschlossen und sank nun in die Knie und weinte und lachte und hätte die Luft umarmen können.

Dann geht sie hinaus in die wundervolle Sommermorgenfrische — so voller Glück und Frieden.

Hinter dem Gemüsegarten dehnen sich die Felder aus.

Auf dem grünen Grasrain, zwischen Feld und Gartenmauer, läßt sie sich nieder — ganz in sich zusammengekauert.

Sie ist müde — so müde — müde nach langer Angst und erlöst von langer Angst.

Jetzt ist sie gerettet! — und Alle sind gerettet!

Digitized by Google

Ihren Kopf birgt sie ins volle Gras und küßt die kühlen festen Halme, die ihr die Lippen streifen.

Nun streckt sie sich.

Wie wohl es ihr ist.

Und so versteckt vom wogenden Korn liegt sie wie ein Kind in Mutterarmen.

Niemand sucht sie hier.

Niemand ahnt die große Seligkeit.

Niemand weiß von ihrer Noth, die ihr guter Freund von ihr genommen.

Sie ist freigesprochen.

Und keiner kannte ihre Sünde.

Und voller Sommer ist's!

Und sie ist Mutter.

Das ist Alles so schön.

Sie ist befriedigt, wie sie es nicht als Kind war.

Ein Windchen weht über die Aehren. Das Licht liegt warm und golden über die Welt. Ihr Zopf hat sich gelöst und schimmert auch wie Gold in der Sonne.

Sie schläft fest ein und träumt von etwas Weichem, zarten Goldigen, das sich ihr in den Armen, an der Brust regt — ihr Kind! — Nein — Ja — nein, ja, — es ist das Köpfchen eines Küchleins, was sie da sieht, groß wie ein Kinderköpfchen — ganz goldig, flaumig, warm pulsierend — und duftet nach Kornblüthe.

Und eine Liebe — eine Liebe — regt sich in ihr zum Hinsterben, da hört sie sich singen: „Goldvogel weint — Goldvögelein lacht."

Da liegt die ganze große Seligkeit darin, wie in einem Zauber.

Ihr erscheint das so wundervoll schön.

„Goldvogel" heißt es —! Da kommen ihr süße selige Thränen in die Augen.

Und still, ohne Regung liegt sie und spürt erschauernd den Traum.

Digitized by Google

Eine Zeitphilosophie.

Von **Karl Joël.**

Seit ich denken kann, ist es mir ein Rätsel und eine Klage: warum die Zeit und der Gedanke heute sich fliehen, warum die Philosophie, die laut Hegel immer eine Zeit ist in Gedanken gefaßt, dieser Zeit nicht kommen will. Das Buch, das vor mir liegt, G. Simmel, Philosophie des Geldes*), hat es mir gesagt. Man wird mir nicht von Nietzsche sprechen, der uns inzwischen erschienen. Nietzsche ist nicht Philosophie der Zeit, sondern Philosophie gegen die Zeit. Das ist sein Trieb, seine Kraft, sein Ethos. Er begann als der „unzeitgemäße Betrachter" und stieg in immer höhere Fremde, über das Vergängliche zur Wiedergeburt. Nietzsche kam als das zornige Quos ego gegen die Zeit aus dem ewigen Süden, gleich Böcklin als der Aufschwung zu den Sonnenbergen, zu der Sphäre der absoluten Farben, der urstarken Valeurs, und beide sind geworden in einer Stadt am grünen Rhein, wo die letzten Gletscher geschmolzen sind, die Fluren und die Menschen weicher werden, und dem rastenden Wanderer die Hesperidenträume wiederkommen, wo die Renaissance nach der Alpenfahrt den goldenen Flügel senkte und stehen blieb, heilig gesprochen von ihrem größten Historiker.

Das ist nicht die Zeit. Mag sie auch Nietzsche und Böcklin mit Heißhunger in sich aufgenommen haben, diese Zeit nimmt alles auf, selbst die Zähne ihrer Feinde. Darum aber ist sie so schwer gedanklich zu erfassen: sie krönt nichts, sie verachtet nichts, sie wertet alles; sie betet nicht und flucht nicht, sie rechnet, und alles gilt ihr, alles ist ihr feil. Diese Zeit ist der Markt. Und darum ist die charakterlose charakterisiert, der alles vermischenden endlich der philosophische Stempel aufgeprägt mit rechtem, tiefem, kühnem Griff in einer „Philosophie des Geldes". Das Geld kommt nicht als der große Umwerter, sondern als der Allesentwerter, weil es alles wertet, und alles nur an sich als einzigem Wert; es schwemmt Nietzsches hoch aufgespannte Distanzierungen hinweg, es verlöscht Böcklins absolute Farben, es entgeistert alles zu bloßen Nüancen seiner eigenen unreinen Farbe, und wir leben nun einmal im Zeitalter der Nüancierung, der Uebergänge und Relativitäten, der Aufhebung aller Gegensätze unter der Herrschaft des bestimmungslosen, alles bestimmenden Geldes. Es ist das Zeitalter der Procente und Stückzahlen, der Grade und Nummern, der Majoritäten, der Paragraphen, der Minuten, der Waagen und Messer: unser kleines Leben ist umstarrt von Waffenspitzen seelenloser Zahlen, die es in jedem Augenblick aufzuteilen drohen; es ist die Zeit, da die Qualitäten sterben in den Quantitäten.

*) Duncker & Humblot, Leipzig 1900.

Digitized by Google

Wie Riesenspinnen liegen heute die Großstädte auf dem Lande und fangen und verschlingen und wachsen ins Ungemessene, und Berlin wieder saugt die Qualitäten der Großstädte auf, ihre Charaktere, ihre Seelen, Berlin der Markt der Märkte. Die völlige Umschaltung der Kulturexistenz im späteren neunzehnten Jahrhundert, die neue Dominante, die Großstadt, und Berlin als neudeutscher Lebenstypus, muß das nicht geistig niederschlagen? Die classische Philosophie der Antike erhob sich als Philosophie einer Stadt und fand ihr höchstes Werk in Platos Verklärung der Polis. Frankreichs großer Metaphysiker aber nennt Paris den Ort der Chimären und schreibt eine Einsiedlerphilosophie wie Spinoza. Leibniz ist Residenzphilosoph, von Chr. Wolff ins kleinstädtisch Bureaukratische übersetzt. Aus Kant spricht der Vollbürger, die bewußte Freiheit, die sich selbst beschränkt, die lebensstarke Mittelstadt mit ihrer wundertiefen Mischung von Aufklärung und Tradition. Und dann kam Fichte vom Dorfe und kündete in der Idylle von Jena die kühne Philosophie des Ich; als er aber nach Berlin gezogen, da strich er das Ich als Leitprinzip der Philosophie, und da schrieb er zunächst die Schrift vom Handelsstaat. Und was war damals Berlin! Sein einstiges Quantum hat sich heute dreiunddreißigmal in deutschen Landen abgesetzt, und wo damals ein Berliner einsam stand, stehen heute zwanzig. Das sind Zahlen, aber Zahlen machen unsere Welt, die moderne Welt, die Riesenskala, auf der alles auf- und abrollt, diese ungeheure Resonanz aus tausend Schalltrichtern, die alles in Verbindung setzen, dieses Echo aller Zeiten und Länder, aller Stile und Richtungen, diese Concurrenz aller Werte und Interessen, die sich durchkreuzen und durcheinandersummen, mit einem Wort: die Welt als Börse! Die „Philosophie des Geldes" hat sie in ihrem innersten Nerv getroffen und beschrieben.

Ich bewundere dieses Buch vor allem um dreier Eigenschaften willen. Man bewundert immer nur die Vereinigung von scheinbar Unvereinbarem. Zunächst: Dies Buch konnte nur in dieser Zeit und nur in Berlin geschrieben werden. Wie Richard Wagner einmal im Philadelphia-Marsch den Rhythmus des Amerikanismus zu fassen suchte, so hat dies Werk mit feinstem Ohr den innersten Ton modernen Lebens aus dem Stimmengewirr des großen Marktes erlauscht, den Ton, den man nicht hört, wie nach den Pythagoreern die Sphärenharmonie, weil er immer tönt. Es ist der moderne Grundton des rastlosen Abrollens von Beziehungen, des Cursierens, dessen Ausdruck nur das Geld ist; der reine Ton der Relativität, den man nicht ausdrücken kann, weil unsere unmoderne Sprache nur in Absoluten redet. Und doch! Jenen inneren Ton vernimmt nur, wer zugleich auf dem archimedischen Punkte außerhalb steht. Es ist die erste Antithese, das scheinbar Unmögliche und doch Notwendige des Buches, daß es zugleich in und über der Zeit steht, daß es, als Produkt an einen Ort und eine Zeit gebunden, doch frei ist, daß es die Seele des modernen Berlin projiciert auf einen universalen Horizont. Es ist eine hohe Kunst: die Zeit durchleben und ihr dabei den Spiegel vorhalten; es ist vielleicht minder schwer, sie zu überwinden, sie wie eine Schale abzuwerfen, ihr Charakterbild als Anklage ins Gesicht zu schleudern. Aber das ist das Eigentümlichste: Dieses Buch hat keinen Zorn. Es überwindet nicht und erhebt sich doch. Es ist ein affektreines Buch, das erklärt, indem es vergleicht; es bleibt intim mit der Zeit, indem es ihre Einseitigkeiten zeichnet. Es trägt die Charakterzüge der Zeit ein in die großen Tafeln der Geschichte, in die tieferen Furchen der Psychologie der Menschheit. Es läßt keine Erscheinung isoliert stehen, sondern punktiert durch geschichtliche Beispiele ihre Fortschrittslinie aus der

Digitized by Google

Tiefe der Vergangenheit her, führt sie in die Breite durch Hinweise auf moderne Parallelerscheinungen und ruht nicht, bis die ökonomische Erscheinung durch convergierende Strahlen auf erkenntnistheoretischen, ästhetischen u. a. Gebieten auf den Brennpunkt einer allgemein menschlichen Grunderscheinung hingeführt ist.

Wohl der innerlichste Vorzug dieses Werkes ist es, daß es sich nicht als das giebt, was bewußt oder unbewußt jedes Durchschnittsbuch ist: eine Propaganda für seinen Titel, eine Apologetik seines Helden; es zeigt die unsäglich weite Bedeutung des Geldes und doch nicht eigentlich seine Macht. Das ist die zweite Antithese in den Eigenschaften des Buches; es hebt das Oekonomische leuchtend heraus, um es zugleich ins Universale, Philosophische aufzulösen; es zeigt das Geld nicht als die causale Grundkraft, sondern als den unsäglich beziehungsreichen Ausdruck; es zeigt die gewaltige Rolle des Geldes, aber eben die Rolle, die es spielt, nicht die es schafft. Es läßt sich zu keinem dynamischen Fanatismus verführen und hält sich meilenfern von der großen Einseitigkeit der sog. materialistischen Geschichtsphilosophie, ja, es ist in gewissem Sinne deren Umkehrung; denn es sieht nicht in der Kultur eine Verpuppung des ökonomischen Interesses, sondern es sieht im Oekonomischen eine Anweisung auf das allgemeinere, tieferliegende Kulturinteresse.

Die „Philosophie des Geldes" übersetzt, vertieft das Oekonomische in Philosophisches, und der wahre Erkenntnisfortschritt geschieht durch solchen Neuanbau eines Zwischengebiets, durch solches Vermitteln, Auswandern, Umpflanzen, kurz durch Ueberwinden der Fachbureaukratie, dieser Hauptgefahr der deutschen Wissenschaft, durch die ihr Verarmung und Erstarrung droht. Die Fruchtbarsten waren immer die Wandernden, Stoffe oder Methoden Uebertragenden, Verschiebenden, immer die von den gelehrten Philistern damit gerichtet werden, daß sie nicht „Fisch und nicht Fleisch" seien, daß sie sich zwischen zwei Stühle gesetzt haben, als ob die Wissenschaft für die Erfüllung ihrer Fächer da wäre und nicht die Fächer für die Wissenschaft.

Von Adam Smith bis zu den theoretischen Begründern des Sozialismus sind die Führer der Nationalökonomie oft von der Philosophie aus gewandert, dieses Buch wandert von der Oekonomie zur Philosophie; es setzt dort ein, wo die Nationalökonomie aufhört; es arbeitet hinter dem Rücken der Nationalökonomie. „Keine Zeile dieser Untersuchungen ist nationalökonomisch gemeint," heißt es in der Vorrede. Vielleicht sollten darum die Nationalökonomen hier nicht urteilen, sondern lernen. Sie werden aber doch urteilen, und solche, die nicht vermögen auch hinter sich zu sehen, werden vielleicht finden, daß dies Buch überflüssig und scholastisch sei. Man sieht immer Scholastik, wo einem der philosophische Atem ausgeht. Vielleicht werden die Nationalökonomen finden, daß „nichts dabei herauskomme"; sie sind gewohnt ihre Begriffe als geprägte Münzen zu praktischen, concreten Resultaten zu verwerten; sie finden es überflüssig, daß man diese Begriffe analysiert, diese Münzen auf ihren Gehalt prüft; es findet es jeder überflüssig, wenn man seine Existenzberechtigung untersucht. Jene Wandernden, die einen Stoff einer neuen Methode zuführen, werden immer von der einen Seite gescholten, von der sie den Stoff holen; sie sollen Dilettanten sein, weil sie ihn nicht in der professionellen Weise nehmen, die aber in Wahrheit eine conventionelle ist. Doch die Feineren in diesem Fach wissen sehr wohl, daß die ökonomischen Schichten tiefere Zusammenhänge unter sich haben, daß es sich heute wieder in der philosophischen

Digitized by Google

Tiefe regt, daß z. B. Manche zu Stirner und vor allem zu Kant zurückdrängen, blos um von der Hegelschen Grundlage des Sozialismus loszukommen.

Das Buch aber hat nicht in solchem Sinne eine Tendenz; es will ja eben nicht so sehr überwinden als deuten; es ist nicht so sehr auf die Spitze als auf den Faden angelegt. Die Freude an der Beziehung hat dies Buch geschrieben, an der bunten, reichen, zarten, tiefen Beziehung. Und darum ward es das Buch der Zeit und das Buch vom Gelde. Denn diese Zeit ist die beziehungsreichste unter allen Zeiten und das Geld ihr beziehungsreichster Ausdruck. Es ist auch hier nicht als das gebundene, substanzielle Geld, als Kapitalismus genommen — dann wäre das Buch ganz anders geworden —, sondern als das eigentliche Geld in seiner abrollenden Beziehung, als das cursierende.

Die Fäden laufen nach allen Seiten, die Zeit ist eine einzige in sich verschlungene Wirrnis, unlöslich, unfaßbar — das Buch hat sie gefaßt. Es zeigt eine erstaunliche, fast unheimliche Kunst die groben Knoten der Thatsachen in feine Netze von Beziehungen aufzuklären, einen merkwürdigen Scharfblick auch für die Kehrseiten, die Seitenaspekte, die schillernden Strahlenbrechungen, die imponderablen Medien der Dinge und zeigt so das Bekannteste in neuem Licht. Die Methode der Beziehungen, die an Herbart und Lotze fast das einzige Moderne ist, wird hier in ganz anderem, unabhängigen Sinne bewußtes und unbewußtes Grundgesetz des Denkens; es verrät sich vielleicht die schärfste analytische Kraft, die heute philosophisch arbeitet, eine rastlose, bohrende wahre Naturkraft der Analyse — und wir alle müssen wieder mehr Analytiker werden —, eine Kraft, die ihre besten Entdeckungen macht in dem, was zwischen den Dingen schwebt, die das fast Unsichtbare, Unfaßbare bestimmt, die ausdrückt, was in Worten kaum auszudrücken ist.

Sie kann sich auch nicht in Schlagwörtern, Terminis und Devisen aussprechen, sondern nur in Beziehungen von Worten, in Sätzen. Die eigene Methode der Beziehungen regiert so unwillkürlich auch die Sprache des Buches und giebt ihr Charakter. Diese Sprache ist dem naiven Sinn fast verschlossen, dem trägen kaum erträglich, dem spannungslustigen beinahe ein Genuß, wie eben jede eigene Sprache, die dem Gedanken glatt anfitzt als eine Haut, die er sich selbst erschaffen. Diese Sprache ist nicht auf den Rhythmus gebaut, dem man glaubt, auch wo man ihn nicht versteht, nicht auf Bilder, die oft berauschen und sättigen, ohne zu nähren, nicht auf Accente, Leitworte als Notanker des bequemen Verstehens, überhaupt nicht auf Einzelnes, sondern auf die tonlose Gesamtbeziehung des Satzes, auf das fließende Medium der Begriffe, aus dem ein glänzend Neues aufleuchtet in weißer, abstrakter Plastik. Das Buch treibt sozusagen in der Sprache auch Geldwirtschaft, die Worte nur in ihrem Beziehungswert, in ihrer gegenseitigen Blutzufuhr nehmend, während noch die Meisten heute in der Naturalwirtschaft ihrer Sprache stehen und vom Einzelwort concrete Saftigkeit, Nährwert fordern.

Die dritte und feinste Antithese des Buches liegt in den Antithesen selbst. Es löst die bestehenden Verwicklungen nicht, indem es sie aufhebt, sondern gerade indem es sie emporhebt zu klarer Bestimmtheit, sie als Verschlingung von Gegensätzen aufdeckt. Es zieht den Faden immer heraus als Faden, d. h. mit zwei Enden. Und ich glaube, daß sich die Kultur des Denkens nach dieser Richtung hin entwickelt, daß wir bald die Erkenntnis nicht mehr als eine Gabel fassen werden, mit der man die Ein-

Digitized by Google

zeldinge aufspießt und sich zuführt, daß wir vielmehr immer mehr der Zweiseitigkeit der Dinge inne werden, jede Erscheinung als ein Kampfprodukt, als eine Beschränkung gemischt aus Ja und Nein erkennen werden. Jedes Zeitalter lebt als eine kämpfende Antithese, und auch das Geld in seiner Wirkung ist antithetisch.

Solche Verhäkelung der Dinge finde ich namentlich auch in dem sechsten Capitel des Buches, das ich als Beispiel seiner Methode herausgreife, weil es das allgemeinste und plausibelste Thema behandelt: den Stil des Lebens. Es ist das letzte Capitel des sehr harmonisch gegliederten Buches, das sich in einen analytischen und einen synthetischen Teil zerlegt. Jener zeigt, kurz gesagt, die Ursachen, dieser die Wirkungen des Geldes, jener ist sozusagen ökonomische Vorwissenschaft, dieser ökonomische Nachwissenschaft; jener erklärt das Geld aus dem Leben, dieser das neuzeitliche Leben aus dem Gelde. Im Grunde sind beide Teile analytisch, nur daß blos im ersten das Geld analysiert wird, im zweiten aber das Leben mit Hilfe des Geldes, das damit selbst eine Synthese erfährt. Jeder dieser Teile zerfällt in drei Capitel, jedes dieser Capitel in drei Abschnitte. Man könnte solche symmetrische Architektur bedenklich finden und wie bei Kant die blinden Fenster suchen, — wenn es überhaupt Architektur wäre und nicht vielmehr ein windungsreiches Mäanderband, ein fortlaufender Gedankenstrom, dessen Fluten sich in jede Form fügen. Dieses Buch ist möglichst das Gegenteil anderer Bücher, die schlecht und recht gefüllte Disposition sind; sein Inhalt kommt innerlich getrieben als ein Naturproceß des Denkens, der nicht von seiner Ordnung getragen wird, sondern sie selbst trägt wie eine leichte Halfter. Gerade weil die Disposition hier nicht die notwendige Krücke ist, an der sich der Stoff vorwärtsschiebt, darf sie freier und darum auch harmonisch genommen werden in gleichmäßigen Pausen des Denkverlaufs zum Atemholen.

Nicht leichten Herzens verzichte ich darauf die früheren Capitel zu durchwandern und die scheinbar grauen Spinnwebenhöhlen als Schatzkammern anregender Gedanken aufleuchten zu lassen. Ich nenne in Eile fast nur die Titel. Das erste Capitel „Wert und Geld" beginnt mit scharfen Analysen des Wertes im ersten, des Tausches im zweiten Abschnitt und mündet im dritten in eine Einordnung des Geldes als Ausdrucks der Tauschrelation in ein relativistisches Weltbild. Aber wie wenige haben das spekulative Auge, in der kleinen blinkenden Münze die Weltsonne sich spiegeln zu sehen! Und wer weiß! Vielleicht mußte die Philosophie des Geldes, des großen Wertflusses heute kommen als Durchgangspunkt für die nächste Philosophie, die aufsteigen muß und deren Aufgabe es sein wird den Wert über das Sein emporzuführen, nachdem der Wertbegriff von Lotze nur traumhaft schüchtern angeboten, von Ritschl nur religiös durchgeführt ist. Das Tiefste ist hier, neben der zweifellos zutreffenden Wandlung des Weltbildes aus der Substanz in die Funktion, aus den constitutiven Prinzipien in die regulativen, die Entrollung unserer Gesamterkenntnis als eines freischwebenden Processes, dessen Glieder nur logisch notwendig und wahr sind, der aber als Ganzes vielleicht nur ein großer Cirkel ist.

Das folgende Capitel zeigt reich und klar die logisch durchaus mögliche und doch nie zu vollendende Entwicklung des Geldes von der Substanz, vom Eigenwert in die reine Funktion und Relation, vom Metall in das bloße Cursmittel, in die abstrakte Wertbedeutung, und auch hier ist das Geld ein Typus: alles um uns her sind unvollendete, unvollendbare Begriffe, nichts ist rein und ganz, noch kann es so werden.

„Das Geld in den Zweckreihen". Das Geld als das Mittel der

Digitized by Google

Mittel, als das Werkzeug für alles, damit dem Reichtum noch ein besonderes Plus, einen über sein Quantum hinausgehenden Wertzuwachs schaffend, dann das Geld, besonders leicht in unserer Seele aus dem Mittel zur Zweckgeltung auswachsend und dadurch verschiedenfach demoralisierend, endlich das Geld, dessen Qualität oder Eigenart ja ausschließlich in seiner Quantität oder Zählbarkeit besteht, durch seine Scalenbildung von tiefgreifender Bedeutung für das Verhältnis von Reiz und Empfindung, und einer Gesamttendenz modernen Lebens und Erkennens entsprechend, eben der Reduktion der Qualität auf die Quantität, aller Artverschiedenheit auf bloße Gradverschiedenheit.

Den synthetischen Teil eröffnet nun das Capitel von der „individuellen Freiheit", die das Geld entbindet, gerade indem es die Bindungen vermehrt, indem es den Menschen aus der greifbaren festen Verpflichtung gegen bestimmte Personen überführt zur wechselnden Abhängigkeit von unpersönlichen Vielheiten, Allheiten. Es stammt aus dem tiefsten Sinn des Buches, das eigentlich ein einziger großer Akt der Verflüssigung ist, ein Umlegen der Substanz in die Funktion, wenn aller Besitz hier als ein Thun bestimmt wird, als mögliches Behandeln und Genießen eines Gegenstandes. Damit besteht ein aktuelles Verhältnis zwischen Besitzer und Gegenstand, eine Kette zwischen Sein und Haben; das Geld aber löst diese Kette, weil es den speziellen Besitz (Grundbesitz 2c.), der den Charakter des Besitzers bestimmt, auflöst in die Möglichkeit zu allem Besitz, und bindet doch wieder beide zusammen, weil es, der zu aller Verwertung fähige Besitz, am besten dem Ich des Besitzers nachgiebt und so am reinsten den Individualismus ausprägt. Und doch wieder trennt das Geld als Medium (Aktie!) den Besitzer von seinem Besitz, entfremdet der Person ihre (bezahlte) Leistung, versachlicht diese, und gerade indem es den Einzelnen aus der kleinen festen Wirtschafts-Gruppe in eine Fülle von großen Gruppenbeziehungen bringt, verselbständigt es ihn.

Nun läßt das vorletzte Capitel („das Geldäquivalent personaler Werte") zunächst die Kulturgeschichte reichlich sprechen: wie vom Geld als bloßem Strafgeld an, das selbst die Person ersetzen konnte, Geld und Person, der unvergleichliche, unschätzbare Sonderwert des Menschen und das alles vergleichende, abschätzende Geld immer mehr auseinandertreten, wie aber doch neben Prostitution, Geldheirat, und Bestechung das Geld noch andere Erscheinungen zeitigt, die dem (sehr schön entwickelten) Vornehmheitsideal widerstreiten. Das Geld knechtet und befreit; der Geldtribut entwaffnet, die Geldforderung ist die einzig erzwingbare — so ging die Geldwirtschaft mit dem Despotismus und doch auch wieder mit dem Liberalismus; aber die Freiheit, die das Geld verleiht, ist eine negative, der man nicht froh wird, die entwurzelt, eine Freiheit zu allem und darum zu nichts. Die Tendenz, das Geld den Personalwerten wieder näher zu rücken entwickelt sich endlich am Arbeitsgeld. Tiefgrabende Untersuchungen eröffnen die Möglichkeit, geistige und physische Arbeit auf ein Maß zu vereinheitlichen und die Artunterschiede der Arbeit als Gradunterschiede aufzufassen; aber selbst die Möglichkeit, daß aller Wert Arbeit sei, könne für den (Arbeit messenden) Sozialismus nicht genügen, da ja der Satz nicht umgekehrt gilt, nicht alle Arbeit Wert ist.

Man kann einen parallelen Stufengang finden zwischen den drei Capiteln des analytischen, vom Gelde ausgehenden, und denen des synthetischen, vom Menschen ausgehenden Teils: Selbständigkeit, Gegenseitigkeit, Unterordnung (das Geld als Mittel). So taucht je das dritte Capitel in die

Digitized by Google

allgemeinste Sphäre, weist auf Zwecke, die über das Geld hinausliegen, und so giebt namentlich das entsprechende synthetische Capitel ein Gesamtbild moderner Kultur unter dem Zeichen des Geldes. Das Bild ist nicht schön, aber scharf treffend; denn die Zeit selbst ist nicht schön, sondern disharmonisch, voll Selbstwiderspruch, und eben solche im stilgebenden Charakter des Geldes liegenden Antithesen der Zeit hebt dieses Schlußcapitel des Buches ins helle Tageslicht.

Die erste Antithese: das Geld ist in seinem Wesen selbstlos, unpersönlich und es ist zugleich die stärkste Waffe der Selbstsucht. So muß man Substanz und Funktion des Geldes scheiden. Es ist das objektiv Giltige, und es bedeutet zugleich die Macht und Willkür des Subjekts, es lebt nur sozial, als sozial Wertendes und ist zugleich die Pflanzstätte des Egoismus; es ist der friedlichste Vermittler zugleich und der furchtbarste Feind. Und ist es nicht das Bild der Zeit? Ein tausendfaches Neuflechten unendlicher Beziehungen, ein Ueberbrücken von Oceanen, ein allgemeines Näherbringen der Menschen, — um sie einander ferner zu bringen im tausendfach verschärften Kampf ums Dasein. Weltgemeinschaft zur Weltconcurrenz — das wirkt der tausendfüßige Händler, das Geld, und es steigert unaufhörlich den Lebenscontrast der Zeit, die so leidenschaftslos ist und zugleich so heiß begehrlich und machtsüchtig, so nüchtern und doch in wilder Hast getrieben, so gefühlsleer und doch so feinspürig, empfindlich, so grausam im sozialen, wirtschaftlichen Interessenkampf und doch so versöhnlich, so verstehend und verzeihend bis zur Charakterlosigkeit, so spezialisierend und atomisierend und doch so uniformierend, nivellierend, associierend, so strebsam und so ziellos, so erfinderisch in der größten Zweckmäßigkeit des Handelns und in stilleren Momenten stockend ob einer ungeheuren Zwecklosigkeit: es ist die Zeit des Geldes, das ist des großen Mittels, das die Zweckmäßigkeit giebt in stärkster Form, aber eben darum nicht den Zweck, das allen Charaktern und Begierden dient, aber eben darum charakterlos und nüchtern ist, das im Handel verbindet und trennt, zufügt und ablöst — und alles Zuwenden ist nach der anderen Seite hin ein Abwenden, alles Geben zugleich ein Nehmen.

Das Geld erhöht die Beweglichkeit, Beziehungsfähigkeit, Durchgängigkeit der Dinge, macht sie vergleichbar, meßbar, addier- und subtrahierbar, kurz macht sie zu Zahlen, und die Zahl ist eben die Einheit der Vielheit oder die Vielheit der Einheit; sie trägt die Antithese von Einung und Trennung in ihrem Wesen; sie beherrscht den Lebensstil des heutigen, des rechnenden Zeitalters. Aber das ist eben das Reife und Weitsichtige an den Reflexionen unseres Buches: das Geld schafft da nicht den Stil der Zeit, sondern es gehört in ihn als ein wichtigster Ausdruck des rechnenden Triebes der Zeit, der noch mannigfach anders spricht. Doch auch dieser Trieb weist auf einen allgemeinen, tieferen Zug zurück; denn rechnen ist ein Verbinden und Trennen, und dasselbe ist auch alles Thun des Verstandes.

Nannte nicht schon im siebzehnten Jahrhundert Hobbes alles Denken ein Rechnen und die Begriffe Rechenpfennige? Erst aus diesem Buche lernt man, wie sich die Analogie von Intellekt und Geld verfeinern und vertiefen läßt. Im Grunde ist es wohl mehr als Analogie. Der Intellekt schafft geistig die Beziehungsfähigkeit der Erscheinungen, das Geld schafft die Beziehungsfähigkeit der materiellen Werte; der Intellekt ist geistig allumfassend, und so bedeutet das Geld eine Intellektualisierung der Wirtschaft. Beide wirken jene Beziehbarkeit, die den Dingen garnicht ursprünglich ist, durch Medien, durch Begriffe resp. Münzen. Sie bauen eine fest gegliederte, in

Digitized by Google

sich leicht verschiebbare Form über die Dinge, ein anpassungsfähiges Geflecht, das sie erst in Contact bringt. Sie übersetzen die sich fremden Dinge erst in die Sprache der Gegenseitigkeit. Die Dinge wären nur absolut, unvergleichbar, unbestimmbar, der Intellekt aber und das Geld setzen sie in Relation, schaffen die Relativität. Das Geld baut einen großen Zusammenhang, eine giltige Ordnung der materiellen Werte wie der Intellekt den großen Zusammenhang und die giltige Ordnung der Erscheinungen überhaupt. Aber beide geben nur die Beziehungen, nicht Stoffe, nur die Formen, nicht Inhalt, nur die Mittel, nicht Zwecke, nur die Möglichkeiten, nicht Wirklichkeiten, nur feine Instrumente, Anweisungen, und der reine Intellektualist kann verhungern wie König Midas, dem sich alles in Gold verwandelt.

Der reine Verstand ist leer wie wertloses Papiergeld. Selbst die Wahrheit ist kein reines Produkt des Intellekts, sondern fordert mindestens noch ein Bejahen, Ergreifen von seiten einer überintellektuellen Macht. Der Verstand schaltet im Bedingten, in den Zwischengliedern, in den Mitteln, die Zwecke aber, die Endpunkte, die richtunggebenden Werte und Interessen müssen auch dem praktischsten Verstande von anderen seelischen Energieen geliefert werden; denn der Verstand als solcher ist überhaupt nicht praktisch. „Wie ein Orgelpunkt" begleitet das Wollen die Reihe unserer Ueberlegungen und giebt ihnen erst Leben und Wirklichkeit. Immer complicierter aber wird das Handeln heute, immer länger die Reihen der Zwischenglieder, die der Verstand einbaut, immer ferner rücken die Ziele, die Werte, die das Gefühl setzt, die Haltepunkte, in denen es befriedigt Ruhe findet, immer mehr wird das Leben Vorbereitung, Berechnung, das heißt, immer größer wird das Reich des Verstandes, immer tiefer weicht das Reich der Gefühle in den Hintergrund — es wird kälter in der Welt, die langen Mittel verschlingen fast die kleinen Zwecke. Das große Flammenauge der wollenden, fühlenden Seele verengt sich zum grauen, scharfen Blick des Verstandes, und ich sehe es ganz erlöschen, wenn nicht drinnen, jenseits des Verstandes die Gluten wieder geschürt werden. Denn Mittel, die nicht von gleich starken Zwecken getrieben werden, müssen schließlich stillstehen wie die Uhr eines Gestorbenen.

Der Mittelscharakter des Verstandes und des Geldes läßt ihre Gemeinsamkeit noch weiter ausdeuten. Sie vermitteln zwischen Werten oder Personen; so sind sie selbst indifferent, unpersönlich; sie bauen ein objektives, ein nicht individuell sondern allgemein, gegenseitig, sozial giltiges Reich über alle Vereinzelung, sie schaffen die allgiltige Form ökonomischer und geistiger Uebertragbarkeit; denn durch das Geld können alle Werte tauschbar werden, und durch den Verstand geschieht die Verständigung; was geistig mitgeteilt, gelehrt, als Ueberzeugung beigebracht werden soll, muß irgendwie in die Sprache des Verstandes eingehn; und umgekehrt: alle Erklärungen und Beweise des Verstandes müssen allgemeingiltig d. h. absolut übertragbar sein. Es giebt keinen individuellen Verstand, sondern höchstens individuelle Grade des Verstandes, der in allen derselbe ist. Gefühl aber und Wille sind individuell geschieden, rein persönliche Funktionen; wenn zwei dasselbe wollen, können sie streiten; wenn zwei dasselbe denken, sind sie einig. Was das Geld für das Wirtschaftsleben, bedeutet der Verstand für das Geistesleben: die unpersönliche Verallgemeinerung, die Objektivierung. Diese Objektivierung durchzieht den modernen Lebensstil und entleert ihn des Persönlichen; ein Geist allgemeiner Verständigung wirkt versöhnend und zugleich entnervend auf die Menschen, und wenn wir noch nicht zum reinen

Digitized by Google

Intellektualismus Spinozas und der Inder gelangt sind, der das Persönliche ganz ins Allgemeine ausatmet, so liegt das eben daran, daß die Gegeninstanz einwirkt, das andere Glied der Antithese, die am Verstand wie am Geld haftet. Beide sind „Verdichtungen von formaler Kulturenergie“; darum sind sie beide furchtbare Waffen im Dienste des Egoismus. Gerade weil sie selbst so allgemein, so sachlich sind, machen sie, unbeirrt von individuellen Rücksichten, mit kalter Sense alle Hemmnisse nieder und schaffen dem Egoismus freie, gleiche, glatte Bahn; mag Blut dran kleben, sie scheuen es nicht, wie das Gefühl es scheut.

Der individualistische Charakter des Geldes bedarf keiner Worte; minder deutlicher ist er beim Intellekt. Doch ist es Zufall, daß der Rationalismus des 18. Jahrhunderts den Individualismus zum Freiheitssturm der Revolution aufsteigen ließ? Autoritäten wirken auf Gefühl und Willen; das Denken aber verselbständigt; wer Religion und Staat zur Vernunftsache macht, zieht sie vor den Richterstuhl des Individuums, jedes vernünftigen Individuums. Vernunft, meine ich, ist kurz gesagt das Allgemeine im Individuum; damit wird das Doppelantlitz des Intellekts klar. Steht er nach der Seite des Allgemeinen, dann wird das Individuum zum bloßen Träger; steht er nach der Seite des Individuums, dann wird ihm das Allgemeine bloßes Mittel, die Weisheit wird zur Klugheit. Ich finde, daß das Geld nicht so doppelseitig ist; es steht weit mehr auf der Seite des Individuums, parallel der Klugheit; es ist nur praktisch, während der reine Intellekt theoretisch ist. Es ist individualistisch, exclusiv wie alles Concrete, das ja nur als dies und das, nur einmal da ist und sich durch Verdünnung erweitern kann. Das Allgemeine aber ist an sich ein Abstraktes, ein Geistiges, der Tod des Concreten. Das Geld ist concret; es entzieht sich durch den Besitz, es vermindert sich durch Anteilgabe, es schwindet so durch Verallgemeinerung. Doch der Geist raubt nichts, indem er sich bereichert, und verliert nichts durch weiteste Mitteilung. Wäre es anders, so müßte der Gelehrte gleich dem Geizigen und Habsüchtigen beurteilt werden. Das Geld hängt fester am Individuum. Auf die Vernunft konnte sich ebenso der liberale Individualismus berufen, als er in Kant-Fichte und der Revolution parallel aufstieg, wie der Socialismus, als er, der bewußte Erbe Hegels, im Oekonomischen das Vernünftige wirklich machen wollte. Aber der Socialismus eben bedeutet die Aufhebung des Geldes, weil es der Verallgemeinerung widerspricht. Und doch! Die Scala des Intellekts reicht nur viel weiter auf die Seite des Allgemeinen; aber ganz entbehrt er so wenig des individuellen Tons wie das Geld des allgemeinen. Die Vernunft ist eben doch das Allgemeine im *Individuum*, und der Socialismus stieg offenkundig auf als social erweiterter Individualismus. Andererseits ist das Geld nicht was es ist, solange es nur individueller Besitz bleibt; es wird erst Geld als „die Mittel“, als ökonomische *Allgemein*funktion des Individuums.

Die „Philosophie des Geldes“ knüpft nun hier wieder mit gar feinen Vergleichungen und Gegensätzen an. Auch Kunst, Religion, Moral vermitteln Allgemeines und Individuelles, aber anderes als Geld, Intellekt und Recht. Fast könnte man sagen, je mehr diese allgemein werden, desto weniger werden sie allgemein. Je mehr diese an sich unpersönlichen, nivellierenden, alles auf gleiche Stufe stellenden Mächte wachsen, desto weniger gleichen sie aus, desto mehr differenzieren sie die Personen. Die sachlich logische und die sozial praktische Allgemeinheit fallen hier auseinander. Es liegt wohl daran, daß Kunst, Religion und Moral Zwecke, Ideale sind,

Digitized by Google

Geld, Intellekt und Recht aber Mittel des Individuums, und dabei kann gerade das universalste Mittel am besten dem partikularsten Zweck dienen.

Es ist keine Frage, daß Geld und Bildung, diese ökonomischen resp. seelischen Ausgleichsmittel das Gegenteil der Gleichheit wirken, daß bei der allgemeinen Erhöhung der Lebenshaltung wie der Bildung doch der Vorsprung der Einen vor den Andern größer geworden ist, und, was besonders treffend als Vergleichspunkt hervorgehoben wird, daß sich die höhere Bildung wie das größere Capital leichter, rascher, wie von selbst vermehren.

Der erste Abschnitt unseres Capitels hat offenbar seine beherrschende Antithese im Allgemeinen und Individuellen; der zweite hat sie nicht minder deutlich im Objektiven und Subjektiven. Das klingt den Laien scholastisch, und doch liegt in dieser nur gar zu lebendigen Gegensatzspannung aller Stolz und aller Jammer unserer Zeit. Die objektive Kultur ist gewachsen auf Kosten der subjektiven: das ist das Thema. Es ist ein Gegensatz, der erst aus dem Wesen unserer Zeit gehoben, erst heute schreiend geworden ist. Unser Kulturbesitz, unsere Geistesschätze sind höher gewachsen, die Besitzer aber sind kleiner geworden. Macht und Feinheit der Sprachmittel hat zugenommen, die Sprache der Einzelnen aber hat verloren. Die Maschine ist so viel geistvoller geworden als der Arbeiter, die Kriegstechnik so viel stärker als der Soldat, der Wissensstoff so viel reicher, die Methoden und Begriffe so viel feiner als der Gelehrte. Ich möchte sagen, die Kultur wächst immer mehr den Menschen über den Kopf, und es ist, als arbeiten wir alle nicht für uns, sondern für einen Riesengeist, der alle unsere Errungenschaften als Nahrung auffaugt und ins Ungeheure sich dehnt, während wir immer ärmer werden. Es giebt immer mehr Geist um uns, und immer weniger Seele in uns.

Der objektive Geist, von dem unser Capitel spricht, reicht weiter als das, was Hegel mit diesem Namen belegt, z. T. auch weiter als das, was die von Herbart beeinflußte Völkerpsychologie darunter versteht. Er hat sich eben erst der Gegenwart mit solcher Allgewalt aufgedrängt, und doch wird er hier mit schönem Vergleich angeknüpft an Platos wundersame Lehre von unserm Wissen als Wiedererinnerung an die Welt der Ideen. „Immer empfinden wir unser Denken, insoweit es uns für wahr gilt, als die Erfüllung einer sachlichen Forderung, als das Nachzeichnen einer ideellen Vorzeichnung.“ Es giebt ein ideales Reich der theoretischen Werte, das unserm Denken ebenso als zu erfüllende Norm gegenübersteht wie die moralischen Normen unserm Handeln. „Wir können uns das Erkennen gar nicht anders denken, als daß es diejenigen Vorstellungen innerhalb des Bewußtseins verwirkliche, die an der fraglichen Stelle sozusagen darauf gewartet haben.“ Wir nennen unsere Erkenntnisse doch notwendige, weil wir sie nur so wie sie sind, als einem in uns präformierten Inhalt entsprechend empfinden. Ich habe diese Sätze hier wiedergegeben, weil noch z. T. neue, unausgeschöpfte Perspektiven dahinterliegen, die sich hier nicht einmal andeuten lassen. Aber man fühlt sich schon in seinem Erkenntnisproceß getroffen: es ist in uns, wie das Anpassen einer flüssigen, bringenden, tastenden Seele an einen festen, strengen Geist.

Die objektive Kultur ist nun die historische Darstellung, die Vergegenständlichung dieses Geistes mit seinen Giltigkeiten in Worten und Werken, Organisationen und Traditionen. Die Bewußtseinsarbeit der Menschheit häuft sich auf und conserviert sich darin und vererbt sich als eine überpersönliche Welt auf den einzelnen Menschen. Aber diese objektiven Kulturwerte sind, um einen ökonomischen Vergleich zu bringen, totes Capital, un-

Digitized by Google

nütz verdichtete, aufgespeicherte Arbeit, solange sie nicht subjektive Kulturwerte, wirksame Werte für die Personen werden, solange geistig sozusagen Capital und Arbeit auseinandergehen, solange der Kulturinhalt und der Kulturproceß sich trennen, solange die Kultur der Dinge nicht auch Kultur der Menschen wird. Denn im tiefsten Grunde kultivieren wir uns selbst, indem wir die Dinge kultivieren; so soll es sein, und der Lebensstil einer Zeit hängt davon, wie die Güter der Kultur zu den Personen stehen. In Athen haben sie sich gar glücklich gefunden; heute aber ist die Personalkultur am weitesten hinter der Sachkultur zurückgeblieben.

Dafür giebt es nun einen klaren Grund und Maßstab: die Arbeitsteilung. Der moderne Associationsbetrieb ist möglichst das Gegenteil der Kunst. Das Kunstwerk fordert nur einen Menschen, diesen aber ganz; zum Lohn dafür wird es Spiegel und Ausdruck seiner Persönlichkeit, so recht entgegengesetzt dem typischen Produkt modernen Betriebes, der Waare. Das Kunstwerk ist in seinen Teilen gebunden durch die Seele seines Schöpfers. Ein Gemeinprodukt aber entseelt, versachlicht die Arbeit; es verträgt keine subjektiv bestimmten Teile; die Beiträge der Einzelnen daran müssen, um zusammenzupassen, der Sache sich unterordnen, also unpersönlich werden. So lebt das Ganze, je mehr es ein Ganzes ist, um so mehr ein Leben außerhalb der Personen, die es produzierten. Je mehr durch Arbeitsteilung aus Kundenarbeit Fabrikarbeit, je mehr das Produkt Waare wird, desto mehr tritt es als Fremdes, objektiv Bestimmtes den Personen gegenüber, sowohl dem Consumenten wie dem Produzenten, dem Arbeiter, der das Ganze, für das er arbeitet, oft garnicht versteht und sein eigenes Arbeitsprodukt kaufen muß. Immer mehr muß der Forscher für ihn undurchsichtige Vorbedingungen, fremde Arbeit als objektives Material in seine eigne aufnehmen. So werden Person und Sache immer mehr sozusagen aus Kreisen, die sich decken, Kreise, die sich schneiden, und in jeder Sache treffen sich immer mehr Personalkreise, von oben wie von unten. Auch von oben, denn es ist ein Vorurteil, daß immer nur die Niederen für die Höheren arbeiten. Der große Getreideimporteur ist der Diener des ärmsten Proletariers. Der große Chemiker, der in seinem Laboratorium über Darstellung der Teerfarben sinnt, arbeitet für die Bäuerin, die beim Krämer sich das bunteste Halstuch aussucht. Sie wissen nichts voneinander, aber ihre Kreise schneiden sich beide im großen Kreis der Sache, die sie verbindet. Daß heute die höchsten und niedersten Kräfte so ineinanderwirken, ist eben nur dadurch möglich, daß sich die Produktion objektiviert hat.

Immer fremder, mächtiger treten uns die Dinge gegenüber. Immer mehr Werkzeuge schieben sich zwischen uns und sie. Und je ausgebildeter, spezialisierter jene werden, desto weniger lassen sie der personalen Freiheit. Die Maschine wird zur autonomen Macht, die die Dinge formt nach ihrem Willen, dem der Arbeiter dient. Immer mehr werden die Dinge unserer Umgebung uns fremde, kalt anstarrende Wesen, die uns feindlich bedrücken, die einen wahren Fetischdienst fordern. Es sind zu vielerlei geworden, als daß sie mit unserer Person verwachsen könnten. Und es werden der Dinge immer mehr, und sie kommen von allen Seiten, sie wandern von selbst im modernen Transport, ja, sie verkaufen sich selbst im Waarenautomaten. Und wie die Dinge um uns immer vielfältiger werden, so immer wechselnder. Die Mode, heute durch das Flüssigwerden der Klassenunterschiede schneller heruntersickernd, durch das Vortreten des beweglichen Mittelstandes immer rascher sich auslebend, läuft wie von selbst und fragt immer weniger nach den Personen. Dazu geht dem historischen Sinn der variablen,

Digitized by Google

schmiegsamen modernen Seele die Buntheit der Stile auf, als eine Vielheit der Ausdrucksmöglichkeiten, die sich vom Inhalt ablösen, und die nun als fremde Formen in unser persönliches Leben treten und die Dinge ringsherum an sich ziehen.

Nun meine man nicht, daß alle modernen Erscheinungen auf die Seite der fortschreitenden Objektivation fallen. Es ist ja die Stärke dieses Buches immer die Gegeninstanzen zu sehen, an denen es hier nicht fehlt. Bei heutiger mechanischer Erbteilung leidet oft das Landgut zu Gunsten der abgefundenen Personen. Heutige Produktionsverhältnisse lassen oft frei gewordene Personalkraft unbefriedigt wie z. B. die heutigen Frauen bei der modernen Entlastung der Hauswirtschaft. Die Menschen wachsen über bestehende Rechtsformen, giltige Dogmen hinaus. So wird man eine Zeit sehr verschieden beurteilen danach, ob man den Fortschritt der objektiven Gebilde oder den der Personen im Auge hat. Die objektivierende Arbeitsteilung ist ein hoher Gewinn, aber auch ein Verlust für das moderne Werk; es wird eine Sammelstelle personaler Kräfte, die sich aber nur teilweise hineinbegeben, wie das moderne Recht des Monarchen darauf beruht, daß er allein seine Persönlichkeit in den Staat hineingiebt, die andern aber nur Bruchteile ihres Seins, also nicht als ganze Menschen beherrscht werden. Das moderne Werk gewinnt durch die Arbeitsteilung, die erst möglich ist durch die Geldwirtschaft, an Komplikation und verliert an Seelenhaftigkeit. Die technische Produktion steht heute dem Menschen gegenüber wie ein Kosmos mit selbstherrlichen, festen Formen und Entwicklungen, wie das Schicksal, wie ein allgewaltiger Organismus, dessen Gelenksystem oder dessen umlaufendes Blut das Geld ist. Und doch! Gerade das Geld erlöst den Menschen vom Druck der Dinge und giebt ihm die Freiheit, die Möglichkeit zur Verinnerlichung.

Man lasse sich nicht verblüffen durch dies Gegenspiel der Wirkungen. Die ganze Welt ist solches Gegenspiel und will endlich einmal durch Antithesen begriffen sein. Alles was Macht hat, ist von gegensätzlicher Wirkung. Und den Druck der Dinge, den das Geld steigert, würden wir ja gar nicht empfinden, wenn es uns nicht zugleich die Freiheit zeigte und ihre Möglichkeit steigerte. Man hat den Feind, der heute die Seele, die Persönlichkeit bedroht, noch zu klein gesehen, wenn man ihn als das Materielle oder als Natur bezeichnete, — es ist das Objektive, das Unpersönliche überhaupt. Und so lernen wir aus diesem friedlichen Buche die bessere Kampfparole: Kampf gegen die Uebermacht des Objekts!

Auf Gegenspiel folgt Gegenspiel. Es klingt auch durch die Stücke des dritten Abschnitts, es läutet ihn ein: der Gegensatz des Innern und Aeußeren wird angeschlagen; sie verschlingen sich in beständiger Relation; wir deuten das Aeußere nach Bildern des Inneren, wir deuten das Innere nach Bildern des Aeußeren. Solches Bild ist die Distanz unseres Ich zu den Dingen. Die Kunst will den Dingen uns dadurch näher bringen, daß sie uns in eine Distanz von ihnen stellt: dieses Gegenspiel ist ihr Lebensprinzip. Sie erreicht die Distanzierung durch Stilisierung, der sich auch der Naturalismus nicht entzieht. Wir lieben es heute die Distanz zu vergrößern, die Dinge wie aus der Ferne sprechen zu lassen, wir empfinden etwas wie Berührungsangst, wir lieben entfernte Kunststile, Andeutungen, Symbolismen, wir haben den zugreifenden Materialismus hinter uns und erst recht die Naturvertrautheit der Mythologie, und doch arbeitet wieder zugleich in der Technik die entgegengesetzte Kulturtendenz: alle Entfernungen zu überwinden, alles nahe zu bringen. In Summa das Gegenspiel: wir

Digitized by Google

rücken den nächsten Kreisen immer ferner, um den fernen immer näher zu rücken.

Das Geld wirkt hier wieder nach beiden Seiten steigernd: es verknüpft die Interessen entferntester Länder, und andererseits löst es das Individuum aus dem Familienzusammenhang, rückt uns durch Förderung des Stadtlebens die Natur in romantische Ferne, schiebt sich zwischen die Menschen und zwischen die Dinge als Medium des Tausches, als langsichtiges Kreditwesen, als Grundlage der vorbereitenden, umbildenden Technik, dabei eine Doppelrolle spielend: als Mittel unter anderen Mitteln des Lebens und zugleich als allumfassendes, als Mittel der Mittel, als allgemeinste Technik des äußeren Lebens. Und diese distanzschaffende Mittelswelt zwischen unserem Ich und den wirklichen Lebensexistenzen wächst immer höher und droht die Zwecke des Lebens ganz zu überdecken. Immer mehr weitet sich die Peripherie unseres Lebens, immer haltloser schwankt unser Inneres, „die Fäden, an denen die Technik die Kräfte und Stoffe der Natur in unser Leben hineinzieht, sind ebenso viele Fesseln, die uns binden." Der Satz, daß wir die Natur beherrschen, indem wir ihr dienen, hat den fürchterlichen Revers, „daß wir ihr dienen, indem wir sie beherrschen." Kann dies Buch uns lösen aus solcher Not? Nein, es giebt keine Lösung; es ist des Menschen „dauerndes Verhängnis", sich in einem Widerstreit zu bewegen zwischen den Ansprüchen des Zwecks und der Mittel. Doch es giebt einen Trost: „es ist ja garnicht der Sinn des Lebens, die Dauer versöhnter Zustände, nach der es strebt, auch wirklich zu erlangen. Es mag sogar für die Schwungkraft unserer Innerlichkeit gerade darauf ankommen, jenen Widerspruch lebendig zu erhalten —" Also das Leben lebt als Antithese!

Eine neue Stilbestimmung des Geldzeitalters und ein neues Wechselspiel! Wie zur räumlichen Distanz, so hat auch zum zeitlichen Rhythmus der moderne Lebensstil kein einfaches Verhältnis. Zunächst erscheint die Kultur als eine Emancipation vom Rhythmus, von der Periodik: Die bestimmte tierische Paarungszeit ist erst bei der Stadtbevölkerung ganz verschwunden, die Abhängigkeit von den Erträgnissen und Forderungen der Jahreszeiten, von den periodischen Märkten, Fahrposten u. s. w. beengt uns nicht mehr, die Musik spiegelt es wieder in ihrer Entwicklung bis zur modernen Taktfreiheit: „im Anfang war der Rhythmus," sagte Bülow, im Anfang!

Sogleich aber kommt eine Gegenerwägung: die Periodisierung, die rhythmische oder symmetrische Anordnung ist doch schon Kultur, ist der Fortschritt gegen das unregelmäßige Leben der Naturmenschen, in das zuerst der Ackerpflug Rhythmus gebracht, ist die Form, in der der Verstand den rohen Stoff des Lebens für sich stilisiert, sich unterthan macht.

Doch bald tritt auch hier die Einschränkung hinzu: diese Regelmäßigkeit ist eben doch ein Zwang für den Menschen wie für die Dinge; die höhere Kultur befreit wieder vom Schema. Auch die Geldwirtschaft drängt in ihrem Fortschritt wieder zur Ausgleichung und zeigt die Periodik, die Lebensrhythmik als eine Mittelstufe.

Aber auch dabei bleibt es nicht: der Widerspruch von Rhythmus und Arhythmie löst sich nicht nur in verschiedene Stadien der Entwicklung auf, er besteht fort, und auch heute arbeiten neben- und gegeneinander als tiefste Stilgegensätze eine systematisierende Lebenstendenz und eine individualistische, spontane. Und das Geld leiht seine steigernde Kraft wieder beiden entgegengesetzten Tendenzen, von Natur zwar, da es ausgleichend, verflüssigend ist, der spontanen, arhythmischen, dann aber auch, weil es eben charakterlos, allempfänglich ist, auch der andern. So ging die Geldwirtschaft mit dem

Digitized by Google

Liberalismus und hat doch zugleich der Despotie gedient und den Sozialismus vorbereitet. Man schelte nicht nur das charakterlose Geld! Es giebt sich doch nicht beiden Tendenzen in gleicher Weise hin, und hinter seiner Doppelrolle verbirgt sich wieder ein allgemeiner Gegensatz. Wie die Religion zugleich das ganze Leben überdacht und in das Leben selbst hineingreift, wie das Ich seine Vorstellungswelt umfaßt und zugleich in ihr seine besondere Rolle spielt, wie das metaphysische Weltprinzip zugleich als Teilprinzip innerhalb der Welt wirkt, so ist das Geld allumfassend, allem dienstbar und zugleich Partei. Und es dient allen Dingen in ihrer spezifischen Art, nicht, indem es ihren Begriff, sondern indem es ihr Sein vermehrt — wieder ein metaphysisches Symbol!

Endlich nach dem Rhythmus das Tempo des Lebens, wie es sich unter der Macht des Geldes verändert! Die bloße Vermehrung des Geldquantums wirkt gesteigerten Waarenumsatz, also Vermehrung, Beschleunigung und Vermannigfaltigung der ökonomischen Vorstellungen, raschere wirtschaftliche Abschlüsse u. s. w. Und ähnliche Erregungen wirkt auch die Verminderung des Geldes: wiederum zeigt es seine Kraft in contrastierenden Wirkungen. Und es drängt zusammen zu Finanzcentren, da es, das große Vergleichungsmittel, das stete Gegeneinanderhalten der Werte braucht. Und es steigert und erregt den leichten Wechsel der Werte, weil es ihn stets so nachgiebig ausdrückt. Und es drängt nach allem, will ewig sich aufhäufen, ewig sich klein machen, muß immer „rollen", und rundet sich ab zu Summen, um rascher zu rollen und rollt auseinander in die fernsten Erdteile und rollt sich zusammen in einen Millionen-Check. Ich möchte sagen: es wirkt das parsifalische Wunder: der Raum wird ihm zur Zeit. Das flüssige Geld überwindet den Raum, hebt seinen Wert auf in den der Zeit. Der steigende Kapitalismus läßt die Turmuhren häufiger schlagen und drängt die Minutenzeiger in alle Taschen; denn Zeit ist Geld und Geld ist Wert.

Das Geld rollt und fließt, und schließlich strömt es auf zu den Riesencascaden der Metaphysik und wird zum Weltsymbol. Die Welt giebt sich als ein Gegensatz und bald als ein Doppelgegensatz. Die Substanz scheint zu beharren, die Formen scheinen zu wechseln, dann aber kehrt es sich um. Dem schärferen Blick scheinen die Formen zu bleiben, während die realen Elemente, die sie zusammensetzen, in stetem Fluß begriffen sind. Aber es giebt noch einen reineren Gegensatz, es giebt ein absolutes, zeitloses Beharren, wie das Naturgesetz beharrt über allem Geschehen, ohne zu fragen, wann es sich erfüllt, und es giebt eine absolute Bewegung, ein reines unabläßiges Fließen, in dem alle Zeitdauer und alles Hier und Dort versunken ist, alle Form nur entsteht, um sich im selben Augenblick aufzulösen, und nur lebt, indem sie zerstört wird. Das Dauernde der Welt, das ist das Ideelle, das ist, was über allem Geschehen, allem Veränderlichen und damit über allem Wirklichen lebt, das Begriffliche, Gesetzliche, Giltige, die Bedeutung der Welt. Das ewig Fließende der Welt — das ist das Wirkliche. Und für diesen reinen Weltfluß giebt es kein klareres Symbol als das Geld, das ewig rollende, das lebt in unaufhörlicher Selbstentäußerung, eingenommen wird, um ausgegeben zu werden. Doch auch hier noch zeigt es seine Doppelseitigkeit: es dient nicht minder dem andern metaphysischen Gegensatz, dem Dauernden zum Symbol. Die Geldquanten fließen, aber das Geld selbst beharrt als der feste Schätzungsmaßstab, als das Giltige, als der Allgemeinbegriff und das Gesetz der Dinge, sofern sie wirtschaftlich werden. Der Strom des Daseins wird nur am Dauernden klar; das Dauernde aber, das Absolute, ist wie eine Regenbogenerscheinung über dem

Digitized by Google

fließenden All, nur ideell gebaut in Relation, als Contrast zum Weltenfluß, und so ist alles relativ — wie das Geld, das wahre Bild der Welt im Lichte unserer wirtschaftlich hochentwickelten Zeit.

Das ist die Lehre dieses Buches — und ich widerspreche nicht. Das Geld ist das Weltsymbol dieser Zeit, nicht der ganzen, aber ach! der dominierenden. Dieses Buch erst hat es zum Bewußtsein gebracht, und all die in der Mühle der Zeit trottenden Nutztiere, die sich Menschen nennen, werden es nicht verstehen, und wenn sie noch so schwer bepackt sind mit Säcken der Bildung. Sie meinen, es handle vom Gelde, und ahnen nicht, daß von ihnen selbst die Rede ist, und von viel Größerem, von den Tiefen der Welterkenntnis. Das aber wird aus dem Ganzen klar: daß es eines selten kühnen, umsichtigen, scharf spürenden Tauchers bedurfte, um das schlummernde, vergrabene Gedankenwesen dieser abgründigen Zeit heraufzuholen, daß dies Gedankenbild unsäglich schwer faßbar und daß es — nun glücklich gefaßt — nicht haltbar ist. Das Geld als Weltsymbol — das heißt die Welt als ewiges Mittel ohne Zweck, als stete Beziehung ohne Halt, als immer neue Antithese ohne Synthese, als unabläßiger Fluß ohne Dauer und ohne Inhalt — wird das bestehen? Ein ewig sich ineinander ringelndes feindliches Schlangenpaar — so sehe ich hier das Geistesbild der Zeit. Es ist das unauslöschliche Verdienst dieses Buches, das philosophisch stumme, unausdrückbare, alles verschlingende, chimärische Mischwesen der Zeit zum Wort gebracht zu haben und damit zur ungewollten Ueberwindung. Das Rätsel der Sphinx ist gelöst, die Sphinx muß sterben. Das Wort der Zeit ist das Ende der Zeit, die Grabschrift.

Der reine Fluß ist bloße Abstraktion wie die reine Dauer. Der ihn vor Jahrtausenden dunkel vorgeträumt, wohnte in der reichen Handelsstadt an Asiens Küste. Also sprach der ephesische Denker: „Wie das Geld sich umsetzt in Waaren und die Waaren in Geld, so wechselt sich Alles um in das Weltprinzip und das Weltprinzip in Alles.“ Es ist ein emporialer Gedanke; es ist eine notwendige, tiefe, weitreichende Grundwahrheit der Kultur, die lebt in wachsender Bewegung und Beziehung; es ist nicht die ganze Wahrheit. Groß ist Diana von Ephesus, herrlicher aber die Athena des Phidias, die das Gold nur als Mantel trägt und Schmuck, die Strahlende in der Platostadt, wo über den bewegten Markt hoch aufragt die Akropolis der Ideen.

Digitized by Google

Das weiße Haus.

Von **Herman Bang.**

Long, long ago —
long ago.

Tage der Kindheit, Euch will ich zurückrufen, schuldlose Zeiten, Eurer will ich gern gedenken.

Die leichten Schritte meiner Mutter werden wieder durch die hellen Stuben gleiten, und Menschen, die jetzt unter der Last des Lebens grau geworden sind, werden lachen, wie nur diejenigen lachen, welche ihr Schicksal nicht kennen. Meine Todten sollen wieder reden mit sanften Stimmen, und alte Lieder werden sich in den Chor der Erinnerungen mischen.

Doch auch harte Worte werden erklingen, die bitteren Worte der Menschen, welche die schwere Abrechnung mit dem unerbittlichen Leben kennen.

Tell me the tales
that to me were so dear,
long long ago,
long long ago.

Es war daheim, in der Dämmerstunde.

Draußen senkten sich leise die Schleier über den leuchtenden Schnee. Die Gebäude verdämmerten im Nebel, die großen Pappeln verschwanden. Nur Jens, der Kuhhirt, schlich noch mit seiner Laterne umher, drüben bei den Ställen.

Drinnen saßen wir Kinder rings umher auf Schemeln. Die Stube war groß, ein weitgedehnter Raum . . . Vielleicht verbarg ich nur deshalb den Kopf hinter der Gardine, weil es drinnen so dunkel war.

Die Stimme unserer Mutter klang so zart, die Saiten des Klaviers tönten mit leisem Wiederhall, als kämen sie von einer Harfe:

Tell me the tales
that to me were so dear,
long long ago,
long long ago.

Der Gesang verstummte. Man hörte keinen Laut. William, der der Mutter am Nächsten saß, war auf seinem Schemel eingeschlafen.

„Mama, sing weiter."

Ueber die weißen Tasten legte sich ein schwacher Lichtschein, glitt über die Möbel dahin und verschwand. Jens, der Kuhhirt, huschte leise an den Fenstern vorbei mit seiner Laterne.

„Mama, sing weiter."

Eine Thür wird aufgemacht, leise und vorsichtig. Es war der Vater.

Digitized by Google

Herr Peter grub wohl Runen in den Steg
Dort wo Klein Hellen oft nahm ihren Weg.
Drauf lichtet er den Anker
Dem Winde durft er trau'n,
Er segelte von Dänemark
Und von den dänischen Frau'n.
Holde Worte
Rührten manches Herz
Holde Worte
Brachten mir viel Schmerz
Holde Worte.

Alles ist still. Wie ein Schatten, fein und schlank, sehen wir unsere Mutter dasitzen.

Wenn der Schatten schweigt, vernehmen wir das Ticken der großen Uhr.

Holde Worte
Rührten manches Herz
Holde Worte
Brachten mir viel Schmerz
Holde Worte.

Von draußen wird leise die Thürklinke gehoben. Es sind die Mädchen, die zuhören wollen. Sie sitzen rings um den Küchentisch, auf dem das Licht im Messingleuchter steht, und lauschen, während die Frau singt.

Der Großknecht schleicht herein. Die Holzpantoffeln hat er behutsam draußen ausgezogen und steht jetzt an dem Thürpfosten gelehnt, neben dem Wassereimer.

„Kinder."

„Ja, Mama."

„Singt mit."

Die Mutter erhebt die Stimme, schlägt einen Akkord etwas fester an, daß die Saiten zittern und singt:

Herrlich ist die Erde,
Herrlich Gottes Himmel,
Schön ist der Seelen Pilgergang.

Im Dunkel, etwas ängstlich wagen sich die Kinderstimmen zögernd aus dem Winkel hervor, angeführt von der Stimme der Mutter:

Hindurch die weiten Reiche dieser Erde,
Ziehen wir zum Paradiese mit Gesang.

Draußen in der Küche sitzen noch die Mädchen still, ringsum das brennende Licht.

Die Männer-Marie wischt sich mit der flachen, schwieligen Hand eine Thräne aus dem Auge.

„Den Psalm," sagt sie, „will die Frau sich vorsingen lassen, wenn sie sterben muß."

Alles schweigt. Nur die große Uhr an der Thür spricht.

Darauf sagt einer der Knaben, mit leiser Stimme aus seiner Ecke heraus:

„Mama, sing das Lied nochmal, das ich nicht verstehe."

Der Mutter Schatten schweigt noch. Dann ertönen abermals — aber schwächer — die harfengleichen Saiten:

Tell me the tales
that to me were so dear
long long ago
long long ago.

Digitized by Google

— — —

Tage der Kindheit, Euch will ich zurückrufen — schuldlose Zeiten voll Zärtlichkeit, die Ihr mein Herz erwärmtet, wie waret Ihr schonungsvoll, wie milde waren meine Thränen.

Tage der Kindheit, als die Mutter lebte. — Ich weiß noch einen Tag, als wir Brombeeren sammelten, Mama, wir Kinder und Tine aus der Schule.

Es waren so viele Beeren da, und die Ranken waren so schön. Wir sprangen in die Gräben hinunter und liefen die Hecken entlang. Dann blieben wir Kinder an den Ranken festhängen und schrieen auf. Unsere Gesichter waren schmutzig, so daß wir fast des Lars Schmied Rangen glichen.

„Sieh Einer den Jungen an, sieh Einer den Jungen an!" rief die Mutter.

Tine aber hatte eine mächtige Ranke ergriffen, die voller dunkler Beeren hing und warf sie schnell der Mutter um die Schultern.

„Ach, Sie entzückende Frau," sagte sie.

Die Mutter stand oben auf der Böschung, die Ranke hing ihr auf die Brust herab. Hoch gegen den leuchtenden Himmel.

— — —

Tage der Kindheit, Euch will ich zurückrufen.

Das weiße Haus.

Es war ein weißes Haus, und in dem Hause waren die Tapeten hell.

Alle Thüren standen offen, auch im Winter, wenn mit Holz geheizt wurde.

Zwischen den Mahagonimöbeln standen weiße Marmortische und weiße Marmorkonsolen, die von Augustenburg, vom Schlosse, herüber gekommen waren, als dort Auktion abgehalten wurde. Die alten Porträts waren von Immortellenkränzen umgeben, und es waren viele Epheupflanzen da, denn die Frau liebte es, wenn der Epheu sich an der hellen Wand emporrankte.

Die Gartenstube war so weiß, daß sie förmlich glänzte.

Die Kinder liebten diese Stube, vor allem aber die Gartentreppe, von deren weißgemahltem Geländer sie sich herunterrutschen ließen.

„Kinder, Kinder!" rief die Mutter, „lehnt Euch ja nicht an das Geländer."

„Um Gotteswillen," sagte sie zu Tine, zur Schullehrerstochter, „es wird noch mal damit enden, daß sie sich eines schönen Tages den Hals brechen. Daß wir auch nie den Tischler dazu kriegen!"

Das Geländer war baufällig uud wurde nie zurecht gemacht.

Die Gartenthür wurde indessen früh im Herbste geschlossen, der Riegel vorgeschoben und die grünen Gardinen über die weißen gehängt damit es drinnen warm und traulich würde. Denn die Frau liebte den Garten nicht und die große Allee, wenn nicht Sonne darüber war, eine Sonne, die lange schien.

„Gott mag wissen, wie es eigentlich im Küchengarten aussieht," konnte sie dann plötzlich zu Schullehrers Tine sagen, wenn sie nachmittags beim Kaffee saßen.

Während der neun Monate des Jahres setzte sie ihren Fuß nicht in den Küchengarten.

Er lag weit abseits, hinter der Pappelallee und hinter dem Wagenthor,

Digitized by Google

und die Kinder durften auch nicht hinlaufen, weil sie dann nasse Füße bekämen. Aber hin und wieder, wenn das Wetter am allerschlimmsten war und man auf dem ganzen Hofe kaum Boden unten den Füßen hatte, dann machte sich die Frau daran, nach dem Garten zu sehen.

In den Holzpantinen der Männer-Marie und mit hochgeschürzten Röcken zog sie los, durch den Hof.

Alle Mädchen standen draußen auf der Treppe, um ihr nachzusehen.

„Kinderchen, Kinderchen aber nein!“ rief sie; sie machte keine zehn Schritte ohne mit den Holzpantinen stecken zu bleiben.

War sie dann wieder glücklich nach Hause gelangt, mußte sie warme Zwiebäcke zur Kräftigung haben.

„Ach Liebste“, sagte sie zur Schullehrerstochter, „ich begreife nicht, daß nicht alle Menschen im Winter drinnen bleiben.“

Die Kinder spielten auf dem Teppich herum. Er war rot nnd grau, mit vielen großen Feldern. Die Felder waren Königreiche, über die die Kinder herrschten, und um die sie kämpften. Sie zankten sich und vergossen manche Thränen dabei. Sie verbarrikadierten ihre Königreiche mit den Möbeln. Die ganze Wohnstube glich in ihrer Verwirrung einem Babylon.

„Was die Kinder doch für einen Lärm machen“, sagte die Mutter zur Hausmamsell, (sie ermunterte sie aber selber dazu).

„So, so, jetzt verliert Stella ihre Höschen wieder!“

An den Höschen war unaufhörlich etwas auszusetzen. Erst wurden sie verknüllt und dann gingen sie im Kampfe um die Königreiche vollends verloren.

Vor den Fenstern lag der Schnee. Der Großknecht, der Knecht und der Kuhhirte hatten jeder ihre Arbeit zu thun. Langsam und bedächtig gingen sie von den Ställen zur Scheune hin und her.

Wenn die Stallthür geöffnet wurde, hörte man die Kühe brüllen.

„Mama“, sagte Stella, „das ist Williams Kuh, die ruft.“

Aber es konnte auch passieren — wenn der Herr aus war — daß die Frau den Kuhhirten bat, alle Kühe „nur einen Augenblick“ in den weißen Hof hinaus zu lassen. Und nun sprangen sie alle vierzehn, die Rote, die Weiße und die Scheckige im Schnee herum, während die Kinder kreischten.

„Schließt die Lattenthür nach dem Garten, schließt sie!“ rief die Mutter. Sie lachte am allerlautesten, mitten auf der Treppe stehend. Aber die Scheckige war des Teufels.

„Gott, was die springen kann,“ sagte die Mutter.

Sie sprang so weit, den Schwanz gerad in die Höhe, daß sie erst oben beim Dorfschulzen eingefangen wurde.

Wenn „der Herr“ aber heimkam, war die Stallthür geschlossen, und der Hof lag wieder ruhig da, wie früher.

Die Frau aber hatte sich Zahnweh geholt, weil sie mit bloßem Kopfe auf der Treppe gestanden hatte.

Es mußte nach Tine geschickt werden.

Alle Augenblicke mußte nach Tine geschickt werden. Tine kam, den Kleiderrock über den Kopf zusammengeschlagen.

„Gott, was Sie für eine Kälte mit hereinbringen“, sagte die Mutter, die immer fröstelte, sobald nur eine Thür aufging.

„Tine, ich habe Zahnweh“, sagte sie.

Dann mußte der Toilettenspiegel hervorgeholt und mitten auf einen großen Tisch gestellt werden, und es wurde „geräuchert“ mit kleinen Zweigen von einem Busche, der im Garten des Schullehrers wuchs. Alle Kinder, Tine und die Hausmamsell standen herum.

Digitized by Google

Das ganze Schlafzimmer war in Qualm gehüllt, während die Mutter den geöffneten Mund über die rauchenden Zweige hielt.

„Tine, Tine, jetzt!“ rief die Mutter.

Tine sollte mit einer Haarnadel in die Zähne hineinstechen.

„Da ist er, da ist er!“ rief die Mutter.

„Seht den Wurm!“

Tine hatte sich angestrengt und es fiel ein Stück Email vor dem Toilettenspiegel nieder.

Die Mutter glaubte unerschütterlich fest, daß es ein Wurm sei und wenn drei bis vier Würmer herausgekommen waren, hatte sie nie mehr Zahnweh.

Tine aber war die einzige, die sie herausstochern konnte. Sie stocherte sie gewissenhaft aus allen Zähnen der Kinder heraus.

„Liebster Mann“, sagte die Mutter zum Vater, der Einwendungen machte, „ich sehe die Würmer ja mit diesen meinen beiden Augen.“

„Aber freilich muß man mit Schullehrer Karböllings Zweigen räuchern.“

Der Kreisarzt zu Sonderburg sagte, der Rauch vom Gewächs des Schullehrers sei sehr giftig.

Ein Zahnwehprozeß konnte gut einen ganzen Nachmittag ausfüllen, bis die Dämmerung hereinbrach.

In der Dämmerung war es wunderbar im Waschhaus. Der warme Dampf erfüllte den ganzen Raum, und das Feuer unter dem Kessel glich einem großen, roten Auge. Die Mädchen klopften das gewaschene Zeug mit Hölzern, daß es bis unter die Decke hinaufschallte. Die Mutter saß auf einem hölzernen Schemel, mitten im Lärm.

Zu keiner Zeit und an keinem Ort ist je so eifrig geschwatzt worden wie drüben im Waschhause.

Das Geklatsch des ganzen Dorfes strömte zur Thüre herein.

Die Mutter konnte auf ihrem Schemel stundenlang zuhören, bis sie dann plötzlich wieder in die Stube zurücklief.

Und jedesmal sagte sie nach solchen Stunden im Waschhause zum Vater: „Gott im Himmel, was haben solche Leute für Ideen“.

Und es war, als schöbe sie mit ihren schönen Händen etwas von sich weg.

„Das Du das alles anhören magst.“

„Ja, denn sie sehen zu drollig aus“, sagte die Mutter und machte den Mädchen nach.

Sie konnte jedem einzigen Menschen nachmachen, der in unser Haus kam.

Aber meistens blieb sie während der Dämmerung in der Wohnstube. Dort sang sie. Es gab aber auch Dämmerstunden, in denen sie im hohen Rohrsessel auf ihrem erhöhten Sitz beim Fenster sitzen blieb, die Hände im Schoße.

Dann sprach sie leise in die stille Stube hinein.

Sie liebte es davon zu sprechen, wie es sein würde, wenn sie alt wäre und graue Haare bekäme, ganz graue Haare.

Und wenn sie Wittwe wäre, und alle ihre Kinder erwachsen, und sie arm.

„Furchtbar arm“, sagte sie.

Dann könnte Abends nichts auf den Tisch kommen als Butter und Käse in der alten krystallenen Käseglocke.

„Die Butter muß aber gut sein“, sagte sie. Und sie gefiel sich darin, auszumalen, wie weiß das Tischtuch sein sollte, und wie wir alle, jeder von seiner Arbeit kommen und am Tische bei ihr den Thee trinken sollten, bei ihr, die grau und still und alt dasaß, und arm war. Denn die Armut war für sie eine Art von träumerischer Sorglosigkeit.

Digitized by Google

Sie hatte wohl nie andere „Arme“ gesehen, als die in den kleinen weißgetünchten Häusern an der Dorfstraße.

Wenn der Thee getrunken war, und „der Herr“ aus war, kamen die besten Stunden. Denn dann wurden die Puppen hervorgeholt. Der Speisetisch wurde ausgezogen, wie man's that, wenn Besuch zu Tisch kam, und die Mutter thronte mitten unter allen ihren Pappschachteln, in denen die Puppen aufbewahrt wurden.

„Jetzt, jetzt können sie hervorkommen, denn jetzt ist der Vater aus.“

Und dann kamen sie hervor zu Hunderten. Es waren Figuren aus Modejournalen, auf hölzerne Klötze aufgeklebt. Jede hatte ihren Namen, auf der Rückseite stand er angeschrieben, jede war etwas — alle wurden sie aufgestellt, über den ganzen Tisch hin. Und dann begann das Puppenspiel; die Mutter dirigierte.

Die Puppen hatten Gesellschaften, und die Puppen machten Besuche.

Sie plauderten, sie machten Knixe und Bücklinge. Mutter wurde rot vor Anstrengung, und sie rückte herum und leitete die ganze Geschichte, die Arme weit über den Tisch ausgestreckt.

Die Kinder hatten auch ihre Puppen, und die Hausmamsell ebenfalls. Aber die Puppen gingen der Mutter nicht nach Wunsch, und sie redete für alle.

„Jungfer Jespersen, Jungfer Jespersen, Sie vergessen Fräulein Lövenskjold.“

Fräulein Lövenskjold war stehen geblieben, und sie sollte sich bewegen. Für die Mutter waren es nicht Puppen. Sie sprachen und mimten und sangen. Sie spielten hundert Komödien. Bald war es in einem Badeort und bald in Paris.

Wir Kinder sahen zu, als ginge die ganze Welt, vornehm und fein, dort vor uns auf dem Tische herum.

Die Mädchen kamen herein. Sie liebten es zuzuhören. Sie verstanden kein Wort, aber sie standen aufrecht da, mit den Händen unter den Schürzen und hörten zu und wenn mit den Puppen etwas Trauriges passierte, weinten sie. Aber mitten im vollen Trubel sprang die Mutter auf, und die Puppen wurden zusammengerafft — in die Schürzen, in die Schachteln geworfen. Denn der Vater kam nach Hause.

„Den Tisch zusammenklappen, den Tisch zusammenklapen!“ Mägde und Kinder überstürzten sich in der Eile. Die Mutter selber war ganz verwirrt.

„Gott, daß die Kinder auch noch auf sind,“ sagte sie. Und die Kinder kamen Hals über Kopf ins Bett. Die Mutter aber saß mitten auf dem Sopha zwischen den Mahagonischränken und war so erschrocken, daß sie Eingemachtes und Zwiebäcke haben mußte . . .

Und dann verkleidete sie auch die Mägde.

Es war an einem Abend, als sie mit den Kindern allein zu Hause war.

Da wurde draußen laut an das Hofthor geklopft, und die Hausmamsell mußte hinausgehen, um aufzumachen; doch sie kam schreiend zurück.

„Ein Landstreicher . . . Ein Landstreicher . . .“

Und der Landstreicher kam in die Stube herein, während die Mutter laut aufschrie. Häßlich war er anzusehen, und die Kinder kreischten vor Schreck. Plötzlich aber entdeckt einer der Jungen, daß es „die große Marie“ ist.

„Mama, es ist die große Marie!“ schreit er. Im selben Augenblick flüstert die Mutter der Marie zu:

„Gieb Stella eins an die Ohren.“

Und Stella kriegte von der großen Marie eine Ohrfeige, daß es nur so klatschte.

Darauf glaubten wir natürlicherweise, daß es ein Landstreicher sei.

Digitized by Google

Hinterher aber bot die Mutter der Männer-Marie einen Schnaps, und den mußte sie austrinken, denn jetzt war sie ja eine richtige Mannsperson.

— — —

Weißes Haus, Du weißes Haus, wie eine jauchzende Schar, so kommen die Erinnerungen an Dich — sie kommen und versammeln sich um mich. Könnte ich nur mit Worten ein Bild malen, das unvergänglich wäre — ein Bild der Jugend und des Lächelns, der Anmut und Traurigkeit, des Frohsinn's mit traurigen Augen, der Schwermut, die mit zitterndem Munde lacht; der schwachen Hände, die nur die Not der Andern zu lindern verstanden, der feinen Glieder, die in der Sonne geschmeidig wurden und erstarrten, wenn sie unterging.

Ein Bild von der, die das Leben liebte, und an seinem Kummer zu Grunde ging.

Sie starb, wie eine schöne Blume, die geknickt wird.

Keine Rose, auch keine Lilie.

Eine seltsamere Blume, mit sonderbaren Blüten, in späten Jahren von einem geduldigen Gärtner gezogen; ein vielfarbiger Kelch, so schön im Sonnenlicht, der sich aber um die Abendzeit scheu zusammenschließt . . .

Ein Siegeslied, aber vom Schmerz in der Kehle erstickt.

Eine Fremde auf Erden, die aber trotzdem wie ein seltener Gast geliebt wurde.

Weißes Haus, Du weißes Haus meiner Kindheit — so war sie, die Deine Seele war.

— — —

Aber der Herbst verging und Weihnachten kam heran.

Die Mutter und Schullehrers Tine saßen lange auf, und die Kinder bekamen getrocknete Pflaumen, damit sie früh ins Bett gingen.

Die alte Kutsche kam jeden zweiten Tag vor die Thür gerollt, und der ganze Korridor war voller Fußsäcke. Es mußten so viele Fußsäcke da sein, wenn die Mutter ausfahren wollte. Und Sonderburg war nicht, wie Augustenburg, etwas, das man im Sprunge erreichen konnte, es waren zwei Meilen bis dahin, folglich eine förmliche Reise.

Wenn die Mutter aber wieder heim kam, lachte und plauderte sie und that geheimnisvoll, während wir Kinder ins Schlafzimmer eingeschlossen wurden, denn wir durften nichts sehen. Wir hörten nur den Kutscher, der hin und herging und Kisten hereinschleppte. Das war das aus Copenhagen.

„Es" war also wirklich gekommen.

Das war die große Frage, ob „es" kam — alle die Geschenke vom Großvater. Denn kam es nicht, würde die Bescheerung ärmlich ausfallen.

Ein Jahr gab es so viel Eis und Schnee, daß die Kisten wegblieben. Die Mutter schickte einen Boten nach Sonderburg, die Mutter fuhr selber hin, und die Mutter ließ den Vater telegraphieren — es war in den ersten Jahren, daß der Telegraph existierte, aber keine Kisten kamen.

Die Mutter weinte und wußte sich keinen Rat. Wohl hundert Mal kehrte sie ihr altes Portemonnaie um. Es war ein Loch darin, so daß das Geld in ihre Tasche fiel. Schließlich aber legte sie auf alle Weihnachtstische Tannenzweige, und nun sah es aus, als wäre eine ganze Menge da.

Aber diesmal waren die Kisten gekommen und vom Schlafzimmer aus konnten wir hören, wie Tine sich abquälte, um sie aufzukriegen.

Die Mutter selbst war immer in Bewegung.

„Tine, Tine, bitte sehen Sie her — — —"

Tine sah hin.

Digitized by Google

„Tine, so, nun geht der Deckel ab."

Wir Kinder stürzten aus den Betten heraus, aber das Schlüsselloch war mit Papier zugestopft.

Drinnen in der Wohnstube kniete die Mutter auf dem Fußboden — so erzählten die Mägde — vor den Kisten. Der ganze Teppich war überschwemmt mit Packeten, mit Stroh und Weihnachtssachen.

Und die Mutter rief:

„Nein, nein, das ist für Stella . . ."

„Sieh mal her, so sieh doch, das ist für William . . ."

Und sie kramte von Neuem aus, suchte im Papier und Stroh herum. Auf dem Fußteppich war keine Stelle, die nicht mit Papierfetzen und Strohhalmen bedeckt war.

„Herrgott, giebt das 'ne wüste Wirtschaft, wenn die Frau mal was anfaßt," sagten die Mägde, die aber auch furchtbar gespannt und neugierig waren. Erst spät in der Nacht wurden sie fertig. Denn es mußten ja frische Würste gestopft werden, Teig angerührt, und jeder Fetzen im Hause mußte zu Weihnachten gewaschen werden.

Die Mutter saß mitten in der Wurstmacherei drüben im Brauhause, mit aufgeschürztem Kleid und sang die Wurstlieder vor. Die Mägde wußten die Worte zu den Liedern auswendig, die Mutter sang nur die Melodien.

„Denn, seht Ihr, Mädchen, die Worte sind doch gar zu arg."

Die Alsenschen Wurstlieder gehörten zu den schlimmsten Soldatenliedern im ganzen Lande.

„Aber" pflegt die Mutter zu sagen wenn es Weihnachten wurde, „ich glaube wirklich nicht, daß Maren selber weiß, was sie singt."

Gewöhnlich sang Maren, das Waschmädchen, keine anderen Lieder als die vom ersten schleswigschen Krieg und König Friedrich dem Siebenten . . . Die waren so traurig, daß sie darüber weinte.

In den letzten Tagen vor Weihnachten wurde gebacken.

Das ganze Haus war voller Apfel- und Kuchenduft, und die Thür zum blauen Fremdenzimmer stand nicht still. Denn da drinnen wurden Aepfel, Gewürz, Zwetschen und alle guten Dinge verwahrt. Dann kam Tine die Treppe heraufgelaufen, daß die Röcke ihr um die Knie flogen:

„Hollah, Kinderchen, jetzt geht's los!"

Dann durften wir Kinder, Männer und Frauen formen aus dem braunen Teig, der zuletzt ganz schmutzig wurde.

Die Mutter hatte eine weiße Schürze vorgebunden, und der Vater ging ganz bekümmert umher, weil sie sich am Ende die Hände dabei verderben könne.

Mutter wollte überall immer die letzte Hand anlegen, die Kuchen mit Eiweiß bestreichen und den braunen Männern Augen einsetzen.

„Jetzt laßt mich, jetzt laßt mich," sagte sie dann.

Und ihre weiße Schürze flatterte, so eilig hatte sie es, während wir Kinder immerfort hinter ihr herliefen.

Und es gab einen Dampf in der Küche, einen Duft von Gewürz und ein Geräusch von Bratspieß und Bratöfen, denn diese gingen auf und zu, und Kuchenplatten wurden hineingeschoben und wieder herausgezogen. Schullehrers Tine aber peitschte den Teig für die weißen Schaumkuchen und hielt dabei die irdene Schüssel fest zwischen ihren Knien geklemmt, denn es gehört Kraft zu den weißen Kuchen, und die Eier mußten stundenlang geschlagen werden.

„Jetzt laßt mich," sagte die Mutter.

Und sie machte sich an die irdene Schüssel und rührte darin herum mit dem Löffel.

Digitized by Google

„Puh, macht das aber heiß," sagte sie und ließ sie wieder los.

Und sie fing an zu singen, im Küchendampf auf dem Hackeblock sitzend mit roten Wangen und so vergnügt:

Lisbet, Lisbet!
Bist so zierlich und so nett!
Hast einen Schatz, ich wett!
Lisbet, Lisbet!
Bist so zierlich und so nett!

Und alle sangen sie mit, im Dampf und Dunst, die Mädchen, die Kinder und Tine, die Mutter aber war schon wieder drinnen in der Wohnstube:

„Tine, Tine!" rief sie, „lassen Sie jetzt die Kinder dran."

Sie hatte sich in den Schaukelstuhl fallen lassen.

Sie war von den vielen Nichtigkeiten müde geworden.

Alle Thüren standen offen, so daß der Kuchendunst überall hineindrang, und man den Schneebesen lärmen und die Ofenthüren klappen hörte.

„Ach Tine, geben Sie mir meine Briefe her," sagte die Mutter.

Es waren die Briefe aus dem Sekretär, alle Jugendbriefe der Mutter von ihrer eigenen Mutter, von ihren Freundinnen und von ihrem Vater. Sie lagen zierlich in Pakete geordnet, mit verwelkten Veilchen zwischen den vergilbten Blättern, die zusammengefaltet waren wie zu jener Zeit, als man noch keine Couverts benutzte, mit Bändern umwunden.

Die Mutter liebte ihre Briefe.

Sie las sie nicht. Sie saß aber und hielt sie in ihrem Schoß.

Und dann erzählte sie.

— Von ihrem Vater, dem alten Postmeister mit der hohen Halsbinde — einer von den richtigen Beamten, die der Meinung waren, man müsse wenn man im Amte sei, recht zornig thun. Die Bauern nannten ihn „Vater", zitterten aber, wenn sie ihn stören sollten.

— Von ihrer Mutter, die durch die Gicht an ihren Rollstuhl gefesselt, so zart und so fein gewesen, als hätte sie gar keinen Körper, mit einem so bleichen Gesicht, ohne jegliche Farbe und einem Munde, der nicht gern redet, weil er sich müde geredet, und jetzt vorzieht, seine Geheimnisse zu verschweigen.

„Ja, sie schwieg sich aus," sagte die Mutter und sah vor sich hin, die Briefe in ihrem Schoß. Es sollte die Zeit kommen, da ihre eigenen schönen Augen mit mattem Glanze in den großen Schmerz hinausstarrten, während ihr Mund — schwieg.

Sie erzählte von ihren Freundinnen, den jungen Mädchen auf dem weißen Hofe:

„Ach, wir hatten unsere Zimmer hoch oben im Thurm," sagte sie, „und wenn wir die Fenster aufmachten, sahen wir das Meer . . ." Die Mutter faltete die Hände auf ihrem Schoß:

„Ja, Gott mag wissen wie es zuging," sagte sie dann, „aber ihnen allen ist's schlecht ergangen."

Sie hatten nur mäßige Heiraten gemacht, waren dann auf Irrwege geraten und in der weiten Welt verstreut.

Das einzige was sie sich bewahrt hatten, war ihre Vornehmheit und ihr Geld.

„Sie hatten zu heißes Blut," sagte die Mutter und atmete tief auf.

Dann und wann kamen Briefe von ihnen, aus fernen Städten und Ländern, wo sie als Baroneſſen und Gräfinnen lebten, mit Verbannten und Spielern verheiratet.

Digitized by Google

Eine von ihnen wohnte in Nord-Italien. Die Mutter weinte immer, wenn sie von ihr einen Brief bekam.

„Ach," sagte sie, „sie wurde mit solchem alten sonderbaren Kauz verheiratet, einige sagen, er sei ein Lord, andere wieder, er sei Schuhmacher gewesen." Aber jedes Jahr kamen von der Freundin auch Briefe aus Kopenhagen.

Sie war daheim — — um ihren Sohn zu sehen.

„Das ist ja das Einzige, was sie hier auf Erden liebt," sagte die Mutter zu Tine.

Den Sohn hatte sie wahrscheinlich auf eine etwas unrechtmäßige Weise bekommen; darauf hatte sie wegreisen müssen und war dann dort unten in Nord-Italien geblieben, verheiratet mit dem Lord oder Schuhmacher.

„Aber reich ist sie ja, das hat sie," sagte die Mutter. Es war als berühre sie der Weltschmerz, wenn sie von dieser Freundin sprach.

„Gott mag wissen, wie es kam," wiederholte sie langsam, „aber es ging ihnen allen schlecht."

Der Vater der Freundin kam zuweilen, immer ganz plötzlich, und er blieb immer nur kurz.

Ein hochgewachsener Mann mit einer Haltung, wie sie denen eigen, die ohne den Rücken zu beugen, am Hof zu verkehren pflegen.

Die Mädchen konnten ganz unerwartet melden:

„Der Herr Hofjägermeister ist da!"

Und er trat ein und verbeugte sich so merkwürdig tief und so seltsam bewegt vor der Mutter, die ihm entgegenschritt. Und dann ließ er sich immer in einer gewissen Entfernung von ihr nieder und sprach mit einer Stimme, die gleichsam aus weiter Ferne kam, als habe der Kummer sie ihrer Kraft beraubt.

Und er ging ebenso plötzlich, wie er gekommen war.

Die Mutter aber weinte, wenn er fort war, und wir Kinder fühlten uns geängstigt, denn es kam uns beinahe vor, als sei ein Gespenst da gewesen.

„Ich wollte Sie nur sehen," sagte er vor dem Weggehen, verbeugte sich wieder und küßte der Mutter die Hand.

Er kam, um den Namen derjenigen aussprechen zu können, die so weit entfernt waren . . .

. . . Die Mutter aber blieb im Weihnachtsdampfe sitzen mit ihren Jugendbriefen im Schoß. Schullehrers Tine saß auf einem Schemel neben ihrem Stuhl.

Die Mutter erzählte von ihrer Verlobungszeit.

Sie war ja aus der Provinz; sie kannte nichts und wußte von nichts und fühlte sich fremd im alten Hause der Excellenz.

Das war etwas ganz Neues und sehr Beängstigendes, im Erdgeschoß die Familien Mynster und Oersted, und oben im Hause, im zweiten Stock, der Oehlenschläger.

Es war ein Leben, die Kronleuchter immer angezündet, die Schwiegermama in schwarzem Sammet, und auf allen Kissen gestickte Familienwappen, dazu die silbernen Kannen, die auf dem Buffet prangten, und die Gemälde an den Wänden, so feierlich wie in einer Kunstsammlung.

Die Mutter ging ganz verschüchtert darin umher.

Aber bei der Verlobungsfeier, als sie ihr Wohl tranken, und Seine Excellenz selber die Verse gemacht hatte, da schlich sich die Mutter auf die Treppe hinaus, die zu Oehlenschläger hinaufführte, dort setzte sie sich nieder und weinte, das Gesicht in den Händen weinte sie unaufhörlich.

Bis der Diener sie fand.

Er mußte ihr den Vater herbeiholen.

Digitized by Google

„Nein, ich will nicht hinein," sagte sie, „laß mich nach Hause, nur wieder nach Hause."

Und sie weinte, als ginge es ihr ans Leben.

„Gott im Himmel, was habe ich gebrüllt," sagte sie zu Tine.

Und die Mutter erzählte immer weiter, mit den Briefen im Schoß, von ihrer Jugend, von den entschwundenen Tagen. Plötzlich sagte sie:

„Aber wie wunderbar schön war doch das Schlittschuhlaufen!"

Dann lief sie wieder hinaus zu den weißen Kuchen. Jetzt mußten sie doch genug gerührt sein. Oder sie wollte plötzlich Lorbeerblätter auf die Sülze legen.

„Denn es muß doch alles gemacht werden," sagte sie und dabei lief sie hin und her, während Tine alles machte. — —

— — —

Tage der Kindheit —
zu Euch habe ich mich zurück geflüchtet,
daß Ihr meines Herzens Wehe lindert.
Niemand zählet die Thränen,
die betrübte Augen
ach, weinen möchten.
Tage der Kindheit,
Kindheitserinnerungen,
lindert meines Herzens Weh!

Du, Mutter,
die selbst gelitten,
wie eine schlanke, zarte Blume
so jäh geknickt.
Du, Mutter,
die selbst geliebt,
bleibe bei mir
in meines Herzens Wehe.

Weit soll der Mensch gehen,
und fest muß sein Schritt sein,
Kindheitserinnerungen
kommt mit Eurer Freude,
lindert
für ein Stündchen nur
meines armen Herzens Wehe.
Kindheitserinnerungen
ich flehe Euch an:
daß Ihr lindern möget meines Herzens Wehe.

* * *

Der Mutter größter Tag war aber der vor Weihnachten.

Denn es war der Tag der Armen.

Vom frühen Morgen an — und es war sicher der einzige Tag im Jahre, an dem sie so früh aufstand — hatte die Mutter Reis und Kaffeebohnen in Papierdüten vertheilt und schwarzen Kandiszucker daneben gelegt.

Auf dem Tische stand eine Wage und Tine wog ab.

Recht mußte sein und in jeder Düte gleich viel.

Die Mutter aber schüttete hinzu und ihr war es nie genug.

„Lieber Gott," sagte sie, „als ob es mehr als einmal im Jahre Weihnachten wäre."

Wenn alle Düten voll waren, gab es keine Kaffeebohnen und keinen Zucker mehr im Hause.

Digitized by Google

„Denn wir nehmen von unseren," sagte die Mutter wenn es knapp war.

Am Nachmittag kamen dann die Häuslerinnen herangetrottet. Es war gleichsam als schlichen sie sich am Hause entlang. Und sie stellten ihre Holzpantoffel in eine Reihe auf dem Flur, und traten in die Wohnstube ein auf schwarzen Socken, sprachen kein Wort, sondern bekamen, was ihnen gespendet wurde und streckten dafür eine schlaffe Hand aus mit einem „Danke".

Die Mutter aber hatte zu thun und stellte viele Fragen: die hatte dies nötig und die andere das.

Wenn die Häuslerinnen endlich aus dem Hause waren, gab es im Kinderzimmer keinen überflüssigen Lappen mehr.

„Tinchen," sagte die Mutter, „wir werden schon etwas wieder kriegen."

Sie sank in einen Lehnstuhl nieder, ließ alle Fenster weit öffnen und mit Eau de Cologne sprengen.

„Denn, Kinderchen," sagte sie, „die Reinlichsten riechen doch schrecklich nach grüner Seife."

Der Vater befahl dem Stubenmädchen alle Thürklinken abzuwischen.

Dann entstand meistens ein kleiner Streit zwischen den Eltern.

Der Vater behauptete, die Mutter hätte alles ausgeliefert, bis auf ihr letztes intimstes Kleidungsstück. Die Mutter aber blieb ihm die Antwort nicht schuldig.

„Fritzchen, Du solltest doch dabei nicht mitreden."

Und das war die reine Wahrheit. Was die Frage betraf: sich gründlich ausplündern zu lassen, da war der Vater berühmt. Alle Landstreicher der Umgegend pflegten sich ins Zahnfleisch zu schneiden, ehe sie vor ihm erschienen, damit sie blutspeien konnten, und redeten ihm ein, sie wären lungenkrank.

„Lieber Fritz," sagte die Mutter, „ich weiß noch, wie Du Jens, dem Kätner, die seidenen Unterhosen schenktest."

Es existierte kaum ein Kleidungsstück von der Mutter, das man nicht später irgendwo bei den Kätnerfrauen hätte finden können.

. . . Am folgenden Tage wurden die Weihnachtstische aufgekramt. Es war eine mühsame Sache, die der Mutter viel Zeit kostete. Denn jeder sollte gleichviel haben. Den ganzen Tag ging die Mutter umher und maß und schätzte mit den Augen ab; war dann auf einem Tisch zu wenig, stahl sie etwas von einem andern.

— — —

Nach Weihnachten kam die Zeit, wo gelesen wurde.

Tine kam in der Dämmerung und bekam den ganzen Inhalt der Bücher ausgekramt.

Die Mutter saß vor dem Ofen, die weißen Hände um die Kniee geschlungen und erzählte und dichtete um. Es gab kein Buch, das in ihren Gedanken so blieb, wie es eigentlich war.

Oehlenschläger war in solch feierlichem, schwarzen Einband, und in den Blättern waren soviele Zeichen. Die Mutter wußte fast alle die Tragödien auswendig, und doch las sie sie immer wieder. Wenn sie dann vom Buch aufsah, während wir Kinder lauschten, schienen uns ihre Augen doppelt so groß geworden.

„Mutter, lies weiter," sagte der älteste Junge.

„Sollen denn die Kinder nie ins Bett," sagte der Vater drinnen in seiner Stube.

„Ja, Fritz, gleich," antwortete die Mutter und las weiter.

Ihre Stimme war sanft, wie traurige Liebkosungen, und in ihren Augen

Digitized by Google

ſtanden Thränen. Am liebſten las ſie Thoras Worte, wenn ſie von Hakons Leiche Abſchied nimmt.

Tine aber ſaß und ſchnaufte wie ein Seehund.

„Mach, daß die Kinder ins Bett kommen!“

„Gleich, Fritz, gleich . . .“

Und die Mutter fuhr fort zu leſen.

Oft war es Chriſtian Winther. Meiſtens aber „die Hirſchflucht.“ Ihre Stimme legte ſich ſo weich um die Verſe.

„Ach. Niemand lieſt wie die Frau,“ ſagte das Stubenmädchen. Sie hörte zu, in ihrer Ecke beim Bücherſchrank.

Schließlich rieß dem Vater die Geduld, die Kinder ſollten ins Bett.

Darüber weinten ſie dann und bekamen Zwetſchen, um artig mit dem Kindermädchen zu gehen.

Die Mutter aber begleitete Tine mit bloßem Kopfe die Allee hinauf.

Während der hellen Nächte wandelte ſie dort lange auf und ab. Sie liebte die Sterne. Sie konnte lange ſtehen bleiben, um zu zählen, wie viele ſie auf einmal ſehen konnte.

Tine ſtand daneben.

Sie fragte wie die Sterne hießen.

Die Mutter aber hatte ihnen Namen nach ihren Freunden gegeben.

Der dort war ihrer Mutter Stern.

„Sehen Sie ihn?“

Und der dort war Alices Stern. „Sehen Sie ihn wohl? Es iſt der, der ſo traurig ausſchaut.“

Es gab ſo viele traurige Sterne, und die liebte ſie am meiſten.

„Thora!“ rief der Vater oben vom Giebelfenſter.

„Thora! Du erkälteſt Dich.“

„Ich ſehe mir nur die Sterne an,“ ſagte ſie und ging ſtill hinein.

Aber die Sterne anzuſtarren war bei ihr faſt zur Leidenſchaft geworden.

„Ich bin dann bei meinen Freunden,“ ſagte ſie.

Zuweilen begleitete ſie Tine bis zum Kirchhof, weiter aber nie. Denn ſie fürchtete ſich vor Geſpenſtern. Sie glaubte ſo feſt und ſicher an Geſpenſter, und daß es im blauen Fremdenzimmer ſpukte, war einfach eine Thatſache.

Das beſtätigte ſie immer, indem ſie mit dem Kopfe nickte:

„Fritz weiß es auch,“ ſagte ſie.

Denn im blauen Zimmer war eine weiße Dame, und wenn ſie ſich ſehen ließ, mußte Jemand ſterben.

Die Mutter hatte ſie einmal geſehen, da ſtarb der alte Poſtmeiſter.

Außerdem wußte ſie noch manche Geſpenſtergeſchichte, und ſie erzählte ſie uns Kindern in der Dämmerung, daß es uns dabei gruſelte.

Am allerliebſten erzählte ſie die von Aalholm, denn von der wußte ſie beſtimmt, daß ſie wahr ſei, ſie war ihrer eigenen Tante paſſiert.

„Auf Aalholm hatte es ſchon immer geſpukt,“ behauptete die Mutter, „diesmal aber war es ganz ſicher, denn Olivia ſaß eben und friſierte ſich zum Ball, als ſie mit einem Male eine Dame aus der Wand heraustreten ſah — wie ſie leibt und lebt — ſie erblickte ſie im Spiegel, verſteht Ihr . . .“

In grauem Seidenkleid mit großen Roſenſträußen, und ſie ſchritt gerade auf Olivia zu und ſtellte ſich hinter ihren Stuhl — —

„Olivia aber fuhr auf, ſtürzte auf den Gang hinaus und ſchrie, ſchrie — — ein Glück war es aber, daß die Dame ſie nicht bei der Hand gefaßt hatte. Denn das war einer Geſellſchafterin paſſiert . . . und die kam ſchreiend auf den Gang hinausgelaufen, die Treppen hinauf und zur Gräfin hinein,

Digitized by Google

indem sie rief: Eine Dame kam aus der Wand herausgeschritten, ging gerade auf mich zu und faßte mich bei der Hand — — und drehte mich herum . . .

„Und denkt Euch, im selben Augenblick wurde die Gesellschafterin verrückt . . .

„Nicht zu retten war sie, sie war und blieb verrückt!"

So erzählte die Mutter.

Und sie fügte hinzu, der Graf zu Aalholm habe schließlich jene Stelle in der Mauer niederreißen lassen, und in einem geheimen Raum habe man denn auch ein Skelett gefunden.

Natürlich war sie ermordet worden, sagte die Mutter.

Trotzalledem war das mit den Gespenstern doch eine eigene Sache. Vorbedeutungen dagegen, das war etwas, was ganz bestimmt erwiesen sei. Und Hunde und Eulen wüßten mehr als Menschen.

Niemals schrien die Eulen am Kirchturm, ohne daß Jemand bald starb.

„Das wissen sie ganz genau beim Küster," sagte die Mutter und nickte.

Nachmittags im Winter ging die Mutter mit den Kindern auf Besuch. Alle Kinder plauderten, während sie die Allee hinaufschritten und die Mutter umringten wie ein Schwarm junger Vögel.

Oben, am Ende der Allee wohnte der Dorfschulze. Schmuck und sauber, breit und groß lag der Hof da, mitten im weißen Fellde, abgeschlossen durch ein grüngemaltes Thor.

Manchmal machten sie beim Dorfschulzen einen Besuch. Sein Weib verschwand dann sofort in die Küche.

Sie sagte Gutentag mit einer Stimme, die man nicht hörte, streckte einem eine feuchte Hand entgegen, die man nicht zu fassen bekam, und ging in die Küche, um fürs Essen zu sorgen. Man war noch kaum zehn Minuten beim Dorfschulzen, so strotzte der Tisch auch schon von Eßwaren. Immer gab's Rippespeer, und rote Rüben zur Sülze. Die Brodscheiben waren so groß wie Landkarten.

Der Dorfschulze war ein dicker Mann, der einen einzigen Rock besaß um darin zum heil'gen Abendmahl zu gehen, und wenn es Markttag war, nach Augustenburg, im Uebrigen aber in Hemdsärmeln einherging. Er sagte nie etwas, lachte aber immer, daß es seinen großen Körper nur so schüttelte.

Die Mutter setzte sich verzweifelt zur Sülze nieder.

Kehrte sie aber heim von einem Besuche bei Dorfschulzens, mußte sie immer ein Glas Rotwein haben, um damit das Fett hinunterzuspülen.

Jahre waren verstrichen, bei Dorfschulzens blieb immer alles beim Alten. Die Frau ging nach ihrem Guten Tag in die Küche, und in ihm fing es an zu gluckseln, daß sein Zwerchfell bebte, sobald er nur „der Mutter" Gesicht erblickte.

Eines Tages aber, es war in der Dämmerung, schleppte sich ein Etwas, das wie ein schweres Bündel aussah, in unsere Wohnstube hinein. Und das Bündel — nichts als Tücher, darüber ein großer Shawl und wieder ein kleiner Shawl — kam nicht weiter als bis zum Stuhl neben dem Bücherschrank, dort sank es nieder wie ein schweres Federbett niedersinkt, und weinte, weinte, weinte.

Aus all den Kleidern heraus kam das Weinen, still und ununterbrochen.

Dies Bündel war des Dorfschulzen Weib — ihr Sohn war durch einen Fehlschuß umgekommen.

Die Mutter kniete nieder und versuchte es, bis zur Frau zu dringen — durch all die Shawls hindurch, um sie zu trösten.

Das Bündel aber weinte, weinte und sagte:

Digitized by Google

„Ich wollte auch den Pastor sprechen."

„Ja, ja, Madam Hansen, ja, ja, Madam Hansen . . ."

„Ich wollte auch den Pastor sprechen."

Und das Bündel schritt hin über den Teppich, zum Prediger hinein, still vor sich hinstöhnend, so still und schwer wie etwas, in dem kein Leben ist.

„Ach, wie sie weinte," sagte die Mutter, „wie sie doch weinte — wäre sie nur die vielen Shawls los geworden — hätte man sie ihr nur abnehmen können."

Als ob sie das in diesem Kummer ihr näher gebracht hätte.

. . . Die Mutter und der älteste Junge sollten hin, um Dorfschulzens Sohn zu sehen.

Es war, als hörte man in dem Hause keinen Laut mehr. Der Hund bellte nicht, und das Federvieh war eingeschlossen.

Der Dorfschulze empfing uns in der Thür. Er sprach kein Wort, und die Mutter schritt mit dem Knaben still durch die Stuben, wo alle Thüren offen standen.

Im „Saal" stand der Sarg.

Dort war solch' eine eigene gelbe Beleuchtung, wie sie durch weiße Laken, die vor den Fenstern aufgehängt waren, hervorgerufen wird.

Der Dorfschulze nahm das Tuch vom Antlitz des Toten.

Da lag der Sohn, still.

Daheim, in der Leutestube, hatten sie gesagt, durch Anders Nielsen seien viele ins Elend gekommen:

Denn er hatte „so einen weibischen Mund gehabt" hatte der Großknecht gesagt. Kein Frauenzimmer konnte da widerstehen. — Und ein Paar Beine, sie kriegten ihre Augen nicht los davon . . .

Jetzt aber lag er still. Es war als habe sein Gesicht gar keinen Ausdruck — nur Kälte.

Der Dorfschulze ging umher und murmelte einige Bibelverse vor sich hin, die er von seiner Konfirmation her wußte.

Die Mutter aber betrachtete lange das Gesicht der Leiche. Dann deckte sie es selber zu mit dem Tuch. Es lag so hoch über der großen und geraden Nase.

Als die Mutter und der Junge in die vorderste Stube zurückkamen, war der Tisch gedeckt. Er stand voll von allerlei Eßwaaren.

Die Frau ging umher und bot uns an.

Die Thür zur stillen Leichenstube stand offen.

Der Dorfschulze aß bedächtig ein Stück nach dem andern. Er mußte viel essen während der Trauertage.

Niemand redete.

Der Junge bekam Likör von schwarzen Johannisbeeren und trank das ganze Glas aus — denn die Mutter sah es nicht — so daß ihm ganz wirr im Kopfe wurde.

Sie saßen lange bei Tisch. Die Frau des Dorfschulzen hatte sich neben die Thür gesetzt. Sie hatte kein Wort gesprochen.

Als aber die Mutter gehen wollte und sich der Frau näherte um ihr Lebewohl zu sagen, spürte sie, wie die Aermste am ganzen Körper zitterte.

Sie sah vor sich nieder auf den Boden, und als sie zu sprechen versuchte, stieß sie mühsam die Worte hervor . . .

Ach, es sei da so Vieles, so Vieles, wiederholte sie immer wieder . . . aber sie wollte darum bitten, daß die Frau ein wenig singen wollte . . . ein wenig singen, drinnen neben der Leiche.

Digitized by Google

Die Mutter antwortete nicht, legte nur still ihr Zeug wieder ab, darauf gingen alle vier wieder hinein — durch die Wohnstube, durch die Mittelstube, in das gelbe Licht hinein.

Der Dorfschulze brachte ein großes Psalmbuch herbei:

Die Mutter aber sang in die Luft hinaus, und ohne den toten Sohn anzusehen:

Wenn ich bedenke recht den Tod,
Daß ich von hier muß scheiden,
Wie's Vöglein froh das Morgenrot,
Begrüß ich ihn mit Freuden.
O milder Tag
Wo Streit und Plag
Wird selig gehn zu Ende.
In Jesu Schoß
Mit Wonne groß
Falt ich die müden Hände.

Die Eltern regten sich nicht. Nur die Mutter allein sang.

Der Junge stand und sah sie an. Sie war kreideweiß im Gesicht.

Diese einsame Stimme klang so seltsam dort über den fremden Todten.

Eia, mein Herz sei stark und hold,
In Christus, Deinem Herrn,
Den Tod, der Sünde bittern Sold,
Empfängst Du jetzo gern.
Denn jede Wund'
Sie ist jetzund
Die Thür zum Himmelreiche.
Der Tod ein Ruhn
Nach schwerem Thun
Daß jeder Kummer weiche.

Für einen Augenblick war alles still.

Dann legte die Frau das Tuch über des Toten Antlitz. Der Junge bemerkte, daß die Mutter nicht einmal mehr ein Lebewohl sagte.

Der Dorfschulze begleitete sie über den Hof hinaus. Er schloß das Thor auf und wieder zu.

Die Mutter und der Junge schritten auf den Weg hinaus. Die Mutter sprach nicht.

„Mama," sprach der Junge, „Dein Gesicht war so weiß."

„Komm jetzt," sagte die Mutter.

Bis sie heimkamen war die Mutter schweigsam und fröstelnd. Beim Abendtisch wurde kaum gesprochen.

„Fritz," sagte die Mutter plötzlich, „der Mensch hat keine Seele besessen."

„Thora."

„Nein."

Die Mutter schwieg einen Augenblick.

„Nur heißes Blut hat er gehabt . . . und jetzt ist es kalt geworden."

Der Vater entwortete nicht.

Kurz darauf sagte die Mutter wieder:

„Die Menschen müßten immer alt werden ehe sie stürben."

„Thora, wie Du redest."

„Doch, das glaube ich. Denn dann hätten die Leiden ihnen wenigstens eine Art von Seele gegeben."

Es war, als befände sich die Mutter in einem inneren Aufruhr:

„Ich kann dies Gesicht nicht vergessen, in dem Nichts war. — —"

Digitized by Google

Die ganze Insel fand sich ein bei der Beerdigung. . . . Hatte man aber den Hof des Dorfschulzen hinter sich, dann lagen da hinter dem Zaune all' die kleinen Kätnerhäuser. Die Fensterrahmen waren grün angestrichen, und die Thüren waren ebenfalls grün, sonst aber lagen die Häuschen weiß da im tiefen Schnee.

Die Mutter nickte jeder Fensterscheibe zu, und die Kinder nickten hinter ihr her, und der älteste Knabe lief in jeden Schneehaufen hinein, der am Wege zusammengeschaufelt war.

„Wie der Junge geht," sagte die Mutter.

Im äußersten Hause wohnte Elsbeth. Sie war die Aelteste im Dorf. Sie war sicher hundert Jahre alt. In ihrem Stübchen war's so still, daß es den Kindern schien, als wage nicht einmal die Katze zu schnurren. Oder vielleicht hatte sie es vergessen. Denn auch sie war alt und lag neben dem Bette. Wenn sie aber ihre graugelben Augen ab und zu öffnete, glaubte man, daß sie Mancherlei wußte.

In früheren Zeiten hatte Elsbeth gesponnen — gesponnen, gesponnen. Jetzt aber war das Spinnrad bei Seite gestellt worden.

Es stand neben dem Fensterrahmen. Wie eine Uhr, die nicht mehr geht.

Elsbeth nickte der Mutter zu, wenn diese eintrat.

Die Stimme rang sich mühsam, tief aus der Brust hervor.

„Ja, ich sitze hier," sagte sie.

„Da sitzen Sie ja gut, Elsbeth," antwortete die Mutter.

Die Katze regte sich leise, und die Mutter warf ihr einen verstohlenen Blick zu, denn sie fürchtete sich vor ihr: sie mochte fremden Besuch nicht, sie wollte, daß Elsbeth und sie immer allein sein sollten.

„Ja, man sitzt und wartet," sagte Elsbeth. „Erst lebt man, dann denkt man zurück, und zuletzt sitzt man nur und wartet."

„Alte Leute werden klug," sagte die Mutter.

„Ja. Aber es nützt ihnen Nichts, Madame, und den andern auch nicht. Denn Blut ist Blut, das will sieden, bis es matt oder kalt wird."

Elsbeth schaute den ältesten Jungen an — sie hatte so klare Augen, aber sie lagen so tief im Kopf —:

„Der wird einst auch Blut genug haben," sagte sie. „Blut genug und Thränen genug, das gehört meistens zusammen."

„Was sagt sie?" fragte der Junge.

Die Mutter aber gab keine Antwort.

Elsbeth schwieg ein Weilchen, während die Katze ihre Augen öffnete.

„Dann kommt die Zeit des Muttergrames, aber auch die geht vorüber."

„Was sagt sie, Mama?" fragte der Junge.

„Es giebt Mütter, welche sterben, während ihre Kinder klein sind," sagte die Mutter.

„Ihnen ist wohl," erwiderte Elsbeth. Alles war still im Stübchen. Auch die Uhr stand still. Elsbeth zog sie nicht mehr auf.

Die Nachbarsfrau kam, wenn es Zeit war — nach der Sonne — half Elsbeth aufstehen und brachte sie wieder zur Ruhe.

„Zuletzt denkt man nur, wozu das Ganze soll."

„Was meinen Sie Elsbeth?"

„Ja, Madame. Gott ist zu groß, und er kann sich auch nicht mit uns abgeben."

„Das können wir nicht wissen Elsbeth," sagte die Mutter.

„Doch Madame. Denn wir sind zu klein, und er hat nicht die Zeit, sich mit uns abzugeben."

Digitized by Google

Elsbeth schwieg, und die Mutter erhob sich mit ihren Kindern.

„Lebewohl, Elsbeth," sagte die Mutter, „hier stelle ich den Fliedersaft hin."

„Lebewohl," erwiderte Elsbeth.

Aber draußen auf der Landstraße war die Mutter schweigsam.

„Was war das Alles, was sie da redete?" fragte der Junge.

„Sie sprach von Dir," antwortete die Mutter. Und sie gingen schweigend weiter.

So oft aber der älteste Junge allein draußen war, ging er, wenn er sich Elsbeths Haus näherte, immer auf die andere Seite des Weges hinüber. Denn es war ihm als fürchte er sich.

Ging man nun auf der Landstraße weiter zu Schullehrers, so kam man bei Madame Jespersen vorbei.

Ihr Haus lag oben auf einem Erdwall, und um zu ihr zu kommen, mußte man eine Stiege hinaufklettern, die nur ein Geländer hatte. Die Diele war mit Sand bestreut, und es roch nach Jungfräulichkeit und Lavendel.

Madame Jespersen saß auf einem erhöhten Fensterplatz und häckelte Schutzdecken. Dort hatte sie gesessen, so lange die Staare in die Stadt gekommen waren. Die Schutzdecken lagen weiß und glänzend auf jedem Stück Möbel und auf jedem Stuhl.

Hatten die Kinder sich niedergesetzt und standen dann wieder auf, so ging ein Jedes von ihnen davon mit einer Decke, die an einem unaussprechlichen Körpertheile festgeklebt war.

„Junge, Junge," sagte die Mutter und brachte die Decke wieder auf ihren Platz. Alle Stuhlkissen waren von Fräulein Helene in Stramei gestickt. Fräulein Helene stickte immer vielfarbige Sterne auf vielfarbigem Grunde.

Madame Jespersen sprach Holsteinisch — denn von dort kam sie her — und war einst Kammerzofe bei Rantzaus gewesen. Niemand wußte, wie sie eigentlich hierher, gerade nach diesem Winkel des Landes verschlagen worden.

Sie war immer in schwarzwollenem Moiréekleide und füllte einen großen Mahagoni-Lehnstuhl mit breiten Armlehnen völlig aus. Auf dem Kopfe trug sie eine thurmhohe Haube, von der die Kinder glaubten, daß sie damit schliefe. An den Handgelenken hatte sie Armbänder von Bernstein.

Sie verließ ihren hohen Sitz nur, wenn sie in die Kirche ging. Dann trug sie eine Mantille von Moirée-Antique, und einen gestickten Shawl darüber.

Wenn der Kaffee auf den Tisch sollte, mußte Fräulein Helene stets mit ihren vielen Mustern wegrücken, um Platz zu machen. Es waren Muster aus grauem Packpapier zu ihrer immer unfertigen Garderobe. Zwei Mal im Jahre reiste sie nach Rendsburg und kehrte zurück, den Kopf voll von Modellen zu Kleidertaillen, die sie im folgenden Halbjahre beschäftigten.

Was die Stoffe betraf, so liebte sie die schottischen Muster.

Sie veränderte aber nur die Taillen. Die Röcke blieben ungefähr dieselben Nur dann und wann wurden sie mit Garnierungen versehen.

Die Kuchen zum Kaffee wurden aus einem Kasten hervorgeholt, der unter Madame Jespersens Bett stand. Dies war hoch wie ein Berg.

„Ach ja, man muß geduldig sein," sagte Madame Jespersen und ließ ihre Hände in den Schoß sinken. Sie hatte sie einst vor Zeiten mit vielen Kammerzofenringen geschmückt, die jetzt im Fett der kurzen Finger verschwunden waren.

Jungfer Lenchen lief wie ein Wiesel hin und her und plauderte.

Jungfer Stine steckte nur ein knochiges Gesicht zur Thür herein zum Gutentag. Sie mußte in ihrer Nähschule bleiben.

Digitized by Google

„Eine Minute wenigstens könnten Sie sich doch zu uns setzen," sagte die Mutter, „lassen Sie doch die Mädels nähen."

Aber Jungfer Stine war schon wieder draußen in ihrem Stübchen hinter dem Gang, wo sieben kleine Mädchen, mit kleinen Zöpfen wie Mäuseschwänze und zusammengekniffenem Munde, Weißnähen lernten.

Jungfer Stine war langaufgeschossen wie eine Mannsperson und hatte Sehnen wie ein alter Gaul.

Sie hatte eine Buchstabierabtheilung vormittags und eine Nähabtheilung nachmittags. Sie bekam drei und dreißig Oere im Monat pro Kopf von der Nähabtheilung.

„Meine Stine läßt sich keine Ruhe," sagte Madam Jespersen. „Ach ja, man muß geduldig sein."

Jungfer Lenchen legte Kuchen auf eine Porzellanschüssel, mit vielen kleinen Handbewegungen bei jedem Kuchen.

Sie lief in der Küche aus und ein, um den Kaffee zu besorgen, während sie dabei in einemfort plapperte. Jungfer Lenchen plauderte und plapperte das ganze Jahr unaufhörlich, ohne daß Jemand am einunddreißigsten Dezember gewußt hätte, was sie gesagt.

„Die Kleine schwärmt," sagte Madame Jespersen.

War der Kaffee auf dem Tische, kam Jungfer Stine auf einen Sprung herein. Sie setzte sich dann neben die Thür auf einen der drei Mahagonistühle mit richtigen Sitzen — die anderen Gegenstände zum draufsitzen waren wackeliger und hatten einen geflochtenen Rücken — denn sie setzte sich hart nieder und mußte etwas unter sich haben.

Sie verschlang den Kaffee und war wieder draußen.

Von der Kuchenschüssel waren immer einige Kränze verschwunden. Die verteilte sie zur Belohnung in der Nähschule. Das Stehlen war sonst durchaus nicht Jungfer Stines Sache, aber von den Kuchen stahl sie doch in unbewachten Augenblicken. Gelang ihr das nicht, so kaufte sie Zuckerkringel unten im Krug.

Eine war doch immer mit einem Wäschestück fertig.

Wenn die Mutter in den Gang hinaus kam, beim Fortgehen, steckte Jungfer Stine ihren Kopf aus der Schulstubenthür — es kam eine laue Stickluft aus dem kleinen weißgetünchten Loch heraus — sie mußte der Mutter immer einen Kuß zum Abschied geben. Sie war der einzige erwachsene Mensch, den sie küßte.

Der älteste Junge lief auf alle vierzehn Holzpantoffel draußen in der Vordiele:

„Wie ungeschickt der Junge ist," sagte die Mutter, „er lernt es nie, sich hübsch fein zu benehmen."

Jungfer Stine blieb in der Hausthür stehen und nickte, Jungfer Lenchen aber bog mit einer zierlichen Hand die Blumen im Stubenfenster zur Seite und lächelte nur.

„Mama," sagte der älteste Junge, als sie auf die Landstraße hinausgekommen waren, „Jungfer Stine hat Augenbrauen wie Kutscher Lars."

Jungfer Stine hatte Augen wie eine junge Maid, und darüber Augenbrauen wie eine Mannsperson.

Die Mutter liebte es, ihren ältesten Sprößling plaudern zu hören. Er sprach ganz wie sie, brauchte dieselben Sätze, dieselbe Wortstellung, mit einer altklugen Wichtigkeit, die wie Weisheit wirkte. Und immer guckte sein Kopf, der zu groß für seinen Körper war, neben der Mutter Kleiderrock hervor.

Wenn sie von einer Kindergesellschaft heimkehrten, wollte die Mutter immer den Bericht vom Schmaus haben.

Digitized by Google

Sie setzte sich in ihrem Lieblingsstuhle mitten in die Wohnstube hin, als setze sie sich an einen gedeckten Tisch.

„So", sagte sie, „nun laßt mich hören."

Alle Kinder redeten und schrieen durcheinander.

„Der Junge zuerst!"

„Der Junge zuerst", wiederholte die Mutter.

Und der Junge sprang in seiner Sammetbluse herum und machte Alle nach, Knaben und Mädchen, Stimmen und Geberden, daß die Mutter sich in ihrem Stuhl vor Lachen krümmte.

„Und weiter? und weiter?"

Der Junge fuhr fort. Er konnte die ganze Gesellschaft auswendig. Er machte sie nach wie ein Äffchen und lief dabei hin und her wie ein Verrückter. Schließlich sagte die Mutter:

„Was bekamt Ihr zu essen?"

Und die Kinder riefen durcheinander, was sie zu essen bekommen.

Ueber das Essen in den Gesellschaften lachte die Mutter am allermeisten.

„Essen lernen sie hier zu Lande nie," sagte sie. „Du mein Gott, was setzen sie Einem nicht alles vor."

Bei den Kindergesellschaften gab es ja ein für allemal nur Butterbrot und Mandelpudding.

Zuletzt öffnete der Vater die Thüre von seiner Stube:

„Großer Gott, Thora, Du verdirbst mir den Jungen ja ganz", sagte er. „Kindern darf man doch nicht von dem Augenblick an, wo sie in der Wiege liegen, erlauben zu kritisieren!"

„Aber, lieber Fritz, ich kann ihm das Sehen doch nicht verbieten."

Und der Vater machte seine Thüre wieder zu.

Des Vaters Thür war fast immer geschlossen, und die Kinder wußten kaum, wie es hinter der Thür aussah. Denn sie kamen so selten hinein und darinnen war es so dunkel. Die Stube lag gen Norden, niemals schien die Sonne hinein. Die Möbel waren aus tiefdunklem Mahagoni.

Der Vater schritt fast immer auf und ab — auf und ab in seiner Stube.

„Wer ist da?" sagte er, wenn Jemand hereintrat und schrak leicht zusammen.

„Ich bin es", antwortete eins der Kinder, das gekommen war, um ein Buch zu holen.

Und der Vater wanderte weiter, auf und ab, zwischen seinen vier Wänden.

Er mochte es gerne heiß im Zimmer haben, und hatte doch immer weiße Hände vor Kälte.

Beim Mittagstisch, wenn eins der Kinder sprach, konnte er sich plötzlich von seinen Gedanken losreißen — er saß immer hinter einer Flasche feinem Rotwein mit rotem Siegellack:

„Gott weiß, wie die Kinder erzogen werden," sagte er.

„Lieber Fritz", erwiderte die Mutter, „wie soll man Kinder auf dem Lande erziehen."

„Wie Kinder", sagte der Vater und fiel wieder in Gedanken.

Er war immer blaß im Gesicht und sein Bart fing an grau zu werden.

Die Mutter aber sagte zu Schullehrers Tine.

„Liebste, Kinder sind Kinder, was sie nicht hier hören, das hören sie in der Gesindestube."

Und das war wirklich wahr. Die frohesten Stunden der Kinder waren die Stunden in der Gesindestube. Dort war es so siedendheiß, daß ihre Köpfe puterrot wurden, während sie in den Ecken saßen und zuhörten. Es war da

Digitized by Google

stets eine große Versammlung aus dem ganzen Dorf, weil niemand daran dachte, wie viel Bier in die Krüge hineinging.

Das Küchenmädchen lief immer wieder ab und zu auf ihren schwarzen Socken und schenkte ein.

Es war wie in einem Wirtshause.

Kutscher Lars hatte den Vorsitz oben am Tischende. Die Häusler zierten die Seitenwände. Maren, das Waschmädchen, stand neben der Thür mit einem Grinsen auf ihrem Gesicht.

Im Dorf gab es kein Geklatsch, das nicht durch die Gesindestube ging.

Die Mutter machte zuweilen die Thüre auf:

„Na, Kinder giebt's was Neues?"

Und sie setzte sich dann auch neben den Ofen. Dann führte nur Kutscher Lars das Wort, während die Häusler verstohlene Blicke auf ihre Krüge warfen.

Kutscher Lars war bei uns gewesen, so lange man sich erinnern konnte. Alle Dienstboten blieben Jahrelang in unserem Hause. Die Mutter klagte beständig beim Vater über ihr Betragen. Der Vater sagte:

„So laß sie doch gehen."

Die Mutter schlug hilflos ihre Augen gen Himmel: „Aber sie wollen ja nicht", sagte sie.

Und sie blieben.

Das Stubenmädchen hatte schreckliche Kopfschmerzen. Sie band sich Handtücher um den Kopf, so daß sie einem Schwerverwundeten glich, und ging mit lautem Stöhnen aus und ein. Das Mittel gegen ihr Uebel war ein unaufhaltsamer Kaffeestrom, und dabei that sie nicht die geringste Arbeit.

„Ich finde Hannes Besen überall", sagte die Mutter.

Die Besen standen verlassen.

Hanne selber sank in der Wohnstube beim Bücherschrank nieder und stöhnte: „Ich habe es der Marie gesagt, daß sie den Kaffee kocht."

„Das ist recht", anwortete die Mutter.

„Will die Frau nicht eine Tasse mittrinken", stöhnte Hanne.

„O danke, wenn er da ist", sagte die Mutter.

Die Hausmamsell saß am Fenster und stickte. Sie war eine sehr lange und apathische Person, die stets beleidigt that, um einen Vorwand zu haben zum Nichtsthun.

Die Mutter ärgerte sich wütend über sie und fragte sie jede Woche einmal, ob sie nicht nach Sonderburg hineinfahren wollte.

„Gott", sagte sie, „dann bin ich sie wenigstens so lange los."

Sie ließ die Hände in den Schoß sinken.

„Alle meine Hausmamsellen werden so vornehm, daß sie nur sticken können."

Für das jüngste Kind hatte man eine Amme genommen. Diese führte den Namen Rose und es zeigte sich, daß sie auf der ganzen Insel berüchtigt war.

Als sie nicht mehr nährte, ging sie zu einer unbestimmbaren Stellung über, denn es war schon ein Kindermädchen im Hause.

Der Vater machte der Mutter viele Vorstellungen, damit sie sie wegjagen sollte.

„Lieber Freund", sagte die Mutter, „sage mir nur wie. — Sie sitzt ja auch nur im Fremdenzimmer und näht. Dort thut sie ja keinen Schaden."

Und Rose saß nach wie vor im Fremdenzimmer.

Ueberhaupt, wenn von den Dienstboten die Rede war, sagte die Mutter:

„Ja Fritz, wenn Du Dich überhaupt mal der Sache annehmen wolltest, Du würdest schon sehen."

Vater war viel zu müde, um sich der Sache anzunehmen.

Mit einer Ausnahme freilich.

Digitized by Google

Der älteste Junge ging eines Tages durch die Stube und sagte zur Hanne, dem Stubenmädchen:

„Mach' die Thure zu."

Er wußte nicht, daß zufällig des Vaters Thür offen war. Der Vater erschien gleich darauf, kreideweiß im Gesicht:

„Hanne, wollen Sie so freundlich sein, die anderen zu rufen", sagte er.

Die sämmtlichen übrigen Dienstboten versammelten sich, während der Junge zitterte, und der Vater wartete. Als Alle beisammen waren, gab der Vater ohne viel Umstände seinem ältesten Sprößling eine tuchtige Ohrfeige.

„Willst Du nun vielleicht Hanne um Verzeihung bitten und zu ihr sagen: „Hanne, wollen Sie so freundlich sein die Thur zuzumachen."

Der Knabe that es mit einer von Thränen erstickten Stimme, worauf die Dienstboten fortgeschickt wurden.

Eine gewisse Höflichkeit gegen Untergeordnete wurde nach diesem Tage — denn keins von den Kindern konnte sich je erinnern, daß der Vater sie bestraft hatte — etwas, das ihnen ins Blut überging.

„Es ist ohnehin hart genug, in dienender Stellung zu sein", sagte der Vater.

Vielleicht hatten die Kinder, anläßlich des „harten Looses" im Stillen allerlei kritische Gedanken, denn in ihrem Heim gab es Niemand, der regierte außer denen, die dienten.

Schullehrers Tine, die die gesunde Vernunft selber war, sagte immer, wenn die Mutter klagte:

„Um Gotteswillen, nur nicht wechseln, es ist noch immer besser in den Händen der alten zu sein." —

„Komm", sagte die Mutter zu ihr, „laß uns ein wenig hinausgehen."

Sie banden sich ein paar Shawls um und gingen durch die Gitterthür in den Garten, nach dem eisbedeckten Teich hinunter. Längs den Ufern lag der Schnee zwischen dem halbverwelkten Grase. Draußen hinter den Pappeln erstreckten sich die weiten Wiesen.

Plötzlich wurde die Mutter traurig und ihre schöne Stimme klang wie eine Klage.

„Wie war es doch schön hier im Sommer."

Lange und wehmütig schaute sie über Eis und Schnee der Wiesen hin, sie, die den lauen Wind und die Sonne liebte.

Sie starrte das Lusthaus mit den weißen Säulen an. Zu ihrem Geburtstag im Juni waren diese Säulen immer mit Kränzen umwunden.

„Ich werde nicht viele Sommer mehr erleben", sagte sie.

„Unsinn", antwortete Tine.

Die Mutter aber fuhr fort aus ihrem Lusthause nach den eisbedeckten Wiesen hinüber zu starren:

„Nein", sagte sie und fing leise an zu weinen, sie, die das lichte Leben liebte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Im Palazzo Pitti.

Von **Emil Schaeffer.**

I.

Im offiziellen Stil nennen sie heute jene fünfzehn Säle von Brunelleschis Wunderbau, die Gemälden Obdach geben „Il Reale Museo Palatino". Der Titel scheint denkbarst ungeschickt gewählt; denn ein, besser der Hauptreiz dieses Museo liegt darin, daß es eben kein Museum ist. Die meisten solcher Kunstmenagerien sind angelegt gleich Aquarien und Thiergärten, — man sucht „charakteristische Stücke" zu erwerben, die unterrichten und erziehen, über die Entwickelung der Kunst und ihrer Meister Aufschluß geben; die Bilder, — so wollen's die Museumsleiter, — belehren, lesen ein Colleg über Kunstgeschichte. Aber wollten dies auch ihre Maler? Kaum. Nur Schönheit wollten sie ins Dasein tragen, und jene Mediceer, die Gemälde an Gemälde hier gereiht, dachten auch niemals dabei an so etwas, wie ein Museum; auf Schönheit sollte herrschensfroh ihr Fürstenauge ruhn, auf Werken, die zu groß schienen und zu erhaben, um den gemeinen Blicken der Menge sich preiszugeben, die zu bewundern nur die vornehmsten Amateurs würdig genug waren. Die Medici starben, und die Leute, die nach ihnen im Palazzo Pitti hausten, erkannten in Tizian und Raphaels Bildern nicht mehr Geist von ihrem Geist, fanden kein Verhältnis mehr zur selbstherrlichen Noblesse der Renaissancemenschen und machten darum die Räume, in denen Lorenzos prunkende Enkel gewohnt, vorerst zur Privatgalerie. Später, im Jahre 1838, als die Könige unter dem Regenschirm spazieren gingen, alle Bürgertugenden in Blüte standen und zu ihrer Hebung auch die Künste herhalten mußten, damals machte man, wie die schöne Wendung lautet, „den Genuß der Bilder des Palazzo Pitti allgemein zugänglich." Aber den aristokratisch-persönlichen Charakter konnte man dieser Sammlung nicht rauben, eine Mediceer-Residenz in kein Museum wandeln. Unwillkürlich schaut man immer und immer einen hohen Mäcen vor sich, der all diese Werke erwarb, einzig deshalb, weil sie ihm gefielen; man ist der Gast eines erlauchten Nobile, und plötzlich müßte er uns zur Seite stehen, — glauben wir, im dunklen Sammetgewand, ein Barett auf dem feinen Haupte und müßte anfangen zu erzählen von einem unvergeßlichen Abend, da er mit Aretino in Venedig bei Tizian gespeist, von einem Vormittag, den er unlängst mit Bibbiena in Raphaels Atelier verplaudert . . . Die Facade des Palazzo Pitti ist „die höchste Ambition, die der Privatbau auf Erden an den Tag gelegt;" gleich steingewordenen Sätzen alter Chroniken muthet die wilde Größe dieser Quadern an, die Luca Pitti zu seines Hauses Ruhm aufeinanderthürmen

Digitized by Google

ließ; der Bauherr starb in elender Verbannung und die Medici, die der festungsartige Palazzo vielleicht schrecken sollte, machten ihn zu ihrer Residenz, zum ewigen Denkmal ihrer fürstlichen Cultur; wir Nachgeborenen danken ihnen so das wichtigste Document für die Psychologie des Privatgeschmackes im 16. und 17. Jahrhundert.

* * *

Die Unduldsamkeit der Hochrenaissance und des Barock hatte die Kunst der Vergangenheit aus dem Palazzo Pitti gewiesen. Die giottesken Tafelbilder waren zu schüchtern für den selbstbewußten. Stolz dieser Hallen und ihr Ernst, ihre dunkle Mystik hätten die mediceische Lebensfreude empfindlich gestört. Das frühe Quattrocento wiederum dünkte zu condottierehaft-laut, zu lärmend und aufdringlich, um bei Hofe gelitten zu werden; zudem mochten Jahrhunderte, die ihren Ehrgeiz darein setzten, die Natur zu corrigieren, sehr wenig für den unbedingten Wirklichkeitsinn des Quattrocento übrig haben. Denn das Individuelle, das Portrait bildet die Grundlage seiner Malerei.

Da ist das Haupt eines Heiligen; nimmt man ihm die Aureole, die, bezeichnend genug, aussieht, als ob sie durch eine Schraube an dem Kopf befestigt wäre, nimmt man dem Heiligen seine Legitimation, diesen Schein, so bleibt das frappant ehrliche Bildnis eines alten Mannes, und mehr wollte auch der Maler kaum geben.

Da ist ein Martyrium des heiligen Sebastian, das die Gelehrten bald dem Antonio und bald dem Piero Pollaiuolo zuwiesen. Der Heilige gleicht einem nackten Gladiator, und das ganze Gemälde bedeutet nur die Zusammenstellung schwieriger Acte. Es ist lehrreich den Wandlungen dieses Sebastiantypus nachzugehen, weil sie beinahe sich mit den Veränderungen decken, denen im Lauf der Jahrhunderte der Begriff „sacro" ausgesetzt war, — ein sehr wichtiges Capitel für eine noch zu schreibende Culturpsychologie. Den Malern und Bildhauern des Quattrocento bot die Figur des Sebastian fast den einzigen von der Kirche erlaubten Anlaß, die Kenntnis eines nackten Jünglingkörpers zu erweisen. Der Heilige wird zum Act, bisweilen zum Portrait. Kühl und muskelstark, schaut er ruhig und mit der gelassenen Hoheit eines polykletischen Siegers vor sich hin. Aber der Doryphoros wurde vom Apollo Sauroktonos, die harte Männlichkeit Polyklets von der weichen Traumstimmung des Praxiteles abgelöst, auf den athletischen Sebastian des Quattrocento folgte jener, den Sodoma gemalt, der mädchenhafte Jüngling mit der weißen Haut und dem schwimmenden Glanz im Blick. Den Frauen weckte die hüllenlose Schönheit solcher Heiliger unheilige Wünsche und darum mußte, — wie Vasari erzählt, — ein Sebastian des Fra Bartolommeo sogar aus der Kirche entfernt werden. Eine spätere Generation war toleranter; gerade die sinnlichste Schönheit wurde dem Glauben dienstbar, Magdalene zur christlichen Venus und Sebastian eine Art heiliger Ganymed. So zeigt ihn das Bild eines unbekannten Bologneser. Sein blasser Sebastian ist noch jünger, noch frauenhafter als der Sodomas, aus einem parfümierten Friseurkopf schmachten sentimental-kokette Augen, — der Heilige für ganz junge und ganz alte Weiber.

* * *

Digitized by Google

Nach solcher Bonbon- und Tubarosen-Atmosphäre athmet man freudig wieder die frühlingsherbe Luft des Quattrocento, von der Kunst hysterischer Sinnlichkeit flüchtet man gern zur Kunst gesunder Sinne, die Fra Filippo Lippis „Madonna und Kind" so prachtvoll hier repräsentiert. Mit welchem Behagen schilderte Fra Filippo die Zärtlichkeit der heiligen Anna zur neugeborenen Tochter, die geschäftige Bethulichkeit der Gevatterinnen, mit welch' erdenhafter Liebe zu den Dingen malte hier ein Mönch diesen ganzen Hintergrund. Die Wochenstube der vornehmen Florentinerin! Die Madonna selbst, der Tradition nach ein Portrait seiner Geliebten Lucrezia Buti, gehört zu dem herrlichsten, was Filippos Palette uns geschenkt. Ganz in der Nähe ist eine Maria seines Schülers Botticelli, freilich kein Hauptwerk dieses Großen. Trotzdem bleibt für die Entwickelung des florentinischen Marienideals ein Vergleich der beiden Madonnen interessant genug. Fra Filippo und Botticelli suchen in Florenz das Modell für die Mutter Gottes, beide malen das länglich-ovale Antlitz der Florentinerin, die anziehende Unregelmäßigkeit ihrer Mienen, das scharfe Kinn und den feingeschweiften Mund; aber die Madonna Filippos ist frei von der aristokratischen Vergeistigung, der müden Melancholie und der Nervosität einer Botticellesken Maria, ihre Blicke haben noch nichts von starrem Trauern oder, — wie hier, — von stumpfer Resignation, von der Theilnahmslosigkeit des tiefsten Leides; glänzender, beinahe heiterer Ruhe sind ihre Augen voll; so blicken normale junge Mädchen, deren Sinne schlummern und die wenig träumen. Filippo malte die Zufriedenheit einer jungen Mutter, die ihr bambino im Arme hält, Botticelli die mater dolorosa. Fra Filippos Heiland ist ein kleines Kind, der Botticellis kennt sein Martyrium und dessen Nutzlosigkeit. Filippo gleicht dem starken Ahnherrn, Sandro dem Enkel, der an allzu feinen, allzu sensiblen Nerven krankt; Fra Filippo endlich ist ein entlaufener Mönch, der aus klösterlichem Frieden sein Liebchen stahl und sich ein illegitimes weltliches Glück schuf; Sandro, der Freund Polizianos, kam fliehend aus den Hainen des Ovid, um vor dem Kreuze des Erlösers zu knieen. Der eine lief jubelnd aus der dunkeln Kirche in die sonnige Welt, der andere wankte aus eben dieser Welt gebrochen zum Kirchenthor. So bilden die Lebensgeschichten dieser beiden Künstler gleichsam die Illustration zu den beiden großen Geistesströmungen, die durch's florentinische Quattrocento fluthen, der paganischen und der christlichen. Ihr Leben wirkte bestimmend auf ihre Kunst; Fra Filippos Madonna ist nicht denkbar ohne Lucrezia Buti, und jene Botticellis nicht ohne die reuige Sehnsucht eines Weltkindes nach den goldenen Pforten der Himmel.

Nur ein Portrait, wenn es überhaupt Botticelli gehört, erinnert hier an jene Sonnentage seines Lebens, da er von Grazien träumte und Aphroditens blonder Schönheit, das Bildnis einer Frau mit überschlanken und schwanenweißem Hals; voreinst erkannte man in dem stillen Weibe Simonetta Cattaneo, die schöne Geliebte des Giuliano de' Medici; heute ist dieser Glaube fast gänzlich aufgegeben, aber die Führer werden trotzdem, auch in fünfzig Jahren noch, grinsend den Hochzeitsreisenden „l'amante del Botticelli" zeigen; das Publikum will in jedem Kunstwerk eine Anekdote, sucht vor jedem Frauenbildnis eine interessante Beziehung zu dessen Maler, — es soll sein Vergnügen nicht entbehren.

* * *

Geheimnisse umspielen andere Bilder. Noch hat uns niemand erklärt, was jenes rätselhafte, ebenso feine als kleine Bild bedeutet, das Botticellis

Digitized by Google

Schüler Filippino Lippi malte und das der Katalog sehr vorsichtig „soggetto allegorico“ nennt.

Haben wir's mit der Illustration eines Klassikers zu thun, hat ein persönliches Erlebnis des Künstlers Form und Farbe hier gewonnen? Vielleicht. Denn Filippino, der in seiner Kunst die grelle Wollust, den toten Zauber der Sonnentempel Asiens zu neuem Dasein erstehen ließ, begnügt sich hier mit Brunelleschis Florentiner Domkuppel; sie bezeichnet sehr genau den „Ort der Handlung“. Filippino, der die schillernden Stoffe Indiens liebte, die großlinige Toga römischer Imperatoren, die fremde Schönheit jener Kleidung, die ferne Märchenvölker tragen, — Filippino, der Prunkende, hüllt die beiden Jünglinge des Gemäldes in das einfach-dunkle Florentiner Wamms. Der eine liegt, von einer Schlange umstrickt, wehklagend auf dem Boden, der andere flieht, trotz der glatten Thiere, die seinen Schritt zu hemmen suchen. Das ist der ganze Vorgang, den der Künstler nur zum Theil erläutert. Die Form seiner Erklärung ist merkwürdig genug. Denn Filippino, dieser großartige Meister der Geste, der den feinsten Schwingungen der Seele, den leisesten Empfindungsnüancen durch Gebärden Ausdruck leihen konnte, den gerade diese Fähigkeit oft zum Schauspieler machte, zum eleganten Poseur, hier folgt der alles Könnende einer bizarren Laune, archaïsiert gleich den raffiniertesten Culturmenschen von heute, verwendet die primitiven Spruchbänder des Mittelalters. Von den Lippen Gott Vaters, der, den Blitz in Händen, sinnend auf das traurige Schauspiel blickt, quellen die „goldenen“ Worte

· NVLLA · DETERIOR · PESTIS · $\widetilde{Q}$ · FAMILIARIS · INIMICVS ·

* * *

Wird dies Gemälde heute allgemein dem Filippino zugewiesen, so nehmen die Gelehrten ihm dafür, — beidemale im Widerspruch mit dem Katalog, — ein anderes Werk, den malerischen Schmuck einer Hochzeitstruhe, eines Cassone, worauf Lucretias Ende und die Leichenrede des Brutus dargestellt ist. Neben Virginias Tod war gerade dieser Vorwurf in den letzten Tagen des Quattrocento als „cassone-Malerei“ sehr beliebt. Er sollte die junge Gattin mahnen, das Leben niedriger zu achten denn ihre unbefleckte Frauenehre. Voreinst hatte man die Illustrationen zu leichtgeschürzten Fabeln des Ovid bevorzugt und die Novellen des Boccaccio gaben den Künstlern dankbare Motive. Aber die heitere Kunst ward aus dem Schlafgemach nun verwiesen. Zürnend hatte Savonarola gefragt: „Und die Häuser der Bürger, — was soll ich von ihnen sagen? keines Händlers Tochter macht Hochzeit, ohne ihre Ausstattung in einer Truhe zu verwahren, die nicht mit heidnischen Geschichten bemalt wäre; so lernt die neuvermählte Christin den Trug des Mars und Vulcanus Listen eher kennen als die berühmten Thaten heiliger Frauen in beiden Testamenten.“

* * *

Man spricht heute viel über Savonarola. Lange Zeit wurde er als zelotischer Barbar gescholten und Goethe wandte unwillig von seiner mönchisch-düsteren Glut das helle Olympierauge. Der Botticelli-Cultus und der Neo-Katholicismus haben den Feind und das Opfer der Renaissance uns wieder

Digitized by Google

menschlich näher gebracht, manchen so nahe, daß sie allzugroß ihn schauen. Gewiß, der Einfluß, den seine glaubenstrunkene pathetische Art auf die florentiner Künstler und das florentinische Kunstempfinden übte, war bedeutend, aber kaum so segensreich, wie seine neuerstandenen Anhänger, die modernen, um vierhundert Jahre verspäteten Piagnonen versichern. Man braucht nur an jenen Künstler zu erinnern, dessen Malerei die angewandte Aesthetik Savonarolas bedeutet, an Fra Bartolommeo della Porta.

In der Seele dieses Mannes hat vielleicht ein Kampf zwischen Maler und Mönch getobt. Der Mönch blieb Sieger und verbot dem Maler, seinen Blick der sündhaften Schönheit einer Landschaft zu öffnen, wie er's als Jüngling gethan, befahl ihm, „alle Studien nach dem Nackten" in maiorem dei gloriam zu verbrennen, wies das Modell aus dem Atelier des Malers, ersetzte das Leben durch den kalten Tod, den Menschen durch die Gliederpuppe. Die Kunst dieses Dominicaners erfüllt bewußt alle Forderungen Savonarolas, der Mönch von San Marco gehorchte den Weisungen des toten Priors. „Warum laßt Ihr Heilige malen, die dieser oder jener gleichen?" zürnte der Meister. Vor den Heiligen des Schülers sagten „die jungen Männer" nicht mehr: „Dies Mädchen gleicht der Magdalena und jenes dem Johannes . . ." „Glaubt Ihr," fragte Savonarola — „daß die Jungfrau Maria so gekleidet ging, wie Ihr sie malt? Ich sage Euch, sie trug die Kleidung der Armen und ging züchtig verhüllt, daß man kaum ihr Gesicht sehen konnte . . ." Mit dem Herzog fiel der Mantel, mit der Florentinerin verbannte Fra Bartolommeo auch ihre Tracht aus seiner Malerei. Das florentiner Zeitkostüm, dessen Mannigfaltigkeit und Farbenfreude so wunderbar die Lust am Dasein und der eigenen Persönlichkeit wiedergespiegelt, mußte einfarbigen und zeitlosen Gewändern Platz machen, bauschigen Draperien von jenem „großartigen Faltenwurf", der eine so verhängnisvolle Rolle in der Entwickelung der Kunst spielen sollte.

Durch Abstraktion von allem Individuellen, zeitlich und örtlich Bedingtem gelangte er zum Allgemeinen und ewig Gültigen. So hat es früher von ihm geheißen. Heute sagt man das Nämliche, nur mit ein bischen anderen Worten. An Stelle überquellend frohen Lebens setzte Fra Bartolommeo nüchtern-rethorisches Pathos; die Grenzen einer Kunst, die das ganze unendliche Reich der Erscheinungen umfaßt hatte, engte er willkürlich ein; der Malerei, die auf ihre Banner geschrieben: „erlaubt ist, was gefällt", ertheilte er Regeln und pedantische Gesetze.

Uns von heute erschloß Wölfflin den Pfad zu Fra Bartolommeos Kunst, er hat uns gezeigt, wie wir seine Vermählung der heil. Katharina, den Auferstandenen unter Heiligen zu betrachten haben, er gab endlich auch eine feine Analyse der Grablegung, des einzigen unter Fra Bartolommeos späteren Werken, das unmittelbar packt und ergreift. Seine Kunst hat ihre Wurzeln in einem kühl und ruhig wägenden Verstand, darum kann man sich — die Grablegung ausgenommen — über die Wirkung seiner Gemälde, besser über die Ursachen dieser Wirkung stets klar und deutlich auch mit dem Verstande Rechenschaft geben. Das unterscheidet seine Kunst von jener der Ganz-Großen, der Lionardo und Tizian, der Rembrandt und Rubens: man kann die Gemälde des Frate „verstehen", sich zu eigen machen wie den Inhalt eines wissenschaftlichen Buches, das man einmal liest, noch einmal, excerpiert, aber dann ist man damit fertig, — für immer. Die Kunst in dem Werke Fra Bartolommeos wird man stets bewundern müssen, bewundern wie ein Drama des Corneille oder die Struktur mancher Ouverturen Cherubinis; den Aufbau seiner Bilder, ihre feierlich-strenge Composition, ihre grandiose Linienführung, das Geschick, aus vielen lebensgroßen Figuren, — man darf leider nicht Menschen

Digitized by Google

sagen, — ein Ganzes, eine untrennbare Einheit zu bilden, dies alles wird dem Maler stets hohen Respekt erzwingen; aber wehe, wenn wir nach dem Ausdruck dieser Mienen spähen, zu diesen prachtvollen Formen den geistigen Inhalt suchen! Hier liegt die Grenze für Bartolommeos lediglich formale Begabung; man denke vor seinem „Ecce homo" an einen Christuskopf Tizians, denke an Michel-Angelo vor seiner Colossalfigur des heil. Marcus. Weil die Gegner seiner Kunst, — so berichtet zum Mindesten Vasari, — eine kleinliche Manier ihm vorwarfen, malte er diesen Heiligen mehr als fünf Ellen hoch. Aber „die Größe" der Kunst wird niemals nach dem Meter bestimmt, in einer ganz kleinen Bronce Meuniers steckt mehr Größe als in sämmtlichen neupreußischen Thiergarten-Recken zusammengenommen, und gerade dies Ungethüm wird die Feinde des Frate kaum zum Schweigen gebracht haben.

Heute ist das Quattrocento allzu modern, aber neue Tage bringen neue Schlagworte; vielleicht dürfen wir bald vor manchen Werken des Cinquecento wieder stehen bleiben, ohne uns von dem verächtlich-milden Lächeln der Snobs bestraft zu fühlen. Dieser heilige Marcus aber und die meisten Gemälde Fra Bartolommeos sind von jenem Cinquecento, das wir nie mehr lieben lernen, wir werden stets an ihnen vorübergehn in schweigender Hochachtung, mit tiefster Verbeugung, — vorübergehn!

* * *

Fra Bartolommeo und Andrea del Sarto! Wie lange noch wird dies unmögliche „und" in unseren Kunstgeschichten prangen? Was ist Bartolommeo della Porta, der Mensch? Ein malender Dominicaner. Was der Künstler? Eine Gleichung, $a+b=c$. Und Andrea? Die althergebrachte Eintheilung in I. der Mensch, II. der Künstler, man wird sie bei keinem der wirklich Großen, darum auch bei Andrea ernstlich kaum durchführen können. Der Mensch Andrea Vannucchi erklärt den Maler, den sie Andrea del Sarto nannten: aus dem Leide des Menschen erwuchs die schauerliche Tragödie des Malers, das Trauerspiel vom Manne, der am Weib zu grunde geht . . . Andrea hat sich einst gemalt, an der Schulter eines Freundes lehnend. Diese Stellung ging gewiß nicht aus psychologischen Grübeleien hervor, und doch — jenes Portrait scheint von Bedeutung für sein Wesen. Er war das große Kind, der Künstler, wie manche Frauen ihn träumen, ganz im Augenblicke lebend, hülflos kluger Schlauheit gegenüber, sanft und heftig, mißtrauisch und offenherzig, gütig und launenhaft, und fremd den Dingen dieser Welt, der trivialen Alltäglichkeit. Eine feminine Natur, bedurfte er der Stütze; freundliche Hände hätten seinem Pfade Blumen streuen, sein Leben mit Zärtlichkeit und Liebe verschönen sollen, — es ward ihm anders bestimmt. Seine zarten Finger, die nur den Pinsel halten, sich nicht zur Faust ballen konnten, mußten durch dorniges Gestrüpp den Weg sich bahnen, — Andrea hat das nicht vermocht. Er brach zusammen, starb kaum 42 Jahre alt, einsam und elend, „fast ohne daß es jemand gewahrte" — heißt es bei seinem Schüler Vasari — „und er wurde mit wenig Ceremonien von den Barfüßer-Mönchen, nahe bei seinem Hause, in der Kirche der Serviten beigesetzt . . ." Der große Maler Andrea del Sarto war damals schon längst gestorben, die eigene Frau hatte ihn, vielleicht ohne es recht zu wissen, langsam gemordet . . . „Mon genie mourut dans mon amour" stöhnt Andrea in einem wunderherrlichen, mit Herzblut geschriebenem Drama seines Geistes-

Digitized by Google

und Schicksalsverwandten Alfred de Musset, und dieser Aufschrei enthält die ganze Tragödie Andreas del Sarto.

Sein Leben gehörte dem Weibe, zu den Füßen seiner schönen Frau hätte er gern das Dasein verträumt, dem Weibe gehörte, wenn nicht das Beste, doch gewiß das Eigenste seiner Kunst; die beglückende und verzehrende Liebe, die er für seine Gattin hegte, schuf ihn zum Frauenmaler, lehrte ihn die sinnlich-weichen, wohlig-schmiegsamen Linien, machte, daß jedes seiner Madonnenbilder zur canzone wurde, die seiner Frauen holde Reize pries.

Für die Meister der florentiner Malerei von Giotto bis auf Ghirlandajo hatte das Weib nicht jene Bedeutung als künstlerisches Problem wie für die Großen Venedigs; sie empfanden nicht das Specifisch-Weibliche; ihre Frauen und ihre Männer sind mit den gleichen festen und energischen Strichen gemalt. In Botticelli erstand den Florentinern ihr größter Madonnenmaler. Seine Maria jedoch hat nichts gemeinsam mit den Kindern dieser Erde, ist eine himmlische Vision, ein Traum von Schmerz und Güte; zum ersten Male — spät nach Beatrice und den Frauen der vita nuova — fand hier die erlösende Macht des Weibes ihren bis heute unerreichten Künstler.

In te misericordia, in te pietate,
In te magnificenza, in te s'aduna
Quantunque in creatura è di bontate.

Botticellis Frauen sind geboren aus dem Weibempfinden des Mittelalters, das in der Frau eine strahlende Gebieterin schaute, die in schlackenloser, unnahbarer Hoheit erhaben über allen Menschen thront. Sandro beugte sein Knie in demüthiger, beinahe furchtsamer Scheu vor dem Weibe, es war ihm Königin, und die unterwürfige Inbrunst, mit der er zur regina coeli emporblickt, hat etwas vom religiösen, vom christlichen Troubadour.

Aber während der letzte Frauenmaler des Mittelalters, der Enkel Fra Angelicos mit erschöpfter Kraft sich mühte, den Visionen des größten mittelalterlichen Dichters Formen zu leihen, wurde, vielleicht unweit seines Hauses, in ewigen Zügen ein Document geschrieben, das die Frau ihres Königthums beraubte, die Göttin wieder zum Weibe machte, — Lionardo malte die Gattin des Francesco del Giocondo, Madonna Lisa. Ein gewaltiger Künstler, der alles Kleinbürgerlich-Florentinische abgestreift hatte, keine „bottega" mehr hielt, ein cortegiano von herrlicher Schönheit, der größte Maler, ein hinreißender Musiker, ein berückender Dichter, kurz, der vollkommenste Mann, der vielleicht je gelebt, schuf aus seiner heiligsten und tiefsten Sehnsucht heraus, — denn es athmete nirgends — das vollkommene Weib, wie er's zur Gefährtin erträumen mochte. Vierhundert Jahre sind vergangen, und noch immer steht die Mona Lisa vor unserer Bewunderung als das süßeste und erhabenste Räthsel aller Kunst. Ihre Augen, der Mund, die Hände, — alles ist beladen gleichsam mit Geheimnis. Maria haben die Menschen sie geheißen und in ihrem Lächeln die lockendste Verruchtheit der Sünde erkannt, ihre jungfräuliche Reine hat man besungen und eine gütige Mutter in dieser Frau verehrt. Was immer nur die Frau dem Manne sein kann, was jeder seiner Persönlichkeit gemäß im Weibe sucht und erblickt, — Lionardo, der männlichste Mann, hat in seinem Bild des weiblichsten Weibes für all' dies die schlechthin ideale Ausdrucksform gefunden, die wunderbare Vereinigung von seelischer und körperlicher Schönheit, von Himmlischem und Erdenhaftem gegeben; das hat kein anderer mehr vermocht und darum bedeutet dies Portrait den Höhepunkt florentinischer Frauenmalerei.

Digitized by Google

Die Augen Andreas del Sarto hatten nicht mehr Kraft genug, den blendenden Glanz jener Himmel zu ertragen, in denen die Madonna Fra Angelicos, Dantes und Botticellis thronte, aber Lionardos Mona Lisa lehrte ihn, den stolzen Adel staubgeborener Frauen sehen und preisen, lehrte ihn zauberhafte Töne zum Hymnus auf irdische Grazie und sinnliche Schönheit. Andrea fand sie rasch; jene Verkündigung, die der fünfundzwanzigjährige den Mönchen von S. Gallo malte, offenbart schon nach jeder Richtung hin seine Eigenart. Der Engel thront auf einer Wolke, aber die Mystik des Trecento ist tot für Andrea, Orgeln und Harfen klingen, Weihrauch und weiße Lilien duften ihm nicht mehr, und ebenso fremd ist seinem Wesen die hyper-spiritualistische oder materielle Auffassung der quattrocentistischen Verkündigungsbilder. Das Ganze scheint auf den Ton höfischer Noblesse gestimmt. Maria hat nichts mehr vom „umile" der Primitiven, von der ancilla domini, die voll schauernder Ehrfurcht, in zitternder Demuth Gottes Befehle empfängt. Der Engel, der trotz der gebietenden Rechten beinahe bittenden Auges zu ihr emporschaut, er ist diesmal der im Range Niedere, und Maria, eine junge Königin der Erde ertheilt dem Gesandten des Himmels vor der Loggia des Palazzo Audienz.

* * *

Man kann, wie bei jedem Jugendwerke, in dieser Verkündigung leicht fremde Einflüsse entdecken. Die beiden schönsten Engelsknaben des florentinischen Cinquecento, die gleich adeligen Pagen hinter ihrem knieenden Genossen stehen, demüthig-vornehm, schüchtern-selbstbewußt, — Lionardo hätte ihrem Maler gnädig die Hand gereicht. Die Stellung der Madonna wiederum entnahm Andrea einer Verkündigung des Mariotto Albertinelli. Wer aber lehrte Andrea die feine Contrastwirkung des weißen Friedens auf Marias Stirn und des castaniendunklen Haares, wer malte vor ihm diese schwarzen Augensterne, die so berückend aus der perlmutterartigen bläulich schillernden Iris herausleuchten? Sie haben nichts von dem ahnungsdüsteren Glanz botticellesker Augen, nichts von den Mysterien lionardesker Pupillen, für deren Zauber keine Sprache Worte gegeben. Die Blicke dieser und aller Madonnen Andreas kennen kein Weh, keine Sehnsucht, bergen keine Räthsel; ihr Ausdruck ist nicht erhaben und nicht tief, aber von bestrickender Liebenswürdigkeit und voll harmloser Freude an der schönen Wirklichkeit dieser Erde. Andrea hing an ihr gleich allen Florentinern; Piero di Cosimo, sein Meister, lehrte ihn, dem Rauschen der Bäume und flüsternden Gräsern lauschen, zeigte ihm den glitzernden Kiesel des Baches und die Lerche, die in den blauen Himmel fliegt. Andrea jedoch wuchs noch über Piero heraus.

Dem Quattrocento hatte im Allgemeinen die Landschaft nur als Staffage der Handlung gedient; aus ihr und dem Vorgang eine formale und geistige Einheit zu bilden, dies Problem stellte sich in Florenz nach Lionardo zuerst del Sarto. Die Handlung giebt den Grundaccord an, die Natur läßt ihn wie ein Pedal weiterhallen und ausklingen.

Nur zwei Cassone-Gemälde vertreten im Palazzo Pitti den Künstler der Landschaft. Ihre braunen Felsmassen stammen aus dem Schatz Piero di Cosimos, ihm dankte er die Vorliebe für einsam weidende Herden, für helle Pfade, auf denen man die Menschen schreiten sieht; Pieros Bildern entnahm er die grünbelaubten dichten Bäume, die in Gruppen stehen, das tote krausverästelte Gezweig; von Piero lernte er vor allem, die Landschaft in

Digitized by Google

einheitlichen und großen Farbenflächen empfinden. Das finstere Thor jedoch, wo sich die Leute drängen, jenseits davon die glänzenden Hütten, — gemahnt das nicht an Dürer's Kupferstiche? Auf dem First des Daches kosen in lichter Sonne die Tauben, — kamen auch sie von der Pegnitz zum Arno geschwirrt? Aber in einer Ecke ist dann zwischen dunklen Steinen ein blauer Teich, Enten schwimmen darauf, und man tränkt die Rinder, — das malte in solcher Weise kein Florentiner vor und nach Andrea del Sarto.

Diese beiden Gemälde schmückten einstens im Palazzo Borgherini ein Brautgemach, das Salvi Borgherini für seinen Sohn Pier Francesco von Baccio d'Agnolo herrichten ließ. Werke Pontormos, Francesco Granaccis und Bacchiaccas zierten mit denen Andreas diesen Raum, und alle vier Künstler hatten, dem Wunsche Salvi Borgherinis entsprechend, jeder auf seine Weise die Geschichte Josephs von Aegypten gemalt. Während der Belagerung von Florenz nun weilte der Besitzer all' dieser Kostbarkeiten, Pier Francesco, in Lucca, und diese günstige Gelegenheit wollte Giambattista della Palla, der Agent Franz I., nutzen, um für seinen Herrn diesen Schatz zu erwerben. Von der Signoria erlangte er leicht die Erlaubnis, die Gemälde abzunehmen und Pier Francescos Gattin durch Geld zu entschädigen.

Er begab sich daraufhin mit einigen Genossen in den Palazzo Borgherini; den denkwürdigen Empfang, den ihm die Gattin Pier Francescos dort bereitete, hat Vasari uns überliefert: „Giovann Battista, elender Trödler", — rief sie — „Du willst es wagen, erbärmlicher Hausierer, aus den Gemächern von Edelleuten ihren Schmuck wegzutragen, diese Stadt ihrer reichsten und ehrenvollsten Schätze berauben, wie Du gethan hast und noch thust, damit sich die Lande der Fremden und unsere Feinde dadurch schmücken. Du bist vom Pöbel und ein Feind des Vaterlandes, von Dir wundert mich das nicht, wohl aber von den Gebietern unserer Stadt, die solche schmachvolle Treulosigkeit Dir hingehen lassen. Dieses Bett hier, das Du begehrst wegen Deiner persönlichen Interessen, wegen Deines Hungers nach Geld, obschon Dein böses Trachten sich unter heuchlerischer Pietät verbirgt, — es ist das Bett meiner Hochzeit, der zu Ehren Salvi, mein Schwiegervater, all diesen prachtvoll-königlichen Schmuck ausführen ließ. Ich achte es auf's Höchste um seines Andenkens willen und aus Liebe zu meinem Gemahl, mit meinem Blut, mit meinem Leben sogar will ich's vertheidigen! Fort, aus dem Haus, Giovan Battista, Du und Deine Banditen, geh' zu denen, die Dich hergesandt, um diese Kunstwerke hier wegzunehmen, sag' ihnen, ich sei hier und werde nie dulden, daß man in diesem Gemach irgend etwas von seinem Platze rücke. Wollen jene, die Deiner Gemeinheit und Nichtswürdigkeit glauben, dem König von Frankreich Geschenke machen, so mögen sie die eigenen Häuser, die eigenen Betten ihres Schmuckes berauben. Und erkühnst Du Dich, noch einmal herzukommen, dann sollst Du um hohes Lehrgeld erfahren, wieviel Respekt die Menschen deines Schlages den Häusern von Edelleuten schulden!" So sprach Madonna Margherita, die Gattin Pier Francesco Borgherinis, 350 Jahre bevor ein Nobile aus dem erlauchten Geschlechte des Filippo Strozzi die Büsten und Bilder großer Ahnen den Museen verschachern ging, 350 Jahre bevor die Fürsten Sciarra-Colonna und Chigi Sebastianos und Botticellis Meisterwerke, ohne Erlaubnis der Signoria, heimlich wie Cognac und Cigarren aus Italien schmuggeln ließen. „Italia! oh quanta gloria, quanta bassezza!" . . . .

* * *

Digitized by Google

Im Jahre 1523 brach jene Pest aus, die bald schwächer, bald grausamer wüthend, die Arnostadt bis zum Unglücksjahr 1527 verheerte. „Dieser ist tot", — heißt es in einem Bericht jener Tage, — „Der Andere krank, der Eine entflohen, der Zweite im Hause eingeschlossen, der Dritte im Spital, der Vierte auf Wache, von dem Fünften weiß man nichts . . ." Auch Andrea flüchtete, erschreckt durch den Tod seines fröhlichen Freundes und Nachahmers Domenico Puligo mit seiner Familie in die verborgene Herrlichkeit des Mugello-Thales. Dort malte er den Nonnen von S. Piero in Luco jene Pietà, die wir heute im Palazzo Pitti bewundern. Ein bedeutender Künstler hat hier an einen Vorwurf sich gewagt, dessen Gestaltung seinem innersten Wesen widersprach. Solche Werke heißen strenge Aesthetiker dann „verfehlt". Vielleicht, daß sie Recht haben, — aber wer könnte Rossinis „stabat mater" ungeschrieben wollen, wer Andreas Pietà missen? Für den Jammer der schmerzensreichen Mutter, die weinend neben dem Kreuze des Sohnes stand, konnte der Componist des „Barbiere" in seiner Villa zu Bologna keine Töne finden, und Andreas glänzender Palette mangelten die düsteren Farben, um die Tragödie auf Golgatha zu schildern.

Der lyrische „Träumer, der am Weibe hing", begriff von all' dem Weh', das vor jenem Kreuze schluchzte, nur das Magdalenas . . . In ihr schuf Andrea eine seiner unvergeßlichen Mädchengestalten. Starren Kummers schwer hängen die Blicke der großen Sünderin an jenen Füßen, die sie einst gesalbt und die schlaff in ihrem Schoß nun ruhen. Die Augen weinen nicht, aber die Finger krampfen in ohnmächtiger Verzweiflung hart ineinander.

Neben Magdalena kniet die heilige Katharina. Ihre Anwesenheit ist durch die Tradition nicht bedingt. Vielleicht dankt diese schöne Figur ihr Entstehen einem Wunsche der Aebtissin von San Luco, die Caterina della Casa hieß, vielleicht mochte Andreas frauenhaft zartes Empfinden unter den Trauernden die mystische Braut Christi nicht entbehren wollen.

Beim Schaffen der Hauptgruppe versagte ihm — bezeichnend genug — seine Phantasie den Dienst. Der tote Christus, Johannes, der ihn hält, Maria, alle drei sind Fra Bartolommeos Pietà entlehnt. Eines nur gehört ihm: der wunderbar mütterliche Blick, der am Toten noch erkennen will, ob der Lebende viel leiden mußte: in solchen Zügen offenbart sich das Eigenste und Beste seiner Kunst.

In formaler Hinsicht scheint, besonders in dieser späteren Zeit, das Arbeiten mit Gegensätzen charakteristisch für sein Wesen. Fra Bartolommeos Gemälde wirken meist durch ein geschickt arrangiertes Nebeneinander der Figuren, Andreas Bilder beinahe stets durch malerische und formale, oft auch durch psychologische Contraste. Keine Farbe, keine Linie, keine Gestalt ist um ihrer selbst willen da, alles gewinnt erst durch Beziehung auf ein Anderes sein inneres und äußeres Leben. Die aufrechte Kraft der beiden Apostel z. B., die hinter Maria stehen, war erstens notwendig als Gegensatz zur Hinfälligkeit des toten Erlösers, dann bedurfte Andrea zweier Verticallinien, um den Eindruck der knieenden Gruppe zu steigern; ob Andrea jedoch gerade diese Apostel gern gemalt hat? Ihm mangelten jene Eigenschaften, die „männlich" heißen, ihm fehlte, was ernste Leute Charakter nennen, er hatte keine Energie und zu seinem Unglück niemals solche Ziele, die mit Zahlen sich umschreiben lassen, er war ein Träumer, wollte nur ein Künstler und der Geliebte seiner Gattin sein, blieb ein Jüngling zeitlebens, — wie sollte er den „Mann" verstehen und schildern?

In seiner Disputa vom Jahre 1517 streiten vier Heilige über das Wesen der Trinität, indes Magdalena und der jugendliche Sebastian in knieender

Digitized by Google

Andacht ihren Sätzen lauschen; Geberden unterstützen die Worte so prachtvoll eindringlich, daß diese Gesten hier, wie selten nur, eine mit Seele gleichsam angefüllte Ausdrucksform innerer Ueberzeugung scheinen. In drei jugendlichen und einem greisen Heiligen verkörperte er zurückhaltende Schüchternheit, gefühlstrunkene religiöse Inbrunst, die ungestüme Heftigkeit des Glaubenseiferers und die resignirte Milde des Alters. Die Tugenden der mittleren Jahre, besser Eigenschaften, die nicht im Temperament, sondern im Verstand wurzeln, die man allmählich nur, oft durch innere Kämpfe sich erwirbt, die „männlichen" Tugenden im engeren Sinne, — Andrea besaß sie niemals. Er war kein guter Maler von Aposteln, dieser höchsten Vereinigung von ruhig-fester, zielsicherer seelischer Kraft und physischer Energie. Das beweisen außer den beiden Aposteln der Pietà, sämmtliche Jünger Christi auf den Assuntabildern.

Das eine Assuntabild, in dem Andrea sich selbst gemalt, knieend zwar, jedoch mit glanzreichen Künstlerblicken unfromm aus dem Bilde herauslugend, hatte Bartolommeo Panciatichi bestellt, „desideroso di lasciare memoria di se in Lione", wie's bezeichnend für die Mäcene der Renaissance im Vasari heißt; aber die Tafel bekam Sprünge, darum vollendete Andrea das Gemälde nicht, es blieb in Florenz und gelangte endlich in den Palazzo Pitti, wo es mit den beiden anderen Assuntabildern den Beweis liefert, daß auch die Gestaltung dieses Themas jenseits der Grenzen von Andreas reichem Können lag. Er hatte nichts von Tizians erhabenem Pathos, das sinnlich-Uebersinnliche der Spanier, ihre transcendentale Mystik lag seinem Wesen ebenso fern, er begeisterte sich ob der Herrlichkeit der Erde, berauschte sich täglich auf's Neue an der Schönheit seiner Frau; geschaffen für leichtes und frohes Genießen, konnte er den Mienen derer keine Seligkeit geben, die von der freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens scheiden. Seine Madonna fliegt und schwebt nicht, sondern sitzt sehr gelassen auf einer Art von Wolkenbank, schaut ruhig, in sonntagstiller Heiterkeit vor sich hin, faltet die Hände wie ein Kind, das beten will, oder wendet höchstens, das Haupt zurückgeneigt, den klaren Mädchenblick harmlos nach Oben, — mehr an Verzücktheit und Ekstase konnte dieser große Künstler, — das ist beinahe rührend, — niemals aufbringen. Aber gerade jene Erdenhaftigkeit, die sie nicht enthalten sollten, macht all' diese Gemälde so liebenswert.

„Seine Madonnen lassen die ideale Bildung vermissen". Sie haben nichts von Tizians maestà, dafür gab ihnen Andrea Mütterlichkeit und Grazie zugleich, und zur Maria des Urbinaten mögen sie sich verhalten wie etwa Grillparzers Hero zu Iphigenie; dort ist mehr Erhabenheit, hier mehr sinnlich-irdische Weiblichkeit.

Auch jene lustigen Engelsknaben, die auf den Assuntabildern Maria zum ewigen Vater geleiten, — sie schwebten nie, gleich den Engeln der Primitiven vom Himmel zur Erde nieder, goldene Strahlenhöhen erschauten sie niemals. Andrea pickte, — ein Vorläufer Murillos — dem „feingliedrigen" Bambino aus Florenz einfach zwei Flügel an den Rücken. Seine Putti sind nicht trotzig derb wie jene Donatellos, haben nichts von der ein bischen plumpen Grazie des Luca della Robbia, nichts von der altklugen Kindlichkeit Desiderios da Settignano und erst recht nichts von der schwindsüchtig-traurigen Schönheit Botticelleskr Engel; die ganze sonnentrunkene Heiterkeit toscanischer Himmel leuchtet aus ihren Augen, sie sind voll liebenswürdiger Eleganz, bald keck und wiederum so bestrickend süß, wie beides nur verzogene Sprößlinge aus edlen Häusern sein können. Andrea, der Maler des Kindes, steht ebenbürtig neben Tizian, Raphael und Correggio.

In dem berühmten jugendlichen Johannes gab Andrea diesen Putti den

Digitized by Google

Schutzpatron, machte den florentiner „monello“ zum Heiligen, ohne ihm sein unfrisiertes dunkles Haar und die temperamentvollen hellen Blicke zu nehmen. Das Bild zu beschreiben, ist wohl überflüssig; denn jeder kennt dies Gemälde. Es ist das „beliebteste“ von Andrea. Warum das? Weil alle, die ihrer guten Erziehung die Reise nach Italien schulden, im Kunstwerk noch immer das schöne, das „süße“ Modell suchen; darum schwärmen sie, mögen sie aus Sidney oder Petersburg hierher kommen, einmüthig für diesen Johannes, für Sebastianos Fornarina und Tizians Flora, darum bleibt im Dom vor Donatellos unerreichtem Meisterwerk, dem häßlichen sog. Poggio Bracciolini Niemand stehen, und darum sehen wir in Florenz, der Stadt Masaccios und Michel-Angelos neben den Photographien der „Bella“ und der Madonna del Granduca auch solche nach Ryland und Nathanael Sichel, dem Herrlichen in den Schaufenstern, und auch die „gehen“ vortrefflich, — nur keine Illusionen!

Große Künstler leben auch heute, aber ein vornehmes Empfinden ihrer großen Kunst ist nicht mehr so allgemein wie in jenen goldenen Tagen, da del Sarto eine recht irdische Madonna zwischen Heiligen auf Wolken, die man im Pitti sieht, seinem „lieben Freunde, dem Glaser Beccuccio von Gambassi“ malte. „Seinem lieben Freunde“, — d. h. den florentinischen Künstler und den Handwerker aus Gambassi verknüpfen die Bande gemeinsamer Anschauungen, gemeinsamer Neigungen, sie haben die gleiche Cultur.

* * *

Andreas Gattin Madonna Lucretia del Fede forderte stets und herrisch Geld. Darum starben seine Eltern im Elend, darum ward er an Frankreichs König fast zum Dieb, darum ward ein glänzender Künstler zum Routinier; aber ihm fehlte das Talent zum Geschäftsmann, das „Verdienen“ lag seinem aristokratischen Wesen nicht, er konnte auch niemals Geld bei sich halten. Das wußte man, und die Käufer warteten auf die Tage seines Geldmangels, „in denen er sich mit jedem Preis begnügte“. Stolz und schüchtern zugleich, konnte er niemals fordern; Wohlmeinende zahlten ihm kopfschüttelnd, oft verlegen sogar, was er verlangte, die anderen lachten, „und wenn sie Andrea Gemälde verkauften, bekamen sie den dreifachen Preis dessen, was sie dem Künstler gezahlt“. Andreas Augen waren nicht blind für den Niedergang seiner Kunst, sein Verstand zeigte ihm dessen Ursache, rieth ihm Entfernung von Lucretia. Da rief ihn, zu glücklichster Stunde, Franz I. an seinen Hof. Andrea folgte gern. Ihm leuchtete die Gnadensonne eines großen Fürsten, sorgenfreieste Muße erlaubte seiner Künstlerseele, ihren Träumen nachzuhängen, in tausend hellen Farben winkte die Zukunft, — ein Brief Lucretias, und er eilte nach Florenz, zu jener Frau, deren Schönheit ihn mit Zauberfesseln umstrickt hielt; mehr als je erkannte er sie als seinen bösen Dämon, als Quelle seines künstlerischen und materiellen Unglücks, mehr als je betete er ihre Herrlichkeit an, mehr als je wurde er zum Priester seiner Gottheit. „Wollte er auch einmal andere Frauen als Modell nehmen, sie ähnelten doch fast immer Lucretia, weil er stets nur sie schaute, sie so oft gezeichnet, und vor allem, weil er ihre Züge in sein Herz gegraben hatte.“

Seine Frauengestalten sind Gedichte an Lucretia; um ihre Bedeutung für das Bild, den Namen, den sie im Gemälde führten, sorgte Andrea sich nie. In der Disputa heißt Lucretia Magdalene. Er malte sie vier Jahre nach seiner Hochzeit; die ganze Seligkeit einer jungen Ehe, beinahe noch der

Digitized by Google

goldne Glanz der Flitterwochen leuchtet um diese Figur, um die frohen Farben des Gewandes, den Faltenwurf der Draperie, weich und nobel zugleich. Berückend schön sind die Hände, und ihr „weiblich feines“ Halten des Salbgefäßes, — ist das je übertroffen worden? Eine Stunde glückvoller Pein mag Andrea das Legen jener einen rötlichen Locke bereitet haben: sie schmiegt zuerst sich dem Weiß des Nackens an und bietet so eine Folie für das helle Schimmern der Haut, dann bildet sie eine Scheidelinie zwischen Hals und Schultern, macht einerseits auf die schlanke Schönheit des Halses, andrerseits auf den Ansatz der leise herabfallenden Schultern ebenso wirkungsvoll als discret aufmerksam.

Sieben Jahre später, im Jahre 1524, malte er in dem Altarbild für Beccuccio wiederum Lucretia als kniende Magdalena. Nur die Stellung hat das prinzessinhafte Mädchen der Disputa mit der Frau hier gemein. Nachlässig-häßlich fällt die rote Draperie, das weiße Kleid darunter hält ein gewöhnlicher Knopf über dem Busen zusammen; es sitzt nicht gut, — Andrea gab sich keine Mühe, die Falten zu ordnen. Die Hände scheinen größer und gröber, an die Locke dachte Andrea nicht mehr; in beiden Bildern malte der Liebende die Geliebte, seine Zärtlichkeit hatte sich kaum gemindert; aber dem Künstler, der einstens in königlicher Freiheit schuf, zwangen jetzt materielle Sorgen den Pinsel in die Hand, er konnte nicht immer ein Stück Seele geben. Darin lag seine Tragödie, deren Anfang und Ende diese beiden Magdalenen scheinen.

* * *

Ueber die einzelnen Entwickelungsphasen des Trauerspieles Andrea del Sarto befragte man voreinstens, ähnlich wie bei Rembrandt, seine Portraits.

Ihre analysierende und psychologische Art wurde früh erkannt; hingebende Seelenstudien am fremden Modell mochte man dem „oberflächlichen“ Andrea nicht zutrauen, und so wurden seine Bildnisse zu Selbstportraits. Da ist jener Jüngling, den man sehr treffend mit Heine verglich, ein Künstler mit ganz weißen Händen und dem Antlitz eines Lyrikers; so möchte man sich gern den Maler der Verkündigung denken; der große Sehnsuchtstraum in diesen Augen, die mehr nach innen als nach außen blicken, die schwermütigen Lippen und ihre feine, mit Cultur gleichsam gesättigte Sinnlichkeit, — alles würde so gut auf den jungen Andrea passen. Schade!

Ob das zweite Gemälde ein Selbstportrait ist? Jedenfalls stellt es einen Künstler und einen Aristokraten des Leidens dar, einen Mann voll geistigen Hochmuthes und tiefen Ekels an der Menge. Andrea mußte bereits viel Hoffnungen auf Glück und Sonne eingesargt haben, bevor er dies Portrait schaffen konnte. Man bewundert es kaum ohne den Schauer ehrfürchtigen Mitleidens, und solchem Gefühl wird man auch vor dem seltsamen Bildnis Andreas und seiner Gattin nur schwer sich entziehen können. Die zeichnerischen Mängel dieses Doppelportraits verbieten, trotz dem Katalog, den Gedanken an die Autorschaft Andreas; zweifellos jedoch ging es aus seinem Atelier hervor, und der Schüler, der den Meister hier gemalt, war ein feiner Psychologe. Dies Gemälde gehört zu jenen, die als Persönlichkeitsdocumente über das Verhältnis eines *Künstlers* zum *Weibe* Auskunft geben. Drei „Fälle“, wie die Psychologen sagen, drei Möglichkeiten seien hier als die wichtigsten nebeneinander gestellt:

Tizian. Auf ihr Ruhebett gelagert, lauscht eine Frau Accorden, die ein

Digitized by Google

Ritter der Orgel entlockt. Sie ist nackt, von jener keuschen Nacktheit, die nur Tizian malen konnte. Der Nobile wendet das Haupt der Geliebten zu, fühlt ihre Nähe beglückend, aber nicht verwirrend; seine Finger beben nicht und finden mit ruhiger Sicherheit die Tasten. Ein großer Herr hält seiner Maitresse bei ihrer Toilette den Spiegel; in vornehmer Grandseigneurs-Laune bedient er die Geliebte, ohne ihr zu dienen; seine Art dabei hat nichts von unterwürfiger Eile, von verliebter Demuth; er betrachtet sie mit ruhigem Wohlgefallen wie eine Sache, ein Ding, das er besitzt, wie seine Klinge aus Mailand, ein Bild, eine Statue. Der stahlgepanzerte Marchese d'Avalos, legt, von seiner Gattin Abschied nehmend, die Linke auf den weißen Glanz ihres Busens; ohne sinnliche Aufwallung, ohne schmerzliche Zärtlichkeit thut er's; voll gelassener Hoheit, voll ernster Majestät ist diese Geberde. Hymen, Victoria und Amor müssen der Trauernden beim Abschied des Gemahls Trost zusprechen. Er selbst schaut ernsten Auges auf die Gramgebeugte nieder. Dieses „Niederschauen" ist bezeichnend für Tizians Stellung zum Weibe. Seine Kunst ward nie die Sklavin einer Frau, keine auch gewann Macht über ein Leben, das hundert heitere Jahre währte.

Rembrandt. Er hat das glücklichste Bild aller Kunst gemalt. Seine Blicke funkeln und glühn, da die schöne Saskia sich auf seinem Schoße wiegt; voll Seligkeit legt er die Linke um ihre Hüfte, die Rechte hebt den Pokal, und der Maler und sein Weib blicken von dem Gipfel ihrer Wonne beinahe mit lachendem Hohn auf den Zuschauer herab. Der Tod riß Saskia aus Rembrandts Armen; Seine Kunst war zu reich, um den Verlust dieser Frau nicht verschmerzen zu können, aber seines Lebens Sonne war untergegangen, einsam wankte er dem freudlosen Alter zu.

Andrea del Sarto: Schüchtern nur und behutsam, gleich dem Arzte, der einem Kranken nicht weh thun möchte, legt er die Rechte hier auf Lucretias Nacken, ein unendlich trauriger Blick fleht zur Gattin empor, die an ihm vorbei, ins Weite starrt. Lucretia will Andreas Arm entgleiten, er möchte sie halten, er konnte ohne diese Frau ja nicht schaffen, nicht leben. Vergebens. „Zuletzt noch, am Rande des Grabes wurde er von der Geliebten verlassen und seinem Schicksal aufgeopfert."

* * *

Andrea del Sarto hatte begonnen als Künstler, der innerlich Erlebtes in Farben und Linien umsetzt; da er starb, begruben sie einen großen Routinier der Palette, einen Regisseur, der alle effectreichen Posen kennt, alle Requisiten gut anzubringen weiß.

Innere Anlagen und äußere Einflüsse bedingten bei Andrea solche Entwickelung seines Talentes; sie mußte jedoch den Forderungen der neuen Zeit aufs glücklichste entgegenkommen, denn wo Andrea aufgehört, setzten seine Schüler und Nachfolger ein; ihre Werke sind nicht mehr das Produkt eines rein persönlichen Empfindens und dessen gleichfalls individueller Ausdrucksform. Wie die Welt in den Köpfen ihrer Schöpfer sich malt, — davon erzählen sie nichts; die Kunst, ein Persönliches, war bei ihnen zur Wissenschaft, d. h. zu etwas Unpersönlichem geworden. Dies mußte kommen.

Eine mehr als hundertjährige glänzende Cultur hatte den Meistern des Cinquecento zu reichen, fast überreichen Ausdrucksmitteln verholfen; ihr zeichne-

Digitized by Google

risches und malerisches Können war einwandfrei, aber was sollten sie damit anfangen? Das Quattrocento hatte sich die Herrschaft über Erde und Himmel, Luft und Licht erkämpft, den hartnäckigsten Feind aller Kunst, den Menschen bezwungen; seinen Körper verstanden die Schüler Buonarottis selbst in den kühnsten und schwierigsten Stellungen, welch' Geheimnis konnte Botticellis und Lionardos Enkeln die Seele noch bieten? Die Lösung künstlerischer Probleme auf eigene Faust zu versuchen, mit ganz neuen Augen die Dinge zu schauen, dazu standen sie jenen Großen zeitlich zu nahe, konnten dem Einfluß ihres Wirkens sich unmöglich entziehen. So blieb den Söhnen nur übrig, der Väter Erbe mit Geschick zu verwalten, mit Geschmack auszugeben. Nach zwei Richtungen jedoch war es noch möglich, auch die größten Ahnen zu übertreffen: Im Tempo des Malens, im Inhalt der Bilder. Binnen kurzer Frist bedeckten sich nun Riesenwände mit bunten Fresken, wobei die Maler nicht einfach mehr schilderten, wie und was ihre Augen erblickten, sondern was sie mit heißem Bemühen erlernt hatten, was sie wußten. Der Inhalt der Kunst ward „bedeutend", und das Bedeutende boten, wie allen Verfallszeiten, auch diesen Meistern bereitwillig Litteratur und antike Mythologie. Die Wirklichkeitsfreude des Künstlers behandelte im Quattrocento sogar die heiligen Themata wie Scenen aus dem florentiner Alltagsdasein, Vasari aber malte einen Christus nach der Beschreibung des Lentulus; die Kaiser nehmen göttliche Gestalt an, die Fürsten werden von Genien gekränzt und edle Tugenden stehen schirmend an ihrer Seite. Auf's Portrait sogar erstreckte sich bisweilen solch rhetorischer Schwulst, Tommaso Cambi ließ sich in Lebensgröße und nackt als Endymion malen. Die Künstler aber waren noch nicht heimisch genug auf den Höhen des Parnaß und des Olymp, um allein Vorwürfe dieser Art erfinden zu können, darum wiesen ihnen oft genug die „letterati" den Stoff zu. „Et molto anchora gli gioveranno quei letterati copiosi con la cognitione di molte cose, a ordinar bene la compositione de l'historia." Albertis Traum hatte endlich Gestalt gewonnen, der Bund zwischen Kunst und Gelehrsamkeit war geschlossen!

Von gelehrten Freunden durch klassische Gefilde geleitet, schauten die Maler von den Höhen ihrer Bildung verächtlich auf die einfache Wirklichkeit hernieder. Ein Votivbild, in dem Salviati die Errettung eines Soldaten schilderte, galt Vasari als „cosa bassa"; wir möchten gern dafür die „Pazienza" geben, eine glatte und nackte allegorische Frauengestalt, die den Aretiner begeisterte. Der Künstler selbst mag seinem Freunde Vasari diese verächtliche Bezeichnung „cosa bassa" kaum übel vermerkt haben; er dachte wohl selbst nicht anders über dies kleine Bild; denn „obschon Salviati" — heißt es wiederum bei Vasari — „lieber in großen Werken sich bethätigt hätte, brachte er doch, weil die Aufträge nicht so rasch kommen wollten, ziemlich viel Zeit mit dem Malen von Bildnissen zu." Die Portraits, die er selbst geschaffen, erwähnt Vasari kaum: „es würde langweilig (cosa tediosa) sein, und, die Wahrheit zu gestehen, ich habe mich dagegen gewehrt, soviel ich nur konnte." Seltsam, gerade um dieser Portraits willen, die sie ungern malten, lediglich wegen ihrer großen und vornehmen Art, verzeihen wir all' diesen Künstlern die gequält michelangeleske Wucht, die bombastische Phrasenhaftigkeit ihrer Fresken und Altargemälde. Von Pontormos Marter der Vierzig, von dieser unentwirrbaren Masse ineinandergeballter nackter Leiber wenden wir uns lächelnd ab, verweilen ein paar Minuten vor der bannenden Häßlichkeit seiner „Parzen", vor diesen gelben Gesichtern mit den bösen Augen, vor diesen vertrockneten Fingern, dünn gleich Spinnbeinen, bewundern die decorative Wirkung seiner „Anbetung der Könige", die wie der Entwurf zu einem prunkenden

Digitized by Google

Fresco scheint, aber kehren doch immer, von selbst gleichsam, zurück zu dem Portrait jenes Alten mit dem dunklen Barett und dem prachtvollen Senatorenprofil.

Und ebenso bei Franciabigio. Seine „Verläumdung des Apelles“ wird nur den Kenner Lucians und Albertis interessieren, aber jenes Bildnis dort, das unendlich modern anmuthet, wer könnte diesen müden Mann und die hoffnungslose Resignation seiner Augen je vergessen? In der blassen Herbstlandschaft, die Franciabigio dem Portrait als Hintergrund gegeben, klingt die erhabene Melancholie der Züge des Unbekannten nach; tote Blätter rascheln an den Bäumen, und die hageren laubentblößten Aeste strecken sich gleich Armen in verlorener Sehnsucht aus, wie eine Elegie, wie das große Weinen eines Fismoll Accordes wirkt dies Portrait.

Ein Bruder dieses Mannes, sein Geistesverwandter dünkt der berühmte Goldschmied des Ridolfo Ghirlandajo. Auch er, ein bleicher Träumer im dunklen Gewand. Seine ungemein durchgeistigten Hände halten ein Geschmeide. In der Ferne tauscht ein kosendes Paar die Ringe. Der Künstler, der sinnend, spöttisch und wehmütig zugleich auf das Werk seiner feinen Finger niederschaut, denkt wohl mit ganz leiser Ironie an den holden Beginn und die weniger holde Fortsetzung also schöner Minnestunden.

Gleich diesem Portrait galt voreinst auch die „monaca“ des Bugiardini, als Werk des großen Lionardo. Es wäre vermessen, nach einem Taine dies wunderbare Bildnis beschreiben zu wollen, die strenge Anmut dieses Nackens zu preisen, und die tragischen Contraste des Gemäldes weitläufig zu schildern, Gegensätze, die sich nicht aufheben, sondern einander stärken: Das Gebetbuch zwischen den nervösen Fingern und der volle Mund, der so gar nicht für Gebetsprechen bestimmt scheint, die ruhelosen Blicke der Augen und der schwarze Frieden des Nonnenhabits, das wie eine Fessel den machtvollen weißen Busen umzwängt. Lauter Contraste. Ebenso die Landschaft: durch düstere und strenge Bogen leuchtet der blaue Himmel, man sieht das Kloster der Madonna di Cafaggio mit seinen kerkerhaften Fenstern, schaut aber auch die grünen Gärten, die bis zur alten „Porta San Gallo“ sich breiten und aus verschwimmender Ferne tauchen die heiteren Hügel von Fiesole.

Am Beginn der florentiner Portraitmalerei steht in massiver und breitbeiniger Wucht Castagnos Pippo Spano, ein Condottiere, d. h. kriegerische Tugenden im Verein mit rücksichts- und erbarmungsloser Energie. Da Castagno diesen Recken malte, tobten in Florenz die Leidenschaften des Parteikampfes. Freiheit war das Panier, um das sich alles schaarte, beherrscht zu werden von dem Willen eines Einzelnen schien das Furchtbarste. „E cosa più gloriosa essere uno onorevole ribello che uno schiavo cittadino!“

Am Ende der florentiner Portraitmalerei stehen ganz vergeistigte blasse Jünglinge und melancholische Gelehrte; sie beben nicht vor Glück wie Botticellis Augustinus, in der glühenden Seligkeit des Suchens und Findens, ihr Geist hat keine Energie; sie kennen auch nicht jene beschauliche Freude weltabgewandten Studiums, die Ghirlandajo in seinem heiligen Hieronymus voreinst verkörpert, — ihre Thätigkeit ist lediglich reflectierend, sie lesen müde und traurig in den Büchern nur, „daß wir nichts wissen können.“ „Denn,“ — heißt es bei ihrem Zeitgenossen Guicciardini — „die Philosophen und Theologen und all' die anderen, die von übernatürlichen und unsichtbaren Dingen schreiben, sagen tausend Narrheiten; in Wahrheit sind die Menschen im Dunkel über die Dinge, und dies Forschen diente und dient mehr, die Geister zu üben als die Wahrheit zu finden.“ Das erinnert fast an Brunetière, klingt wie

Digitized by Google

eine Bankerott-Erklärung des geistigen Lebens; und das politische? „Wer Volk sagt, sagt eigentlich Narr; es ist ein Monstrum von Verwirrung nnd Fehlern und seine eitlen Ansichten sind von der Wahrheit soweit entfernt als nach Tolomei Spanien von Indien.“ Darum ist der weltkundige Aristokrat auch kein Verehrer einer demokratisch-republikanischen Staatsform: „Ein Fürst gehört allen; alle sind gleichmäßig seine Unterthanen, deshalb kann jeder hoffen, von ihm begünstigt und beschäftigt zu werden.“ So schrieb der Sohn eines freien Staates.

Hält man die Nüchternheit dieser Erkenntnis neben die prachtvolle Wildheit jenes anderen Satzes, den Rinaldo degli Albizzi einem Papst ins Antlitz zu schleudern wagte, vergleicht man ferner Rinaldos Zeitgenossen, die Menschen der Castagno und Uccello mit denen Franciabigios, Pontormos und Salviatis, die selbst schüchtern, einsam und melancholisch dahinlebten, so versteht man ohne Weiteres, daß die Tage der Republik Florenz, des freien Bürgerthums und seiner Cultur gezählt waren. Ein kurzer, schrecklicher Todeskampf, und die Freiheit starb; vom Thurme des Palastes der Signoria rauschten die Banner des Hauses Medici, der Gonfaloniere und die Prioren wurden abgelöst, erst vom Herzog, bald durch den Großherzog von Toscana. „Neu Regiment bringt neue Menschen auf,“ alles ward nun anders. Den Bürger ersetzte der Cavalier, der Künstler diente nicht mehr als Glied des Staates dem Staate, nicht mehr als Freund dem vornehmen Privatmann und dessen Partei, sondern als Unterthan seinem Fürsten; auf die sensitiven Träumer vom Ende der Republik, auf ihre schweigsame Trauer folgten die kühle Noblesse, das souveraine Selbstbewußtsein adeliger Herrn, — nach Franciabigio kam Bronzino.

Die neue Auffassung des Menschen in der florentiner Hofkunst wurde vor allem durch spanische Einflüsse gefördert. Mit Eleonora von Toledo, der Gemahlin Cosimos I. zogen halb-mystische Vorstellungen vom Gottesgnadenthum des Herrschers in die Arnostadt ein. Sie wollte nicht wie eine reiche Kaufmannsfrau in Lorenzo's Palaste an der via larga hausen, wo alle Welt vorbeigeht, auch nicht im Palazzo Vecchio wie ein Bürgermeister auf dem Markte wohnen; nein, jenseits des Getriebes, erhaben über allen Gebäuden soll in majestätischer Pracht die Residenz des Gebieters sich erheben; darum kaufte sie aus eigenem Vermögen von Luca Pittis Erben diesen Palazzo, darum, aus der gleichen Anschauung heraus, begünstigte sie die exclusive Kunst Bronzinos.

Im Jahre 1512 noch hatten die Florentiner über hispanische Art ihre eigenen Ansichten: „Die Verstellung,“ meinte Guicciardini, „ist dieser Nation angeboren, . . . dieser Verstellung entstammt ihr Heucheln und ceremoniöses Thun.“ Anderen Italienern imponierte gerade dies Abgemessene und Abgezirkelte der Bewegungen, die posierte Undurchdringlichkeit der Mienen, der verächtliche und kalte Stolz im Auftreten der Hidalgos, und Castiglione empfahl im „cortegiano“ seinen Landsleuten geradezu, an Stelle der französischen „pronta vivacità“ die „gravità riposata“ der Spanier als Vorbild sich zu nehmen.

Castiglione schrieb in seinem cortegiano eines jener typenschaffenden Bücher, die charakterisch für die große Art des Cinquecento sind. Er zeigt das Wesen des idealen Cavaliers vom Hofe, des vollkommenen Menschen, der freilich beim Baron erst anfängt. Man muß den cortegiano kennen, um Bronzinos neue Menschen zu begreifen. Die Kleidung des Cavaliers, verlangt Castiglione, sei ernst und vornehm, d. h. entweder ganz schwarz oder zum Mindesten dunkel; festliche Schärpen über den Waffen mögen hell sein, pomposi e superbi, „im Uebrigen jedoch soll die Tracht jenen Ernst aufweisen, der den Spaniern so wohl ansteht, denn das Aeußere zeugt oft vom inneren Wesen eines

Digitized by Google

Mannes“ . . . . Die Mienen des cortegiano sollen ein vornehmes „Sich um die andern nicht kümmern,“ eine ja nicht affectierte sprezzatura, eine gewisse liebenswürdige Verächtlichkeit zur Schau tragen; Gesten und Geberden seien ernst und gemäßigt, temperati con un volto accomodato . . . So malte Bronzino, der Ahne des Velasquez die Medici und ihre Cavaliere; exclusiv und unnahbar vornehm, von selbstverständlicher Noblesse und höfischer Zurückhaltung erscheinen sie. Seine Portraits sind von frappanter Wirklichkeit, trotzdem erfährt man niemals, auch darin gleicht er dem unerreichten Spanier, wie Bronzino über seine Modelle denken mochte. Die Unvorsichtigkeit, Portraits höchster Herrschaften als Charakterstudien zu behandeln, beging er nie; das wunderbare Bildnis des Luca Martini gestaltete er zum Denkmal rücksichtsloser Thatkraft, energischer geistiger Arbeit; mit wahrer Wonne malte er die gesunde Frische dieser self made man-Hand, — Mediceer-Hände, roth von heimlich vergossenem Blute wusch er stets mit allen Wohlgerüchen Arabiens ganz weiß. Niemals auch war er indiscret; pedantische Aehnlichkeit strebte er nicht an. Seine Portraits erfüllen eine Forderung von Reynolds: „Die Aehnlichkeit eines Porträts besteht mehr im Bewahren des allgemeinen Eindruckes des Gesichtes als in der genauesten Ausführung der Züge oder irgend welcher einzelner Theile. Die Beziehung auf das Allgemeine adelt erst eigentlich den Gegenstand der Darstellung“ . . .

So dachten einige große Portraitmaler im Cinquecento. Vielleicht trägt gerade dieser Mangel an photographischer Treue, diese „Beziehung auf das Allgemeine“ neben einer Notiz des Vasari die Schuld, daß eines von Bronzinos schönsten Bildnissen, jenes des Herzogs Guidobaldo II. von Urbino bis in allerjüngste Zeit als Portrait des Ippolito de' Medici und als Werk Pontormos galt. Ohne den überflüssigen Pomp des Barock, durch die erlesensten Mittel bringt Bronzino hier die soziale Stellung des Portraitierten zum Ausdruck. Die Brust deckt ein Plattenharnisch von bester lombardischer Arbeit, die Rechte ruht auf einem Helm, denn „die wichtigste und passendste Beschäftigung des Cortigiano ist jene mit den Waffen.“ Die weiße Linke spielt am Halse einer Dogge, „denn die Jagd,“ — heißt es wiederum bei Castiglione — „è veramente piacer da gran signori“. Als achtzehnjährigen Prinzen hat Bronzino den Herzog gemalt und gab ihm jenes „grave e taciturno“, jenen schweigsamen Ernst, den Castiglione vom Jüngling verlangt. Es wurde ihm leicht, denn Guidobaldo war von Natur aus melancholisch, ein Gelehrter. Der Harnisch paßte diesem traurigen Fürstensohn nicht mehr so vortrefflich wie auf Tizians Bilde seinem Vater, dem furchtbaren Francesco Maria. Aber gleich vielen Schwachen gefiel sich der Prinz von Urbino in der Rolle des Starken; monatelang mußte Bronzino darum in Pesaro geduldig auf die Ankunft des mailänder Panzers warten. Guidobaldo suchte in jeder Art dem Ideal Castigliones nahezukommen, die Kenntnis der „lettere“ mit jener der Waffen zu verbinden. Eine griechische Inschrift am Helm giebt diesem Streben auf Bronzinos Gemälde symbolischen Ausdruck. Guidobaldo war einer der letzten Herrscher, die so dachten. Sein Nachfolger schon, Francesco Maria II. empfahl seinem Sohn: „Gebet Euch nicht zu sehr dem Studium der Wissenschaften hin, weil das von wichtigeren Dingen abhält und melancholisch macht“ . . . .

Solche Sätze klingen wie ein Grablied auf die harmonisch-allseitige Ausbildung der Renaissance-Menschen. Sie waren gestorben, auch in Florenz. Betrachten wir die vielen, stets tüchtigen und geschmackvollen Portraits der Nachfolger Bronzinos, der Sustermans und Scipione Gaëtano, betrachten wir all' diese Prinzen und Prinzessinnen, — jene gebietenden königlichen Mienen, in denen die große Geschichte einer großen Zeit zu lesen, — wir suchen sie

Digitized by Google

vergebens. Die Damen sind stolz, von strenger und abweisender Noblesse, die Männer — Beides verbot einst Castiglione — gesucht landsknechthaft oder kokett feminin. Ein Portrait nur, eigentlich ein Modell fesselt die Aufmerksamkeit, Vittoria della Rovere, Ferdinand's II. Gattin. Majestätisch gleich einer Gentildonna des Cinquecento, heiter wie eine Mondaine des Rococo, steht sie ohne ceremoniöse Feierlichkeit, mit enthülltem Nacken, ohne beengende Halskrause lächelnd da; die wunderbar südlichen Augen verfolgen uns noch lange. Sustermans hat sie gemalt, das Modell aber wurde seiner Kunst gefährlich, — man übersieht sie. Ein Tizian nur, ein Ganz-Großer darf ungestraft solche Frauen malen. Das Schicksal ist bisweilen neidisch. Hundert Jahre früher hätte diese Prinzessin leben müssen, — und die Welt wäre reicher um ein Wunderwerk erlauchter Kunst, es gebe eines jener Bilder mehr, vor und von denen wir träumen.

Digitized by Google

Eine persisch-indische Reise.

Tagebuch

von **Albrecht Wirth.**

Von Hamadan nach Ispahan.

Mit einem der amerikanischen Missionare von Hamadan bestieg ich den Elwend, der nicht ganz 4000 Meter hoch ist. Alle persischen Dichter haben den Elwend besungen und seine einzige Schönheit gepriesen, im Kranze blühender Vorberge, von nie versiegenden Bächen umrauscht, mit tiefen Schluchten, ragenden, phantastisch gezackten Gipfeln und leuchtenden Schneefeldern. Der Berg ist wirklich nicht übel, aber die übertriebene Bewunderung, die ihm gezollt wird, geht zu weit. Dieselbe ist vermutlich so zu erklären, daß die von den verbrannten, gottverlassenen Sandwüsten des Ostens ankommenden Karawanen für ein bischen Grün besonders dankbar sind, wie lange Fastende selbst für eine trockene Brotkruste. Aber jede noch so elende Alp bei uns hat mehr grüne Matten und wildere Abhänge. Ueberhaupt birgt Persien wohl einen Schatz seltsamer Landschaftsbilder und eine beschränkte Reihe schöner, es hat ferner die Küsten des Meeres und des Kaspisees, allein wer aufrichtig sein will, muß doch sagen, daß es für einen harmlosen Touristen nicht lohnt, Persien zu besuchen, denn unsere Schweiz und Tyrol und Kärnthen sind doch tausendmal schöner als Alles, was Persien bieten kann. Aehnlich wird ein Archäologe vielleicht über die dreisprachige Felsen-Inschrift des Achämeniden Darius, so er in einem abgelegenen Thale des Elwend findet, in endloses Entzücken geraten, für mich war sie eine ja recht wohl erhaltene, aber doch höchst banale Tafel, wie man sie auf jedem Kirchhof sehen kann. Und wenn man von Kundigen sie sich übersetzen läßt, ist man auch nicht viel gescheiter und glücklicher, denn sie verzeichnet lediglich sieben Ahnen des Darius, damit man sieht, daß er aus guter Familie war, und einige selbstgeschenkte Titel, von denen niemand satt wird. Die Hauptsache ist eben, daß das Ding über zweitausend Jahre alt ist, sonst würde keine Katze sich drum bekümmern. Ebenso graben unsere Archäologen mit dem höchsten Eifer alte Lampen, Suppentöpfe, Nagelputzer und Flohschaber pompejanischer Damen aus, während es schlechter Geschmack sein würde, darauf bei lebendigen Damen das Augenmerk zu richten. Der Künstler aber muß in Persien verzweifeln, denn es giebt hier keine Pyramiden, keine Tempel von Pästum und Girgenti, noch eine Akropolis von Athen: die Ruinen sind, außer in Persepolis, nichts als Haufen unindividueller Ziegelsteine. Das einzige, was persische Reisen erträglich macht, ist die Abwesenheit europäischer Hotels und befrackter Kellner. Dann freilich die götterklare Luft, die Gold- und Purpurtinten, die klassisch scharfen Konturen der Berge, das gesunde und anregende Reiten, die Räubergefahr und — in den unzugänglicheren Gegenden

Digitized by Google

Kurdistans und Luristans — die Jagd auf Wildschweine, Leoparden, Löwen und Hochwild.

Hamadan ist ein beträchtlicher Handelsplatz, besonders seiner Lederwaaren und seiner Rohseide halber berühmt; die Bewohner sind sehr emsig und auf jeden Groschen bedacht; die Stadt selbst ungewöhnlich eng, schmutzig und stankerfüllt. Ohne Bedauern schied ich daher von ihr, nicht ohne wieder einen Pferdehandel abgeschlossen zu haben, diesmal mit einem Armenier, der mich gehörig einseifte. In zwei Tagen nach Dolatabad, wo ich am Mittag mit einem persischen Arzte war, der französisch und englisch sprach, und weiter durch räuberdurchseuchtes Revier nach Sultanabad. Hier ist eine der reizendsten und erfreulichsten Kolonien der Europäer, die nur irgend im Ausland zu treffen. Fünf Leute, und vier Nationalitäten, nämlich ein Deutscher, ein in Moskau geborener Schweizer, noch ein Schweizer, ein Holländer und, der jüngste im Bunde, ein Engländer. Alles Angestellte zweier britischer Teppichfirmen, Ziegeler & Co. die eine, Hotz & Co. die andere. Die Hauptkraft der Kolonie ist Herr Strauß, ein wackerer Voigtländer und ein Mann von unglaublicher Vielseitigkeit, ein ganzes Orchester von Talenten und Fähigkeiten. Zunächst muß er ein sehr guter Kaufmann sein, aber davon verstehe ich nichts. Dann hat er zwei feenhaft schöne Häuser nach eigenen Plänen gebaut. Diese Häuser hat er drittens mit Zierbeeten und einem botanischen Garten und zwei Seen, auf dem einen ein hausgezimmter Kahn, mit Gemüsfeld und Versailler Park umgeben, denn Herr Strauß ist Gartenfreund und wissenschaftlicher Botaniker, sind doch drei neue Pflanzen in Persien von ihm gefunden und eine nach ihm benannt worden. Nicht minder ist er Zoologe und Paläontologe, hat mehrere neue Käfer entdeckt, die besser unentdeckt geblieben wären, hat bei der Ausgrabung von Fossilen am Urmiasee — darunter ein ebenso häßliches wie völlig unbekanntes Ungetüm — eine größere Rolle gespielt, als der Verfasser der Beschreibung der Funde ahnen läßt, ist endlich auch praktischer Tierfreund und hält sich eine kleine lebendige Kollektion von Argali, jungen Rehen, zweiunddreißig Hunden von jeder Unart und Abart, jedoch keine Papageien. Es ist nur folgerichtig, daß er auch passionierter Jäger ist, der Dutzende von haarsträubenden Abenteuern erlebt hat, und daraus folgt wieder, daß er eine Gewehr- und Revolversammlung von beiläufig zwanzig Stück zusammengeschlagen hat. Zum Jagen gehören im Orient Pferde, mithin sind weiter acht Rassepferde zu verzeichnen, unter denen ein stattlicher, aber etwas träger Turkmene hünenhaft hervorragt. Ein anderer Stallbewohner ist einmal mit Herrn Strauß durchgebrannt und soll in zwanzig Minuten elf Kilometer zurückgelegt haben, was ich schon in Sultanabad erfolglos zu bezweifeln strebte. Zu verwundern ist es jedenfalls nicht, daß unser kühner Reiter bereits zweimal das Schlüsselbein gebrochen hat. Der Sportmann ist natürlich auch Forscher und Pfadfinder und hat lange vor de Morgan einen großen Teil des berüchtigten und fast wie Tibet unzugänglichen Luristans durchstreift; er ist Kartograph und hat eine vorzügliche Karte der Sultanabader Gegend verfertigt, ist Linguist und kennt kurdische und lurische Dialekte, ist Anthropolog und müht sich ab mit Schädeln und Haaren, ist Meteorolog und Geolog und der Teufel weiß was noch Alles. Weshalb ich ihn aber am meisten schätze, das ist nicht wegen seiner Bücherei, die das Vollkommenste darstellt an Werken über Persien, das ich noch gesehen — selbst der auf seine Vollständigkeit so unbändig stolze Curzon hat nicht alle diese Werke gekannt —, nicht wegen des großen Dorfes, drei Reitstunden von Sultanabad, das er als Feudalherr verwaltet, auch nicht wegen seiner kostbaren Münzsammlung, in denen mehrere Unika aus der Sassanidenzeit und viele seltene kufische Münzen sich befinden, sondern wegen seiner Kegelbahn, wo allwöchentlich alle Neun geschoben werden,

Digitized by Google

und des urwüchsigen Humors, so auf gedachter Bahn bei strömendem Bier entfaltet wird. Einmal war es besonders fidel. Eine Nationalität fehlte noch, da kam glücklicher Weise ein Franzose, der Geschäftsleiter der zweiten Expedition de Morgans, angereist, und wir blieben in heiterster Stimmung bis drei zusammen. Da tauchte der Gedanke auf, zur Jagd und dann nach dem Feudaldorf zu reiten. Gedacht, gethan; in Nacht und Nebel brachen wir auf, es ward gejagt und sogar Mehreres getroffen und nach neunstündiger Anstrengung in beregtem Dorfe zu Mittag gegessen. Des Abends kamen aber doch die Meisten als halbtote Leichen an. Ein Glück, daß ich wenigstens nicht am anderen Tag ins Geschäft mußte. Die Teppichmuster wären mir sicher etwas schief und wackelig vorgekommen.

Mit schwerem Herzen sah ich dem Abschied entgegen. Derselbe wurde mir durch einen gewaltigen Pack von Fliegenden Blättern, Münchener Allgemeinen, Echos, englischen illustrierten Zeitungen etwas versüßt. Die Fliegenden Blätter fanden in allen persischen Kreisen den höchsten Anklang, und ich schmeichle mir, durch mein Hausieren der Blätter nicht wenig zur Verbreitung deutscher Kultur beigetragen zu haben. Nur wollten die Perser, vom Bauernjungen bis zum gelehrten Mollah, in jedem Leutnant den Padischah (Kaiser) sehen. Am meisten verblüffte sie die Katzenmusik der Studentinnen, am Polterabend einem Professor dargebracht, weil er keine von ihnen geheiratet. In neun Tagen kam ich, ohne sonderliche Ereignisse nach Ispahan. Einmal mußten wir uns einer Karawane anschließen, wegen Räubergefahr. Die persischen Schutzleute befolgen dabei die medizinische Regel, daß ein Loth Prophylaxis besser als ein Pfund Arznei; sie haben keinen Wunsch, die Räuber auszurotten, vermutlich weil das ihnen, den gut bezahlten Gendarmen, die Butter vom Brote nähme, sie feuern und lärmen daher die ganze Nacht, neben der Karawane einhersprengend, um die Herren Räuber von ihrer Anwesenheit zu benachrichtigen. Aehnlich ist im Orient die Methode der Nachtwächter: mit einem schweren Rammer, wie ihn bei uns die Pflasterer brauchen, stoßen sie an jeder Straßenecke auf den Boden, damit die geehrten Diebe Zeit haben, sich in Sicherheit zu bringen und ihm, dem Nachtrat, keine Unannehmlichkeiten zu machen. Es geht doch nichts über eine praktische Polizei. In mehreren Orten fanden wir keine Aufnahme, so daß Rosse und Menschen schier verzweifelten; es waren da lauter Seyids, Abkömmlinge des Propheten, die einem ungläubigen Hunde nichts reichen wollten. Man merkte übrigens, daß Mohammed nicht umsonst vierzehn Weiber hatte, denn alle Nase lang stolpert man über einen Seyid. In Schuster am Karun und Ahwaz soll die ganze Einwohnerschaft aus dieser aufgeblasenen Gilde fauler Tröpfe bestehen und das Leben für Europäer daher ein Fegefeuer sein. Namentlich ist Steinigen ein sehr beliebter Zeitvertreib dort. Ein Seyid hat das große Privileg, jeden anderen Moslim schlagen zu können, während er selber keine Prügel erhalten darf. Wenn er es aber einmal zu arg treibt mit seiner Anmaßung und seinem herausfordernden Dünkel und seiner Geldgier — mir z. B. forderte einer für ein Glas Milch 18 Mark ab, was er aber so gar nicht bekam — greifen zuweilen seine geärgerten Glaubensgenossen zu den drolligsten Mitteln. Der grüne Turban und der grüne Gürtel ist das Abzeichen seiner Geburt. Nun wohl, ein Khan, dem die Galle überlief, ließ ihm vor der Thür die grünen Abzeichen mit weißen vertauschen, und als Entgelt dafür im Gerichtszimmer eine tüchtige Tracht Prügel reichen. Als der Geschädigte schrie und den Zorn Gottes herabbeschwor, weil man einen Seyid schlage, befahl der Khan ihn noch härter zu züchtigen als einen Lügner und Frevler gegen den Propheten: „denn alle Welt sieht ja doch, daß er keinen grünen Turban hat.“ Recht kindlich, aber es soll gewirkt haben.

Digitized by Google

Nur wenige Europäer wohnen in Ispahan selber, die meisten in der armenischen Vorstadt Julfa. Ich wurde von dem einzigen Deutschen der zahlreichen Kolonie, einem Herrn aus Säckingen, gastfreundlich aufgenommen und verbrachte in seinem palastähnlichen Hause eine herrliche Zeit. Wahrlich, ein uneigennütziger Hausherr! Er hat ein schönes Pferd und reitet es nicht, hat Gewehre und schießt nicht, Bier und trinkt es nicht, einen tadellosen Flügel und spielt nicht — Alles für seine Freunde. Deshalb aber kein Schwächling, bewahre! von Zil-es-Sultan (Bruder des Schah und Statthalter in Ispahan) wird er seiner bestimmten und herrschgewaltigen Art halber sogar „der Napoleon von Julfa" genannt. In seinem Hause kamen alle Sonntag Morgen die sämmtlichen Europäer zum Frühschoppen zusammen, und ein Engländer, der mit einem besonders würdig tiefen Baß gesegnet ist, liest die Telegramme der Woche vor. Damals — Mitte August — begann schon der Krieg im Transvaal seine Schatten vorauszuwerfen, und es entspann sich zuweilen ein recht erhitztes Kampfgespräch. Deutsche und Holländer waren wie in Sultanabad auf Seite der Buren, Engländer und Amerikaner dagegen. Einer meiner ersten Besuche war beim russischen Konsul, Fürsten Dabija. Er war vor wenigen Tagen von einer Reise nach Buschir und dem Karun bis nach Schuster hinauf, dann quer durchs Bakhtiarenland, zurückgekehrt. Die Fürstin zeigte mit Stolz einige ihrer prächtigen Teppiche. Er ein stiller, gravitätischer Mann mit Patriarchenbart, sie eine quecksilbrige, geistreiche Frau. Das Paar ist schon ich glaube 12 Jahre in Persien. Damals waren dem Konsulate zu Gaste ein junger russischer Student, der bereits die Mongolei und den Altai bereist hatte und der jetzt in Iran auf Abenteuer ausging, und ein französischer Aquarellist, Andrée, von der mehrfach erwähnten Expedition de Morgan's. Zweck der von der Regierung ausgerüsteten Expedition ist, die Königspaläste Susas auszugraben, wozu sie nicht weniger als 800 Arbeiter beschäftigte. Das Werk kann blos im Winter vor sich gehen, da im Juli nach de Morgan's Messungen das Thermometer bis zu 58° Celsius im Schatten steigt — von den vielen heißesten Orten der Welt also wohl derjenige, der am meisten Anspruch auf Berücksichtigung hat — und im Sommer zerstreuen sich daher die Mitglieder der Expedition nach Belieben. Der Chef war zur Zeit in Kermanschah. Andrée erzählte, daß sie 18 neue alte Könige ausgegraben hätten und damit die Geschichte Susas um zwei Jahrtausende zurückgeschraubt werden könnte; auf der Pariser Ausstellung würde allerlei davon zu sehen sein. Dann zeigte er seine Wassergemälde, in denen akkurateste Technik mit satter Farbenpracht eine fruchtbare Ehe einging. Zuletzt setzte er uns Münchener Bier vor, wozu der offenbar mit wundervollem Ahnungsvermögen versehene Student plötzlich wie aus der Versenkung auftauchte. Hierauf ging Alles zu dem Sekretär des russischen Konsulates, einem Herrn Lytken, den angebrochenen Abend würdig fortzusetzen.

Das größte Kontingent zur europäischen Kolonie liefert die englische Mission, 22 Männlein und Weiblein stark. Darunter Herr Thistle, der mit saurem Bemühen 20 Sprachen studiert und ein gutes Büchlein über den Koran nebst einem minder guten über Armenien geschrieben hat. Die Mission beschäftigt sich mit der vielleicht 30000 Köpfe zählenden armenischen Bevölkerung Julfas, Leuten, deren Ahnen vor bald 300 Jahren von Schah Abbas hierher verpflanzt wurden. Im 17. Jahrhundert waren die Kaufleute von Julfa die geschicktesten Vermittler des indischen Handels, und noch jetzt finden sich Mitglieder dieser Klasse in Bombay, Kalkutta, Singapur und Batavia. Die heutigen Julfaner machen Einem indes einen viel schwächlicheren und trisseren Eindruck als ihre Landsleute in Hocharmenien. Der englischen Mission steht eine französisch-katholische entgegen, die seit Jahrhunderten besteht — 1598

Digitized by Google

kamen schon Franziskanermönche hierher — und die jetzt von zwei Erzerumer Priestern verwaltet wird. Der Obere ist ein weltgewandter, viel gereister Mann, der bis nach Australien seine Wanderungen ausgedehnt hat. Zu meinem Erstaunen fand ich bei ihm zwei Spanier, Don Manuel und Don José de Alvareyra. Seit 26 Jahren, seit Rivadeneyra, ist kein Spanier in Iran gewesen. Die beiden Brüder, von der naturwissenschaftlichen Gesellschaft von Madrid ausgeschickt, waren auf bisher unbetretenen Pfaden vom unteren Euphrat durch das Gebiet der kriegerischen Ben-i-Lam, über den fast unbewohnten, sehr steilen Pascht-i-Kasch an der persisch-türkischen Grenze, und durch das Bakhtiarenland, wo sie mehrere 5000 Meter hohe Gipfel bestiegen, nach Ispahan gekommen. Einmal waren sie beraubt worden, um beiläufig 1200 Mark, und versuchten nun, durch die persischen Behörden, deren Autorität im Bakhtiarenlande höchst problematisch, ihr Gut wiederzuerhalten. Darnach wollten sie auf ungefähr demselben Weg zurückkehren. Sie erzählten, daß der erste Räuber, den sie getroffen, ihr eigener Konstabler war, der die Flinte gegen sie erhob, um 100 Kronen zu erpressen.

Von Ispahan ist wenig zu sagen. Unter den Sefawiden hatte es 1 Million Einwohner, aber jetzt ist es nichts als ein Haufen ärmlicher Hütten mit kaum 70 000 Seelen. Blos die Madresse (Hochschule) und die Hauptmoschee mit ihren blauen, weithin schimmernden Dächern und ihren anmutigen Arabesken sind bemerkenswert, sowie der Kronsaal Abbas des Großen, der von 32 Säulen umgeben und im Innern mit Bildern, Abbas' Thaten darstellend, ausgeschmückt sind. Die Bilder erinnern an Höllenbreughel und die Pferde darin sind wie Nürnberger Schaukelpferde, aber die Architektur des Saales ist imposant. Ich erhielt Zutritt zu ihm — er ist ein Teil vom Palast des Zil-es-Sultan — durch die Freundlichkeit eines Irländers, der Hauslehrer dort ist. Herr Swift, Ururenkel des berühmten irischen Satirikers, dem wir Gullivers Reisen verdanken, hat von seinem cholerischen Ahn glücklicherweise nicht dessen stürmische Unzufriedenheit und Bitterkeit, sondern blos seinen Humor geerbt. Von so einem jovialen Gastgeber nahm ich dann auch mit Vergnügen eine Einladung an, zu der außerdem Lytken, der Student und Andrée kamen. Ein abessynischer Diener wartete auf. Es war sehr feucht und es regnete Trinkreden. Der Höhepunkt war erreicht, als Andrée von einem künstlichen Gerüste von Stühlen herab die Kunst pries. Er war beim Finale angelangt und sagte gerade: „Die innige Vermählung von Architektur und Malerei ist mein Ideal, ist das Ideal der Zukunft", als das Gerüst zusammenbrach und der Redner versank. Lytken, der vom Whisky und Bordeaux schon halb in Morpheus Arme geschleudert war, murmelte: Ah, M. Andrée est tout ce qu'il y a de plus sympatique. Nun kamen auch noch zufällig die Spanier dazu, und es wurde beschlossen, Nationaltanz aufzuführen, und bald wirbelten Fandango, Irish-Jig, Kosakentanz, ein maßvoller Kankan und Rheinländer durcheinander. Plötzlich sprang der Maler in die vor uns sprudelnde Wasserfontaine und tauchte mit triefenden Kleidern als lächelnder Neptun aus den Fluten. Man verschaffte ihm einen trockenen Anzug, aber der einmal losgelassene Künstler war irrepressible und kehrte gleich Kühleborn zurück zum geliebten Elemente. Er im Wasser und wir Andern in allen möglichen trockenen Situationen wurden nun so photographiert. Leider habe ich noch keinen Abzug bekommen. Das schwierigste Stück war dann, auf den schnaubenden Gäulen die drei Kilometer heim zu reiten. Aber noch jetzt spricht Ispahan von der Tollheit der Ferenghi.

Die Reise des Fürsten Dabija ist von der indischen Presse eifrig ausgebreitet worden. Natürlich wurden die tiefsten russischen Absichten dahinter

Digitized by Google

vermutet. Die Reise hatte aber im Gegenteil den Zweck, den Engländern auf die Finger zu sehen. Seit einiger Zeit haben nämlich die letzteren versucht, mit den kriegerischen Grenzstämmen, den Luren und Bakhtiaren und Ben-i-Lam in Verbindung zu treten, um sie später als getreue Seporys zu benutzen, haben an 100000 Gewehre durch die Bagdader, von der Regierung unterstützte Firma Lynet & Co. in das Grenzgebiet geschmuggelt, haben im geheimen Auftrag einen indischen Major abgesandt, um die Straße auf ihre Tragfähigkeit für Kanonen zu untersuchen, und haben letzthin, wiederum durch Lynet, angefangen, eine Straße von Karun nach Ispahan zu bauen, Alles das, um eine Okkupation Südpersiens vorzubereiten. Diese Schritte richten sich auch gegen Deutschland, gegen die Fortsetzung unserer anatolischen Bahn, denn der Lieblingsgedanke der Briten ist, eine eigene Linie vom Mittelländischen Meer nach Südpersien zu führen, woran sich dann die Bahnen von Belutschistan und Indien schließen würden, sowie eine noch zu bauende nach Hankan. Eine südasiatische Bahn in englischen Händen als ein Paroli gegen die sibirische Pazifikbahn! Wenn nicht alle Zeichen trügen, so sind augenblicklich die Engländer mit allem Ernste daran, den Lieblingsgedenken zu verwirklichen.

Von Ispahan bis Schiras.

Neben dem russischen Konsulat besteht auch ein britisches in Ispahan. Verweser war zur Zeit ein englischer Hauptmann, der den urangelsächsischen Namen Schneider führte. Er war von der indischen Nordwestgrenze gekommen und sollte Militär-Attaché in Teheran werden. Ich hörte, daß die Engländer viel weniger Erfolg hätten, als ihre Nebenbuhler. Wenn der englische Konsul Geschäfte beim Zil-es-Sultan hat, beginnt er vom Polo und dem schönen Wetter zu sprechen und kommt so, angenehm plaudernd, allmählich auf den Zweck seines Besuches. Die Perser sind indeß Meister in liebenswürdigen Redensarten und führen ihn an der Nase herum. Er erreicht nichts. Der Russe aber geht grad aufs Ziel los und wenn der persische Prinz sagt: „unmöglich, undenkbar!“, lächelt er einfach: „Hoheit, ich habe bestimmten Auftrag.“ Zuletzt verspricht der Gouverneur Alles, aber selbst ein Prinz genießt in Persien nicht des besten Rufes der Glaubwürdigkeit, daher: „Wollen Hoheit mir das schriftlich geben?“ Und zähneknirschend bewilligt der Gouverneur schließlich das Verlangte.

Ende August brach ich von Ispahan, das 1700 Meter hoch liegt, bei einer mörderlichen Hitze auf. Wenige Stunden hinter der Stadt stieß ich auf einen Japaner, Dr. Igenaga, der von Buschir kam. Er war vordem Berater der formosanischen Regierung gewesen und wollte jetzt Persien und die Türkei bereisen. Ein fixer, gewandter junger Mann, der alle drei europäischen Kultursprachen verstand. Er reiste mit der Privatpost, chapadar genannt. Das ist eine Einrichtung, die blos auf den wenigen Hauptverkehrsstraßen besteht, von Rescht am Kaspisee nach Teheran und von dort nach Buschir. Jeder Farsak (der Parasanges des Xenophon) = 6 Kilometer kostet per Pferd eine halbe Mark, mithin, da mindestens ein Diener und der begleitende Pferdeknecht, 1,50 Mark; macht bis Ispahan beiläufig 125 Mark. Der große Vorteil dabei ist die Geschwindigkeit, denn man erhält alle 4—7 Farsak frische Tiere und kann, Tag und Nacht reisend, bequem 40 Farsak oder 240 Kilometer zurücklegen. Dr. Wills, der 15 Jahre Arzt der englisch-persischen Telegraphengesellschaft war, behauptet, er sei amtlich auf diese Beförderungsweise von Teheran nach Ispahan rund 450 Kilometer in 37 ½ Stunden geritten. Die Post nimmt sich dazu fünf Tage. Jedenfalls kann man beinahe ganz Persien von

Digitized by Google

Nord nach Süd in zehn Tagen durchqueren, von Land und Leuten wird man freilich wenig sehen.

Das Merkwürdigste auf dem Wege nach Schiras sind die Denkmäler. Felsengräber, Schatzkammern, die an senkrechter Wand etwa 10—15 Meter über dem Boden angebracht sind, in den Felsen gehauene Schlachtszenen, die das beste sind, was ich von persischer Skulptur gesehen — kraftvolle Gestalten voll Leben und Ausdruck und nicht ohne künstlerisches Ebenmaß — endlich die großen Tempel von Persepolis, deren Ruinen das ausgedehnteste sind, das Iran bewahrt hat. Sie werden an Geräumigkeit den gewaltigen Tempeln von Baalbeki nicht viel nachstehen. Von den Säulen sind zwar nur wenige übrig, aber die wenigen sind zugleich anmutig und hoheitsvoll, ein Zwitter zwischen jonischer und korinthischer Art. Das Bedeutendste sind die beiden Mannlöwen nach assyrischer Art, ungeheuere Löwenleiber mit bärtigen Manneshäuptern, der Bart sorgfältig in Zöpfe geflochten. Eine Urweltkraft strahlt von den zwei Untieren aus. Die Hauptsache aber in Persepolis wie bei allen persischen Denkmälern ist und bleibt doch die Stimmung, der Zauber der entschwundenen Jahrtausende und die feierlich ernste, wüstenweite Umgebung. Störend wirken nur die modernen Namen, die überall in den leicht zugänglichen Ruinen von Persepolis eingegraben sind, doch sind sie interessant als ein Kapitel Litteraturgeschichte, denn beinahe jeder dieser ruhmbegierigen Besucher hat ein Buch, wenn nicht mehrere über Persien geschrieben. Man liest die Namen von Malcolm, dem Historiker Irans, Morier, dem Verfasser des besten (satirischen) Romans zur Schilderung persischer Zustände (Hadji Baba), Henry Stanley, dem Afrikaner, der hier 1867 für den Newyorker Herald war, und andere.

Es wird so oft über die nervöse Unruhe geklagt, so den modernen Abendländern anhafte, über ihr Hetzen und Jagen, ihr rastloses Wandern und Reisen, während der Orient gern als in mystische Ruhe versunken dargestellt wird. Nun, im Morgenland wird mehr gewandert, als bei uns, und der Begriff des Heims ist weniger entwickelt als bei uns. Das war auch in Persien deutlich wahrzunehmen. Von einer Bevölkerung, die schwankend auf 7—9 Millionen geschätzt wird, sind an 2½ Millionen Nomaden. Ueber die Kurden war ich hinausgekommen; nun erschienen die Horden der Luren und Bakhtiaren, der Zigeuner und Araber auf der Bildfläche. Sie wechseln fortwährend zwischen ihren Sommer- und Winterweiden. Der Wali der Luren hat nicht weniger als sieben verschiedene Residenzen, die er je nach der Jahreszeit der Reihe nach bewohnt. Die Nomadenstämme leben in luftigen Kamelshaar- oder Ziegenhaarzelten, die sehr leicht auf Maultierrücken zu transportieren sind, so macht ihnen ein Umzug wenig Sorgen und gar keine Kosten. Sodann begegnet man häufig persischen Pilgern. Die ganze mohammedanische Welt ist ja eigentlich von Januar bis Dezember fortwährend ein großes Manöverfeld, auf dem die Heere der Gläubigen ohn' Unterlaß sich vorschieben. Bald gehts nach Mekka, bald zum Grabe Nizamuddins nach Delfi, bald zu den heiligen Stätten in Ostturkestan, Egypten und Anatolien. Selbst nach Ungarn, in dessen Hauptstadt Gül Baba „der Rosenvater" begraben, wandern noch inbrünstige Pilger. Die Perser haben nun erst recht eine große Auswahl für ihre Frömmigkeit. Einesteils gehen sie nach Mekka in Gemeinschaft mit den Sunni, andernteils haben sie als Schia besondere Heiligtümer für sich, obenan Kerbela und Mesched. Jeder bessere Schiit wünscht in Kerbela (bei Bagdad) begraben zu sein, und der vorsichtigere Mann begiebt sich deshalb schon zu seinen Lebzeiten nach dem heiligen Ort, der denn auch, obwohl zu der Türkei gehörig, eine persische Bevölkerung von 36 000 Seelen hat. Oder aber sein Testament verordnet, daß wenigstens seine Leiche der Wohlthaten Kerbelaischer Erde genieße — kühl liegt sichs zwar nicht in dem sonnverbrannten Tigris-

Digitized by Google

thale — und daher mit Pomp dahin überbracht werde. Nun reist sichs für die Lebenden am besten im Sommer nach Kerbela, weil himmelhohe Pässe zu überklettern sind, die im Winter vom Schnee gesperrt werden, aber dem kalten Leichnam wird dabei in der Regel sehr ungemütlich: er beginnt vor Hitze außer sich zu geraten und vor Aufregung sich zu zerreißen. Sein Zorn über die aufgedrungene Reise äußert sich in starkem Dufte, und den haben die Lebenden zu entgelten. Daher es immer geraten ist, wenn man einer Leichenkarawane begegnet — größerer Geselligkeit halber werden ein paar Dutzend Tote zusammen fortgeführt — ihr eine halbe Meile weit aus dem Wege zu gehen. Nur die Buhlerinnen Pest und Cholera schließen sofort Freundschaft mit der Karawane und können sich vor Liebe gar nicht mehr von ihr trennen.

Das Wandervolk par excellence, die Zigeuner, haben in Persien ihre erste größere Station gemacht, seit sie im 6. Jahrhundert ihre Heimat am Indus verließen. Sie sind jedoch jetzt nicht allzu zahlreich im persischen Reiche, daher denn auch weder Sprache noch Sitten der iranischen Zigeuner meines Wissens je erforscht worden sind. Ich habe sie blos einmal getroffen, da aber Glück gehabt, da es lauter sehr intelligente Leute waren. Sie nennen sich selbst Karatschi, was vielleicht mit der Stadt Karachi westlich der Indusmündnng zusammenhängen mag, und sind eine schöne, feurige, kunstbegabte Rasse. Ich entlockte ihren Lippen einige 200 Worte und fand, daß ihre Sprache zu ungefähr gleichen Teilen aus persisch, arabisch und hindustanisch gemischt. Blos ihre Zahlwörter waren ganz seltsam und einzig.

Nicht minder interessant ist die jüdische Bevölkerung Persiens. Ich habe bereits früher angedeutet, daß möglicherweise Südkurdistan die Heimat Nohars und Abrahams war. Die jetzigen Nachkommen Abrahams reden eine ganz eigene Mundart, die mit Mazenderani (am kaspischen Meere), Lurisch und Syrisch Verwandtschaft verrät. Der Hauptstock dieser östlichsten Israeliten ist in Hamadan, wo er seit der babylonischen Gefangenschaft zu wohnen behauptet — auch ist das Grab Esthers und ein Denkmal Hamans in Hamadan — doch trifft man ihre Stammesgenossen bis nach Buschir. Sie sind vor allem die maîtres de plaisir der persischen Gesellschaft, stellen die Musiker und Tänzer und die Weinkelterer; dann werden aus ihrer Mitte fast alle Kassierer der größeren Firmen genommen. Eine weitere, von ihnen betriebene Spezialität, die ich unterwegs traf, sind wandernde Aerzte, doch muß ich gleich zusetzen, daß diese späten Jünger des unruhigen Parazelsus und scholastischer Wanderärzte meist zum Christentum übergetreten sind. Da die Perser stark antisemitisch gesinnt sind, so hat der Uebertritt zum Christentum, das besseren Schutz gewährt, in jüngster Zeit ganz erhebliche Progressionen angenommen. Der Wanderarzt, den ich traf, war sogar ein orthodoxer Eiferer, ja ein etwas mystisch angehauchter Anhänger methodistischer Praxis. Er verehrte mir ein neues Testament, von Delitzsch meisterhaft ins Hebräische übersetzt. An die jüdische Bevölkerung des persischen Golfes schließt sich sodann nach Westen die in Südarabien, die wiederum eine Welt für sich bedeutet. Ein höchst alter Stamm, der vielleicht nicht blos bis ins sechste Jahrhundert zurückgeht, in dem Jemen oder das glückliche Arabien zeitweilig judaisiert wurde, sondern der möglicher Weise in die vorphilonische Zeit zurückreicht, in die Zeit, da die Römer mit israelitischen Festungstruppen in Egypten und der Sinaigegend zu thun hatten. Die Juden von Aden, so erzählt Bonny, der jüngst verstorbene Begleiter Stanleys, haben noch vor einem halben Jahrhundert den Arabern in einem Aufstand gegen die Türken geholfen und eine Bergesfeste mit Erfolg verteidigt; auch waren sie als eigener Stamm organisiert. Es ist erstaunlich, daß niemand noch diese Verhältnisse genauer untersucht hat. Diese Adener Juden sprechen übrigens

Digitized by Google

arabisch, ein Teil von ihnen ist vor einem halben Menschenalter nach Palästina ausgewandert. Nach Osten schließen sich die Juden von Indien und China an. Als Vasco da Gama nach Goa kam, war der erste Mensch, der ihn begrüßte ein Sohn Mosis. Vermutlich stießen schon die Thomaschristen in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung auf (nach Renanischem Ausdruck) eine juiverie. Unter den Arabern und Mongolen kamen dann diese äußersten Exponenten des Mosaismus nach Bochara, Mittelasien und China. Vielleicht sind aber schon unter den Seleukiden und Parthern versprengte Juden nach dem ferneren Osten gekommen, wenigstens behaupten ihre jetzigen, chinesisch sprechenden und sich tragenden Kindeskinder, daß ihre Ahnen zur Zeit des Zyrus nach dem Reiche der Mitte gekommen, und behaupten eine Thora aus eben dieser Zeit zu besitzen. Stücke davon will ein amerikanischer Missionar entdeckt haben.

Jedoch von dieser Abschweifung zu den persischen Straßenbildern zurück! Noch ein ewig wandernd Element ist zu erwähnen, zuchtlos wie die Briganten und vagabundisch wie die Zigeuner, das sind die persischen Soldaten. Wir begegneten einem Bataillon, das als Garnison nach Schuster am Karun geschickt wurde. Guter Gott, das war ein sonderbarer Anblick. Vom Augenblick, da der erste Mann vorbeigeritten war, bis zu dem letzten Nachzügler vergingen gut zwei Stunden. Jeder reiste, wie ihm beliebte. Der eine langsam, der andre schnell; einer auf Schustersrappen, der zweite zu Pferde, der dritte war auf dem Esel angekommen. Auf den Reittieren führten sie wie eine Zirkusbande zugleich ihren ganzen Hausrath mit sich. Rinaldo-Rinaldini-Gesichter, verwegene Landsknechtsgestalten, Strolche, eben dem Kerker entstiegen oder eben dem Galgen entgegenlaufend, auch zaghafte Sancho Pansas, die in der gräßlichen Hitze seufzten und stöhnten, ein bunter Ausschnitt abenteuerlichen Menschentums. Wie gar der Trompeter anrückte, hätte ich fast geschrieen. Zeisiggrünen Rockes, Schweizerhosen und sein Radauinstrument krikerot angestrichen. Blos der Oberstwachmeister, das muß man sagen, sah achtbar aus, auch hatte er und sein stattlich Gefolge herrliche Pferde edelsten Geblütes. Ein Major oder ein Offizier überhaupt kleidet sich übrigens auch, wie ihm einfällt. Der nach Schuster beorderte war allerdings sehr korrekt, in österreichischer Art — vor Jahren hatte Nassr-eddin österreichische Offiziere als Instruktoren berufen — aber ich sah auch einmal einen sehr würdigen Oberst, der à la Louis XIV. gekleidet war, mit einer ganzen Gallerie fein abgestufter und hübsch besäumter Westen und schwungvollem Chevalier-Rocke, etwa wie Sudermanns Marquis in Rosa, und besonders exquisitem seidenen Faltenhemde. Ist es, wie beiläufig bemerkt, dem wissensdurstigen Leser bekannt, daß unser Hemd, Sache und Wort, aus Persien stammt? Eine ganze Reihe anderer unnötiger, aber sehr netter Luxusdinge haben wir von dort: Balkon (Balakhana), Tasse, Schachspiel, den aus Schillers bekannten fünf Elementen gemischten Punsch. Das Wort Punsch bedeutet nämlich einfach fünf, wie in Punsch-ab = Fünfstrom(land). Auch das jetzt so ungeheuer betriebene Polospiel scheint ursprünglich aus Persien gekommen zu sein. Ueberhaupt war von der Zeit Firdusis bis auf den großen Abbas (vor rund einem viertel Jahrtausend) Persien dasselbe für den ganzen Orient was Frankreich vor zweihundert und hundert Jahren für Europa, der Inbegriff alles Fashionablen, Chevalereskeu, der Mittelpunkt seiner Geselligkeit, edler Kunst und vornehmen Geschmackes. Aber ach, „wie liegt so weit, was mein einst war!“ —

Kurz vor Persepolis war der Weg recht wild und romantisch. Mehrere Schluchten, reißende Gebirgstobel; Landschaften, wie sie Salvator Rosa liebte. Nach Persepolis zunächst Stunden lang über eine Hochebene, flach wie ein

Digitized by Google

Teller, dann eine Gehenna voll Steinen, ganz uranziehend, aber dafür unendlich mühsam für Pferde und Menschen. Ueberall Streifpatrouillen gegen die überhand nehmenden Räuber. Einmal wurde ich dennoch angegriffen, aber mein rasches Pferd brachte mich durch. Endlich, durch eine enge, enge Felsenpforte hinab nach dem Paradies der Poeten, der Heimat glühenden Weines und glühender Frauen, nach dem vielbesungenen, vielgeliebten Schiras.

Traf einen deutschen Kapitän, mit dem nicht viel anzufangen war, obwohl er einst Admiral der persischen Kriegsflotte (die aus einem Schiff dem „Waschzuber" Persepolis bestand) gewesen war. Sodann Freundschaft mit einem höchst fidelen, äußerst netten Holländer und einem tüchtigen jungen schottischen Arzte, der früher in Basca gewesen. Später mit den englischen Telegraphisten und Kaufleuten und einer belgischen Dame bekannt geworden. Es wurde wie gewöhnlich. Von den Schirasern sah ich sehr wenig und von der europäischen Kolonie sehr viel. Da will ich blos soviel sagen von den ersteren, daß sie ganz und gar den Neapolitanern gleichen, da kann sich jeder seinen Vers darauf machen. Geistreich, äußerlich liebenswürdig, unverwüstliche Trinkkumpane, verschwenderisch, Form und Schönheit und Freude und Genuß über alles liebend, daher leicht maß- und rücksichtslos, wo sichs um ihr Vergnügen handelt, und nicht selten zum Verbrechen schreitend, in den ärgeren Ausschreitungen so wohl bewandert wie die Römer des Verfalls (Soldaten haben Eselinnen wie umgekehrt die Patrizierin Lazians), erfindungsreich wie Odysseus, aber auch tadelsüchtig und frech wie Thersetes; Phantasie und Verlogenheit, Sinnenlust und Sinnenlaster, himmelstürmende Schwärmerei der alten Sufis und abschreckende Verkommenheit der jetzigen Derwische; kurz Geschmack und Kunst und leichtes Blut, aber keine Kraft und keine Sitte und kein beharrlich Streben. Je nach Lebenshaltung und Temperament wird daher Einer die Schiraser preisen oder schmähen.

Von Schiras nach Bender-Abbas.

Bombay, Ende Oktober.

Eine der größten Merkwürdigkeiten der islamischen Welt sind die Sufi, deren Hauptsitz Schiras war, sowie die Einrichtung und dauernde Beliebtheit des Derwischwesens überhaupt. Diese wahren Ahasvere des Morgenlandes, diese ewig wandernden Derwische unterscheiden sich in äußerer Lebenshaltung und der Verfassung ihrer verschiedenen Orden kaum von den Bettelmönchen des Abendlandes; darin aber weichen sie vollends ab, daß, während Franziskaner und Dominikaner die Kirche stützten, manche Orden der Derwische vielmehr, sei es offen und eingestandenermaßen, oder unbewußt und unwillkürlich, den Islam untergraben. Die Sufi, deren Name von sophoi = Weisen abgeleitet wird, stellen eine jener Reaktionen gegen die herrschende Kirche dar, wie sie kurz vor ihnen Abälard und dann der Hohenstaufe Friedrich II. im Westen gezeitigt hatten. Der Polytheismus des Altertums lebte in der göttlichen Verehrung fort, die man den Imamen und einzelnen Heiligen und wunderthätigen Scheikhs erwies; der Pantheismus lebte in der Lehre der Sufi wieder auf. Es war aber zugleich ein Auflehnen des persischen Volksgeistes gegen den arabischen, ähnlich wie im Protestantismus des germanischen gegen den romanischen oder im ostasiatischen Buddhismus der lebensfrohen Japaner gegen die lebenabgewandten Fakire Indiens. Die Sufi sind eine richtige Freimaurersekte. Sie haben geheime Erkennungszeichen, Handgriffe und Formeln; sie erkennen zwar die herrschende Religion an, aber kümmern sich keinen Deut um sie; sie

Digitized by Google

preisen den heiteren Genuß und vergessen darüber leicht der tieferen Ordensbestimmung. Hafis gehörte den Sufi an und wer wollte bezweifeln, daß manche seiner goldenen Lieder vortrefflich in heutige Freimaurerkreise paßten? Saadi, der von den Persern in den Himmel gehobene Verfasser des „Rosengartens“ (gleich Hafis mehrfach ins Deutsche übersetzt) war eine hervorragende Stütze des Sufismus. Dschelaleddin Rumi, ein Zwitter von Santa Klara und Eulenspiegel, dessen Fabeln das Brevier der Derwische, und Amar Khayam, dessen weltmännischer Pessimismus in seiner gefällig zynischen Form an Chesterfield und Larochefoucauld erinnert und dessen kryſtallklares, aber doch, wie es mir wenigstens vorkommt, reichlich oberflächliches „Rabagat“ gegenwärtig in England unerhörte Triumphe feierte, überhaupt so ziemlich alle bedeutenden lyrischen Dichter Persiens gehörten dem Orden an, der unter ihrer Leitung sich immer mehr von seiner ursprünglichen Tiefe und Mystik entfernte und eine Gestalt annahm, die äußerlich unserer „Schlaraffia“ nahekommt, innerlich aber dem Uebermenschentum Nietzsches sich gleichstellt. Dem Sufi gilt kein Gesetz: er ist erhaben über gut und böse, er ist sich selbst die einzige Richtschnur seines Handelns. Sünde kennt er nicht, Reue ficht ihn nicht an; Sorge, die Allen naht und Alle erreicht, flieht überwunden von seiner Thür; Rechte verlangt er nicht, aber weiß auch nichts von Pflichten. Er allein ist frei, ist glücklich, ist weise, ist der König der Menschen. Alles ist von Gott und ist Gottes, so ist jedes Wesen und jeder Zustand berechtigt, jede Regierung und jede Religion, jede Handlung und jede Gesinnung erlaubt — und im Grunde gleichgiltig. Die Weisheit des Sufi besteht darin, daß er allein dies vollkommen einsieht und infolgedessen keine Vorurteile hat. Was Andere beengt, darum schiert er sich den Teufel. Die bessere Gattung dieser Sufi scheint Lessing vorgeschwebt zu haben, wenn er am Ende des zweiten Auftritts den Derwisch ausrufen läßt: „Der wahre Bettler ist allein der wahre König.“ Die schlechtere Gattung aber würde im Königreich Preußen keine Stätte finden, denn sie erkennt keine Polizei und keine Regierung und keine Autorität irgend welcher Art an und die allgemeine Wurstigkeit äußert sich dahin, daß, da Alles doch eins, man eben sein Leben auf jede Weise genießen solle, lediglich seinen Trieben und Gelüsten folgend. Daher hoch die Weiber und hoch der Wein! Alles übrige ist blauer Dunst.

Der Uebergang von den überfreien und übertollen Sufi zur europäischen Gesellschaft von Schiras ist nicht leicht, denn diese ist das Gegenteil von frei und toll. Es ist ein mißlich Ding, sich über Leute auszusprechen, bei denen man entweder gewohnt oder gespeist oder Whisky mit Soda vertilgt oder gespielt oder sonst eine Annehmlichkeit empfangen hat: allein dem Leser ist auch nicht damit gedient, wenn er erfährt, daß die Leute „recht nett“ gewesen. Sie sind zu ernsthaft, die Schiraser and take their pleasures sadly. Bloß der Holländer (Herr Hausmann) begnügt sich nicht damit, ein „wissenschaftliches“ Tennis zu spielen, wie es die Angelsachsen lieben, sondern macht dabei auch lachend und schwatzend den Damen die Kur. Ich möchte nun um die Welt nicht, daß sein Prinzipal, Herr Hotz, — der gleich den anderen Europäern in Persien eifrig liest, was über seine Leute gesagt wird, und der einmal die Weisung ergehen ließ, gleich Burns, vor dem

chield amangst yon, taking notes
(Kerl unter euch, der Notizen macht)

sich in acht zu nehmen, daß, sage ich, Herr Hotz, der nicht bloß als erfolgreicher Teppichfabrikant, sondern auch als gründlicher Schriftsteller des besten Namens genießt, daß er argwöhnen sollte, sein frohgemuter Angestellter habe vor lauter Spiel nicht Zeit sich dem Geschäfte zu widmen. Ich habe meine

Digitized by Google

Spionage nicht so weit getrieben, aber mir scheint, daß in Schiras recht scharf gearbeitet wird. So scharf, daß für allgemeine Interessen und selbst Nahegelegenes wenig Zeit bleibt. So hat es mich verdrossen, ich kann es nicht verhehlen, daß kein Mensch etwas Ordentliches vom Kuh Dinar („Geldberg", vielleicht von der Silberfarbe) wußte, obwohl er nur zwei starke Tagereisen von Schiras entfernt. Der Kuh ist nämlich noch nicht erforscht, sollte es aber sein, denn er ist einer der gewaltigsten Berge ganz Vorderasiens, obwohl unsere Erdkunde noch wenig Aufhebens von ihm macht. Ein persischer Arzt, der gerade am Fuße des gedachten Kuh einen Kurdenhäuptling kuriert hatte, erzählte, als ich durchkam — Ende August — daß er eine grauenerregende Lawine dort erlebt, und Jemand, der das stolze Schneegebirge von weitem sah, schätzte es auf 19000 Fuß — beträchtlich höher als der Ararat und gleich etwa dem Demavend. Wo sind die rührigen und kniefesten Mitglieder des Alpenvereins?

Im übrigen machen sich die nach Schiras exilierten Europäer selber Notizen, nämlich über die Durchkommenden. Der Kern der Kolonie besteht aus Telegraphenmännern; nun ist aber die persisch-englische Telegraphengesellschaft nicht bloß eine vergnügte Gruppe von Kapitalisten, die so freundlich sind, Schiff- und Handelsnachrichten zu befördern, sondern die Gesellschaft, die vom Staate ausging und die vom Staate d. h. dem indischen Schatzamt bezahlt wird, schärfte ihren Beamten ein, jedes kleinste Ereignis, vom kühler werdenden Wetter bis zur Ankunft und Abreise des russischen Konsuls sofort zu berichten. So halten sich die Engländer besser auf dem Laufenden über persische Dinge als irgend Jemand ihrer europäischen Konkurrenten. Hingegen wird jeder Schachzug der Engländer selber in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Man kann bloß erraten und Schlüsse ziehen, aber selten sie auf frischer That antreffen. Ich habe mehrfach mir erlaubt, darauf hinzuweisen, daß augenblicklich die persischen Zustände für uns wichtiger sind als seit zwanzig Jahren, seit dem Vordringen der Russen in Armenien. Die Aufstände in Teheran und Kaswiri in den letzten Wochen bestätigen nur meine Ansicht, daß Iran in Gährung begriffen und daß Dinge von Wichtigkeit sich vorbereiten. Die Ereignisse in Natal werden vollends nicht verfehlen, auf die Lage in Persien einen entscheidenden Einfluß auszuüben. In diesem Zusammenhange ist es nun wichtig, daß England von zwei Seiten zugleich vorgeht: von Belutschistan, wo es jüngst die Provinz Kelat amtlich übernommen gegen eine Pension von 12000 Mark monatlich an den bisherigen Inhaber, d. h. das Zentrum Belutschistans annektiert hat, und vom Karun, der die wichtigste Wasserstraße ganz Persiens bildet. Der Karun fließt östlich vom Tigris; es ist einer der vier Paradiesesströme und vermutlich das Gewässer, an dem Jeremiah und seine Freunde trauernd saßen. Der Karun ist jedoch nicht bloß ein hochachtbarer Fluß der alten Geschichte, sondern vor allem eine höchst nützliche Wasserstraße für modernste Handelspolitik und Strategie. Waren, die den Karun hinauf bis Schuster gehen, kommen 12—20 Tage eher nach Mittel- und Nordpersien, als solche, die über Buschir versandt werden. Die Straße, die von Schuster nach Ispahan durch britisches Geld gebaut wird, ist die einzige Heerstraße, auf der eine Invasion Irans von Südwesten ausgeführt werden kann. Alexander benutzte bereits dieselbe Strecke. Nicht zufrieden damit, haben aber auch die Engländer von zwei Seiten zugleich, von Bagdad wie Ispahan, alle Hebel in Bewegung gesetzt, um die wilden Bergstämme des Südwestens zu gewinnen. Sie pflegen Freundschaft mit Iskendar Khan, dem Oberhäuptling der Bakthiaren, durch deren Gebiet die Schusterstraße führt, und mit Wali (der bekannte Titel ist in diesem Falle Familienname), dem Herrn des unbezwing-

Digitized by Google

baren Alpenlandes, das auf unseren Karten zumeist durch einen weißen Fleck vertreten ist, Luristans. Mit diesen tapferen Grenzstämmen will England wiederholen, was ihm mit Sikhs und Afridis und Belutschen bereits gelungen ist, und sich ihrer zu weiterem Vordringen bedienen. Dies Vorgehen wird sehr bald zu einem Zusammentreffen mit Rußland führen, das von Norden her mit unwiderstehlicher Wucht auf Persien wirkt und das gern einen Hafen im Indischen Ozean gewinnen möchte, als Ausfluß für den Handel seiner westasiatischen Besitzungen. Als Vorbereitung für eine derartige handelspolitische Aktion soll eine Bahn von Pulsa über Tabris nach Bender-Abbas gebaut werden, indessen es hat stark den Anschein, als ob genau wie in der Mandschurei die Ereignisse so schnell aufeinander folgen, daß die Okkupation des Landes dem Bahnbau lange voraufgeht. Daß Rußland mit Nordpersien sich nicht begnügen wird, sondern auch an Südpersien denkt, ist sicher; ungewiß ist bloß, wie weit die Zukunftsmusik oder wie nahe sie ihrer Ausführung ist. Ich habe bereits meinen Eindruck dahin formuliert, daß nichts von besonderem Belang, keine irgendwie greifbare Thätigkeit der Russen zu bemerken ist. Die Reise des Fürsten Dabija war lediglich zur Kontrolle der Engländer; dann ist ein russischer Arzt in Schiras und einer in Buschir, denen politischer Einfluß zugeschrieben wird; aber die gehören zum Pestkordon, und was sie an Popularität gewinnen, dient mehr zur Förderung ihres persönlichen Behagens, als tiefer politischer Absichten; endlich hat mir ein Deutschrusse gesagt, daß viele russische Offiziere als Handwerksleute verkleidet augenblicklich Persien und Belutschistan durchstreifen, ich möchte das aber auch zum mindesten für eine romantische Uebertreibung halten. Die Besetzung vollends von Bender-Abbas durch die Russen, um vorgreifend dies hier auch gleich zu erledigen, diese Besetzung, von der so viel die Rede war und die trotz amtlichen Leugnens in der Indischen Presse hartnäckig immer von neuem behauptet wurde, diese berühmte Besetzung, nun sie ist weiter nichts als ein tendenziöses Märchen. Es ist im ganzen Sommer überhaupt gar kein Europäer in Bender-Abbas gewesen, außer vorübergehend ein russischer Pestarzt. Der harmlose Arzt, ein Herr mosaischen Glaubens, hat zu dem ganzen Gerede den Anlaß gegeben. Es will mir vorkommen, als ob die Engländer bloß deshalb so geflissentlich die Ente von Bender-Abbas auffliegen ließen, bloß deshalb stets von der Bedrohung jenes wichtigen Hafens sprachen, — um einen Vorwand zu haben, den Hafen gegen Angriffe zu schützen d. h. ihn selbst sich zu Gemüte zu führen.

Die Niederlassung der englischen Telegraphisten in Schiras ist großartig, sie leben wie die Fürsten. Der Kern der fremden Kolonie ist abgesondert von Schiras und bildet eine kleine reizende Welt für sich. Herrliche Gärten, parkgleich in ihrer Ausdehnung, sorgfältig gepflegt, mit Spielplätzen aller Art; bequeme und geräumige, stets einstöckige Villen, aller Lebenskomfort, kurz eine Stätte, wie sie für Boccaccio's anmutige Erzählerinnen oder einen provenzalischen Lebenshof (cour d'amour) geeignet wären. Ich kann es sehr gut begreifen, daß trotz einer gewissen Monotonie, die nicht zu vermeiden ist, junge Kaufleute, Doktoren u. s. w. nach dem Orient gehn. Dort haben sie ein schönes Haus, feurige Pferde, gehen auf die Jagd, können im allgemeinen arbeiten, wenn sie Lust haben, und haben niemand in der Nähe, der ihnen beständig auf dem Nacken sitzt und ihr Selbstbestimmungsrecht ihnen stört.

Kurz nach Mitternacht brach ich von Schiras auf. Die erste Station ist unheimlich gestreckt, 64 Kilometer bis zur nächsten menschlichen Wohnung, und trotz der beträchtlichen Höhe der Pässe (2300 Meter) drückend heiß. Es ist Anfang September, und die Nordwinde haben noch kaum begonnen. Die erste Nacht im Freien geschlafen, in einem reizenden Alpendorfe. Dann die

Digitized by Google

Kotals hinunter. Das sind enge und steile Schluchten, gelegentlich richtige Klammen, deren es fünf im ganzen giebt und durch die der halbe Handel Westpersiens geht. Alle Europäer sprachen mit ehrfürchtigem Schauer von den Kotals; wenn man ihnen zuhört, sollte man meinen, sie wären den Sirius hinunter oder hinaufgegangen. Im Grunde ist die Sache Kinderspiel, garnichts gegen unsere Alpen, die Hitze nur macht den An- oder Abstieg so beschwerlich.

In Buschir eine Nacht beim deutschen Konsul und weiter zu Schiff. Die Ueberlandreise von Trapezunt nach Buschire hatte nicht ganz vier Monate erfordert. Nächsten Tag vor den Behrain-Inseln, deren Perlfang 22 Millionen Mark jährlich einbringt. Es sind ganz flache, weiß leuchtende Eilande, die den Engländern gehören, theoretisch seit 1890, praktisch seit 1895. Ein farbiger Resident wohnt auf der größten Insel, aber kein Weißer. Die Bevölkerung ist sumitisch mit wahabitischen Tendenzen und ist sehr fanatisch. Aber schöne, elegant gebaute Gestalten.

Ein weiterer Tag brachte uns nach Bender-Abbas.

(Wird fortgesetzt.)

Digitized by Google

Ganz kleine Sachen.

Von **Peter Altenberg.**

Die heilige Gudula.

Sanft und ergeben
sei Dein Leben!
Und Dein Lachen kann Dich mit Natur und Schicksal nicht so tief vereinen
als Dein Weinen!

Frage.

„Oh mon ami, qu'estce, le bonheur et le malheur?!?"
„Le bonheur, c'est marcher, marcher, marcher — — —
et le malheur, c'est aboutir!"

Vorfrühling.

Es riecht bereits nach Veilchen — — —
aber sie sind noch gar nicht da!

Mädchen in Capri.

Mädchen in Capri, Du liebst vielleicht das Meer, dieses tiefe weite wunderbare — — —
Dennoch wirst Du Dich einem „Mann" ergeben müssen!

Dorfstraße.

Abends ging das junge Mädchen stundenlang die friedevolle einsame Dorfstraße auf und nieder, auf und nieder.
Nichts regte sich.
Da sagte der Dichter zu dem Mädchen: „Woran denkst Du, Mädchen?!?"
„An nichts," erwiderte das Mädchen.
„Aus diesem Nichts machen wir unsere tiefsten Lieder," sagte der Dichter.

Philosophie.

Den Dingen „auf den Grund kommen"?!?
Armselige Kanalräumer — Thätigkeit!

Digitized by Google

Den Dingen nicht „auf den Grund kommen", sondern sie „in ihren eigenen Höhen" aufsuchen, ist Alles!

Die Frau.

„Oh mein Freund, was für eine Frau wünschtest Du Dir denn eigentlich?!?"

„Eine, die meine Höhen „mit Enthusiasmus" und meine Abgründe „ohne Schaudern" miterlebte!"

Winterszeit.

Der Kirchthurm ragt — — —.

Und wie in Frost erstarrt sind die Geräusche.

Da rieselt von überladenen harten Fichtennadeln harter Schnee in Klümpchen ab — — —.

Dann wieder Stille, Stille, Stille — — —.

Und der Dichter sagt: „Ich höre die Symphonieen der Stille!"

Weisheit.

Wer das Niedrige aus seinem Leben ausschließt, kann nicht wachsen!

Als das blühende rosige Kindlein die Kröte, die jeden Morgen aus seinem Milchnapfe mit frühstückte, mit dem Löffelchen hart auf den Kopf tippte und die Kröte in Folge dessen ausblieb, begann das Kindlein bleich zu werden und siechte hin — — —!

Wer das Niedrige aus seinem Leben ausschließt, kann nicht wachsen!

Die beiden Flaschen.

(Der süßen Annie Kálmar gewidmet.)

Der Fiebernde liebkoste die segenspendende Chinin-Flasche, drückte sie in unbeschreiblichen Zärtlichkeiten an sich, nannte sie seine Retterin, während die kristallene Wasserflasche ziemlich unbeachtet daneben stand.

Als er aber geheilt war, kam die Chinin-Flasche in die Mistgrube, während die Wasserflasche ruhig auf ihrem guten Platze verblieb.

Da sagte die Wasserflasche zur Chinin-Flasche: „Nun, siehst Du es?!? Das Organische, das Natürliche siegt!"

Die Chinin-Flasche erwiderte sanft: „Siehe, in meiner Mistgrube träume ich Tag und Nacht von der Erlösung, die ich spendete! Hat man je um Dich gebebt, gebetet und geweint?!?"

Da dachte die Wasserflasche: „Nein. Wozu?! Man hat mich einfach getrunken!"

Panta rëi.

„Rast' ich, so rost' ich — — —" sagte das Dichter-Herz.

„Rast' ich, so rost' ich — — —" fühlte die Frauen-Seele.

Digitized by Google

Schauspieler Max Devrient.

Devrient Max, wie ein „Extract des Selbstbewußtseins“ aller Aristokraten der Welt bist Du!

Jede Deiner Gebärden spricht: „So beliebt es mir einmal, basta!“

Dann legst Du die Hand an den Schwertknauf — — —.

Aber Deiner Blicke Höhnen mordet sicherer!

Baum im Prater.

Was der Baum, im milden Abendhauche, zu meiner Seele flüstert, flüstert doch nur meine Seele dem Baume zu!?!

Ist's nicht so mit der Frau, die wir lieben?!?

Unserer Welten-Seele Gottesodem haucht der stummen Natur Leben und Wärme ein — — —.

Aber unserer Seele Odem-Erwecker ist die stumme Natur!

Schicksal.

Wir Beide saßen einmal Abends auf der Gartenbank. Meine Hände berührten Deine Hände. Da blieb Dir seitdem die schöne Erinnerung und mir die schwere Sehnsucht!

Wir Beide lagen einmal Nachts auf einer Sommer-Wiese. Da blieb mir seitdem die schöne Erinnerung und Dir — — — die schwere Sehnsucht nach der Gartenbank!

Eine Kindesseele.

„Weshalb lässest Du Deine Schwester, oh Alice, stets sich an meine Seite setzen, warteſt und setzest Dich dann erst mir gegenüber, gehst auf dem Spaziergange rückwärts, lässest Deine Schwester an meiner Seite wandeln?!? Hast Du mich denn nicht lieb, Kind?!?“

„Ich hab' Dich unermeßlich lieb. Allein ich kann es tragen! Während Lilith zusammenbräche — — —! Deshalb muß sie an Deiner Seite sein und mit Dir geh'n — — —.“

Und als die Abschiedsstunde nahte, sagte die Mama: „Ihr dürft noch eine letzte Bootfahrt machen mit Herrn Peter — — —!“

Wir gingen auf den schmalen See-Steg hinaus, Lilith stieg ein und ich. Da gab Alice dem Boote mit ihrem Fuße einen Stoß und eilte weg.

Ich rief: „Alice — — —!“

Vergeblich.

Wir fuhren das Schilf entlang.

Nach einer halben Stunde sahen wir Alice, am Ende der Allee, einsam auf einer Bank, bitterlich weinend — — — —.

Frau Hermine.

Sie war eine wunderbar schöne, vollkommen glückliche, junge Frau. Nur, wenn in der Stadt ein Todesurtheil gefällt wurde, ging sie von dem Augenblicke

Digitized by Google

der Bestätigung an, in ihrer Zelle, nein, in ihrem Zimmer, rastlos, schlaflos, auf und ab — — —.

Und erst als sie vernahm, es sei Alles vorüber, fiel sie erschöpft in die Kissen und schlief, schlief den tiefen Schlaf von Rekonvaleszenten.

Dann war sie wieder ruhig und glücklich — — —.

Eine Prinzessin.

Die süße Prinzessin M., die den nicht heiraten durfte, den sie lieb hatte, fuhr an einem wunderbaren Sommermorgen auf dem kleinen Seedampfer von G. nach E. Auf dem Hinterdeck war ein blökendes jammerndes Kalb angebunden, das in E. geschlachtet werden sollte. Da kaufte die Prinzessin dem Fleischhauer in E. das Kalb ab. Der Graf aber sagte: „Prinzessin, in diesem Augenblicke werden Tausende von Kälbern, Lämmern, Hühnern grausam abgeschlachtet in der Welt!"

Und die Prinzessin erwiderte: „Ich weiß es, mein Freund. Lassen Sie mich die Komödie „göttlicher Milde" und „Gerechtigkeit" bei diesem einen Kälbchen spielen — — —!"

Der Dachshund.

Das junge Paar stand ganz verzweifelt da in dem eleganten Hotel-Garten, denn ihr wunderbarer edler Dackel hatte in den Blumenbeeten Gänge ausgescharrt. Und der Gärtner war ein wilder böser Geselle, der seine Kunst ernst nahm.

Da sagte ich zu dem jungen Paare: „Geben Sie ihm zwei Kronen!"

Sie thaten es, verlegen, zögernd.

Da sagte der böse wilde Gärtner: „Dös liebe Viecherl; bös wär kan echter Dackel, was keine Löcher nicht graben thät — — —."

Zwei Welten.

Queeny ist 17 Jahre alt. Der Vater sagt zu ihr: „Was ist das?! Wie sitzest Du denn?! Wackle nicht hin und her, bitte. Es ist wirklich merkwürdig — — —."

Die Mutter sagt: „Queeny, Queeny, wie ein kleines ungebärdiges Kindchen Zu meinen Zeiten — — —."

Und Queeny sitzt dann wieder da, wie die Sphinx aus Stein im Wüstensande.

* * *

Queeny sagt: „Ich war heute schlimm — — —."

„Was thaten Sie?!?" erwiderte der Jüngling.

„Ich wiegte mich hin und her, veränderte ununterbrochen meine Stellung."

Da sagte der Jüngling: „Unser Leib soll mitgehen, mit unserer Seele, mit unserem Geiste, soll gleich Binsen bewegt werden von göttlichem Anhauche des Inneren! Amen."

Queeny erbleichte, senkte das Köpfchen, in sich gekehrt, verwirrt.

Digitized by Google

Dann saß sie wieder da, wie die Sphinx aus Stein im Wüstensande.
„Queeny — — —“ sagte der Jüngling.
Sie starrte vor sich hin, gab keinerlei Antwort.
Da verstummte denn auch der philosophische Jüngling — — —.

Wanderung.

„Wohin, träumerisches Mädchen, wanderst Du?!?“
„Zu Berge!“

Der Gram.

Du habest ein Hündchen, Geliebteste, das an Dir hinge mit seiner Seele — —.
Käme nun ein anderer Hund, bewürbe sich um Deine Freundschaft, und Dein Hündchen zöge sich traurig, winselnd zurück in Folge dessen, Du würdest, Sanfte, keinen Augenblick zögern, dem neuen Freunde sogleich den Laufpaß zu ertheilen! Du empfändest tief: „Es steht nicht dafür, mein Hündchen zu kränken — — —.“
Mir aber, Theure, bürdest Du ruhig den Gram auf!
Du fühlst es eben, ich könne ihn tragen — — — ich, ein Mensch!?!

Ausblick.

Wenn Du mit einem Buckligen viel verkehrst, kann es Dir passieren, daß Du auf seine Buckligkeit vergissest!
Wenn Du mit einem Geraden viel verkehrst, kann es Dir passieren, daß Du auf seine Geradheit vergissest!
Dichter aber sind Gerade.
Daher die Tragödien!

Digitized by Google

Rundschau.

Züge aus Goethes Briefen an Frau von Stein.

Goethes stärkstes Gefühlserlebniß, seine Liebe zur Frau von Stein, kann man jetzt in Vor- und Nachklang, in Anfang, Mitt' und Ende in der neuen Briefauflage Julius Wahles genießen. (Frankfurt a. M. Rütten und Loening 1900. Zwei Bände.)

Die früheren Ausgaben brachten nur die Zeugnisse jener elf gemeinsamen Weimarer Jahre voll Leidenschaft, Sehnsucht, Unstäte und endlicher Erfüllung. Sie glichen einer Jugenddichtung stürmischen Gefühls, aus Qual und Wirrniß zur Seligkeit sich weitend.

Diese beiden starken Bände, die jetzt vorliegen, fügen diesem ersten Leben das zweite ergänzend hinzu in Goethes Briefen aus Italien nach seiner freiwilligen Trennung von Weimar und in den Konventions- und Freundschaftszeilen der späteren Zeiten, da zwei Fremdgewordene sich mühen über Untiefen und Gestrüpp des Lebens noch einmal zusammen zu kommen und im gealterten Antlitz die Züge des ehemals Geliebten bitterkeitslos zu suchen. Diese Bücher wirken gegen jenes heiß pulsirende Buch der Jugend wie Wanderjahre zu Lehrjahren; sie stellen in der Gesammtheit ihrer Empfindung eine reife Lebensdichtung dar, in der alle Töne der Menschlichkeit in ihrem vollsten Ausdruck erklingen: nicht mehr Werthersche Jünglingspoesie himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt, die so schnell im engen Kreis verglimmt, sondern die soviel schlichtere, in Worten kargere und dabei unendlichere, tiefer rührende Poesie aus des Lebens Abstieg, Meistersingerlich, Hans Sachsisch, voll Beschränkung, Weisheit und Nachsinnens über Wechsel und Vergehen. Ein Traumwandern durch vergangene Strecken der Existenz und Herabschaun auf Vergangenheiten wie von einem anderen Stern. Ein Menschenschauspiel, tiefsinnig und natürlich zugleich, voll Alltäglichkeit und dämmernden Schicksalsfangs.

In solchen Zusammenhängen geschaut, wirkt das Ganze jetzt doppelt stark. Nicht mehr das Momentane der Einzelstelle, Augenblicksglück und Augenblicksstimmung reißt uns mit, weiter und überschwebender ist das Teilnehmen geworden; nicht mehr Gegenwart allein genießen wir, sondern Ahnung und Gegenwart umfängt uns und hinter den Gestalten, die im Glückswehren und Glücksbegehren nach ihres Lebens Höhepunkt zu trachten glauben, sehen wir verschleiert die Bilder derer, die in einem späteren Sein an einander vorübergleiten, wie Schatten, alt und kalt.

„Wie wir einst so glücklich waren, müssens jetzt durch euch erfahren" konnte Goethe auch von jenen Zeugen jener ersten leidenschaftsgeschwellten Weimarer Jahre sagen. Ein Aus- und Einstammeln lallender Seligkeiten, hingewühlt auf eilig zusammengerafftem Papier. Staccatorhythmus: „es schlug mein Herz geschwind zu Pferd", wie in drangvollen Jugendnächten. Süßträumerische Dumpfheit, Versonnenheit und Unruh und allerwegen ihr Bild. So im innersten getroffen, so überschauert und zernichtet von dem Sturmwind, der über ihn kam und ihn entwurzelt ist Goethe, daß er vor der starken unüberwindlichen Gottheit liegt und als ein Demütiger fleht: „Leide, daß ich dich so lieb habe." Doch dann wieder ein trotzig herrisches Aufbäumen gegen diese Herrschaft, die ihn um sich selbst gebracht, und er stürzt sich in tolle Ausgelassenheit und da er die eine nicht hat, „lügt und trügt er sich bei allen hübschen Gesichtern herum." Aber immer stärker wirkt der Bann, und ihr Versagen, durch das hindurch er ihre Liebe ahnt, wirkt am stärksten und sein ganzes Wesen schwebt in jener weichen unendlichen Melodie sehnsuchtsvoller Anbetung. Die Sphäre dieser Frau ist von so intensiver Ausstrahlung, daß die Vollmenschlichkeit des sonst so stürmisch werbenden Freiers ganz entkörpert erscheint in Madonnendienst und Reinheit. Und diese „Läuterung" des Wilden, die ihr gelungen schien, war zweifellos für diese unsinnliche aber für die Reize seelischer Herrschsucht sehr empfängliche Frau, eine starke Befriedigung. Gegen jähes keckes Werben war dies Temperament gefeit, diese Fügsamkeit und linde Beugung, dies gläubige Einkehren aus Weltwirrniß, des Treibens müde, in die Stille und Gnade öffnete ihr Herz für den heimgefundenen wilden Sohn der Erde.

Digitized by Google

Und er fügt sich, seltsam gefesselt, und harrt in Geduld, befremdet halb durch das „heiligsonderbare“ Verhältniß und doch bewundernd vor etwas ihm Neuen in der Frauennatur, und er genießt die fremden Stimmungen, die ihm daraus kommen, das Schwebende, das nicht zum Rasten sich senken will und das Tönende, das nicht ausklingt.

In dauernder Spannung schwingt sein Wesen. „Das Glück des Lebens liegt dunkel auf ihm“ und sein bester Moment ist ein „unendlich reiner Mittelzustand ohne Freude und Schmerz“.

Irdisch behaglicher wird Ton und Verkehr in den nächsten Jahren. Es ist die Zeit von Haus- und Gartenbau, und eine große Rolle spielt jetzt in den Briefen alles Häuslich-Heimische, Nahrung und Notdurft; und die Billets sind oft Begleitzeilen zu allerlei Tribut an Früchten und Geflügel. Fröhlichere unbefangnere Leichtigkeit, heitere Harmlosigkeit hat das Seraphische verdrängt, ein sicheres sich Einsfühlen im Großen wie im Kleinen des Lebens ist der Grundton. Es ist die in sich beruhende Stimmung: „Und ich gehe meinen alten Gang meine liebe Wiese lang;“ beschauliches Sein unter den Bäumen, unter denen er „von Garten und Thal aus alle Veränderungen des Erdenlebens“ spürt; Verschließen vor der Welt ohne Haß; und der starke Pol seines Lebens: „Liebe und Vertraun ohne Grenzen.“

Aber den Ton starker unerschütterlicher Gewißheit der Zugehörigkeit, des einander Habens und Haltens hören wir erst zwei Jahre später 1781. Worte voll Siegel und Fessel spricht Goethe jetzt, ihr Band trägt er um den Arm und wie eratmend sagt er, „mein Noviziat war doch lang genug“: „meine Seele ist fest an die deine angewachsen, ich mag keine Worte machen, du weißt, daß ich von dir unzertrennlich bin und daß weder Hohes noch Tiefes mich zu scheiden vermag.“ Ihm bleibt kein Wunsch an das Schicksal und im Ueberschwang der Glückseligkeit möchte er den Ring, den ihm Charlotte geschenkt, gleich Polykrates in das Wasser werfen. Seine Worte an sie, an die „liebe Lotte“, sind jetzt voll sicherer ruhevoller Zärtlichkeit. „Meine Seele ist auf deinen Lippen“ schreibt er; „liebe süße Ordnung seiner Tage und Stunden“ nennt er sie und „liebe Gewißheit.“

Und so geht es vier Jahre und es ist wie im „Grünen Heinrich“, „wenn sie sich sahen, war es ein Fest,“ und sein gewöhnliches Morgenlied heißt: „Ich liebe dich, ich bleibe dein.“ Und in den Gebirgen, als er sein Herz an die Felsen hängt und statt dem leichtbewegten Sinn der Menschen der Tauerkraft des Granits nachsinnt, und dann, als „das Pflanzenreich in seinem Gemüt rast“ und er von „tausend Vorstellungen getrieben, beglückt und gepeinigt“ wird, da schwebt Sie und seine Liebe über allem in Stätigkeit: „Ich bin dein.“

Doch dann — es ist im Jahre 1786 — giebt es einmal eine lange Pause in den Briefen, und als endlich einer an Frau von Stein kommt, ist er nicht aus Karlsbad, teilt er nicht die Rückkehr des Getreuen mit, sondern er ist aus dem Süden, aus Verona, von der Anfangsstation einer langen Reise und zwischen den Zeilen steht Trennung, wenn auch dieser Brief und alle folgenden zärtlich und liebevoll genug klingen.

Das ist das menschlich Feine, daß diese Trennung Goethes von der so sehr Geliebten kein Bruch ist, sondern ein Lösen, ein Lösen, das für ihn nicht minder schmerzlich ist und das er sich selbst abzwingen muß aus dem Gefühl der Notwendigkeit. Nach spezialisirten zureichenden Gründen hier forschen, ist ein Zeichen redlich logischen Sinns, verrät aber wenig Seelenkunde. Solche feinspinnigen Dinge lassen sich nicht säuberlich in Punkt eins, zwei und drei zerlegen.

Etwas Unhaltbares war in das Verhältniß gekommen, Goethe schreibt einmal: „Ich habe bisher im Stillen gar mancherlei getragen und nichts so sehnlich gewünscht, als daß unser Verhältnis sich so herstellen möge, daß keine Gewalt ihm was anhaben könne,“ äußerliche Schwierigkeiten mögen mit im Spiel gewesen sein. Schwerer aber ist, was allmählich aus diesen Briefen aus der Ferne sich herausschälen läßt, daß Goethe innerlich litt: „wie das Leben der letzten Jahre, wollt ich mir eher den Tod gewünscht haben“ und „die Abwesenheit hat alles gleichsam weggeläutert, was die letzte Zeit über zwischen uns stockte.“ Man hat das Gefühl, daß bei aller Neigung Goethen doch mehr und mehr das lastende Empfinden eines fremden Elementes kam, das sein eigenes Wesen, die Möglichkeit der organisch notwendigen Entfaltung unter liebevollem einlullenden Umschmeicheln hemmte. Es ist wie ein sehnsüchtiges Armebreiten, ein Lechzen nach einer anderen Luft, einem anderen Klima der Seele und des Leibes. Wenn man diesem fremden Elemente nachspüren will, muß man das Wesen der Frau von Stein prüfen. Aus ihren späteren Briefen, aus anderen Zeugnissen, aus ihren Urteilen über Dichterisches geht unzweifelhaft hervor, daß ihr durchaus etwas Schöngeistiges anhaftete und menschlich-künstlerisch vielseitiges Verstehn ihr fehlte. Frau von Stein wollte Goethe nach ihrem Bilde und sehr bezeichnend ist eine Stelle aus späterer Zeit, die wenn sie auch von einer Verbitterten stammt, doch innere, rückwirkende Wahrheit hat, die Stelle, wo sie sagt, daß Schiller neben Goethe wie ein „himmlischer Genius“ aussah. Das Schillersche war dieser Seele immer verwandter als das Goethische.

Digitized by Google

Goethe aber liebte sie, er liebte sie gegen sich selbst, vielleicht ohne sich darüber klar zu werden, er fühlte ihre Macht und empfand sie in seinem genialischen Instinkt als dumpfe Gefahr. Und er rettete sich aus dieser Sphäre und ging auf die Suche nach seiner wahren Heimat. Und er schrieb aus Italien: „Uebrigens habe ich glückliche Menschen kennen lernen, die es nur sind, weil sie ganz sind, auch der Geringste, wenn er ganz ist, kann glücklich und in seiner Art vollkommen seyn, das will und muß ich nun auch erlangen."

Diese Stelle bezieht sich gewiß auf seine künstlerische Sendung, sie war ja natürlich auch ein Hauptmotiv für die Flucht aus den Weimarer höfischen Verhältnissen. Aber man kann sie auch ebenso gut mit auf seine Gesammtpersönlichkeit und auf die als Halbheit und Wirrnis seiner Natur empfundene Beziehung zu jener Frau auffassen.

Goethe rettete sich, aber er rettete sich unter Schmerzen. Er hing mit vielen Fasern noch an dieser Einen. Nicht nur Rücksicht, einer Verlassenen die Situation zu vergolden, diktiert ihm seine zärtlichen Briefe. Das Weh der Trennung, das Losreißen wirkt in ihm nach, und durch die Entfernung, durch die ausschließlich briefliche Expektoration der Gefühle geben sie sich reiner, intensiver, unbeeinträchtigt durch die kleinlichen Reibereien des Tages: „die weite Ferne hat weggeläutert," „so brennt und leuchtet die schöne Flamme der Liebe, der Treue, des Andenkens wieder fröhlich in meinem Herzen." Und Goethe gab sich dem, was er an dieser Frau liebte und was ihm hier nicht durch Wirklichkeit und Gegenwart getrübt werden konnte, noch einmal ganz hin. „In der Entfernung bin ich dir mehr, als ich dir damals war."

Und bis zu einem ganz leidenschaftlichen Ausbruch steigert sich das: „Ach, liebe Lotte, du weißt nicht, welche Gewalt ich mir angethan habe und anthue, und daß der Gedanke, dich nicht zu besitzen mich doch im Grunde, ich mags nehmen und stellen und legen wie ich will aufreibt und aufzehrt." Und er glaubt im Anfang wirklich an ein baldiges Wiedersehn und an ein neues Leben, in dem er gefestigter und bereicherter, Herr aller seiner Möglichkeiten, sich ihrer freuen kann: „sey guten Muts, so wirst du mich zu dir zurückbringen," und er müht sich ihr andeutend klar zu machen, was das ganze bedeutet: „ich habe nur eine Existenz, diese habe ich diesmal ganz gespielt und spiele sie noch. Komm ich leiblich und geistig davon, überwältigt meine Natur, mein Geist, mein Glück diese Krise, so ersetze ich dir tausendfältig, was zu ersetzen ist."

Aber immer stärker wird das neue Klima, wie ein Befreiter saugt er es in sich, alles Zurückgedrängte seines Wesens erwacht und öffnet tausendfältig glückselig Augen und Lippen, und die Vergangenheiten werden übertönt und die eine Seele, die der Frau in Weimar gehörte wird stiller und stiller, und das wahrhaft Goethische geht jauchzend und leuchtend neu geboren auf:

> Und Dein Herz hat viel und groß Begehr
> Was in der Welt für Freude wär.

Und er giebt sich in großer Betrachtung Italiens und Roms „wo in einem zusammensinkenden Staate, jeder für den Augenblick leben, jeder sich bereichern, jeder aus Trümmern sich wieder ein Häuschen bauen will und muß," neue Gesetze: „an sich allein zu denken, aus seinem Gemüt zu verbannen, was er solange für seine Pflicht gehalten und sich zu überzeugen: „daß der Mensch das Gute, daß ihm widerfährt, wie einen glücklichen Raub dahinnehmen und sich weder um rechts noch links, vielweniger um das Glück und Unglück eines Ganzen kümmern soll."

Das „Ich" wird nun die Hauptsache, die Briefe schwelgen in der Leidenschaft des Schauens, des Lernens, des Wirkens, im Glauben an das Glück dieser Epoche und sie gipfeln in der Erkenntniß, daß er nichts anders ist als Künstler: „Ich spreche nicht aus, wie glücklich ich bin, daß ich da zu sehen anfange, wo ich zeitlebens nur getappt habe, so bin ich wenigstens ganzer geworden als ich war."

Goethe hat sich gefunden. Nun hören die Briefe auf. Italien hat ihn in jeder Beziehung neu gehäutet, geweckt und frei gemacht, und längst vorbei sind jene ersten Tage, da er an Frau von Stein schrieb, der Junokopf sei ihre einzige Rivalin.

Er genießt jetzt, leidenschaftsentbunden, heidnischantik heiteres Liebesglück ohne den schweren, dumpfen Ballast nordischer Gedanken und dem verstehenden Genossen der Jugend, dem Herzog, schreibt er behaglich, voll lächelnden Kontentements: „Sie schreiben so überzeugend, daß man ein cevello tosto sein müßte, um nicht in den süßen Blumengarten gelockt zu werden. Es scheint, daß Ihre guten Gedanken unterm 22. Januar unmittelbar nach Rom gewirkt haben, denn ich könnte schon von einigen anmutigen Spaziergängen erzählen. So viel ist gewiß und haben Sie, als ein Doctor longe experientissimus vollkommen Recht, daß eine dergleichen mäßige Bewegung das Gemüt erfrischt und den Körper in ein köstliches Gleichgewicht bringt. Wie ich solches in meinem Leben mehr als einmal erfahren, dagegen auch die Unbequemlichkeit gespürt habe, wenn ich mich von dem breiten Wege auf den engen Pfad der Enthaltsamkeit und Sicherheit einleiten wollte".

Aus dieser Welt voll Licht, Lächeln

Digitized by Google

und Kunst riß sich Goethe 1788 los, und die Trennung von dieser Heimat war schwerer als jene Trennung zwei Jahre vorher und auf der ganzen Rückreise begleitet ihn „der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannnng hingezogen wird". Das Wiedersehen in Weimar ist, wie ein Wiedersehen zwischen Entfremdeten, die sich einst nahe waren, nur sein kann, voll Peinlichkeit. Sie empfindlich, gealtert, — sie ist nun 46 Jahre, — gekränkt, Rechenschaft fordernd; er überreizt durch jähen Uebergang, sich nicht in der Enge zurechtfindend, bedrückt von dem trüben Himmel, der alle Farben verschlingt. Zuerst Versuche, sich in einander zu finden, seine Bitte mit ihm Nachsicht zu haben, sein Eingeständniß, daß er immer ihr Schuldner bleibt; aber die Sehne ist straff gespannt, der Unmut lauert, loszubrechen, da tritt Christine auf den Plan; Goethe ist fest gesonnen, ein Leben nach seiner Façon zu führen und Bevormundung, Kontrolle nicht zu dulden und was vor zwei Jahren nicht kam, kommt jetzt plötzlich, der Bruch. Frau von Stein beantwortet weder den heftigen Abrechnungsbrief noch den einlenkenderen, der eine Freundschaftsbrücke bauen will.

Ohne Schmerz und Groll, in der Sicherheit selbstgewählten und selbstbefestigten Lebens geht Goethe in seine neue Weimarer Existenz über. Von Frau von Stein aber laufen bittere und gehässige Worte über den „abgeschiedenen Freund, der seinen Schutzgeist beleidigt," in der Stadt um, auch fehlt es an Verunglimpfungen des „dicken Geheimrat" und seines Hausstandes nicht; und wie sie über das „unschickliche Betragen der Frauen im Wilhelm Meister," über den „Betrüger Fernando" spricht, ist, selbst wenn man das Persönliche in diesem Urteil einer gekränkten, enttäuschten Frau verstehend abzieht, doch immerhin ein charkteristisches Zeichen, wie wenig nah ihre menschliche und ästhetische Erkenntnis dem früheren Freund in letzten Grund gestanden haben muß. Sie wünschte, daß ihr die Dichtung das Gute und Schöne fein geschmückt aufbaue; der höheren Humanität, die in die Tiefen der Menschlichkeit hinab sich neigt gleich dem Gott der Bajadere, um durch Inferno und Purgatorio aufwärts zu steigen, stand sie fern. Sie vermochte nicht zu dem großen Einheits- und Zusammenhangsgefühl zu gelangen und stieß sich engherzig an den Einzelstationen, die sie isolirt betrachtete und auf ihren ethischen Situationswert prüfte. Das war eben das „Schöngeistige" an ihr.

Und doch schlingen nach Jahren sich Fäden zwischen den Getrennten. Und es ist nachdenksam und bedeutungsvoll im Sinne der Wiederkehr und allerneuernden Werdens, daß sich die Entfremdeten in ihren Kindern finden. Goethe zwar hatte seinen alten Pflegling und Telemach Fritz von Stein nie vergessen. Jetzt — es ist das Jahr 1794 — drückt aber seine Mutter auch darüber ihre Freude aus, „daß Ihnen Ihr altes Kind immer treu bleibt." Wesentlicher jedoch ist die aufkeimende Neigung der Frau von Stein für Goethes und der geschmähten Christine kleinen Sohn August. Sie läßt ihn zu sich kommen und schreibt an Goethe: „er thut meinen Augen und meinem Herzen wohl". „Sie müssens meinem Herzen eigentlich sehr natürlich finden, daß ich Ihr Kind lieb haben muß."

Zwischen den Zeilen zitterts hier wie Wiederhall lang verwehter Töne. Und Goethe schreibt ihr zurück, dankbarrespektvoll äußerlich, aber innerlich klingend voll tiefen Sinnens über weite Räume: „Erlauben Sie auch ferner meinem armen Jungen, daß er sich Ihrer Gegenwart erfreuen und sich an Ihrem Anblick bilden dürfe. Ich kann nicht ohne Rührung daran denken, daß Sie ihm so wohl wollen."

So gehen die Jahre und man versucht, in „Wertschätzung und Freundschaft" die Reste einstigen Empfindens zu sammeln. Goethe ist hier immer der Chevalereske, während bei ihr lange, lange das ein schweres Hemmnis ist, worüber keine Frau hinweg kann. Endlich überbrückt die Heirat das auch und Frau von Stein ist zum Verkehr mit Christine bereit, „da er das Kreatürchen so sehr liebt."

„Aber," schreibt sie an ihren Sohn Fritz, „ein eigentlicher offener, herzlicher Umgang will mir mit diesem Freund nicht wieder werden, so gut ich ihm auch bin." Auch an Aergernissen, Empfindlichkeiten, Mißverständnissen mangelt es diesem schwierigen Verkehr nicht.

Und weiter geht die Zeit über sie hin. Goethe ist in der Mitte der Sechzig und Frau von Stein hat die Siebzig bereits überschritten. Die beiden Alten sind voll greisenhafter, etwas steifer Anmut zu einander und grüßen sich in Zierlichkeit, und sie schreibt an ihn westöstlich: „Wäre mein Vogel schon so gelehrig, ich schickte ihn, mir Nachricht zu holen."

Tiefer stimmend aber, als solch spätes Tändeln ist jene Situation, da Goethe unter seinen Papieren kramt, die Briefe aus Italien sichtet, die er sich zurückgeben ließ und aus ihnen ein „uralt Blättchen" auslieft und es Zelter als Freundschaftsstück sendet, es ist jener Brief, in dem der Achtunddreißigjährige aus Palermo schrieb: „So brennt und leuchtet die schöne Flamme der Liebe, der Treue, des Andenkens wieder fröhlich in meinem Herzen." Der Neunundsechzigjährige setzt jetzt hinzu: „Es ist ein hübsches Wort auf dem Wendepunkt des ganzen Abenteuers und giebt einen Dämmerschein vorwärts und rückwärts. Ich gönne

Digitized by Google

es Dir. Bewahre es fromm. Was man doch artig ist, wenn wir jung sind."

So ruhevoll überschauend sah Goethe auf die eigenen Wanderstrecken und was gewesen, schien ihm nur noch ein Schauspiel künstlerischer und philosophischer Betrachtung, von allem eng persönlich Gefühlvollen losgelöst, in der schmerzlosen Klarheit der Erkenntniß. Ihm war die Gabe geworden, von der Multatuli spricht: „sein Fühlen zum Denken zu machen und Verstand zu schöpfen aus dem Brunnen des Herzens."

Frau von Stein aber lebt in der Dämmerung, sie sitzt unter ihren Orangenbäumen und „spaziert in ihrem vergangenen Leben herum" und als einmal von der Redoute die Masken ihr ins Haus fallen zu Scenen wunderlichen Mummenschanzes, da erscheint ihr ihr ganzes Sein, Vergangenes und Gegenwärtiges, wie ein Traumleben. F. P.

Nietzsches Nachlaß.

Aus der kleinen roten Villa, die hoch über Weimar Nietzsches letzte Wohnung war, ist langsam das Nietzsche-Archiv geworden, das unter wechselnder Leitung, aber unter stetiger Oberaufsicht seinen Nachlaß in Ordnung bringt und veröffentlicht. Man sammelt überallher die Briefe, die er schrieb, auch einige, die er bekam, man studiert seine Diarien, in denen er jeden flüchtigen Gedanken und manchen stolz umrahmten neuen Titel einschrieb, man trägt aus den Schränken mit dem Adler und der Schlange die Hefte in das eigentliche Archiv-Arbeitszimmer, vergleicht Manuskripte, versucht seine Ideengänge zu rekonstruieren. Während die Auflagen der großen Werke weiterlaufen, arbeitet die Schwester Nietzsches indessen an seiner Biographie und verwertet das Material, das sie gut übersieht. Die Briefe erscheinen dann noch einmal vollständig, in ihrer ursprünglichen Form, nach Adressaten geordnet. Die philosophischen Notizen, die Vorarbeiten, die Parerga sammeln nach ihren Entstehungszeiten die Philologen des Archivs und geben sie in Anschlußbänden an die großen Werke heraus. Dies ist die Arbeitssumme des Archivs, wo weder die Schwester, noch die beiden Horneffer an Eifer nachlassen, angespornt durch die Erinnerung an den Toten, dessen Schritte man noch vor Kurzem in der oberen Etage hörte, und durch alle die Skulpturen und Bilder von Krause und Stöving, die die alte wohl verwahrte Ahnengalerie der Nietzsches um ihren großen Sohn bereichern. Man hat mit verschiedenen Verlegern zu thun, die Werke selbst, von denen jetzt auch eine billigere Kleinoktav-Ausgabe zu erscheinen beginnt, und die Biographie erscheinen bei dem alten Nietzscheverleger C. G. Naumann in Leipzig; von der Biographie steht noch der letzte Teil aus; die nachgelassenen Werke sind bis Band XI und XII gediehen. Die Briefe erscheinen bei Schuster & Löffler, und weisen vorläufig einen Band auf, wo man zu den teilweise schon bekannten Korrespondenzen an Gersdorff und die Baumgartner auch diejenigen an Fuchs findet, die durch ihre speziellen Abhandlungen über Sprache und Rhythmus von starkem Interesse sind.

Erst später, wenn die Stellung Nietzsches in unserer Geistesentwicklung sich klarer übersehen lassen wird, kann man rein philologisch an seine Arbeiten herantreten. Vorläufig mag es genügen, den Torso seiner Philosophie mit Liebe anzusehen und ohne allzu strenge Kritik seinen Nachlaß als eine wirkliche Lektüre herauszubringen. Fernerstehenden wird es überhaupt schwer möglich sein, über Recht und Unrecht in diesen Publikationen zu streiten und man kann überzeugt sein, daß dort der beste Wille vorherrscht, wo man sich sogar nicht genierte, ganze Bände, die man jetzt inhaltlich nicht mehr aufrecht erhalten kann, zurückzuziehen, um sie durch besser redigierte zu ersetzen. Ueber die letzten Bände des Nachlaßwerkes hat sich eine ganze kleine Litteratur angesammelt, deren Einzelfragen zu weit führen und doch nur an Ort und Stelle beantwortet werden können. Genug, daß 1898 der XII. Band zurückgezogen wurde, da die neuen Herausgeber ihn nicht mehr wissenschaftlich vertreten zu können glaubten. Für besonders verdächtig galten die Zusammenstellungen von Aphorismen, die unter dem Titel „Wiederkunft des Gleichen" vereinigt waren. Da auch für Band XI sich Mißtrauen regte, so beschloß man XI und XII einfach noch einmal zu redigieren und neu herauszugeben. Sie enthalten die Aufzeichnungen Nietzsches aus der Zeit des „Menschlichen, Allzumenschlichen" bis zur Zeit der Zarathustra. Immer noch eine Auswahl, aber diese nach Gesichtspunkten allgemeinen Interesses geordnet, sodaß aus Notizen und Gedankensplittern, die teils Parerga der großen Werke, teils wieder Vorbereitung neuer Bücher waren, eine Art Anthologie entstand, deren Werden man nur periodenweise verfolgt, während im Einzelnen der absolute Genuß an der aphoristischen Idee bestehen bleibt.

„Die feineren Erzähler, lesen wir unter der Rubrik „Dichtkunst" in Band XI, vermeiden, die Erlebnisse ihrer Helden selber ins Ungeheuerliche, Criminalistische, Grobe zu steigern; vielmehr erniedrigen und glätten sie die Ereignisse und zeigen, was feinere Naturen *schon* an diesem Wenigen zu leiden haben; oder daß hier erst *ihre* Erlebnisse anfangen: für grobe Naturen giebt es da keine Probleme. — Daß man seinem Helden gegenüber festhält, er sei nicht non

Digitized by Google

plus ultra, sondern ein tüchtiger Mensch, zeichnet jeden guten Dichter aus. — Die Halbgöttergeschichten bedürfen wenig Talent, grobe Farben — sie werden der Masse erzählt. Es sind ideale Räuber- und Gespenstergeschichten. — Wer sich in seine Helden und deren Erlebnisse verliebt, ist nicht ersten Ranges — denn er muß arm sein, — mit prächtigen, entzückenden Stoffen und Helden geben sich die Armen ab, welche nicht ohne Weiteres glauben, daß andere sie für reich halten."

Man liest in diesen Zeilen den inneren Kampf des Dichters und des Philosophen Nietzsche. Wenn der Dichter einen Uebermenschen dichtet, so schreibt er für die Masse, so ist er arm. Und der Philosoph? Der Weise der Stoiker und Schopenhauers ist erniedrigt und geglättet, ist er das Produkt reicher Naturen? Wo liegt der Unterschied zwischen dem Philosophen und dem Dichter? Wohl nur im Ziel, nicht im Schaffen, und selbst das Ziel kommt bei den besten Philosophen kaum in Betracht. Merkwürdig, daß gerade der Philosoph, der den höchsten Helden dichtete, wußte, daß es nur auf den Vortrag, auf die Erlebnisstärke, auf die Feinheiten ankommt, die eine Dichtung machen. Als Dichter ließ er die Zartheiten, als Philosoph die Heldenhaftigkeit siegen, als Mensch wurde er von beiden umworben.

Eine Verteidigung des Aphorismus in Band XII: „Nach dem periodischen Stil greifen alle, wie nach einem Gewande, welche sich nicht nackt zeigen wollen — sei es nun, daß sie ungestaltet sind, sei es, daß sie sich allzu schambaft gewöhnt haben. Ihre Gedanken sind scheu und linkisch ohne Hülle, — das Wenige von Anmut, dessen sie fähig sind, zeigt sich erst, wenn die Falten der Periode ihnen Mut und Glauben an die eigene Würde geben. Dies wollen wir an ihnen ertragen und selbst gutheißen: nur bitten wir diese Mantelträger und Faltenreichen, aus sich kein Gesetz der Moral und Schönheit zu machen: der periodische Stil ist und bleibt ein Notbehelf —."

So lange wir schreiben, lügen wir. Wahrheit kann nur im Sprechen, noch besser nur im Thun sein. Das geschriebene Wort verlangt Kunst und Kunst ist ein schöner Notbehelf. Je feineres wir sagen, desto mehr kitzelt uns die Liebe zum Rhythmus, das Sprachgefühl, die Form der Verknüpfungen, der Atem der Interpunktation. Können wir nackt schreiben? Dem Einen fällt die Periode angenehmer um den Körper, der Zweite übt die Kunst einer Art Sprechstils, der dritte rettet sich in die scheinbare Formlosigkeit des Aphorismus. Alles ist Form, Kunstcharakter, Gestalten.

Auch hier kämpft Nietzsche mit sich. Er will Prediger sein und muß schreiben. Er will wirken und muß dichten. Er will erziehen und wird als Schriftsteller genommen. So kommt er zu folgender, sehr herzlichen Betrachtung:

„Werde fort und fort der, der du bist — der Lehrer und Bildner deiner selber! Du bist kein Schriftsteller, du schreibst nur für dich! So erhältst du das Gedächtnis an deine guten Augenblicke und findest ihren Zusammenhang, die goldene Kette deines Selbst! So bereitest du dich auf die Zeit vor, wo du sprechen mußt! Vielleicht daß du dich dann des Sprechens schämst, wie du dich mitunter des Schreibens geschämt hast, daß es noch nötig ist, sich zu interpretieren, daß Handlungen und Nicht-Handlungen nicht genügen, dich mitzuteilen. Ja du willst dich mitteilen! Es kommt einst die Gesittung, wo Viel-Lesen zum schlechten Ton gehört: dann wirst du auch dich nicht mehr schämen müssen, gelesen zu werden: während jetzt jeder, der dich als Schriftsteller anspricht, dich beleidigt; und wer dich deiner Schriften halber lobt, giebt dir ein Zeichen, daß sein Takt nicht fein ist, er macht eine Kluft zwischen sich und dir — er ahnt garnicht, wie sehr er dich erniedrigt, wenn er dich so zu erheben glaubt. Ich kenne den Zustand der gegenwärtigen Menschen, wenn sie lesen: pfui! Für diesen Zustand sorgen und schaffen zu wollen!"

O. B.

Die letzten Zola's.

Der Optimismus Zola's, den nur kurzsichtige Beobachter verkannt haben, ist im Laufe der Zeit immer mächtiger herausgekommen und seine letzte Serie „Les quatre Evangiles", von der die Hälfte nun vollendet ist, krönt als notwendiger Abschluß das ungeheure Gebäude, dem er seine unerschöpfliche und selbst durch die Stürme der letzten Jahre nicht unterbrochene Arbeitskraft gewidmet hat. Man mag gegen den Künstler, den Stilisten, den Psychologen Zola sagen was man will, dieser Koloß läßt sich nicht bei Seite schieben, wie es die junge litterarische Generation in Frankreich mit ihren schwachen Schultern versucht hat. Seine Beschränktheit, die das Leben nur in einfachsten Formen, in rohesten Vorstellungen der Kausalität sieht, ist nun einmal die Bedingung seines produktiven Genies gewesen, und er wäre nicht so weit geschritten, wenn er bessere Augen für die unendliche Farbigkeit des Lebens, für alle seine holden Täuschungen gehabt hätte. „Fécondité" und „Travail", die beiden ersten Evangelien, machen zusammen vierzehnhundert Seiten. Eine respektable Fruchtbarkeit und Arbeit! Es ist kein Vergnügen, sie zu lesen, und man kommt sich fast ehrwürdig vor, wenn man die beiden Wälzer glücklich hinter sich hat. Zola will die Menschen von dem Fluch der Erbsünde erlösen. Als Adam

Digitized by Google

und Eva aus dem Paradiese hinausgeworfen wurden, schallten ihnen zwei schreckliche Drohungen nach: Mit Schmerzen sollst du gebären — und — Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen. Die Fruchtbarkeit und die Arbeit will Zola wieder zu Ehren bringen. Darüber hat er keinen Zweifel hinterlassen, wie er überhaupt nie Zweifel hinterläßt, und was er zu sagen hat, sagt er, schreit er so oft, daß wir in einer gewissen Betäubung kaum noch zu widersprechen wagen, die so lange dauert, bis wir die beiden Bände mit einem großen Seufzer der Erleichterung aus der Hand legen. Ihren Inhalt darf ich hier wohl als bekannt voraussetzen. In „Fécondité“ schildert er den Kampf der französischen Gesellschaft gegen das keimende Leben, in seiner fanatischen Einseitigkeit macht er die Pflege der sterilen Wollust für alle sozialen Krankheitserscheinungen verantwortlich, in „Travail“ nimmt er die Bourgeoisie noch einmal vor in ihrer Rolle als Ausbeuterin fremder Arbeit, von Schlemmereien aufgedunsen, von ihren Lastern angefressen, dem Wahnsinn und Selbstmord preisgegeben, und im kindlichen Gegensatze zu dieser untergehenden Welt schafft er eine neue, in der die Menschen ihre Ehre darinsetzen, sich kaninchenhaft zu vermehren, in der es keine Faulpelze und Genüßlinge, sondern nur noch Arbeiter an demselben Werke giebt, dessen Ertrag Allen gleichmäßig zu Gute kommt. Das Bild dieser neuen Gemeinschaft hat er nach den Phalangen des genialen Fourier entworfen, und das Zukunftsland liegt vor seinem primitiven Geiste so klar, es entbehrt so sehr des Schattens, des geheimnisvollen Dunkels, als ob wir uns vor dem Prospekt einer Baugenossenschaft oder Siedelungskommission befänden. Alle Bedingungen des materiellen und geistigen Lebens sind wohl geordnet, und es scheint nur noch von unserem Entschlusse abzuhängen, ob wir in dieses Neuland der ehrenvollen Fruchtbarkeit und Arbeit einziehen wollen.

Was haben wir nun von dieser Utopie, die sich übrigens nicht als solche ausgiebt, sondern sich mit drolliger Wissenschaftlichkeit geberdet? Eine freudige Zustimmung oder wenigstens eine Hoffnung, oder wenigstens ein Rest von Nachdenklichkeit, eine Einkehr bei uns selbst, eine Träumerei auf den Pfaden des Dichters? Von alledem nichts, höchstens ein gerührtes Lächeln über den Mann, dessen Herz sich nicht verschlechtert hat, wohl aber sein Stil, ein gedunsener, banaler, fahriger Stil, der der mächtigen lyrischen Erhebungen von früher nur noch selten fähig ist, der nicht einmal mehr die Kraft hat, uns mit den brutalen Enthüllungen von Laster und Elend zu schrecken. Die Leidenden, die Zola uns vorführt, sind keine Menschen, sondern nur Exempel für seine Demonstrationen, und die Helfer und Retter sind erst recht Automaten und nicht einmal besonders kunstreiche. Niemals sind die Mängel der Psychologie, der Technik, des Stils schärfer hervorgetreten als in diesen sogenannten Evangelien, niemals aber auch der Mangel einer Persönlichkeit, die größer ist als ihr Werk, die dauernd zu uns spricht, auch wenn wir ihr Wort nicht mehr hören. Bei Zola haben wir es immer nur mit Büchern zu thun, von denen wir die einen bewundern, die anderen ablehnen, aber wir lieben keines, nur weil es von Zola ist. Man muß immer ein ganzes Buch von ihm lesen, um die Größe seiner monumentalen Konstruktionen anzuerkennen, aber man wird diese Größe nie in einer einzigen Zeile finden, und es giebt keinen Gedanken, keine intime Aeußerung von ihm, für die man eine stille Anhänglichkeit bewahren könnte. Zola liebt die Materie, die Masse, die brutale Wirklichkeit der Dinge, die er in gewaltigen Fresken gemalt hat, er hat auch der zeugenden Natur, so wie er sie versteht, einen oft hinreißenden Hymnus gesungen, aber es wird sein, daß der verachtete Geist sich an ihm rächt, und daß die Seele, zu der er nie gesprochen hat, sich ihm verschließt. E—r.

Ein Wort zu Multatuli.

Es ist ein Kulturzeichen, daß sich die Bemühungen der Deutschen um die Weltlitteratur nicht mehr damit genügen lassen in Einzelübersetzungen und hier und dort verstreuten Büchern die Großen der Fremde sprechen zu hören, sondern, daß man nach einer wirklich repräsentativen Vertretung, nach Gesamtausgaben, verlangt. So wird uns jetzt ein stattlicher deutscher Ruskinbau errichtet, das Werk Edgar Allan Poes soll in seiner Totalität bei uns erstehen, das Ibsenwerk wächst und seit Kurzem verpflanzt leidenschaftliche Begeisterung und Hingabe auch die funkelnden feurigen Schatzhäuser Multatulis in das deutsche Klima. Der eifervolle Prophet dieses starken glühenden Herzens, Wilhelm Spohr, hat schon vordem und auch in diesen Blättern von dem Holländer Thomas Dekker erzählt, der sich als ein Kämpfer gegen seine Zeit ein heiliges Schmerzensrecht auf diesen Pantiernamen Multatuli erworben. Jetzt bringt er uns — J. C. C. Bruns hat sich durch die Uebernahme des Verlags geehrt — die Reihe seiner Bücher: an seinen Werken sollt ihr ihn erkennen.

Die Ausgabe ist noch nicht abgeschlossen. Aber in den Bänden, die schon vorliegen, formt sich deutlich das Bild dessen, der sie schrieb. Eine Huttennatur steigt auf, wehrhaft und verwegen, ein schreibender Ritter, der unerschrocken zwischen Tod und Teufel,

Digitized by Google

trotzig starrnackig seine Straße zieht. Die Burg aber, die oben leuchtet, ist nicht das himmlische Jerusalem, sondern wahrhaft die Herberge der Gerechtigkeit. Das ist seine Sehnsucht und Ziel, durch sein Herz fließt ein brennend Recht und sein ganzes Denken und Trachten ist Kampf ums Recht. Doch das giebt den großen Unterschied zu andern Kämpfern, nicht um sein eigen Recht geht die Sache. Für ein fremdes, im königlichen Namen gemißhandeltes getretenes Volk stritt er, für die Javaner unter holländischer Herrschaft.

Dieser Altruismus ist nicht rührseliges Mitleid eines Nachmittagspredigers, er ist stählern, unsentimental; er wirkt nicht weichlich, er spekuliert nicht auf die Thränendrüsen, er schlägt mit gepanzerter Faust auf den Tisch und sein J'accuse ist Donnerwort. Flammen gehen aus seinem Munde, elementar braust seine Rede, die Poesie der Psalmen erklingt, die verhaltene Melodie des Volkslied singt, und dann wieder blitzt haarscharfe Dialektik, ein Dolchereden, und dann wieder mit vernichtender Ruhe und Kälte rollt sich ein Thatsachenresumée voll grandioser Monotonie auf. Sein Künstlertum war überreich und wunderbar sicher sein Takt. Er konnte Pathos brauchen und scheinbar trockene Alltagsrede, unter seinen Worten schwebte immer Poesie. Für alle, die mit Schönredereien unerlebtes Empfinden ausdrücken wollen, schrieb er das Wort: „Trachte zu begreifen und begreiflich zu machen, dann kommt das Gefühl von selbst." (Es steht in seinem Verschwenderbuch des Geistes, den „Millionenstudien".)

Fünfzig Jahre zurück liegt die Zeit, in der Multatuli seinen großen Moralprozeß gegen sein Vaterland anhängig machte, aber frisch ist das Menschlichkeitsbild geblieben, das dieser Einsame bietet, ein Schauspiel für starke Geister. Die Lauen aber sollen verworfen werden. F. P.

Der Statthalter Goethes auf Erden.

Dieser vornehme Titel, den schmeichlerische Bewunderung einmal Paul Heyse beigelegt hat, gebührte mit größerem Recht dem Toten, den eine kleine Trauergemeinde am 20. Juni zwischen den rauschenden Baumwipfeln des alten Matthäikirchhofes in die Mutter Erde bettete: Herman Grimm. Der Sohn und Neffe der beiden „Sprachgewaltigen" stand zwischen den Enkeln der Großen, die, wie römische Konsuln in gemeinsamer Herrscherthätigkeit, die ruhmvollste Epoche der deutschen Geistesgeschichte regierten. Wolfgang und Walter von Goethe lebten in dem Wahne, die Zeit stehe still, und starben, erdrückt von der erbarmungslosen Last des Enkeltums, weltfremd und verbittert nach einem Dasein voller Enttäuschungen. Schillers Tochtersohn, der Freiherr von Gleichen-Rußwurm, der am 9. Juli einer schleichenden Krankheit erlag, als die letzte der Persönlichkeiten, die dem Geschlecht von heute als lebendige Mittelglieder zwischen der Gegenwart und der klassischen Zeit erschienen, hatte in seinem künstlerischen Schaffen den kühnen Sprung aus dem Kreise der Ueberlieferungen in die revolutionäre Modernität gewagt. Herman Grimm aber zog, Goethes Spuren folgend, die Mittellinie; er spann den Faden der Tradition mit bedächt'ger Schnelle fort, in die Gegenwart und eine ferne, geahnte Zukunft hinein.

Wie Goethe im Alter seinem Vater immer ähnlicher ward, so kann man cum grano salis von Herman Grimm sagen: er wuchs mit den Jahren immer mehr in die Art Goethes hinein. Auch er verband am Schlusse seines Lebens mit dem Titel die gemessene Zurückhaltung des Geheimrats, auch er hat sich in seiner Neigung und Abneigung oft wunderlich vergriffen, auch er hat wohl manchen durch eine gewisse Unnahbarkeit zurückgestoßen und ist sicherlich vielen als ein litterarisch-künstlerischer Reaktionär erschienen, ebenso wie einst der Olympier von Weimar dem Litteratengeschlecht der zwanziger Jahre. Doch auf der anderen Seite hatte sich nicht minder auch das Positive des alternden Goethe in ihm wiederholt, die Sehnsucht, immer „neue Bildungsringe anzusetzen" und das ganze geistige Besitztum in Klarheit nnd Ruhe von hoher Warte aus zu überschauen.

Unserer jungen Kultur fehlt in litterarischer, künstlerischer, gesellschaftlicher Beziehung der feste Boden einer nationalen Tradition, wie er in England und Frankreich vorhanden ist, der nicht nur Blüten treibt, sondern auch Früchte zeitigt. Eine „Pflege der Ueberlieferungen" wird bei uns gemeinhin zu einem bornierten Haften und Kleben am Gewesenen. Die strenge Wissenschaft, die das Vergangene erforscht um des Forschens willen, ohne Beziehung zur Gegenwart, und das kritische Pfaffentum, das die Kunst auf Dogmen, abstrahiert aus den Leistungen früherer Zeiten, einseitig festlegen will, haben das in unheilvoller Gemeinschaft zu Wege gebracht. Herman Grimm war einer der wenigen in Deutschland, die aus freier Neigung, vom Gegenwärtigen ausgehend und zu ihm zurückkehrend, in dem Quell der Vergangenheit schöpften. Kein Pfaffe, sondern ein Enthusiast. Kein Gelehrter, sondern ein Künstler. Kein unterthäniger Diener der objektiven Forschung, sondern eine sehr subjektiv gefärbte Persönlichkeit.

Grimm sah die klassische Epoche als eine glänzende Einheit. Er hielt nicht viel von der „exakten" Art der neueren Kunst- und Litteraturgeschichte, von dem Schul-

Digitized by Google

meistertum derer, die „nichts haben als Methode“ und froh sind, wenn sie Regenwürmer finden. Das Kleine galt ihm nur, wenn wirklich sich das Große darin spiegelte, das Einzelne nur, wenn von ihm helle Lichter auf das Ganze fielen. Er suchte das Wesentliche, den tiefsten Kern, der die Gesamtheit der Erscheinungen bedingt, die entscheidenden Kräfte und Faktoren, welche die Entwicklung bestimmen. Dies zu erkennen, war ihm das einzige erstrebenswerte „Resultat“ seiner Arbeit. Die Thätigkeit der Philologen und Spezialisten, die es nach langem Mühen fertig bekommen haben, dem Publikum wie den produktiven Talenten die Beschäftigung mit den Thaten der Vergangenheit zu verleiden und selbst Goethe eminent unpopulär zu machen, betrachtete er mit skeptischem Lächeln; es war kein Wunder, daß er ihren Haß erntete. „Meine Herren,“ sagte er gelegentlich einmal im Kolleg, „die Weimarer Goetheausgabe ist was sehr Schönes. Ich habe auch die Vorrede dazu geschrieben. Allein, meine Herren, man kann Goethe auch bei Reklam lesen.“

Herman Grimm war ein litterarischer Grandseigneur. Er beherrschte sein Gebiet mit der gelassenen Vornehmheit eines aristokratischen Gutsherrn. Es war ihm die größte Freude, auf seinem Besitztum einsam zu spazieren; da grüßte jeden Blick ein wohlvertrautes Revier. Und wenn er, schriftlich oder mündlich, anderen von seiner reichen Welt Mitteilung machte, so war es, als führe er einen Gast durch seinen Bezirk, zeige ihm seinen Park und pflücke ihm eine Blume von dem Boden, der ihm gehörte. Ganz nach eigenem Gusto hatte er sich hier eingerichtet. Er war wahrhaftig kein Sklave der großen Vergangenheit. Ihre Gedanken dachte er weiter, und aus dem Golde, das sie uns hinterlassen, prägte er höchst originelle Münzen nach seinem Geschmack. Seine Sprache war Goethe'scher Altersstil in moderner Weiterführung. Klassische Ruhe, modifiziert durch romantische Laune, hie und da durchsetzt von einer sprunghaften, geistreichen Nervosität. Historische Dinge erzählte er wie ein Dichter, als kenne sie niemand, als habe sie niemand vor ihm geschildert, und nie, auch wenn er schrieb, in eigentlich geschriebener oder gedruckter, sondern stets in durchaus gesprochener Rede, die unmittelbarer ist und suggestiver wirkt. Mit Absicht werden kleine Abschweifungen eingefügt, lässige Wendungen der Umgangssprache herangezogen, Subjekte und Prädikate ausgelassen, satzliche und gedankliche Anakoluthe klug verwertet, allerlei Einfälle zu reizvollem Rankenspiel angenommen. So ward sein Wort auch bei schwierigen und komplizierten Materien frei, leicht und heiter. Ein Kolleg über Raffael begann er einmal mit dem Satze: „Meine Herren, die Sachen von Raffael — wenn man die sieht — die sind wundervoll!“ Oder ein ander Mal — es war im Jahre 1893 — mit einem wunderlichen logischen Saltomortale: „Meine Herren, wenn Jakob Grimm heute noch lebte, so feierte er seinen dreißigsten Todestag“ — ein Ausspruch, der ihm seltsamerweise so gut gefiel, daß er ihn in einem Toast (zu Karl Weinhold's 70. Geburtstag) im Herbst desselben Jahres noch einmal vorbrachte. Oder wieder ein ander Mal: „Meine Herren, Sie wissen, ich lese in diesem Semester über die Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland während des 19. Jahrhunderts. Also ich beginne. Kapitel 1: Das 18. Jahrhundert. Paragraph 1: Shakespeare“!

Das war zugleich Naivetät und bewußte Parodie der Herren Katheder-Kollegen, die alles in Kapitel und Paragraphen einschnüren wollen. Als ein Mitglied der hochgelahrten, tiefernsten Professorenschaft mag er sich oft selbst ein bischen komisch vorgekommen sein. Das kam zum Ausdruck, wenn er, in einer feinen Art lustiger Selbstverspottung, sachliche Angaben oder Litteraturnachweise anführte. Umgehen ließ sich das doch nicht ganz. Aber es war ihm gleichgiltig, ja verhaßt. Thatsachen geben — das kann schließlich jeder! Und so setzte er sich denn mit scherzhafter Gravität hin, holte seine Brille heraus und sagte etwa: „Meine Herren, ich habe mir das aufgeschrieben. Ich kann es nämlich nicht behalten. Allein Sie, meine Herren, Sie müssen es wissen.“ Nein, das war kein Professor wie die anderen! Im Innersten fühlten wir es. Er erledigte keine Tagespflicht, wenn er seine Vorlesung hielt, sondern er gab, von diesem Beruf beglückt, jüngeren Leuten, die er zu Gleichdenkenden und Mitstrebenden erziehen wollte, Anteil an seinem Wissen und Fühlen, wie ein griechischer Philosoph etwa. Das Colleg ward ihm zum Erlebnis; er gab ein Stück von seiner Seele mit. Unvergeßlich ist mir eine Stunde, da er von Goethes Lebensende sprach. Mit prachtvoller Schilderungskunst entwarf er ein Gemälde des großen Sonnenuntergangs. In stillem, schlichtem Gang, wie ein homerisches Epos, schritt die Erzählung an uns vorüber. Wir hingen an seinen Lippen. Da kam er von ungefähr auf das Faustwort: „Es wird der Ruhm von meinen Erdentagen . . . .“ — plötzlich stockte er, hielt inne, die Ergriffenheit überwältigte ihn, Thränen stiegen in seine Augen, und mit leiser Stimme fügte er nach einer Weile hinzu: „Meine Herren, ich kann es nicht weiter sagen“ — und verschwand ins nebenan gelegene Sprechzimmer, um der Rührung Herr zu werden und nach fünf Minuten, noch bebend vor Erregung, fortzufahren. In einer königlich preußischen Universitätsvorlesung!

Wie liebten wir Grimm, nicht nur um

Digitized by Google

solcher Scenen willen! Er war uns ein Erlöser in der „reinen“ Wissenschaftlichkeit rings umher. Er hielt uns aufrecht, wenn wir, vom ewigen Philologentum in all unserer jugendlichen Sehnsucht schwer enttäuscht, die Flinte ins Korn werfen wollten. Er rettete uns vor dem Versinken in Kleinkram und Akribie. Er gab dem weiteren Kreis seiner Hörer — denn alle Fakultäten strömten ihm zu —, den künftigen Lehrern, Aerzten, Juristen und Pastoren Worte mit auf den Weg, die in manchen auf Jahrzehnte hinaus nachgewirkt haben. Wenn er mit Hilfe des Skioptikons, das er in die Universität eingeführt hatte, uns die Werke der großen Künstler im Lichtbilde auf die Wand zauberte und dann, improvisierend, angesichts der Erscheinung im verdunkelten Saale (vielleicht blieb er mit Rücksicht darauf bis zuletzt ein grimmer Feind der studierenden Damen) seine Bemerkungen machte, lernten wie erst sehen, betrachten, genießen. Wie vielen hat er die Augen geöffnet für alle Zukunft! Die paar Oberflächlichen, die sich durch ein Mißverstehen seiner Manier dazu verleiten ließen, über alles positive Wissen die Achseln zu zucken und sich ohne solide Grundlage nur in ästhetischen Wolkenhöhen zu ergehen — wie fern war das Grimms wirklicher Art! —, können der Bedeutung seiner Lehrthätigkeit keinen Abbruch thun.

Ein Erzieher aber war Herman Grimm auch in seinen Büchern, seinem Michelangelo, seinem Goethe, der langen Bändereihe seiner kostbaren Essays. Die Welt begreifen und kennen lernen, alle Wechselfälle des historischen Werdeganges überschauen, dann aus dem Einzelnen zum Ganzen der Entwicklung aufsteigen, und in der Kunst oder, wie er zusammenfassend gern sagte, in der „Phantasiethätigkeit“ der Völker das höchste Abbild des ganzen Getriebes erkennen — das war der Leitsatz seiner ästhetischen Predigten. Das ist zugleich Goethesche Lebens- und Weltanschauung: das Reale beileibe nicht zu unterschätzen, aber die höchsten Blüten der Kultur einer Nation doch in ihren künstlerischen Thaten zu sehen. Von Goethe ausgehend, aber fußend auf den Erfahrungen der Bismarck'schen Zeit der Ereignisse, wollte Herman Grimm daran arbeiten, sein Volk in ein drittes Reich emporzuführen, in ein Reich der Schönheit als Ausdruck blühenden nationalen Lebens. M. O.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Roack & Co.

Digitized by Google

Aus Bimbo's Seelenwanderungen.

Kapitel aus einem ungedruckten Romane.

Von **Ricarda Huch.**

Vor mehreren Jahrhunderten, erzählte Bimbo, war ich der Sohn eines Scharfrichters in einer kleinen Stadt des Nordens. Damals war dieselbe frei und mächtig, ein kleines Reich für sich, nur daß der römische Kaiser noch einige Titular- und Ehrenrechte darin besaß, die ein Burgvogt mit Schall und Gepränge, aber ohne etwas wesentliches zu bedeuten und vermögen, vertrat. Mein Vater, obgleich er der Scharfrichter war, dem niemand die Hand reichen mochte, ohne sich mit unauslöschlicher Schmach zu beflecken, war der allerschönste Mann im Lande und glich der furchtbaren Waffe, die er führte; denn er war groß, gerade und schlank wie ein Schwert, mit schneidenden Blicken im Auge, und seine Bewegungen, wenn er sich einmal bewegte, waren wie sicher treffende Blitze.

Aber, wie die Frauen sind, trotzdem ist ihm meine Mutter untreu gewesen, nachdem ich einige Jahre auf der Welt war. Es scheint, daß sie schwach und eitel und nicht einmal besonders schön war, aber daß sie grade in ihrer Schwäche und Hülflosigkeit einen großen Zauber besaß. Das Gespräch der Leute war, daß mein Vater, als er ihre Untreue erfuhr, sie mit seinen eigenen Händen erwürgt habe, was allerdings nur ein Gerede gewesen sein kann, wie vieles andere, was über ihn im Umlauf war. Denn weil er ein kluger Mann war und mehr wußte als die übrigen, namentlich in der Arzneikunde und Chirurgie, glaubte man, daß er mit Dämonen im Bunde stehe und mit ihrer Hülfe übermenschliche Dinge verrichten könne. So sagte man zum Beispiel, es habe ihn noch niemand mit den Augen blinzeln sehen, er bedürfe des Schlafes nicht, ja sei wohl sogar des Todes überhoben, wenn ihm nicht die Geister, die er jetzt beherrschte, einmal den Hals brächen. Wahr ist das, daß er Tage und Nächte hintereinander wachen konnte, ohne darunter zu leiden, und ich erinnere mich, wie ich ihn manchmal mit heimlichem Grauen betrachtete, ob er nicht die Augenlider bewegen würde, ohne daß es geschah. Weiter sagte man von meinem Vater, daß er die Leute behexen und mit dem bloßen Blick seiner Augen krank machen, ja totschauen könne, und namentlich, daß er, wen er wolle, und wäre er Papst von Rom, auf das Blutgerüst unter sein Schwert zu bringen vermöchte, indem er denselben nur einmal flüchtig mit der Spitze seines Schwertes berührte. Deswegen, obschon sie seiner Hülfe in allerlei öffentlichen und heimlichen Sachen benötigten und diese auch meistens gutwillig, wenn auch gegen reichliches Entgelt, geleistet wurde, hatten sie doch Furcht vor ihm, und die Regierung hätte sich vielleicht seiner auf irgend eine Weise entledigt, wenn sie seiner Rache sich auszusetzen gewagt hätte. Gegen die Untergebenen in unserm kleinen Reiche, das, viele Gehöfte umfassend, weit außerhalb der Stadt lag, war er, soweit es die Rohheit der wüsten Knechte zuließ, großmüthig und

Digitized by Google

nachsichtig. Mich behandelte er sogar mit Zärtlichkeit, wenn ich von einigen Anfällen rasender Wuth absehe, die ihn bei Gelegenheit von ein paar unbedeutenden kindlichen Vergehungen ergriff, und so grausam er mich auch in diesen Fällen behandelte, liebte ich ihn doch abgöttisch, ja ich hätte mir von ihm mit Freuden die Seele aus dem Leibe martern lassen. Nur manchmal überkam mich ein Gefühl des Hasses von derselben Stärke, nämlich dann, wenn mir zufällig, indem ich seine Hände ansah, in den Sinn kam, daß er mit ihnen meine Mutter erwürgt hatte.

Unser Haus lag auf der Heide, die sich bis an das Meer erstreckte; vom Hause aus konnte man es nicht sehen, wohl aber auf dem weiter nordwärts gelegenen Richtplatze, wo es nichts als Sand gab außer einigen uralten, verwitterten Steinen, die halb darin versunken waren. Man hielt sie für Grabsteine vornehmer Gerichteter; denn hier war seit undenklichen Zeiten die Richtstätte der Republik gewesen; wahrscheinlicher ist es freilich, daß das Meer die Blöcke angeschwemmt und ebbend auf der Heide zurückgelassen hatte. Wie dem auch sei, wir pflegten uns oft des Abends auf diese Steine niederzusetzen und auf das glänzendschwarze Geflimmer des Meeres hinzusehen, und wenn er dann seine Hand auf dem Steine neben mir ruhen ließ, kam sie mir zuweilen wie eine weiße Tigerin vor, die schläft, weil sie satt von Blut ist, oder die sich schlafend stellt und lauert, um ein argloses Opfer zu zerfleischen. Dann dachte ich an meine Mutter, deren Bild ich deutlich vor Augen hatte und der ich selbst innen und außen vielfach glich, und malte mir aus, wie sie sich in dem eisernen Arme des schönen Blutmannes gekrümmt hatte, bis mir der Haß in die Kehle stieg und ich eine verzweifelte Lust spürte, mich auf ihn zu werfen und die Ader an seinem Halse aufzubeißen, damit er verblutete. Mein Vater sagte nie etwas darüber, obgleich er es mir ansah, und ich glaube sogar, er hätte mir nicht gewehrt, auch wenn ich es gethan hätte. Dieser Gewaltige, der, wie man sagte, sechs Männer mit einem Schwertschlage enthaupten konnte, daß ihre Köpfe wie Disteln abschnellten, hätte sich von meinen schwachen Händen umbringen lassen, so etwa wie Erwachsene stillhalten, wenn spielende Kinder mit ihren winzigen Schlägen über sie herfahren.

Mich mächtig, berühmt und gelehrt zu machen, war der Ehrgeiz seines Lebens, und mit dem Gelde, das er aufhäufte, ermöglichte er es, mir so viele Bildungsmittel zuzuführen, wie den strebsamsten und vermöglichsten Menschen der Zeit zugänglich waren. Er schickte mich in andere Länder, damit ich an hohen Schulen studirte, und ließ es sich Hunderte und Tausende kosten, daß mein Herkommen und Stand verborgen blieben. Aber er dachte nicht etwa daran, mich in höhere Kasten einzuschmuggeln, nein, ich sollte nach ihm Scharfrichter werden, wie das einmal seit unvordenklichen Zeiten das Loos unseres Geschlechtes war, nur sollte ich aus Schmach und Elend heraus sie alle durch meinen Geist überglänzen und beherrschen, auf den Knieen sollten sie Nachts mit Lebensgefahr zu mir rutschen, die mich am Tage wie einen tollen Hund von ihrer Schwelle hetzen durften. Ich freilich hatte an allen Schulen nichts gelernt, als höfliche Sitten und Herrenleben, weniger aus Faulheit als aus Thorheit, die mich den Werth der Zeit nicht bedenken ließ; im Innersten hoffte ich, es würde so in Saus und Braus in Ewigkeit weitergehen. Dem Befehle meines Vaters wagte ich aber nicht mich zu widersetzen und es hatte auch etwas grausig verlockendes für mich, einst Blutkönig in dem einsamen Reich auf der Heide zu werden. Nur suchte ich den Augenblick, wo ich selbst das Handwerk ausüben sollte, hinauszuschieben, worauf mein Vater auch bereitwillig einging, weil ich schlank und zierlich von Wuchs war und er meinte, ich müßte mich noch durch viele körperliche Uebungen auf meinen Beruf vorbereiten.

Digitized by Google

Da kam eines Tages die Gelegenheit, welche meinem Vater schicklich erschien, mich einzuführen; es handelte sich nämlich darum, einen Papageien öffentlich mit dem Schwerte zu richten.

Herr Quarre, der kaiserliche Vogt, saß zwar bis über den Hals in Schulden, achtete sich aber der Majestät, die er vertrat, in allem gleich, war hochmütig wie ein Pfau und dumm wie ein Pfannenstiel, worüber die Gassenbuben auf der Straße Spottlieder genug zu singen wußten. Um seine Lage zu verbessern und seine Stimme im Rath zu verstärken, trachtete er nach der Hand der Tochter des regierenden Bürgermeisters, deren lockende Güte und Holdheit sich in aller Leute Herz schmeichelte, so daß selbst die bösen Kramverkäuferinnen auf dem Markte sie die kleine Wonne nannten, nämlich Wunneke in jener altniederdeutschen Sprache. In ihrer übermütigen Jugend lachte sie über den abgeschmackten Freier, welcher zu allem andern ein dicker alternder Mann und trunksüchtig war, und gab sich nicht die Mühe, ihre Verachtung seiner ungefügen Person zu verbergen. Darüber war ihr Vater, der Bürgermeister, des Kaisers wegen in großen Aengsten, und wenn er auch nicht daran dachte, seine Tochter zu einer solchen lächerlichen Verbinduug zu zwingen, hätte er die Sache doch gern aufs glimpflichste geordnet.

Nun geschah es, daß Herr Quarre den Bürgermeister besuchen wollte, ihn aber nicht zu Hause fand und in guter Zuversicht die Jungfrau Tochter bitten ließ, welche auch in wenigen Minuten zu erscheinen versprach. Während er in einem stattlichen Empfangszimmer ihrer wartete, hörte er im Nebenzimmer erst ein Pfeifen und Knarren, dann ein Singen, in welchem er deutlich die Melodie und schließlich auch die Textworte unterscheiden konnte; es lautete nämlich:

Herr Quarre wär' ein Held
Und hätt' auch Gott geprellt
Ums Regiment der Welt,
Wenn nicht das beste fehlt':
Die Grütze und das Geld.

Sogleich gerieth Herr Quarre in einen brennenden Zorn und als nun lächelnden Mundes Wunneke ins Zimmer trat, ergoß er sich in wüthenden Reden und forderte tobend, daß ihm der Name des unverschämten Rebellen genannt würde, der so aufreizende Lieder von sich gäbe, damit eine nachdrückliche Strafe über ihn verhängt würde. Wunneke entgegnete sanftmütig, der Herr Vogt werde besagten Gesang auf der Straße vernommen haben, wo man leider oft von liederlichen Leuten die gottlosesten Dinge hören müsse. Herr Quarre blieb aber dabei, es sei im Nebenzimmer gewesen und ließ auch einfließen, es sei eine helle und gewissermaßen lieblich pfeifende Stimme gewesen, wobei er drohende Blicke auf das Fräulein schoß. Wunneke veränderte aber ihre unschuldige Mine nicht und sagte ruhig, im Nebenzimmer sei niemand anders gewesen als Flämmchen, der Papagei, der dort seinen Standort habe und allerdings, was sie nicht leugnen wolle, sowohl sprechen wie singen könne, so daß es, wenn auch unwahrscheinlich doch nicht unmöglich sei, daß er den Unfug getrieben habe. Herr Quarre verlangte murrend die angebliche Bestie in Augenschein zu nehmen und wurde von Wunneke höflich in das Nebenzimmer geführt, wo auf einer goldenen Stange Flämmchen saß, mit einem Kettlein am Fuße daran festgebunden. Sie forderte den Vogel unter Streicheln und Liebkosen auf zu wiederholen was er vorher gesungen habe, aber man vernahm nur ein leises wollüstiges Knarren, welches er von sich gab, indem er sein grüngoldiges Köpfchen langsam an der weißen Mädchenwange rieb.

Herr Quarre hielt sich nunmehr für gefoppt und schnaubte von dannen

Digitized by Google

unter der Androhung, daß er den Bürgermeister und sein ganzes Haus wegen Majestätsbeleidigung vor Gericht ziehen werde. Sein Zorn verdoppelte sich noch, als Herr Schmitz, der Bürgermeister, obwohl er sich verschworen hatte, alles zu thun, um den Gekränkten zu begütigen, sich mit Vorbringung fadenscheiniger Ausflüchte entschuldigte, als der Vogt sich Wunneke selber zur Entschädigung ausbat. Er brachte eine Klage bei dem Rath ein und es wurde schleunig eine Sitzung anberaumt, bei welcher der Bürgermeister, als selbst beklagt und betheiligt, den Vorsitz Herrn Muslieb, dem zweiten Bürgermeister, abtreten mußte.

Dieser war zwar dem kaiserlichen Vogte, der beständig die Gerechtsame der Republik schmälern wollte, so feind wie es ihm zukam, andererseits aber war es ihm angenehm, darthun zu können, daß, wenn auch seine Stellung bescheidener als die des regierenden Bürgermeisters, doch sein Name nicht minder fleckenlos war und er beschloß, die Gerechtigkeit alle Partei-, Privat- und Sonderinteressen überwiegen zu lassen. Er ersuchte zunächst Herrn Quarre, das Lied vorzutragen, welches die Ursache des Prozesses war, was derselbe nicht ohne Unwillen that; sämtliche Ratsherren konnten nicht umhin, mit strengem Kopfschütteln sich dahin zu erklären, daß es keine geringe Keckheit und Unanständigkeit sei, wenn Lieder so schandbaren Inhalts in einem obrigkeitlichen Hause in aller Fröhlichkeit laut würden. Der Bürgermeister und seine Tochter betheuerten, daß keiner außer dem Papagei das Lied hätte singen können, und das Fräulein führte zu seiner Entschuldigung an, daß er wahrscheinlich am offenen Fenster stehend das Schelmenstückchen gehört und in seiner Thorheit nachgeplappert hätte. Herr Quarre zog dies in Zweifel, da noch nicht einmal bewiesen und überhaupt sehr unwahrscheinlich sei, daß das dumme und eitle Thier sprechen könne, welcher Beweis denn nun freilich auf der Stelle geleistet wurde. Indessen war Flämmchen nicht zu bewegen, etwas anderes zu sagen als: Guten Morgen, Wunneke! Komm mit, Wunneke! Küß mich, Wunneke! welche Reden er süßlich quäkend und unter geschwinden Augenrollen mehr als nöthig wiederholte. Daraufhin erklärte der vorsitzende Bürgermeister den Papageien für wohlbefähigt, das Verbrechen, dessen er geziehen wurde, begangen zu haben, und Herr Quarre, welcher den Vogel nunmehr zwischen Furcht und Staunen für einen Zauberer ansah, neigte sich zu der Ansicht, daß er der Thäter sei.

Trotzdem glaubte der Rath ohne weiteren Beweis nicht zu einem Urtheil schreiten zu dürfen, und die Herren gingen dem Vogel mit Singen und Pfeifen eifrig zu Leibe; denn sie hofften ihn zur Wiederholung des Liedes zu bewegen, indem sie die Melodie und ersten Worte desselben anhüben. Ueber diese Zurüstungen war Flämmchen so erschreckt, daß er nur den Schnabel auf und zu machte, ohne einen hörbaren Laut zu äußern, was Herr Quarre als Berechnung und Verstellung auslegte. Die übrigen Herren zögerten in großer Verlegenheit, bis das Fräulein den Vorschlag machte, es möchten einige Vertrauenspersonen ausgewählt und beauftragt werden, Flämmchen während einer gewissen Zeit scharf zu beobachten; denn es sei anzunehmen, falls er das Lied wirklich einmal gewußt hätte, daß er es wiederholen würde, sowie er nicht wie jetzt durch eine hohe und majestätische Versammlung eingeschüchtert wäre. Hierauf gingen alle mit Freuden ein, und es wurden sofort drei kundige und anstellige Ratsherren mittels geheimer Abstimmung ausgewählt, welche drei Tage und Nächte hintereinander das Gestell des Vogels umgeben und auf alle seine Aeußerungen achten sollten. Da ihnen Reden sowie Gespräch und Gelächter jeder Art der größeren Aufmerksamkeit wegen verboten war, vertrieben sie sich die Zeit mit schweigendem Würfeln und Kartenspielen, welches nur zuweilen dadurch unterbrochen wurde,

Digitized by Google

daß ein jeder die Ausrufungen des Papageien auf einem Pergamentstreifen verzeichnete. Es war aber nach Verlauf der Zeit nichts vorgefallen, was auf Flämmchens Kenntnis des bezüglichen Liedes schließen ließ und man hätte ihn freigesprochen, wenn sich nicht Herr Quarre mit äußerster Wuth dagegen gesetzt hätte. Ein sauberes Regiment, sagte er, daß sich von einem ausländisch aufgeputzten Vogel über das Ohr hauen lasse; er würde die ganze Republik zusammenstampfen wie ein Aepfelmus, wenn der ihm zugefügte Schimpf nicht an dem Missethäter gerächt würde. Nachdem Bürgermeister und Rath eine Zeit lang in den Gesetzen nachgeschlagen und geblättert hatten, erklärten sie einmütig, daß sie zunächst das Mittel der Tortur versuchen müßten, um ein gutwilliges Geständnis zu erpressen.

Und so ist es gekommen, daß ich Wunneke sah. Denn trotzdem es allgemeiner Mißbilligung unterlag, daß sie unser vervehmtes Reich betreten und einer Handlung so schauriger Art beiwohnen wollte, hatte sie sich nicht davon zurückhalten lassen, ihren Liebling auf seinem Martergange zu begleiten. Ich Unglücklicher stand an meines Vaters Seite, als sie in das moderige Gewölbe eintrat wie ein wandelnder Narzissenstrauß, wie ein Kelch aus Milchglas voller Veilchen, mit dem ein duftendes Frühlingsgewölk in die kalte Finsternis hineinschwebt. Ach mehr — wie vor dem ermattenden Schwimmer, der sich eben in den unvermeidlichen Untergang geschickt hat, mitten aus dem öden Wassermeer eine blühende Insel auftaucht, mit Orangenhainen bewaldet, denen die Tropfen noch von den glatten Blättern rieseln, so stand sie plötzlich vor mir und schaute mir mit lächelnden Augen ins Gesicht. Nur mich lächelte sie an, gegen die andern bewahrte sie eine absichtliche Feierlichkeit und vor meinem Vater schien sie zu erschrecken; von Abscheu war nichts darin, nur Erstaunen und Bangen. Woher wußte sie, daß meine Augen alles so sahen wie ihre? Obgleich wir nie ein Wort miteinander gesprdchen hatten, sahen wir, während die Handlung sich entfaltete, einander an wie zwei schelmische Kinder, die eine Falle gestellt haben und aus ihrem Versteck aufpassen, wie die Geneckten hineintappen. Und nun ertönte das silberne Harfenspiel ihrer Stimme, wie sie zu meinem Vater sagte: „Herr Marx Grave, wollt bedenken, daß der Beklagte ein zartes und verwöhntes Geschöpf ist, dem das Lebensfädchen leicht völlig zerreißen könnte, wenn man allzuhart daran zerrte."

Mein Vater antwortete laut und ernsthaft: „Die Vernunft und die Gesetze gebieten, edles Fräulein, die Pein nicht über das Vermögen des Delinquenten hinausgehen zu lassen. Seid versichert, daß ich es bei den ersten und angenehmsten Graden der Folter bewenden lassen werde."

In dem Augenblick als das Thier meinem Vater übergeben wurde und seine rechte Hand sich ihm mit einem schraubenartigen Werkzeug näherte, brach der Papagei in ein lautes Gezeter aus, das sich deutlich in einige Worte zerlegen ließ und zwar in eben dieselben, die den Anfang des Spottliedchens über Herrn Quarre bildeten. Dieser, der, um sich an den Qualen seines Feindes zu ergötzen, ganz nahe bei meinem Vater gestanden hatte, triumphirte hoch und verlangte, daß er dem überführten Uebelthäter augenblicklich den Hals umdrehe. Mein Vater entgegnete kühl: „Und wenn der Papagei Euch, Herr Quarre, das Herz aus dem Leibe gehackt hätte und dessen geständig wäre, würde ich ihm doch kein Federchen krümmen, bis er nach Recht gerichtet und mir in herkömmlicher Form zur Vollstreckung des Urteils übergeben wäre."

Herr Quarre brach in gräßliches Schimpfen aus und rief: „Hört den Mistfinken! das Blutschwein! ich kenne euch alle, frei möchtet ihr sein und scheert euch einen Kuckuk um die Majestät des Kaisers, der euer Dreckgehirn wie Nüsse mit dem Absatz zerknacken könnte!" In welchen giftigen Reden ihn aber Herr

Digitized by Google

Muslieb mit ernster Höflichkeit unterbrach, indem er ihn auf das Unbedachte seines Geschwätzes aufmerksam machte. Dem Papagei, sagte er, werde sein verdientes Urteil gesprochen werden, ohne daß das Recht um ein Tüttelchen geschmälert würde, danach aber werde man untersuchen, ob der Kaiser in Wahrheit Anspruch darauf habe, eines ehrbaren Raths reichsfreier Stadt Köpfe abschätzig zu betiteln und mit Füßen zu treten, was, soviel er wisse, nicht einmal in der Türkei und anderen üppigen Sultansländern Sitte sei.

„Wenn die Narren den hübschen Vogel wirklich zum Schwerte verurteilen," sagte mein Vater, nachdem sich alle entfernt hatten, „sollst du an meiner Stelle amtiren;" denn, meinte er, er selbst sei für solche Albernheiten zu alt, würde auch nöthigenfalls den Herren mit seiner Dienstordnung in der Hand beweisen, daß er zu ernstem, vernünftigen Geschäft, nicht aber zu eitlem Firlefanz berufen sei. Mir aber würde es wohl anstehen, mich bei dieser Gelegenheit zum ersten Male öffentlich zu zeigen, denn fehlen könnte ich bei so leichter Arbeit nicht, dagegen den Beifall von Mädchen und Thoren, deren es viele gäbe, erwerben.

Gott weiß, wie mir damals Tage und Nächte vergingen. Mein Herz war wie ein junger Falke, der unaufhörlich mit den Flügeln rauscht, um sich zum ersten Fluge aufzuschwingen und zwischen Furcht und ungeduldigem Muthe zaudert. Auf der Heide lag mein Leib, aber ich selbst fuhr wie eine Sturmschwalbe darüber hinweg, schreiend und die salzige Meerluft schlingend, daß ich sie kühl und berauschend bis in die tiefste Seele hinein fühlte. Ich sauste um den alten Leuchtthurm, schlug mit klatschenden Flügeln an sein starres Gemäuer, stürzte mich in die brennende Pechpfanne auf seiner Zinne, peitschte mit der schwarzroten Flamme die fliehende Luft und empfand mit Wonne, wie ich mich dehnte, indem ich mich selber verzehrte. Dabei war ich mir wohl bewußt, wer sie war und wer ich war, und daß ich eher die Wange des Mondes als die ihre je mit meinen Lippen berühren könnte. Aber diese Unmöglichkeit eben erhöhte meinen Wahnsinn, denn was mir in den Eingeweiden brauste, hätte mich vor mir selber lächerlich gemacht, wenn es sich um ein alltägliches Lieben und Werben gehandelt hätte. Auch war in meinem Gefühl das Bewußtsein von einer magnetischen Kraft, die sie doch einmal an mein Herz reißen müßte, wenn ich auch nicht darüber nachdachte, wie das geschehen könnte. Und als ich vollends am Tage der Papageihinrichtung mein neues Amtsgewand trug, ganz aus schwarzem Tuch, das kurze Mäntelchen mit karmesinroder Seide gefüttert, schwarze und rote Federn auf dem Barrett, zweifelte ich nicht, daß der Himmel sich über meiner Schönheit öffnen und Rosen auf mich herabschütten würde, Rosen von jenseits, mit Ambrosia bethaute, die ich alle der erbleichenden Wunneke in den Schoß werfen würde.

Von weitem her sah ich den Armesünderkarren durch den braunen herbstlichen Wohlgeruch der Heide stolpern, auf dem sie saß in ihrem schwarzsammtenen Kleide, den Papageien an einem silbernen Kettlein haltend, der, von dem Anblick der weiten hohen Welt und der unübersehbaren Menschenmenge betäubt, bald in sich zusammensank als ein erlöschendes Flämmchen, bald mit gesträubten Federn, heftig kreischend und schimpfend, auf dem Arme seiner Herrin auf- und ablief. Ihr gegenüber saß der Propst, welcher auf ihr Verlangen dem Sünder als Trost auf seinem letzten Gange beigegeben war. Dies hatte sie allerdings nicht ohne Mühe durchgesetzt, denn die Räte waren in der Mehrzahl der Ansicht gewesen, bei einer vernunftlosen Bestie sei geistlicher Zuspruch nicht nur unnötig, sondern sogar übel angebracht. Aber Wunneke wendete ein, wenn Flämmchen denn vernunftlos sei, dürfe man ihm auch sein schelmisches Singen nicht zum Vorwurf machen, worauf Herr Quarre in einen glühroten Zorn gerieth, seinen borstigen Schnurrbart sträubte, daß man an der Spitze

Digitized by Google

jedes Haares ein Fröschlein hätte aufspießen können, und sagte, ohne Vernunft sei der Vogel zwar nicht, aber seine Vernunft sei des Teufels, und wenn ihn die sämtlichen Kirchenväter mit dem Papst an der Spitze zum Schaffotte geleiteten und ihm die ganze Bibel aufsagten, würde das dem ruchlosen Federvieh nur zu Spott und Gelächter dienen. Hierauf aber sagte der Propst, den man nebst mehreren anderen Theologen zu Rathe gezogen hatte, damit sie die heikelige Sache beurtheilten, wenn dem so sei, müsse man umsomehr dazu thun, daß der göttliche Vernunftssinn dem Teufel entrissen würde und er wollte sich der Aufgabe wohl unterziehen. Ueberhaupt, sagte er, fehlten zwar auch dem gescheitesten Thier die vernünftigen Begriffe, weil es nicht unterwiesen sei, aber man gebe ja auch einem neugeborenen oder gar idiotischen Kinde die heilige Taufe, das sei eins wie das andre, man müsse eben den heiligen Geist spenden, wie der liebe Gott die Sonne und ein Sämann die Körner, soviel als möglich und aufs geradewohl, schaden könne es nicht und zu viel sei besser als zu wenig. Auf diesen gelehrten Sermon wußte niemand etwas zu erwidern, auch fürchteten Bürgermeister und Rath den Probst, der weit und breit großes Ansehen genoß und die dumme, lenksame Riesenseele des Volkes in der Hand hielt.

So saßen der Propst und das Fräulein auf dem Karren und unterhielten sich leise und lächelnd, und mir schien es, wie ich das weiße Seelengesicht über dem schwarzen Kleide schweben sah, als führe man in feierlicher Prozession eine auf ferner neuentdeckter Insel gefundene Wunderblume durch das Land, damit alles Volk sie sähe und ihren Duft einathmete. Das Schaffott hatte mein Vater selbst mit hochrotem Sammet überzogen und ich eilte die Stufen hinan, als wäre ich der Königssohn und sollte mich dem Volke zeigen. Das war auch in lustiger Bewegung, weil es ein so seltsames Schauspiel mit anzusehen sollte, und viele Männer und Frauen hoben ihre Kinder hoch und riefen: schau, Lütte Grave! denn da ich wie mein Vater Marx hieß, nannte man mich zum Unterschiede den Kleinen, das ist lütte in jener niederdeutschen Sprache. Flämmchen hatte ich am Kettlein auf der Hand sitzen wie einen Edelfalken, und ich fühlte meine zierliche Schönheit ordentlich aus mir herausblühen. Wie mein Vater mich gelehrt hatte, kniete ich mich zuerst nieder und sagte: Gott walte deiner und meiner! stand dann wieder auf, neigte meines kleinen Schwertes Spitze dahin, wo die Obrigkeit versammelt war und schickte mich an, meinen Delinquenten zu richten.

In diesem Augenblick sah ich zum ersten Mal, wie schön Flämmchen war: das grüne Köpfchen glänzte, als wäre Goldschaum darüber geblasen und die roten und blauen Federn im Schwanz und in den Flügeln flammten wie edle Steine. Er bemerkte meine Bewunderung sogleich und seine runden, spiegelnden Augen sagten halb flehentlich halb listig: Töte mich nicht, Lütte Grave! Willst du mich, das hübsche Flämmchen, den kriechenden Breitmäulern da unten zuliebe umbringen? Fliegen wirst du mich lassen ... Es fehlte nicht viel, so hätte ich ihn wirklich fliegen und als ein goldenes Flämmchen in den lachenden blauen Himmel steigen lassen; aber ich besann mich, daß er als ein unfreier, halbbeseelter Menschengeselle auf Wunnekes Schulter zurückfliegen und dem Tode doch nicht entgehen würde, daher entschloß ich mich und hieb mit einem kurzen geschwinden Streich das kleine Schelmenhaupt vom Rumpfe. So geschickt führte ich es aus, daß ich den abfliegenden Kopf mit der Spitze meines Schwertes auffing und ihn so dem Volke zeigen konnte als Beweis der völlig und glücklich ausgeführten Exekution. Bei diesem Anblick brach die Menge in helles Freudengeschrei aus, die Kinder klatschten in die Hände und über die warme, träumende Heideluft verbreitete sich blitzschnell Jubel und Gelächter. Die Obrigkeit trollte sich eilig und unzufrieden davon, denn sie trauten sich nicht der unanständigen Ausgelassen-

Digitized by Google

heit zu steuern; aber das Volk wogte noch bis zum kühlen Abend auf der Heide umher, als ob Jahrmarkt wäre.

Wunneke hatte ich während der ganzen Handlung nicht einmal angeschaut, aber gefühlt hatte ich sie, wo sie war, wie sie unter Thränen lächelte und was sie dachte, und ihr Herz blieb bei mir zurück, und ich legte mich damit in das blühende Kraut seliger, als wenn es ihr schöner warmer Leib gewesen wäre. Erst am andern Morgen flohen mir die guten Glücksgeister davon, und das Gestrige lag unter der neuen Sonne wie ein elendes, abgegriffenes Rumpelkammerspielwerk, das man als Kind einmal für das herrlichste Kleinod gehalten hat. Und gerade am Abend dieses wüsten Tages kam sie. Sie kam wie ein leichtes, flüsterndes Blatt, das der Wind vor sich her weht, und schien sich an die Dunkelheit anschmiegen und in sie verbergen zu wollen. Ein anderer hätte sie ohne weiteres in seine Arme genommen — denn war sie nicht fast ein Strandgut an unsere fürchterliche Küste geworfen — mir aber kam das nicht in den Sinn, vielmehr hielt ich mich weit von ihr, während ich sie in unser Haus geleitete. Auf meines Vaters Frage sagte sie, daß sie gekommen sei, um sich Flämmchens Leichnam auszubitten, den sie begraben wolle, und unter seinem Blick errötend, setzte sie hinzu, ihr Vater würde ihr die unschuldige Bitte ausgeschlagen haben, darum sei sie heimlich bei der Dunkelheit gekommen.

„Habt Ihr nicht gewußt," sagte mein Vater, „daß Ihr des Scharfrichters Haus nicht betreten dürft? Und daß er mit seinem Leben bezahlen muß, wenn er Euch empfängt, bewirthet oder berührt?"

Es quälte mich, daß Wunneke nicht ein Wort zu entgegnen vermochte, obschon sie sich Mühe gab zu sprechen; sie starrte ihm ins Gesicht und hätte sich, glaub ich, von ihm niederschlagen lassen, ohne den leisesten Versuch zur Vertheidigung oder zur Flucht zu machen. Nach einer langen Pause fuhr mein Vater fort: „Nehmt das zu Herzen, wenn mir oder meinem Sohne ein Haar sollte gekrümmt werden um Euretwillen, weil es Eurem buhlerischen Leichtsinn nach Abenteuern gelüstet, so müßt Ihr zahlen: unsere Thränen mit Eurem Blut, unser Blut mit Eurer Seele." Ich war so gewohnt, mich unter dem tyrannischen Willen meines Vaters zu beugen, daß ich mich währenddessen ganz still verhalten hatte, dazu stand ich auch unter dem Eindrucke seiner wilden Schönheit, die sich immer dann am prächtigsten aufthat, wenn das Blut in ihm zu kochen anfing. Erst nach einer Weile, als er sie mit einem milderen Blick musterte, in dem etwas kalt wollüstig abschätzendes war, gewann ich mich selbst wieder, trat vor und sagte: „Warum erschreckst Du das Fräulein, Vater, das ohne böse Absicht als eine Bittende zu uns gekommen ist? Erlaube, daß ich ihr den Vogel suche und sie dann wieder heim begleite."

Mein Vater sah mich scharf an, und ich glaube, daß er in diesem Augenblick alles durchschaute, was ich fühlte, wünschte und hoffte und vielleicht auch, welchen Ausgang es nehmen würde, denn es schlich sich ein mehr mitleidiges und vorwurfsvolles als spottendes Lächeln um seinen Mund; aber er winkte mir nur mit der Hand zu gehen, ohne noch einen Blick auf das Mädchen zu werfen. Sie drängte sich an mich und folgte mir, und als wir draußen waren, sahen wir uns heimlich lachend an und schüttelten uns wie Kinder, die Schelte bekommen haben; dann liefen wir spornstreichs mitten in die Heide hinein.

Das tote Flämmchen hatte ich bald gefunden und aus dem Sande herausgewühlt, von dem es nur eben bedeckt gewesen war; danach setzten wir uns auf das sammetbeschlagene Gerüst, das in der Dämmerung hoch und schwarzrot dastand und blickten auf das gleichmäßig brandende Meer. Ich erzählte ihr dunkle Geschichten von den Männern und Frauen, die seit Jahrhun-

Digitized by Google

derten auf diesem Stück Heide von meinen Vorvätern waren hingewürgt worden, die ich zum Theil in meiner Kindheit von unseren Knechten gehört hatte. Die Seelen der Gerichteten hausten im Meere, sagte ich, die meisten hielten sich dicht am Ufer und wenn frisches Blut vergossen würde, schlichen sie sich Nachts heran und tränken davon in schrecklicher Lüsternheit nach dem irdischen Leben. Die Ferne war schwarz bis auf einen weißgelben Streifen, der wie ein einsamer Pfad über die dunkeln Berge der Ewigkeit schimmerte; aber dicht vor uns bewegten sich vom Wasser her über das Heidegestrüpp kriechende Nebel, die man in Wirklichkeit für geisterhafte Phantome hätte halten können. Einige schienen verzweifelt die dünnen flehenden Arme zu ringen, während sich andere auf die Erde gekrümmt, verstohlen, ihrer verfluchten Blutgier sich schämend, auf uns zu schlichen. Ueber diesen Anblick begann Wunneke plötzlich sich zu fürchten und ich geleitete sie in Sicherheit heim, versprach ihr aber zuvor, daß ich Flämmchens zeitliche Ueberreste auf dem nächsten Gottesacker ordentlich und lieblich bestatten wollte, was ich mir unter dem Schutze des Totengräbers, den ich gut kannte, wohl auszuführen getraute.

Dieser gestand mir auch gleich alles zu, um was ich ihn bat, und nachdem ich ihn in seiner Gefälligkeit noch durch ein namhaftes Trinkgeld bestärkt hatte, wählte ich mir ein Plätzchen an der Hecke aus, wo lauter alte verfallene Gräber lagen, um die sich niemand mehr bekümmerte. Dort warf ich ein schmales Hüglein auf und bepflanzte es über und über mit blühenden Astern, daß es wie ein einziger großer Blumenstrauß aussah. Am folgenden Abend kam Wunneke, wie sie mir aus freien Stücken angesagt hatte, und wir setzten uns auf einen halb eingesunkenen Stein unter einer hohen Pappel, die der Wind rauschend auf und nieder bewegte. Welke Blätter sausten in Schwärmen an uns vorüber und weiterhin sahen wir sie wie ein dunkles Gewölk über die bleichen Gräber jagen. Vielleicht war die feuchte, gährende Luft voll von den Lebenskeimen aller der Begrabenen, die seit Jahren und Jahrhunderten hier moderten, denn mir war es, als saugten wir mit jedem Athemzuge mehr treibenden, schwellenden Drang in uns hinein. Bis dahin hatte ich sie noch nicht ein einziges Mal berührt und jetzt auch hätte ich es nicht gethan, wenn sie sich mir nicht selber an die Brust geworfen und meine ehrlosen Mordknechtshände mit Küssen bedeckt hätte.

Aber trotzdem sie nun viele Abende, ich erinnere mich nicht mehr wie viele es waren, zu mir auf den Kirchhof kam, wurde ich immer trauriger. Ich mußte immer darüber nachdenken, ob sie wohl zärtlicher gegen mich sei, als sie gegen Flämmchen gewesen war, und ob sie mich wohl so innig liebkosen würde, wenn Flämmchen noch lebte, und ob sie wohl gerade das an mich gezogen hätte, daß ich vervehmt war, und meinen Leib, so jung und schön er war, anzurühren Schande und Tod brachte. Sie übrigens meinte es treu mit den überschwänglichsten Liebesworten, wie sie denn ganz unfähig gewesen wäre, Liebe zu heucheln. Alles was folgte, war einzig meine Schuld, denn ich wußte schon damals, was sie nicht wußte, nämlich, daß sie mich nicht liebte, mich nicht liebte, trotzdem sie es mir allabendlich heilig betheuerte. Ein einziges Mal hatte ich den Muth, es ihr zu sagen, worauf sie mich wohl eine Minute lang nachdenklich und erschrocken ansah; dann stürzten ihr plötzlich Thränen aus den Augen und sie umarmte mich, als ob sie mich nicht mehr von sich lassen wollte. Während ich bebend die kühle Thränenflut über mein Gesicht rinnen fühlte, sagte sie unter Schluchzen, wie sie mich liebte, ewig, ewig nur mich, wie wenn ich ein goldner Stern des Himmels wäre, der Nachts zu ihr herunterstiege, um sich von ihr küssen zu lassen Auf meine Frage, weshalb

Digitized by Google

sie weine, wußte sie nichts zu erwidern. Aber das war das merkwürdigste, daß ich seitdem, obwohl ich nie mehr darauf zurückkam, noch weniger an ihre Liebe glaubte als vorher. Und daß ich Recht hatte, zeigte sich nun bald, nachdem der Totengräber mich verraten hatte.

Der Totengräber war ein kurzes, dickes Männchen mit dickem Kopfe, nicht böse, nicht gewinnsüchtig, nicht streitsüchtig noch schadenfroh, obwohl er lauter Handlungen beging, aus denen man das und ärgeres hätte schließen müssen. Nur war er hilflos und unberaten, tappte blindlings und tolpatschig ins Leben hinein, bis er plötzlich an ein beliebiges Steinchen im Wege anstieß, zur Besinnung kam und nun plötzlich von unaufhaltsamer Angst überfallen wurde, daß er eine große Unvorsichtigkeit begangen habe, in diese oder jene Falle gerathen werde und überhaupt verloren sei. In solchen Augenblicken schonte er niemanden, denn er glaubte alle sammt und sonders wider sich verschworen und konnte andere ins Verderben stürzen, während er sich für ein armes Opfer hielt, das eben schlau genug sei, sich aus der Schlinge zu ziehen. Er hatte ein paar runde, braunglänzende Augen, denen er den Ausdruck alles durchdringender Pfiffigkeit zu geben suchte, obgleich er eigentlich gar nichts mit ihnen sah oder beobachtete. Aber er wollte um jeden Preis die Dummheit, die er deutlich in sich spürte, vor der Welt verbergen, damit er nicht übervorteilt und ausgelacht würde.

Er hatte mir damals bereitwillig die Erlaubnis gegeben, den Papagei auf dem ihm unterstellten Kirchhof zu begraben, mir sogar geholfen, das kleine Grab zu graben und den Hügel aufzuwerfen. Er hatte sich außerordentlich dabei belustigt und wenn Wunneke kam, pflegte er mir heimliche Zeichen zu machen, in sich hinein zu kichern und sich die Hände zu reiben; ohne daß ich ihn darum gebeten hätte, ließ er um unsertwillen die Friedhofsthür länger geöffnet als gewöhnlich und schloß sie hinter uns, kurz er war uns in jeder Hinsicht bei der Ausführung unserer Zusammenkünfte behülflich. Plötzlich nun klärte ihn seine Frau, die hinter die Sache gekommen war, darüber auf, was das eigentlich auf sich hatte und was für unüberseh bare und verderbliche Folgen daraus entstehen könnten. Denn daß ich des Scharfrichters Sohn war, wußte sie so gut wie sie sah, daß Wunneke ein vornehmes Fräulein war; das allerärgste schien ihr aber merkwürdigerweise das zu sein, daß wir den Vogel in geweihter Erde begraben hatten.

Die warnenden Reden seiner Frau erschreckten den Totengräber so, daß er schnurstracks, um Leib und Leben zu retten, hinlief und seine Anzeige vor Gericht machte. Er erzählte aufs glaubwürdigste, wie ich ihn mit nacktem Schwert bedroht hätte, weil er den Greuel nicht hätte dulden wollen, wie aber sein Gewissen ihm keine Ruhe gelassen hätte, besonders seit das feine Fräulein in meiner Gesellschaft gewesen wäre, welches leider wohl auch ein Opfer meines Frevelmutes sein möchte. Als ich, ohne hiervon einen Verdacht zu haben, plötzlich vor einen heimlichen Rat gestellt wurde, war ich nicht wenig bestürzt, konnte mich aber doch soweit fassen, daß ich beschloß, nichts auszusagen, was Wunneke gefährlich werden könnte. So kam es, daß ich auf die Frage, was mich bewogen hätte, einen ganz gemeinen ausländischen Vogel an heiliger Stätte zu begraben, antwortete — denn es wollte mir in der Bedrängnis und Eile nichts besseres einfallen — das hätte ich gethan, weil ich es ihm auf dem Schaffott in seiner Sterbestunde als seinen letzten Wunsch tröstlicher Weise versprochen hätte. Dies Geständnis rief ein gewaltiges Erstaunen hervor und es wurden Beratschlagungen veranstaltet, wie meine Worte aufzufassen wären. Viele erinnerten sich, daß ich in der That mit gezücktem Schwerte einige Augenblicke gezögert und dem Papagei ins Auge blickend mit dem Zu-

Digitized by Google

schlagen gewartet habe, gerade als ob ich Zwiesprache mit ihm pflöge, so daß meiner Aussage wohl Glauben zu schenken sei; wie denn überhaupt nicht wenige wegen meines überaus hübschen und freundlichen Aussehens mir wohlwollten. Daß der Papagei der Sprache mächtig gewesen sei und auch vernünftig habe reden können, sei ohnehin bewiesen, meinten diese, denn sonst hätte er ja den kaiserlichen Vogt nicht verlachen und beschimpfen können. Ob das vernünftig reden heiße, ihn und Seine Majestät zum Besten haben, grollte Herr Quarre; worauf sich jene wieder verantworteten, daß man vernünftig, daß heißt vernünftigen Inhalts, und vernunftgemäß, das heißt den Gesetzen des Denkens entsprechend, unterscheiden müsse. Indessen blieb man doch, selbst wenn es festgestellt sei, daß der Papagei hätte vernünftig denken und reden können, im Zweifel darüber, ob seine Gedanken sich auch auf das Jenseits und ein ewiges Leben erstrecken könnten, welche Frage wiederum die Geistlichkeit sollte zu entscheiden haben.

Noch sehe ich in meiner Erinnerung den Propst eintreten mit seiner hohen, etwas gebeugten und zierlich gebauten Gestalt in den prächtigen Ratssaal, und wie er mit seinen Feueraugen umhersah und alles ruhig und geschwinde musterte. Halbversunken waren diese alten Augen und die Blicke kamen aus der Tiefe hervor wie Drachenzungen aus einer dunkeln Höhle, nur daß sie keinerlei Gift oder Bosheit an sich hatten, aber scharf, schnell und sicher trafen sie ins Herz. Als ich sie auf mir ruhen fühlte, nachdem man ihm meine Aussage sammt allen daran geknüpften Bedenklichkeiten vorgetragen hatte, wurde es mir ganz wohl und glückselig zu Muthe, und es schien mir auf einmal alles nichts weiter als ein schönes Fastnachtsspiel zu sein, dem ich zuschauen dürfte.

Warum, begann sogleich der Propst, ohne auf dem ihm dargebotenen Sessel Platz zu nehmen, die Hände auf den langen Ratstisch gestützt, warum sollte es eine Sünde sein, den hübschen Papageien auf den Gottesacker zu begraben, da er doch kein Türke, Heide oder Jude, sowie kein Henker, Selbstmörder, Hexenmeister oder Seiltänzer gewesen sei?

Der Vorsitzende erwiderte, Flämmchen sei allerdings nur ein Vogel gewesen, aber ein von rechtswegen geköpfter; worauf der Propst erklärte, man müsse diese Strafe anders ansehen als eine über Menschen verhängte, denn einem Menschen würde ein so kleines Vergehen nicht mehr als einen Verweis oder eine Ohrfeige eingetragen haben, was aber hätte man mit einem Vogel anfangen sollen? Geld besäße er keines und gefangen wäre er so wie so, jede Körperstrafe würde aber in Ansehung seines gebrechlichen Leibchens ohnehin in Todesstrafe ausgeartet sein. Also sei er eigentlich nur zufällig und aus Noth geköpft und brauchte das weiter keine Entehrung über den Tod hinaus im Gefolge zu haben.

Aber ob eben ein Vogel schlechthin würdig sei auf dem christlichen Friedhof begraben zu werden, das sei die Frage, wandte der Vorsitzende ein.

Wie? sagte der Propst, ob man denn nicht wisse, daß der heilige Geist in Gestalt einer Taube die Menschen heimsuche? Wer könne wissen, ob nicht in jenen antipodischen Ländern, wo es vielleicht keine Tauben gäbe, der Geist durch Papageien verbreitet würde? Jedenfalls sei erwiesen, daß ein Vogel nichts unreines sei, sonst würde es dem heiligen Geist nicht belieben hineinzufahren, und es sei die Frage, ob nicht mancher Christ in der geweihten Erde liege, in dem er vor aufgehäuftem Unrath nicht hätte hausen mögen noch können.

„Flausen!“ rief nun der kaiserliche Vogt, kirschbraun im Gesicht und mit starrendem Schnurrbart, „Thiere sind Thiere und gehören auf den Schindanger, wenn sie nicht nach Gottes Ordnung als Speise gegessen und verdaut werden.“

Digitized by Google

Jetzt aber beugte sich der Propst weit vor, so daß er dem Vogte dicht in die Augen sah und sagte, indem er seine feine Hand zur Faust ballte und fest auf die Bibel legte, die zum Zwecke der Eidesleistung der Zeugen auf dem Ratstische lag: „Es steht geschrieben im ersten Buche Moses: Und Gott sprach zu Noah, ich richte einen Bund mit euch auf und mit allem lebendigen Thier bei euch an Vögeln, an Vieh und an allen Thieren auf Erden bei euch, daß hinfort keine Sündflut mehr kommen soll, die die Erde verderbe. Meinen Bogen habe ich gesetzt in die Wolken, der soll das Zeichen des Bundes sein zwischen Mir und der Erde. — Gott in seiner Majestät also hat mit Vögeln und anderen Thieren einen Bund geschlossen, wie man mit ebenbürtigen zu thun pflegt, und wir, vor Gott nichts als Thiere, denen er mit seinem Athem ein wenig Licht in die Seele geblasen hat, besinnen uns, ob wir einem guten Papageien zwischen andern armen Sündern seine Ruhe lassen wollen!"

Nach einer Pause, während welcher kein Wort, nicht einmal ein Räuspern laut wurde, fügte der Propst, indem er die Stimme etwas fallen ließ, gelassener hinzu, gleichsam als einen überflüssigen Beweis ohnehin offenbarer Wahrheit: „Gott hat den Lieblingen seiner Schöpfung, den Vögeln, das überirdische Luftreich zur Wohnung angepriesen; sollten wie schmutzige Kriechthiere ihnen eine Handvoll schwarzer Erde mißgönnen?"

Alle waren sehr beschämt und blickten vor sich nieder, ausgenommen der kaiserliche Vogt, welcher trotzend die Augen rollte und den Mund spitzte, als ob er pfeifen wollte, was er denn freilich doch nicht in Ausübung setzte. Der Propst hob die Sitzung auf, indem er sagte: „Es ist dies meine erwogene Meinung, daß Lütte Grave wegen eigenmächtiger Beerdigung des Papageien nicht zu bestrafen sei, vielmehr sogleich der Freiheit zurückgegeben werden sollte."

Mit diesem unschädlichen Ausgang wäre aber dem Vogte nicht gedient gewesen, welcher liebte, daß auch etwas ordentliches dabei herauskam, wenn einmal zu Gericht gesessen wurde, und ebenso schürte der Totengräber, daß man das angezündete Feuer beileibe nicht ausgehen lasse. Denn dieser, welcher von der ganzen Verhandlung nichts verstanden hatte, war bei sich überzeugt, wenn ich freigesprochen würde, ginge es ihm an den Hals, einer müsse das Opfer sein, und natürlicherweise wünschte er sehnlich, daß ich es wäre. Also fingen diese wieder an von dem Fräulein zu reden und nachzuforschen, wer diese gewesen sein könne, und da geschah es denn, daß Wunneke ihrem Vater alles gestand. Nicht weil die Liebe zu mir sie überängstlich und besinnungslos gemacht hätte, sondern weil sie hoffte, ihr Vater, der Bürgermeister, könne die ganze Sache niederschlagen, damit nichts an den Tag käme und es sei, wie wenn nichts geschehen wäre. Sie hatte sich aber in ihrem Vater verrechnet; dieser war zwar gutmütig und unentschlossen im Handeln, so daß er sich tagelang besann, bevor er einen vorlauten Schwätzer ein Stündchen am Pranger stehen ließ, wenn aber einmal eine Leidenschaft in ihm aufgeregt wurde, die seine schwere Maschine in Thätigkeit setzte, war er wie eine losgeschossene Bombe, Feuer und Verderben im Bauche, die sich nicht halten läßt, bis sie ihr Ziel erreicht und alles zusammengeäschert hat.

Ohne zu denken, was für Folgen daraus für seine Tochter erwachsen könnten, bezeichnete er mich als ihren Verführer, ließ mich in den Kerker werfen und verlangte mit derselben Erbitterung mein Blut fließen zu sehen wie damals der Vogt das des armen Papageien. Damit hatte er aber einen Gegner in die Schranken gerufen, der mächtiger als alle war, nämlich meinen Vater.

Ich sollte ohne Sorge sein, sagte er mir, es würde mir kein Haar gekrümmt werden, denn die Herren wüßten, sagte er, daß er auf meinem Grabe so lange Menschen schlachten und Blut vergießen würde, bis ich selbst mein Haupt aus

Digitized by Google

der Erde hübe und sagte: ich bin gesättigt. Dergleichen wilde Prahlereien kamen mir halb komisch, halb grausig vor, aber ich glaubte in Wahrheit, mein Vater würde schon Mittel und Wege finden mich zu erretten, so daß ich in aller Gemächlichkeit dahinlebte, bis ich eines Abends erfuhr, was mein Vater im Schilde führte und wie er um mich zu retten mich als erstes Opfer mit den Füßen zertrat.

Es war der Abend, als sich die Thür aufthat und Wunneke zu mir eintrat, nicht mehr ein blühender Veilchenstrauß, den Kinder und Frauen im Triumphe geleiten, sondern wie ein losgerissenes Blatt, vom Nordwinde hereingeblasen, wie ein Seufzer über die Erde huschend, totmüde und ruhelos kam sie herein, setzte sich neben mich und weinte. In einem Augenblick fühlte ich die höchste Seligkeit, da ich sie sah, und Todesschmerz, als ich inne wurde, was mit ihr vorgegangen war und was sie wollte. Noch ehe sie ein Wort gesprochen hatte, wußte ich, daß sie mich nicht mehr liebte und daß sie gekommen war, es mir zu sagen und mich um Verzeihung zu bitten. Wenn es nur das gewesen wäre! Aber nachdem ich ihr freundlich gesagt hatte, daß ich ihr nicht zürnte, sah sie mich immer noch mit beschwörenden Augen an, als sei das von allem das Geringste gewesen, als sollte ich noch mehr errathen. Nichts warnte mich, nichts brachte mich darauf; erst als sie es mir gestanden hatte, stand es hell vor meinen Augen, als ob ich es immer gewußt hätte, daß sie ihn, meinen Vater, liebte.

Sowie er erfahren hatte, daß mein Leben in Gefahr war, hatte er es ermöglicht, sie zu sehen und zu sprechen, hatte sie gemahnt an das was er ihr angedroht hatte und ihr mit entsetzlichen, mitleidlosen Anklagen die Seele zermalmt. Seine Forderung war, daß sie mich unter dem Schaffott, wie es das Recht gestattete, für sich zum Manne begehrte und mit mir außer Landes ginge; für Geld, um uns draußen weiterzuhelfen, wollte er schon sorgen. Sich ihm zu widersetzen fehlte ihr der Mut, weniger aus Furcht oder weil sie sich im Unrecht wußte, sondern aus sklavischer Liebe, die ihr das Mark aus den Knochen gezogen hatte. In ihrer Noth kam sie zu mir und klagte, daß sie zwar alles thun und auch mit mir entfliehen wollte, meine Frau aber nicht werden könnte, mit der fürchterlichen Flamme für meinen Vater im Busen. Nachdem das Geständniß einmal von ihren Lippen gekommen war, wurde es ihr sichtlich leichter ums Herz, sie drängte sich zutraulich an mich und erzählte mir, wie alles gekommen war, und von ihrem Zustande und Leiden, als ob ich ihr Bruder wäre. Seine Blicke voll wüthender Verachtung, seine strafenden Worte hatte sie zu seinen Füßen aufgesammelt, die Stacheln in die Brust gedrückt, Dornenkränze daraus geflochten und sich aufs Haupt gesetzt. Ich kann nicht sagen, wie groß mein Haß und meine Liebe war. Aber erst nachdem sie mich verlassen hatte, kam es aus meinem Gemüth heraufgequollen und überschwemmte meine Seele. Ich preßte mich mit ganzem Leibe an die kalte Mauer und gab mich ohne Widerstand meinem Jammer hin; unter tausend Einfällen und Gedanken kam es mir wieder zu Sinne, wie sie meinem Vater das erste Mal gegenübergestanden hatte und wie, während sie blaß, erschrocken und ohne Worte auf ihn schaute, sein Blick plötzlich wie mit kostenden Zungen an ihr heruntergeglitten war. Es schien mir zweifellos, daß er darum wissen mußte. Warum hatte ich sie von mir gehen lassen? Wußte ich nicht, daß er sie zu mir begleitet und draußen im Hofe des Kerkers auf sie gewartet hatte? Denn wie wäre sie sonst zu mir gekommen?

Auf einmal sah ich sie deutlich mit meinem inneren Auge nebeneinander die lange Straße über die Heide gehen. Der Wind fuhr hinter ihnen her und lüftete den schwarzen Mantel meines Vaters, daß er wie eine Wolke über

Digitized by Google

ihren Häuptern flatterte. Sie gingen den graden unabsehbaren Weg, von dem ich als Kind geglaubt hatte, er habe kein Ende und führe ins Jenseits; und als sie an der Schmiede vorüberkamen, warf das Feuer einen roten Schein auf ihre Gesichter und ich konnte erkennen, wie sie sich mit starren verlangenden Augen ansahen. Das alles war viel näher und springender vor mir, als wenn ich es in Wirklichkeit gesehen hätte, die beiden heißbeleuchteten Gesichter waren so dicht, daß ich das blanke Weiß in ihren Augen sah, und wollten sich nicht verscheuchen lassen, bis meine Thränen hinüberflossen und sie auslöschten.

Da waren Eifersucht, Haß und Wuth ganz vorbei, und ich fühlte nichts weiter als eine grenzenlose Verlassenheit in meinem Herzen. Es schien mir, als wäre ich mein lebenlang in diesem Kerker gewesen und hätte nie einen anderen Freund gehabt als die geduldige Spinne, die in einer Ecke des Kerkers ihr Netz hatte. Als hätte niemand je mich freundlich angesehen, niemand mein feines Angesicht und meinen schlanken Körper gelobt und doch würden meinem Herzen bei der leisesten Liebkosung glitzernde Thränen des Glückes entströmen. Es hätte klingen können, lauter wie eine Glocke, läuten daß die blauen Luftwellen aufgerauscht und am roten Ufer der Sonne gebrandet wären — aber nun war es vermauert und niemand würde es je hören, begraben war es schon, eh noch das Todesurteil an mir vollstreckt war.

Ich konnte somit wohl gelassen sein, als mir das Urteil verkündet wurde, und war es wirklich im Innern so sehr, daß mir nur eine schwache Erinnerung davon geblieben ist. Aber bald darauf kam mein Vater, dessen ich in diesen Tagen so oft mit Bitterkeit, Fluch und Raserei gedacht hatte; kaum daß ich seinen Schritt und seine Stimme vernahm, die mich anrief, vergaß ich alles und warf mich an seine Brust, wie ich als Kind gethan hatte. Wie aus einem leichten Schlummer heraus hörte ich was er erzählte: wie sie einen Scharfrichter aus dem Nachbarland hätten kommen lassen, unter dem Vorwande, daß ein Henker nicht könne gezwungen werden, seinem eigenem Kinde den Kopf vom Rumpf zu schlagen, daß er aber Einspruch gethan hätte, weil der Ordnung nach in unserer Stadt Gebiet kein Richtschwert von rechtswegen schalten dürfe als das seine, ferner wie sie ihn fürchteten und wie ich ohne Sorge sein sollte, da er alles aufs beste eingerichtet hätte und es nicht fehlschlagen könne. Solange er bei mir war glaubte ich alles Gute, aber sowie er fortging, schwand mir die Hoffnung wie ein Licht, das einer im Lämpchen einen langengen dunklen Gang hinunterträgt; schwächer und bleicher wird der Schimmer, bis er endlich in der Dunkelheit verrinnt.

Ich wußte sicher, daß ich sterben müsse, und glaubte es vollends, als ich das folgende gesehen hatte: am Abend nämlich vor dem Tage meiner Hinrichtung geschah es mir noch einmal, daß ich mich von mir selber loslöste und über die Heide ging, während mein Körper bewußtlos auf den Strohbündeln des Kerkers lag. Ich ging schnell und trotzdem langsamer als der graue Schatten einer Wolke, der vor mir her lief. Sie flog, als wenn ein Sturm sie vor sich her bliese, obwohl es ganz windstill war; nur weiter weg wo das Meer war pfiff ein dunkles Sausen. Ich fühlte mein kleines furchtsames Kinderherz in der Brust, das vor vielen Jahren so angstvoll geschlagen hatte, wenn ich abends allein die lange Straße gehen mußte, und freute mich so wie damals, als ich ein Licht vom Hofe meines Vaters in der Ferne erblickte. Indessen war es, als ich näher kam, das Feuer der Schmiede, das ungewöhnlich hoch brannte, und wie ich neugierig hinzutrat, sah ich meinen Vater davor stehen und sein großes Schwert schärfen, während der Schmied mit der Zange die Glut schürte. Ich wußte wohl, daß mein Vater das Schwert für mich gebrauchen wollte, aber das kümmerte mich nicht; ich starrte

Digitized by Google

ihn nur bewundernd an, wie schrecklich schön er aus diesem Höllenscheine ragte. Erst als mein Blick auf seine Hand fiel, die mit dem Hammer mitten durch die Flamme fuhr und aussah wie von Blut überströmt, kam es mir in den Sinn, daß er mit derselben Hand meine Mutter erwürgt hatte, und nun mich, ihr armes Kind, töten wollte, und Haß und Rache stiegen in mir auf, so heftig und plötzlich, daß ich fast die Besinnung darüber verlor. Zugleich wußte ich aber auch, daß, so nah ich auch bei ihm stand, mein Vater mich nicht sehen konnte, ebensowenig wie ich ihn hätte anreden oder berühren können, und in diesem Gefühl von Ohnmacht brach ich in Thränen aus, welche mir wie das erste Mal das Bild auswischten.

Am anderen Morgen erwachte ich mit einem ungeduldigen Freudengefühl, weil ich nun Erde und Sonne wiedersehen sollte; was danach kommen würde lag außerhalb meines Bewußtseins, und sowie mein Geist diese traurige Schattenregion betrat, schauderte er zurück um sich wieder im Lichte zu baden. Was für ein Tag war es aber auch! Die Sonne war wie ein riesiger Springbrunnen am Himmel, der die Erde mit goldenem Schaumwein überflutete, so daß nicht nur die Menschen, sondern alles bis auf die Steine herab davon trunken war. Das Himmelsgewölbe glich einem blauen gläsernen Pokal, angefüllt mit dem funkelnden Safte der süßesten Sonnentrauben, damit die körperlosen Geister drüben sich den Rausch ewiger Seeligkeit daraus tränken. Es war mir klar, daß die Menschenmenge, die die Heide erfüllte, nur deshalb hier zusammengelaufen war, um an diesem Festwein, den der Herrscher umsonst fließen ließ, sich satt zu trinken. An meiner Seite war der Prost und am Wege stand der Totengräber, kläglich weinend und mit dem dicken Kopfe nach mir nickend, den ich wohl freundlich grüßte, aber ohne das mindeste dabei zu empfinden; denn meine Gedanken waren beschäftigt auszumalen, daß ich, wenn ich da oben auf dem Gerüst stände, das Meer überblicken würde. Ich hörte es schon rauschen und dachte, es erwartete mich, und wenn wir uns erblickten, würde es ein Wiedersehen geben, daß die Erde davon erzitterte. Wie ich nun die Stufen hinangesprungen war, sah ich es liegen; schwarz, denn während der Wind zu Lande nur mäßig ging, wühlte er mitten ins Meer hinein; aber durchsichtig schwarz wie Menschenaugen, und zuweilen loderte eine grüne Flamme in den blanken Wasserleibchen hinauf. Die Kähne die am Ufer lagen flogen auf und nieder, und man hörte das Klirren der Ketten, mit denen sie angebunden waren, durch das Brüllen der Brandung.

Am höchsten gingen die Wellen da, wo der klotzige Leuchtthurm aus dem Schwall starrte; sie sprangen an ihm in die Höhe und warfen sich klatschend gegen seine Mauer, daß sie zerbarsten und in schaumigen Fetzen mit den aufgeregten Möven um seine Zinne flogen. Als sie meiner ansichtig wurden, faßten sie sich bei den kalten Händen und tanzten einen wilden Ringelreigen um den Leuchtturm herum, wobei sie mit gellenden Trompetenstimmen schrieen: Tanz mit mir, Lütte Grave, tanz mit mir! und dazwischen pfiffen sie in gewissen springenden Rhythmen, wie kleine Jungen einander Zeichen zu geben pflegen.

Während ich nichts anderes fühlte und dachte, als wie ich zu diesen Kameraden gelangen könnte, war um mich herum allerlei vorgegangen was mich betraf und was ich, als der Probst selber mich anfaßte und meine Aufmerksamkeit darauf lenkte, nach allem was mir bekannt war wohl erratn konnte. Ich sah auf einmal meinen Vater in schwarzer Amtstracht, sein Schwert unter dem Arme, und Wunneke nicht weit von ihm, die Augen starr auf ihn geheftet, und eine große Bewegung unter der Volksmenge, weil die Tochter des Bürgermeisters mich vom Schwerte losgebeten hatte zu ihrem

Digitized by Google

Manne. Sie stand da, ohne sich zu rühren, festgeklammert in dem eisernen, unentrinnbaren Blick meines Vaters, der über sie herrschte, matt und glanzlos wie ein abgegriffener, sterbender Schmetterling. Ich begriff, daß es nun auf mich ankam ein Zeichen zu geben, ob ich wollte, und schüttelte heftig den Kopf zur Verneinung; das that ich weniger, weil sie mich damals im Kerker angefleht hatte, daß ich sie nicht zur Frau nehmen sollte, denn merkwürdigerweise war ich jetzt eigentlich innig überzeugt davon, daß sie mich lieb hatte und lieber auch als meinen Vater — als weil mir das alles so unendlich weit weg zu liegen schien und so unwichtig, und beinah lächerlich kam es mir vor, daß so ungeheuer viele Menschen um so geringfügiger Sache wegen in Bewegung und Erregung waren. Ich hatte ein ganz leises süßes Gefühl zärtlichen Mitleids für Wunneke, aber nur so wie man für ein Kind hat, das wegen eines Schmerzes weint, der in kurzen Minuten vorüber sein wird, und als der Propst mir dringlich zuflüsterte: sag ja, Lütte Grave! rief ich laut und ärgerlich: nein, nein, nein, ich will nicht! und fürchtete fast, sie würden mich mit Gewalt vom Schaffott reißen und in ihr Gewühl hineinzerren, da ich den Bürgermeister heftige Zeichen und Winke geben sah. Diese bezweckten aber ganz etwas anderes; denn nun stieg ein schwarz umhüllter Mann zu mir hinauf, der von mir unbemerkt dicht unter dem Gerüst bereit gestanden hatte und von dem ich sofort wußte, daß es der fremde Scharfrichter war, der gekommen war um mir den Garaus zu machen. In diesem Augenblick änderte sich plötzlich alles in mir; es war, als ob sich alles Blut in meinem Körper in einer Springflut über mein Herz ergösse, eine solche Todesfurcht packte mich, so jäh anprallend, daß ich auf die Kniee fiel und abwehrend meine Arme ausstreckte und auch, wie ich glaube, laut aufschrie. Ja, in diesem Augenblicke stand es mir fest, eher sollte die Welt untergehen', als daß ich den Tod erlitte. Aber gleich darauf, als mein Vater kam, war alles vorüber. Ich hörte ihn meinen Namen rufen und blickte nach ihm hin, der etwas weiter weg von mir gestanden hatte. Die Obrigkeit hatte in seiner Nähe eine Reihe bewaffneter Männer aufgestellt, für den Fall, daß er etwas gewaltthätiges unternehmen sollte; diese alle drängte er nun ohne Mühe beiseite, um sich den Weg zu mir zu bahnen. Da sah ich etwas entsetzliches: ich sah, wie er den kaiserlichen Vogt, die Ratsherrn alle samt beiden Bürgermeistern und Wunneke im Vorbeigehen mit der Spitze seines Schwertes streifte, und erinnerte mich an das Gerede des Volkes, daß er damit wen er wolle auf das Blutgerüst bringen könne. Ich sah im Geiste über die graue Heide Blut rinnen, Blut, Blut und Blut, sah wie sie es einschluckte, bis sie fett und feucht war wie dunkles Moos, und wie es zusammensickerte und in das Meer rann, daß es von grün rot wurde und purpurn und schwarz — aber das war alles nur ein Bild, das wie ein Blitz kam und ging. Denn nicht eine Minute nachdem mein Vater mich gerufen hatte, war er schon oben bei mir, packte den fremden Scharfrichter bei der Brust, warf ihn über das Gerüste hinunter und beugte sich über mich. Mir war zu Mute wie als Kind, wenn ich mich in einsamer Dunkelheit gefürchtet hatte und meinen Vater kommen sah: ein seliges Gefühl von Geborgensein wickelte mich ganz ein wie ein dunkelpurpurner Sammetmantel. Dem kleinen Knaben Tells, als er sich von seinem Vater den Apfel vom Kopfe schießen ließ, kann nicht leichter und zutraulicher ums Herz gewesen sein als mir. Das letzte dessen ich mich entsinne war, daß ich auf das Pfeifen des Meeres horchte, wie es rief: tanz mit mir, Lütte Grave! aber dumpfer als vorher, weil ich den Kopf auf den Block gelegt und der weite Mantel meines Vaters sich wie ein Vorhang über mir herabgelassen hatte.

Digitized by Google

Aus den Tagen der Lola Montez.

Einen der seltsamsten Zwischenfälle persönlicher und frivolster Art, welche jemals, den regelmäßigen Gang des öffentlichen Lebens jäh unterbrechend und ihm eine neue Richtung gebend, zu einem geschichtlichen Ereignisse geworden sind, bildete der Aufenthalt der im Jahre 1820 zu Montrose in Schottland geborenen Rosanna Gilbert in der bayerischen Hauptstadt und ihr Verhältniß zu dem bereits betagten König Ludwig I. Die Dame, die natürliche, nachmals angenommene Tochter eines schottischen Offiziers, Namens Gilbert, und einer Creolin, hatte ein sehr bewegtes Leben hinter sich. Mit siebenzehn Jahren heirathete sie einen englischen Offizier, Hauptmann James, mit dem sie nach Ostindien ging, verließ ihn aber bereits nach drei Jahren und kehrte 1840 nach Europa zurück. Hier nahm sie, zunächst in Paris sich aufhaltend, den Namen Dolores (abgekürzt Lola) Montez oder, volltönender, Dolores Porez y Montez an, die spanische Sitte der Doppelnamen nachahmend, und durchzog als Vollblutspanierin auftretend, wozu ihre äußere Erscheinung sie allerdings vollkommen berechtigte, mehrere Jahre lang die europäischen Hauptstädte in der Rolle einer Abenteuerin großen Stils. Ueberall wußte sie sich in die höheren Kreise Eingang zu verschaffen oder drängte sich, wenn es nicht anders ging, auch mit unglaublicher Dreistigkeit in dieselben ein. Sie war von ganz außerordentlicher Schönheit, — üppiges tiefschwarzes Haar mit dem bläulichen Schimmer, große Augen von einem wundervollen Blau, zartester, schneeweißer Teint, vollendet schöne Züge — aber nicht nur von ebensogroßer Leidenschaftlichkeit, sondern auch von einer solchen Zügellosigkeit und Frechheit des Benehmens, daß sie überall nach einer kurzen Zeit der Triumphe und Scandale völlig unmöglich wurde. In Paris und in Petersburg bereitete die Polizei ihrem Aufenthalt ein vorzeitiges Ende; in Berlin, wohin sie im Frühling 1846 kam, drängte sie sich bei einer Parade zu Pferde an den Wagen des Königs heran und hieb — eine ihrer beliebtesten Manipulationen — dem sie zurückweisenden Gendarmerieoffizier mit der Reitpeitsche über das Gesicht, was ihre alsbaldige Entfernung aus Stadt und Land zur Folge hatte. Nun beschloß sie, die Hauptstädte zweiten Ranges in Angriff zu nehmen und machte, nach einem verunglückten Versuche in den reußischen Landen, bei dem seinerzeit vielgenannten und vielbelachten „Principienreiter," der ein köstliches Cabinetsstück vormärzlichen deutschen kleinstaatlichen Hoflebens bildete, im Oktober desselben Jahres den Anfang mit München. Die Rolle, welche Lola in der Hauptstadt Bayerns fast anderthalb Jahre lang spielte, hat Anspruch darauf, als eine Ausnahme von der Regel des Ben Akiba betrachtet zu werden. Fürstliche Maitressen, welche thatsächlich die Zügel der Regierung, in die Einzelheiten der Verwaltung täglich und stündlich eingreifend, in den Händen halten, und denen

Digitized by Google

das Wohl und Wehe des Volkes nur ein Spiel für ihre Launen ist, sind ja keine Seltenheit in der Geschichte, zumal in der deutschen. Allein man erwartete sie eigentlich in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr in Thätigkeit zu finden, am Wenigsten in einem größeren Staate, welcher sehr stark darauf hielt, zu den europäischen „Mächten" gerechnet zu werden, welcher sich gelegentlich „Reich" nannte und sogar einigen ständischen Apparat besaß. Auch ist in der langen und unrühmlichen Liste solcher Fälle wohl keiner, welcher in seinem Verlaufe so viele drastische Momente — und von welcher Drastik! — aufzuweisen hätte, und überhaupt mit diesem verglichen werden könnte. Die täglichen Vorkommnisse schienen selbst den unmittelbaren Augen- und Ohrenzeugen so unerhört und so unglaublich, daß sie sie nach auswärts — denn in München selbst wunderte man sich bald über nichts mehr — nur mit dem Zusatze mitzutheilen pflegten, daß sie sich bewußt wären, auf Glauben nicht rechnen zu dürfen, und die Wiedergabe der vereinzelten, im Verhältnisse zu der unendlichen Fülle des Komischen und Scandalösen in buntester Mischung in der That sehr vereinzelten Aufzeichnungen, welche sich hie und da in Briefen noch vorfinden, scheint derselben Begleitworte zu bedürfen, obwohl in ihnen das Stärkste oft verschwiegen wird, weil das Briefgeheimniß damals noch nicht mit den heutigen Bürgschaften umgeben war, und allgemein angenommen wurde, daß das schwarze Cabinet, während Lola ihr Wesen trieb, eine besonders lebhafte Thätigkeit ausübte. Es vereinigte sich in der That alles, um dem Zwischenfalle einen ganz besonderen Stempel aufzudrücken: die Persönlichkeit des Königs Ludwig I. eines Originals nach mehr als einer Richtung hin, wie es nicht leicht wieder vorkommt; die Persönlichkeit der Heldin der Komödie mit ihrer berückenden, mit geradezu dämonischer Leidenschaftlichkeit gepaarten Schönheit; der Charakter des bayrischen Volkes und namentlich der Münchener Bürgerschaft und ihr Verhältniß zu dem Könige; der politische Zustand des Landes im Augenblick des Erscheinens der Spanierin; das erwachte und in weiterer Entwicklung begriffene Unabhängigkeitsgefühl des gebildeten Bürgerthums gegenüber dem Herrscher; endlich die große, in den Gemüthern bereits gährende Bewegung, welche über das ganze civilisierte europäische Festland dahinbrausend nicht nur politisch, sondern auch wirthschaftlich und gesellschaftlich, in gewissem Sinne und Maße sogar wissenschaftlich und künstlerisch, eine neue, ganz andere Zeit eröffnete. Es war als ob das absolute, oder doch so gut wie absolute Königthum vor seiner endgiltigen Beseitigung im civilisierten Europa noch einmal den Völkern recht deutlich vor Augen führen wollte, welcher Ausschreitungen, welcher Entartung es fähig sei.

Im Jahre 1846 war Bayern, obwohl gleich den übrigen süddeutschen Staaten sich einer Art von ständischer Verfassung erfreuend, in Wirklichkeit und im Wesentlichen doch ein absolut und bureaukratisch, übrigens im Allgemeinen gut und zur Zufriedenheit der Bevölkerung regierter Polizeistaat. Die altbayrische, von der leichtlebigen und empfänglichen fränkischen und pfälzischen an Veranlagung und Temperament durchaus verschiedene höchst conserative Bevölkerung war ein kerngesunder, biederer, treuherziger Menschenschlag, dessen urwüchsige Derbheit sich gelegentlich auch zur Rohheit steigerte, ohne daß diese jedoch einen Charakterzug gebildet hätte. Von dem Strome der neuen Zeit und dem großen Weltverkehre so gut wie gänzlich unberührt, hing sie zähe an den hergebrachten Zuständen, das Gute derselben als etwas Natürliches und Selbstverständliches genießend, ihre Schattenseiten nicht empfindend, überhaupt gar nicht im Stande, sich andere vor-

Digitized by Google

zustellen. Dies galt gleichmäßig für Stadt und Land, und am Meisten für die Hauptstadt selbst. Denn dem geistigen, künstlerisch-wissenschaftlichem Leben, welches sich dort in engern Kreisen bereits reich entfaltet hatte, den Anregungen von außerhalb, dem stets wachsenden Fremdenverkehr stand die breite Masse des Münchener Bürgerthums gänzlich theilnahmlos und unzugänglich, eher mißtrauisch gegenüber, in hergebrachter Behäbigkeit dahinlebend, ihr Sinnen und Trachten hauptsächlich auf behaglichen Lebensgenuß und die durch nichts gestörte Ruhe und Gewohnheit richtend. Allerdings machte eben dasselbe, was auf dem Lande und namentlich in der Abgeschlossenheit der Gebirgsdörfer ungemein wohlthuend wirkte und nicht im Geringsten als mindere Intelligenz, sondern als tüchtige Selbstbescheidung und beneidenswerthe Zufriedenheit erschien, in der Hauptstadt doch den Eindruck eines etwas in der Entwicklung zurückgebliebenen, das Leben etwas gar zu eng und materiell auffassenden, geistig trägen Pfahlbürgerthums. Das Volk war streng katholisch, der Kirche devot ergeben, aber abgesehen von der Geistlichkeit und gewissen hocharistokratischen und bureaukratischen Kreisen, durchaus nicht fanatisch gegen Andersgläubige. Anschauungen wie die, welche noch im Anfang des Jahrhunderts dem Hofprediger der protestantischen Kurfürstin es unmöglich gemacht hatten, in der Stadt eine Wohnung zu finden, weil der Glaube herrschte, daß, wo ein Ketzer hause, bei nächster Gelegenheit der Blitz einschlagen würde, oder welche beim ersten Läuten der protestantischen Glocken einen Aufruhr hervorriefen, waren durch die fortschreitende Aufklärung und den Verkehr mit den neuen protestantischen oder konfessionell gemischten Landestheilen doch längst überwunden. Die noch später von König Maximilian II. nach München berufenen Schriftsteller und Gelehrten, die ihren Protestantismus ungescheut und zum Theil demonstrativ zur Schau trugen, sind zwar Gehässigkeiten, Intriguen und Angriffen aus klerikal-aristokratisch-bureaukratischen Kreisen in nicht geringem Grade ausgesetzt gewesen, haben aber aus der Mitte des Volkes kaum je eine ernst zu nennende Anfechtung erfahren, wahrscheinlich überhaupt keine. Ebensowenig die vereinzelten Protestanten, die zerstreut in den ganz katholischen Landestheilen, namentlich im Gebirge lebten; und auch die damals noch seltenen protestantischen Sommergäste hatten im Verkehr mit den Eingeborenen niemals zu klagen. Bei einzelnen Vorkommnissen, z. B. bei einem protestantischem Begräbnisse, wurde von diesen eine geradezu überraschende Vorurtheilslosigkeit an den Tag gelegt, und das zu einer Zeit, wo die Papstkirche ihre frühere verhältnißmäßge Friedfertigkeit seit Jahrzehnten wieder mit einer Angriffsstellung gegen die Ketzer vertauscht hatte, und ein streitbares, durch jesuitischen Einfluß verhetztes Geschlecht in die Pfarrhäuser eingezogen war. Die Sittlichkeit, namentlich die im prägnanten Sinne, stand nicht höher, als sie überall unter dem dumpfen Drucke clericaler Herrschaft steht und stehen muß, zumal wenn verzopfter Unfug, wie Innungszwang, Niederlassungs- und Eheschließungsbeschränkungen die Gründung eines eigenen Hausstandes erschweren, Vielen unmöglich machen. Trotzdem hielt man stark auf den Anschein bürgerlicher Ehrbarkeit; für Extravaganzen und Exentricitäten fehlte jeder Sinn — außer etwa für die, welche sich als unmittelbare Folge des Genusses einer genügenden Anzahl von „Maß'ln" von Bock- oder Salvatorbier einstellten. Das Bier war in der That in den Städten, voran in der Hauptstadt, einer der Angelpunkte des Lebens, auch des öffentlichen. Der Fremdenzufluß wurde mit scheelen Augen angesehen, weil man fürchtete, daß die von dem Getränk ihrer Heimath nicht verwöhnten und

Digitized by Google

deshalb weniger anspruchsvollen, auch zur Zahlung eines höheren Preises nur zu bereiten Fremden eine fortwährende Versuchung für die Brauer zur Herstellung eines minderwerthigen Stoffs und zu Preiserhöhungen bilden könnten; an einer Bierfrage konnte das sonst so ruhig fließende Blut der Münchener sich erhitzen. Regelmäßig, wenn im Mai der Ausschank des Sommerbiers, verbunden mit einigen Pfennigen Aufschlag, begann, machte sich der Unwille in lärmenden Zusammenrottungen Luft; im Jahre 1844, wo noch eine andere Ursache dazu trat, kam es, gerade am Hochzeitstage einer Tochter des Königs zu einer förmlichen Emeute, der ersten ihrer Art.

Besonders bezeichnend für die bayrischen Zustände war das patriarchalische Verhältniß zwischen Fürst und Volk. Am vollkommensten trat es hervor unter dem nachmaligen ersten Könige von Bayern, Maximilian I. Josef aus der Linie Pfalz-Zweibrücken, Neffen seines Vorgängers, des Kurfürsten Karl Theodor und Vater König Ludwigs I. Er war in seiner gutmüthigen, etwas hausbackenen Art einer der wackersten und liebenswürdigsten Vertreter des wohlwollenden und aufgeklärten Absolutismus und stand bereits als Thronanwärter im Rufe großer Volksfreundlichkeit. Schon deshalb sah die Bevölkerung seiner Thronbesteigung freudig entgegen, als der kinderlose, im Uebrigen kein allzugesegnetes Andenken hinterlassende Kurfürst am 16. Februar 1799 im Lustschlosse Nymphenburg beim L'hombre vom Schlage gerührt starb; es gab aber noch einen besonderen Grund, des Nachfolgers Ankunft sehnsüchtig herbeizuwünschen. Es drohte eine Katastrophe über Bayern hereinzubrechen. Oesterreich hatte seine bereits vor zweiundzwanzig Jahren durch das Einschreiten Friedrich des Großen vereitelten Gelüste auf Nieder- (oder ganz Kur-?) Bayern noch keineswegs aufgegeben. Wie damals gedachte es auch jetzt wieder die Kinderlosigkeit des Kurfürsten und die Succession einer Seitenlinie zur Anstiftung von Irrungen zu benutzen und im Trüben zu fischen. Man wußte, daß die der Grenze zunächst stehenden kaiserlichen Truppen längst den Befehl hatten, auf die Nachricht von dem Ableben des Kurfürsten einzurücken und die österreichische Herrschaft zu proklamieren. Die Lage war um so gefährlicher, weil bei der Plötzlichkeit des Todes Max Josef, der vorläufig in französische Dienste getreten war und als Oberst des Regiments d'Alsace in dem entfernten Straßburg stand, nicht hatte vorher benachrichtigt werden können, und der Einmarsch der Oesterreicher also mit Sicherheit einige Tage vorher zu erwarten war. Aber diesmal brachte die junge zweiundzwanzigjährige Kurfürstin-Wittwe, Leopoldine von Modena, Karl Theodor's zweite Gemahlin, dafür bis an das Ende ihres langen Lebens als Retterin des Landes hochgeehrt, den Anschlag, obwohl selbst eine österreichische Prinzessin, mit großer Kühnheit und Geistesgegenwart zum Scheitern. Der mit ihr im Einvernehmen handelnde Leibarzt erklärte, daß der schwer kranke, in tiefer Ohnmacht liegende Kurfürst absoluter Ruhe bedürfe, die Kurfürstin gab strengsten Befehl, daß unter keinen Umständen eine dritte Person das Zimmer, in welches die Leiche gebracht worden war, beträte, und so wurde der Tod des Kurfürsten unter täglicher Ausgabe von Bulletins, die auf seinen Tod vorbereiteten, verheimlicht, bis der Thronfolger in München eintraf und in aller Form Besitz ergriff, worauf denn Oesterreich dem klaren Rechte und der vollendeten Thatsache gegenüber sich beschied. Als der neue Kurfürst durch die jubelnde, auf den Straßen sich stauende Menge, die seiner während der ganzen Zeit in angstvoller Spannung geharrt hatte, im offenen Wagen langsam dahinfuhr, trat ein Bürger heran und

Digitized by Google

sagte, ihm freundlich auf die Schulter klopfend: „Grüß Di Gott, Maxel, weilste (weil Du) nur da bist." Der kleine Vorfall ist typisch für die ganze Regierungszeit Max I. Josefs. Auch als Kurfürst und König setzte er seinen schlichten, zwanglosen Verkehr mit den Bürgern und namentlich im Sommer im Gebirge mit den Landleuten fort. Es konnte vorkommen, daß ein Straßenarbeiter, welcher sein Mittagsmahl, kalte Knödel, auf der Landstraße an einer als Tisch dienenden umgestürzten Karre verzehrte, den vorbeikommenden, ihm guten Appetit wünschenden König einlud, „mitzuhalten", und der König die Einladung annahm. Auf dem Oktoberfeste, zu dessen achttägigen Schaustellungen und Festlichkeiten die ganze Einwohnerschaft auf die Theresienwiese hinausströmt und durch die aus weitem Umkreise hinzukommenden Landleute vermehrt wird, pflegte sich der König in bürgerlichem Anzug ohne alle und jede Begleitung unter das Volk zu mischen, und als er dort einst einen Bauern, den er im Jahre zuvor auf seinem Hofe besucht hatte, nach seinem Ergehen, seiner Familie, seiner Wirtschaft und zuletzt auch nach dem Befinden der Lisi, des Bauern Lieblingskuh fragte, erwiderte dieser mit dem Ausdruck höchsten, halb unwilligen Erstaunens: „D' Lisi? Jo Herr Kini, woaßt denn nöt, daß d' Lisi ummigstanden (umgestanden = verendet) is?"

Religiös-fanatisch war also Max I. Josef nicht. Er und sein leitender Minister, Graf Montgelas, nahmen ganz den freien Standpunkt der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein, nur gingen sie vorsichtiger zu Werke als vordem Josef II. in Oesterreich. Sie begnügten sich mit der Einführung der Gleichberechtigung der Konfessionen und der Abstellung einer Reihe der anstößigsten und abergläubischsten Gebräuche. Unehelich Geborene durften nicht länger von der Beerdigung in geweihter Erde ausgeschlossen werden; im Lande umherziehenden „Pilgerhorden" wurde der Eintritt in die Hauptstadt versagt, ebenso Eremiten im „Habit"; Judenfrauen wurde gestattet, in München ihr Wochenbett abzuhalten; ein Theil der massenhaften Feiertage wurde, wie es in dem prachtvollen Amtsstil hieß, „abgewürdigt". Der „Erbeinsetzung der armen Seele," das ist dem Vermächtniß eines Geldbetrages an die eigene „arme Seele," welcher dann einem Kloster oder einer Kirche zur weiteren Veranlassung übermittelt wurde, wurde ein starker Riegel vorgeschoben, indem die Hälfte des Betrages zum Armen- und Schulfonds eingezogen wurde. In das heilige Grab, das in den katholischen Kirchen am Gründonnerstag bis Sonnabend Mittag ausgestellt ist, durften sich keine Menschen mehr hineinlegen, um den Leichnam des Herrn darzustellen, wie es bis dahin als besondere Ehre gegolten hatte, und wie es noch vor Kurzem der Präsident der bayerischen Akademie der Wissenschaften, Graf Törring-Seefeld, gethan hatte. Der erste Protestant erhielt durch Machtspruch des neuen Kurfürsten das Bürgerrecht in München, der boykottierte Hofprediger eine Wohnung im Schlosse, den Protestanten wurde außer der für die Kurfürstin im Schlosse hergestellten Kapelle eine Kirche zum vorläufigen Gebrauche überwiesen. Es war fast, als ob das protestantische Blut der alten Pfalzgrafen sich in dem Kurfürsten wieder regte. Er pflegte im Privatgespräch zu sagen, daß er viel darum geben würde, wenn sein Vorfahr, — der Pfalzgraf Wolfgang von Pfalz-Neuburg, welcher zum Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, dessen Tochter er zwecks Beilegung des jülich-cleviſchen Erbschaftsstreites heirathen sollte, bei Tafel, vom Wein bereits erhitzt, sagte, daß ihm nur an der Mitgift, aber nichts an seiner Tochter läge und dafür vom Schwiegervater in spe eine Ohrfeige erhielt, worauf er die Verhandlungen abbrach und, um sich

Digitized by Google

die Hülfe der Kaiserlichen und Spanier zu sichern, zur katholischen Religion übertrat, — diesen letzteren dummen Streich nicht gemacht hätte. Beide Frauen des Kurfürsten, die erste eine hessen-darmstädtische Prinzessin, waren protestantisch; als bei seiner zweiten Heirat, mit einer badischen Prinzessin, der diese begleitende Gesandte andeutete, daß man es in Karlsruhe sehr peinlich empfinden würde, wenn auf jene etwa ein Druck behufs Uebertritt zum Katholizismus geübt werden würde, antwortete der Kurfürst: „Wenn sie katholisch wird, schicke ich sie Ihnen augenblicklich zurück.“ Sein Sohn Ludwig I. eröffnete seine Regierung mit einem energischen, hie und da ins Groteske ausartenden Sparsystem, um einerseits die etwas in Unordnug gerathenen Finanzen wieder herzustellen, und andererseits Geld für die Erhebung Münchens zu einer Stadt der Kunst und Wissenschaft zur Verfügung zu haben. Diesem Spareifer fiel auch ein geradezu klassisches Stück guter alter Zeit zum Opfer, welches sich trotz Verfassung und moderner Aufklärung bis in das zweite Viertel des vor wenigen Monaten abgelaufenen Jahrhunderts hinein gerettet hatte. In der Hofapotheke erhielten nämlich außer den Armen alle mit dem Hof in Verbindung stehende Personen, und wahrscheinlich auch manche Freunde und Freundinnen dieser, unentgeltlich Arzenei. Da nun aber die Apotheken damals nicht nur eigentliche Arzneistoffe feil hielten, sondern auch Gewürze und sonstige überseeische gute Dinge aller Art, so wurde jene Bestimmung, namentlich den begünstigten Damen gegenüber, in liebenswürdigster Extensivinterpretation auch auf die letztgenannten Stoffe angewandt und die dem Hofe anverwandten und zugethanen Damen pflegten für den zu ihren Kränzchen und Klatschamusements erforderlichen Thee, Kaffee, Punsch 2c. den allzeit bereitwilligen Fiskus sorgen zu lassen. Dem wurde nun ein Ende gemacht, und die freie Lieferung der Arzeneien auf wirklich Bedürftige eingeschränkt. Persönlich bigott war Ludwig I. ebenfalls nicht. Er ließ alsbald den Protestanten, die sich bis dahin mit der ihnen provisorisch eingeräumten Kirche hatten behelfen müssen, ein eigenes Gotteshaus bauen, und gestattete den Juden, eine Synagoge einzuweihen. Dem Jesuitenorden hielt er das Land weiter verschlossen, während er die Ausdehnung anderer Orden förderte. Seine Gemahlin, Therese von Sachsen-Altenburg, und die seines Sohnes und Nachfolgers, Maria von Preußen, waren ebenfalls protestantisch, und niemals ist eine von beiden religiös bedrängt worden. Königin Maria wurde erst am Abend ihres Lebens katholisch, lange nach dem Tode ihres Mannes und Schwiegervaters, ohne allen äußern Zwang, sogar gegen den ausdrücklichen Wunsch ihres unglücklichen Sohnes. Allein die jesuitisch-ultramontane Reaktion, welche sich im Laufe der zwanziger und dreißiger Jahre gegen die bisherige duldsame und nationale Richtung in der katholischen Kirche entwickelt hatte, hatte sich, alter Ueberlieferung gemäß, Bayern neben Oesterreich zu ihrem Hauptstützpunkte in Deutschland ausersehen, und Ludwig I. hielt es für ein Gebot der Politik, sich dem nicht zu widersetzen. Er fügte sich der neuen Strömung um so williger, weil bei ihm von Sympathie für den Protestantismus keine Rede war; es war an erster Stelle wohl seine phantasiereiche Künstlernatur, welche an dem nüchternen, sich mehr an Verstand und Vernunft wendenden protestantischen Kultus sich nicht erwärmen konnte. Als ihm der Architekt Fritz von Gärtner, der mit dem Bau der protestantischen Kirche betraut war, den im edlen gothischen Stil entworfenen Plan vorlegte, wies er diesen mit den Worten zurück: „Nein, nicht so, nicht so; viel zu schön, viel zu schön; stumpf, stumpf; stumpf wie der Protestantismus!“

Digitized by Google

Es wurde denn auch an den Anfang der Sonnenstraße ein Gebäude hingesetzt, welches an Stumpfheit nichts, absolut nichts zu wünschen übrig ließ, und das die unehrerbietige Schuljugend mit einem jener Spucknäpfe der damaligen Zeit verglich, an denen sich eine lange Röhre (der Turm der Kirche) erhebt mit einem Knopfe darauf, auf den man drückte, um unten den Deckel zum Aufklappen zu bringen — für jeden, der die Kirche gesehen hat, durchaus begreiflich. So gelangte in Bayern ein aggressiver und oppositiver Ultramontanismus zur Herrschaft. Verfassungsrechtlich bestand, als Erbschaft aus der Zeit der Aufklärung, volle Religionsfreiheit und volle gesetzliche Gleichstellung der Protestanten mit den Katholiken; aber auf dem Wege der Verwaltung und Amtspragmatik wurde den öffentlichen Zuständen der Charakter eines spezifisch und exklusiv katholischen Staates immer schärfer und schärfer aufgeprägt, trotzdem in den schwäbischen, fränkischen und pfälzischen Landestheilen ein großer, wenn nicht der größere Theil des Volkes protestantisch war. Es wurde je mehr und mehr ein Gewissenszwang geübt, der an längst vergangene Zeiten erinnerte. So mußten z. B. die protestantischen Soldaten mit an der Spalierbildung bei der Frohnleichnamsprozession und an der damit verbundenen Kniebeugung beim Vorübertragen des Sakramentes theilnehmen, und es kostete harte Kämpfe, ihnen endlich Befreiung von dieser Zumuthung auszuwirken; ein oder das andere Mal war es der gegenwärtige Prinzregent von Bayern, welcher als jüngstes Mitglied des Staatsrathes zu Gunsten der bedrohten oder verletzten Rechte der Protestanten das Wort ergriff, wenn die an erster Stelle dazu berufenen protestantischen Mitglieder vor „Wohlgesinntheit" nicht zu reden wagten. Seit 1837 war das Ministerium, unter dem Vorsitze Abels, nicht viel Anderes, als der gehorsame Vollstrecker der Weisungen des Jesuitengenerals und der verschiedenen heiligen Congregationen.

Diese Begünstigung des Ultramontanismus, schuf doch eine Art von Kluft zwischen dem Könige und den gebildeten Kreisen des höheren Mittelstandes, und zum Lachen reizende Anekdoten von seinen verschiedenen Seltsamkeiten fanden dort stets ein williges Ohr, während die große Masse der altbayrischen und namentlich der hauptstädtischen Bevölkerung ebenso unfähig wie ungeneigt war, ihm in seinem höheren Gedankenfluge zu folgen. Die Schwärmerei des Königs für das „Teutschthum", welche übrigens in politischer Beziehung streng auf das theoretische Gebiet beschränkt blieb, fanden dort ebensowenig Verständniß und Widerhall, wie sein Eifer für Kunst und Wissenschaft, seine Importbemühungen in dieser Richtung, seine dichterischen Anstrengungen und seine Participialconstruktionen. Immerhin war er, am Meisten in Künstler- und Schauspielerkreisen, ein sehr leutseliger Herr, und da er auch das behagliche Alltagsleben der Bürger in keiner Weise störte, so genoß er die von seinem Vater überlieferte Volksthümlichkeit im Ganzen und Großen weiter. Ganz so harmlos vertraulich wie unter diesem gings unter König Ludwig allerdings doch nicht zu. Dem stand sein schroff ausgeprägtes monarchisches und Gottesgnadenbewußtsein entgegen, das unterweilen einen etwas überspannten Charakter annahm und hie und da den Geist der Verwaltnng und sogar der Rechtsprechung in wenig erfreulicher Weise beeinflußte. Das trat z. B. in jenem barokekelhaften Urtheil hervor, durch welches zwei Personen, in deren herber Kritik des Regierungssystems das Gericht eine Majestätsbeleidigung fand, gezwungen wurden, vor dem Bilde des Königs knieend Abbitte zu leisten! Es war eben damals die Empfindung für richterliche Würde noch wenig verbreitet und ausgebildet. Eine große Anzahl von Richtern fühlte sich nicht als solche, sondern an erster Stelle

Digitized by Google

als Beamte, als „Diener ihres Herrn" und glaubten ihre „Loyalität" oder wo möglich gar ihren „Patriotismus" dadurch zu bethätigen, daß sie ihre richterlichen Machtbefugnisse zu einem möglichst weiten Entgegenkommen gegen die Wünsche, Launen und Ueberhebungen des Fürsten verwertheten. Es ist übrigens höchst interessant zu beobachten und festzustellen, wie oft seitdem die Pflege solches Gottähnlichkeitsgefühls an den Schuldigen heimgesucht worden ist, manchmal in einer Weise, die an den Sturz des Nebucadnezar erinnert. Der eine compromittirte sich selber auf das Aergste vor allem Volke; der andere mußte sein Land meiden und endigte in der Verbannung; der dritte fiel in Wahnsinn; den vierten ereilte dasselbe Schicksal, nachdem er schon vorher eine tiefe Demüthigung vor seinen Gegnern, die er und seine „fromme" Umgebung mit Vorliebe als „Gewalten der Hölle" zu bezeichnen liebten, erlitten hatte; der fünfte sah das Werk seines ganzen Lebens, gleichermaßen vor „den Mächten der Hölle", zusammenbrechen und beschloß sein unheilvolles und verfehltes Dasein mit dem, wie mit gutem Grunde angenommen wird, selbstgesuchten Tode. Jedenfalls unvergleichlich eclatantere Fälle als alle diejenigen, in denen die „Frommen„ den „Finger Gottes" entdecken, wenn es nämlich in der Richtung ihrer sehr irdischen Wünsche und Gelüste liegt.

In diese Verhältnisse trat nun die Pseudo-Spanierin. Sie führte sich als Tänzerin ein, und es gelang ihr in der That auf irgend welche Weise, auf dem Hof- und Nationaltheater zugelassen zu werden. Ihr Tanz war mehr als mittelmäßig; trotzdem wurde sie lebhaft beklatscht, weil sie sehr schön, weil sie bereits eine interessante Persönlichkeit, und weil sie eine Ausländerin war. Die vorsorglich im Theater vertheilte Claque, in die sogar einige Gensdarmen in Civil eingereiht waren, hatte es nicht nöthig, ein etwaiges Zischen zu übertäuben. Lola verfolgte mit ihrem Auftreten auch keinen weiteren Zweck, als den, sich und ihre Schönheit einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum vor Augen zu führen. Sie hatte sich höhere Ziele gesteckt, und als sie diese erreicht hatte, sagte sie der Bühne, auf der sie nur zweimal, am zehnten und vierzehnten Oktober erschienen war, Valet. Es war ihr in der kurzen Zeit gelungen den König zu umgarnen. Eine Audienz, welche sie ohne jeden Grund mit gewohnter Dreistigkeit nachsuchte, wurde ihr abgeschlagen; indessen war sie nicht in Verlegenheit, ihre Absicht dennoch durchzusetzen. Wenn der König die Messe in der Schloßkapelle hörte und zu Fuß durch die Schloßhöfe dorthin ging, sammelte sich natürlich stets eine schaulustige Menge an. Unter diese mischte sich Lola eines Tages, und als der König, ein entschieden, ja auffallend häßlicher Mann, durch einen beulenartigen Auswuchs auf der Stirn noch besonders verunziert, an ihr vorüberschritt, sagte sie zu ihrer Begleiterin mit lauter Stimme: „Quelle physionomie intéressante!" Das Mittel wirkte mit der ganzen Wucht seiner Plumpheit. Ein wiederholtes Gesuch um eine Audienz wurde ohne Weiteres gewährt, und von Stund an lag der alte Herr in ihren Banden und zu ihren Füßen.

Die königliche Gunst wurde der neuen Favoritin sogleich in überreichem Maße zu Theil. Täglich erhielt sie seinen Besuch; auch auf den Herrensoiréen, die sie bei sich veranstaltete, erschien er. Sie bekam Equipage, im Hof- und Nationaltheater eine Loge im zweiten Rang*), außerdem großartige Geschenke; nach

*) Der vornehmste Rang, in dem sich die große Hofloge befindet, während die übrigen Plätze von der Hofgesellschaft abonniert und in freiem Verkehr nicht zu haben waren.

Digitized by Google

einiger Zeit ein prachtvolles, brillantengeschmücktes Diadem, welches auf ihren ausdrücklichen Wunsch, richtiger Befehl, etwas höher gemacht wurde, als dasjenige war, welches die Königin bei besonders feierlichen Gelegenheiten trug. Lolas Streben war ganz unverhüllt darauf gerichtet, bei Hofe eine herrschende Rolle zu spielen, ihren Platz zwischen und womöglich vor der Aristokratie zu nehmen und vor Allem die Königin in ostentativer Weise in den Hintergrund zu drängen. Dem Volke gegenüber legte sie einen warhaft empörenden Uebermuth an den Tag; sie that in der That das Menschenmögliche, um den allgemeinen Haß herauszufordern. Im Volke flüsterte man einander zu, daß sie mit dem Teufel im Bunde sei;*) anders schien die Verblendnng des Königs unerklärlich. Vorschub that diesem Gerede noch der Umstand, daß Lola in der ersten Zeit stets ganz in schwarzem Sammet gekleidet erschien, immer von einem mächtigen schwarzen Hunde begleitet war, in einem pechschwarzen, mit pechschwarzen Pferden bespannten Wagen fuhr und ihre Dienerschaft von Kopf bis zu Fuß pechschwarz kleidete. Dazu die schwarzen Haare; die schönen blauen Augen schienen ihr in dieser Beziehung nicht als mildernder Umstand angerechnet worden zu sein.

Auf die öffentliche Meinung blieb die Gunst des Königs ohne jeden Einfluß. Lola's voraufgegangene Abenteuer waren, noch ehe sie erschien, in aller Munde gewesen; das Urtheil über sie stand fest. Die Münchener Bürgerschaft und die Gesellschaft in allen ihren Schichten, beide so wenig wie möglich zum Froudiren und Rebelliren geneigt, zeigten der Freundin des Königs vom ersten Anfang an die entschiedenste Abneigung, die sich durch ihr herausfordernd freches Benehmen von Tage zu Tage steigerte und um so steifnackiger wurde, je mehr der König seine Autorität daran setzte, Lola in erhöhter Stellung zu erhalten. Vielleicht nie vorher ist einer fürstlichen Maitressenwirthschaft ein solcher einmüthiger und unbeugsamer Widerstand entgegen gesetzt worden. Das Benehmen der gesammten Bevölkerung verdiente das höchste Lob und kann als Muster für alle Fälle vorgehalten werden, wo dem gesunden Sinn, sei es in einer ähnlichen Angelegenheit, sei es in irgend einer andern Richtung, durch Beeinflussung von oben Zwang und Gewalt anzuthun versucht wird. Aber wie es zu geschehen pflegt, einige ganz vereinzelte Personen fanden sich, welche um die Gunst der Sennora buhlten und ihr gehorsames Gefolge bildeten. Ihr Schicksal war nicht beneidenswerth, weder Lola noch der Gesellschaft gegenüber. Es waren zuerst namentlich drei Personen, die in dieser traurigen Weise hervortraten: Ein Herr Bolgiano, Kunstkenner und Kunstliebhaber, gelegentlich auch Kunsthändler-Dilettant; ein Chokoladefabrikant Mayrhofer, den eine im Schaufenster seines Ladens arbeitende Dampfmaschine — ein damals seltener Anblick — zu einem bekannten Manne gemacht hatte; endlich ein Leutnant Nußbaumer. Der letztere verdient vielleicht mehr Mitleid als Entrüstung. Er war ein junger, talentvoller, von seinen Vorgesetzten und Kameraden geschätzter Offizier, der alle Aussicht auf eine erfolgreiche Laufbahn hatte, als ihn die verhängnißvolle Leidenschaft mit dämonischer Gewalt erfaßte und seine ganze Zukunft zerstörte. Vergebens waren alle Abmahnungen und Versuche, ihn das eine oder andere Mal zurückzuhalten, in seinen Gedanken war für nichts anderes mehr Raum, als für Lola. Er mochte wohl auch denken, daß ihm als Lolas Ritter die Protektion des Königs unter allen Umständen sicher sei. In der That hielt ihn

*) Vergl. Brief vom 11. Februar 1848.

Digitized by Google

der König auch noch ein halbes Jahr und darüber, obwohl sich die Scenen häuften, von denen jede einzelne zehnmal genügt haben würde, einen Offizier unter gewöhnlichen Verhältnissen absolut unmöglich zu machen. Schließlich erzwang die kategorische Weigerung seiner Kameraden, mit ihm weiter zu dienen, dennoch seine Entlassung. Ueber seine späteren Schicksale, namentlich ob ihn der König privatim schadlos gehalten hat, scheint nichts bekannt geworden zu sein. Eifersucht zeigte der König weder den genannten Personen gegenüber, noch in anderen Fällen. Er faßte übrigens, von jeher geneigt, dem Zauber des Ewig-Weiblichen zu unterliegen, derartige kleine Vergnügungen und Abschweifungen vom schmalen Pfade der Tugend nicht nur selber mit einer gewissen heiteren Naivität auf, sondern erwartete dies auch von Anderen, an erster Stelle von seiner Gemahlin, der er es wiederholt rhythmisch nahe legte, sich darüber keine grauen Haare wachsen zu lassen. So z. B. unter der Ueberschrift: „Meiner Frau am Tage unserer silbernen Hochzeit in München" im Jahre 1835:

„Lieb Dich mehr, als ich Dich damals liebte,
Reizender erscheinest Du mir heut:
Ob ich gleich Dich öfters selbst betrübte,
Hätt' ich keine lieber doch gefreyt.

„Dichter es so schlimm nicht wirklich meinen,
Leicht erregt, wie ein poet'scher Sinn;
Mocht' ich Andre liebend auch erscheinen,
Bist Du dennoch tief im Herzen drin."

Ein andres Mal widmete er seiner Frau folgende Distichen:

„Du verkennst mich nicht, obgleich mich die Menge verkennet,
Unerreichbares Weib, trefflichstes, welches gelebt;
Wird der Wipfel der Eiche vom Wind auch zuweilen beweget,
Wurzelt sie dennoch fest, ewig die Liebe für Dich!"*)

Königin Therese scheint im Allgemeinen die gewünschte Gemüthsruhe an den Tag gelegt und aus derartigen Vorkommnissen keinen Anlaß zu verminderter Liebenswürdigkeit gegen den Gemahl genommen zu haben; diesmal gerieth aber unter dem aus Lola's Augen sprühenden Ungewitter der Wipfel der Eiche dermaßen ins Schwanken, daß es der Königin doch nicht möglich war, ihr seelisches Gleichgewicht zu bewahren. Aber sie hatte jedenfalls die ungetheilte öffentliche Meinung auf ihrer Seite.

Ueber den Verlauf und das Ende des Münchener Aufenthalts Lolas theilen die nachstehenden Briefe eine Reihe von vielleicht nicht allgemein bekannten Einzelheiten mit. Sie sind unter dem unmittelbaren Eindruck, zum Theil auf Grund eigener Anschauung und den Mittheilungen bekannter glaubwürdiger Augenzeugen an die nächsten Verwandten geschrieben, einfach mit der Absicht, interessante und amusante Dinge zu erzählen, ohne allen und jeden Nebenzweck. Sie enthalten, abgesehen davon, daß sie nicht mehr ganz vollzählig vorhanden sind, nur einen Theil der Vorfälle, einmal, weil der Stoff gar nicht zu bewältigen war, dann aber auch, weil besondere Umstände im Falle einer Verletzung des Briefgeheimnisses, mit der

*) Aus dem Buche: „Unter den vier ersten Königen Bayerns" von Luise von Kobell (der Gemahlin des langjährigen Cabinetssekretärs Ludwigs II., Staatsraths v. Eisenhart), dem auch noch die eine oder andere geschichtliche Notiz entnommen ist.

Digitized by Google

gerechnet werden mußte, eine sehr peinliche Lage für die Schreiberin herbeigeführt haben würden.

München, 18. Oktober 1846.

„. . . Hier tanzt jetzt Lola Montez im Theater; ich habe sie noch nicht gesehen. Ihr Tanz soll erbärmlich sein, aber ihre Erscheinung sehr schön. Stieler*) malt sie für die Schönheitsgallerie.“**)

November 1846.

„. . . Das Tagesgespräch bildet jetzt Donna Lola Montez. Das liebenswürdige Wesen läßt sich also wirklich hier nieder, hat in der Barrerstraße neben Stielers ein Haus erhalten,***) was jetzt ganz umgebaut wird, ein flaches Dach bekommt und inwendig feenhaft ausgestattet wird. So wird es — das erste in München — Fenster aus einer einzigen Scheibe haben. Nachdem sie aus Berlin verwiesen ist, in Paris vor der Polizei gestanden hat, spielt sie hier die erste Rolle. Sie hat eine Loge im Hofrang, die mit rothem Sammet ausgeschlagen worden ist; dabei giebt sie Hunderttausende aus. Täglich geht sie zu Dieß und Schulze†) und kauft Sammet und Atlas-Mäntel und Mantillen in wahren Massen. Ich begegnete ihr neulich in einem blauen Sammetmantel soutache gestickt, darunter ein Sammetkleid. Sie hat sich ein ganzes Silberservice durch Herrn Mayrhofer††) bestellt und vor einigen Tagen ihm einen Teller vor die Füße geworfen, weil er über ihrem Namenszuge keine Grafenkrone hatte anbringen lassen.†††) Neulich, in einem Concert, war sie in erbsfarbenem Atlas mit den prachtvollsten schwarzen Spitzen bedeckt. Als der König mit ihr gesprochen hat, hat sie sich nicht erhoben, sondern ist ruhig sitzen geblieben. Der Graf X., seit zwei Jahren erst mit der schönen Y. verheirathet, hat alle Abend mit ihr Whist gespielt; eines Abends war ein Klavierspieler da, und als X. äußerte, ob denn der nicht aufhören dürfe, — er störe ihn beim Spiel — hat sie den unglücklichen Grafen gleich hinausgesäuselt. Uebrigens gönnt es ihm alle Welt. Warum bleibt er nicht fort. Der ist wirklich über alle Begriffe abgefallen. Das alte Fräulein M. ist neulich dem Herrn Bolgiano*†) begegnet, der die Dame geführt hat. Er hat weggesehen und die M. nicht gegrüßt. Nach ein paar Tagen hat sie ihn in Gesellschaft getroffen, und als er sich entschuldigt hat, sie neulich nicht gekannt zu haben, hat sie in ihrer aufrichtigen und derben Art gesagt: ‚Nein, Herr B., Sie haben mich wohl erkannt, aber ich danke Ihnen für Ihr Zartgefühl, denn man kann keine anständigen Leute grüßen, wenn man solche Person am Arme hat.‘ B. ist mit offenem Munde stehen geblieben, und die es gehört, sind in lautes Gelächter ausgebrochen. Ihr könnt denken, daß sie hier unendlich viel Aufsehen macht.“ — — —

---

*) Hofmaler, welcher namentlich die für die jedem Besucher Münchens bekannte „Schönheitsgallerie“ bestimmten Portäts zu malen hatte, Vater des zu früh gestorbenen Dichters Karl Stieler. Jede weibliche Schönheit, ohne Unterschied des Standes, deren der König zum Sitzen habhaft werden konnte, kam in die Gallerie.

**) Das Bild ist nachmals aus der Gallerie entfernt worden; der herumführende Diener verleugnet, augenscheinlich im Auftrage, seine Existenz. Es befindet sich jetzt in einem kleinen Nebencabinet der Pinakothek und wird auf besonderes Verlangen gezeigt.

***) Natürlich vom König.

†) Schneider und Dieß, und Schulze, die beiden ersten damaligen Modemagazine.

††) Der oben erwähnte Verehrer (in Form eines Faktotums) Lolas.

†††) Sie hatte wohl schon damals die Zusage des Königs, daß sie Gräfin werden sollte.

*†) Das oben genannte andere Verehrer-Faktotum.

Digitized by Google

Dezember 1846.

„. . . Lola Montez ist hier noch immer das Losungswort. Man raisonniert furchtbar über sie. Ich habe heute keine Zeit, aber man könnte ein Buch über sie schreiben." — —

28. Dezember 1846.

„. . . Lola Montez ist noch immer hier. Sie macht unglaubliche Sachen. Ich getraue mich aber nicht, über sie zu schreiben. Ihr glaubt aber nicht, was für eine allgemeine Empörung gegen sie herrscht. Sie hat im Kunstverein*) wollen aufgenommen sein, ist aber einstimmig hinausballotirt. Ebenso auf dem Museum.**)" — — —

München, 4. Januar 1847.

„. . . . Von L . . . M . . . könnte ich Euch Wunderdinge erzählen. Der Polizeidirector ist ihretwegen abgesetzt worden; andere dagegen befördert sie. Ihr Haus soll feenhaft werden, in ihr Schlafzimmer kommt eine Fußdecke von Hermelin, die Treppe wird von Kristall, in den Speisesaal kommt eine riesenhafte Kristallschale mit einer Fontaine. Gestern ist ein förmlicher Auflauf gewesen, man hatte eine Gräfin A. für sie gehalten, weil die Equipagen Beider Aehnlichkeit haben. Die arme Gräfin hatte etwas eingekauft, und als sie aus dem Laden tritt, findet sie eine Masse Menschen versammelt, und die Gassenbuben bringen ihr ein verhöhnendes Vivat. Ich fürchte, die Leute thun ihr doch noch einmal etwas an. Sie ist furchtbar verhaßt. Bei Schulze***) hat sie gesagt: ‚Je suis plus que la reine'. . ."

Von Stunde an herrschte Lola über die Polizei und ertheilte dieser ihre Weisungen. Später, als der Haß des Volkes gegen sie mehr und mehr stieg, hatte sie stets, wenn sie ausging, zwei Gensdarmen hinter sich. Der Gensdarmerie fiel auch hauptsächlich die Bewachung ihres Hauses zu, weil es bekannt war, daß das Heer, Soldaten wie Offiziere, den allgemeinen Haß gegen sie theilten.†) Die Gensdarmen wurden daher ihrerseits bald der Gegenstand des Hasses und die allgemeine Verachtung des Volkes.††)

München, 24. Januar 1847.

„. . . . Von der bewußten Dame kann ich Euch sagen, daß sie sich kaum mehr auf der Straße darf sehen lassen. Vor einigen Tagen war sie bei einem Wagenfabrikanten, ihre Equipage hielt vor der Thür. Sogleich versammelte sich eine Masse Menschen, und plötzlich rief eine Stimme: „Buben, thut Eure Schuldigkeit!" Hierauf schimpften viele Gassenbuben ganz laut und warfen Steine nach ihrem Wagen. Sie hat durch das Hinterhaus sich entfernt. . . ."

---

*) Eine permanente Ausstellung der Münchener Künstler, zu der aber nur die Mitglieder der zu diesem Zwecke gebildeten geschlossenen Gesellschaft und die von diesen eingeführten Fremden Zutritt haben.

**) Eine geschlossene Gesellschaft zu Vergnügungszwecken, die vornehmste in München.

***) Modemagazin.

†) Vergl. Brief vom 11. Februar 1848.

††) Ein Gensdarm, ein als besonders tüchtig von seinen Vorgesetzten geschätzter, großer stattlicher Mensch, Bräutigam eines im Dienste der Verfasserin stehenden Mädchens, bat um seinen Abschied, da er sich zu dieser Verwendung nicht hergeben wollte. Er wurde darauf davon dispensiert.

Digitized by Google

München, 7. Februar 1847.

„. . . . Wir merken vom Carneval gar nichts. Dafür ist auf andere Weise für unsere Unterhaltung gesorgt; denn, denkt Euch, seit vorgestern wohnt uns Lola gerade gegenüber.*) Sie war bis jetzt im Hirsch.**) Da war vor ein paar Tagen ein Ball von Bürgern. Sie hat durch ein Fenster zugesehen. Das haben die Bürger gemerkt und es nicht leiden wollen. Der junge Havard, der Besitzer des Gasthofes hat sie gebeten, sich zu entfernen. Da hat sie ihm eine furchtbare Ohrfeige versetzt. Darauf sind mehrere Herren hinzugekommen, und ein Schneider, Rühle, hat sie geprügelt und fortgeführt. Sie ist natürlich gleich ausgezogen und wohnt uns gerade gegenüber. Gestern gegen Abend ging ich mit der St. in die Stadt, als wir bei der Frauenkirche ein furchtbares Geschrei und Gepfeife vernahmen. Ich fragte, was dort sei, und blickte die Straße hinab, die gerammelt voll Menschen war. Eine Frau gab uns Auskunft. Lola war mit ihrem großen Hunde dort gegangen, der hatte einen Fuhrknecht gebissen, dieser ihm einen Fußtritt gegeben. Lola darauf, wie gewöhnlich, hatte den Knecht in's Gesicht geschlagen. Darauf hatte sie sich, um der Volkswuth zu entgehen, in einen Silberladen flüchten müssen, der sogleich geschlossen wurde. Das war um drei Uhr. Um fünf Uhr ging ich dort, da standen die Leute, wie gesagt, noch zu Hunderten und lärmten und wollten sie heraus haben. Um sieben Uhr sind Gensdarmen zu Pferde gekommen und haben die Leute vertrieben. Sie war aber schon um halb fünf hinten über eine Mauer entflohen. Dies hatte man auch den Leuten gesagt, sie wollten es aber nicht glauben und mußten fortgetrieben werden. Sie reizt die Leute aber auch schrecklich; es ist kein Wunder, wenn sie noch einmal recht ankommt. Es ließen sich Bücher über diesen Gegenstand schreiben. — — —"

Mitlerweile hatte Lola, nicht zufrieden mit der Loge, Equipage, Palais, mit reichen Brillanten und anderen klingenden Spenden das bayrische Indigenat verlangt. Hauptsächlich beabsichtigte sie damit, der ihr wohl schon zugesagten Ernennung zur Gräfin einen gediegeneren Untergrund zu geben, weil der vom eigenen Landsherrn verliehene Titel überall anerkannt werden mußte; außerdem glaubte sie damit auch ihre Stellung im Lande für alle Fälle zu befestigen. Diesem Wunsche, welchem der König alsbald zu willfahren bereit war, leistete das Ministerium und speciell der Ministerpräsident und Minister des Innern, v. Abel, entschiedenen Widerstand. Das Ministerium reichte dem Könige vielmehr eine Denkschrift ein, in welcher die Entfernung Lola's gefordert wurde, und diese Denkschrift kam durch eine nie genau aufgeklärte Indiskretion — man sagt durch die Schwester eines Ministers — ganz unerwartet und unvermittelt in die Oeffentlichkeit. Was zu erwarten war, geschah. Der König entließ das Ministerium, welches durch seinen Sturz aus diesem ehrenvollen Grunde die allgemeine Achtung und Sympathie mit sich nahm, welche ihm sonst, wenigstens von Seiten der intelligenten und freier denkenden Kreise für seine Dunkelmännerthätigkeit nicht zu Theil geworden wäre. Doch gab es allerdings sehr gewichtige Stimmen, welche in die „tugendhafte Aufwallung" des ultramontanen Ministers ein sehr erhebliches Mißtrauen setzten.

---

*) In der Theresienstraße; da ihr Haus in der Barrerstraße noch nicht fertig war.

**) Damals der erste Gasthof, in der Theatinerstraße, bekannt durch einen, damals noch sehr seltenen, Personenaufzug und seine nach allen Seiten vorzügliche Einrichtung, so daß, als er einging, Kenner sagten, es gäbe nun in München keinen Gasthof mehr, der diesen Namen verdiente.

Digitized by Google

So vor allem der siebenundsiebzigjährige Graf Reigersberg, ein wahrhaft vortrefflicher Mann, Aristokrat im idealen Sinne des Wortes, Freund des Königs Max Josef, das geistige Haupt der kleinen Gruppe frei- und hochgesinnter Aristokraten, welche während der dreißiger und vierziger Jahre allein noch der ultramontanen Hochfluth sich entgegenstemmten und für eine weitere Entwicklung im modernen, freieren Sinne eintraten. Es hieß damals, daß die Freiheit in den Reichsrath (das bayrische Herrenhaus) geflüchtet sei. Einige ultramontane Universitätsprofessoren, besondere Anhänger des Ministeriums, erhielten gleichfalls ihre Entlassung, darunter der bekannte Ignaz v. Döllinger, welcher nachmals der Unfehlbarkeitserklärung so mannhaft gegenüber trat. Es folgte zunächst das aus den Reihen jener freisinnigen Aristokratie hervorgegangene Ministerium Zu Rhein-Maurer und bald darauf, da auch dieses mit Lola in Conflikt gerieth, das Ministerium des wieder durchaus ultramontanen aber gefügigeren Fürsten Oettingen-Wallerstein. Minister des Innern in diesem wurde ein Staatsrath v. Bercks, ein bis dahin unbekannter, wohl auch herzlich unbedeutender, ein Jahr darauf wieder in den Strom der Vergessenheit versunkener Mann, zu dessen amtlichen Obliegenheiten es fortan gehörte, bei den Herrenabenden Lola's namentlich wenn der König anwesend war, die Honneurs zu machen. Lola erhielt natürlich das Indigenat.

22. Februar 1847.

„. . . . Hier ist Alles in einer außerordentlichen Aufregung. Aus der Zeitung werdet Ihr ersehen haben, daß der Minister Abel seinen Abschied hat, und die übrigen vier Minister Urlaub erhalten haben, und das Alles um einer Person willen, die ich Euch nicht zu beschreiben brauche. Sie wohnt uns noch immer gegenüber; gestern Abend habe ich sie in ihrer Loge thronen sehen. Sie hatte einen schwarzen Schleier über den Kopf. Vielleicht seht Ihr sie, wenn Ihr herkommt. . . ."

München, 2. März 1847.

„Wundere Dich nicht, lieber Vater, einen Extrabrief zu erhalten. Wohl sind wir Alle, Gott sei Dank; ich schreibe auch nur, um Dir die gestern stattgehabten Ereignisse zu erzählen, damit Ihr nicht durch Uebertreibungen in den Zeitungen geängstigt werdet, da Ihr wißt, daß wir der Lola Montez gegenüber wohnen. Die Absetzung des Ministers v. Abel hatte Anlaß gegeben, daß im academischen Senat darauf angetragen wurde, ihm eine Dankadresse zu votieren, für das was er an der Universität gethan. Von anderer Seite wurde aber bemerklich gemacht, daß dies eine Demonstration wäre, und die Sache wurde hintertrieben. Dessen ungeachtet wurde der Professor Lasaulx*) von dem die Idee ausging, pensioniert, wie er gestern durch einen Anschlag seinen Hörern bekannt machte. Hierauf zogen die Studenten früh vor seine Thür und brachten ihm ein Hoch. Weiter geschah am Morgen nichts, doch blieb seitdem die Ludwig- und Theresienstraße ungewöhnlich lebhaft, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, die Studenten wollten der Lola Montez ein Pereat bringen, welche die Ursache von all diesen Dingen sein soll, und auch wirklich ist. Wir sahen nun die Menschen stündlich zunehmen,

*) Strenger Ultramontaner; Bruder der seiner Zeit vielgenannten tapferen Aebtissin Amalie v. Lasaulx, welche, weil sie sich gegen das Unfehlbarkeitsdogma erklärte, die bittersten Verfolgungen auszustehen hatte, aber fest blieb.

Digitized by Google

doch waren dieß nur solche, die der Dinge warteten, die da kommen sollten. Sie selbst stand mit vier Herren am offenen Fenster und sah lachend auf die Leute hinab. Einzelne Gensdarmen patrouillirten auf und ab. Um vier Uhr hörten wir ein dumpfes Getöse; ich sah zum Fenster hinaus und sah vom Ende der Theresienstraße sich eine schwarze Masse heranwälzen. Das waren die Studenten, denen sich aber auch viele andere angeschlossen hatten. Sie kamen unter furchtbarem Geschrei und Pfeifen näher, und bald war die Straße Kopf an Kopf. Die St. und die B. waren gerade hier. Uns zitterten alle Glieder; zum Glück war R. zu Hause. Nun denkt Euch aber, was Lola that! Sie hatte einen Teller in der Hand gehabt und ein Messer; als der Lärm überhand nahm, nahm sie das Messer und zückte es unaufhörlich gegen das Volk hinunter, mit den wüthendsten Geberden; dann ballte sie die Fäuste und der Zorn verzerrte ihr Gesicht. Von einer Furie gehört habe ich oft, aber gesehen habe ich gestern zum ersten Male eine. Schön war sie aber trotz ihrer Wuth; ich vergesse den Anblick nicht. Dann ließ sie sich ein Glas Champagner bringen und trank höhnisch dem Volke zu. Plötzlich flog ein Stein in die Höhe, worauf ein donnerndes Bravo erschallte. Zwei Herren, der eine der allzeit getreue Leutnant Nußbaumer, wollten sie vom Fenster wegziehen, weil sie natürlich von dem empörten Volke das Schlimmste befürchteten; sie schlug aber wie eine Rasende um sich und traf den Genannten so, daß er zurücktaumelte. Nun kamen einige Züge Infanterie, welche vergebliche Versuche machten, die Menschen zurückzudrängen. Die Studenten waren, nachdem sie das Pereat gebracht hatten, wieder abgezogen; die übrige Menschenmasse blieb, durch fortwährenden Zuzug verstärkt. Da kam — und wer dies hört, wird es nicht glauben, — gegen Abend in der Dämmerung der König, natürlich, wie er immer geht, in Civil, ganz allein durch die Volksmenge und bahnte sich den Weg in das Haus. Niemand grüßte ihn. Man sagt, einige der Bürger — denn die Ansammlung bestand nicht etwa nur oder vorwiegend aus Gesindel — hätten, als der König sich bei ihnen vorbeidrängte, sich die Hüte demonstrativ in's Gesicht gedrückt; da habe er Einem den Hut mit dem Stocke vom Kopfe geschlagen und gerufen: ‚Ich kenne meine Bayern nicht mehr, und meine Bayern kennen mich nicht mehr.' Gesehen habe ich diese letztere Scene nicht. Endlich gelang es den Soldaten mit gefälltem Bajonett die Leute zu vertreiben. Da ließ Lola ein schallendes Hohngelächter hören, was mir durch Mark und Bein ging. Das war ein wahrhaftes Hohngelächter der Hölle. Der Platz vor dem Hause wurde auf eine Strecke frei gemacht und durch Soldaten abgesperrt. Hinter den Soldaten standen auf beiden Seiten Volksmassen, die fortwährend schrieen und pfiffen. Lola blieb triumphierend am offenen Fenster und verhöhnte das Volk durch Rufe und Geberden. So blieb es bis gegen 6 Uhr. Da verlief sich plötzlich das Volk, zog aber, wie wir später hörten, durch die um diese Stunde frei gewordenen Arbeiter furchtbar vermehrt, vor die Residenz, woselbst sie einen gräulichen Spektakel machten, aber doch nichts weiter thaten, als in den unteren Räumen einige Fenster einwerfen. Heute früh hörten wir, daß der Königin Hoch's gebracht worden seien. Von weiteren Thätlichkeiten hat nichts verlautet, außer daß Laternen und bei einigen ganz unbetheiligten Leuten Fensterscheiben eingeworfen sind, wie das bei jedem Straßenunfug vorkommt. Die Straße blieb bis zehn Uhr gesperrt; dann schien alles ruhig zu werden, nur Gensdarm-Patrouillen blieben und einige Wachen vor Lolas Haus. Ich hatte die Betten der Kinder in ein Hinterzimmer bringen lassen,

Digitized by Google

die Nacht blieb aber ruhig; heute früh war erst alles wie gewöhnlich; doch in diesem Augenblick (zehn Uhr) sind schon wieder so viele Leute auf den Beinen, daß seit einer halben Stunde zwölf Gensdarmen vor Lola's Thür stehen und vier zu Pferde auf und ab reiten. R. hat keine Zeit zum Schreiben, er hat aber den Brief gelesen und gesagt es sei alles so gewesen.

halb 12 Uhr.

Jetzt ist schon wieder durch Militär die Straße zu beiden Seiten gesperrt. Gott gebe nur, daß es nicht zu ernstlichen Excessen kommt. Wenn sie doch in der Nacht abgereist wäre!

3. März.

Der Brief ist gestern nicht abgeschickt. Die Köchin konnte nicht fort, Karoline wusch. E. wollte ihn forttragen, traute sich aber dann nicht, weil die Straße wieder ganz voll war.*) Ich kann nun noch hinzufügen, daß zwar gestern den ganzen Tag wieder Militär auf der Straße stand, auch Gensdarmen die Hausthür besetzt hielten, aber kein Exceß vorfiel. Ich bin aber doch noch nicht aus der Sorge, ob es nicht wieder anfängt. Die Leute sind über ihr Benehmen zu aufgebracht. Es überstieg eben alle Begriffe und man kann mit vollem Recht außer sich darüber sein. . . ."

München, 18. März 1847.

„. . . Ich soll Dir schreiben, hat mir Herr v. N. aufgetragen, daß Herr v. Abel**) nicht nach Brüssel ginge, und zwar aus Rücksicht für Preußen. Lolita befindet sich sehr übel. Ihr ganzer Körper soll durch und durch vergiftet sein von den starken Giften, die sie oft gezwungen war zu nehmen. Breslauer***) hat gesagt, sie sei ein Skelett mit Haut überzogen. Uebrigens bin ich ihr gestern begegnet und habe sie so schön gefunden wie nie, obgleich sie ganz blaß aussah. Daß Curtius†) gestürzt ist, weißt Du wohl schon; er geht nie mehr hin. Gräfe††) soll den Garten der Sennora anlegen . . ."

Bald darauf zog Lola in ihr mittlerweile fertig gewordenes Palais in der Barrerstraße, wo sie nun förmlich Hof hielt. Der König besuchte sie nach wie vor täglich oder fast täglich. Das Haus lag unmittelbar an der Straße, der Eingang war aber von dem dasselbe an mehreren Seiten umgebenden Hofe aus, welcher sich auch neben dem Hause, ebenfalls der Straße entlang erstreckte. In diesen Hof konnte man von einigen Nachbarhäusern hineinsehen und es geschah nicht ohne Erfolg. Es wurde namentlich eine Scene beobachtet, welche aber die Verfasserin, obwohl jeder Zweifel ausgeschlossen war, dem Papier und der Post nicht anzuvertrauen wagte.

Mit dem Frühling ging sie nach Brückenau und brachte dort und in einem

*) Es gab damals in München weder Briefkästen noch Nebenpostämter. Alle Briefe mußten am Schalter der ziemlich weit entfernten Haupt- und einzigen Post abgegeben werden.

**) Der entlassene Minister.

***) Der zweite Leibarzt der Königin. Der erste, Geheimer Rath v. Walter, Hausarzt der Verfasserin, eine der ersten ärztlichen Autoritäten jener Zeit namentlich als Augenarzt, war eine gewaltige Persönlichkeit, welchem der König die Zumuthung, den Dienst bei Lola zu übernehmen, wohl gar nicht zu stellen wagte.

†) Leibarzt des Kronprinzen.

††) Ein junger Berliner, im Botanischen Garten angestellt.

Digitized by Google

andern kleinen fränkischen Bade in der Nähe von Aschaffenburg den größeren Theil des Sommers zu. Der König verweilte während dieser Zeit häufig in Aschaffenburg. Mittlerweile war sie wirklich zur Gräfin Landsfeld*) gemacht worden; sie hatte also Herrn Mayrhofer den silbernen Teller mit einigem Fug vor die Füße geworfen.**)

München, 12. August 1847.

„. . . Hier in München haben wir wieder Sachen gehört, die unglaublich, aber dennoch wahr sind. Sie theilt rechts und links Ohrfeigen aus und hat in Würzburg einem Soldaten das Casquet heruntergeschlagen . . ."

München, September 1847.

„. . . Hier beschäftigt die Leute vorzüglich, daß L. M. wirklich Gräfin geworden ist. Man ist sehr begierig, ob sie bei Hofe erscheint.***) . . ."

Im Herbst kehrte Lola, jetzt also Gräfin Landsfeld, nach München zurück; im September war Friedrich Wilhelm IV. dort zum Besuch, und sie bildete sich ein, er werde sie in ihrem Range als bayerische, noch dazu naturalisirte Gräfin anerkennen, und ihr diejenigen Huldigungen darbringen, von denen er ein Jahr zuvor in Berlin durch das rauhe Eingreifen der Polizei abgehalten war. Vorher hatte sie noch in Starnberg, der beliebten Münchener Sommerfrische ein Rencontre mit dem bereits erwähnten alten Fräulein M. Diese Dame schien vom Schicksal zu Zusammenstößen mit der Pseudospanierin auserkoren zu sein. Sie wohnte in München in demselben Hause mit dem Leutnant Nußbaumer, dem Hauptfavoriten, welcher übrigens um diese Zeit, weil das Offizierkorps sich absolut weigerte, mit ihm weiter zu dienen, seinen Abschied endlich erhielt, und seitdem verschollen blieb. Nun hatte die Stellung als Favorit sehr scharfe Dornen. Auch er, und gerade er hatte öfters die Bekanntschaft mit der Reitpeitsche der Sennora und anderen, an sich harmlosen, aber in höchst unangenehmer Weise angewandten Gegenstände zu machen. In Folge dessen stellte der Begünstigte eines Tages seine Besuche ein und blieb eine Zeit lang verschwunden. Lola, über die Unbotmäßigkeit ihres Sclaven empört, vielleicht eifersüchtig, gerieth in einen Paroxysmus von Leidenschaft. Sie stürmte in sein Zimmer und zerschlug, als sie ihn nicht fand, alles was zu zerschlagen war, dann gerieth sie auf den Einfall, daß sich der Treulose in der Wohnung des Fräulein M. verborgen halte. Dem Gedanken folgte die That auf dem Fuße. Lola stürzte wie eine Megäre zu der alten Dame hinein und verlangte die Auslieferung des Flüchtlings. Die ruhige und feste Erklärung der Ueberraschten, daß der Offizier ihr nie mit der Bitte um ein Asyl genaht sei, und daß sie ihm in diesem Falle die Thür gewiesen haben würde, verfehlten allen Eindruck. Lola riß die Schränke auf, sah unter die Möbel, drang in die Nebenzimmer ein und entfernte sich erst, als sie sich durch den Augenschein von der Grundlosigkeit ihres Verdachts überzeugt hatte. Nußbaumer erschien übrigens bald darauf wieder, und es fand eine Versöhnung statt. Auf diese letzteren Dinge beziehen sich die folgenden Briefe:

*) Oder Landsfeldt.

**) Vgl. Brief vom November 1846.

***) Dieser Wunsch wurde ihr nicht erfüllt. Den einmüthign Widerstand des Hofes und der Hofgesellschaft konnte der König doch nicht überwinden. Vgl. Briefe vom 2. und 14. November 1847.

Digitized by Google

19. September 1847.

„. . . Denkt nur, Lolita hat gegen viele Leute geäußert, sie sei fest überzeugt, der König*) würde ihr einen Besuch machen. Er habe immer viel Wohlwollen für sie gehabt, und habe sie dem Kaiser von Rußland selbst vorgestellt. Ihre Ernennung zur Gräfin hat sie mit einem Diner von vierundzwanzig Personen gefeiert, das Patent hat auf einem Seitentisch gelegen. Abends war Feuerwerk in ihrem Garten, zu dem die Artillerie die Musik stellte! Man ist äußerst gespannt, ob sie an den Hof kommt, und auf das Benehmen des Adels gegen sie. Das alte Fräulein M. hat auch einen Streit mit Lola gehabt. Sie war zum Sommeraufenthalt nach Leoni am Starnbergersee gegangen, und der Zufall fügte es, daß Lola in demselben Hause Quartier nahm, sammt einem Gensdarmen, der ihr zum Schutze mitgegeben war. Nun schickte sie eines Tages zu der M. eine Botschaft dahin lautend, es sei ihr mit dem einem Gensdarmen unheimlich, sie würde also noch zwei Herren ihres Gefolges mitbringen, die mit in dem Hause wohnen sollten, und da für diese nicht genügend Raum sei, so solle Fräulein M. sofort ihr Zimmer räumen!! Als die M. nicht gleich auf den bescheidenen Wunsch einging, ließ Lola sagen, „die Gräfin Landsfeld befiehlt es.“ Die M. ließ zurücksagen: „Was Gräfin Landsfeld, ich kenne keine Gräfin Landsfeld.“ Nun wurde Lola wüthend und that Folgendes kund und zu wissen: die M. solle binnen vierundzwanzig Stunden München verlassen; sie habe Vollmacht, jeden, der sie beleidige, aus dem Lande zu schaffen. Das war natürlich nur ein unverschämter Unsinn, aber es sind doch schon so unglaubliche Dinge vorgekommen, daß man auf Alles oder wenigstens Manches gefaßt sein mußte, wenn man mit der Person in einen Conflikt geräth. Der Maler D., dessen Atelier Lola besuchte, verwandte sich für die M., aber ohne Erfolg. So zog letztere denn wirklich aus, obwohl sie sonst nicht die Frau ist, die vor Unverschämtheiten zurückweicht. Außerdem mußte sie Abbitte thun. Sie ging nun zum russischen Gesandten, der auch dort in der Nähe wohnt und ihr Quartier anbot. Ich bin sehr begierig, die Geschichte von der M. ausführlich zu hören. Ich begreife doch nicht, daß sie nachgegeben hat. Lola hat jetzt den Plan, Fürstin zu werden. Das kann leicht sein . . .“

München, 18. Oktober 1847.

„. . . Lola hat sich freilich getäuscht mit ihrer Hoffnug auf einen Besuch des Königs*) sie ist aber, so lange er da war, immer die Briennerstraße**) auf und abgefahren. Die Geschichte mit der M. verhält sich etwas anders, als ich erst schrieb, sie ist unendlich lang, heute kann ich sie nicht ausführlich schreiben, nur soviel sei Euch gesagt, Abbitte hat sie nicht eigentlich gethan, sie hat nur zur Montez gesagt, sie sei falsch berichtet über das, was sie, die M., von ihr gesagt habe. Ich habe neulich ein paar Stunden ein Buch im Hause gehabt, was über sie geschrieben ist. Es heißt Mola Lontez. Es enthält übrigens viel Unrichtigkeiten. Vom König wird gesagt,***) als er sie das erste Mal gesprochen, habe er Abends beim Auskleiden gegen seinen Kammerdiener geäußert: ‚Stets teutschen Sinnes gewesen seiend und es bewiesen habend vielfach. Was Liebe sei, unwissend bis

*) Von Preußen.
**) Wo die preußische Gesandtschaft lag, in der der König wohnte.
***) Natürlich nur eine scherzhafte Nachahmung seines seltsamen Particpialstils.

Digitized by Google

jetzt, durch diese Spanierin es erfahrend habend heute.' Gestern, am Oktoberfest-Sonntag sind ganze Haufen von Landleuten durch die Barrerstraße gezogen und haben ihr Haus angestarrt . . ."

Aus einem Bruchstück ohne Datum.

„— — — — Die Geschichte M. contra Lola kann ich Euch unmöglich schreiben. Ich habe sie unendlich oft gehört und so viel darüber gesprochen, daß sie mir höchst langstielig geworden ist. Wenn Du sie durchaus wissen willst, theure E., komme nur nächsten Sommer her. Von der Frau Gräfin Landsfeld kann ich Euch nichts Neues schreiben. Es geht alles seinen alten Gang, nur hat sie den armen Nußbaumer neulich wieder schrecklich mißhandelt. Sie hat ihn im Wagen, in Gegenwart des Baurats Metzger*) getreten, gebissen und gekratzt. Zuletzt hat sie ihren großen Kamm aus den Haaren gezogen und ihm denselben in's Gesicht gestoßen. Er ist aus dem Wagen gesprungen und hat fliehen wollen. Da hat sie ihm nachgerufen, sie bekäme ihre Krämpfe, er wäre für Alles verantwortlich. Da ist er umgekehrt und hat sich wieder in den Wagen gesetzt. Ein netter Mensch, nicht wahr? — — —"

München 2. November 1847.

„— — — — E. war gestern im Odeon-Concert, eigentlich aus Neugierde, um zu sehen, ob Lola unter dem Adel **) Platz nehmen würde, und wie dieser sich dabei benähme. Aber weder der Hof noch Lola erschienen.***) Nußbaumer ist fort: ich glaube nach Bamberg — — —"

München, 14. November 1847.

„— — — Bei der V. ist jetzt ihre Tante auf der Durchreise von Paris nach Petersburg zu Besuch, eine Frau v. Cz.. Sie ist im Dienste der Großfürstin Marie, welche den Herzog v. Leuchtenberg geheirathet hat. Sie wollte so sehr gerne Lola sehen und war deshalb zweimal in den Abounementskonzerten im Odeon, aber beidemale waren weder der Hof noch Lola drin. Der Hof fehlte sonst nie. Man ist aber sehr in Verlegenheit, wo man Lola placiren soll. Sie will zwischen dem Adel sitzen und einen Sammetstuhl haben; wenn sie aber drin ist, will niemand vom Adel hinein. Deswegen bleiben lieber alle Theile fort. Neulich hat sie wieder beinahe einen Straßenscandal angefangen. Sie ging mit zwei Herren spazieren, da begegneten ihr zwei Studenten, welche beim Vorübergehen laut lachten. Gleich sprang sie auf den einen los, packte ihn an der Brust und wollte seinen Namen wissen; der stieß sie aber sehr unsanft zurück, und machte sich von ihr los und ging eilig fort. Sie wurde natürlich wieder wüthend, und nur mit aller Mühe konnten ihre Begleiter sie nach Hause bringen. Dann wollte sie in die königliche Erzgießerei, aber zu einer Stunde, wo der Eintritt nicht erlaubt ist. Ein Arbeiter sagte ihr dies und forderte sie auf, später wiederzukommen. Da fuhr sie ihn an: ‚Wissen Sie wer ich bin? Ich bin die Gräfin Landsfeld.' ‚Ach was Gräfin' antwortete der Mann ‚es hat schon manche Gräfin wieder umkehren

*) Einer der Nebentrabanten Lolas. Er wurde durch ein, einen ganzen Band füllendes in Form und Inhalt gleich sinnloses Gedicht eine Zeit Gegenstand des Spottes.

**) Es ist darunter hie und da in den folgenden Briefen die Hofgesellschaft zu verstehen.

***) Vgl. den folgenden Brief.

Digitized by Google

müssen.' Natürlich holte sie zu einer Ohrfeige aus; er aber schwang seinen Hammer und rief: ‚Kommen Sie mir nicht zu nahe oder ich schlage Ihnen das Gehirn ein.' Sie hat also diesmal die Ohrfeige für sich behalten müssen, ist aber in ohnmächtiger Wuth in der Werkstatt wie eine Besessene herumgetobt, bis der Direktor der Gießerei kam. Da hat sie die augenblickliche Entlassung des Arbeiters verlangt; doch der Direktor hat ihr geantwortet, da wäre kein Gedanke daran, es wäre sein bester Arbeiter und hätte nur seine Schuldigkeit gethan, den Eintritt zu verweigern. — — — —"

Mit dem anbrechenden Wintersemester hatte Lola neue Verehrer gefunden, nämlich unter den Studenten. Einige Mitglieder des Corps Palatia huldigten ihr und wurden dafür schimpflich aus dem Verbande der Corps gestoßen. Sie bildeten nun eine neue Verbindung, die Allemannia, und traten in den intimsten Verkehr mit Lola. Die übrige Studentenschaft, voran natürlich die Corps, ließen sie ihre volle Verachtung fühlen. Der neue Minister von Berck's, der damit allerdings nur that, was seines Amtes und seine von ihm übernommene Pflicht war, entblödete sich nicht, eines Abends auf einem Kommers dieser Allemannen zu erscheinen, und sie und „ihre Freude an den Studien, ihre Sittlichkeit und ihre Humanität im Gegensatz zu dem anmaßenden Wesen der übrigen übersprudelnden, manchmal verdorbenen Universitätsjugend" zu lobpreisen. Natürlich erregte diese mehr als unglaubliche Expectoration die äußerste Entrüstung der übrigen Corps und der ganzen Studentenschaft. Minister Berck's war übrigens von der guten Gesellschaft förmlich in Verruf gethan und wurde danach behandelt, und wenn ein Student oder sonst ein junger Mann bei Tische des Ministers mit einem Pereat gedachte, so war er des Beifalls seiner Nachbarn und namentlich seiner Nachbarinnen sicher. Dem König fiel die Aufgabe zu, die unseligen Allemannen gegen den Unwillen der Studenten wie der Bürgerschaft zu schützen. Daraus entwickelte sich, nach einer Reihe höchst dramatischer Scenen und Vorfälle, die Katastrophe, die mit der Vertreibung Lolas aus München endete. Lola selbst behielt ihre Frechheit bis zum letzten Augenblicke bei, sie, so weit es möglich war, von Stunde zu Stunde noch steigernd.

München, 6. Februar 1848.

„. . . Unsere Hausgenossin hat denn richtig unter 200 Studenten Platz genommen. Ich konnte es wirklich nicht begreifen. Noch dazu in diesem Augenblick, wo täglich Scenen zwischen den Allemannen und den andern Verbindungen vorfallen und jede Stunde ein ernster Krawall zu befürchten ist. Von den Allemannen habt Ihr doch schon gehört? Es ist eine neue Verbindung von 15—20 Studenten, die entschiedene Lolianer sind und also mit allen andern in offener Fehde leben. In letzter Zeit sind die Allemannen täglich ausgepfiffen worden. Neulich sind in einer Vorlesung drei dieser Pariah's erschienen und haben ihre amaranthfarbenen Kappen angehängt, wo alle Uebrigen hingen. Sogleich standen alle Studenten auf und nahmen die ihrigen fort, so daß die drei wie verlorene Geister da hingen. Dann haben vor ein paar Tagen, als der Professor Baier*) kam, alle Studenten vor der Thür gestanden. Als er seine Verwunderung darüber zu erkennen gab, hat einer gesagt, sie gingen nicht hinein, es wären Allemannen drin. Da hat er gesagt: Wenn Sie nicht hineinwollen, habe ich auch nichts drinnen zu thun, und ist seines Weges

*) Später „Reichsrat" (Mitglied des bayrischen Herrenhauses).

Digitized by Google

gegangen. Ausgepfiffen werden sie, wie gesagt, täglich, wo sie mit den Andern in Berührung kommen. Die Allemannen sind alle Abende bei der Montez; sie halten dort ihren Commers, und oft endet es mit Thätlichkeiten; ihr selbst ist neulich ein Glas an den Kopf geflogen. Der Senior, Sohn des Bürgermeisters von Dillingen, einer kleinen niederfränkischen Stadt, ist ihr besonderer Begünstigter. Wenn sie Schlitten fährt, fahren zwei Schlitten mit Allemannen voran, dann kommt sie, dann wieder zwei mit Allemannen. Von allen hier vorfallenden Geschichten empört diese Studentenwirtschaft die Leute mit am Meisten. In der Zeitung werdet Ihr auch wohl gelesen haben, daß ein Flügeladjutant nach dem andern seinen Posten verläßt. Sobald einer zur Montez geschleift wird, bittet er andern Tages um seinen Abschied. Der Graf Rechberg, ebenfalls bisher Flügeladjutant, ist auch eines Tages zur Montez befohlen. Er bat, von seinem Dienst entbunden zu werden, da seine Mutter ernstlich krank sei, und er den Abend bei ihr zuzubringen wünschte. Der König schlug ihm die Bitte ab, da die Reihe an ihm sei; er mochte den angegebenen Grund vielleicht für einen Vorwand halten. Während der König einen Augenblick das Zimmer verließ, setzte sich der Graf an einen Tisch, schrieb sein Abschiedsgesuch und überreichte es dem wiedereintretenden Könige. Der König erwiderte, daß er am andern Tage seinen Abschied erhalten solle, jetzt aber noch den Dienst thun müsse. Wie mir L. Sch., die es wissen kann, erzählte, hat der Graf zuletzt gesagt, Majestät, es ist meiner Mutter Tod, wenn sie es erfährt; der König sei aber mit einer leichten Redensart darüber hinweggegangen. Das kann ich doch nicht gut glauben; alles Andere ist Thatsache. Der Graf ging also mit. Als er mit dem Könige eintrat, nahm er den Charakter einer Statue an. Der Minister Bercks trat auf ihn zu und bot ihm eine Prise an. Ich schnupfe nicht, sagte der Graf, nahm aber in demselben Augenblicke eine Prise aus seiner eigenen Dose. Die Gräfin trat auf ihn zu und flötete: Il fait froid. — Oui, il fait froid, antwortete der Graf. Der Oberceremonienmeister Poißl redete ihn ebenfalls an, da drehte er sich weg. Den ganzen Abend hat er nur seinen Schnurrbart gestrichen und den andern Morgen seinen Abschied verlangt und erhalten. Die Königin benimmt sich vortrefflich, sie läßt die Lolianer ihre volle Verachtung empfinden. Vor ein paar Tagen, wo sie diese Gesinnung dem Minister Bercks deutlich zu erkennen gab, indem sie ihn als Luft behandelte, sagte der König zur Gräfin Elz, der Oberhofmeisterin: Die Königin kränkt mich entsetzlich durch ihr Benehmen. — Das ist noch nichts dagegen, wie Ew. Majestät die Königin kränken, antwortete die Gräfin. Vorgestern bekam der Geheimrath W.*), wie uns L.**) selbst erzählte, einen Brief mit der Bitte, einen zweiten, eingeschlossenen Brief gleich der Königin zuzustellen. Das hat er auch gethan. Jetzt erfährt man, daß in dem zweiten Briefe gestanden hat, die Königin möchte, wenn ihr das Leben lieb sei, nichts von der Mayrhoferschen Chokolade genießen.***) Maierhofer ist ein entschiedener Günstling Lola's. Vor ein paar Tagen hat sie einen Schlitten aus der Residenz verlangt. Es ist wirklich einer mit königlichen Pferden geschickt worden. Der Kutscher hat ausspannen und zurückreiten wollen; das hat sie nicht gelitten, hat den Kutscher vom Bock getrieben, den ihrigen darauf gesetzt und ist so

*) Der bereits genannte Leibarzt der Königin.

**) Sein Sohn.

***) Doch wohl grundlose Befürchtung oder boshafter Scherz.

Digitized by Google

mit königlichen Pferden durch die Stadt gefahren. Neulich erschien sie bei Görres*) Begräbniß an der Spitze ihres Trosses, und als mehrere Studenten auf der Ludwigsstraße, als sie sie sahen, zischten und ihr und ihren Begleitern schlimme Worte nachriefen, sagte sie ganz laut: ‚Ich werde die Universität aufheben.' In dieser Art hört man täglich neue Geschichten. — — —

. . . Gestern waren alle Truppen in die Kaserne gezogen. Man fürchtete Studentenkrawalle. Es blieb aber ruhig. Ich glaube, das Wetter war ihnen zu schlecht. Es thaut hier und regnet dabei — — —

Dienstag, 8. früh.

. . Der Brief geht erst heute ab. Gestern haben die Studenten etwas ihrem Unwillen Luft gemacht. Es war wieder die alte Geschichte, daß zwei Allemannen in's Colleg gekommen waren. Sogleich erhob sich ein Pfeifen und großer Spektakel. Der Rektor Thiersch**) hielt eine Beruhigungsrede, die nichts half. Der sonst sehr beliebte Kurator v. Zwehl konnte auch nichts ausrichten. Es erschien sogar der Fürst Wallerstein***) mit einer Rede — vergebens. Um elf Uhr Mittags gingen die zwei Allemannen die Ludwigsstraße†) hinab, hinter ihnen fünfhundert Studenten unter fortwährendem Pfeifen und Pereats. Bei der Briennerstraße††) rief eine donnernde Baßstimme: ‚Nach Hause.' Worauf der ganze Haufe sich zerstreute. Alle Corps wollen sich auflösen; die Aufregung ist groß, und mich sollte es sehr wundern, wenn nicht noch ein ernster Spektakel losginge. Die Gräfin ist wie wüthend gestern durch die Stadt gefahren, bald war sie auf dem Ministerium, bald beim König. — — — — Der Studentenspektakel soll den König besonders aufgebracht haben. So soll er gestern Nachmittag einigen begegnet sein, deren Art zu grüßen ihm nicht gefallen hat; er hat sie im Zorn ordentlich hingestellt und dabei gesagt: ‚So grüßt man den König.' . . . ."

Eine Parallele zu dem Vorgang mit dem Grafen Rechberg, enthält ein anderer, der sich im vorhergegangenen Sommer in Aschaffenburg oder dem in der Nähe liegenden kleinen Bade Brückenau abgespielt hatte. Der König ersuchte bei einem Souper den Vater des bekannten Generals v. d. Tann, welcher mit der königlichen Familie auf vertrautem Fuße verkehrte und namentlich von der Königin hochgeschätzt wurde, Lola zu Tisch zu führen. Der alte Herr weigerte sich, auch auf wiederholtes Ansuchen. Da sagte der König, wenn er nicht wolle, würde er es selber thun. Nun glaubte Herr v. d. Tann nachgeben zu müssen, um diesen Affront der am Souper theilnehmenden königlichen Familie zu ersparen. Er führte also die Person, das Herz voll Grimm und Scham. Die Königin, des Hergangs unkundig, zeigte ihm ihre volle Verachtung, aber er ertrug es schweigend, um den König nicht zu kompromittieren. Er verließ alsbald den Hof und begab sich zu seiner Tochter, der Oberin eines benachbarten Stiftes, wo er erkrankte und bald darauf starb, unzweifelhaft mit in Folge der schmerzlichen Aufregung.

---

*) Der bekannte ultramontane Publicist, offener und heftiger Gegner Lola's.

**) Einer der ersten deutschen Gelehrten; anerkannt namentlich als der erste Kenner der altgriechischen Welt. Sein Haus in München war im altgriechischen Stil gebaut; als Antigone von Sophokles im Hof- und Nationaltheater aufgeführt wurde, übernahm er das Arrangement der Bühne und die Regie der Darstellung.

***) Der Ministerpräsident.

†) An deren äußerem Ende die Universität liegt.

††) Am andern Ende der Ludwigstraße.

Digitized by Google

München, den 11. Februar 1848.

Liebe Mutter!

„Dieser Brief geht besonders ab, um Euch die große Neuigkeit des Tages zu melden: Lola Montez ist soeben mit Schimpf und Schande zur Stadt hinausgebracht. Das ist die Quintessenz des Ganzen; das Einzelne sollt ihr jetzt hören. Wenn mein Bericht konfus wird, entschuldige es, denn ich bin durch die letzten Vorfälle höchst aufgeregt. Vorgestern Mittags wiederholte sich die Scene vom vorigen Tage; die Allemannen wurden die Ludwigsstraße herunterbegleitet und ausgepfiffen. An der Ecke des Kunstvereins — gegenüber dem Odeonsplatz — zog einer derselben, Graf H., einen Dolch und stach nach einem andern Studenten. Das gab einen argen Spektakel, und die Allemannen mußten in eine Restauration flüchten, die sogleich mit Gensdarmen besetzt wurde. Die Studenten und das übrige Publikum verlangten nun, Graf H. solle arretirt werden; deß weigerte sich die Polizei. Das erregte natürlich große Empörung, da sonst jeder, der nur irgend welche Waffen trägt, arretirt wird. Es gab also schon Zusammenrottungen und drohende Redensarten. In der Residenz war gerade Kammerball und zwar dejeuner dansant. Auf der Straße drunten wurden es nach und nach immer mehr Leute, und die allgemeine Aufregung wuchs. Lola war auf die Polizei gegangen, um den strengsten Befehl (!!) zu ertheilen, daß keiner ihrer Anhänger arretirt würde. Als sie sich von dort (zu Fuß) wegbegab, umringten sie die Leute so dicht, daß sie eine Pistole zog und zu schießen drohte. So gelangte sie bis zur Theatinerkirche.*) Hier wurde sie so gedrängt und geschimpft, daß sie abermals ihre Pistole erhob. Einer ihrer Begleiter wollte sie an deren Gebrauch hindern, rang mit ihr und trat auf ihr langes Kleid, so daß beide zu Boden fielen. Da lag sie, die Plage der Münchener, dreitausend Menschen standen um sie herum, aber keiner hatte den Muth, sie zu berühren**). Sie raffte sich wieder auf und flüchtete in die Kirche; von dort brachten herbeigerufene Gensdarmen sie in die Schloßwache. Dies gab Veranlassung, daß der König, längst gegen die Studenten auf das Heftigste erbittert,***) die Universität zu schließen befahl; die Studenten sollten in zwei mal vierundzwanzig Stunden München verlassen. Das brachte eine solche Bestürzung unter den Studenten und Bürgern hervor, daß jeder wie gelähmt war. Die Stadt verlöre eine Einnahme von sechs- bis siebenmalhunderttausend Gulden, wenn die Studenten fort müßten. Militär, Infanterie und Kavallerie, hielt die Residenz und das Haus der Lola seit Mittag besetzt, doch blieb Alles ruhig, und zwar so ruhig, daß wir den Abend zu V.'s gingen. Gestern Morgen hatten sich alle Studenten bei der Universität versammelt und zogen um zehn Uhr unter Absingung des Gaudeamus igitur mit Professor Thiersch, dem Rektor der Universität, an der Spitze die Ludwigsstraße hinunter. Der letztere hatte auf Wunsch der Studenten einen für ihn bereit gehaltenen Schimmel bestiegen und ritt vor ihnen her. Der würdige und gelehrte Herr fühlte sich entschieden auf seinem Thiere nicht recht heimisch; auch war sein Anzug für einen Ritt nicht hergerichtet. Unter anderen Umständen hätte seine

*) Der Residenz (kgl. Schloß) gerade gegenüber.

**) Vielleicht war es etwas besseres, was die Leute abhielt. Der vorübergehende Professor v. Kobell erhielt auf seine Frage, ob die Gräfin verwundet sei, von einem Manne aus dem Volke die Antwort: Na, 's is ja grad (nur) a Weib sbild, des si nit wirn ka (das sich nicht wehren kann).

***) Vgl. den vorigen Brief.

Digitized by Google

Erscheinung komisch wirken können; aber die ganze Situation, die Entrüstung über eine solche Maßregel aus solcher Veranlassung ließen eine derartige Stimmung nicht aufkommen. Ich kann Euch nicht beschreiben, wie rührend die Scene war. Daß ich geweint habe, wird Euch nicht wundern, aber denkt, daß R. Thränen in die Augen traten. Eine dumpfe, lautlose Stille lag auf den Straßen, trotz einer Masse Menschen, und dazu dieser feierliche Gesang und die ernsten traurigen Gesichter. Es war wirklich herzergreifend. Der Zug ging nach dem Hause von Thiersch; dort hielt er eine sehr schöne Rede, welche mit einem Hoch der Studenten endete. Dann zogen diese ganz ruhig und ohne den geringsten Exceß nach der Akademie und vor das Kultusministerium, um dort auch ein Hoch zu bringen.*) Hier kam aber der Gensdarmen-Hauptman Bauer, eine Kreatur der Lola, mit fünfundzwanzig Mann und kommandirte, ohne vorhergegangene Aufforderung zum Auseinandergehen und ohne die geringste Veranlassung, einzuhauen. Es wurden mehrere leicht und einer tödtlich verwundet. Dies gab nun natürlich zu einem allgemeinen Schrei der Entrüstung Anlaß. Jetzt nahm die Sache eine andere Wendung. Die Bürger vereinigten sich sämmtlich und zogen auf das Rathhaus, wo schon der Magistrat versammelt war, um eine Deputation zum König zu schicken und zu bitten, daß die Studenten bleiben dürften. Nach sehr heftigen Debatten, namentlich darüber, ob man auch die Entfernung der Montez fordern sollte, begab sich die Deputation, geführt von einem Kaufmann Rosipal, Besitzer eines großen Tuchgeschäftes, zum König, und die Bürger stellten sich unten auf dem Schloßplatze auf. Zweimal wurde die Deputation abgewiesen. Darauf gingen sie zum Prinzen Luitpold**) und baten um sein Fürwort, vorgelassen zu werden. Er erklärte sich ganz bereit dazu, bat aber, doch womöglich die Bürger zum Weggehen zu bewegen, weil der König darin einen Zwang sehen würde. Die Bürger erklärten aber, sie wichen keinen Finger breit vom Schloßplatz. Die Prinzeß Luitpold kam mit ihren Kindern, sie war ganz außer sich, weinte bittere Thränen und versprach, alles zu thun, um die Deputation hineinzubringen. Der Prinz und die Prinzessin gingen nun in das Zimmer des Königs. Die Deputation stand im Vorzimmer und hörte, wie der Prinz und die Prinzessin baten und flehten; die Prinzeß ist dem Könige zu Füßen gefallen und auf ihren Knieen ihm nachgerutscht. Er hat Nein gesagt. Der Prinz kam mit dieser Nachricht heraus; da erklärte die Deputation, sie verließe die Residenz nicht, bis sie den König gesprochen. Der Prinz versuchte wieder Alles und endlich ließ sich der König bewegen. Als die Herren vor ihm erschienen, ist er furchtbar heftig gewesen, und hat sie kaum zu Worte kommen lassen. Doch haben sie endlich vernommen, sie sollten ihren Bescheid schriftlich haben. Das hat R. alles von einem Augenzeugen. Deputation und Bürgerschaft haben sich dann wieder auf dem Rathhause versammelt und beschlossen, wenn sie keinen günstigen Bescheid erhielten, so sollten die Bürger in Uniform***) und bewaffnet aufziehen und das Haus der Lola bis auf den Grund zerstören. Dem Minister Berks, der unter ihnen erschien, um ihnen Versprechungen zu machen, hielten einige die Faust vor's Gesicht und sagten: Du mußt auch fort, Du — Minister, Du und die — müssen fort. — Die Bürger, die Studenten und

*) Die Studenten wollten auf alle Weise zeigen, daß ihr Auftreten sich nicht gegen König und Regierung, sondern nur gegen Lola und ihr Treiben richte.

**) Den jetzigen Regenten.

***) Der damals noch bestehenden Bürgergarde.

Digitized by Google

das Volk, alle haben sich ausgezeichnet benommen; sie haben ihre Wut unverhohlen ausgesprochen, aber alles mit einer förmlichen Würde. Endlich hieß es, am andern Morgen acht Uhr sollten sie auf Alles Bescheid haben. Gestern Abend um sieben Uhr ist aber doch ein Volkshaufen vor die Polizei gezogen und hat den Hauptmann Bauer verlangt. Da haben sie alles zerstört und zerschlagen, um ihrer gerechten Wuth Luft zu machen. Auch vor Lolas Haus zog ein Haufe, den ein Freund des am Morgen schwer Verwundeten anführte. Das dort aufgestellte Militär ließ die Leute ohne Widerstand passiren, indem es allerdings den Buchstaben des ihm gewordenen Befehls erfüllte. Wo nämlich der eine Militärcordon quer über der Straße stand, war diese auf der einen Seite von dem Garten des Grafen B. begrenzt. Dieser ließ nun die auf die Straße führende Thür öffnen, so daß die Passanten der Straße Zutritt zu dem Garten hatten. Unmittelbar hinter dem Cordon waren einige Stangen aus dem Stacket gebrochen, so daß man durch die so entstandene Oeffnung in den abgesperrten Theil der Straße mit Umgehung des Cordons gelangen konnte. Diesem Wege nun wehrte das Militär nicht; im Gegentheil, es machte die Kommenden darauf aufmerksam, daß es zwar den Befehl habe, niemanden auf der Straße bei sich vorbei zu lassen, daß sich aber der Befehl auf das, was im Garten vorginge, nicht erstrecke.*) Nur die getreuen Gensdarmen, dreißig an der Zahl, welche ebenfalls dort standen, schlugen die Leute zurück, wobei einer wieder schwer verwundet wurde. Das Militär war ganz auf Seite der Bürger. Die Montez selbst behielt die größte Frechheit bei. Als die Gensdarmen vor ihren Augen, während sie auf dem Balkon stand, auf die Leute einhieben, rief sie, in die Hände klatschend: Très bien, Très bien. — Der Abend verging ohne weitern Exzeß; alles war gespannt auf die Antwort des Königs. Heute früh ging ich also mit E. auf die Straße, da hieß es plötzlich: In einer Stunde muß sie fort. — Ich lief nach Haus, um es R. zu sagen; wir gingen zusammen in die Nähe ihres Hauses; da hörten wir schon Geschrei und sahen eine Masse Menschen; plötzlich theilte sich die Menge, und ihr Wagen fuhr in sausendem Galopp an uns vorbei. St.'s, welche von ihren Fenstern in Lolas Hof sehen können, erzählten mir, daß sie sich bis zum letzten Augenblicke mit aller Macht gegen ihre Abreise gewehrt hat. Endlich, als das Volk sich, trotz Gensdarmen, schon anschickte, über die Mauer des Hofes und das Gitter des Gartens zu steigen, und die Gefahr, in Stücke zerrissen zu werden, ihr aus nächster Nähe drohte, gelang es ihren anwesenden Freunden, sie, immer noch unter heftigstem Sträuben, Kratzen, Beißen und Umsichschlagen, aus dem Hause zu führen und in den im Hofe bereitstehenden Wagen zu heben. B., welcher auf der Straße, dicht am Hause stand, sagte, mit einem Male seien die Flügel des Hofthors von innen aufgerissen worden und der Wagen mit den bekannten pechschwarzen Pferden davor, en pleine carrière, herausgefahren, glücklicherweise nach der Seite sich wendend, wo das Volk etwas weniger dicht stand und ein Ausweichen noch möglich war. B. sagt, es hätte ordentlich unheimlich und gespenstisch ausgesehen; die gewöhnlichen Leute erzählen sich allen Ernstes, aus den Nüstern der Pferde hätte Feuer gesprüht. Der plötzliche Entschluß des Königs ist durch die Bürger bestimmt worden. Sie haben nämlich heute ganz früh wieder eine Deputation abgeschickt, und zwar an den Minister Berks, durch welche sie auf das Bestimmteste erklärten,

*) Das erklärt vielleicht die im nächsten Briefe erwähnte letzte Pöbelhaftigkeit Lolas.

Digitized by Google

wenn die Montez nicht die Stadt verließe, würden sie mit Geschütz*) ausrücken, ihre Werkstätten schließen, Gesellen und Lehrjungen loslassen, ja im Nothfalle das Landvolk aufrufen; sie wollten nicht länger ein Spott des Auslandes sein. Der Stadtkommandant**) hat den Ausschlag dadurch gegeben, daß er sagte, er hielte es für seine Pflicht, darauf aufmerksam zu machen, daß er mit seinen durch Nachtwachen und Anstrengungen geschwächten Soldaten nichts gegen die bewaffneten Bürger thun könne Da endlich hat der König befohlen, sie solle in einer Stunde fort. Als sie also in ihrem Wagen saß, fuhr sie in vollster Carrière durch das Volk und auf Umwegen nach der Residenz. Aber alle Thore waren geschlossen, und wo sie erkannt wurde, hat man sich ihrer bemächtigen wollen. Endlich hat sie die Sendlinger Straße eingeschlagen und soll nach Starnberg sein.***) Sie ist eigentlich geflohen, denn das Volk hat die Mauern ihres Gartens überstiegen, und dann erst hat sie sich entschlossen, zu gehen. Man hat dann angefangen, das Haus zu demoliren, als — denkt Euch, der König mitten unter der wütenden Menge erschien. Er hat das Volk angeredet, ungefähr so: Er hätte heute früh aus eigener Gnade und ohne Zwang beschlossen, die Studenten da zu lassen; jetzt sollten die Leute, wenn sie ihn lieb hätten, nach Haus gehen und sollten auch ihm zu lieb das Haus stehen lassen. Das ist denn auch geschehen, aber Augenzeugen sagen, seine Stimme habe gebebt, er sei außer sich gewesen . . . .

Den 12.

Gestern Abend war es wieder sehr lebhaft auf den Straßen, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, Lola sei versteckt in der Residenz. Das ist aber nicht der Fall; denn der Graf Arco ist ihr nachgefahren bis Ebenhausen, da ist er umgekehrt; sie ist aber weiter in steter Carriere. Ihr Kutscher ist aber verkleidet gestern Abend hier gewesen und arretirt worden. Wahrscheinlich hat sie ihn hergeschickt, um zu sehen wie die Sachen stehen. Er ist ihr ganz ergeben. Es ist eigentlich unbegreiflich, daß man sie hat ohne polizeiliche Begleitung fortgelassen. Sie kann ja nun ganz in der Nähe versteckt sein. Kein Mensch weiß, wo sie ist. Es ist nur eine Stimme, wie vortrefflich sich Bürger und Studenten benommen haben. Daß sie sich mit der größten Bestimmtheit auflehnten, ist nicht zu verwundern, denn der Scandal wurde täglich größer. Der hohe Adel hat auch den innigsten Theil genommen. Man sah die ersten Adligen fortwährend auf der Straße. Es war eine merkwürdige Zeit. Ganz fremde Menschen redeten sich an, erzählten sich die neuesten Ereignisse und waren wie alte Bekannte. Ein mir ganz unbekannter Offizier erzählte mir jubelnd, er hätte soeben vom Adjutanten des Prinzen Luitpold gehört, sie müsse fort. Als die Nachricht, die erst allen ungläubig schien, sich bestätigte, wurde vor der Universität bei den Fontänen ein Faß Bier ausgeschenkt; die Studenten sangen, jubelten und ließen die Bürger hoch leben. Wo sich die Königin am Fenster sehen ließ, ist sie mit donnernden Hochs begrüßt worden. Die Gensdarmen scheinen von der Erde verschwunden; keiner darf sich blicken lassen. R. hat gesehen, wie gestern drei derselben zu Pferde von der Menge verhöhnt, mit Schmutz beworfen und ausgezischt wurden. Sie haben mehr als ihre

*) Dem der Bürgergarde.

**) Der jedenfalls durchaus mit dem Verlangen der Bürgerschaft sympathisirte.

***) Wie sich später herausstellte, vielmehr nach der Blutenburg (königliches Lustschloß bei Nymphenburg bei München) und von da nach Lindau am Bodensee.

Digitized by Google

Pflicht gethan. Einer vom hohen Adel, ich will ihn nicht nennen, doch werdet Ihr wissen, wen ich meine, wenn ich Euch sage, daß ich ihn als Tyroler naturel tanzen sah, hat, als sein Schuhmacher zu ihm kam, während die Bürger auf dem Residenzplatze standen, ihn furchtbar angefahren und gesagt: Wie können Sie sich jetzt unterstehen, hierher zu kommen. Auf dem Residenzplatz ist ihre Stelle, dahin gehen Sie augenblicklich oder Sie bekommen bei mir für keinen Kreuzer Arbeit mehr. Nun wird es Zeit, daß ich schließe; schade, daß ich Euch nicht sprechen kann, denn tausend Sachen, die Euch interessiren würden, erzählt man sich. Mayrhofer ist gestern Abend zerbläut worden und wäre vom Volke todtgeschlagen, wenn der König nicht gerade vom Haus der Lola gekommen wäre und ihn unter seinen persönlichen Schutz genommen hätte. Aber ich muß sagen, ich habe jetzt Respect vor den Münchnern. Ueberall wird nicht ein König mitten unter die wüthende Menge treten können und ganz ohne den geringsten Schutz. Wenn der König nicht gekommen wäre, stünde kein Stein mehr von Lolas Haus.*) Gestohlen ist nichts; nur ein Mensch hat einen großen Kalbsbraten durch die Menge getragen — — —"

München, Februar 1848.

„. . . Außerdem leben wir in einer interessanten Zeit; denn jede Stunde bringt Neuigkeiten. Wenn ich nur die tausend Anekdoten, Charakterzüge, komische und ernste Seiten gleich zu Papier hätte. Eine Stimme herrscht über das vortreffliche Benehmen der Bürger, die mit eiserner Festigkeit, aber würdiger Ruhe den Sieg errungen haben. Das war wirklich eine noble Revolution. Die Frechheit der Montez übersteigt aber allen Glauben. Bei ihrer Flucht ist sie noch bei der Universität vorüber gejagt und hat davor stehenden Studenten noch mit den Fäusten gedroht. Es sind ihr alle nachgestürzt, aber ihre Pferde schienen Flügel zu haben; sie erschienen allen Leuten wie böse Geister. In der Nacht hat sie noch eine Zusammenkunft mit dem Könige gehabt. Sie hat ihren Kutscher verkleidet hergeschickt, der ihm einen Brief von ihr beizubringen wußte. Seit gestern sind drei verschiedene Maueranschläge gemacht, vor denen das Publikum haufenweise steht. Einer von der Polizeidirektion versichert ihre Abreise nach Lindau; der andere spricht von dem Vertrauen, das man in das Publikum setzt, die Gensdarmen nicht weiter zu insultiren, und der dritte giebt Auskunft über die vorgefallenen Verwundungen. Heute ist die Stadt sehr lebhaft, doch keine Spur von Widersetzlichkeit zeigt sich. Die Bürger thun den Wacht- und sonstigen militärischen Dienst. Gestern Abend wurden die Auer**) gefürchtet, doch ist alles ruhig geblieben. Das Palais Landsfeld ist noch mit Cavallerie besetzt. . . . Lola Montez giebt hier noch immer viel Stoff zum Reden. Die Empörung gegen sie ist unglaublich, sie geht durch alle Klassen der Bevölkerung. Sie hatte den einen Abend den Soldaten zur Erquickung bei ihrem nächtlichen Dienst Bier und Brod geschickt. Sie nahmen aber nicht das Geringste davon. Der Graf B. schickte ebenfalls Bier in die Kaserne, was sie sehr dankbar annahmen. Lola hat, in ihrer letzten und äußersten Wuth auf die Soldaten und Offiziere, welche zu ihrem Schutze vor ihr Haus commandirt

*) Der das Haus umgebende, sehr zierlich gehaltene Hof trug die Spuren der Verwüstung; außerdem waren einige der großen Fenster zerschlagen; das berühmte gläserne Treppengebäude war wie alle Kunstgegenstände im Hause unversehrt.

**) Bewohner der Vorstadt Au (Haidhausen).

Digitized by Google

waren, hinuntergespuckt; hinter ihr am Fenster standen wieder einige Allemannen. Ein Offizier hat ihnen zugerufen, wenn sie nicht gleich vom Fenster weggingen, ließe er auf sie schießen. — — — Ueber die hiesigen Zustände könnte ich noch Bogen vollschreiben. Die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ *) bringt erbärmliche Artikel über das Vorgefallene, bis jetzt wenigstens. Wenn sie von Pöbelexcessen spricht, so hat sie total unrecht; denn vom Pöbel war nichts zu sehen; die Revolution bestand aus sehr anständigen Herren und elegant gekleideten Damen. Gestern ist der Montez ihre Equipage und ein Packwagen mit ihren Sachen**) nachgeschickt. In Augsburg hat sie gefrühstückt***) zwei Pistolen neben sich; dann ist sie mit drei Allemannen und zwei Polizei-Commissaren†) weiter gereist. In den Momenten der Angst soll sie schön gewesen sein bis zum Exceß — — —“

München, 17. Februar 1848.

„. . . Ich füge nur noch hinzu, daß München äußerlich ruhig geblieben ist, inwendig aber in natürlicher Wechselwirkung noch (jedoch muthmaßlich wohl ohne bedeutenden Erfolg) eben so kocht, als sein König, welcher laut den Adel für seinen Feind erklärt — jedem ihm Mißliebigen zuruft: Triumphiren Sie nicht! — wiederholt versichert, daß er ein Katholik, ein sehr guter Katholik, aber kein Heuchler sei — und hiermit bezeugt, daß er die letzten Begebnisse nur für eine Machination der Ultramontanen hält. — Wenn dort††) der Finanzminister†††) auch für eine Kreatur der Lola gilt, so thut man ihm Unrecht; er steht gerade auf der jetzt entgegengesetzten Seite des Fürsten Wallerstein — welcher mit dem Minister des Innern v. Berks auf Tod und Leben kämpft, und der des Sieges noch gar nicht gewiß scheint, da die Anhänger der Lola noch immer fest stehen und sich mit aller Kraft und allen Mitteln an ihre Stellung festklammern.*†) — Nach den neuesten Nachrichten ist Lola einstweilen noch in Lindau geblieben; auch die zurückgekehrten Polizeibeamten sollen dies bestätigt und mit ihrem Rapport Thränen hervorgelockt haben. Equipagen, Effekten u. s. w, sind ihr bereits nachgefolgt. Von Interesse wird Dir sein, daß der in Nr. 45 der Augsb. Allg. Ztg. begonnene ausführliche Artikel**†) über die hiesigen Vorfallenheiten, insbesondere bei der Universität, aus des derzeitigen Rektors, Hofrath Thiersch, eigener Feder ist — — —“

25. Februar 1848.

„. . . . Nun theure Schwester, muß ich Dir sagen, daß es mich freut, wenn Euch meine Briefe interessiert haben. Ich kann Euch versichern, es war eigentlich köstlich hier. Jede Stunde eine Neuigkeit, jeden Tag etwas Besonderes. Mir ist es eigentlich recht lieb, daß ich die Heldin des Tages so oft und so nahe gesehen. Jemand zu sehen, von dem ganz Europa spricht, ist und bleibt doch

*) Augsburger, jetzt Münchener Allg. Ztg., vgl. Brief vom 17./2.
**) Natürlich auch alle ihre Brillanten ꝛc.
***) Am Tage nach der Flucht.
†) Die ihr nachträglich nachgeschickt worden sind.
††) In Berlin oder Magdeburg.
†††) Der bayerische.
*†) Daher wohl auch die in vorigem Briefe erwähnte unwürdige Haltung der Augsb. Allg. Ztg.
**†) Der die Antwort auf die früheren häßlichen war.

Digitized by Google

immer interessant. Schön war sie zuweilen bis zum Exceß, nur nicht im Theater; aber auf der Straße habe ich sie famos aussehend gefunden. Zwei Tage vor ihrem Sturz erschien sie im Theater mit einem handhohen, wundervollen Brillant-Diadem, Brillant-Ringen, Armbändern, Brochen pp. Da hatte sie noch die Frechheit, dem König durch Zeichen zu verstehen zu geben, wie sehr das Publikum sich über ihren Schmuck ärgere. Denselben Abend schabte sie dem General Hohenhausen von ihrer Loge herab ein Rübchen,*) weil er den andern Tag nach Nürnberg mußte, und ihretwegen seine Entlassung als Kriegsminister erhalten hatte. Das war ihr Schwanengesang. Unvergeßlich bleibt mir ihre Flucht. Ich glaube selbst, daß es Euch bei meiner Aengstlichkeit gewundert hat, daß ich es unternahm, mich in die Nähe ihres Hauses zu begeben. Ich bin aber in dieser Zeit fortwährend herumgelaufen; ich konnte es nicht aushalten zu Haus. Es war ja auch keine Pöbelrevolution, sondern sie stand, wenn es auch an Pöbel nicht ganz fehlte, doch durchaus unter dem Zeichen der anständigen Leute, und wurde immer anständiger. Man verlor zuletzt die ursprüngliche Furcht vollständig. Manchmal kam die D. herauf und sagte: ‚Komm, komm, es ist wieder Revolution', dann beeilte ich mich, mich zum Ausgehen fertig zu machen, und that meinen ‚Revolutionsmantel' um. Studenten sah man natürlich in Unmassen, wenigstens drei Mal mehr, als hier immatriculiert sind. Mayrhofer, kurzweg genannt „der Schokolat" ist derselbe, der die große Maschine im Schaufenster stehen hat. Von der bodenlosen Niederträchtigkeit dieses Menschen könnt Ihr Euch einen Begriff machen, wenn ich Euch sage, daß er am Morgen der Abreise vom König mit einem Beutel, der 1000 Gulden enthielt, zur Lola geschickt wurde, um ihr das Geld als Reisepfennig zu überbringen. Als er hinkam, hatte sie soeben der Volkswuth weichen müssen. Da trat er aus dem Thorweg und schrie, vielleicht aus Angst, weil er sich nun plötzlich schutzlos inmitten der tobenden Menge sah, und in der Hoffnung sich einzuschmeicheln: ‚Jetzt ist die Canaille fort, jetzt schlagt's Alles z'samm!' Aber die Wirkung war eine andere, als die er erwartet haben mochte. Diese Worte, gerufen von einem Menschen, der der Montez, für ihn schimpflich genug, unendlich viel zu verdanken hatte, der noch den Tag vorher vor ihr gekrochen war, wie ein Hund, und der deshalb längst Gegenstand der allgemeinen Entrüstung und Verachtung war, riefen einen furchtbaren Ausbruch der Empörung hervor. Der Haufe fiel über ihn her und hätte ihn zermalmt, wenn nicht gerade in dem Augenblick der König auf dem Platze erschienen wäre, der Lola noch einmal sehen wollte. Dieser, der zu Fuß gekommen war, wie er ja regelmäßig zu Fuß herumgeht, nahm den Schokolat unter seinen persönlichen Schutz, und der beschmutzte, zehn Mal im Straßenkot herumgedrehte Kerl, faßte den Rock des Königs und wurde von diesem so in die Residenz gebracht. Das haben viele unserer Bekannten gesehen; vom bloßen Hörensagen glaubte ich es nicht. Trotzdem wurde er auf dem ganzen Wege von der nachfolgenden Menge mit Schmutz und Steinen beworfen, ein Steinwurf traf den König am Arm. Seitdem liegt der scheußliche Schokolat an den erhaltenen Wunden zu Bett. Charaktere sind bei dieser Gelegenheit ans Licht getreten, welche ‚arg nett' sind, wie man hier sagt. Mayrhofer ist unter ihnen aber, um mit unserer alten L. zu reden, ‚der Häupter'. . . .

---

*) Die bekannte höhnische Geste, bei der über den dem Verhöhnten entgegengestreckten Zeigefinger der linken Hand mit dem der rechten gestrichen wird.

Digitized by Google

... Wenn ich Euch doch nur einmal sprechen könnte! Ich wüßte tausend Sachen, die Euch interessierten. Aber Alles eignet sich nicht zum Schreiben. Man hat hier nachträglich noch ausgesprengt, der Kronprinz habe gewüthet und mit den Füßen gestampft über die Nachgiebigkeit seines Vaters, und die Kronprinzessin, die gute, sanfte, schüchterne Marie, habe gesagt, man hätte mit Kartätschen unter das Volk schießen müssen. Zum Glück weiß alle Welt, daß davon auch nicht eine Silbe wahr ist, und daß die Ultramontanen nur zu diesem letzten verzweifelten Mittel greifen, das kronprinzliche Paar zu verdächtigen, da sie wohl wissen, daß dort ihr Weizen nicht blüht. Diese finstere Partei sprengt allerlei unter die Leute aus, aber sie reiten sich immer tiefer hinein, und werden schwerlich diesmal siegen ..... Mit den bei Lola gefundenen Papieren soll es seine Richtigkeit haben. Mir kommt es nur deshalb unwahrscheinlich vor, weil, wenn es wahr wäre, gewiß längst Abdrücke oder Abschriften circulierten .... Bei unserem zweiten Diner war unter anderen auch der Hauptmann B., der mir viel erzählte von der jüngsten Vergangenheit. Er hatte gerade die Wache in der Residenz, als die schöne Gräfin den Auftritt an der Theatinerkirche hatte, von wo sie dann in die Wache gebracht wurde. Er ist warhaftig kein Lolianer, aber von ihrer wunderbaren Schönheit war er ganz bezaubert. Er erschien im Waffenrock. Es ist eine wahre Wohlthat für's Auge, denn die bisherigen langen Oberröcke waren nicht mehr zum Ansehen."

27. Februar 1848.

„... Gestern ging hier wieder das Gerücht, Lola sei wieder da, weil zwei Reisewagen in ihr Haus gefahren waren. Auch sind frische Blumen hingeschafft worden. Der König geht übrigens täglich zweimal in das Haus, um schöne Erinnerungen zu pflegen."

München, Anfang März 1848.

„... Du wünschst genaue Nachricht über den Aufenthalt Lolas. In diesem Augenblick weiß ich ihn nicht; aber vorgestern Nacht war sie hier. In selbiger Nacht wurde nämlich stark an einer Hausthür in der Wurzenstraße geschellt. Ein daselbst zu ebener Erde wohnender Offizier wurde davon erweckt und sah zwei Männer in die geöffnete Hausthür treten; er wurde aufmerksam, weil das Gerücht ging, das königliche Heumagazin, welches in der Nähe ist, sollte angezündet werden. Er trat mit einem Licht aus seinem Zimmer und sah deutlich, daß der kleinere der Beiden einen falschen Bart trug. Sie gingen beide eine Treppe höher, wo ein Mensch wohnt, Namens Wagerer, der durch die Montez eine Anstellung bekam. Sie sprachen sehr lebhaft französisch. Der Offizier, dem Alles verdächtig vorkam, lief sogleich auf die Polizei und holte zwei Gensdarmen. Als sie zu dem Wagerer kamen, behauptet er, die Herren seien schon wieder fort; doch nach einigem Nachsuchen zieht man den kleinen unter dem Sopha hervor, bringt ihn auf die Polizei und hier findet sich, daß man Mamsell Lola gefangen hat. Der König ist noch in der Nacht benachrichtigt, er ist auf die Polizei gegangen und hat eine zweistündige Unterredung mit ihr gehabt, dann ist sie wieder mit Gensdarmen weiter transportirt worden. Ueber die Unterredung, die jedenfalls sehr stürmisch war, sind die Meinungen getheilt. Sie wird wohl noch öfter wiederkommen ..."*)

*) Das ist nur noch einmal geschehen.

Digitized by Google

19. März 1849.

„. . . Lola war wieder hier und ist es vielleicht noch. Ein Straßenanschlag giebt zwar jedem das Recht, sie zu fangen, aber selbst das macht keinen Eindruck, da die Leute überzeugt sind, sie sei in der Residenz verborgen. Alles ist hier bewaffnet, Bürger, Studenten, Künstler u. s. w. Patrouillen ohne Zahl — — —"

München, 20. April 1849.

„. . . Der junge König hat einen schweren Stand. Der alte*) hat sich um den letzten Rest von Achtung gebracht, dadurch, daß er jetzt nach der Schweiz reisen wollte, wo seine Schöne herrlich und in Freuden lebt und Geld mit vollen Händen ausstreut. Der Zug der Abreise war schon bestimmt, doch seine Familie ist ihm so entschieden entgegengetreten, und seine beiden Adjutanten, Hunoltstein und Gmeiner, haben erklärt, sie wollten ihr Leben für ihn lassen, aber in die Schweiz gingen sie nicht mit, daß er doch davon abgestanden ist. Die Bürger haben gesagt, wenn er dahin ginge, ließen sie ihn nicht mehr ins Land zurück. Der Scandal wäre eben auch zu groß gewesen — — —"

Hiermit enden die Nachrichten über Lola. Ihre weiteren Schicksale sind bekannt. Sie ging nach Amerika und heirathete daselbst einen Redakteur, den sie bald wieder verließ; dann einen Arzt, bei dem sie bis zu seinem Ende blieb. Später hielt sie Vorlesungen über ihre Abenteuer, welche mit der Wirklichkeit zu vergleichen vielleicht interessant gewesen wäre, und starb im Jahre 1861 in Dürftigkeit und, wie man sagt, in einem ungemein erbaulichen Seelenzustande. Ihre Freunde, die Allemannen, wurden von der Studentenschaft wieder zu Gnaden angenommen. Ein Enkel des genannten Grafen Reigersberg hielt in der Versammlung, die über ihr Schicksal entschied, eine feurige Rede, in welcher er darauf hinwies, daß ein freies Volk, im Gegensatze zu Tyrannen, zu verzeihen versteht. Man dachte über sie um so milder, als sich herausgestellt hatte, daß die Meisten unter ihnen auf väterlichen Wunsch gehandelt hatten. Diese Väter, wahrscheinlich größtentheils Beamte, hatten wohl gedacht, dadurch der künftigen Carrière der Herren Söhne und — ihrer eigenen förderlich zu sein.

In München schlossen sich unmittelbar an die durch Lola Montez hervorgerufenen Unruhen die allgemeinen politischen Bewegungen des Frühlings 1848 an, welche wenige Wochen später mit der Einführung einer modernen constitutionellen Verfassung und der Abdankung König Ludwigs endeten. Daß die letztere durch die Nachwirkungen der Compromittirung des Königs zum Mindesten mit herbeigeführt worden ist, ist zweifellos; kaum minder gewiß ist, daß der Zusammenhang der ersteren Unruhen mit den letzteren überhaupt ein mehr als bloß zeitlicher war. Nirgends in ganz Deutschland war so wenig Zündstoff angehäuft, nirgends so wenig Neuerungssucht, wie in Altbayern, nirgends so wenig die zu einer politischen Revolution erforderliche Beweglichkeit vorhanden, wie in der Hauptstadt. Der Gedanke, sich gegen den König um eines höheren Interesses — zunächst des öffentlichen Anstandes willen — aufzulehnen, kam den Münchenern erst durch Lola

*) König Ludwig hatte inzwischen, infolge der weiteren politischen Ereignisse am 20. März 1848 zu Gunsten seines Sohnes Maximilian II. abgedankt.

Digitized by Google

Montez, und sie haben ihn rühmlich, mit großem Takte und erfolgreich durchgeführt. Wie die Bewegung in jedem Augenblick unbeirrt und ausschließlich auf den einen Punkt, um den es sich handelte, gerichtet blieb, wie der Widerstand gegen den König nur genau soweit ging, als es durch den Gegenstand und die Ursache des Unwillens geboten war, wie die tiefgehende Entrüstung doch zu keinen anderweiten Ausschreitungen, mit ganz wenigen, unerheblichen Ausnahmen, führte, war geradezu großartig. Die Haltung der Münchener Bevölkerung würde dem politisch geschultesten Volke Ehre gemacht haben. Es war selbstverständlich, daß das Selbstbewußtsein der Bürger mächtig gewachsen war. Sie hatten in der That einen hohen Grad von politischer Reife bewiesen. Niemand kann natürlich sagen, was geschehen wäre, wenn der allgemeinen 1848er Bewegung in München nicht die gegen Lola Montez und ihr Verhältniß zum Könige gerichtete vorhergegangen wäre; allein, es muß zum Mindesten für sehr möglich gehalten werden, daß andernfalls die Reaction sich gegen die in Franken, in der Pfalz und wohl auch in den schwäbischen Landestheilen mächtige fortschrittliche Bewegung auf Altbayern sammt der Hauptstadt, wo man sich außerdem damals noch in einem weit größerem Gegensatze zu den neueren Landestheilen fühlte als jetzt, hätte stützen können. Dann wäre die Lage sehr verwickelt worden, und hätte zu sehr verhängnißvollen Ereignissen führen können. Diese Möglichkeit war nun weggenommen.

Eine besondere und erfreuliche Wirkung des durch Lola herbeigerufenen Conflikes war die Erschütterung des Einflusses der ultramontanen Partei. Der Widerstand dieser gegen das schandbare Treiben gereicht ihr ja an sich zur Ehre. Indessen war es im allgemeinen Interesse hohe Zeit, daß die Herrschaft des Ultramontanismus in der Form, wie sie bis 1848 in Bayern geübt wurde, auf welche Art immer, ein Ende nahm. Dieser Gedanke ist es, welcher auch in einem Briefe des preußischen Gesandten in England, Freiherrn v. Bunsen: „London, 16. März 1847", also gleich nach der Entlassung des Ministeriums Abel, an den Syndikus Sieveking ausgesprochen wird: „Mit der „Times" werden Sie zufrieden sein, auch hinsichtlich der Lola Montez im letzten Artikel. Besser Lola als Loyola und besser Montez als ultra montes. Ich freue mich, daß das bayrische Volk so viel Bildung und Takt hat. Wenn der König von Bayern nur nicht zurückfällt bei den Beichten vor Ostern."

So bedeutet also der Aufenthalt der irisch-creolischen Abenteuerin in der Haupstadt Bayerns doch etwas mehr, als bloß einen Zwischenfall und einen Skandal.

König Ludwig war als Exmonarch, nachdem der Stein des Anstoßes beseitigt war, bald wieder eine volksthümliche Persönlichkeit, volksthümlicher denn vorher. —

Digitized by Google

Das weiße Haus.

Von **Herman Bang.**

(Schluß.)

Mutter, Du beugteſt Dein Haupt,
als der Schmerz kam,
und ſchloſſeſt Dein Auge
als die Dämmerung hereinbrach
für Dich und für uns Alle —
Mutter — Du —
Es werden noch immer Roſen,
Roſen und Blumen,
um die weißen Säulen geſchlungen —
Roſen, Mutter,
für die Anderen.

Aber Du konnteſt
im Winter nicht leben;
nicht wenn die Erde,
nicht wenn das Herz erſtarrt.
Du gingeſt.

Und doch und doch
blühen die glühenden Roſen —
Roſen, Roſen
blühen doch für die Anderen.

* * *

Ging man von Jeſperſens nur noch zwei Schritte weiter, ſo machte die Landſtraße eine Biegung und man ſtand auf dem Kirchenplatz.

Dort lag auch der Krug, weiß wie die Kirche, ſein Gegenüber. Nur war die Eingangsthür zum Krug grün, während das Kirchenthor ſchwarz war.

Links lag die Schmiede. Sie war ſo merkwürdig viereckig, und hatte ſonderbarer Weiſe gleichſam ein Käppchen auf: das Dach. Drinnen in der Schmiede aber war Nacht und Flammen.

Der älteſte Junge ſchlich Sonntags oft nach der Schmiede hinüber. Dann war es dort ſo ſtill und friedlich, die Wände waren wie andere Wände, die Thür war eine Thür und die Steine Steine, während der Schmied ſelber nun zu einem weißen und richtigen Manne geworden war, der heiter und breit draußen vor dem Wirtshauſe ſaß.

Er ſaß da und ſah ſich die Leute an, die zur Kirche gingen.

Digitized by Google

Kam der Montag wieder, dann war die Schmiede wieder voll von schwarzer Nacht und roten Flammen. Und nie hätte der Knabe es gewagt, dort hinein zu gehen, dort wo, wie sie erzählten, der Schmied herumging wie ein großer schwarzer Schatten, zwischen den schwarzen Schatten der Blasebälge.

Rechts kam man nach der Schule. Sie lehnte sich gleichsam freundlich an die Kirche an, stützte sich auf sie und was ihr angehörte.

Die Schultreppe war mit Sand bestreut. Die Thür zum Hause öffnete sich so weich auf ihren Angeln, und gleich im Korridor schon glänzte Alles. Die Wände, der Fußboden, die Decke — Alles. Niemand verstand es grüne Seife so unter seinen Händen zum Glänzen zu bringen, wie Küsters Tine.

Links lag die Schulstube. Sie war von einem ewigen Gesumm erfüllt. Die Kinder saßen in Reihen über ihrem A. B. C. und Katechismus, Knaben und Mädchen, jedes auf seiner Seite, wie die Mannsleute und Frauenzimmer in der Kirche. Sie schwitzten, daß man es roch, über all den vielen Kenntnissen. Der alte Küster rauchte eine Pfeife mit starkem Tabak und schwitzte mit. Er schwitzte immer, und immer hielt er den Ofen glührot.

Wenn die Mutter in den Küstergang hineintrat, hob sie die Schulstubenklinke:

„Guten Tag, Küster", sagte sie. „Na, bei Ihnen ist es aber warm".

„Guten Tag, guten Tag", antwortete der Küster. Die Kinder aber flogen in die Höhe auf ihren roten und schwarzen Strümpfen.

„Ja, freilich die vielen kleinen Poderze", sagte darauf der Küster, „die sollen schon Wärme abgeben."

Die Mutter schloß die Thüre wieder. Aber Tine hatte sie bereits, von der anderen Seite des Ganges, gehört, und machte schnell die Wohnstubenthür auf.

„Nein, aber bitte, kommen Sie doch herein, hier ist es schön warm."

In der Schule war es immer 'ne Wärme — —

„Gott bewahre, was es hier in der Schule für 'ne schwüle Luft ist", sagte die Mutter und ließ sich in einen Stuhl fallen. Es gab nirgends Stühle, in die es sich so wunderbar hineinfallen ließ wie in Küsters Stube. Sie waren so breit, mit weitgeschweiften Armlehnen, als ständen sie da nur und sehnten sich nach den lieben Leutchen.

„Das sind die Kinder", sagte Tine.

Daheim behauptete die Mutter aber, es sei ganz im Geheimen der alte Küster ebensosehr.

Drinnen in den Stuben aber, da duftete es nach Räucherkerzen, nach getrockneten Rosenblättern und Reinlichkeit.

Die Küstersfrau erschien in der Küchenthür.

„Ach, daß sie endlich mal gekommen sind", sagte sie und knixte.

„Himmel, wir sind hier ja wenigstens sieben Mal in der Woche."

Die Mutter war bereits draußen in der Küche. Sie mußte sie sehen. Küsters Küche war ihre ganze Wonne und ihr stetes Erstaunen. So viel Kupfergeschirr, und wie das glänzen konnte — Pfannen und Kessel und Töpfe die Wände entlang. Die Kaffeekanne hatte einen Bauch und stand immer auf dem Feuer.

„Sie kommt wohl nie von den Torfkohlen", sagte die Mutter.

„Ach nein", entgegnete die Küstersfrau, „es kommt ja so oft Besuch — Gottlob . . . es kennen Einen die Leute doch."

Die ganze Gegend kam auf Besuch in die Stube. Alle machten Halt vor der Thür und guckten herein.

„Man muß hinauf", sagte die Mutter, „es ist, als werde man immer erwartet. Und Küsters wissen immer was Neues — aber sie klatschen nicht."

Digitized by Google

Die Kinder waren glücklich aus dem Zeug heraus und spielten in der großen Stube Kriegen. Kein Raum war so geeignet zum Kriegenspiel. Denn er war so geräumig, als wäre es ein Saal, und alle Stühle standen dicht an den Wänden und versperrten den Weg nicht.

„Lieber Fritz", sagte die Mutter daheim zum Vater: „ich weiß nicht wie es kommt, aber Küsters Möbel haben das an sich, daß sie so freundlich aussehen."

Tine holte die Tassen hervor, und Tine kommandirte das Spiel.

„So, da purzelt der Junge wieder hin!" sagte die Mutter.

„Aufgestanden, aufgestanden, Freundchen!" rief Tine.

„Tine, was machen Sie mit Ihrem Tischzeug?" fragte die Mutter, die wieder drinnen in der Stube war, wo sie sich in einen anderen Stuhl hatte fallen lassen. Sie wechselte nämlich immer mit den Stühlen ab bei Küsters.

„Ich bekomme meines nie so weiß", sagte die Mutter und schüttelte verzweifelt den Kopf.

Ihr eigenes war ganz ebenso weiß, Küsters Tischzeug aber erschien ihr immer weißer. Alles erschien ihr am weißesten und am schönsten bei Schullehrers — mit Ausnahme der Betten. Es waren die höchsten im ganzen Dorf.

„Daß Sie in den Betten liegen können", sagte sie zum Vater.

Die Betten waren Küstermutters Stolz. Sie zeigte stets ihre Brautlaken vor. Sie hatte angefangen daran zu weben, als sie noch Mädchen war, und sie waren über Tines Taufwiege gebreitet gewesen.

„Ja, so ist es," sagte die Küstersfrau, die liebkosend über ihre Laken strich, „mit der eignen Hände Arbeit."

Kurz darauf war sie am Waffeleisen. Die Mutter spürte schon den Duft.

„Giebt's Waffeln?" sagte sie und schmunzelte.

Die Mutter zog immer die Schultern in die Höhe mit einer leichten und schnellen kleinen Bewegung, wenn sie sich auf Essen freute.

„Ach, das ist famos!" sagte sie.

Die ersten Waffeln kamen herein und der Kaffee dampfte. Die Mutter setzte sich mit einem Plumps in das Pferdehaar-Sofa, gerade unter das Bild von König Friedrich den Siebenten. Er hing dort zwischen seinen zwei gesetzmäßigen Gemahlinnen.

Die Kinder wurden ringsum auf den Stühlen vertheilt. Am Kaffee verbrannten sie sich, und ihre Augen wichen nicht von den Waffeln.

„Gieb acht auf Deine Tasse", rief die Mutter zum ältesten Knaben.

„Jesses, lassen Sie ihn doch," sagte Tine.

Die Mutter aber schüttelte den Kopf.

„Er faßt alle Dinge im Leben gleich ungeschickt an. Das wird noch mal ein Unglück."

Tine lachte, strich ihm übers Haar und sagte: „Er hats vielleicht nicht von Fremden geerbt?"

„Na, Tine", warf die Küstersfrau ein.

Die Mutter aber lachte, hob ihren schönen Hände, mit den vollen Adern, und sagte:

„Tine mag Recht haben. Meine Hände sind schön, aber sie sitzen verkehrt in den Gelenken."

Die Küstersfrau nahm sie zwischen die ihrigen und streichelte sie:

„Sie sind ja auch nicht fürs Gewöhnliche gemacht", sagte sie.

Plötzlich aber war die Mutter ernst geworden:

„Nein", sagte sie, und fast mit veränderter Stimme fügte sie hinzu: „Aber mit solchen Händen kann man sich auch nicht wehren".

Digitized by Google

Ihre Stimmung schlug wieder um:

„Nein, Tine hat Hände" sagte sie und sah bewundernd auf Tines emsige Hand hinüber, die abermals Waffeln unter die Kinder verteilte.

Sie war kräftig und doch nicht groß.

Dann fingen sie an von der Gräfin Danner zu sprechen.

„Gott bewahre, was für ein Frauenzimmer," sagte Tine.

Die Gräfin Danner war das stete Gesprächsthema der Umgegend. Das Gottorper Schloß lag ja in der Nähe, und von dort kamen der König und die Gräfin nach Sonderburg herüber. Die Gräfin trug sich stets mit der Hoffnung, endlich mal nach einem Winkel zu kommen, wo ihr in rechter Weise gehuldigt werden würde.

Wenn die Gräfin nach Sonderburg kam, wurden alle Beamten auf der Insel nebst ihren Ehefrauen zur Tafel befohlen. Die Beamten erschienen und die Frauen ließen absagen.

Die Mutter war so gut wie allein da.

„Ich will sie sehen", sagte sie. „Denn, lieber Fritz, merkwürdig ist sie doch auf alle Fälle."

Der Vater und die Mutter fuhren hin und wurden recht ungnädig empfangen. Die Gräfin kannte ihre Verwandschaft mit jenem Bischof von Seeland, den sie von ihrer Trauung her noch recht gut im Gedächtnis behalten. Die Sage ging, daß sie ihn in Friedrichsburg halb wie einen Gefangenen hätten behandeln müssen, ehe sie ihn dazu zwangen, sie zu trauen.

„Tüchtig ist sie", sagte die Mutter, als sie heim kam von der Gräfin. „Aber du meine Güte, was war sie doch dekolletiert . . . und was hat sie denn zu zeigen . . . Solche Fleischmassen zeigt man doch nicht mal einem Spiegel . . ."

Drüben in der Schule huben sie an zu singen. Der alte Küster sang vor und die Kinder antworteten ihm unverdrossen in allen Tonarten. Es war ein Begräbnispsalm.

In der Wohnstube setzten sie ihr Gespräch von Gräfin Danner fort.

Es welken dieser Erde Kränze
Und was sich hier dem Staub entwand,
Gezählt sind bald der Erde Lenze —
Selbst wo es Gott mit Geist verband.
Doch was uns kommt von oben nieder.
In Ewigkeit es blühet wieder — —

sangen sie drüben.

Die Mutter wußte so viele Geschichten von der Gräfin. Sie hörte die von ihrem Schwiegervater, der alten Excellenz, der „jene Person" aus aufrichtiger Seele haßte.

Die Mutter erzählte eine Geschichte von den Kanälen zu Friedrichsburg. Der König und seine Gemahlin machten eine Ruderfahrt. Da wurde Seine Majestät der „Freiheitskönig" plötzlich wütend.

„Werft sie in den See!" rief er.

„Werft die Bettel in den See!" schrie er.

Die Leute zögerten.

„Zum Teufel — werft die Metze in den See!" kommandierte Seine Majestät. Und die Gemahlin Seiner Majestät „mußte in den See" und ans Ufer hinein waten.

Die Mutter wollte sich vor Lachen ausschütten.

Digitized by Google

Drüben setzten sie das Singen fort. Es klang so kläglich:

Wohl jeder Seele, die ersehnet
Was nur des Engels Aug erspäht,
Die sich ans Höchste gläubig lehnet
Das Flittergold der Welt verschmäht.
Zu ihnen kommt's von oben nieder
Es lohnt die Seinen herrlich wieder.

„Ja", sagte die Küstersfrau mitten in der Gräfin-Planderei, sie dachte an den Grabpsalm —:

„Sie müssen ihn ja singen, der Chorknaben wegen, wissen Sie."

Die Mutter aber wußte noch viel mehr von der Gräfin und Seiner Majestät zu erzählen.

Und sie erzählte weiter.

Wie der König in einer Staatsratssitzung das Protokoll dem Ratspräsidenten gerade ins Gesicht geworfen habe, so daß es hart am Ohr des Justizministers vorbei geflogen sei. Aber am schlimmsten war doch das mit der Gräfin.

„Der Schwiegervater sagt, daß sie während der Staatsratssitzungen an der Thüre horcht.

„Und hinterher rapportiert sie Alles an Berling."

Stets kehrte die Mutter wieder zu dem Thema von der Gräfin zurück.

Die Küstersfrau saß und hörte zu, und Tine lachte. Drüben in der Schule waren sie zu den Vaterlandsliedern übergegangen. Der alte Küster setzte immer kräftiger ein, wenn er ans Vaterland kam.

„Aber tüchtig ist sie", schloß die Mutter, die mit der Gräfin zu Ende war.

Nichts in der Welt hatte der Mutter so imponiert wie Louise Rasmussens Tüchtigkeit.

„Mit der Häßlichkeit", fügte sie hinzu, „na, Kinder, das sage ich Euch — —"

Drüben in der Schule war es, als seien die Kinder erwacht. Hell ertönte es, die zweite Stimme voran:

O Muttersprache traute, o wonnesamer Klang,
Wo finde ich das Gleichnis, zu preisen Dich im Sang.
Die hochgeborne Jungfrau, die edle Königsbraut,
Denn sie ist jung und lieblich, aus hellem Aug' sie schaut.

„Singt mit, Kinder", sagte die Mutter und hub selber an. Der Alte hörte es von drüben und stärker erscholl die Melodie. Die klare Stimme der Mutter übertönte alle die anderen:

Sie legt uns auf die Lippen ein jedes schöne Wort,
Zum leisen Flehn der Liebe, zum Dank am Siegesort.
Wird uns das Herz zu enge und schwillt es uns vor Lust,
Verleihet sie uns Töne, erleichtert uns die Brust!

„Wie hübsch ist das", sagte die Küstersfrau, „es ist als ob das ganze Haus mitsänge."

Die Mutter lachte und lief in die große Stube hinein:

„Nein, nein, bleibt da", rief sie, „ich singe hier. Dann giebts Gesang in der ganzen Bude."

Digitized by Google

Und treibt uns in die Weite das Streben nach dem Glück,
Nach ferner Zeiten Weisheit, nach fremder Welt Geschick,
Sie lockt und zieht uns heimwärts, die Muttersprache traut,
Denn sie ist jung und lieblich, aus hellem Aug' sie schaut.

Es wurde ganz still drüben beim Schmied. Jetzt konnten sie es in der Schmiede hören, daß „die Frau die Schule singen ließ".

Der Schmied verließ seine Schmiede und schritt über den weißen Kirchenplatz. Er stand unter des Küsters Fenster und lauschte.

„Jetzt aber wollen wir hier bleiben", rief die Mutter, und alle liefen zu ihr in die große Stube hinein.

„Ja", sagte Tine, „dann spielt uns der Junge Theater vor."

Der „Junge" war der Aelteste. Er hatte ein schwarzbraunes Gesicht und Säbelbeine. Seine Stimme klang hell und spröde, wie eine Spieldose. Aber Verse konnte er. Alles, was die Mutter ihm vorlas, blieb in seinen Ohren sitzen. Er schlug um sich mit den Armen und hüpfte im Zimmer herum.

„Seht den Jungen, seht den Jungen!" rief Tine.

Der Junge spielte Hakon, und er spielte den Chevalier in „Ninon". Er mischte die Verse durcheinander, er schrie und flüsterte. Der Ofen mußte mitspielen. Der uralte Ofen des Küsters stand da mit breitem Bauch, so ernsthaft. Der Junge flog an ihm herum, beschwor ihn und donnerte ihm seine Verse entgegen.

„Seht den Jungen, seht den Jungen!" rief die Mutter und krümmte sich auf ihrem Stuhl vor Lachen.

Draußen klapperten die Holzpantoffeln der Schulkinder auf der Steintreppe. Der Schultag war zu Ende. Die Mutter lief zum Fenster um rauszugucken: drunten auf dem weißen Schnee tummelten, balgten und prügelten sich eine Schaar von Rangen.

„Die Blitzrangen", sagte der Küster, der hereingekommen war, und klopfte sich auf die Stirn mit der Spitze seiner Pfeife, die ein wenig schief war.

„Ach", erwiderte die Mutter, „sie sehen aus wie Flöhe auf einem Laken."

Der Floh war in ihren Gleichnissen ein Lieblingsthier — war überhaupt ihr Lieblingsthier. Sobald eines der Kinder sich nur rieb, sagte sie augenblicklich mit heiligem Eifer: Du hast einen Floh. Und sie entkleidete es ganz, untersuchte seinen ganzen Körper, jedes Kleidungsstück, jede Falte. Der Floh war nicht da.

Aber es war die Jagd, an der sie sich belustigte.

„Zieh Dich an, das widerliche Thier ist davongesprungen", sagte sie.

Aber war wirklich eine kleine Kreatur da, und hatte sie das Thier mit ihren schönen Nägeln gefangen, pflegte sie es lange anzusehen und darauf zu sagen:

„Laß es weiter springen".

Der Küster setzte sich in seinen großen Stuhl am Fenster. Seine Alte saß ihm gegenüber, bis es zu dämmern anfing.

„Bitte, singen Sie ein Lied", bat er dann. Es war seine ganze Wonne, wenn die Frau sang.

„Das von der Liebe", bat Tine.

„Tine ist verliebt", lachte die Mutter.

„Das von der Liebe", war eine irische Melodie. Die Worte sind unbekannt und vergessen. Nur die Mutter sang sie. Vielleicht hatte sie sie selber gedichtet. — Sie sang:

Digitized by Google

Schön ist der Sonne Licht,
und lieblich kann das Mondlicht sein,
wenn es in stiller Nacht
sich über den rinnenden Fluß
ergießet weit —
Schön ist der Sonne Licht.

Am schönsten doch
ist der Liebe Schein,
der über des Liebenden Antlitz gleitet,
wenn er unerwartet und jäh
die Geliebte erblickt.

Doch wie die Sonne sinket
und die Erde im Dunkeln läßt,
so erlischt auch der Liebe Licht
— Dann ist es Nacht.

Ach, Gottes Vaters Sonne,
sie ist barmherzig,
sie gehet wieder auf.
Das Licht der Liebe, wenn es erloschen,
erlischt für alle Zeiten.

Es ist nicht dies
daß Menschen täuschen können;
es ist nicht dies
daß Menschen verlassen wurden.
Nein, nur der Liebe Licht,
daß jäh erlosch —
Dann ist es Nacht.

Schön ist der Sonne Licht,
die Sonne leuchtet alle Tage
und Alle sehen die Sonne.
Doch der, welcher niemals schaute
der Liebe Licht
entzünden sich und jäh erlöschen,
der kennt den Tag nicht
und weiß Nichts von der Nacht.

Das Lied erstarb.

„Die alte Weise ist so schön," sagte Tine.

„Sie ist gewiß wahr," bemerkte die Mutter.

Aber der Küster sagte, hinten von seinem Stuhl, im Dunkel:

„Ja, die Liebe ist etwas, worüber man nicht nachdenkt. Sie kommt."

„Das stimmt," sagte die Küstermutter, so still aus ihrem Winkel heraus.

Einen Augenblick schwieg Alles. Darauf sagte die Alte:

„Ja, liebe kleine Frau — sehen Sie, so mag es sein. Sie kommt und sie geht. Aber es giebt wohl Menschen, denen sie die Thüre verschließt, weil sie, wenn die Liebe nicht zu Hause ist, sich nicht gedulden und abwarten . . . bis sie wiederkommt . . ."

Die Mutter antwortete nicht.

Kurz darauf hub sie wieder an zu singen — und da war ihr Antlitz aufwärts gewendet und schimmerte bleich im Dunkel; es konnte in dieses Antlitz ein Ausdruck kommen, daß es dem Gekreuzigten glich —:

Digitized by Google

„Ach, Gottes Vaters Sonne,
sie ist barmherzig,
sie gehet wieder auf.
Das Licht der Liebe, wenn es erloschen,
erlischt für alle Zeiten.

„Tine," sagte sie, und ihre Stimme klang plötzlich heiter, „jetzt wollen wir auf den Kirchhof gehen."

Das that sie oft in der Dämmerung oder bei hereinbrechender Nacht, aber stets mußten Tine und die Kinder ihr auf den Fersen folgen.

Sie zogen sich an und gingen durch die blitzende Küche in den Garten hinaus.

„Gutenacht," sagten die Alten. Sie standen in der Küchenthür.

„Gutenacht".

Der Garten war mit Schnee bedeckt. Auf den Bäumen lag der Reif. Und die kleinen Sterne funkelten in der Höhe.

„Passen Sie auf Ihre Rosen," sagte die Mutter zu Tine.

„Sie sind zugedeckt," antwortete Tine.

Sie öffneten die Gitterthür und traten in den Kirchhof ein.

Dort war tiefe Stille. Die schwarzen und die weißen Kreuze ragten aus dem weißen Schnee hervor. Ihre Namen waren im Dunkel verschwunden.

„Hier ruht man sanft", sagte die Mutter.

Durch den tiefen Schnee waren Pfade gebahnt. Die Kreuze gaben an, wo die Gräber waren. Mitten im Schnee stand die Kirche, weiß und groß.

Sie schritten weiter, um den Kirchhof herum.

Die Mutter und Tine gingen voran, die Kinder trabten im Schnee hinterdrein.

Das Licht kam nur von den Sternen über ihnen.

Tine und die Mutter sprachen von denen, die im letzten Jahre gestorben und jetzt in ihren Gräbern lagen. Sie sprachen von dem Sohne des Dorfschulzen.

„Ja, der hatte es Vielen angethan," sagte Tine.

„Das sagt man."

„Und Gott mag wissen, was sie eigentlich in ihm sahen?"

„Sahen?! Sahen?!"

Es war die Mutter, die sprach.

„Tine, die Bienen spüren, wo der Honig ist."

„Ja, vielleicht."

„In ihm war Liebesstoff," sagte die Mutter und schwieg ein Weilchen, ehe sie, indem sie vor sich hinstarrte, fortfuhr: „und sonst Nichts".

Sie setzten ihren Weg fort.

„Kommt, ihr Kinder," sagte die Mutter. Zu Tine aber bemerkte sie, und ihr Gesicht war aufwärts gewendet, ihren Sternen zu, denen sie die vielen Namen gab:

„Tine, es giebt im Leben nur zwei Dinge — die Liebe und den Tod."

Sie erreichten das große Thor. Tine zog den Riegel zurück.

„Jetzt müssen wir aber heim," sagte die Mutter.

Sie schritten heimwärts, die Kinder an ihrer Seite.

Ringsum war tiefes Schweigen, alle Häuser waren geschlossen. Menschen begegneten ihnen nicht, und die Hunde kannten sie.

Es war für die Mutter einer der schweren Tage.

Digitized by Google

Auch als sie heimkamen, wurde kein Licht angezündet, und die Mutter sprach nicht. Sie setzte sich still an das alte Klavier, dessen Tasten weiß durch das Dunkel schimmerten, und sang:

Es kommen die Jahre,
Da wir schmerzlich wissen
Des Lebens Wert.
Es kommen die Jahre,
Da wir verlieren müssen
Was uns bescheert.

Der Vater öffnete seine Thür, und die Kinder erblickten seinen hohen Schatten dort.

Es kommen die Jahre,
Da das Heer der Gedanken
Einem Leichenzug gleicht.
Es kommen die Jahre,
Da das sehnsüchtige Schwanken
Der Müdigkeit weicht.

Der Vater regte sich nicht. Es war, als stände er da in der schwarzen Finsternis wie ein schwarzes Standbild.

Es kommen die Jahre —
Da wird die Erinnerung
Selber zum Spott.
Es kommen die Jahre,
Da wir leben nicht mehr —
Ach, stürben wir, Gott — —

Der Vater schloß die Thür.

Die Mutter zuckte beim Geräusch zusammen.

„Wer ist das?" fragte sie.

„Es war der Vater," antwortete der älteste Junge aus seinem Winkel heraus.

„Mama, sing das Lied, das wir nicht verstehen."

Aber die Mutter schloß das Klavier.

Lange wurde es nicht mehr geöffnet.

— — —

Aber dann konnten Zeiten kommen, wo die Mutter nur las.

Die Thür zum Bücherschrank stand nie mehr still, ein Band folgte dem andern. Der Kutscher fuhr nach Sonderburg, und der Kutscher brachte immer Bücher mit zurück.

Sie las stets auf derselben Stelle, am Fenster, auf ihrem „Lieblingsstuhl", unbeweglich. Das Buch lag auf ihrem Nähtisch, den Kopf hatte sie in die Hände gestützt. Sie hörte die Kinder nicht, um den Haushalt kümmerte sie sich nicht. Sie verschlang nur Buch auf Buch.

Der Vater kam herein.

„Willst Du nicht ausgehen?" fragte er.

„Ich lese."

„Willst Du heute Nachmittag nicht Schullehrers besuchen?"

„Du siehst ja, daß ich lese."

Sie fuhr fort zu lesen, und die Hand schlug unablässig ein Blatt nach dem andern um.

Digitized by Google

Zuweilen aber ließ sie das geöffnete Buch auf die Kniee sinken, und mit eng gefalteten Händen starrte sie vor sich hin — schweigend, ehe sie weiter las.

Sie holte sich Bücher aus Vaters Regalen herunter. Sie las über Naturwissenschaft und Dogmatik. Sie las und las.

Der Vater ging durch das Zimmer:

„Willst Du denn gar nicht ausgehen?"

„Morgen."

„Das sagst Du jeden Tag."

„Ja, aber ich lese."

Sie las wie ein Trinker, der sich berauscht, der seinen Rausch verlängert und nicht erwachen will.

In der Dämmerung kam Tine.

„Was haben Sie gethan?" fragte Tine.

„Ich habe gelesen."

„Was?"

„Ich weiß es nicht."

Plötzlich aber konnte sie in Klagen ausbrechen, in lange und heftige Vorwürfe gegen die Bücher, die ihren Durst nicht befriedigten.

„Worüber schreiben sie denn?" sagte sie und ballte, im Lichte des Feuers, vor dem sie saßen, ihre weißen Hände, daß sie im Scheine rötlich glühend wurden, „sie schreiben schöne und dumme Worte über das was wir alle wissen, was wir alle zu denken gewohnt sind . . . über anderes schreiben sie nicht."

„Alle Bücher handeln ja von Liebe," sagte Tine.

Die Mutter lachte.

„Davon gerade handeln sie nicht."

„Oh, doch."

„Nein, denn gerade was die Liebe betrifft, verdrehen die Bücher die Thatsachen des Lebens. Sie rauben uns den Mut, der Wahrheit in die Augen zu sehen."

„Was für einer Wahrheit?"

„Der Wahrheit."

Sie schwieg einen Augenblick. Der älteste Junge lag zu ihren Füßen und schaute empor in ihr schönes Gesicht.

„Ich kenne sie," sagte sie, „aber sie — die Dichter" — und sie betonte das Wort mit stolzem Hohn, „sollten den Mut haben, sie auszusprechen . . . ich suche nach einem, der es gewagt hat."

„Sie schreiben Fabeln, die wir selber erfinden können, sie setzen Verse zusammen, die wir selber drechseln und am Klavier singen könnten . . . Die Wahrheit aber, die geben sie uns nicht . . . Ja die Buchbinder sind wohl die Einzigen, die sie durchschauen. Durch ihre Hände sind sie ja immer gegangen und sie haben es von alters her gelernt, diese Lügen in ein goldenes Gewand zu kleiden . . ."

„Freilich," fuhr sie mit einem feinem Lächeln fort, „die Buchhändler kennen sie vielleicht auch, — sie lächeln immer so verbindlich, wenn man ein Buch kauft, als ob sie sagen wollten: daß Du nicht klüger bist . . . aber bitte — kaufe nur eine neue Lüge . . ."

Sie saß noch immer mit geballten Händen da, plötzlich aber sprach sie ganz ruhig:

„Was mich wundert ist nur, daß sie alle so dumm sind, daß nicht einer von ihnen klug genug ist, sich steinigen zu lassen, weil er die Wahrheit gesagt . . ."

Digitized by Google

„Ja, aber welche Wahrheit denn?" fragte Tine, die ganz verzweifelt war, solange dieser „Leserappel" der Mutter dauerte.

Die Mutter schwieg ein Weilchen.

„Welche Wahrheit?" wiederholte sie, „der Sohn des Dorfschulzen kannte sie. Aber der konnte nicht buchstabieren, und er war wohl auch zu faul', um Dichter zu werden."

Tine, die durchaus nichts verstand, sagte ablenkend:

„Ja, faul war er in Allem, nur nicht darin, die Mädchen ins Unglück zu bringen . . ."

„Er brachte sie nicht ins Unglück," sagte die Mutter, „er liebte jene Mädchen, und hörte auf sie zu lieben — — — wenn das vorbei war . . ."

„Wenn das vorbei war?"

„Ja — die Begierde . . . denn das ist das Geheimnis: es giebt nichts als den Trieb, er allein ist Herr und Meister . . . Aber," und die Mutter machte eine Bewegung mit der Hand „laß uns nicht mehr davon sprechen . . . weshalb sollte ich die Wahrheit sagen? . . . Glauben Sie, daß wir Schnee bekommen?" fragte sie.

Ihr Antlitz war vom Feuer rot beleuchtet . . .

Die Tage nahmen zu, und auf dem Nähtisch der Mutter stand ein Glas mit Schneeglöckchen. Sie kannte die Stellen, an denen sie wuchsen und wühlte im Schnee herum, bis sie sie fand.

Die Schneeglöckchen standen dicht unter der Mauer. Tine legte sich auf die Kniee und grub mit ihren flinken Händen, die ganz rot davon wurden.

„Seht, seht!" rief sie, wenn sie das zarte Grün fand.

„Ja, wie lieblich ist das," sagte die Mutter, die am Fenster stand. „Aber wie kalt ist es noch," fügte sie hinzu und schloß das Fenster.

Das ganze Haus wurde mit Schneeglöckchen angefüllt. Die Mädchen hatten ein Glas an ihrem Fenster stehen, (es war ein vergittertes Fenster, die Mädchen wohnten wie in einem Gefängnis, aber die Knechte schlüpften wohl durch die Thür hinein) und eines Tages lief die Mutter hinaus und steckte einen Strauß in den alten Hut des Kuhhirten.

Er kam um den Kuhstall herumgeschlichen. Er schlich immer leise heran, gleichsam als wolle er die Verdauung des lieben Viehs nicht stören. Die Mutter saß an ihrem Fenster. Da fuhr sie in die Höhe.

„Jens soll Schneeglöckchen am Hut haben," sagte sie und lief hinaus.

Ueber den Hof, zum Kuhstall.

Jens wurde ganz erschrocken.

Aber die Mutter riß ihm den Hut vom Kopf und steckte die Schneeglöckchen darauf, hinter das Band.

Der Kuhhirt blieb stehen mit dem Hut in der Hand. Dann erschien auf seinem Gesicht ein breites und vergnügtes Grinsen.

Die Mutter aber, die wieder hineingelaufen war, sagte zu Tine: „Uff, wie eklich war sein Hut anzufassen."

Der Frühling meldete sich. Die Schwalben kamen, und die Anemonen sproßten hervor im Wäldchen hinter dem Lusthause der Mutter.

Dann machte es der Mutter Spaß, in den Wiesen herum zu waten.

Das Eis lag noch darauf, aber in kleine, fließende Inseln zerteilt.

Mit aufgeschürzten Röcken stand die Mutter mitten auf den Eisschollen.

„Tine, Tine, es bricht!" . . .

Tine stand mitten im Morast, ebenfalls hochaufgeschürzt, aufs Schlimmste vorbereitet.

Die Mutter flog von Scholle zu Scholle.

Digitized by Google

Bums — da lag der älteste Junge, so lang er war in der nassen Wiese.

„So, da liegt der Junge!"

Die Mutter überschaute die Situation einen Augenblick lang. Nur der dichtgeschorene Kopf des Knaben guckte aus dem Wasser hervor.

„Herr Jesus, der sieht ja aus wie ein Seehund."

Die Mutter lachte, daß sowohl sie selbst als auch die Schollen bebten.

„Tine, Tine, krieg ihn heraus, damit der Vater nichts sieht."

Tine packte den Jungen, so daß dieser ein Gebrüll ausstieß.

Die Mutter flog von Scholle zu Scholle, während sie die Arme ausbreitete wie ein Vogel, der sich zum Fliegen anschickt.

Die Knechte und der Kuhhirt kamen beide auf die Wiese heraus, um zuzuschauen. Jens grinste, daß ihm die Pfeife aus dem Mund fiel.

Lars aber, der Großknecht, äußerte, die Frau die spränge meiner Seel' ebenso famos wie die, die durch den Reifen gingen.

Lars war häufig in Flensburg gewesen und hatte dort Cirkusdamen gesehen.

„Meiner Seel', ebenso famos," sagte Lars und spreizte die Hände aus in seinen Hosentaschen.

Jens, der Kuhhirt aber hatte seine eigene Meinung von der Sache. Und die gab er folgendermaßen zum besten: Die Beine der Frau seien fast ebenso zierlich und dünn wie bei der Zicke, das könne er verbürgen.

Die Mutter sprang auf den Eisschollen herum, bis es zu dunkeln anfing. Darauf setzte sie sich mit Tine auf eine Bank, am Rande des Weges. Jenseits des Weges standen Pappeln.

„Wie glühend die Sonne untergeht," sagte die Mutter.

„Ja, es giebt Sturm," antwortete Tine.

Die Mutter sah lange auf die leise hin und her schwankenden Pappeln; sie standen so schlank gegen den Abendhimmel.

Dann sagte sie still: „Ob die Pinien wohl sehr viel anders ausschauen?"

Sie erhoben sich beide. Auf der Hoftreppe begegneten sie dem Vater.

„Was hast Du für rote Backen," sagte er, denn die Mutter war noch ganz glühend.

„Ach ja," sagte sie und holte tief Atem, „ich bin auch die ganze Strecke vom Schmied bis hierher gelaufen."

Es war dunkel in allen Stuben, und alle Thüren standen offen.

„Setzen Sie sich hierher, Tine," sagte die Mutter und Tine setzte sich mit dem Kopfe gegen den Klavierstuhl, zu ihren Füßen.

Die Finger der Mutter liefen über die Tasten hin:

„Wie seltsam, aber es ist, als ertrüge ich es nicht länger als eine Stunde ungetrübt froh zu sein." Die Läufe wurden zu einem Vorspiel, und die Mutter sang:

Jedes Kind, das Du gebierst,
Gebierst Du für die Not,
Und keimt ein neues Blatt hervor,
Es keimt nur für den Tod.

Jeder Liebesrausch, genossen,
Trägt einen Schmerz im Schoß,
Jedes Liebeswort, verflossen,
Ist aller Farbe bloß.

Jedes Glücksgespinnst, gesponnen,
Zerreißt es Dir gar bald.
Als er der Einen den Kuß genommen,
Sein Denken der Andern galt.

Digitized by Google

„Wie ist das Lied doch traurig," sagte Tine.

Die Mutter schwieg ein Weilchen, dann sagte sie:

„Wissen Sie was ich mir wünschen könnte, Tine? — Daß ich ein Lied zu schreiben vermöchte, so traurig wie das Leben."

Sie schwieg abermals, während ihre weißen Hände über den Tasten schimmerten:

„Aber es ist weise bedacht: das Glück heißt es, davon giebt es keine Mehrzahl."

„Ja, wie eigen."

Die Mutter stützte ihren Kopf in die Hand:

„Nein", sagte sie, „denn es giebt nur eins."

Der Vater ging durch die Stube, durch die Dämmerung, wie ein Schatten.

„Wollt ihr nicht Licht machen?" fragte er.

„Gleich wird es angezündet," antwortete die Mutter.

Und Tine zündete die Lampen an.

„Jetzt wollen wir Patiencen legen," sagte die Mutter und vertiefte sich stundenlang in die Karten.

„In den Karten, ja da begegnet man immer dem Coeur-Buben."

Tine sah zu, bis ihre Augen schwer von Schlaf wurden.

Neben an hörte man unablässig den Vater hin und hergehen, hin und her.

* * *

Der Frühling kam.

An kalten und klaren Abenden streifte die Mutter umher mit Tine, über die Felder mit ihrem zarten Grün, auf Hügel und Anhöhen hinauf, wo sie weit sehen konnte.

Sie liebte es dort zu stehen.

Die Luft war noch kalt und kniff sie in die Wangen, während die Sonne in einem blassen Rot unterging. Sie stand mit der erhobenen Hand über den Augen, sie beschattend, schlank gegen den Himmel, als spähe sie nach dem herannahenden Frühling.

Dann wurden die Tage milder, in den Stuben daheim standen alle Schalen voll von lieblich duftenden Veilchen, und im Küchengarten kamen an den langen Reihen von Stachelbeerbüschen feine Blätter hervor.

Die Erde auf den Feldern wurde glänzend schwarz, der Humus lag da so feucht und blank und fruchtbar — die Mutter konnte abends, wenn sie die Wege entlang gingen, Tine und die Kinder anhalten:

„Seht," sagte sie, „seht, wie die Erde atmet."

Die Frühlingssaat sproßte und keimte hervor in grünendem Gewimmel, während der Roggen dastand, stramm und schlank, und die Abendluft mit dem starken Dufte seines jungen Grüns erfüllte.

Auch die Bäume bekamen Blätter, alle Knospen sprangen, während die Luft gleichsam satter und schwerer wurde; und der erste Dunst stieg aus der lebenden Erde hervor, einem Blau des Himmels entgegen, das sich immer dunkler und und kräftiger färbte.

Die Mutter wurde von einer förmlichen Wanderkrankheit befallen.

Sie ging und wanderte rastlos umher.

Plötzlich konnte sie still stehen.

„Tine," sagte sie, „es ist, als hörte ich die Erde stöhnen."

Digitized by Google

Im Garten sprangen die Knospen der Lilien.

Hoch und schlank würzten sie die dämmernde Nacht mit ihrem süßlichen Geruch.

Vom Teich erhob sich, gesättigt mit dem Duft des Humus, der Dunst wie ein heißer Atemstrom der Erde.

Um das weiße Lusthaus schlangen sich die grünen, glänzenden Rosenranken, die Blätter entfalteten sich, während sie ihren sinnlich-herben Wohlgeruch umher streuten.

Und überall, auf allen Dächern, flogen die weißen Tauben zu einander, während in Pappeln und Gebüsch die Vögel riefen und lockten.

„Laß uns weiter gehen," sagte die Mutter.

Sie ging mit Tine den Weg hinter der Kirche, durch das Wäldchen — Paradies wurde es genannt — die Anhöhe hinan.

Die Mutter pflückte schweigend einen Strauß von den thaufeuchten Blumen.

Nun war Alles grün geworden, und von Feld und Hain, von Weihern und Sümpfen stieg ein feiner, zitternder Nebel zum dunkelnden Himmel auf.

Häuser und Höfe sahen sie unten zu ihren Füßen, auch die Umrisse der weißen Kirche, und Alles wurde in der schwangeren Feuchtigkeit, in dem Dampf und Dunst der Erde gleichsam ausgelöscht.

Die Mutter schaute zum gewölbten Himmel auf und sagte:

„Die Sterne, Tine, werden es nicht sehen."

Sie schritten zurück durch das Wäldchen.

„Wie ist die Luft schwer", sagte die Mutter.

„Es ist der Flieder," antwortete Tine.

„Laß uns über den Kirchhof gehen," sagte die Mutter.

Sie öffneten die Gitterthür und traten ein.

Alle Büsche strotzten von üppigem Laub, und die Buxbaumhecke glänzte. Hinter den weißen Mauern lag der Blumenduft dicht und schwer. Ringsum standen die stummen Kreuze.

Die Mutter blieb bald bei dem einen, bald bei dem anderen Kreuze stehen. Und in die gesättigte Luft hinaus sprach sie leise die Namen auf den Kreuzen und die Worte der Inschriften:

„Mir geschehe nach Deinem Wort."

Und sie schritt weiter:

„Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung".

Sie schritt weiter den schmalen Pfad entlang, und bog die Lilien zur Seite, als ertrage sie ihren Duft nicht.

„Jetzt haben Dorfschulzens das Grab erhöht", sagte Tine.

„Ja," antwortete die Mutter.

Sie beugte sich nieder und legte behutsam den Strauß, den sie trug, auf den frischen Hügel.

„Von ihnen, denen er das Glück brachte, und die weinen mußten", sagte sie.

„Soll es ein Dank sein?" fragte Tine.

Die Mutter anwortete nicht.

Schweigend, starr vor sich hinsehend, blieb sie vor dem frisch aufgeworfenem Grabe stehen.

Eine Fledermaus flog vorbei, sie schrak zusammen.

„Komm", sagte sie. Als sie draußen waren, faßte sie sich an den Kopf: „Tine — leben die Toten denn?" und sie versuchte zu lachen.

Digitized by Google

Unten, den Abhang entlang, hinter der Mauer gab's ein Geflüster und Gehusche.

„Ach," antwortete Tine, nun auch lachend, „das sind ja nur die Knechte mit ihren Mädchen."

Die Mutter kam nach Hause zurück, über den Hof, in ihre Stube hinauf. Es war halbdunkel darin, und alle Thüren standen offen.

„Maren, Maren!" rief sie durch das Haus.

Niemand antwortete.

Nur die Heimchen sangen vom Waschhause her am Herde.

Die Mutter öffnete die Thür zum Waschhause.

„Maren, Maren!" rief sie, über den Hof hinaus.

Sie sah nur ein paar Schatten, die im Garten nach dem Teiche zu verschwanden.

Sie schloß die Thür und ging langsam ins Haus. Ihr Gesicht erschien bleich im schwachen Dämmmerlicht, das durch die Fenster hereinfiel.

Sie setzte sich in ihren Stuhl, und mit gefalteten Händen starrte sie in den leeren Raum hinaus.

Der Vater öffnete seine Thür.

„Ist Niemand hier?" fragte er:

Im Halbdunkel antwortete sie leise:

„Ja — ich."

Und der Vater sagte:

„Ich sah Dich nicht."

Er begann in der Wohnstube auf und nieder zu gehen:

„Ich rief vorhin, aber Niemand scheint im Hause zu sein."

„Nein," antwortete die Mutter.

„Ja, wo sind sie denn — was nehmen sie sich heraus alle mit einander."

Mit einem leichten Stimmwechsel antwortete sie:

„Fritz, es ist Frühling."

Der Vater wanderte ein Weilchen.

„Du mußt sie zu Hause halten," sagte er. „Das ganze Haus steht leer, spät abends — das geht nicht an."

Die Mutter regte sich nicht, sondern indem sie den Hinterkopf an die Wand lehnte, sprach sie in die Luft hinaus, und nicht zu ihm.

„Es ist die Erde, die ihren Kindern eine Lehrerin geworden ist."

Der Vater hielt in seinem Gehen inne und setzte sich in einen Winkel. Lange saß er schweigend da.

Darauf sagte er:

„Was hast Du alles hinter Dir gelassen —"

Die Mutter antwortete nicht. Doch nach einer Weile sagte sie:

„Fritz, die Natur ist am stärksten, und es ist die Erde selber, die sie antreibt. Ja, Fritz", und sie redete heftiger:

„Je mehr ich darüber nachdenke, je sicherer sehe ich es ein, es giebt nur ein Gesetz, ein einziges und das ist: das Leben will fortgepflanzt sein."

Sie schwieg wieder einen Augenblick, dann sagte sie langsamer.

„Erinnerst Du Dich, als ich einmal Morphium bekam. Als William geboren wurde, — ich war sehr krank, und der Doktor hatte mir zu viel Morphium gegeben. Ich erwachte in einem Rausch. Ach, ich entsinne mich noch so gut: in meinem Spiegel, Du weißt, sah ich plötzlich die schönsten Bilder. Alice, die mir zunickte und Lady Lipton, und die Mutter, sie nickten mir alle zu, und ich fuhr fort in den Spiegel hinein zu starren, während sie mir alle zulächelten. —

Digitized by Google

„Ich konnte meine Augen nicht mehr vom Spiegel wegwenden. —

„Doch allmählich, Du, verwandelten sich die Bilder, sie wurden häßlich, ja grauenvoll, ich sah Dinge, die ich nicht im Dunkeln flüstern möchte, und doch fuhr ich fort hineinzustarren."

Die Mutter schwieg einen Augenblick, als beschliche sie ein Grauen.

„Zuletzt sah ich noch einen Neger mit weißen Zähnen, der seinen Kopf aus dem Spiegel herausstreckte und mit seinen dicken Lippen lachte. —

„So lockt auch uns die Natur, bis sie ihren Willen bekommt und uns an ihr Ziel führt. —

„Das glaube ich."

„An welches Ziel?"

„Die Fortpflanzung des Lebens."

„Und weshalb?"

Die Mutter sah in die leere Luft hinaus.

„Das weiß ich nicht," sagte sie. „Giebt es nicht Billionen von Sternen? Sie werden das Ziel wohl vollbringen helfen."

Sie schwieg ein Weilchen.

Dann sagte sie:

„Weshalb, Fritz, sind die Menschen so eitel? Sind wir vielleicht nicht die geringsten Dienstboten in einem großen Hause, dessen Herrschaften wir nie von Angesicht zu Angesicht sehen?

„Laß uns unsere Thränen verbergen. Wir leiden und bereiten Leiden.

„Mehr wissen wir nicht."

Der Vater erhob sich, aufgeregt.

„Dein ganzes eigenes Leben widerspricht dem, was Du da sagst; glaubst Du denn, ich wüßte nicht, daß Dein ganzes Leben eine einzige Aufopferung ist.

Die Mutter antwortete nicht sogleich, dann sagte sie unendlich milde:

„Fritz, wenn man sich über die Leere des Lebens klar geworden ist, muß man es mit etwas . . . Gleichgültigem füllen."

„Ist denn die Aufopferung auch etwas Gleichgültiges?"

„Ja — vollkommen."

Der Vater gab keine Antwort.

Es war, als glitte sein wandernder Schatten ins Dunkel hinein.

„Oder", sie sprach ruhig, wie derjenige spricht, der eine letzte Frage stellt, „macht zum Beispiel meine Aufopferung Dein Leben *eigentlich* reicher?"

Vielleicht erwartete sie eine Sekunde lang eine Antwort. Aber der Vater verblieb schweigsam, und im Dunkeln zitterten ihre Hände vielleicht einen Augenblick.

Von ihrem erhöhten Platz her kam es wieder:

„Es giebt zwar mancherlei Arten Scheinleben: in der Kunst, in der Aufopferung, in der Freundschaft, in der That; nur an *einem* Orte ist das Leben — dort, wo die Natur es gewollt hat."

Die Mutter schwieg, und in der Stube war es still.

Leise wurden draußen die Thürklinke gehoben.

Die Leute des Hauses kamen heim.

„Jetzt kommen sie wieder", sagte die Mutter. Der Vater schritt zur Thür nnd rief hinaus, seine Stimme zitterte.

Dann erscholl von der Allee her Gesang, er tönte ihnen so hell und frühlingsgesättigt entgegen.

„Ach, das ist Tine," sagte die Mutter. Und sie warf das Fenster auf.

Glühend kam des Küsters Tochter herangelaufen.

Digitized by Google

„Ich mußte hinunter, es sind die ersten Erdbeeren. Mütterchen hat sie heute Abend frisch gepflückt," und sie reichte die roten Beeren nach dem Fenster hinauf.

„Entzückende Frau," sagte sie.

Und die Mutter beugte ihr Antlitz über den Duft der Beeren.

* * *

Jeden Tag zur Mittagsstunde mußte Tine hinunter, um zu sehen, ob die Rosen sich geöffnet hätten.

Es waren die wilden Rosen, die sich um die weißen Säulen rankten an dem Lusthaus der Mutter.

„Ja sie werden bald kommen," sagte sie.

„Voriges Jahr kamen sie nicht," bemerkte die Mutter, „und da hatten wir auch keine Erdbeeren."

Rosen und Erdbeeren, beides mußte zu Mutters Geburtstag da sein.

„Voriges Jahr," sagte Tine „war nur die Kälte daran schuld."

Und sie setzten sich hinein, auf die weiße Bank und starrten über den Teich hinaus, und sprachen davon, wie es letztes Jahr und vorletztes Jahr und das Jahr vordem, und vor vielen, vielen Geburtstagen gewesen.

„Ach ja, aber damals waren Sie klein," sagte die Mutter.

Mit einem Male lachte die Mutter, daß sie sich schüttelte:

„Du lieber Gott! Sie hatten ein schottisches Kleidchen an, wie saß das an Ihrem Körper! Und niemals habe ich etwas so rotes gesehen wie Ihre Ohren, als Sie klein waren. Und so drall wie Sie waren."

Die Mutter fuhr fort zu lachen und von Tine zu sprechen, als sie Kind war.

Am allerschlimmsten aber war es an dem Geburtstag gewesen, als die dicke Madam Jespersen kopfüber in den Teich gefallen war.

„Kinder!" sagte die Mutter. „Sie saß da, recht gefährlich freilich, gerade am Rande, und plötzlich will es ihr Schicksal, daß sie kopfüber, hinterüber ins Wasser plumpst, mitsammt ihrem Stuhle, und den roten schlicht und recht Gestrickten."

Der Anblick war gräßlich gewesen.

„Man sah ja nichts als die drei Straußfedern über dem Wasserspiegel," sagte die Mutter.

„Ja, da war ich eben konfirmiert," bemerkte Tine.

Am Tage vor dem Geburtstage gab es so viel zu thun, als wäre es Weihnachten gewesen.

Tine buk und Tine knetete.

Alle Küchenfenster standen weit offen, und Maren, das Waschmädchen, die in einem wollenen selbstgestrickten Unterrock dastand, schwitzte, daß es nur so troff.

Die Knechte kamen abwechselnd herbei und stellten sich neben die Thüre, um zuzusehen.

„Marsch, aus dem Weg!" sagte Tine zu Lars dem Kutscher. Sie flog ein und aus, und rührte dabei unverdrossen den Pfundkuchen in einer Schale so groß, als solle die ganze Umgegend sich Leibschmerzen davon holen.

Die Mutter stand hilflos inmitten der Küche.

Digitized by Google

„Tine, daß es man ja genug wird. Sie wissen, was in Jespersens hineingeht, wenn sie eingeladen sind."

Die Schneebesen klangen gegen die irdenen Schüsseln, und die Marie heizte, daß der Ofen glühte.

Der Vater öffnete die Thür.

„Stella, Stella, Deine Hände."

„Aber Fritz, ich rühre mich ja nicht."

Und der Vater schloß die Thür wieder.

Die Kinder stürmten herein vom Waschhause her und füllten die halbe Küche, sie wollten den Teig schmecken.

Sie schmeckten, daß sie alle eigelbe Schnäbel kriegten.

„Und nun, marsch heraus!" sagte Tine.

„Wir schließen ab."

Die Kinder wurden vor die Thür gesetzt, die Mutter auch und sie hörten nur, draußen im Hofe, wie die Kochlöffel gingen und Tines Kommandowort.

Maren, das Waschmädchen, stimmte das Lied an von dem General Rye.

Da lief die Mutter die Allee entlang, und die Kinder folgten ihr auf der Ferse.

„Letzte, letzte!" rief sie und stürzte Allen voran.

Der Vater öffnete das Fenster.

„Stella, Deine Brust," sagte er.

„Fritz, wir laufen nur!"

Die ganze Schar stürzte weiter.

Am Ende der Allee begegnete ihnen ein Mann mit einem Leierkasten.

„Da ist ein Leierkasten!" rief die Mutter, „lieber Mann kommen Sie doch herein."

Und der Leiermann hinkte voran, die Anderen folgten hinter her, und die Mutter rief:

„Tine, Tine, hier ist ein Leierkasten!"

Der Mann fing an mitten im Hof zu spielen, die Mutter aber schob ihn weg und sagte:

„Laßt mich."

Und unter der Linde begann sie selber zu drehen, während sie laut auflachte, denn es war General Bertrams Abschiedslied, das sie leierte.

In der Küche liefen sie an die Fenster, und die Knechte erschienen in der Brauhausthür.

Der Kuhhirte Jens steckte seinen Kopf aus dem Stall heraus.

„Da spielt die Frau wahrhaftig selber," sagte er.

Der Abschiedsgesang des General Bertram war vorüber, und die Mutter leierte weiter.

„Hej, hop!" sagte sie, „jetzt kommt eine Polka! Tine, Tine, jetzt könnt Ihr tanzen."

Die Mädchen liefen heraus, Tine an der Spitze, und schweißtriebend und baarhäuptig wie sie waren, begannen sie mitten in dem Hofe um den Leierkasten herum zu tanzen. Marens Rock reichte ihr kaum bis zu den Schenkeln herab.

„So, springt! tanzt!" rief die Mutter den Knechten zu.

Aber Niemand außer Kutscher Lars wagte es; er schlich, ein bissel verlegen, heran und zog sich die Holzpantoffel von den Füßen, ehe er Tine aufforderte und mit ihr, in seinen wollenen Socken, auf dem Rasen tanzte.

„Halloh, halloh," rief die Mutter, „jetzt halten wir Erntebier."

Digitized by Google

Sie drehte den Leierkasten, daß ihr der Schweiß auf dem bleichen Gesicht stand.

Die Kinder umtosten jauchzend den Leierkasten.

„Tanzt, tanzt," rief die Mutter und die Kinder sprangen. Der lahme Leiermann aber stand lauernd da und sog den süßen Duft des frischen Gebäcks ein.

Lars hatte die Tine geschwungen, daß ihr Kattunkleid hochflatterte — viel war nicht drunter — und verbeugte sich jetzt mit schiefer Haltung vor dem Leierkasten.

„Tine, drehen Sie!" rief die Mutter.

Tine lief herbei und begann zu drehen, und die Mutter schwang sich im Tanze, während alle die Kinder schrieen.

„Mama tanzt, Mama tanzt!"

Kutscher Lars hielt die schlanke Mutter so behutsam umfaßt, als ob sie von Porzellan wäre.

„Ah, ich kann nicht mehr," sagte die Mutter. Tine aber fuhr fort zu drehen, und die Mutter rief plötzlich:

„Nein, wenn Fritz nicht zu Hause wäre, müßten wahrhaftig die Pferde heraus."

Sie wollte die Pferde heraus haben.

„Tine, am Tage vor meinem Geburtstage wird er doch nichts sagen."

Sie rief den Kuhhirten.

„Jens! Jens!"

Jens kam herangehinkt.

„Jens," sagte die Mutter und fing plötzlich zu flüstern an, „laß die Pferde heraus."

Ringsumher tanzten die Mädchen, und die Kinder schrieen, als machte ihr eigenes Geheul sie von Minute zu Minute toller.

„Da sind sie, da sind sie," rief die Mutter. Die beiden Braunen setzten mit einem Sprung aus der Stallthür heraus.

Hinterher kam „Brandy".

„Jagt sie weg, jagt sie weg!" rief die Mutter, und sie selber schwenkte ihnen ihr Taschentuch entgegen.

Die Pferde rasten umher und die Mägde tanzten.

„Nehmt Euch in Acht! Vorsichtig!" rief die Mutter. Es war ein wilder Lärm.

„Stella, Stella!" klang es plötzlich vom Fenster.

„Herrgott — Fritz!" sagte die Mutter und blieb vor Schrecken wie angewurzelt stehen.

Die Mägde verschwanden in einem Nu, als habe die Erde sie verschlungen.

„Ja," antwortete die Mutter stotternd, „Fritz, ich weiß wirklich nicht, wie es zugegangen ist."

Der Vater aber schloß das Fenster, und die Mutter sagte leise zu Tine, indem sie die Schultern in die Höhe zog, als delektiere sie sich schon bei dem Gedanken:

„Jetzt soll der Leiermann eine Tasse Kaffee haben."

„Denn, Tine, solche Leiermänner, die wissen meistens hunderte von Geschichten."

Der Leiermann kam in die Gesindestube, und die Mutter hörte seinem Geplauder stundenlang zu.

Digitized by Google

„Ja, ja — und weiter, Leiermann, weiter," sagte sie und rückte ihm immer näher auf der Bank.

Der Leiermann erzählte Geschichten von seiner Weltumsegelung.

Als er ging, bekam er einen Thaler.

„Tine, nein," sagte die Mutter voller Entzücken: wie der Mann lügen konnte. Das ist ganz wie in dem Stück im Lesebuch, wo die Negerkönigin sich zur Verdauung auf den Leib trampeln läßt:

„Das *stand* im deutschen Lesebuch, und das ist die Wahrheit, obgleich Fritz sagt, daß ich lüge. Aber kommen Sie nun," sagte sie, „jetzt gehen wir."

Sie gingen durch den Garten hinab.

Der Abend war lau und licht, und der Teich lag spiegelblank da.

Die ersten Rosen dufteten am Zaun.

„Hören Sie, wie still es ist," sagte die Mutter.

„Ja, so still." —

Von den Wiesen stieg der Dampf auf. In weiter Ferne schimmerte ihnen der Wald entgegen.

„Tine," sagte die Mutter, „hier möchte ich gern sterben."

Und an die weiße Säule gelehnt, Rosenranken auf ihrem Haar, schaute sie über Teich, Wiese und Wald hin.

„Weshalb ist die Umrahmung des Lebens so leiblich," sagte sie. Und müde sank ihre schöne Hand an die Seite herab.

— — —

Am nächsten Morgen erschien Tine um fünf Uhr. Das erste, was sie that, war die Mutter einzuschließen.

Sie drehte den Schlüssel in beiden Thüren zweimal herum — auch in der Thür zum Schrankzimmer.

Denn vor drei Jahren hatte sich die Mutter durch das Schrankzimmer, über den Boden, hinausgeschlichen, und plötzlich war sie mitten im Lusthaus gestanden: Gott, da ist die Frau, hatte Tine gesagt:

„Und Sie sind dazu noch im Nachtkleide!"

Die Mutter aber hatte alle Geschenke gesehen, ehe der Tisch fertig gedeckt war.

Man konnte die Kinder nach sechs Uhr nicht mehr in den Betten halten.

Sie *wollten* aufstehen.

Die Mutter hatte ebenfalls keine Ruhe mehr in ihrem Bett.

Sie sprang auf bloßen Füßen hinaus und schlug gegen die verschlossene Thür.

„Jetzt will ich hinaus!" rief sie.

Und sie pochte noch stärker.

Tine war aber noch nicht fertig mit dem Tisch.

Er war mit einem damastenen Tischtuch gedeckt; und der Buchstabe S sollte auf dem Tischtuch aus Rosen gebildet werden, und auf dem Geburtstagskringel in Zucker prangen.

Aus einer Papiertüte, mit Wasser und Zucker angefüllt, wurde er gepustet. Tine stand in der Küche und pustete das Kunstwerk, während sich die Kinder um sie drängten um zuzusehen.

Ihre kleinen Mäuler standen alle weit offen.

„So," sagte Tine, „jetzt puste ich."

Und mit glühendrotem Kopfe pustete sie das S auf den Kringel hinaus, während die Kinder sie anstarrten.

„So," sagte Tine, „jetzt kommt der Punkt."

Und sie pustete nochmal.

Digitized by Google

Die Mutter fuhr inzwischen fort, oben gegen die Thür zu hämmern:

„Tine, Tine!“

„Ja, ja!“ rief Tine, die den Kringel trug, „ich kann Ihnen nicht helfen, Sie müssen bleiben, wo sie sind.“

Die Mägde liefen nach dem Lusthaus hinüber mit rotangemalten Blumentöpfen in den Händen.

Sie schenkten an jedem Geburtstage der Frau einen Goldlack, der im Mägdezimmer bei der vielen nächtlichen Hitze groß gezogen war.

Alle Gaben lagen an ihrem Platze auf dem Tisch, und Tine und die Kinder nahmen die Packete in Augenschein.

Der Vater kam die Hecke entlang gewandert.

Still legte er sein Geschenk auf den Tisch, halb versteckt, und schritt wieder davon.

„Jetzt können wir die Frau holen,“ sagte Tine.

Die Kinder stürmten davon, ins Haus hinein, die Treppe hinauf.

„Mama, Mama — jetzt! —“

Und Tine öffnete die Thür.

Weißgekleidet liefen die Kinder der Mutter voraus, durch die grünen Hecken zum weißen Lusthause hinunter.

„Mama, Mama,“ klang es in einem fort.

„Mama, Mama,“ erscholl es, bis sie das Lusthaus erreichten. Und jedes der Kinder ergriff sein Geschenk und hielt es der Mutter mit ausgestreckten Händen entgegen.

„Mama, Mama, das ist von mir!“

„Mama, Mama, nein, dies ist von mir!“

Und sie standen auf den Zehen, um es ihr hinaufreichen zu können.

Einen Augenblick stand die Mutter da, weiß zwischen den weißen Kindern. Sie schaute weit über die sommerlichen Wiesen hinweg. Alles war in Licht gebadet: Himmel, Luft und Erde.

„Wie schön ist der Tag,“ sagte die Mutter.

Und sie lächelte.

Da zog sie die Hand weg — es war Tyras, der ihr die Finger leckte und sich ihr zu Füßen legte.

„Ach, bist Du es?“ sagte sie.

Und mitten im Sonnenlicht stand sie da, zwischen wilden Rosen, die Kinder um sich geschart und Tyras ihr zu Füßen.

Die Mägde kamen und die Knechte, die heute Stiefel trugen.

Sie kamen gleichsam herangeschlichen, so sonderbar geduckt in den Knieen und im Nacken, um den Teich herum — sie sahen ganz so aus, als wenn sie in der Kirche den Opferpfennig erlegten.

Die Mutter drückte ihnen die Hand, einem nach dem anderen.

Die Mägde schielten jede nach ihrem Geschenk hinüber und gingen dann weiter.

Zuhinterst kam Jens Kuhhirt herangetrottelt. Seine Hosen hingen hinten so traurig hinab, als käme er zum Kondolenzbesuch.

Wenn sie Alle mit einander fort waren, dann spülte sich die Mutter im Teich die Hände.

Tine war hinaufgegangen um die Chokolade zu holen.

„Liebe Kinder, laßt sie uns gleich trinken,“ sagte die Mutter: „dann ist es überstanden —“

Die Kinder waren weggelaufen, und sie war allein.

Digitized by Google

Still schritt sie hinein und öffnete den Brief, den der Vater auf ihren Tisch gelegt hatte.

Langsam faltete sie den Brief aus einander und las:

„Dir Glück zu wünschen, kommt mir so wunderlich vor. Aber ich wünsche Dir das Beste, was das Leben Dir geben kann."

Dein Fritz.

Die Mutter senkte das Haupt.

Es kam ihr nicht zum Bewußtsein, daß ihre Hände allmählich den Blumennamen auf dem Tischtuch zerstörten.

Darauf erblickte sie den Vater, der ihr von der Hecke entgegen schritt:

„Danke, mein Freund," sagte sie und faßte seine Hand.

Und einen Augenblick standen sie da vor den vielen Gaben — beide schweigend.

Dann glitt der Vater hinweg und verschwand in der Richtung nach dem kleinen Walde zu.

— — —

Um fünf Uhr nachmittags erschien die Bevölkerung des kleinen Ortes. Tine war nach Hause gegangen, um die Küstermama zu holen, die eine Sandtorte trug, eingewickelt in ein weißes Kopftuch.

Wenn die Familie Jespersen gesehen hatte, wie die Küstersfamilie unten beim Hofe des Dorfschulzen einbog, setzte sich Madam Jespersen mit ihren beiden Töchtern auch in Bewegung.

Madam Jespersen trug über ihrer Festperücke einen diademähnlichen Hut, an dem zwei unechte Straußfedern hin und her schaukelten.

Jungfer Stine hatte sich ein schwarzes damastenes Kleid angezogen, welches den Eindruck hervorrief, daß sie in diesem Staat konfirmiert worden sei. Uebrigens war es den Kleidern der Jungfer Stine eigen, daß sie mitunter aussahen, als wäre sie ihnen an den Handgelenken und unten herum entwachsen.

Der Geburtstag der Frau war, außer den gesetzlichen Ferien und Festzeiten, der einzige Tag, an dem Jungfer Stine sich frei machte.

Ihre Spende war eine Flasche Eau de Cologne, die die Mutter nachher in aller Stille auf zwei Flaschen verteilte und in der Gesindestube verschenkte.

Jungfer Lenchen war hellgekleidet und munter wie ein Reh. Ihr Geschenk, das in rosa Seidenpapier eingewickelt war, bestand aus einer Canevasstickerei, deren Einfassung auf den Tapezierer wartete.

Jungfer Lenchens Geschenke wurden regelmäßig im folgenden Herbst an den Bazar in Sonderburg für die Lotterie abgeliefert.

Die Frau des Dorfschulzen war nach dem Tode ihres Sohnes zum ersten Mal wieder ausgegangen. Sie war feierlich wie ein Psalmbuch. Sie hatte frühmorgens eine Kruke mit Butter geschickt.

Männliche Personen waren überhaupt nicht anwesend.

„Fritz," sagte die Mutter, an meinem Geburtstage will ich wenigstens frei sein. Ein einziger Mann ist genug um störend auf das Geklatsch einzuwirken."

Die Familie Jespersen nahm mitten im Lusthause Platz, wo Frau Jespersen, ohne zu fragen, im Handumdrehen die Geschenke untersucht hatte.

Jungfer Stine drückte ihren Männermund so hart an die Wange der Mutter, daß es fast wehe that.

Digitized by Google

Und verlegen, während sie etwas hervormurmelte, das halb einen Glückwunsch, halb eine Entschuldigung vorstellen sollte, steckte sie die Eau de Cologneflasche in die Tasche der Mutter.

„Ach Gott," sagte sie und wußte wohl selber kaum, weshalb sie es sagte, „was ist doch das Leben."

Jungfer Lenchen war lauter jugendliche Unruhe. Jedes Geschenk mußte sie in graziöser Weise an sich selber probieren.

Die Küstermama, die neben Jungfer Stine saß, erzählte, daß Madam Esbensen vorbeigefahren sei, nach Ulkeböl zu.

Madam Esbensen war die Hebamme.

„Natürlich," sagte die Küstersfrau, „sollte sie zu Sörensens. Ich sah es wohl, als sie letzthin vorbei fuhr, wie sie den Wagensitz füllte. Daß es nahe bevorstand, na, das wußte man ja."

Der Gegenstand interessierte Alle.

„Der liebe Gott behüte sie," sagte die Mutter, „es ist das neunte."

Alle redeten, außer des Dorfschulzen Frau, die in ihrem schwarzen Shawl stramm und gerade dasaß und drei Tassen Chokolade leerte.

Da sagte die Küstersfrau plötzlich, lauter als die Anderen:

„Aber sonderbar ist es, daß jedes Kirchspiel gleichsam seinen Monat hat. Hier ist es der Mai."

Die Mutter, die sich an ihnen weidete, wie ein Kätzlein, das an die Sonne kommt, lachte und fragte:

„Aber beste Madam Bölling, wie können Sie das wissen?"

„Das kann man ja in den Kirchenbüchern lesen," antwortete die Küstersfrau.

Und sie fügte hinzu:

„Aber die Todesfälle fallen am häufigsten in den November."

Jungfer Stine bemerkte, in ihrer Schule hätten die Meisten Geburstag im Dezember.

Die Mutter begann über Ammen zu sprechen, während Jungfer Lenchen sich ein Korallenhalsband umgebunden hatte und vor dem Lusthause mit Tyras spielte.

Durch viele kleine Schreie und Jauchzen gab sie zu verstehen, daß sie an dieser Unterhaltung nicht Teil zu nehmen wünsche.

Da sagte die Mutter:

„Jetzt wollen wir spielen."

Und sie erhob sich von der Bank, um Jungfer Lenchen zu fangen.

„Letzte, letzte," rief sie.

Tine flog hinterher.

„Letzte."

Die Kinder kamen hinter der Hecke hervor und liefen mit.

„Letzte."

Die Mutter war voran.

„Letzte."

Sie flogen um den Teich herum.

Jungfer Stines Eau de Cologneflasche schlug der Mutter um die Beine, bis sie sie endlich herausholte und auf den Rasen am Teiche setzte.

„Stine, Sie müssen mitspielen!" rief die Mutter.

Stine kam aus dem Lusthaus heraus und setzte in großen Sprüngen hinter Tine her.

Die Mutter lachte, daß sie sich an einen Baumstamm lehnen mußte.

Jungfer Stine sah, wenn sie lief, leibhaftig aus wie des Hühnerhändlers lendenlahme Kracke.

Digitized by Google

Mit einem Male warf die Mutter sich auf den Rasen nieder.

„Jetzt wollen wir die Stichlinge füttern," sagte sie. Und Alle warfen Krumen in den Teich hinein, wo die Stichlinge so flink im klaren Sonnenschein vorüberhuschten.

Die drei Alten blieben im Lusthause sitzen.

Madame Jespersen hatte im Geheimen die Geschenke alle betastet.

Tine bot Wein an, und die Gläser standen im Grase um den Tisch herum.

„Schenken Sie Jungfer Stine ein," sagte die Mutter. Jungfer Stine wurde immer so schwermütig, wenn sie ein paar Gläser getrunken hatte.

„Auch den Kindern," fügte die Mutter hinzu.

Die Kinder bekamen soviel Kirschwein, daß sie ganz duselig davon wurden.

Jungfer Stine aber hatte ihr Kinn in die Hände gestützt, und während die Mutter lachte, und die Kinder herumstürzten, — der älteste Junge trank alle Reste aus den Gläsern — deklamierte sie still in die Luft hinaus ein Gedicht aus einem alten deutschen Kalender.

„Bitte noch mehr," bat die Mutter.

Und Jungfer Stine deklamierte weiter mit ihrer Männerstimme — es klang, als lese sie die Messe.

Die Frau des Dorfschulzen hatte sich erhoben. Schweigend streckte sie die Hand aus zum Abschied, und die Mutter begleitete sie bis an die Hecke.

Die anderen folgten bald nach, und die Mutter sagte zu Tine:

„Räumen Sie das weg, Tine."

Sie wies auf die Gläser und Teller, und schweigend setzte sie sich in die entfernteste Ecke des Lusthauses.

„Das Alles auch," sagte sie.

Sie meinte die Geschenke, und ihre Stimme klang, als ob das bloße Anschauen der Sachen ihren Augen wehe thäte.

Tine ging umher und nahm Alles hinweg.

Die Stimmen der Kinder schallten laut draußen im Hofe . . .

Als Tine zurückkam, saß die Mutter und las in einem alten Buche.

Tine setzte sich still zu ihr.

„Was lesen Sie?" fragte sie.

„Ein Gedicht," antwortete die Mutter.

Die Mutter wendete das Blatt im Buche und als lese sie es für sich selber, wiederholte sie das Gedicht:

Ich träumte einen schönen Traum:
in der Wüste war ich.
Dort sah ich nur Sand, Sand,
nichts als Sand.
Doch plötzlich erblickte
mein erschrockenes Auge
ein furchtbares Gesicht:
die Raubthiere der Wüste
schritten in endlosem Zuge daher.
Zuvorderst gingen die Löwen
mit weißen Zähnen;
Tiger und Panther kamen
mit ihrem fleckigen Fell.
Doch hinterdrein schritten Hyänen,
Deren kranke Gier nach Aas steht.

Es waren die Triebe des Menschen,
welche die Wüste absuchten.

Digitized by Google

Doch das Traumbild wechselte.
Und ich stand einsam
auf einem mächtigen Felde.
Das Feld aber war die Erde.
Und über der Erde Rund
lagerte nächtliches Dunkel. —
Aus dem Dunkel hervor
ragte ein Kreuz, so groß,
als wolle sein gewaltiger Arm
Himmel und Erde umschlingen.
Tiefe Stille ringsum.
Nur dann und wann
Vom Kreuze ein Tropfen fiel,

Und wieder wurde es still,
bis der nächste Tropfen rann,
und abermals Alles schwieg,
bis der nächste Blutstropfen fiel.
Dein Blut war es,
Gekreuzigte Menschheit.

Die Mutter schloß das Buch.

Den Kopf an die Wand ihres Lusthauses gelehnt, starrte sie, bleich und stumm, in die Schönheit des Sommerabends hinaus.

„Tine," sagte sie plötzlich.

Und es gab einen Ruck in Tine, denn die Mutter hatte ihren Namen gerufen, fast wie einer, der um Hilfe fleht.

„Denn außerhalb Veronas giebt's keine Welt," flüsterte sie.

Nach einer Weile sagte sie:

„Tine, wissen Sie was die Wahrheit ist — wenn man in meine Seele hineinsehen könnte, wie man durch eine Glasscheibe in ein Haus sieht, so würde man zwischen all dem Hausgerät da drinnen, nicht einen Wunsch finden, keine einzige Hoffnung, nicht auch nur den Schattten einer Illusion."

„Dann wäre es besser zu sterben."

„— Sterben, Tine, ist auch nicht das Schwerste — — — an jedem Tage versuchen zu leben, das ist viel schwerer . . ."

— — —

Es wurde abends nicht mehr gesungen, und den Kindern wurde nie erlaubt, ehe sie zu Bett gingen, in ihren Nachtkleidern in der Wohnstube herum zu tanzen.

Die Tanten waren angekommen.

Sie benutzten den Ort als Aufenthalt zur Nachkur, wenn sie von der Badereise kamen.

Sie sprachen mit gedämpfter Stimme, waren schlank wie ein Licht und trugen stets Halbhandschuhe.

Sie zeigten eine große Ängstlichkeit inbetreff der Witterungsverhältnisse und führten stets den Regenschirm mit sich, aus Rücksicht auf die Möglichkeit eines Regens.

„Liebste," sagten sie zur Mutter, „ein nasser Strumpf am Fuß, und wäre es auch nur eine halbe Stunde lang, und Du hast unweigerlich Deine Bronchitis, die wochenlang dauert."

Die Mutter, die während des Nachkurbesuchs vor Angst ganz blaß aussah, sagte ja zu allem und trug Barègekleider. Eigentlich denken that sie nur, den ganzen, langen Tag, an eine Sache, ob die Kinder wohl wieder Unordnung in das Regiment von Tanten-Galoschen gebracht hätten.

Tine sah sie nur des Morgens.

Digitized by Google

Es war wie eine Art von stummer Verabredung zwischen ihnen, daß Tine während der Tantenkur aus dem Hause verschwand. Die Mutter und sie trafen sich in der Zeit fast mit Schmugglergefühlen. Des Morgens aber mußte sie da sein, um die Mutter aus dem Bett zu holen.

Die Kur der beiden Tanten forderte, daß sie ihr Lager um sieben Uhr verließen, und sie waren so präzise wie eine Domkirchenuhr.

„Nun müssen Sie aufstehen," sagte Tine.

„Ja, Liebste, wie viel Uhr ist es?"

Die Mutter liebte ihr Bett, und den Freiheitszustand, im Bett zu sein.

„Jetzt aber müssen Sie aufstehen."

„Ja — —."

Endlich war sie aus dem Bett heraus.

Wenn sie zu den Tanten hinunter kam, hatte sie eine große weiße Schürze vorgebunden und sah aus, als hätte sie ihr Haus bewirtschaftet von fünf Uhr morgens an, wenn die Buttermaschine in Gang gesetzt wurde.

Die beiden Tanten saßen, mit steifem Rücken, jede an ihrer Seite des Tisches in der Gartenstube und warteten auf ihren Thee. Sie machten, wenn sie ihren kurgemäßen Morgenspaziergang antreten sollten, völlig den Eindruck von Reisebereitschaft. Kleider und Röcke waren mittels eines Systems von Haken in die Höhe gerafft, und auf ihren Köpfen trugen sie ein paar Hüte, die einen Umfang hatten, wie der Boden eines Korbes, in dem man heutzutage die Leichenkränze verschickt.

Diese Ungeheuer waren mit Spitzen garniert, die ihnen über die Augen hinunter hingen. „Versteht sich von selbst, meine Liebe", sagten sie anläßlich der Spitzen, „das erste, was man beschützen muß, sind doch die Augen."

Die Mutter sagte:

„Sie sehen aus, als wollten sie nach Jerusalem pilgern."

Sie gingen nicht in den richtigen Garten aus Angst vor den Fröschen, die sie verabscheuten.

„Es wimmelt förmlich von Fröschen und sie hüpfen an einem empor, schrecklich ... es ist fast noch schlimmer als voriges Jahr." Außerdem war der Weg durch den Küchengarten sechs Mal hin und sechs Mal zurück gerade die richtige Entfernung für ihren Spaziergang. Während sie gingen sprachen sie nicht.

„Der Arzt in Genève hat Recht," sagte die Tante Bothilde, „man soll es nicht thun. Man soll gehen und die Nerven in Ruhe lassen".

Bei jeder zweiten Umbiegung genossen sie ein Chokoladeplätzchen.

„Das ist das Vortreffliche an der Schweizerchokolade," sagten sie, „sie stärkt, ohne einem den Appetit zu benehmen. Die Chokolade hier zu Lande hingegen, na, meine Liebe, das ist ja als hätte man den Mund voller Klumpen."

„Aber, das versteht sich, selbst in der Schweiz muß man die Marken genau zu unterscheiden wissen".

Wenn die Tanten zurückkamen, ruhten sie. Das heißt, sie schliefen zwei Stunden in wollene Decken eingewickelt.

„Liebe Kleine," sagte die Tante Bothilde, „Wolle ist das Einzige. Die Franzosen, ein Volk, das sich die Frische zu bewahren wünscht, benutzen immer wollene Matratzen".

„Ueber der Sprungfedermatratze," fügte sie nach Verlauf einer Sekunde hinzu.

„Liebe," fiel die Tante Anna ein, „Franzosen sind nun einmal Franzosen".

Die Angst der Mutter wuchs noch im Laufe des Tages. So waren die Mahlzeiten wahre Schreckensstunden. Man konnte ja nicht behaupten, daß die Kinder gerade korrekt zu Tische saßen.

Digitized by Google

Und das „Zutischsitzen" war die Spezialität der Tanten.

„Man muß mir doch Recht geben," sagte die Tante Bothilde, „daß es von großer Wichtigkeit ist. Und lernt man es nicht in der Kindheit, lernt man es nie . . ."

„Ich kann Dir die Versicherung geben, daß, wenn dieser Stockfeldt es niemals zum Staatsminister brachte — die Tanten benannten den Konseils-präsidenten mit dem Titel Staatsminister — so war es, weil er mit dem Messer aß".

Eine Stunde vor Mittag begann die große Abseifung der Kinder.

Die Mutter stand daneben, während das Kindermädchen mit den Schwämmen über die Körper der Kinder wegfuhr, als seien sie zarte Bohlen gewesen.

„Anna Margrethe", sagte die Mutter, „passen Sie ja auf die Nägel".

Anna Margrethe bürstete die Nägel, als wolle sie den Kindern die Finger-spitzen abbürsten. „Sie sind noch nicht rein," sagte die Mutter, „der Himmel mag wissen, wo Ihr wieder herum gewühlt habt".

„Und die Ohren," fügte die Mutter hinzu.

„Lassen Sie mich!"

Sie machte sich selber an die Ohren heran.

„Und hat man sie dann endlich rein," sagte sie verzweifelt, „dann werden sie rot."

Rot wurden sie.

Nun kam das Auskleiden, Flecke waren allerwärts am Zeuge.

Die Mutter rieb und rieb mit Handschuhleder und Eau-de-Cologne.

„So, in Gottes Namen, nun muß es gehen," sagte die Mutter.

Der Vater führte die Tanten zu Tische. Sie waren in schwarz und weißgestreifter Seite — ihre table d'hôte Kleider vom Bade — und trugen weite Ringe, die an den sehr abgemagerten Fingern gleichsam klapperten. Sie brachten zwei Pulverschachteln mit zu Tische.

Die Kinder starrten sie erschreckt an. Sie beleckten sich sofort.

Die Mutter führte eine lebhafte Konversation, um die Aufmerksamkeit abzulenken — sie bekam vor Aufregung hektische Flecke auf ihren Wangen — sie sprachen von Copenhagen und allen Bekannten dort:

„Ja, sieh mal," sagte die Tante Bothilde, „Christiane ist ja ungemein liebenswürdig, aber sie hat ihre Eigenheiten. Man kann ja wirklich kaum den Fuß unter ihren Tisch setzen, so fängt sie schon von den Konfessionen an."

„Kleiner", wendete sie sich plötzlich an den ältesten Jungen, „ein artiges Kind schiebt die Brust heraus und die Schultern in die Höhe, wenn es ißt. Dann sitzt man gerade . . . — Und ich finde nun," fuhr sie fort ohne Uebergang, indem sie zu Christiane und den Konfessionen zurückkehrte, „daß man solche Sachen nicht beim Essen diskutieren darf".

„Siehst Du, selbst wenn man am ersten Weihnachtstage beim Bischof zu Tisch geladen ist, so wird die Religion und was dahin gehört mit keiner Silbe erwähnt. Das paßt doch wahrlich nicht zu geschliffenen Gläsern und Porzellan."

Tante Anna benutzte die Gelegenheit, um über Krystall und Porzellan zu reden.

Sie sprach von einer Glashütte in Südfrankreich.

„Wo man, das muß ich sagen, Du," sie wendete sich an den Vater, „wirklich wunderbare Sachen bekommt . . . Aber Lieber, jetzt fällt es mir plötzlich ein, weshalb sieht man dies Jahr eigentlich Deine schönen, geschliffenen Krystallkaraffen gar nicht auf dem Tisch — Du weißt, die zum Madeira".

Digitized by Google

Das Blut schoß der Mutter ins Gesicht — bei den Tanten wurde niemals etwas zerschlagen.

„Ja, Margrethe schlug — Du entsinnst Dich — sie schlug, sie hatte das Malheur . . . die eine Karaffe . . ."

„Richtig, wo ist Eure Margrethe geblieben? Das nette Mädchen, ich entsinne mich ihrer gut" sagte die Tante Bothilde.

„Sie kam auf Abwege, leider, und da mußte sie aus dem Hause . . ."

„Sie auch," sagte Tante Anna.

Tante Bothilde aber unterbrach mit einem schnellen Blick auf die Kinder das Gespräch:

„Hm!"

Dieses einzige „Hm" klang, als würde eine eiserne Pforte zugeschlagen.

Und man redete nicht mehr von den Karaffen.

„Liebe Stella," hörte man nach einer Pause, „ein kleines Mädchen schlägt bei Tische die Füße nicht über einander."

Die Schwester zuckte so heftig zusammen, daß sie die Gabel aus der Hand verlor.

„So, da machst Du einen Klecks auf Dein Kleid, Kind," und halb entschuldigend sagte sie, indem sie sich zur Mutter wendete: „Liebste, Du weißt, derlei Dinge kommen nur vom beständigen Verbieten."

Und bei ihrem Lieblingsthema angelangt, faßte sie ihre Meinung von der Sache dahin zusammen:

„Man lehrt die Kinder nur dann anständig bei Tische sitzen, wenn man sie während des Essens die Ellbogen dicht an den Körper halten läßt."

Die Mahlzeit war zu Ende und der Kaffee sollte in der Gartenstube eingenommen werden.

Die Kinder waren aus der Eßstube mit einer Hast hinausgestürzt, daß sie draußen im Gange übereinander fielen.

„Aber," sagte Tante Anna, sie hatte kaum Platz genommen, „das kann ich nicht vergessen, Margrethe, das hübsche Mädchen . . ."

„Die Hübschen sind am schlimmsten dran," warf die Mutter ein, die den Kaffee filtrirte.

„Sag' mal," bemerkte Tante Bothilde, „es passiert ja buchstäblich jedes Jahr in Eurem Kirchspiel".

Die Mutter lächelte hinter der Maschine:

„Ja," antwortete sie, „sogar mehr als ein Mal."

Tante Bothilde war einige Minuten still.

Darauf sagte sie:

„Wir und Unseresgleichen begreifen das ja nicht. Aber Gott sei Dank, es geht uns ja Nichts an."

Die Tante Anna bemerkte:

„Na, siehst Du, es geht hier im Leben Manches vor sich . . . das Beste ist zu thun als sähe man es nicht . . . die Sache ist ja nicht so einfach. Denn die Leute haben ja keine Erziehung . . ."

Die Mutter lächelte noch immer.

„Ob die wohl hilft?" sagte sie.

Und ohne an die Tanten zu denken, fügte sie hastig hinzu:

„Das Unglück kommt vielleicht daher, daß die Natur so grausam gewesen ist, Thiere zu schaffen, welche denken. Erst paart das Thier sich, und nachher ekelt sich der Mensch davor."

Tante Bothilde wurde ganz versteinert, sie konnte kaum zu Worte kommen:

Digitized by Google

„Höre mal, Du sagst mitunter Dinge . . . Du sagst Dinge, . . . wir sind doch wohl Alle Gottes Geschöpfe."

Wenn die Tanten fertig getrunken hatten, schlummerten die Tanten.

Tante Anna legte in aller Stille das Taschentuch über ihr Gesicht.

Hatte man ausgeruht, so wurde vorgelesen. Die Schwestern wechselten ab. Um in der Uebung zu bleiben, lasen sie die belletristischen Sachen der drei großen Weltsprachen.

Tante Bothildens Lieblingsverfasser war Dickens.

„Hörst Du, Liebe, man erfährt doch etwas von den Menschen. Goethe ist gut genug. Aber auf mich wirkt er, als wäre er aus Stein."

Tante Anna zog die weiblichen Schriftsteller vor, und so wurde darüber hin und her gestritten.

„Die Sprache mag ja," bemerkte Tante Thilde, „wohl zierlich sein, aber der Inhalt, na, der Inhalt . . . es ist ja fast immer nur von der Liebe die Rede." —

„Und man kommt ja schließlich über das Stadium hinaus. Außerdem, man kann im Leben genug davon haben."

Vor dem Thee gingen die Tanten wieder spazieren. Diesmal aber in der Allee.

Nach dem Thee saßen sie während einer halben Stunde auf der Gartentreppe und tranken Luft.

„Man spricht immer vom Wasser," sagten sie. „Das Wichtigste ist die Luft. Wenn die Menschen bei offenem Fenster schliefen, würden sie hundert Jahre alt werden."

Nach Verlauf von sechs Wochen war die Nachkur beendigt. Sie reisten am selbigen Tage ab.

Das letzte, was sie unternahmen, war die Vertheilung von in Papier eingewickelten Trinkgeldern.

— — —

Wenn die Tanten fort waren, kam eine andere Zeit. Die Freundinnen der Mutter machten Besuche. Es waren die Töchter von dem Gute, auf dem sie erzogen war. Sie machten den Eindruck von fremden Vögeln, die weither kamen.

Acht Tage lang strahlten ihre Sonnenschirme auf den Gartenpfaden.

Die Fenster standen offen, so daß Haus und Garten in einander übergingen, es summte von fremden Namen, und der Briefträger brachte Briefe, deren Aufschrift niemand in der Küche herausbuchstabieren konnte.

Es war die heiterste Zeit im ganzen Jahre. Die Freundinen trugen Krinolinen, von denen die Kinder meinten, daß sie aussähen wie die großen umgekehrten Kronleuchter drüben in Copenhagen, in der Amalienstraße, und Mantillen mit langen Schleppen. Fuhren sie aber aus, hatten sie auf den Köpfen Straußfedern, ganz wie Zampa, das kleine Pferd, das sie in Augustenburg gesehen hatten, und das zu Tische sitzen und mit einer kleinen Glocke nach seinem Essen schellen konnte. Alle plauderten sie durcheinander — Mamas Freundinnen. Aber am allermeisten redete Lady Lipton.

Sie wohnte weit weg, in einem fremden Lande, und sie kannte viele von denen, welche dort die Reichsten und Vornehmsten waren. Der Vater führte sie Mittags immer zu Tisch.

Wenn sie aber gegessen hatten, tranken sie Kaffee in der Gartenstube, und dann war es Lady Lipton, welche erzählte. Sie erzählte von der Rachel, die sie liebte, und vom Kaiserhofe in den Tuillerien und von vielen fernen und sonderbaren Menschen, die sie kannte — während die Mutter lauschte.

Digitized by Google

„Erzähle weiter," bat die Mutter, und die Lady erzählte weiter; von den Dichtern des großen Landes, unter denen sie lebte, von seinen Malern, deren Gemälde sie besaß, doch am liebsten erzählte sie von einem wunderlichen und seltsamen jungen Dichter aus einem exotischen Lande, den sie in einer großen Stadt, wo allerlei Existenzen sich zusammen finden, angetroffen hatte, und dessen Bild sie auf ihrem Tisch oben im Fremdenzimmer stehen hatte. Die Mutter hörte auch am liebsten von ihm.

„Ma chère," sagte die Lady, „ich glaube, das Leben ist ihm entglitten. Er hat die Kunst vergessen, da zu sein. Er kann seinen hohen Hut nicht mehr glatt streichen, und er mag seine Handschuhe nicht mehr knöpfen, um einen Besuch zu machen; er vermag es nicht mehr, alle die mechanischen Sachen vorzunehmen, aus denen das Leben besteht: wie z. B. zu seinem Barbier zu gehen, oder seinen Kaffee in einem Kaffeehause zu trinken, oder sich mit einer liebenswürdigen Dame zu Tische zu setzen und einen gepuderten Hals zu betrachten . . .

„Das verstehe ich," warf die Mutter ein.

„Er empfindet gewiß keine Trauer," sagte die Lady, „und er ist nicht disillusioniert, denn was die Illusionen betrifft, so waren sie ganz sicher bereits von seinen Vorfahren verzehrt worden."

Sie schwieg ein Weilchen, darauf sagte sie:

„Man könnte noch am ersten sagen, daß er zu den désintéressés gehört. Die Lebensdinge sind ihm gleichsam zu lauter Gleichgültigkeiten verwelkt, zu Lächerlichkeiten oder ähnlichem, über das er sich höchstens wundern kann."

Die Lady lachte plötzlich auf.

„Niemals werde ich vergessen," sagte sie, „wie er eines Tages zu mir kam und plötzlich Le Figaro, der auf meinem Tische lag, aus einander faltete, indem er mit seiner schlanken Hand an der jämmerlichen Zeitung hinab wies, und mit unbeschreiblichem, müdem Abscheu — nein Abscheu nicht, mit mattem Erstaunen mir sagte:

„Alles das handelt vom Krieg mit China."

Die Lady saß ein Weilchen sinnend da, darauf hub sie wieder an:

„Das ist wohl die Sache, für ihn ist Alles zum Krieg mit China geworden."

Die Mutter reichte die Tassen herum.

Dann sagte sie still:

„Vielleicht liebt er — oder hat er geliebt."

Die Lady antwortete:

„Das glaube ich nicht, ma chère. — Es giebt in allen großen Ländern Menschen, denen — ja wie soll ich es sagen — die eine physische Seite der Liebe unüberwindlichen Abscheu einflößt. Sie werden Asketen aus Raffinement, und sie begehren beständig, während sie die Befriedigung verdammen. —

„René gehört zu ihnen."

„Er wird zu den Frauen getrieben, und hält er sie nur im Arm, überhäuft er sie mit Schimpfwörtern."

„Dann liebt er nicht," sagte die Mutter.

Die Lady schwieg. Darauf sagte sie:

„Ist die Liebe denn anderes als Begierde fühlen und sich dessen zu schämen?"

„Weißt Du keines seiner Gedichte?" fragte die Mutter.

„Eines weiß ich schon," antwortete die Lady.

„Sag' es uns," bat die Mutter.

Die Lady lehnte sich in ihrem Stuhl zurück, und in ihrer fremdartigen Sprache, die den Worten einen seltsamen Klang verlieh, sagte sie langsam:

Digitized by Google

Ich liebe Dich, so wie das Meer den Strand,
den weiten Strand, den es bespült,
verdeckend ihn, bedeckend ihn vollständig
mit ew'gem Kuß.

So wie der Liebende,
wenn er von ihrer Füße Sohlen
bis zu dem schönen Bogen ihrer Schläfen
die Lippen führet
den ganzen Körper der geliebten Frau entlang,
um, selig, Alles zu besitzen. . .
So liebe ich Dich —

So.
Nein, ich liebe Dich, so wie die Sonne liebt
die goldnen Abendwolken,
die ganz sie fassen und umfassen,
wenn stolz, zum letzten Mal, sie grüßet
der Erde jammervolle Herrlichkeit und stirbt.

„Du weißt noch ein anderes," sagte die Schwester der Lady.

„Ja," antwortete die Lady, „ich weiß noch ein anderes."

Und in derselben Stellung, ohne sich zu regen, sprach sie, indem ihre Altstimme sich mit weichem Klange färbte:

Wenn in den langen Nächten
ich einsam ruhe,
und niemand schaut mein Angesicht,
und niemand meine trocknen Augen —
dann denke ich:
Wenn tot ich wäre,
Du würdest kommen
und niederknieen,
dort, wo ich ruhte.
Und meine Hand, die jetzt Du meidest,
Du würdest fassen,
meine kalte Hand,
und in mein Ohr,
das Dich nicht hörte mehr,
Du würdest flüstern
mit Deiner Stimme Klang von damals:
Wie ich Dich liebte. — —
Und der Tote würde lächeln.

Die Mutter hatte sich niedergesetzt und starrte mit großen Augen vor sich hin, während sie die Hände um ihre Kniee gefaltet hielt. Dann flüsterte sie:

„Sage es noch mal, bis ich es kann."

Die Lady lachte:

„Du kannst es ja schon."

„Ja, das letzte."

Und sanft, fast unhörbar, wiederholte sie die fremden Worte, während sie noch immer die Hände um ihre Kniee gefaltet hielt:

Ich liebe Dich, so wie die Sonne liebt
die goldnen Abendwolken,
die ganz sie fassen, und umfassen,
wenn stolz, zum letzten Mal, sie grüßet
der Erde jammervolle Herrlichkeit, und stirbt.

Alle schwiegen.

Dann sagte Lady Lipton:

Digitized by Google

„Aber auf sein Bild oben hat er den Vers geschrieben, den ich am meisten liebe."

„Den weiß ich," sagte die Mutter.

Und mit einer Stimme, fast als summe sie ein Wiegenlied, sprach sie den kleinen Vers vom Bilde — vom Bild des fremden und unbekannten Dichters:

Wie die Pflanze verwelkt,
weil ihre Wurzel ohne Nahrung ist,
wie die Blume verblaßt,
weil sie die Sonne nicht erreicht,

so verwelke ich, und so verblasse ich
weil Du mich nicht liebst. — —

Sie schwiegen wieder, bis plötzlich eine von den Schwestern der Lady zu lachen anfing und sagte:

„Kinderchen, es wäre nicht so übel, von dem jungen Manne geliebt zu werden."

Und sie lachten Alle laut auf, die Mutter am lautesten, und liefen in den Garten hinaus und warfen sich ins Gras, daß die Krinolinen hoch in die Höhe stiegen.

Abends war es am allerlustigsten.

Die Freundinnen hatten Feuerwerk mitgebracht, sie brachten bengalische Flammen, blaue und grüne, in allen Büschen an, und waren nahe daran, den ganzen Garten in Brand zu stecken.

Die Mutter zündete sie mit den Schwefelhölzern an und klatschte in die Hände.

Die Kinder sahen in ihren Nachtkleidern vom Kinderzimmer aus, zu.

„Wie wunderschön, wie wunderschön," rief die Mutter.

Von allen Büschen flammte es auf, blau und grün, sie selbst stand mitten auf dem Rasenplatz. Ihr bleiches Gesicht war aufwärts gerichtet, und die Hände hielt sie empor.

Dann sagte sie plötzlich:

„Aber die Sterne sind doch schöner."

Und während die künstlichen Lichter langsam erloschen, eins nach dem anderen, und das Boskett im Finstern lag, schauten sie Alle empor, zu den klaren Sternen der Augustnacht.

„Nun zeige uns Deine Sterne," sagte Lady Lipton.

Die Mutter schüttelte den Kopf:

„Nein," antwortete sie, „laßt uns jetzt still sein."

Sie blieb stehen, und die Freundinnen wurden schweigsam wie sie.

Kurz darauf gingen sie hinein. In den Stuben war es dunkel und kühl. Sie setzten sich Alle in die Wohnstube, und niemand sprach. Schließlich sagte die Mutter:

„Ich glaube, die Sterne sind für die Traurigen da, damit sie verstehen sollen, daß es keinen Zweck hat zu trauern, denn selbst unsre Trauer ist zu klein."

Niemand antwortete.

Aber die Mutter erhob sich und setzte sich in der dunkeln Stube ans Clavier.

Die weißen Hände glitten über die Tasten, und während sie langsam — ganz langsam — einige Akkorde anschlug, sang sie halb, und halb sprach sie, zu einer Melodie, die sie selbst gefunden hatte, die fremden Worte:

Digitized by Google

Wie die Pflanze verwelkt,
weil ihre Wurzel ohne Nahrung ist,
wie die Blume verblaßt,
weil sie die Sonne nicht erreicht,
so verwelke ich, und so verblasse ich,
weil Du mich nicht liebst. — —

Alles war still.

Ueber dem Garten, über den Feldern, über allen Wiesen funkelten die Sterne des Herbstes.

— — —

Die Freundinnen reisten ab, und die Erntezeit rückte heran wo die schwerbeladenen Getreidewagen durch das Hofthor hereinrollten, und die Mutter und Tine hoch oben auf dem Fuder neben den Mägden saßen, während die Kinder sich jauchzend in der Scheune wälzten, die gefüllt wurde.

Die Mutter sprang herunter, Kutscher Lars in die Arme, und schrie:

„Halte mich, halte mich!"

Hinterher hatte sie eine solche Angst vor den Ohrwürmern, daß sie sich bis auf die Haut entkleidete.

Auch die Erntezeit verrann, und die stillen, weißen Tage des Septembers kamen, der Garten lag so leuchtend und ganz einsam da, es schwirrte kaum eine Mücke über dem Teich.

Die Mutter saß meistens auf der weißen Treppe und ließ sich von der Sonne braten, während Tine sich zu ihren Füßen im Garten beschäftigte. Die Pappeln in der Allee bekamen gelbe Blätter und wurden gleichsam höher in der dünnen, klaren Luft.

Die Mutter fröstelte:

„Wie lang die Schatten werden," sagte sie.

Tine band die Rosen auf und sah über die Rosenplätze hin:

„Ja," antwortete sie, „wir sind schon weit vorgerückt."

Die Mutter aber, die über die sonnenbeschienenen Beete hinstarrte, wo nichts sich regte, sondern Alles glänzte, Laub und Astern und die späten Rosen, sagte:

„Tine, irgendwo muß es doch Frieden geben: im Tode."

Es wurde früh dunkel, und Tine und die Mutter und die Kinder gingen durch die Allee über die Felder hin, wo die Brombeerranken in den Gräbern wucherten.

Sie begegneten niemandem, überall war es still. Hinter sich sahen sie, wie die Lichter des Dorfes, eins nach dem anderen angezündet wurden. Dann läuteten die Abendglocken.

Die Mutter blieb stehen; die Kinder hatten sich an sie angeschmiegt. So weit sie um sich blickte, lagen nur die weiten Felder dort im stummen Halbdunkel der Lichter vom Dorfe. Der Himmel war finster und ohne Sterne.

Lange redete niemand von ihnen. Dann sagte die Mutter, die im Dunkel noch höher und schlanker erschien:

„Wissen Sie, Tine, hier sollte man die Menschen hinführen, welche leiden."

Kurz darauf aber sagte sie — und ihre Stimme klang unbeschreiblich traurig:

„Und doch, es würde nichts nützen. Ich glaube, daß die Schönheit der Erde nur das Leiden der Seele erhöht:

Es giebt keinen Trost." —

Sie schritten weiter über die dämmernden Felder. Die Glocken hatten aufgehört zu läuten und kein Laut erscholl, außer dem Bellen einiger Hunde. Dann erstarb auch das.

Digitized by Google

„Laßt uns nach Hause gehen," sagte die Mutter. Aber als sie heimkamen, spielten die Kinder in der Wohnstube Cirkus in ihren Nachtkleidern. —

Die Pfarrer aus der Nachbarschaft kamen und spielten L'Hombre. Sie kamen herangerasselt in alten Kaleschen, mit dicken rotbackigen Kutschern auf dem Bock, der Spieltisch wurde in Vaters Stube aufgestellt, wo der L'Hombre gespielt wurde, während man vor Rauch aus den langen Pfeifen nicht die Hand vor Augen sehen konnte.

Der alte Fangel fluchte und schwur, daß die Bücher auf den Regalen bebten und Mynsters Betrachtungen tanzten. Die Kinder, die nicht schlafen konnten, sprangen aus ihren Betten und bekamen Zwetschen um wieder ins Bett zu gehen.

Die Mutter spielte unaufhörlich Klavier.

Der Morgen konnte anbrechen und die Pfarrer spielten noch.

„Jetzt wird die letzte Partie auf dem Rasenplatz gespielt," sagte der alte Fangel.

„Ja, thut es, thut es," sagte die Mutter.

Die geistlichen Herren verließen ihre Stühle — etwas unsicher waren sie auf den Beinen — und zogen durch die Wohnstube.

„Herr Jemini," sagte Fangel, „so sieht man denn endlich mal die liebe Sonne Gottes wieder."

Sie wackelten die Gartentreppe hinunter, ihre Toddygläser wurden auf den Rasen gestellt, und auf dem Bauche liegend spielten sie und schlugen dabei mit den fetten Händen ins Gras.

Die Mutter aber saß auf der Gartentreppe und lachte, lachte —

Doch legte sie dem alten Fangel eine wollene Decke über.

Aus dem Dorfe kamen Leute die Allee hinauf und gingen an ihnen vorüber.

„Guten Morgen," sagten sie und lüfteten still den Hut vor den geistlichen Herren.

„Guten Morgen, guten Morgen," grunzte der alte Fangel.

Die Sonne aber konnte hoch am Himmel stehen und die Pfarrer spielten noch immer.

— — —

Die Tage wurden kürzer, an den Bäumen lichtete sich das Laub und die allerletzten Rosen froren am weißen Hause entlang.

An der Wand gen Süden hingen noch die Trauben, voll und groß.

Die Mutter untersuchte sie jeden Tag.

„Morgen wollen wir sie abnehmen," sagte sie zu Tine.

Am folgenden Tage wurde eine Leiter herbeigeschleppt und auf der obersten Stufe stehend pflückte sie, einen Korb in der Hand, die reichen schweren Trauben.

Nun aß sie, und nun warf sie Tine die Trauben an den Kopf:

„Nimm sie, fang sie!" rief sie.

Die Leiter wurde weiter gerückt und sie pflückte und pflückte.

Zu alleroberst stand sie. Aus Scherz hielt sie eine Traube an ihr dunkelschimmerndes Haar, während sie eine andere in der erhobenen Hand hielt. Die Sonnenstrahlen fielen auf sie, auf die funkelnden Trauben, auf das glänzende Haar.

Der Großknecht ging vorüber und blieb stehen.

Da warf ihm die Mutter die Traube gerade ins Gesicht:

„Ja, schön kann ich aussehen," sagte sie und stieg die Leiter hinunter.

Sie ließ die Leiter wegnehmen und Tine begann die Trauben zu zählen.

Die Mutter stand lange und betrachtete den nackten Weinstock.

Ihr Gesicht war ganz verändert:

Digitized by Google

„Jetzt ist es vorbei," sagte sie.

Sie ging hinein ohne die Trauben zu beachten, und blieb lange, die Hände im Schoß, in ihrem Lieblingsstuhl am Fenster sitzen, ganz im Dunkeln.

Der Vater rief aus seiner Stube — aber sie antwortete nicht.

Draußen in der Küche hörte man Tine mit den Trauben herumwirtschaften, und die Stimmen der Leute, die herein mußten, um auch ihr Urteil über die Ernte abzugeben. Tine kam in die Wohnstube und berichtete, wie viel Trauben es gewesen.

„Das waren ja viele," sagte die Mutter.

„Ja — zehn mehr als voriges Jahr," antwortete Tine.

„So."

Im Hofe war es ganz finster.

Jens, der Kuhhirt, hatte seine Laterne angezündet, als er zum Vieh hineinging.

Indem er die Thür öffnete, brüllten die Kühe mit langgezogenem „Muh".

Die Mutter erhob sich von ihrem Platz. Wie ein Schatten glitt sie durch das Dunkel der Stube. Sie setzte sich ans Klavier.

„Sind Sie es Tine?" fragte sie.

„Ja, liebe Frau."

„Wissen Sie, ich saß eben und dachte daran, wie die Menschen glücklich sein könnten."

„Aber es giebt ja auch überall glückliche Menschen," antwortete Tine.

Die Mutter erhob ihr bleiches Gesicht und sagte langsam:

„Es giebt genügsame Menschen, Tine, das mag wohl sein."

Tine dachte ein Weilchen nach.

„Ja, Gottlob, es giebt ja so viele Arten von Glück," sagte sie.

Die Mutter schwieg. Dann sprach sie:

„Nein Tine, es giebt nur ein Glück, und der ist vielleicht am glücklichsten, der es nie gekannt hat."

„Das verstehe ich nicht," sagte Tine.

„Ja, denn es dauert nicht."

Eine Weile schwiegen sie beide. Dann glitten die schönen Hände der Mutter hin über die Tasten, und mit gedämpfter Stimme, während man den Vater an seiner Thür wie einen Schatten stehen sah, sang sie:

Wie die Pflanze verwelkt,
weil ihre Wurzel ohne Nahrung ist,
wie die Blume verblaßt,
weil sie die Sonne nicht erreicht;
so verwelke ich, und so verblasse ich,
weil Du mich nicht liebst.

Der Gesang hörte auf.

Draußen war es Nacht. Drinnen war es dunkel.

Die Mutter erhob sich.

„Zünden Sie die Lampe an, Tine," sagte sie. „Die Kinder müssen ins Bett und das Abendbrot für die Leute muß hergerichtet werden."

Digitized by Google

Moderne Zeichner.

Von **Friedrich Fuchs.**

Die moderne Illustration ist das Erzeugniß der Schnellpresse. Das Facsimile einer malerischen Zeichnung in beliebig hoher Auflage und kurzer Lieferfrist drucken zu können, war die künstlerisch zu lösende Aufgabe. Der mit einer besonderen Tusche und Kreide behandelte Stein Senefelders gab zwar beabsichtigte Wirkungen her, aber die ungefüge, in ihrer Zerbrechlichkeit und Seltenheit überdies kostbare Kalkplatte ließ sich in den homogenen Apparat der Buchdruckpresse nicht einschalten. Da war die Erfindung der Zinkhochätzung der große Schritt. Anfangs freilich war man schon zufrieden mit der graphisch getreuen mechanischen Wiedergabe einer Strichzeichnung ein billiges und bequemes Surrogat des mühsamen Holzschnittes an die Hand bekommen zu haben. Die Entdeckung des galvanoplastischen Princips jedoch, das eine Herstellung klarer und unverwüstlicher Clichés ermöglichte, ließ — im Zusammenhang auch mit der Stereotypie — jene Errungenschaft nicht allzu großartig erscheinen. Erst als es mittels eines in die Camera obscura zwischen Objektiv und Platte eingestellten Drahtnetzes, des sogenannten Rasters, gelang, das Lichtbild in Kornpünktchen zu zerlegen, durch welche die Tonschattirungen in Hochätzung nuancirbar wurden, da hielt man alle Mühsal, Willkür und Unzuverlässigkeit, die der Arbeit der Holzschneider und Steinzeichner anhafteten, für glänzend überwunden. Aber das gerade Gegentheil trat ein. Nie war das Verlangen nach edlen Reproduktionen lebhafter als nun, nachdem die illustrirten Zeitschriften, die Kataloge der Museen und Kunstausstellungen sich aufs Ueppigste mit den autotypischen Nachbildungen ausgestattet hatten. Für die prompte Mittheilung der photographischen Momente des Tags und der Woche mögen die flauen oder aber roh aufgefrischten Netzdrucke ein banausisches Befriedigungsmittel und für oberflächliche Veranschaulichungen praktische Behelfe sein, für allen höheren Zweck und Sinn bedeuten sie Entstellungen und Fälschungen. Desgleichen der gesegnete Dreifarbendruck. Die Künstler nun, die die neuen technischen Möglichkeiten ihren Absichten nutzbar zu machen versuchten, strebten darnach, den Vervielfältigungen den trivialen Charakter der Autotypie zu nehmen und ihnen das reizvoll Unmittelbare der persönlichen Handschrift zu erhalten. Sie verzichteten auf die zarten Mischtöne der Palette und die weichen Wischtöne von Kreide, Kohle und Graphit; die

Digitized by Google

Zeichnung selber mußte das zur lichtchemischen Uebertragung nothwendige ätzbare „Korn" haben. Dann war man stets Meister seiner Absichten. Es kam darauf hinaus, die Eigenheit der Lithographie, deren Ausdrucksfähigkeit durch die brillanten Plakatkünstler, die Chéret, Steinlen und Toulouse-Lautrec gesteigert worden war, auf das neue Verfahren anzuwenden. Nun wars für den Zeichnenden ein glücklicher Umstand, daß er nicht mehr mit dem plumpen, höchst anspruchsvollen Stein sich abzugeben hatte, sondern mit dem so willigen und gegen alle Behandlung so wundervoll gleichgiltigen Papierblatt umspringen konnte. Und mit der Lust am spielerischen Experiment, die jedem rechten Maler im Blute sitzt, machte man sich daran, herauszulocken, was in Werkzeug und Material an heimlichen Kräften steckte: man grundirte und schabte, sprenkelte und schablonirte und zeichnete durcheinander mit Feder, Pinsel und Stift. Das Wichtigste war aber, daß jemand die Kreide entdeckte, die sich auf dem Papier nicht verwischte, nämlich die lithographische.

Diesen Dingen Wichtigkeit beizumessen, hat Gründe; nicht nur, weil Kennerschaft die Zahl der Genüsse vermehrt. Materiell, wie schon alle Bilderkunst ist und formalisierend, wie alles natürliche künstlerische Empfinden, hat das Technische eine noch wesentlichere Bedeutung da, wo es nicht nur Mittel sondern Bedingung ist. Und außerdem: wir Alle haben mal — mags auch lange her sein — an uns selbst erfahren, wie beim Benutzen einer neuen Schreibfeder, beim Einweihen eines neuen Aufsatzheftes ein kleines Lustgefühl auch die geistige Leistung beförderte. Nun erst beim Zeichner, dessen Handwerkszeug sein Organ ist und bei dem Strich und Druck Sprache, Stil und seelische Kraft ausmachen!

Der Zeichner darf jeden Gedanken haben, er darf sagen, was ihm einfällt. Denn die Tendenz, die den großen Gegenstand profanirt, ist hier der Bildzweck. Die Zeichnerei ist darum auch eine von anderer Kunst durchaus unterschiedene Sache. Natürlich muß man zwischen den gelegentlichen Griffelstudien des Malers und einer absoluten, auf das Papier angewandten Kunst wiederum auseinander halten; zum Beispiel die wunderbaren Portraitzeichnungen des jüngeren Holbein, die der Louvre bewahrt, sind etwas ganz anderes als seine Sinngedichte vom Tanz des Todes. Die Blattkunst hat so eigenen Ursprung und gesonderte Existenz, so sehr ihre natürlichen Freiheiten und Grenzen, daß es japanische Holzdrucke giebt, die sich von altdeutschen im Wesen nur als Temperamentäußerungen markiren. Denn hier wird auch Technik zur Tendenz. Die konsequente Zeichnung ist eine Karrikatur, und die logische Karrikatur ist ein Ornament. Seid man Töpfe und Wände mit Geschichten bemalte, bis daß man Handschriften und Bücher mit Bildern schmückte, bestehen unveränderlich die nämlichen Grundsätze; von den Assyrern und Aegyptern bis auf Crane und Beardsly, Valloton und Jossot, Thomas Theodor Heine und Bruno Paul.

Eine eigenthümliche Kunst verlangt ursprünglich begabte Künstler. Albrecht Dürer, „inwendig voller Figur," war eben erst in zweiter oder dritter Linie Maler. Zu jener Zeit, als Kunst und Handwerk noch miteinander gingen, fanden Talente eher ihre richtige Anwendung. Nachdem sich allgemach bei den Pinselführern ein zünftiger Hochmuth ausgewachsen hatte, schämte man sich des Werkelns und überließ es Händen, die eben so gut zur ehrsamen Schusterei getaugt hätten. Eine Pause von dreihundert Jahren trat ein, während der sich die Maler, wenn ihnen nebenher etwas einfiel, höchstens damit abgaben, das Kupfer zu ätzen und zu ritzen,

Digitized by Google

Feinheiten, die nicht der Allgemeinheit zu gute kamen. Als dann nach den befreienden Kriegen die mit schwarzen oder illuminirten Kupfern modisch verzierten Almanachs eingingen und die große Deutschthümelei anhub, gab es auch eine Wiedererweckung der Holzschneidekunst, und deutsche Künstler, wie Ludwig Richter und Moritz von Schwind, durften den „versammelten heimlichen Schatz ihres Herzens" ausbreiten. Aber es kam nichts eigentlich Neues darnach. So groß war die Befangenheit, daß Maler, die mal tiefsinnig sein und zeichnen wollten, blos immer Totentänze fabrizirten, eine archaistische Affektation übrigens, die sich bis auf unsere mit allen Werthen spekulirende Zeit erhalten hat. Ueberdies kam der sich grade wieder zu einiger Stileinheit entwickelnden Buchillustration die Erfindung der Lithographie in die Quere; sie hat, ehe sie ihren Maßstab fand, mit schlimmen Trivialitäen viel Unheil angerichtet. Den Holzschnitt, der so lange sich begnügt hatte, den ausdrucksvollen Strich des Künstlers zu facsimiliren, packte nun ebenfalls der Ehrgeiz, tonige Wirkungen zu erzeugen. Die von Gustave Doré ausgeschlachtete Bibel ist so ein Denkmal dafür. Aus den Xylographischen Anstalten gingen die Prachtausgaben der Klassiker hervor, und die Gartenlauben schossen aus dem Boden. Allerdings hat der Tonschnitt — richtiger gesagt: Holzstich — bei uns und den Amerikanern eine, soweit das Material sich irgend forciren ließ, kunstgemäße Ausbildung erfahren. Aber mit dem Zeichnen, mit dem Ornamentiren wars aus; statt dessen gab's eine Schwarzweißmalerei. Menzels Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen, Federzeichnungen, von Vogel noch mit dem glatten Messer geschnitten, sind das letzte standard-work einer sich beschränkenden Meisterschaft. Doch Menzel ist, auch wenn er zeichnet, stets der Maler, der nichts übertreibt und nirgend vereinfacht, nur peinlich abschreibt, was die scharfen, nüchternen Augen sehen. Selbst da, wo der Schmuckgedanke vorwaltet, in den Apotheosen, in den Zierleisten, den Kopf- und Schlußstücken der Buchkapitel spricht sich kein ornamentales Gefühl aus. Es sind Konglomerate naturalistischer Attribute, höchst reizvoll wohl durch gedankenreiche Beziehungen zu einem unterlegten Texte, nicht aber auch durch eigenen Dialekt der Formen und phantastische Verwandlungen zu „neuer Kreatur."

Eine Geschichte der Karrikatur (was man so darunter versteht) streift das Gebiet der Kunstgeschichte nur ganz gelegentlich. Nicht sowohl, weil die Begabungen mit einem scharfen Kopf und einer feinen Hand sich selten vereinigt finden, sondern weil die so Befähigten es verschmähten, aus beiden Potenzen eine respektable Gattung zu machen. Lieber wollten sie malen. Busch und Oberländer, die erfolgreichen Humoristen, sind weltschmerzlich verbittert, daß ihnen keine Bilder geriethen. Diese münchener Spaßigkeiten, so oft man selber darüber das dankbarste Lachen bekommen hat, sind ja auch nicht das, wodurch Einer, der Sinneskräfte, Herzgefühle und Weltanschauungen gestalten möchte, seine Mission erfüllt glauben könnte. Wilhelm Busch hatte den Schnörkel, der in grotesker Sinnfälligkeit immer das Ornament eines Gedankens war. Aber er entwickelte die Linie nicht ernstlich; es blieb bei der Improvisation von Launen. Als wenn es nicht der Mühe werth gewesen wäre! Einer, der die Gewalt zum geistreichsten, gefährlichsten Pamphletisten gehabt hätte, wars lediglich zu seinem Privatvergnügen: Wilhelm von Kaulbach. Bei den Festen der Künstler, wo alle unbedenklich am G'schnas mitthun, werden üppigere und stilechtere Humore an den Tag gelegt, als von den Professionisten, den verschämten oder resignirten Zeichnern der Witzblätter. Die

Digitized by Google

politische Karrikatur sogar ist, wenn man zurückblättert, meist von Dilettanten mit publizistischen Interessen geleistet worden. Oder wenn sie von geschickteren Händen besorgt wurde, waren diese von Redacteuren abgerichtet. Darum ist die universelle Genialität Th. Th. Heines das gegenwärtige Phänomen. Wer weiß aber, ob der Heinesche Geist und die demonstrative Kraft Bruno Pauls so völlig einer künstlerischen Publizistik zu gute gekommen wären, wenn nicht Zeitumstände dabei mitgewirkt hätten. Nicht etwa, weil unsere staatlichen und gesellschaftlichen Zustände gegenwärtig zu satirischer Produktion einen größeren Anreiz böten. Spottstoff gab's jederzeit zur Genüge und wars auch nur verstattet, wider den Kleiderteufel und andere harmlose Thorheit witzbildlich zu eifern. Die Kunst kommt auf solche Weise niemals zu schaden. Was miteins die gleichgiltigen Kräfte zu lustvoller Anwendung stachelte, war eben der Umstand, daß sich die neuen technischen Ausdrucksmittel darboten. So ist es immer gewesen, wenn Neues entdeckt oder erfunden wurde. Stets stand die große Blüthe am Anfang. Als die Brüder von Maaseyck das Malen mit Oel gelehrt hatten, entstanden gleich Farbenherrlichkeiten, Wunderwerke, die seitdem nicht zu wiederholen gingen, und als man kaum mit Gutenbergs schwarzer Kunst zu hantiren verstand, schnitten die Dürer, Burgkmair, Schäufelein, Hans Baldung sogleich Stempel, die in solcher Reinheit der starken Künstler Inbrunst wiedergaben, daß damit nichts Schöneres mehr zu sagen übrig blieb. Jetzt erst wieder — in einer neuen Zeit — giebt es neue Möglichkeiten, und alsbald sind wieder deutsche Künstler daran, die ans Licht gebrochene Quelle zu erschöpfen. Schon haben Thomas Theodor Heine, Bruno Paul und Wilhelm Schulz der neuen Blatikunst den Stil verliehen; die Einen schufen die dekorative Karrikatur, und der Andere fand für seine balladische Art die eigenen dichterischen Schmuckformen. Und weil man nicht mehr blos an schwarze Umrisse und Strichlagen gebunden war, sondern mit allerhand Werkzeug zwanglos vielerlei Wirkung und durch Uebereinanderdrucken von Farben lebhafter die Sinne reizen konnte, wurden nun auch solche, die nicht Zeichner von Geblüt, nicht bewußte Stilisirer, sondern mit aller differenzirten Sehkraft und sicheren Nonchalance ausgestattete moderne Maler waren, verlockt, sich der dargebotenen Mittel auf ihre Weise zur Mittheilung dessen, was sie im Leben sahen, zu bedienen. Zu diesen Spezialisten wurden Thöny, Wilke, Reznicek.

Was unter „dekorativer Karrikatur" begriffen sein möchte, läßt sich am besten durch einen Vergleich klar machen — z. B. mit Félicien Rops, der doch nichts weniger als ein rückständiger Techniker oder ein in seinen Sinnen Verkümmerter war. So ein Titelblatt von ihm für ein Buch ist immer ein förmliches Inhaltsverzeichniß des betreffenden Schriftwerkes, ein aus vielen wundervollen Blümchen und Blättchen kunstlos gewundener Kranz. Es lassen sich, was in der That als charakteristisch gelten kann, diese Frontispices für Baudelaire, Verlaine, Peladan oder Mallarmé auf einen ersten Blick nicht von den vielbeliebten Berliner Tischkarten unterscheiden, die von einem Meyerheim für Jubiläumsschmäuse gezeichnet wurden, um von einem Stettenheim nach dem Braten „erklärt" zu werden. Erst bei genauerem Studium werden die sensationellen Feinheiten offenbar und die kühnen Witzigkeiten verständlich, diese meist auch erst ganz durch die schriftliche Etikettirung. Selbst bei solchen Kompositionen, wo die Rops'sche Phantasie auf nichts Bezug zu nehmen hatte, wo sie ungebunden war, emancipirt sie sich nicht vom litterarischen Geist: kein augenfälliger Formgedanke, keine herrschende Linie,

Digitized by Google

keine wohlgefüllte Fläche, nicht das Dekorationsstück, das es der Bestimmung nach sein sollte. Freilich waren diese Blätter pointes sèches und dem engeren Kreise von Bibliophilen und anderen Liebhabern zugedacht. Hier soll auch keineswegs die frostige Abstinenz Heines und Pauls gesunde breitspurige Derbheit mit der schrankenlosen, überreizten, zugespitzten Erotik des Belgiers gemessen werden. Daraus würden keine allgemeinen Schlüsse gefolgert werden können. Aber wie die Schaffenden, in geringem Zeitabstande von einander, zu gleichartigen Dingen sich verhielten, wie sie dieselben Aufgaben in so ganz verschiedener Weise lösten, daran läßt sich eine Entwickelung nachweisen. Nun besteht das Werk Rops nicht blos aus Arbeiten mit der „kalten Nadel"; ein bedeutender Theil seiner Zeichnungen sind bildmäßige Lithographien und — womit er vor allen Dingen auch publizistisch wirkte — lithographirte Karrikaturen zeitgenössischer Personen und Persönlichkeiten. Da giebt es Berührungspunkte mit Modernstem; jedoch mehr auf der malerischen Seite als auf der zeichnerischen. An Manet und Degas muß man denken, und mit Daumier läßt sich die Parallele ziehen. Die Darstellungen im Charivari und in der Galerie d'Uylenspiegel sind, abgesehen auch von dem, was einer Zeit als komisch gilt, so sehr direkte Anspielungen auf zurückliegende und vergessene Dinge, daß aus Mangel an Verständniß für die Pointen und an Theilnahme für die Vorgänge nicht jeder Betrachter an diesen Bildlichkeiten mehr einen ganzen Genuß hat. Nur ein relatives Interesse daran besteht, das lediglich kulturgeschichtliche. Wenn der sein Brot sich erzeichnende Honoré Daumier heutigen Tages lebte, würde er als Maler nicht erst zu posthumem Ruhme gelangen. Seine Stärke würde sich durch die reicheren Ausdrucksmittel eher verrathen. Und hätte er gar mit dem Simplicissimus die Konjunktur gehabt, wäre er auch noch in viel weiterem Sinne freier gewesen. Denn der Simplicissimus enthält sich im Bilde möglichst der rein persönlichen Anzüglichkeiten und der Beziehungen auf Tagesvorkommnisse; er hat es auf das Allgemeinere, auf die Zuständlichkeiten abgesehen. Die Künstler dürfen daher schildern, gewissermaßen synthetisch vorgehen. Sie sind keine Illustratoren mehr, denn Thöny, Wilke und Reznicek kennen meistens ihre Texte nicht vorher. Hier ist es umgekehrt wie sonst bei fliegenden, lustigen und humoristischen Blättern, wo die aus aller Welt eingesandten „Witze" und „Bildideen" an das Künstlerpersonal zum Verarbeiten ausgetheilt werden. Hier ist am Anfang das Bild, nicht das Wort. Was die Maler aus dem Leben griffen — die Situationen werden redaktionell gedeutet, mit einer Ueberschrift und einer concisen Redewendung ausgestattet, die man entweder vorräthig hat oder auf etwas Aktuelles münzt und die eigentlich nichts weiter als ein Zugeständniß an solche Leute ist, für die es keine Bilder ohne Worte giebt und die nun einmal immer Genaueres wissen müssen. Das macht einen großen Unterschied aus. Wenn demnach Heine und Paul mal Tageshelden und Tagesheldenthaten in grotesk ernsthaften oder lächerlichen Zerrbildern uns vorführen, so sorgen sie mit scharfer Charakterstik und drastischer Symbolik nicht nur für Verständlichkeit, sondern machen mit strengem feinem Formensinn daraus jedesmal selbständige, beständliche Kunstobjekte, nahezu abstrakte Ornamente, die dann in ihrer wohlvertheilten Farbigkeit Einem über den weiten Potsdamer Platz, wo die Zeitungshändler stehen, entgegenleuchten.

Für die Gebildeten und Geschmackvollen in ganz Deutschland hatte es bislang zwei Witzblätter gegeben, nicht mehr. Davon ist das eine schließlich auch

Digitized by Google

immer nur das Fachblatt für eine durch die Freude am Wein und Wetter verklärte Parlamentsatire gewesen und das andere ein Familienblatt, in dem mit Schwiegermüttern und Sonntagsjägern, gescheiten Dackeln und zerstreuten Professoren ein trauter, wie's scheint unerschöpflicher Ulk getrieben wurde. Der politische und gemüthvolle Kladderadatsch, so sorgfältig er stets auf gewählten Sprachausdruck hielt, hat sich mit seinen in gröbster Holzschneidemanier (mit Hilfe einer alten Gabel, sagt man) hergestellten Witzbildern des alten Scholz nie über die nothdürftigste, einfältigste Illustrirung der guten Ideen hinaus zu irgend welcher an und für sich künstlerischen Charakteristik erhoben. Damit man blos wußte, wen diese oder jene Figur vorstellen sollte, bekam sie ihren Namen auf den Rock geschrieben oder ein für alle Mal zum Wiedererkennen ein Merkzeichen attribuirt. So Bismarck die berühmten drei Haare, die er dann bei seinem Abtreten auf einem hübsch erdachten Bilde dem betrübten Herrn Kladderadatsch wieder zurückgiebt. Es blieb immer bei denselben alten Typen. Erst in neuerer Zeit hat der Zeichner Brandt durch die klare Ausdrucksweise seines festen flotten Caran d'Ache-Striches die alternde Physiognomie etwas aufgefrischt. An den „Fliegenden Blättern" dagegen waren immer die Bilder das Beste. Hier hat für seine technische Eigenart jeder Künstler seinen speziellen Xylographen, der die absonderlichen Feinheiten des Originals wiederzugeben geübt ist. Die Messerschnitte der Schlittgen'schen Federzeichnungen und die Tonschnitte nach den Grisaillen der René Reinecke, Marold, Stahl und Wahle sind kurzweg Vollkommenheiten, an exakter Feinfühligkeit nicht zu überbieten. Um aber ein mit kühnerem Witz und breiterer Kunst ausgestattetes Blatt vor die Augen zu bekommen, mußte man in Berlin vor ein paar Jahren noch sich mit den Damen, die Selterswasser und Zeitungen verabreichen, auf guten Fuß gestellt haben. Denn wie so Manches, was franken Geist hat, war damals auch das wöchentliche Supplement des Gil Blas von der Polizei nicht gelitten, und so blieb man auf die besondere Gunst des Bülowmariechens oder einer anderen litterarischen Freundin angewiesen, die sich dazu verstand, Einem das verpönte Preßerzeugniß durchzustecken. Heute kann mans wohl verrathen; das Verbrechen wird inzwischen verjährt sein, und seitdem wird nach der Bilderbeilage des Leiborgans der pariser leichten Welt auch kaum mehr die heimlich heiße Nachfrage sein, weil jetzt überall (nur nicht auf preußischen Staatsbahnhöfen) der Simplicissimus zu haben ist.

Man schmälert nichts am Verdienste des deutschen Verlegers, wenn man feststellt, daß er sich jenes Blatt, wofür Steinlen und Chéret die malerischen Zeichnungen und die Aristide Bruant die sangbaren Texte lieferten, als Vorbild dienen ließ. Er bereitete mit baarem Muth und Gelde die Stätte, auf der sich Künstler mit der Begabung ihrer Zeit, wenn es deren gab, zusammenfinden konnten. Und auf einmal waren sie da. Es hatte in der That nur am Papier gefehlt.

Garnicht nebensächlich wars auch, daß das Papier ein größeres Format hatte als die existirenden Quartblätter, auf denen nur für Zierlichkeiten und Subtilitäten Platz war. Nun konnte man sich mal ausgeben, konnte zuhauen und zupacken. Am Anfang freilich wurde noch viel von dem Papier verschwendet: J. B. Engl, der nunmehr längst in den Inseratenwinkel verwiesen, durfte damals ganze Doppelseiten mit seinen reizlosen Strichen vollzeichnen; Reznicek macht Serienscherze ganz im Chic Guillaumes, und Heines Vollbilder, mit den späteren verglichen,

Digitized by Google

erscheinen leer und nüchtern, so ohne Ausdruck, daß man die anfängliche Abneigung gegen ihn verstehen kann. Nur die Zierleisten und Titelrahmen von ihm hatten schon den durchgeistigten linearen Rhythmus, kamen aber in der noch unklaren typographischen Anordnung weniger vortheilhaft zur Geltung. Schlittgen, Slevogt, Jank, Eichler und Georgi, die damals alle mitthaten, verstanden sich bereits auf kräftigere Accente; Schulz trug am energischsten vor. Aber von der autotypischen Reproduktion, vom faden Netzdruck konnte man sich noch nicht durchweg befreien, und der rothe Ueberdruck erhöhte eher die Eintönigkeit. Sehr bald, geradezu mit einem Schlage änderte sich das Aeußere: als Brnno Paul erschien. Von diesem, der geraden Weges vom Handwerk kam, der ein Kunstgewerblicher war und kein impressionistisch sehender Maler, daß er erst zu einer Einfachheit sich zurückzubilden brauchte, haben alle Anderen profitirt. Er konnte den Freunden die todten Punkte angeben, immer genau sagen, woran es lag. Von Pauls Unfehlbarkeit, eine Fläche wirksam und harmonisch einzutheilen und kräftige, geschmackvolle Farbengegensätze zn treffen, konnten sie lernen, in den gegebenen Rahmen hinein zu komponiren, in Komplexen zu fühlen und mit Druckfarben vornehme Mischungen zu erzeugen. Alles Dinge, die sich lehren lassen und die Paul selber wohl auch mit dem Verstande sich angeeignet hat. Darum meinten die gelehrigen Freunde, daß er alles andere, nur kein Original sei. Zum Beispiel Nicholson! Sie könnten dreist noch auf andere Spuren weisen, es sei auch bereitwillig zugestanden, daß sein Humor nicht erfinderisch ist, daß Elephantiasis und ausgebeutelte Hosen allzuoft als das Lachen befördern sollende Mittel herhalten müssen. Aber er ist im Simplicissimus ein Charakter; sein treuer Ernst, sein unversteckter Zorn, seine gesunde Kraft machen ihn zum Sympatischsten von Allen, und er ist der Einzige, bei dessen Blättern man getrost von einem monumentalen Zuge reden kann.

Komplizirter ist Heine, eine vielspältige Natur. Man muß sich fast hüten, über ihn Anschauungen zu äußern, aus Furcht, daß man zu den Dupirten gehöre. Er schont sich selber nicht und bespöttelt sein Eigenstes und Heiligstes. Die beflissensten Kunstbesprecher haben sich noch immer in einem weiten Bogen um ihn herumgeschrieben. Sie erklären alsdann seine beharrlichen Negationen als eine Folge der herben Enttäuschungen, die ihm als Maler widerfahren seien. Heine ein Entgleister! Weil ihm der Erfolg mit den eingerahmten Oelgemälden nicht den brennenden Ehrdurst gestillt hätte, soll er den sanften Pinsel mit der in die Sekrete seiner irritirten Galle getauchten spitzigen Feder vertauscht haben! Es kann keine bequemere Psychologie geben, auch keine falschere. Soviel ich weiß, hat gleich sein erstes ausgestelltes Bild „Der Angler", das wegen des verblüffend gemalten Wassers eines strudelnden Mühlbaches und wegen der wunderbar weichen Luftstimmung über dem Ganzen viel Aufsehen machte, einen Käufer gefunden; und wäre dies schließlich nicht der Fall gewesen, so hätte der Künstler, der nie zu darben brauchte, sich im Uebrigen mit der allgemeinen Anerkennung zufrieden geben dürfen. Auch kann ich mittheilen, daß der Primaner der Leipziger Thomasschule, Thomas Theodor Heine, das consilium abeundi erhielt, weil er als Urheber der allzu ähnlichen Karrikaturen, die in einem lokalen Witzblättchen die stadtbekanntesten Mitglieder einer „jeunesse bornée" unsterblich lächerlich machten, entdeckt wurde. Unter den schüchternen Versuchen, die er seinem ersten Lehrer, dem Daheimzeichner Leutemann, vorlegte, fanden sich schon Merkwürdigkeiten, wie die, welche ein Liebespaar „aus der Regenwurmperspektive" darstellte. Jene angebliche

Digitized by Google

Blutvergällung müßte demnach also wohl eher und aus anderen Ursachen stattgehabt haben. Wann hat Heine denn aufgehört zu malen? Auf Ausstellungen der Sezession waren noch immer Bilder von ihm zu sehen, darunter Landschaften von einer solchen Zärtlichkeit der Anschauung und Ausführung, daß man sie, hätte nicht sichtbar der Name darauf gestanden, niemals dem grausamen Zeichner aus dem Simplicissimus zuschreiben würde. Die Stunden milder Betrachtung scheinen aber seltener nun über den Schaffenden zu kommen. Wie bei den Gedichten seines Namensvetters und Stammverwandten Heinrich zerstört auf den jüngsten Bildern die überlegene Lust am Verneinen zu guterletzt die schon erweckten schönen Illusionen. Die zeichnerischen Formen jedoch, die er erschafft, sind das Positive; seine Zeichnungen sind das Reinste an konsequenter Logik. Mit bewunderungswürdiger Selbstverleugnung enthält er, ein wahrhafter Simplicissimus, sich jeder malerischen Anwandlung. Alles drückt durch ihr Temperament die nackte Linie aus.

Heine, Paul und Schulz würden allein den „Simplicissimus" nicht machen, oder er wäre sonst nicht das Blatt, das am Tage des Erscheinens den Händlern auf der Straße mit solcher Begier entrissen wird. Jene brauchen ein Gegengewicht und können es vertragen. Ihre von leichten Gefälligkeiten abstrahierende Art findet in der unbedenklichen Lebensfröhlichkeit der anderen drei, der Thöny, Reznicek und Wilke, eine glückliche Ergänzung. Denn das sind keine Leute, die politische Theilnahme nnd soziales Empfinden präsiren, die zu sittlichen Vergleichen oder phantastischen Träumen neigen. Es fällt ihnen garnicht ein, sich über irgend Etwas zu entrüsten oder irgend Jemandem nur zu nahe zu treten. Ihre Begabung ist das lebhafte Interesse an speziellen Menschen und Umgangskreisen. Thöny schwärmt für den bunten Rock, Reznicek für froufroumachende Unterröckchen. Auch die ältlichen Herren kann Thöny gut leiden, die vieux marcheurs mit dem blanken Cylinder und den gut gepflegten Resten; und als Sohn eines Herrgottschnitzers von St. Valentin am Anger weiß er, wie echte Tiroler ausschauen. Mit einem starken Instinkt für das Typische findet er seine Menschen heraus und beobachtet sie in ihrer Gelassenheit. Denn das ist bei Thöny das Merkwürdige: seine Figuren sind nie in Bewegung; sie stehen oder sitzen sich gegenüber, ohne aber je in eine Aktion zu gerathen. Am liebsten schneidet er ihnen auch noch die Beine ab. Dieses Phlegma der Auffassung stellt ihn, den so markanten, hinter Schlittgen, der uns seine Damen und Herren in allen Gangarten der hohen Salonschule vorführt und immer in der ausdrucksvollsten Mimik. Auch der Freiherr von Reznicek ist kein Schnellseher. Der geht nicht mal auf physiognomische Charakteristik, allenfalls auf die der Frauen, sondern auf Intérieurstimmungen, zu deren Erzeugung er sich eines Apparates von Requisiten bedient, die die Situation kennzeichnen. Wenn Thöny als Liebhaber eine Sammlung von Militäreffekten besitzt, möchte man glauben, der Andere müsse ein Museum von Strumpfbändern und Spitzenhöschen angelegt haben. Was ihn am meisten reizt, ihm mittels seiner Schabtechnik am besten gelingt, sind die Heimlichkeiten der Geschlechter im dämmerigen Alkoven, bei herabgelassenen Jalousieen und verschleierten Lampen. Er ist ein Erzähler, ein sehr indiskreter Herr; doch um ein Fragonard zu sein, müßte er, als Zeichner zumal, besser zeichnen können. Ohne ein bestimmtes Genre ist Rudolf Wilke, weil er reichlicheren Humor hat. Nicht von derselben schmerzlosen Produktivität wie jene Beiden, kann er aber als der Gründlichere und Unmanirirtere gelten, der sich jedesmal eine Aufgabe stellt,

Digitized by Google

ein neues luministisches Problem, dessen Schwierigkeit er mit den angebrachtesten Mitteln löst, daß man staunt, wie es blos möglich war. Es sieht nach Spiel und Zufall aus, wie auf den ersten Versuch geglückt. Das eben macht das Hochkünstlerische des „Simplicissimus“ aus und ist der viel bedeutende graphische Stil dieser tausendfältig gedruckten Blätter, die man für ein Billiges sich ersteht und in die Rocktasche steckt: daß all dem Kräftigen, Feinen, Eleganten durch die technische Reduktion auf ein scheinbares Minimum von daran gewendeter Fleißigkeit und Sorgfältigkeit der Reiz des Improvisatorischen bewahrt ist.

Digitized by Google

Casanova.

Von **Jakob Wassermann.**

Jakob Casanova wurde am 2. April 1725 in Venedig geboren. Sein Vater war Tänzer und Schauspieler, und wie es heißt „zeichnete er sich durch seine Sittlichkeit noch mehr aus, als durch sein Talent." Was wir von den Familienverhältnissen Casanovas wissen, entstammt, wie fast alles Uebrige, seinen eigenen biographischen Aufzeichnungen. Er erzählt die Geschichte seiner Vorfahren, und man findet auf drei Seiten zwei Entführungsgeschichten und in gedrängter Kürze die ganze Romantik zweier Jahrhunderte. Seine Mutter, Zanetta, war Schauspielerin in Venedig und soll von außergewöhnlicher Schönheit gewesen sein.

Das Leben des Glanzes und der Erniedrigung, des Ruhmes und der mannigfaltigsten Zufälle, der Liebe, des Spiels, der Irrfahrten, dieses Leben, das sich entrollt wie die wahllos geordneten Scenen eines Ausstattungsstückes, verliert in der Wiedererzählung das Gepräge von Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit. Aber Casanova ist wahrhaftig. Er würde vor dem Angesicht der Nachwelt seine Cavaliersehre bemakelt glauben, wenn er sich der Lüge schuldig finden müßte, oder nur des Wunsches, ein falsches Interesse zu erregen. Er ist nicht fähig, Ereignisse zu stilisieren und ist offen bis zur Schamlosigkeit. Wenn Rousseau in seinen Bekenntnissen ohne Unterlaß ein Gewicht auf die „Wahrheit" legt, so ist Casanova viel zu sehr erfüllt von den Ereignissen der Vergangenheit, gleichsam von sachlicher Teilnahme für sein Leben, um zu befürchten, man könne ihn der Erfindung zeihen. Er ist ebenso stolz auf den billigsten seiner Winkelzüge, wie auf seine gefährlichen Unternehmungen. Sein Gedächtnis ist erstaunlich. Er liebt es, über gewisse Handlungen eine Philosophie zu breiten, die oft kindlich wirkt, doch sonst hat er für seine Erlebnisse den Standpunkt eines Historikers und trockenen Biographen. Sein Gefühl für das Weltmännische und Ritterliche bewahrt ihn vor jeder Art Ruhmrednerei.

Die Art des Mannes und seines Rufs bringt es mit sich, daß man kaum von ihm sprechen kann, ohne zuerst seiner eigenen Aufzeichnungen zu erwähnen. Gleich dem trockenen Aktenmaterial aus einem aufregenden Prozeß sind sie die einzigen Ueberbleibsel einer unerhörten Laufbahn. Vielleicht rührend in ihrer oft banalen Sachlichkeit; doch es ließe sich ein Casanova denken, der zugleich ein Dichter wäre: er müßte den Roman des genialen Lebenskünstlers geschrieben haben. So aber sehen wir bisweilen den betrübten Greis, der trostlos ist über das Schicksal der Jugend,

Digitized by Google

welches alt werden heißt. Freilich, ein solches Leben zu rekonstruieren, hieße beinahe, es noch einmal zu leben, und selbst ein Abglanz davon in einer Dichtung festgehalten, verlangte den unbekümmerten, farbenfrohen und daseinstrunkenen Geist eines Renaissancekünstlers. Casanova ist gewiß nicht sentimental. Sein Stil, hart und unkünstlerisch, ist frei von den Schnörkeln des Literatentums. Weil er etwas zu sagen hat, schreibt er. Zu Arabesken fehlt ihm die Zeit; Alter, Erfahrung und vielfaches Wissen führen nicht umsonst seine Hand. Es wurde Rousseau genannt. Durch die Erinnerungen der beiden Männer blickt dasselbe Jahrhundert der Kraft, der Ungebundenheit, der Liebesabenteuer, die Periode der Saint-Germain, der Cagliostro, der d'Eon, das Zeitalter der Courtisanen, der Dekadence des Adels und der Monarchieen, dasselbe Paris, dieselbe Republik Venedig, dasselbe Bürger- und Bauerntum. Aber den Riß, welcher die Darstellungsart der beiden Männer trennt, könnten zehn Jahrhunderte nicht ausfüllen. Ihn zu überbrücken, hieße einen Weg von der Naivetät zur Empfindsamkeit finden, Lebensfreude und Weltflucht versöhnen, Natürlichkeit und Messiastuerei vereinen. Wo Rousseau lästert, preist Casanova; wo jener vergöttert, wendet sich dieser gelangweilt ab. Wenn der philosophierende Dichter sein Leben verdammt und in allen Freuden den Ursprung aller Qualen sucht, setzt dieser bewundernswerte Pseudo-Cavalier jeden seiner Tage wie einen mit Nektar angefüllten Pokal an die Lippen und gesteht, daß er des Lebens nicht satt werde. Der eine „bekennt", der andre genießt selbst noch in der Erinnerung; der eine ein gottverlassener und gottsucherischer Nachtwandler, der die Gaben kaum zu berühren wagt, die in seinen Schoß fallen, der mit Gewissensunruhe selbst das nackte Brot verzehrt, der andre ein Marktgast im Getriebe, Hab und Gut für eine Laune wagend, mit der einen Hand verschenkend, was er mit der andern geraubt. Dort der geborene Mönch und Asket, hier Dionysos; dort der Verzichter im Großen, hier der Eroberer im Kleinen. Das alte Schauspiel: Christus und Rom, Savanarola und Florenz. Aber nur das achtzehnte Jahrhundert konnte zwei solche Typen in so persönlicher Vollendung erzeugen und vor einander verbergen, von denen jeder für sich und in seiner Weise eine Fackel in den Revolutionsbrand schleudern mußte. Blos die Schatten berühren sich, die langen Schatten in der aufsteigenden Sonne der Bürgerfreiheit.

Casanovas Memoiren sind nicht mit den zahllosen echten oder gefälschten Memoirenwerken jener Zeit zu verwechseln. Lehrbücher der Schlafzimmerpolitik, Reminiscenzen, durch die lüsterne Wärme eines Bettes verlockend gemacht, sind selbst die besten kaum mehr als magere Wüstlingspoesie. Des alten Casanova Aufzeichnungen sind durchaus nicht an sich eines so beziehungsreichen Interesses wert, sondern nur durch den Mann, der sie geschrieben hat. Allerdings, dieser Schreiber ist nur ein Testator, der Bevollmächtigte einer Persönlichkeit, der Sekretär des Casanova der Vergangenheit. Das Gespenst eines Helden sitzt in Dux an einem armseligen Schreibtisch und malt mangelhafte Bilder von zweideutiger Buntheit und verblaßtem Colorit. Die Stoffe beim Verleiher sind nicht mehr, was sie auf dem Maskenball waren, in den Carnevalsnächten von Venedig, aber die Phantasie erglüht vor den toten Lappen, welche von der Hand eines Mannes berührt werden, der mit beim Feste war.

Casanova, was war er? Ein Abenteurer? So nennt er sich selbst zuweilen. Aber das moralische Verdict, welches dem Begriff zu Grunde liegt, raubt ihm seine eigentliche Bedeutung. Nomade und erbitterter Feind der

Digitized by Google

Abhängigkeit, Sclave des Spiels und der Liebe, ein Herz voll Phantasie und Thatenlust, ein Gehirn voller Pläne, Listen, Unruhe und Scharfsinn, ein Mann, jeder „Arbeit" vom Grund der Seele abhold, ein wenig Dichter, ein wenig Philosoph, Feinschmecker in allen Dingen der Sinne, voll plebejischer Lebenskraft und aristokratischer Gelüste, Menschenkenner, Frauenvergötterer von Beruf, Bettler und Grandseigneur während eines einzigen Tages, das ist der Abenteurer Casanova. Vor die Moral des Besitzes und der Seßhaftigkeit geführt, die kalt und trüb uns zu Häupten thront, muß dieser Glücksjäger und Glückfinder seinen besten Glanz verlieren, und was davon erborgt ist, wird wie ein Diebstahl erscheinen. Der Prinz von Ligne, einer der geistreichsten Männer jener Zeit, schildert Casanova. „Er war groß und von herkulischer Gestalt; eine afrikanische Gesichtsfarbe, lebhafte Augen voll Esprit, die aber beständig Reizbarkeit, Unruhe oder Groll verkünden, verleihen ihm ein wildes Aussehen. Leichter in Zorn gebracht, als zur Lustigkeit gestimmt, lacht er selten, aber er hat eine Art die Dinge zu sagen, die etwas vom Harlekin und vom Figaro hat, und die ihn überaus spaßhaft macht. Aber was er zu wissen behauptet, weiß er nicht: die Regeln des Tanzes, der französischen Sprache, des guten Geschmacks, der Eleganz. Seine Lustspiele sind nicht komisch, in seinen philosophischen Schriften ist nichts von Philosophie zu finden; alle andern sind davon erfüllt; es liegt in ihnen stets etwas Neues, Scharfes, Pikantes und Tiefes. Er ist ein Brunnen des Wissens, aber er zitiert so oft Horaz, daß er dadurch zum Ekel wird. Er ist gefühlvoll und dankbar, aber wenn man ihm mißfällt, wird er boshaft, zänkisch und verabscheuungswert. Wenn er etwas zu erzählen hat, thut er es mit einer solchen Originalität, Unbefangenheit und dramatischen Darstellungsgabe, daß man ihn nicht genug bewundern kann, und ohne es zu wissen, steht er über Gil Blas und dem hinkenden Teufel. Er glaubt an nichts, ausgenommen an das, was am wenigsten glaubwürdig ist. Er liebt und begehrt alles, und nachdem er alles genossen hat, weiß er alles zu entbehren. Mitten unter den größten Unordnungen der stürmischesten Jugend hat er Ehre, Zartgefühl und Muth gezeigt. Er ist stolz, weil er nichts ist und nichts hat. Seine wunderbare Phantasie, die Lebhaftigkeit seines Vaterlandes, seine Reisen, seine Geschäfte, seine Festigkeit bei der Abwesenheit moralischer Güte machen ihn zu einem seltenen Menschen, dem zu begegnen wertvoll ist."

Es heißt, daß der Prinz von Ligne bei anderer Gelegenheit mit größerer Bewunderung von Casanova gesprochen habe. Das wiegt schwer in einer Zeit, wo derselbe faltenreiche Mantel theatralischer Herkunft den Hochstapler wie den schweifenden Aventurier umhüllt. Beide sind vogelfrei, nur der Stammbaum giebt unveräußerliche Rechte; die dunkle Geburt birgt jegliche Gefahr. Ein Wappen mag befleckt sein, es darf noch heller strahlen als das Handwerkszeichen des untadeligen Bürgers. Der Bürger ist der Knecht. Seine Steuern und Abgaben sind das Taschengeld der Monarchen, der Höfe, der Kavaliere, der Maitressen. Das Volk ist nichts, ein Heer von Verachlässigten, Armen, Dumpfen, von der Faust der Kirche Geleiteten und Bedrückten. Der Adel bezieht seine Einkünfte aus verschuldetem Grundbesitz; wenige sind reich in unserem Sinn. Geldspekulationen sind meist fantastischen Charakters, tragen ungeheueren Gewinn oder zerfließen in Dunst und Lächerlichkeit. Die Pläne eines schlauen Kopfes werden eher von Erfolg gekrönt, als Ueberlegenheit und geschäftliche Umsicht. Der kluge Rechner macht sich aus der Unwissenheit aller Stände bezahlt. Die Finanzpolitiker suchen die Einkünfte der Staaten auf die abenteuerlichste Art zu erhöhen;

Digitized by Google

in Frankreich wie in Italien spekuliert man durch das Zahlenlotto auf die Habsucht der Massen. (Dort ist es Casanova selbst, der den Herzog von Choiseul und Herrn von Boulogne zur Begründung der Lotterie begeistert). Bei alledem beginnt das Börsenspiel die Köpfe in einen gefährlichen Rausch zu ziehen, und eine Hausse oder Baisse ist imstande, eine Folge bösartiger Ränke zu verursachen. Man beauftragt dunkle Persönlichkeiten, halb Vertrauensmänner, halb Spione, in fremden Staaten über die vornehmsten Handelsangelegenheiten Verträge abzuschließen. Der wichtigste Teil der geheimen Politik liegt in den Händen der Frauen, die ein Heer von Angebern, Schleichern, Horchern, zweideutigen Edelleuten besolden, und der verheerendste Krieg hat bisweilen seine Quelle in einem Wortwechsel zwischen Antichambristen. Der bloße Klang eines Namens oder eine bunte Fahne, hinter der sich die schmierigen Angelegenheiten der Raubpolitik verstecken, vermögen das Volk zu betäuben, denn die Armee ist nur eine bezahlte Rotte. Der armgewordene Edelmann sucht seine Zuflucht beim Spieltisch, der oft seine einzige Erwerbsquelle bildet. Er vertraut der Geschicklichkeit seiner Hände mehr als dem Glück, denn es ist üblich, Fortuna ins Handwerk zu fallen. Ist die Ehre in Gefahr, so bleibt der Degen. Fingierte Zweikämpfe sind nichts Ungewöhnliches. Bitterste Armut und Verschwendung sind verbrüdert wie die Aermel eines Waffenrocks. Tausend Louisdors, auf eine Karte gewonnen, verrinnen während der Lustbarkeit eines Maskenscherzes. Paris und Petersburg, Florenz und Rom, Dresden und Venedig wetteifern in den glänzendsten Vergnügungen. Die zahllosen kleinen Residenzen Deutschlands wollen hinter den prunkliebenden Fürsten von Ruf nicht zurückstehen. Ludwig XIV. und Ludwig XV. haben eine Tradition des Amüsements und der Ausschweifung geschaffen. Die Lüderlichkeit und die Frauenjägerei sind vollkommen hoffähig. Die Gewissenlosigkeit in allen Dingen der Sinne darf sich auf die höchsten Vorbilder berufen. Eine Coterie von Damen, hochgeborenen und emporgeletterten, von Schmeichlern, Günstlingen und Maulhelden reicht sich die Hände über ganz Europa und ist keinem Gesetzgeber keines Staates unterthan, herrscht überall und ist nirgends zu Hause. Jede Verbrüderung kann über Nacht zum unauslöschlichen Zwist werden und jede Sicherheit grenzt dicht an das dunkle Meer der Zufälle und Unruhen. Treuloser können Penaten nicht sein.

In solche bunte Zeit fällt Casanovas Leben, das so sehr alle Merkmale der Verwilderung, der Größe, der Buntheit, der merkwürdigen Ereignisse und einer grandiosen Freiheit zeigt. Ein Mensch, der, wie er selbst in der philosophasternden Vorrede zu seinen Memoiren gesteht, „sich von jedem Winde treiben läßt," der das außerordentlichste Vertrauen zu seinem Glück besaß, das man je gesehen hat, ein Temperament von bezaubernder Frische, ein wahrer Brigant an Tollkühnheit und Unternehmungslust, eine Fähigkeit zu sinnlichem Genuß in ästhetisch und kulturell verfeinerter Form, die vielleicht ohne Gleichen ist, welch eine Erscheinung!

Neun Jahre alt, macht er seine erste zärtliche Bekanntschaft im Hause des Doktor Gozzi, wohin man ihn gegeben hat, wahrscheinlich, um sich seiner auf eine passende Weise zu erledigen. Die kleine Bettina, in die er sich dort mit der Naivetät eines Kindes, aber mit dem Temperament eines Frühreifen verliebt, ist eine verschlagene Person, zur Komödie begabt, verführerisch, lüstern und dabei selbst noch ein Kind. Aber Casanova leidet; dieser kleine Giacomo spielt die ehrliche und moralische Person. Die bescheidenen Warter und Mittler werden hintergangen, er sieht es selbst und seine Lebensweisheit beginnt sich an seinen Erfahrungen aufzurichten. In

Digitized by Google

Zukunft wird er lieber der Betrüger als der Betrogene sein. Bisher für stumpfsinnig und unentwickelt gehalten, setzt er plötzlich alle Personen durch sein kühnes Urteil, die Schärfe seiner Logik, die Raschheit seiner Meinung, seinen Mut, seine Entschlossenheit in Erstaunen. Mit fünfzehn Jahren Abbé, hält er seine erste Predigt in der venetianischen Kirche zum heiligen Sakrament, verunglückt, allzu vertrauensselig, bei der zweiten und wird das Gespötte der Stadt, in welcher Gunst und Ungunst rascher wechseln als Tag und Nacht. Die geistliche Würde ist ein Mantel, unter dem ein ehrgeiziges Herz seine ungestümsten Pläne beherbergen darf. Vornehme Bekanntschaften machen ihn lüstern nach der Atmosphäre der großen Welt, doch seine Manieren sind lächerlich, sein Auftreten halb unverschämt, halb einfältig. Günstling eines wohlwollenden Patriziers, verliert er die Neigung dieses Greises, der ein verliebter Narr ist, indem er sich um dessen Geliebte mehr als nötig verdient macht. Er umschwärmt eine eisige, kleine Pfarrersnichte, aber seine Glut entflammt deren beide Gespielinnen, die ihm reizende Nächte schenken. Man lädt ihn auf ein Landgut in Paesano und das Idyll mit der Tochter des Schloßverwalters wäre der Feder eines Geßner oder Bernardin würdig. Seine einzige Verwandte, die für ihn Sorge getragen, stirbt, er ist obdachlos, ohne Geld, ohne Aussichten, und sein Kopf glüht von unternehmenden Ideen. Entscheidend ist, daß sein Selbstvertrauen an seinen Leiden wächst. Sollte ihn das Schicksal auch in die Tiefe zehren, das Glück wird ihn zuletzt der Flut entreißen, bekäme es auch nur ein Haar seines Hauptes zu fassen. Er soll Empfehlungen an den Papst erhalten, aber er wohnt bei einer Tänzerin. Man schafft ihn in ein Seminar, aber durch höchst mutwillige Streiche zwingt er die guten Leute, ihn zu entfernen. Er verteidigt sich, und sein Pathos ist ergötzlich. Man sperrt ihn in ein Fort (St. Andreas), und seine bestrickende Liebenswürdigkeit versteht es, sich Jedermann geneigt zu machen. Zweideutige und wunderliche Persönlichkeiten tauchen auf: finstere Intriguanten aus Rachetragödien mit Dolch, Verschwörung, Bestechung und nächtlicher Wegelagerei; einfältige Tröpfe, die Prinzen sind und gute Patrizier, die durch Geld die Geheimnisse der Kabbala ergründen wollen; heruntergekommene Offiziere aus märchenhaften Feldzügen, Schauspielerinnen und Dirnen, die einen Schwarm brünstiger Anbeter hinter sich herziehen. Casanova erlebt und beobachtet mit Nutzen. Gezwungen, Venedig zu verlassen, verkauft und verpfändet er seine Habseligkeiten, hat Unglück in Chiozza und Glück in Rom, wird fast handgemein mit einem Barfüßer, treibt sich in Spelunken und in den Vorzimmern der Kardinäle umher, verliebt sich in eine griechische Sklavin und gleich darauf in die sanfte und hingebende Lucretia, bei der er vielleicht zum ersten Mal tiefere und reinere Quellen der Liebe findet. Der Zufall, d. h. ein kleiner Betrug an einem Orientalen setzt ihn in Besitz von hundert Zechinen, die seine Rolle als Abbé und Kavalier vorläufig sichern. Sein mitleidiges Herz treibt ihn zu einem gefährlichen Interesse an einem fremden Liebeshandel und er muß Rom verlassen. Aber er hat unverwischbare Erinnerungen empfangen; er weiß, was das Leben zu schenken hat und was es versagt, und er ist entschlossen, auf nichts zu verzichten, was ihm erreichbar erscheint. Eine lange Reihe von Frauen zieht vorüber, denen er mit demselben unverlöschlichen Feuer huldigt, und die berückt sind von seiner überströmenden Männlichkeit. Die Verführung wird ihm Kunst und Kunststück zugleich. Seine Sinne und seine Seele wollen den gleichen Anteil auch auf dem geringsten Bett der Liebe haben. Er ist beredt bis zur Geschwätzigkeit, galant bis zur Verlogenheit, listig bis zur Tücke und frivol bis zur Lascivität. Doch er

Digitized by Google

bleibt in seiner Weise aufrichtig, denn er verspricht nichts und seine Diskretion ist die eines wahrhaften Edelmannes. Jede neue Liebe vermag ihn im Tiefsten zu erschüttern, und Hindernisse können ihn zur Verwegenheit und zu Thränen treiben. Wo sein Durst nach Schönheit und Anmut ungelöscht bleibt, erlischt auch sein Verlangen. In Solothurn erzwingt sich eine häßliche, lahme Person durch ein raffiniertes Ränkespiel eine Stunde des Alleinseins mit ihm in der Finsternis. Als er es erfährt, stirbt er beinahe vor Kummer und nennt dies das größte Unglück seines Lebens. Um sein Ziel zu erreichen, spart er weder Geld noch Mühe, spielt er mit der nämlichen Gewandtheit den Poeten, wie den Gelehrten, den Geisterbeschwörer wie den Diplomaten, den Schwermütigen wie den Cyniker.

Auf der Reise nach Venedig in Ankona rastend, trifft er jene seltsame Therese in Männerkleidung, die sich Bellino nennt, und die ihm von allen am unvergeßlichsten war. Zwanzig Jahre später findet er sie wieder in Florenz mit ihrem Sohn, der auch der seine ist, und über dem erinnerungsvollen Glück der beiden liegt Rührung und Trauer. Bescheidener, zarter und aufopfernder ist keine als Therese-Bellino. Doch man trennt sich bald. Casanova geht nach Venedig, vertauscht sein geistliches Kleid mit einem militärischen, als ob das nur ein Sache des Schneiders wäre, schifft sich nach Korfu ein, verliebt sich sterblich in die Geliebte des Statthalters, spielt, gewinnt und verliert an der Pharao-Bank, verläßt den Militärdienst und wird Violinspieler, gerät nach einer Epoche glänzendsten Wohllebens an den Bettelstab, doch das Glück läßt ihn drei ziemlich merkwürdige und reiche Dummköpfe finden, die er mit seinen Orakeln verwirrt und von denen der eine, Bragadin, ihn förmlich adoptiert. Seine kabbalistischen Spielereien, bei denen er oft Geist und Feinheit verrät, retten ihn hier vor Armut und Untergang, wie später in Frankreich bei der curiosen Frau d'Urfé. Er ist jetzt zwanzig Jahre alt, und seine Leidenschaften, zügellos und heftig, machen jeden Tag zu einer Art von Schlacht. Die Aufregungen des Spieles und der Liebe, weit entfernt ihn zu ermüden, entfalten alle verborgenen Kräfte seines Körpers und Geistes. Unersättlich, doch niemals unmäßig, in beständiger Bewegung, raffinierter Planlust, trunkenem Sichtreibenlassen, bald Sklave, bald Herr über Sklaven, bald Charlatan, bald Rächer der Unterdrückten, heute bestaunt, morgen der Gegenstand des Gelächters, trotzig oder verzweifelt, oder übermütig den höchsten Einsatz wagend im gefährlichen Spiel seiner Existenz, so sieht man ihn von da ab, langweilig und gelangweilt nur in jenen kurzen Zwischenräumen, wo keine Frau seine Sinne und seine Phantasie befeuert. So taumelt er von der Bäuerin Christine zur Pächterstochter Javotte und von der köstlichen Henriette in Parma zur Mademoiselle Vesian, erlebt wahre Stürme der Wollust mit dem Fräulein C. C. in Venedig und der üppigen Nonne M. M. Der einen verschafft er einen Mann oder eine Ausstattung, der andern den Tod; dort ist er Schatzgräber, um sein Ziel zu erreichen, hier Comödiant, der die schnödeste Posse nicht verschmäht, dort Arzt, hier Freund eines Gesandten; dort muß er sich durch eine Reihe von Zweikämpfen den Besitz einer schweifenden Sängerin sichern, hier einen schwindelhaften Souteneur durch Geld bestechen, muß bald Veranstalter eines Festes, bald willkommener Entwirrer einer Tragödie sein. Und immer neue Frauen verfallen ihm, als ob ein unentrinnbarer Magnet der Liebe in ihm verborgen wäre: heitere und vom Schicksale verfolgte Frauen, Gräfinnen und Dirnen, hingebende und spröde, erfahrene und kindliche, Frauen jeder Nation, jeden Standes, jeder Gemütsart, aber alle fähig, Liebe zu geben und den Genuß zu würdigen. Da ist die

Digitized by Google

harmlose Tonina und das verführerische Fräulein de la Meude, die geistreiche Esther in Antwerpen und das geheimnisvolle Fräulein H. C. S. in Paris; die kleine Bürgerin Baret und die berückende Madame Dubois in Solothurn, eine Nonne in Savoyen und Rosalie in Marseille, Veronika in Genua und die Corticelli in Florenz, Mariuccia in Rom, die Jüdin Lea, die Desarnoises in Aix, die Marquisinnen in O und F., die Renaud in Straßburg, Helene und Hedwig in Genf, Minni d'Aché und Agathe in Turin, Zenobia in Mailand und die hübsche Raton . . .

Das sind Namen, nichts weiter, man könnte sie seitenlang vermehren, Aber mit ihnen sind Bilder von wunderbarer Fülle verwoben, bald bunt, bald dunkel, strahlend und düster, abstoßend und bestrickend, grauenhaft und idyllisch. Sie geben mehr als die Dekoration eines Zeitalters und sind wie geschaffen zur Beunruhigung der Einbildungskraft, die dennoch nicht dem Haltlosen überwiesen wird, vor keinem Problem sich erschöpft, sondern an der Buntheit der Gestalten, dem Reichtum der Geschehnisse, dem seltsamen Wandel des Glücks, Schicksal und Schicksalslauf willig und staunend verfolgt. So stark und eindrucksvoll ist bisweilen dies schillernde Treiben, dies Auf und Ab von Zufällen, Bestimmungen und Notwendigkeiten, daß es dem träumenden Auge nur fatalistisch bewegt erscheint und im Nu selbst das lauteste Zeichen des Lebens zu einem deutungsvollen Symbol umgestaltet, das den Unterschied der Zeiten und ihrer besonderen Merkmale wie hinter Nebelschleiern verdämmern läßt. Nicht zu Spiel und Tanz allein haben jene gelebt, nicht nur um zu leiden oder zu irren, sondern um den Tod zu empfangen, wie alles um sie her. Diese lieblichen Züge, oder jene wilden und freudigen, dies verbitterte Gesicht oder jenes dionysische, diese kluge Stirn oder jene zelotische können uns tiefer in den Gang der Dinge einweihen als Reminiscenzen weltgeschichtlicher Art, und ein Blick auf sie zeigt uns mehr als ein Blick in das, was wir Zukunft nennen. Es ist etwas wie die Privatgeschichte der Menschheit darin und eine rücksichtslose Kritik aller matten Ideale von Keuschheit und Zufriedenheit. Da ist ein düsteres Bacchanal in einer entlegenen Augsburger Kneipe. Eine reisende Theatergesellschaft hat sich eingefunden und Casanova scherzt mit der Geliebten des Harlekins, der sich empört und gepeinigt entfernen will. Aber man erlaubt es ihm nicht, und während alle sich in einen Rausch von Zärtlichkeit stürzen, steht Harlekin am Herdfeuer, drückt den Kopf in die Hände, um nichts zu sehen und bleibt regungslos. Welche Verzweiflung mag ihn zerfressen! Und ist nicht vielleicht Einer unter uns, ein Abkömmling, dem er seine verdunkelte, geknechtete, elende Seele mit auf den Weg gegeben hat, um Generationen zu vergiften? Ausblicke! Oder wie eigen ist jene Nacht, die er mit der wiedergefundenen Lukretia und ihrer Tochter verbringt, seinem eigenen Kind (denn an allen Enden Europas wachsen die Früchte seiner Abenteuer empor) . . . . . „ich muß einen Schleier über diese herrlichste der Nächte verbreiten, die ich je in meinem Dasein erlebt habe. Die Palette hat nicht Farben, die Poesie nicht Ausdrücke genug, um würdig zu beschreiben, was diese Nacht des Entzückens, der Wollust, der Zügellosigkeit und der Zurückhaltung gewährte, die nur matt von dem Scheine zweier Kerzen beleuchtet wurde, welche auf einem Armleuchter brannten und von einem Licht, das eine fromme Hand vor dem Bilde eines Heiligen angezündet." Nie hat die Moral eine größere Niederlage erlitten als hier, wo sie nicht einmal zu Worte kommt, und nie das Christentum, wo sein Name mißbraucht wird, um Blutschande und orgiastische Leidenschaft zu verherrlichen.

Digitized by Google

Anscheinend harmlose Intriguen bringen Casanova unter die verrufenen Bleidächer Venedigs. In der Mitte seines Lebens, er ist dreißig Jahre alt, hinweggerissen von der Tafel der Freuden, schmachtet er in jenen furchtbaren Kerkern, in welchen nur einen Monat zu verbringen, für hundert Andere Irrsinn oder Siechtum bedeutet hat. Casanova bleibt aufrecht. Seine berühmte Flucht aus dem schauderhaften Gefängnis verdankt ihr Gelingen der bewunderungswürdigen Mischung von Waghalsigkeit und Scharfsinn, die in seiner Natur lag. Er rettet sich nach Deutschland, findet überall Geld, nimmt den Namen Chevalier von Seingalt an, macht sich zum Advokaten fremder Angelegenheiten, nimmt einen Sekretär Namens Croce an, der ihn bestiehlt, den er prügelt, verliebt sich glühend und steht auf dem Punkt zu heiraten, aber er reißt sich los, denn nichts liegt ihm am Herzen als Nomade zu sein und frei zu sein. Er geht nach Frankreich, leistet der Regierung wichtige Dienste, düpiert die Marquise d'Urfé durch seine Orakel, erhält eine Stelle bei der Lotterie und verdient im Nu hundertfünfzigtausend Franken. Aber was ist das für Casanova? Er giebt das Doppelte aus. Er gründet eine Art Fabrik und macht ein Lupanar daraus, reist als großer Herr, legt zuweilen eine Bank, um sein Vermögen zu verdoppeln und verliert alles, geht nach Holland, nach England, hat dort Unglück über Unglück, reist nach Deutschland, soll in Stuttgart verhaftet werden, entflieht nach der Schweiz und besucht Haller und dann Voltaire in Fernay. Obwohl er den großen Mann vergöttert, ist er im Gespräch mit ihm paradox, störrisch und unverschämt, und der eitle Dichter wendet ihm ärgerlich den Rücken. Casanova geht nach Berlin, um an Friedrich dem Großen einen Gönner zu finden, hält dem König mit einer köstlichen Selbstsicherheit einen Vortrag über Finanzwesen, über die Wasserbaukünste, über Lotterien, und der Monarch will ihm eine Lehrerstelle beim pommerschen Cadettencorps geben, Gehalt 500 Thaler. „Sie sind ein schöner Mann, Herr Casanova", sagt ihm der König. „Das habe ich mit Ihren Grenadieren gemein, Sire," antwortet er ihm. Friedrich besucht mit ihm die Anstalt, mißhandelt und beschimpft einen der Lehrer, und Casanova sucht erschrocken das Weite. In Petersburg will er sich bei Katharina einschmeicheln, aber er bespöttelt die Holzbildsäulen ihres Gartens, legt in einem Kaffeehaus eine Bank, und man giebt ihm zu verstehen, daß er in der Stadt der Kaiserin überflüssig sei. In Warschau stellt man ihn dem König von Polen vor, er findet Unterstützung aller Art, aber das unglückselige Duell mit Branicki beraubt ihn plötzlich aller Hilfsquellen. Er hat Unglück mit seinem treuen Diener, mit seinen Geliebten, mit seiner Gesundheit und im Spiel, entgeht in Dresden mit Mühe einem Meuchelmörder, wird aus Wien verwiesen, das damals unter dem sonderbaren Keuschheitsregiment Maria Theresias stand, reist über Paris, wo er sich zu seinem Schmerz für immer compromittiert sieht, nach Spanien, zieht die Aufmerksamkeit der Inquisition auf sich und muß in eiliger Flucht Madrid verlassen, verraten durch Raphael Mengs, den heuchlerischen Freund. Der Ruhelose findet nirgends Ruhe. Bisweilen leuchtet noch sein Glück, in Neapel, Bologna oder Florenz, gleichsam ein Abglanz vergangener Tage, aber er fühlt sich alt werden; mit Trauer im Herzen und Spott auf den Lippen glossiert er seine fünfzig Jahre, und seine einzige Sehnsucht ist, venetianischen Boden wieder betreten zu dürfen. Jahrelang bleibt er in Triest, wie ein Hund an der verschlossenen Pforte lauert, buhlt um einflußreiche Bekanntschaften und erreicht nichts, genießt eine zweifelhafte Gastfreundschaft und beklagt sein bitteres Mißgeschick.

Digitized by Google

Aber der Casanova in grauen Haaren hat aufgehört, er selbst zu sein. In England schon fängt es an. Da ist ein Fräulein Charpillon, die ihn zur Creatur ihrer Launen macht. Er klagt, er wütet, zerschlägt Tische und Fenster, er weint und bettelt, aber was hilft es? Das Alter naht. Das ist die wahre Tragik des Don Juan, vor der jede andre zum kalten Theater wird. Casanova, der glänzende Held dreier Jahrzehnte, der unwiderstehliche Verführer, der liebenswürdigste Freund des Eros, — in London kriechend und winselnd vor einer kleinen, dummen, pfiffigen Dirne. Was nützen jetzt Strickleitern, bestochene Kammerzofen, was nützen die kostbaren Gewänder, die breiten, spanischen Spitzen, die gelbe Weste, der Federhut, die carmoisinrote Seidenhose und der Orden des heiligen Vaters in Rom? Casanova liegt in Agonie. Ihn zu verlachen, dessen Beruf es war, die Frauen anzubeten? Dann bleibt nichts, als der kleine Bibliothekar eines großen Herrn zu werden, mit Hausmeistern und Lakaien um dessen Gunst zu eifersüchteln, den Pathetischen, Zurückgesetzten, Entthronten zu spielen, und sich mit der Feder in der Hand aller Gegenwart abgewendet in die entschwundenen Zeiten zu vertiefen. Gab es doch neben der Charpillon eine Lukrezia, eine Marton, eine Veronica .... hundert beglückende Visionen steigen auf. Nur dies gilt; nur diese längst zu Luft verronnenen Schwüre, glühenden Seufzer, Thränen und Küsse. Er hat eine Dankesschuld an sein Leben zu entrichten und er bezahlt sie mit Erinnerungen. Es ist alles verweht, so scheint es; aber das wirkliche Glück ist wie fruchtbare Erde, ein Unsterblichkeitsbürge.

Um die Erscheinung Jakob Casanovas liegt es wie eine gesunde Atmosphäre von Heidentum und Sinnlichkeit. Seine Handlungen sind keinem Sentiment und Raisonnement, keinem Schuldbewußtsein und keiner Gewissensschwere zugänglich. Impuls und das Blut sind die wahren Vertheidiger jeder Irrung. Ohne es zu wissen, ist er von dem berechtigten und tiefen Fatalismus der großen Menschen erfüllt; Christentum und geistliche Dinge sind ihm nicht viel mehr als Gegenstände der Toilette, Hilfsmittel der äußeren Erscheinung, und ein Gebet kann in seinen Augen so leicht wiegen wie die Verbeugung vor einem Würdenträger. Seine Thaten haben ihren Ursprung im Zeitlosen, und ihre Folgen verlieren sich in die Unendlichkeit gleich dem Lauf eines Kometen. Moral ist ein Gewand, Sitte ein Handschuh, Mode eine Grimmasse; drei Dinge gelten: das Herz, der Degen, die überlegene Intelligenz. Von ihnen macht dieser seltsame Held Gebrauch, und eines spielt ins andere, wie es die Eingebung will. Dabei, so possierlich spielt die Natur, führt er seine Idee von der Freiheit des Willens wie einen Talisman mit sich, und er will nichts wissen von dem siegreichen Kampf, den die Erfahrung beständig dagegen kämpft.

Dieser Don Juan und Zigeuner, Dämon und Kind, dieser König des Augenblicks und leidenschaftlicher Freund der Freude, Dichter in Thaten und Philosoph des Vergnügens, Hauptspieler in einer romantischen Tragikomödie, er erscheint wie die Verkörperung einer wilden, ordnungslosen, fabelhaften Zeit, die einer jener halbdunkeln Sommernächte ähnelt, wo alles sich dem Traum und Rausch der Dämmerung überläßt. Zugleich ihr letzter Nachzügler, halb bewunderns-, halb beklagenswert, steht er am Thore des neuen Jahrhunderts, nicht mehr er selbst, und er sieht das Grab, das all dem Maskenscherz und leichten Jubel gegraben wird. Darum vielleicht geht auch von ihm zu uns ein Hauch von Moder und Verwesung.

Digitized by Google

Rundschau.

Die Rassentheorie der Weltgeschichte.

In der Geschichtsphilosophie streiten eine ganze Anzahl „oberster Prinzipien" um die Alleinherrschaft. Das eine ist die Lehre, wonach alle geschichtliche Veränderung das Werk von „Heroen" ist, von „großen Männern", deren Genie die träge Masse der Völker in Bewegung setzt. Diese Theorie ist die älteste. Denn alle Geschichtsschreibung ist genetisch erwachsen aus den Aufzeichnungen der Chronisten und Hof-Historiographen, denen naturgemäß die Geschichte kaum etwas anderes darzustellen schien, als eine Reihe von Thaten der Fürsten, Kanzler und Feldherrn. Ihren letzten großen Vertreter fand sie in Carlyle, heute ist sie auf der ganzen Linie im Weichen. Man hat begriffen, daß die Einzelnen, und seien sie noch so gewaltig, mit sehr kurzen Fäden an ihre Gruppe, ihr lebendiges Milieu gebunden bleiben, daß der Kreis ihrer willkürlichen Bewegung ein sehr kleiner ist, und daß die historischen Kräfte, die sie auszulösen imstande sind, nur erklärbar sind aus der so zu sagen chemophysikalischen Beschaffenheit der Menschenmasse, in der sie an leitender Stelle wirken.

Hier also, in den Eigenschaften und Kräften der Massen, sucht die moderne Geschichtsphilosophie die Ursachen der historischen Veränderungen. Und da ergeben sich drei Grundhypothesen als möglich. Man kann ausgehen von der Masse als einem anthropologischen Aggregat, und von der Masse als einem socialen Aggregat. Und hier wieder kann man Veränderungen der materiellen oder der geistigen Kultur für die geschichtliche Bewegung verantwortlich machen. Alle drei Wege sind beschritten worden, alle drei Hypothesen kämpfen noch heute um die Alleinherrschaft. Die zeitlich erste stellt die Hypothese der geistigen Kultur dar. Sie liegt mehr oder weniger klar den geschichtsphilosophischen Versuchen der klassischen Periode, Schillers und Herders, später Hegels und Comtes zu grunde und fand ihren bekanntesten Ausläufer in Thomas Buckle. Neuerdings hat Kurt Breysig in seiner groß angelegten Kulturgeschichte der Neuzeit, Berlin 1900, diese Grundauffassung in einem etwas eingeschränkten Maße wieder angenommen.

Eine bewußte Reaktion gegen diese Theorie war die zweite, die von Veränderungen des anthropologischen Aggregats, von der Rasse ausging. Der alte Gobineau, der viel zu wenig studiert wird, hat sie zuerst mit vielem Geist und großem Wissen in voller Ausführlichkeit begründet, und sie stellte s. Zt. unzweifelhaft einen sehr bedeutenden Fortschritt dar, wie denn auch die Kritik, die Gobineau den seiner Theorie entgegenstehenden Meinungen zu teil werden läßt, noch heute als in den meisten Punkten schlagend zu gelten hat. Von seiner wissenschaftlichen Nachkommenschaft, zu der übrigens als Seiten-Verwandte auch Düring, Lagarde und Nietzsche und merkwürdigerweise auch der Zionismus gehören, ist Houston Chamberlain wohl der bekannteste. Die Theorie verdankt ihre besten Anregungen einerseits den sprachwissenschaftlichen Forschungen vom Anfang des Jahrhunderts, namentlich der Arier-Theorie, die so viel helles und zuweilen trügerisches Licht auf verborgene Völkerzusammenhänge warf; und andererseits den romantisierenden und feudalisierenden Stimmungen und Verstimmungen, die den großen Katzenjammer nach den revolutionären Sturmjahren Europas kennzeichneten.

Als dritte und heute mächtigste Hypothese trat zuletzt diejenige auf, die die geschichtliche Veränderung aus der Entwicklung der materiellen Kultur der Völker ableitet. Ihr bekanntester Vertreter ist Karl Marx, der Begründer oder wenigstens erste erfolgreiche Verfechter der „materialistischen Geschichtsauffassung". (Ihr eigentlicher Entdecker soll nach Paul Voigt der sonst ziemlich unbekannte Ober-Bibliothekar Raumer gewesen sein). Wie dem auch sei, sie gilt heute vielen ausgezeichneten Köpfen — es sei nur Stammler-Halle genannt — als der aussichtsvollste Versuch, Ordnung in das Chaos der historischen Thatsachen zu bringen.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß gerade bei uns in Deutschland die Rassentheorie neuerdings schnell an Boden gewinnt. Unsere glänzenden Siege in drei Kriegen, der gewaltige Aufschwung unserer Wirtschaft, unseres Welthandels, unserer Seemacht haben ganz naturgemäß das nationale Hochgefühl sehr stark gesteigert.

Digitized by Google

Wir sehen die germanische Rasse in allen Dingen der Kultur an der Spitze der Nationen; wir können fast mit Sicherheit absehen, daß sie in kurzer Zeit an Zahl und Macht soweit gewachsen sein wird, daß ihr die Herrschaft über alle anderen Rassen und selbst über die anderen arischen Nationen ohne weitere Kraftanstrengung in den Schoß fallen muß; ist doch allein in Nord-Amerika, von Australien und Süd-Afrika ganz zu schweigen, Platz für wenigstens eine Milliarde deutsch und angelsächsisch redender Menschen! Noch zwei Jahrhunderte einer weiteren Entwicklung, wie die der letzten zwei Jahrhunderte, und alle Nationen der Welt sind nur noch kleine Anhängsel der gewaltigen Weltrasse des Nord-Germanentums. Einer solchen Entwicklung gegenüber ist es kein Wunder, wenn sich die Deutschen gern der Thatsache erinnern, daß in ganz Europa die Fürsten und der Adel, die Herrscher- und Kriegerklasse, vorwiegend germanischen Blutes ist, und daß auch in Indien und Persien fast überall der Arier herrscht. Und aus solchen sehr begreiflichen, ja durchaus lobenswerten Gefühlen entsteht dann leicht eine Rassentheorie der Weltgeschichte, wie sie kürzlich Chamberlain vortrug und wie sie jetzt ein Deutscher, Albrecht Wirth, ebenfalls verficht in einem Werke: „Volkstum und Weltmacht" (München, Bruckmann).

Sein Buch ist eine durchaus rühmliche Leistung. Ich will mit Freude anerkennen, daß mir scheint, als sei die Rassentheorie selten oder nie mit soviel Geist und Wissen vorgetragen worden, wie hier. Albrecht Wirth ist der erste Sociologe, der seine Schlüsse auf einer Betrachtung der „Weltgeschichte" in ihrem eigentlichen Sinne aufbaut, während alle seine Vorgänger sich mit dem dürftigen Material begnügten, das die Geschichte der Mittelmeervölker und West-Europas ihnen darbot. Dem gegenüber umspannt der Blick unseres Autors mit gleicher Aufmerksamkeit die Geschicke Chinas, Indiens bis zu den Hindustaaten von Insulindien hinab, Persiens und der Mongolenreiche, sowie der europäischen Siedlungen Amerikas und Australiens und Süd-Afrikas. Und er beschränkt sich durchaus nicht auf die sogenannte „historische" Zeit. Eine gründliche Kenntnis der anthropologischen und ethnographischen Wissensschätze befähigt ihn zu origineller Fragestellung und überraschender Lösung schwieriger Probleme. Auch aus dem heiklen Gebiete der Sprachforschung, auf das ich ihm nicht folgen kann, wagt er seine Argumente zu entnehmen.

So hat er „den Königsweg der Geschichte", der allein die Gesellschafts-Wissenschaft ihrem Ziele näher führen kann, betreten, vorbereitet wie wenige, und er hat auf dieser Grundlage ein Buch geschaffen, so blitzend im sprachlichen Ausdruck, so geistvoll im Aufbau und der logischen Durcharbeitung, und so maßvoll in der Vertretung der Grundidee, daß der gebildete Deutsche es seiner Handbibliothek einverleiben sollte, selbst wenn er den Grundanschauungen des Verfassers nicht zustimmen kann.

Es ist thatsächlich unmöglich, hier auch nur eine Andeutung von dem Reichtum an originellen und kühnen Gedanken und Beweisführungen zu geben, und ich muß mich mit kurzen Bemerkungen begnügen.

Da ist vor allem interessant die Auffassung, die der Verfasser von der „Rasse" hat. Er versteht darunter etwas von der geltenden Anschauung stark Abweichendes. Für ihn ist die Rasse nichts rein Naturgegebenes, sondern ein Produkt von leiblichen Anlagen, geistiger Kultur und Einflüssen der natürlichen klimatischen Umgebung, und zwar vermutet er, daß die Bildung einer Rasse in diesem Sinne nicht Jahrtausende, sondern zumeist nur wenige Menschenalter erheischt. Dafür sind ihm Yankees und Buren Beispiele: „die Entstehung dieser Völker weist darauf, daß der Ursprung eines Volkes und einer Rasse nicht am Anfang, sondern am Ende einer Entwicklungsreihe liegt. Rasse wird gezüchtet. Sie entsteht durch Zusammensetzung und Mischung, sowie längere Isolierung des Mischungsergebnisses. Es giebt weder Urrassen, noch Ursprachen. Rasse ist beständig im Fluß, rastlose Umbildung ist ihr Lebensgesetz; ähnlich den Elementen, die fast nie ungemischt vorkommen, findet sich so gut wie nirgends eine ganz reine Rasse. Eine solche ist lediglich Postulat unseres Denkens" (Seite 7).

Man müßte ungemein tief in die Rassentheorie eindringen, um zu zeigen, wie weit die Consequenzen aus dieser Grundauffassung der Rasse, übrigens der einzigen, die wissenschaftlich haltbar ist — abführen müssen von den Folgerungen aus der gewöhnlichen ziemlich gedankenlosen Rassentheorie, die die Rasse an den Anfang der Entwicklung stellt, der zufolge die einzelnen Rassen so zu sagen als fertige empirische Charaktere, gewappnet und geschient mit allen geistigen und leiblichen Eigenschaften aus dem Haupte des Zeus springen; doch würde eine derartige Untersuchung den Rahmen einer Anzeige bei weitem überschreiten.

Aus der Rasse und zwar aus der Unterrasse, d. h. einem durch Wanderung und eventl. Kreuzung abgesonderten Teile der Urrasse geht durch feste Verwurzelung mit dem Boden, durch die Ansiedlung, das Volkstum hervor; es ist von der Unterrasse scharf geschieden, denn zum Volkstum gehört jeder, der die Sprache des Volkes versteht und spricht; der Besitz gemeinsamer Geschichte, gemeinsamer Anschauungen und gemeinsamer Sprache, nicht aber gemeinsame Abstammung macht den Begriff des Volks-

Digitized by Google

tumes aus. Als Erzeugnis des Volkstumes faßt er auf die Kunst und den Staat.

Hier setzt unser erster prinzipieller Widerspruch ein. Es gehört zu den sichersten Errungenschaften der Kulturgeschichte, daß nicht der Staat eine Bildung des Volkstumes, sondern umgekehrt das Volkstum eine Bildung des Staates ist. Staatenbildung kommt regelmäßig dadurch zustande, daß ein eroberndes Volk, meistens reisige Hirten, ein anderes Volk, meistens schwach organisierte Ackerbauer, unterwerfen und über ihnen die Herrschafts-Organisation des Staates aufrichten, ihnen ein „Recht" auferlegen, das ausschließlich der Sicherung der Herrschaft dient, wie die Herrschaft ursprünglich keinem anderen Zwecke diente, als dem wirtschaftlichen Zwecke der Einziehung von Steuern, die die Unterworfenen den Herren zu zahlen haben. Das ist Ursprung und Zweck des Staates. Allmählich verschmelzen dann Herren und hörige Bauern zu einem einheitlichen Volkstum, sprechen eine einheitliche Sprache und schaffen eine einheitliche Civilisation und Kultur. Je nach dem relativen Bildungszustande geht Sprache und Kultur bald der Eroberer, bald der Unterworfenen verloren.

Diese Thatsachen sind von der größten Allgemeinheit und in der That nicht mehr anzuzweifeln, und von hier aus gewinnt man wesentlich andere Ausblicke auf das geschichtliche Werden, als sie Albrecht Wirth von seinem Standpunkte aus gewinnen konnte. Ich habe das nicht angeführt, um an dem prächtigen Buche zu nörgeln, sondern nur aus dem Grunde, weil man hier nur noch ein klein wenig tiefer zu sondieren braucht, um auf denjenigen Punkt zu stoßen, von dem die Wurzelfäden *aller* seiner Irrtümer mir ihren Ursprung zu nehmen scheinen. Ich glaube, daß in dem Buch ganz im allgemeinen zu viel von einem vorgefaßten Prinzip abgeleitet wird, und daß der Verfasser in voller Gutgläubigkeit diesem Prinzip zu liebe das Thatsachenmaterial, das er vorfindet, ordnet, die ihm gelegenen Thatsachen in den Vordergrund rückt, und die nicht passenden zurückdrängt. Das ist kein sittlicher Vorwurf und im gewissen Sinne nicht einmal ein wissenschaftlicher. Denn genau so handelt schließlich jeder originelle Denker, volle Objektivität ist keinem Sterblichen gegeben.

Aber wer die dritte und jüngste der drei geschichtsphilosophischen Theorieen, die *materialistische* nicht nur theoretisch von außen her kennt, sondern bereits als Schlüssel für das Verständnis historischer Thatsachen durch lange Entwicklungsreihen hindurch praktisch angewendet hat, der wird immer, selbst so starken und glänzenden Ausführungen gegenüber das Gefühl nicht los werden, daß hier die Thatsachen vergewaltigt werden. Er wird mißtrauisch sein, selbst gegen die scheinbar verblüffendsten Uebereinstimmungen im Geschehen auf diesem ganzen Planeten, durch welche die Einteilung der Weltgeschichte in Epochen oder Perioden begründet wird. Diejenige Theorie der Geschichtswissenschaft, die das leisten kann, was der moderne Mensch vor allem beansprucht, *kausales Verständnis* des Entwicklungsganges von Schritt zu Schritt, ist die materialistische; und das kann diese Rassentheorie nicht leisten. Sie kann besten Falles große Thatsachenmassen übersichtlich gruppieren, aber sie kann niemals die innere Notwendigkeit aufzeigen, warum die Dinge so und nicht anders verlaufen sind und verlaufen konnten.

Die Gobineausche Rassentheorie konnte schon mehr! Wenn sie den unzweifelhaften Verfall aller uns bekannten Nationen der Weltgeschichte auf die ebenso unzweifelhafte Thatsache zurückführte, daß die ursprüngliche Rassenreinheit der ersten Herren-Eroberer durch Kreuzung mit den Unterworfenen sich immer mehr und mehr verunreinigte, so hatte sie eine einleuchtende kausale Erklärung: ohne Herrschertugend kann kein Staat bestehen, Herrschertugend ist Rassenbegabung, Verunreinigung der Rasse vermindert die Herrschertugend, folglich sinkt jeder Staat abwärts, der seine Herrenrasse nicht rein zu bewahren vermag.

Das war s. Zt. gerade darum ein so großartiger Fortschritt der Auffassung, weil der ursächliche Zusammenhang der bedeutungsvollsten geschichtlichen Thatsachen hier auf eine einfache Ursache zurückgeführt wurde. Und erst die materialistische Geschichts-Auffassung konnte diese, in ihrer Knappheit imponierende Theorie überwinden, indem sie zeigte, daß sich der Niedergang aller antiken Staaten viel einfacher als aus der Rassentheorie aus der Thatsache der Sklavenwirtschaft ableiten läßt, die die freien Mittelstände vernichtet, damit die politische und militärische Macht der Republiken zerstört und eine soziale Lagerung herbeiführt, die nur mit einer Katastrophe enden kann.

Es ist schade, daß Wirth sich nirgends mit dieser gewaltigsten und erfolgreichsten Haupttheorie der Weltgeschichte abzufinden versucht hat. So aber ist gerade bei der Lektüre seiner entgegenstehenden Ausführungen, trotz aller hinreißenden Kraft der Darstellung, mir hier zum Bewußtsein gekommen, wie viel einfacher und umfassender sie gegenüber der Rassentheorie die Dinge zu erklären, *genetisch* zu erklären im Stande ist; um wieviel weniger sie stützender Hilfshypothesen nnd verschlungener dialektischer Beweise bedarf, als jede andere.

Aber, wir wiederholen es, wenn wir auch grundsätzlich auf dem Standpunkte stehen, daß die Rassentheorie in der alten und der neuen Fassung nicht im Stande

Digitized by Google

ist, die geschichtlichen Zusammenhänge aufzuhellen, so werden wir doch immer mit Freude zu dem Wirthschen Buche zurückkehren, das die grundlegende Theorie mit ebensoviel Geist wie Kraft vorträgt, und das in den Einzelheiten eine wahre Fundgrube kühner und fruchtbarer Gedanken und reicher Belehrung darstellt.

F. O.

Ein verbotenes Buch.

Alle Freunde der „Gedankenfreiheit" dürfen dem österreichischen Herren Justizminister dankerfüllt die Hand schütteln, weil er die „Phantasieen eines Realisten" von Lynkeus verboten und die Konfiskation aller in den österreichischen Landen noch zu ermittelnden Exemplare des Buches ex officio angeordnet hat. Wie manches gute und vortreffliche Buch geht spurlos in dem Wust der litterarischen Erscheinungen unter, ohne daß sich Einer die Mühe gegeben hätte, es zu lesen und darüber zu sprechen, und da kommt dann solch ein Verbot wie gerufen und lenkt mit einem Male aller Blicke auf das kleine gedruckte Ding, das da reden kann ohne eine Zunge zu besitzen, hin, das aber bislang stumm war, weil keiner ihm zuhören wollte. Und das Verbot öffnet dem kleinen gedruckten Dinge den Mund und es redet nun mit einem Male vor allem Volke auf dem Markte und in den Gassen. — Als ob man heute einem Buche ex officio den Mund verbieten könnte! Giebt es nicht tausend Wege, auf denen es dennoch und trotz alledem den Pfad zu den Ohren und den Herzen seiner Leser findet? Ist es nicht dasselbe, als wollte man dem Winde gebieten nicht zu weben und der Sonne nicht zu scheinen? Der Wind findet einen Ausweg und weht einmal eingesperrt als Zug mit verdoppelter Heftigkeit, die Sonne scheint ruhig weiter, nur wer den Vorhang zugezogen, sitzt in der Dunkelheit und kann sich ja einreden, es sei immer noch Nacht und nicht Tag. — Die Gründe, aus denen die österreichische Staatsraison es für angemessen erachtete, das Buch von Lynkeus ihren Unterthanen vorzuenthalten, liegen auf der Hand. Es sind Gründe religiöser, politischer und sogenannter moralischer Natur. Die letzteren fallen am wenigsten in die Wagschale, denn in dem ganzen Buche finden sich höchstens 3 oder 4 Stücke, an denen prüde Seelen, denen es absolut unmöglich ist sich auf den Standpunkt des Verfassers zu erheben, Anstoß nehmen könnten. Man hätte also die Stücke tilgen und dem so pro usu Delphini beschnittenen Buche ruhig seine Straße freigeben können. Es sei gleich gesagt, auch diese Stücke, in denen die Sinnlichkeit als ein wichtiger das Seelenleben der Menschen beherrschender Faktor in ihrer ganzen Brutalität in die Erscheinung tritt, sind für das Verständnis der Lebensauffassung und Weltanschauung dieses Lynkeus von höchster Bedeutung. Aber auch diese Stücke sind wie alle anderen des seltsamen Buches so abstrakt allgemein, so allem Irdischen entrückt, so sehr in die Höhen philosophischer Spekulation erhoben, daß sie anmuten wie etwa die Gespräche über die Liebe bei Plato, den doch noch kein Mensch verbieten wollte, der sogar eingehend in unseren deutschen Gymnasien von der heranwachsenden Jugend präpariert und gelesen werden muß. — Auch über politische und religiöse Dinge ist in klassischen und nichtklassischen Schriften schon viel freier gesprochen worden, als das Lynkeus beispielsweise in seinem Stücke „Worüber freuen sie sich eigentlich?" oder in dem köstlichen Tischgespräch bei Dr. Martin Luther oder in dem inhaltsvollen „Nach der Predigt" thut. — Von dem viel angegriffenen Heinrich Heine ganz abgesehen, hat der junge Schiller in Kabale und Liebe und in seinem Fiesco, hat der reife Lessing in seinem Nathan gleiche und ähnliche Gedanken entwickelt und niemand in protestantischen Kreisen würde es heute wagen, den Lieblingsdichter des deutschen Volkes oder den Vorkämpfer der Toleranz auf den Index zu setzen. Aber das Verbot hat sein Gutes gehabt und damit kann man zufrieden sein. — Beide Teile: Lynkeus und seine Leser und das österreichische Ministerium. — Wer ist nun jener Lynkeus, dessen Buch verboten wurde und der es verdient von allen gelesen zu werden und in Jedermanns Munde zu sein? Seinem Pseudonyme „Lynkeus" macht er alle Ehre, er ist ein Türmer mit hellen Augen und einem wahren Falkenblicke, der oben steht in lustiger Höhe und aus diesem Grunde schon das kleine Leben von seiner höheren Warte aus, auf die gar Mancher sein Lebtag nicht hinaufkommt, aus der Vogelperspektive betrachten kann. Ueber seine Person, die nebenbei gesagt gar keine Rolle spielt, gab der Wiener Korrespondent des Berliner Tageblatts vor einiger Zeit Auskunft. Er wohnt in Wien und wurde von allen, die ihn kannten, für einen Sonderling gehalten. Sein Name ist Joseph Popper, sein Beruf Ingenieur, sein Geburtsort Kollin, sein Geburtstag der 22. Februar 1838. Neben einigen technischen Schriften hat er bislang nur eine Abhandlung unter dem Titel „Recht zu leben und Pflicht zu sterben" veröffentlicht und in dieser seiner Meinung gegen die moralische Berechtigung der allgemeinen Wehrpflicht Ausdruck verliehen. — Und nun erscheint der 63jährige als Lynkeus und reicht uns seine merkwürdigen Phantasieen eines Realisten. Große und kleine Stücke, Märchen und

Digitized by Google

Parablen, Gespräche und Abhandlungen, Erzählungen und ganz kurze Skizzen in der Form, wie sie der Augenblick alle gerade eingab, alle voll von tiefer Lebensweisheit und Zeugen eines selten scharfen und furchtlosen Denkens, Geschichten von einem Denker für denkende Leser geschrieben, die sie nicht nur einmal, sondern wieder und wieder lesen wollen, und die gerne und willig, vor keinem Abgrund zurückschreckend der Hand des Führers durch das dunkle Labyrinth der Menschenseele und des Menschenschicksals folgen. Alle reife Früchte eines reichen Lebens, Früchte, wie sie ein alter, erfahrener Weltweiser vor dem Abschiednehmen von dem Baume seines Lebens pflückt. An keine Form gebunden, vom Stofflichen unberührt, kein Novellist und kein Dramatiker, kein Prediger und kein systematischer Philosoph, wie es ihm gerade die Stunde eingab, entrollt dieser Lynkeus, der sich einen Realisten nennt, auf allen Gebieten des Menschseins seine eudaimonistische Weltanschauung, die da ausklingt in den optimistischen Trost: Eine Freude hat ein Jeder in seinem Leben erfahren und an dieser Freude soll er zehren ein Leben lang. — Mit dem unerbittlichen Wahrhaftigkeitsgefühle und dem sittlichen Ernste des Forschers legt er den Maßstab seines Geistes an alle Erscheinungen des menschlichen Lebens, führt er die Sonde hinein in die Erscheinung und untersucht mit dieser deren innersten Kern. — Nicht nur politische, religiöse und sittliche Fragen beschäftigen diesen Lynkeus, auf philosophischem, vor allem auf psychologischem und sozialem Gebiete findet er ebenso gut seine Stoffe, ebenso gut seine offenen Fragen, die ihn fesseln, deren Beantwortung er heischt. Kein Pflaster auf Wunden, keine trügerische Brücke über einen Gedankenabgrund läßt er gelten, das Pflaster muß herunter, die Brücke schwindet, nichts ist so gräßlich, daß es der denkende Geist nicht ausdenken dürfte, nichts so wahr, daß der Mut seiner Wahrheit es sich nicht eingestehen müßte. — Es ist ein seltenes Buch, diese Phantasien eines Realisten von dem Türmer Lynkeus, der Popper heißt, Ingenieur ist und in Wien wohnt. Eins von den seltenen Büchern, deren einzelne Stücke einem, ob man will oder nicht, im Gedächtnis haften bleiben, das man aber und abermals durchblättert, das einen immer wieder zum Ueberdenken zwingt. Ein seltenes Buch, nicht ein gewöhnliches, wie es dem Schriftsteller die Laune eines Augenblickes oder die redliche Arbeit eines Jahres schenkte, sondern ein Buch, das ein langes Leben einem alten Manne gab, nicht zusammengeschrieben und nicht zufällig gesammelt, sondern Frucht auf Frucht einzeln gereift in Jahren und Jahren zu einer Ernte, die sich uns nun als das Resultat eines ganzen Menschenlebens erschließt. E. St.

Der Herzog von Lauzun.

Das zweibändige Werk, das Gaston Maugras über den „Herzog von Lauzun und die intimen Hofkreise 1747—1793" herausgegeben hat (in autorisirter Uebersetzung von Paul Bornstein bei Langen erschienen), gehört zu den Büchern, die in ihrer künstlerischen Form fehlgeraten sind und trotzdem eine Fülle von Anregungen bieten. Um die Persönlichkeit eines glänzenden Repräsentanten der galanten Epoche von 1783 gruppiert es in reichen Bildern die Gesellschaft der Zeit. Aber diese Bilder sind wie das Hauptporträt nicht gut gerahmt. Man hätte von einem Franzosen eine souveränere, mit leichterer und eleganterer Hand gebundene Darstellung erwartet. Zu sehr sieht man auf diesen Seiten die Schreibtischarbeit, die aufgehäuften Zettel und Excerpte, die etwas mühsam aneinandergereiht werden, statt daß der Verfasser sie überwindet und selbstschöpferisch aus ihrem Inhalt ein organisches Gebilde heraufsteigen läßt. Die Geschlossenheit fehlt und dadurch erhält die Gesammtprägung statt plastischer Modellirung eine breite, flaue Fläche, in der alles auseinandergezogen und gestreckt erscheint.

Gaston Maugras erweist sich nicht als ein artistischer Regisseur, aber er zeigt sich — und dadurch erhält seine Arbeit trotz der Formaleinwände etwas Unwiderstehliches — als ein überaus glücklicher Sammler von Lebens- und Gesellschaftskuriositäten und als ein Passionirter jener Epoche, von der man nicht genug singen und sagen kann und er hat den Enthusiasmus für die strahlenden Sieger des Lebens, die lächelnd zu sterben wissen.

Aus den Briefwechseln der Zeit, aus Memoiren und Tagebüchern, aus ungedruckten Archivschätzen hat Maugras das Material für seine Darstellung gelesen.

Die Güte dieses Materials und ihre Echtheit wird durch den Preis der französischen Akademie, den er erhielt, gewährleistet.

In diesem Material, in diesen aus verstreuten Büchern gepflückten Lesefrüchten, die immer charakteristisch und farbig sind, besteht der Reiz des Werkes.

Eine ars amandi bunter Abenteuer ist sein erster Theil. Dazwischen tönt der Erzklang kriegerischer Thaten, im Hintergrund spielt Zeremoniell und höfisches Treiben. Ein Totentanz grotesker Schicksalsironien aber ist der zweite Teil. Die wir am Anfang in vergoldeten Karossen zu Hof fahren sahen, werden jetzt auf Henkerkarren zum Schaffot geschleift und über eines der glänzendsten Ausstattungsstücke der Weltgeschichte fällt ein blutroter Vorhang. Und das wird nicht von der überschauenden Warte des Historikers gegeben, sondern in unmittelbarer Nähe stellt es sich dar mit der Atmosphäre

Digitized by Google

der Gefühle jener Zeit und mit dem Klima der Kabinette und der Boudoirs, sodaß wir derart hineinversetzt, Leben und Meinungen dieser Akteure und Aktricen ansehen wie ein Mensch von 1780.

In den Kauserien dieser Gesellschaft entrollt sich der ganze Kanon des Umgangs und sein oberstes Gesetz ist, das Leben leicht und heiter zu führen, den guten Geschmack als Autorität zu verehren, bon air zu haben und sich nicht durch kleinbürgerliche Tugenden lächerlich zu machen. Und von den kleinbürgerlichen Tugenden ist die kleinbürgerlichste die Treue in der Liebe, ein stupender Mangel an Genießerkunst. „Die Treue verdummt die Frauen" sagt Herr von Boissé. Ueber die Männer wird solch Verdikt gar nicht erst gefällt, weil es unnötig erschien, über Unmöglichkeiten Sätze aufzustellen.

Die Kapitel der galanten Romane, der Liaisons dangereuses, des Faublas werden hier verwirklicht, und die Galerie reizender Frauen, unter denen ein Gainsborough-Porträt, die schöne Miß Robinson leuchtet, ist offenherzig, wie die Damen der Bijoux indiscrets: „in der Liebe ist es nur der Anfang, der so charmant ist, und darum macht es so viel Vergnügen, immer wieder von neuem zu beginnen."

Aus diesen Unterhaltungen kann man einen ganzen Katechismus des guten Tons in allen Lebenslagen von den offiziellsten bis zu den intimsten, von der Salonkonversation bis zur Alkovenkauserie „zwischen Leinentüchern" zusammenstellen, und die Menschen dieses Stils werden in Sprache, Gesten, Kostüm und Lebensführung vor uns lebendig.

Die Grandseigneurexistenz auf den Herrenschlössern entfaltet sich in Repräsentationsbildern, der Hofhalt der Kirchenfürsten, die den Gipfel der Lebenskünstlerschaft zeigen, die Virtuosität geistreichen Genießens und verfeinerten Epikuraismus in den Festen Contis, des letzten der Prinzen.

Und als lustiger Rat geht durch die Säle der große Blagueur der Zeit, der Prinz von Ligne und ironisiert und glossiert diese Welt. Und sein Bild Contis giebt eine Charakteristik des Zeittypus jener glänzenden Selbstverschwender, die zu allem und zu nichts taugen und deren Rasse 1789 unterging: „Er besteht aus zwanzig oder dreißig Menschen. Er ist stolz, leutselig, ehrgeizig und philosophisch, immer abwechselnd. Er ist tadelsüchtig und faul, vornehm und lüderlich; dabei der größte Feinschmecker. Er ist der Abgott und das Vorbild der guten Gesellschaft und liebt die schlechte, aber nur infolge seiner Zügellosigkeit des Hirns, die er übrigens ziemlich affektiert zur Schau trägt."

Wir blicken, wie von einem Diable boiteux geführt, in die kleinen, intimen Logen der Comédie Italienne, die als Rendez-vousplätze beliebt waren, und in deren verschlossener Sicherheit man sich wie in einem Boudoir einrichtet, sogar der zierliche Wachtelhund fehlt in der Staffage nicht. Der lustige Karneval der großen Opernbälle zieht auf, die in ihrer vorurteilslosen Mischung der durch gemeinsam deckende Maskenfreiheit und Maskenrecht vereinigten Gesellschaft fast ein unbewußtes Vorspiel der noch nicht vorgeahnten Liberalité, Egalité, Fraternité waren. Und der pikanteste Maskenscherz war es, als nach der Hochzeit des Herzogs von Chartres die galanten Damen auf dem Opernball in Trauerkleidung erschienen. Der gewissenhafte Chronist fügt aber hinzu, sie hätten bald genug Grund gehabt, den Krepp wieder abzulegen.

Mit dem Helden des Werks, dem Herzog von Lauzun, wandeln wir über die wechselnden Bühnen. Er zeigt aber nicht nur, wie man liebt, sondern er giebt auch das Bild des kühnen, ritterlichen Soldaten. Denn das sind, wie in den Ritterromanen, die Pole dieser Welt, Galanterie und Tapferkeit. Die Männer gehen in den Kampf wie zu einem Liebesabenteuer und sie finden in beiden die starken Emotionen des Lebens.

Sehr bezeichnend ist die Stelle in einem Brief des jungen schwedischen Grafen von Fersen aus dem Lager von Newport: „Sie kennen, mein teurer Vater, die Franzosen und diese sogenannten Männer des Hofes genügend, um sich eine Vorstellung von der Verzweiflung der jungen Leute machen zu können, die hier den Winter in Newport fern von ihren Geliebten und den Vergnügungen der Hauptstadt unthätig verbringen müssen. Keine Soupers, keine Theater, keine Bälle. Sie sind in Verzweiflung. Aber es bedürfte nur des Befehls, gegen den Feind auszurücken, um sie zu trösten."

Und sehr echt für diese Form des Muts aus Koketterie und Amusement ist das Wort des Schweizer Barons von Besenval, der nach Vernichtung seiner Division in das Lager geschickt, wieder ins Gefecht zurückkehrt und auf die Frage „was treiben Sie denn noch hier, Sie sind ex" antwortet: „Was Teufel wollen Sie, es ist wie mit dem Opernball; man langweilt sich, aber man bleibt, so lange man die Geigen hört."

Außer dem Liebesbrevier und dem Umgangskodex, außer dem Moyen de parvenir des vollkommenen Kavaliers enthalten diese Bücher auch noch einen Trachtenalmanach und Modeblätter.

Die stolze Krönung des Kostüms, der Wunderbau der Coiffure steigt pompös auf. Und das ist kein Friseurkapitel, sondern ein Kulturstück, denn wie Maugras sagt: „alle Tagesereignisse, politische und andere, finden ihre Darstellung auf den Köpfen der großen Damen."

Digitized by Google

Die Frisur war Allegorie und Haupt- und Staatsaktion geworden.

Als 1777 die Impfung eingeführt wird, ersteht die Haartracht „à l'inoculation". Sie besteht aus einer Schlange, einer Keule, einer aufgehenden Sonne und einem fruchtbeladenen Olivenbaum. Und die Deutung dieses Haarrebus ist, daß die Schlange der Heilkunst mit der Keule den Drachen der Krankheit niederstreckt; die aufgehende Sonne ist das Emblem des neuen Königs und der Olivenbaum das Symbol des Friedens und der Ruhe, die der glückliche Erfolg der Impfung in den Seelen verbreitet.

Um den Tod von Louis XV. gebührend in der Haartrauer darzustellen, trug man „pouffs de circonstance". Zur linken Seite der Frisur hängt da eine große Cypresse aus schwarzen Blumen, an ihrem Fuß hängt ein großer Flor. Neben der Trauer steht aber die Hoffnung, denn auf der gegenüberliegenden Seite neigt sich eine dicke Garbe Korn über ein Füllhorn, aus dem Früchte quellen. Ja, ganze Genrebilder balancierten die Damen auf den Köpfen, Landschaften, Jagdstücke, eine Mühle, deren Müllerin sich von einem Abbé den Hof machen läßt.

Mählig wechseln die Zeiten und im schillernden Wandelpanorama dieser Bücher sehen wir Altes schwinden und Neues heraufziehen. Es schwindet und stirbt ab jene Genießerepoche der Anmut und Grazie, da jedem alles erlaubt war, wenn er es mit Geschmack that, da die größte Freiheit und skrupelloseste Unbeschränktheit mit vornehmster Rücksichtnahme und nie versagendem Takt sichere Alliance schlossen, da eine feine, selbstverständliche Etikette das Leben ordnete, und selbst in religiösen Dingen der gute Ton das maßgebende ist, wie die Marschallin von Luxembourg zeigt, die sich über die Geschmacklosigkeit einiger Gebete mokiert und auf den Einwand eines Unzeitgemäßen, Gott läge wohl kaum Wert auf das, was bei uns guter oder schlechter Ton heißt, ganz ernst antwortet: „O glauben Sie das ja nicht."

Die Politesse schwindet und der Prinz von Ligne konstatiert seufzend: „Die Galanterie ist zum Teufel, die Eleganz ist auf den Hund, die Gesellschaft abgenutzt, nie zuvor war man bei Hof so wenig liebenswürdig, so wenig höflich gewesen, wie im Jahre 1786." Die „ernsten Interessen" werden jetzt Mode und ruinieren die Leichtigkeit; die Politik verdirbt nicht nur den Charakter, sondern auch den Geschmack, Cagliostrosches Geheimwesen und Nachtspuk zerstört die Freude an der heiteren Oberflächlichkeit der Existenz; fürstliche Bankerotte mahnen an die Vergänglichkeit des Glanzes und alles gerät aus den Fugen.

Man genießt hier, wo kein kühler Historiker Entwicklungen konstatiert, sondern wo man die Stimmen der Zeit selbst hört, das eindrucksstarke Schauspiel einer Weltwende an Menschen, die uns persönlich ganz nahegerückt sind. Wir sehen nicht eine Gesellschaft ins Dunkel sinken, sondern Individuen, deren Intimität und Vertrauen wir genossen. Der Liebesreigen, der zu Beginn dieser Denkwürdigkeiten aufzog, wird zum Todesreigen, aber beide stehen unter dem gleichen Gesetz. Diese Menschen bleiben sich in ihrer Haltung auch im Sterben treu, und niemand, auch die Frauen nicht, versagen sich die überlegene Genugthuung des guten Abgangs. Und auch hier empfängt der Zuschauer die Illusion unmittelbarer Nähe und Gegenwart.

Wer den „Grünen Cacadu" Schnitzlers liebt, der wird an diesen Geschichts- und Gesellschaftsbildern im Cabaretstil nicht teilnahmlos vorübergehen, wenn auch der Guckkastenmann, der sie zeigt, kein guter Regisseur ist. F. P

Der Fliegende Holländer.

Der Fliegende Holländer ist wieder zurückgekehrt, nachdem man ihn beinahe vergessen und geglaubt hatte, er würde in dem Lande bleiben, wo Cavatinen gesungen, Balladen vorgetragen und große Chorübungen abgehalten werden. Er hat sich allerdings verändert und ein neues Kleid angezogen. Er ist aus einem Dreiakter ein Einakter geworden mit überführenden Orchesterzwischenspielen und zwei Zwischenvorhängen, ein Einakter von zweiundeinhalb Stunden, wie das Rheingold. Wie das Rheingold ein Vorspiel zu dem einen Lebenswerk ist, so ist er nun der Prolog zum ganzen Lebenswerk Wagners, in dem er uns von romantischen Sagen, stillen Sehnsuchten, Erlösungsthaten und der Biederkeit der Philister erzählt. Die Brünnhilde spricht aus der Senta, der Wotan aus dem Holländer und Daland ist der Erste der Dummen, die den Chor der Opern bilden und von den inneren Kämpfen nichts verstehen sollen, bis zum Gurnemanz hinab.

Der Fliegende Holländer ist jetzt der Prolog, in dem alles noch klar und hellsichtig ist gegen die Philosophie der späteren Werke. Der Fliegende Holländer hat ein einfaches Herz, wo Kundry, die Schweifende, ein doppeltes hat. Denn Kundry will selbst sich erlösen, nicht durch die That eines anderen, und braucht dazu eine schwierige, zweifache Natur, Teufelsdienst und Mitleid. Der Fliegende Holländer wird errettet, ganz einfach, weil die Sage es so erzählt und weil er eben das reine Mädchen trifft. Wotan wird nach längeren Diskussionen nicht errettet, weil er seine Freien und Helden nicht durchsetzt, weil er dem Schicksal unterworfen ist. Dem Schicksal? Wir glauben das Schicksal des

Digitized by Google

Holländers viel eher, trotz aller Wunder, als das Schicksal dieser Nibelungengestalten, die genau so lange nur Menschen sind, als es sich nicht um den ominösen Ring handelt, aber die Direktive ganz verlieren, wenn der Ring in Kraft tritt; dieser Ring, von dem uns stets nur gesagt wird, daß er die Weltmacht bedeute, der aber immer versagt, sobald er seinen Zauber wirklich beweisen soll. Warum siegt Siegfried nicht? Wagner klammerte sich an die Sage, aber er erzählte die Sage nicht als Märchen, wie die Griechen die Orestie, sondern als Philosophie. Und das ist bei dieser Sage nicht möglich. Der Sonnenheld Siegfried ist ein anderer als der Gibichungensiegfried, jener ein Held, dieser ein Lump. In der Sage sterben die Sonnenhelden jung an der Tücke des Schicksals. Aber ist es möglich, darüber ein menschliches Drama zu machen? Die „Götterdämmerung" ist darum ein mißlungenes Drama, weil sie versucht, den Betrogenen und Betrüger Siegfried zu retten. Man mußte entweder ein Märchen oder eine Philosophie hinstellen. Für den Siegfried und diese merkwürdigen Beschlagenheiten seiner Umgebung verlieren wir schließlich das menschliche Interesse. O, wenn Wagner die Sage überwunden hätte! Siegfried, kein Betrüger, sondern ein Zerstörer des Betrugs. Er soll nicht sterben, er soll herrschen und Wotan soll vor ihm das Knie beugen, nicht davonlaufen.

Der Fliegende Holländer wirkte in Bayreuth so herrlich unüberlegt, unbefangen gegen Parsifal, die Oper, und den Nibelungenring, das unmögliche Drama. Man machte den Versuch, ihn in ein zeitgemäßes Kleid zu stecken, und es gelang über Erwarten. Keine Bühne hat solche Chorregie und solche Unabhängigkeit der Bewegung, die für sich lebt, nicht durch den Kapellmeister. Keine Bühne hat solche Illusionen, wie dieses Gespensterschiff mit den zuckenden Sprühlichtern, den giftigen Gasen, dem höllischen Zusammenbrechen. Keine Bühne wagt heut eine so künstlerische That, wie es diese Vereinfachung der Oper in eine einzige fortlaufende Ballade war, wie sie sich der junge Wagner einst gedacht hatte.

Es war ein seltsamer Erfolg, den die diesjährige Aufnahme des Holländers in Bayreuth bei den Nachdenklichen erzielte. Gerade weil dort das „Theater" verschwindet, wurde die innere Kraft dieser Tondichtung klar, und das Theatermäßige des Parsifal trat am nächsten Tage schreiend vor die Sinne. Der Parsifal, den man sich bemüht von den Theatern über die gesetzliche Schutzfrist hinaus fernzuhalten, ist theatermäßiger als die alte Ballade, die uns im Holländer erzählt wird. Er bleibt ein Weihespiel, er ist kein Repertoirestück, aber er hat das Theater in sich. Ein raffiniertes, wundervolles, geniales Theater, aber ein Theater.

Der Holländer wurde nur wieder durch die Walküre eingeholt, deren erster Akt die glücklichste Eingebung Wagners ist und von drei Künstlern gespielt wurde, die das Leben vorzuzaubern wußten, und das Theater vergessen ließen. Wenn Wagner sagte: ich sehe das wahre Wesen der Musik in der Liebe, so ist ihre größte Mission in diesen Akten, wo des Holländer und der Senta Sehnsuchten sich treffen oder Siegmund und Sieglinde, die sich ebenso unbewußt durchs Leben suchten, in Liebe aufflammen. Aber haben sich Siegfried und Brünnhilde je geliebt? So lange sie schläft — wohl. Aber als sie erwacht, tritt an Stelle der Liebe, die sich magnetisch sucht, die über die offne Stirn, die über der Schläfenadern Geäst kosend streicht, das Heilsingen auf den „prangenden und siegenden Stern."

O. B.

Auch eine freie Bühne.

Ein glänzender Vogel zieht durch die singende Sommerluft über Berg und Wiese himmelan; ein altes Mütterlein in enger dunkler Kammer schaut ihm nach: „Ja, wer so könnte!" Wir können alles, aber unsere Erbkrankheit ist die Feigheit. Zur Stunde, da ich dieses schreibe, laden die Fanfaren auf dem Bayreuther Festspiel-Hügel zum Eintritt in das Haus des kühnsten neueren Meisters; die freien Sänger aber draußen auf den Bäumen staunen, daß die Menschen vom großen Licht der Sonne scheiden, um ins kleine Licht der Kunst zu schauen, daß sie Finsternis brauchen, um zu sehen, in die Nacht tauchen, um zu genießen. Unsere Kunst ist dämonisch; sie wälzt sich in dunkler Enge empor wie aus dem Schlaf des Kranken. Wir kriechen in Drachenhöhlen für einen kurzen Fiebertraum. War das der Wille derer, die uns im Theatron die größte Kunst des Schauens schenkten? Der echte Hellene würde sich weigern in das nächtliche Massengefängnis zu treten, das wir Theater nennen: ich will weder schlafen noch sterben, noch in die Mysterien eingeweiht werden, ich will schauen. Seid ihr Eulen oder Falschmünzer oder Schatten der Unterwelt, daß ihr lichtscheu seid? Ich will schauen, und ich fordere den Tag und den freien Himmel für meine Bühne. Die alten Mütterlein schütteln den Kopf: aber da ziehts ja und da blendets ja oder es regnet und man kann in der Ferne nichts verstehn. Und all die starken deutschen Männer glauben den alten Mütterlein und gehorchen ihnen. Ich aber weiß es anders. Ich sehe einen Berg vor mir, wie ich noch keinen sah, einen Berg von Menschen, und zu zehntausend wachsen sie übereinander empor in ungezählten

Digitized by Google

Reihen, die den ganzen, breit sich windenden Leib des Berges bedecken, höher und höher steigend bis hinauf zum Kirchlein, das all der Menschen Streben aushaucht gen Himmel. Und von der Höhe fluten die lichten Farben im Wald der Sommergewänder und von allen Köpfen flattern schützend schneeige Tücher gegen die glühende Sonne. Und um die Tausende auf den Reihen stehen Abertausende rings auf Wiesen und Halden und oben auf der Höhe, und wer über die lebendigen Terrassen hinanblickt, meint, es sei hier die Menschheit versammelt, lachenden Festgruß des Dankes zu senden in die jubelnden Lüfte.

Unten in unsichtbarer Tiefe des Abhangs brodelt ein mächtiges Orchester und kocht Zauberklänge, die wie neugeboren, jugendlich weich und morgenfrisch und kosend klingen, denn die weite Luft, die sie davonträgt, läßt sie nicht zu brüllender Größe auswachsen und hält sie gebändigt in ihrer weiten Wiege. Darüber baut sich ein mehrhundertstimmiger Festchor, Knaben in schräg springendem Rotweiß, Männer in dunkelgrünen und -blauen vornehmen Phantasiekostümen und die dichten Schaaren der Frauen in weißer, klassischer, weitfaltiger Gewandung, das wallende Haar von goldenen Häubchen gekrönt. Und aus dem glanzflutenden, bunten Riesenkranz von Farben und Stimmen wächst endlich die Bühne hervor, groß wie ein Küstenplateau, an das die leuchtende Brandung der Chöre schlägt. Tausend, ja zweitausend Personen agieren da in den farbigsten Trachten der farbigsten Zeit, der üppigen Renaissance am Vorabend der Reformation. Schwergewappnete Armeen geführt von berittenen Hauptleuten ziehen vorüber, Wagen vollgeladen mit jodelnden Bauern und Schützen und fiedelnden Landfahrern, auserwählte reichgeschmückte Adelspaare zu Fuß und zu Pferde, zahllose Zunftaufmärsche, dazu Massenschwertertänze, rosenkranzschwingende Jünglinge und Jungfräulein in solcher Fülle, daß sich die Bühne in einen zartgrün- und rosafarbenen singenden, tanzenden Garten verwandelt, nicht endenwollende Feierzüge mit kaiserlichem Pomp, mit geistlichem Hofstaat von demutsvollen Mönchen und Nonnen, mit buntschillernden Fahnen, und alles beugt sich dem unter rotem Baldachin reitenden Bischof, und die Sonne, die wahre Sonne, küßt mit ihren Strahlen das Kreuz an seiner segnenden Hand zum aufleuchtenden Gralswunder, und aus Fenstern und Gassen quellen und jauchzen die Massen, und ein Wald langwehender Banner rauscht selig in den echten Lüften, und sie tragen den Treuschwur des Volkes hinauf zum Volke, und Chöre und Orchester umrauschen alles mit jubelnden Klängen, und wirkliche Kanonen donnern und die wirkliche Stadt im Hintergrunde scheint heraufzukommen mit ihren Türmen, von denen die Glocken läuten, und der strahlendste Himmel umfängt alles mit festlich lachender Liebe.

War es ein Traum? Oper und Schauspiel, Cirkus und Oratorium — es war alles zusammen. Meininger und Oberammergau, Bayreuth und Olympia — alles, alles klang da ineinander. Ich habe es erlebt, der Traum war Wirklichkeit, er ward es in Böcklins Geburtsstadt — die Mutter die nüchternste Stadt der Welt nennt. Das alte Basel am grünen Rhein feierte seine vierhundertjährige Vereinigung mit der Schweiz. Die Schweiz ist das Land, in dem das Hohe aus dem Naturboden wächst. Bei uns wird es gebaut. Ein Hohenzoller stampft einen Staat, ein Wagner eine Kunst aus leerem, sandigem Boden. Unsere Kunst führt mehr ein vornehmes Sonderdasein im höheren Stockwerk; dort wächst die Kunst leichter aus dem Fest als seinem Naturboden. Die Kunst aus dem Volksfest füllt die Kluft zwischen Künstlern und Zuschauern; es ist wie beim Volksheer: es sind ja unsere Brüder, die drüben kämpfen für unsere Sache; sie sprechen unsere Empfindungen, sind Herolde unserer Festgedanken. Und die feurige Aktion drüben und die Teilnahme hüben entzünden und stacheln sich gegenseitig. Der Demokratie ist das Fest wichtiger und nötiger. Was uns der Monarch ist, konkret lebendige Darstellung der Nationaleinheit, das ist der Demokratie das Fest. Die kleine Republik liebt nicht die fremde Repräsentation, den Amtsberuf, das abstrakte Symbol. Die Schweizer stellen sich selbst dar, wie sie sich selbst regieren; sie halten ihr Landsthing und spielen in der freien Natur, weil sie die Menge faßt und weil sie nicht „weltbedeutend", sondern wirklich ist; sie haben wenig eingeborene Schauspieler, aber allerorten Volksschauspiele. Ihr Nationalheiligtum ist ein Schauspiel, der immer wiederholte „Tell", und an seiner Aufführung vom Volk auf Feld und Straße hat sich im „grünen Heinrich" das größte Dichterherz der Schweiz erhoben. Wie wars in den alten kleinen Republiken? Als die ionischen Zwölfstädte ihren Bund festigten, und als die Griechen nach Platää ihre Einigkeit pflegen wollten, da gründeten sie ein Fest; als Gorgias die Hellenen zur Eintracht mahnte, da sprach er beim Fest in Olympia. Mit Olympia hat sein Wiederentdecker Curtius das Fest verglichen, das er vor 9 Jahren bei ähnlicher Feier in Basel sah, doch Muther nennt Basel die nüchternste Stadt der Welt. Warum hat man ihn nicht jetzt zu dem nächtlichen Bankett geladen, wo angesichts des zauberisch in Lichtreihen zu Münster und Pfalz aufsteigenden Rheinufers auf den langen offenen Quais an hunderten von Tischen die Bürgermenge pokulierte, allemannisch fluchende Landsknechte da-

Digitized by Google

runter und Böcklinsche Abenteurer, und Festjungfrauen mit wallendem Haar hinabschauten in den beglänzten Spiegel des Rheins.

In langen Friedenszeiten verhaltene Volksenergieen entladen sich in solchen Festen, und in diesem konservativsten Lande der Welt werden die Erinnerungen fast wie von selbst zu Festen und die Feste zu verlebendigten Erinnerungen, zu Nachbildern von Thaten und Sitten der Ahnen. Die großen Erinnerungen der Schweiz leben in der Renaissance, und gerade dem alten Basel, das Jakob Burckhardt geboren, liegt ihre Herrlichkeit noch tief in den Gliedern. Und die Renaissance war selber ein Fest, die ideale Fastnacht Europas, und in den Vornächten des Frühlings, zur tollsten Stunde um 4 nach Mitternacht, wenn die klassischen Basler Maskentrommelzüge nach Urväterfitte die Fastnacht einweihen, dann steigt eine andere Zeit herauf in dieser Stadt, die Muther die nüchternste der Welt nennt, das Lachen der Rheintöchter spritzt herauf, und rheinischer Karnevalsspott schlägt an den Schweizerernst, schlägt in jenen gewaltigen Trommeln, die düster dröhnen, als hätte jede hinter sich ein unsichtbares Heer von toten Eidgenossen aus großer Zeit. Nein, wahrlich, die historische Maske, die uns nur fremde Larve ist, wird dort den Menschen in die Wiege gelegt. Die geschichtlichen Erinnerungen liegen dort bereit und finden leicht ihre glänzende Tracht, die Zunftbanner wehen und die „Fähnlein der Aufrechten", in denen Gottfried Keller das Herz der Schweiz pochen läßt, die Chöre, die Lieblingsmusik der Schweiz, von Kindesbeinen an mehrstimmig eingeübt, sind rasch versammelt, die mächtigen Trommeln wollen anschlagen, so wartet alles schon auf den festlichen Anlaß — fehlen nur die Meister, die Text und Ton und Zeichen geben und die alte Zeit im Volksschauspiel erwecken. Und die Meister kamen.

Es muß ein wundersamer Geist sein, der aus den Akten der alten Freistaaten aufsteigt. Als Staatsschreiber von Florenz zieht eine Reihe glänzender Humanisten vorüber bis Macchiavelli. Der Stadtschreiber von Zürich hieß Gottfried Keller. Es war der Basler Archivar und bisherige Staatsschreiber, der unser Festspiel gedichtet und wahrlich in einem echten archaischen Volkston, auf den sich so fein nur einer versteht, der an alten Quellen lang gesogen, ein Dichter zugleich und ein Historiker. Der Geist der alten Chroniken ward da lebendig in kulturgeschichtlichen Bildern; ein Kriegsbild, ein Stadtbild, ein Dorfbild, ein Festbild — das waren die Akte eines Dramas, in dessen Stoff kein Held gegeben war und keine Handlung. Ohne Helden und Handlung — und doch so lebendig! Als hätte der Dichter ein gutes Stück vom heimischen Meister, von Jakob Burckhardts Kunst geerbt, der unser langersehntes Ziel erreicht, bevor wirs ersehnt, Geschichte in Kulturgeschichte zur Ruhe zu bringen, Held und Handlung aufzusaugen und Querschnitte des Lebens zu geben, Ruhe in der Bewegung, Bewegung in der Ruhe. Uns wirft das Meer der Weltstadt und des Großstaats von Handlung zu Handlung, von Heldenhöhe zu Massenelend; dort aber, wo das Volk der Held ist, und des Volkes und der Sitte gleichmäßige Wogen den engeren Kreis des Lebens füllen, zersetzt das Leben sich weniger in Aktionen und verfestigt sich leichter zu Bildern. — Doch neben der episch-plastischen Kunst sprach aus der Dichtung noch ein anderer Ton wie aus der Fremde her. Neben den Herrn Stadtschreiber trat Walther Stolzing, durch das stiltreue heimische Colorit der Volksscenen blickte in Chorliedern und Einzelreden der echte warmfühlende deutsche Lyriker; das derb Historische beschaute sich im Spiegel des zart Litterarischen. Der Dichter ist nicht umsonst ein Sohn Wilhelm Wackernagels, des in Basel eingewanderten großen Germanisten.

Hans Huber, der feinste Meister der Schweiz, gab die Musik, die ich nicht beschreiben kann, die hinreißendes, sprühendes Leben war für alle Ohren, so reich an kunstvoller Charakteristik in derbkräftigen Volksliedern, in weichen Solis, in feierlichen Märschen, in blitzenden Tänzen, in schwellenden Festchören — nicht Meistersinger und doch Meistersinger! Wer wird uns diese in heller Luft strahlenden, jubelnden Töne wiedergeben? Die Massen auf der Bühne blühten unter ihnen auf wie bunte Blumenfelder. Die Massen, der wahre Held dieses Dramas, das Eppens vom Wiener Volkstheater, ein Basler Stadtkind, mit glücklicher Hand in Scene setzte, die Massen schwollen und rauschten auf der Bühne wie Naturmächte auf freiem Plan. Was wißt ihr von Massen in euren Theaterspelunken? 50 Männlein und Weiblein dünken euch schon ein Volk. Nein, aber zweitausend Menschen — da wogt es von selbst wie Meeresfluten, da bilden, da steigern sich Massengefühle, verdichten sich zu Feuerbällen der Leidenschaft und wollen explodieren in tosender Begeisterung, in Schlachten und Revolutionen — man schaut das Werden der Geschichte.

Es giebt noch größere Akteure als Worte, Töne und Masse, das sind die Sonne und die Lüfte. Wenn die kosenden Winde all die flatternden Banner aufnahmen und das Jauchzen der Töne und das jubelnde Brausen der schillernden Menge, und die Sonne aus lachendem Blau all ihr Gold darüber ausgoß — dann mußte man sagen: Ihr Armen in den großen Kammern bei den Lichtstümpfen der kleinen Illusion, ihr ahnt ja garnicht, was Freude ist! Wann

Digitized by Google

wird das freie Licht, in dem doch unsere Malerei sich wieder jung gebadet hat, wann endlich wird es auch unserer Bühne aufgehn? Ich spreche nicht blos von den möglichen Massenwirkungen, sondern vom Einzelnen. Als eine metallene Stimme vom bischöflichen Palast herab den kaiserlichen Frieden verlas, da klang sie in die unendliche Ferne, als wollte sie dem Erdkreis Gesetze geben. Als aus dem glänzenden Festzug des Dombaumeisters Lied unendlich friedsam wie eine weiße Taube über den schauenden, säuselnden Menschenweinberg hinauf zum Kirchlein stieg, da wars, als werde der letzte Alb von jeder Brust genommen, als habe die Erde keine Schatten und keine Wolken, kein Leid und keine Schwere mehr. Wie trauriger Spuk war alles Theaterwesen versunken. Ihr Armen, die ihr künstlich erhitzt in eurer camera obscura Gespenster seht, die vergebens um die Sonne betteln, — hier habt ihr die Sonne aus den Händen der Mutter, der großen Mutter Natur. Im freien Aether klingt jeder Ton so fernschwebend, so paradiesisch leicht und frei wie aus der Vogelkehle, wie ewige Jugend im ewigen Morgen. In dieser Kunst von Licht und Luft giebts keine Last und keine toten Punkte. Die Sonne windet um alles goldenes Geschmeide, das leise Klingen der Natur füllt alle Poren und Lücken, die welligen Lüfte summen rings ein zartes Echo wie raffaelische Engelswolken um das Haupt der Madonna, Worte und Töne, Formen und Farben wiegen sich träumend und fließen schwebend in die Weite, es ist, als ziehe ein Phönix mit glänzendem Gefieder durch singende Sommerluft himmelan.

C.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

Freund Hein

Eine Lebensgeschichte

von

Emil Strauß.

Quid tibi prodest, dulciter aliis canere,
si te ipse non audis?
Petrarca.

Denn selbstvergessen, allzubereit, den Wunsch
der Götter zu erfüllen, ergreift zu gern,
was sterblich ist und einmal offenen
Auges auf eignem Pfade wandelt,
ins All zurück die kürzeste Bahn.
Hölderlin.

Erstes Kapitel.

Als Heiner an einem kalten Winterabend wie ein geduldiger Passagier ohne viele Umstände, wenn auch einen halben Monat zu früh, in diese Welt gekommen war, nahm ihn sein herbeigerufener Vater, nicht ohne sich die Hände zuvor noch an den braunen Ofenkacheln gewärmt zu haben, behutsam auf, um den erfreulichen Erstling zu mustern; da öffneten sich zwei große blaue Augen und sahen ihn ernst und starr, unnachgiebig wie die Wahrheit an, sodaß er sagte: „Der Bub blickt einen durch und durch: der muß mir Staatsanwalt werden!“

Nun schloß der Kleine die Augen, that den zahnlosen Mund auf, verzog das Gesichtlein zu unglaublich vielen Falten und versuchte langsam und zaghaft, aber mit rasch zunehmender Sicherheit seine Stimme.

„Damit meint er Dich, Frau Mutter; er scheint hungrig zu sein von der Reise,“ sagte der Vater und beugte sich über sie, betrachtete ihr müdes Gesicht, über das ein Lächeln zog, und küßte sie sanft.

Die Väter wünschen gewöhnlich, aus ihren Söhnen etwas Besseres zu machen, als sie selbst sind; es zeugte also von nicht geringer Ehrlichkeit dieses Vaters, der mit der Zeit ein gesuchter Rechtsanwalt geworden war, — daß er aus seinem Sohne gern einen Staatsanwalt gemacht hätte. Der Kleine wuchs heran, lernte durch Gichter, Flecken, Scharlach, Keuchhusten, Löcher im Kopf und in den Hosen die Süßigkeit des Daseins bei Zeiten nach ihrer Zusammensetzung würdigen, und das erste Wort seines Vaters, wenn er abgearbeitet aus der Strafkammer heimkam, war manchmal nicht: „Guten Tag!“, sondern unsicher, bang und hastig: „Was macht er?“ Dieses persönliche Fürwort „er“ genügte ihm jedoch für seinen Sohn nur in Tagen, da er ihn auch mit seinen Gedanken kaum anzufassen wagte und dem rohen, rauhen Geschicke mit jedem Wort und jeder Bewegung ein Beispiel der Zartheit und Rücksicht zu geben bemüht war; sonst, im gedeihlicheren Behagen des Lebens, nannte er schon das Wickelkindlein nur den Staats-

Digitized by Google

anwalt oder, wenn die Zeit fehlte, das ganze unmelodische Wort auszusprechen, einfach Walt, während die Mutter von dem Taufnamen Heinrich nur soweit abging, daß sie an der stadtüblich gedehnten, dreisilbigen Aussprache die letzte Silbe sparte und Heiner sagte. Das Kind hörte einstweilen mit gleicher Freude auf beide Namen, schluckte die vielen Arzeneien seiner ersten Jahre je nach ihrem Wohlgeschmack mit Lust oder Überwindung hinunter und gedieh trotzdem zu einem hübschen, runden, flinken Bürschlein empor. Im Spiele mit andern Kindern ward er Keiner von den lautesten, aber ebensowenig ein Duckmäuser und zeigte nur die eine auffallende Eigenheit, daß er nie, auch nur zum Spaß, einem Andern etwas wegnahm oder wegnehmen ließ, woraus der Vater denn wieder den geborenen Staatsanwalt erkannte, während die Mutter schüchtern abwehrend sagte:

„Ach nein! er hat halt ein gutes Herz!“ denn sie hatte von der Menschen Händeln und Niederträchtigkeiten, die ihr Gatte aus Strafkammer und Sprechstunde heimbrachte, bald übergenug bekommen und einen heimlichen Zorn auf die Juristen gefaßt, als ob diese ganz allein daran Schuld wären. Zu freiem, ernstem Widerspruch gegen den Eheherrn, den sie als starken und klugen Mann wie einen Halbgott liebte und verehrte, war diese weiche, zärtliche und anlehnungsbedürftige Frau nicht geschaffen: selbst der geheime Trotz, in dem sie seinem Wunsche den ihrigen entgegenstellte, beschwerte ihr manchmal das Gewissen. Sie war eine jener seltenen Mütter, die ganz ehrlich das am liebsten sehen, was ihre Kinder sich selbst wählen und suchen, sofern es nur nichts Bösartiges ist, und die, wenn nicht aus reifer Erkenntnis, dann in der unbefangenen Demut ihres überall Wunder schauenden Herzens so ein neues, aufschießendes Leben nach seinem eigenen, noch unverständlichen Sinne sich dehnen und formen lassen.

War Heiner auch immer freundlich bereit, mit seinem jüngeren Schwesterlein oder den Nachbarkindern zu spielen, so war er doch am liebsten allein hinten in dem großen mit einer hohen Mauer umgebenen Garten. Da saß er dann in einem dichten Gebüsch und konnte nicht müde werden, auf die vielen Stimmen zu lauschen, die mit dem goldenen Sonnenlicht in sein grünes Kämmerlein hineindrangen. Das Zwitschern und Singen der Rotkehlchen und Finken, die Flötentöne der Amseln von den hohen Bäumen herab, das Murmeln und Plätschern des Springbrunnens im Goldfischbassin, benachbartes Klavier- und Geigenspiel und Sang, die oft so wohlklingenden fernen Rufe: „Kaafet Sie a Hoppli!“ oder „Kaafet Sie a Brombeer!“ der durch die Straßen ziehenden Verkäuferinnen, die wogenden Glockenklänge hoch in den Lüften und was da sonst noch tönen mochte, gedämpft, wirr durcheinander wie die lichtdurchspielten grünen Zweige, das umfloß und tränkte ihn mit einem süßen Wohlsein, sodaß er bald unbewußt anfing mitzusingen, wortlos oder in Worten, die kein Mensch verstanden hätte. Auch dem Winde hörte er gerne zu und, wenn er vorn an dem großen Sandhaufen spielte, dann baute er wohl mit hineingesteckten Zweigen einen großen Wald, stellte die Tierlein seiner Arche Noäh hinein, holte vom Ofen im guten Zimmer den zierlichen Blasebalg und ließ durch den schwanken Wald ein Winden und Stürmen gehen, das er mit kunstreichem Säuseln, Pfeifen und Heulen begleitete und manchmal durch den Schrei eines geängsteten Tieres unterbrach.

Häufig lag er am Rande des kleinen Goldfischweihers und neigte den Kopf über's Wasser, um dem Fallen des Springbrunnens zu lauschen, das hier so ganz anders klang als in der Ferne. Dabei ging es ihm einmal sonder-

Digitized by Google

bar: wie er so dalag, das Ohr und die rosige Wange dicht über der zitternden Wasserfläche, in die seine schwarzbraunen Löcklein eben hineintauchten, und horchte und mit den weitoffenen blauen Augen über die Bäume weg den klaren Himmel anstrahlte, da kam unversehens der große, dicke Goldfisch, den sie, weil er nur ganz spärliche goldene Flecken auf dem weißen Leibe trug, den Urgroßvater nannten, und schnappte mit seinem nassen Maule nach des Knaben Ohr, sodaß dieser erschreckt emporfuhr, das Uebergewicht bekam und ins Wasser fiel. Das Becken war nicht tief, er erhob sich sofort wieder und stieg heraus. Als er nun aber das Wasser an sich hinabfließen sah, dachte er, so triefend könnte er doch nicht durch den Hof und die gewichste Treppe hinaufpatschen, und zog schnell entschlossen das nasse Zeug nicht ohne Mühe vom Leibe; doch jetzt kam die Macht der Gewohnheit über ihn und, wie er des Abends vor dem Schlafengehen, nachdem er als der Größere zuerst am ganzen Leibe kalt abgewaschen war, nackt im großen Schlafzimmer herumsprang und in einer ihm sonst fremden Ausgelassenheit jauchzte und trompetete, auch wohl dem Schwesterlein, das nun droben auf dem Waschkissen saß und unter allerhand Widersprüchen das Wasser über sich ergehen ließ, die kleinen schauderigen Schreie nachmachte, — so rannte er nun laut singend und jubelnd die vielverschlungenen Wege des Gartens hin und her, bis er endlich die Mutter, die der ungewohnte Lärm hergezogen hatte, überrascht und lachend an der Gartenthüre stehen sah: da stürmte er quer durch das hochgewachsene Gras, das ihm fast bis zur Schulter ging, in ihre Arme.

Als er dann anfing, sich auch gern auf Straßen und Plätzen herumzutreiben, da brauchte man, wenn man ihn suchte, nur zu bedenken, wo Musik oder Aehnliches zu hören sein könnte, und man fand ihn vor der Kaserne unter dem Saal, wo die Kapelle probte, oder vor einer Schule, in der gesungen wurde, in einer Kirche, wo die Orgel zu einer Trauung spielte oder am Theater, — er kannte bald alle Gelegenheiten, etwas zu hören. Zur Parade auf dem Schloßplatz stellte er sich regelmäßig ein; aber hier lernte er auch Vorsicht im Genuß. Gleich bei einem der ersten Male, als er entweder aus Scheu oder in unbewußtem Distanzhalten entfernt von der Kapelle unter den Bäumen stehen blieb, schob sich ein anderer Bub, der ihn erst ein paar Mal zögernd, doch absichtsvoll betrachtet hatte, nach und nach zu ihm hin und sagte plötzlich:

„Du! weißt, was? — Komm, wir halten auch!“ Dabei zeigte er mit dem langen Kinn, denn die Hände steckten fest in den Hosentaschen, auf den Kreis der Militärmusiker, in dem einige Knaben standen und Notenblätter hielten. Heiner musterte den Andern vom Kopf bis zu den Füßen und, da diese in schönen Glanzlederrohrstiefeln standen und seine Stimme seltsam tief war, widerstand er nicht und fragte:

„Ja — darf man?“

„Ha ja darf man! Die dort thuns ja auch.“

„Das sind halt Soldatenbuben; die dürfen.“

„Sind keine Soldatenbuben! Schau: Der mit dem Struwelkopf und dem blauen Gummistrumpfbändel — und dem Loch im Strumpf, siehst ihn? Der gehört dem Kaufmann Klein drin im Zirkel; die haben den Spezereiladen, den großen; wir kaufen aber nichts dort: sie sind nicht riell. Also! — Komm!“

Heiner war noch nicht überzeugt und sagte: „Ha, geh doch allein! ich steh gut da.“

Digitized by Google

„Ich mag nicht allein; mach, komm doch mit! Ich sag Dir dann auch was; gelt? was Arges! Komm!“

„Was denn?“

„Ja — Du wärst gescheut! Das sag ich Dir nachher. Meinst: was Arges! gerad von dem dort mit seinem lotterigen blauen Strumpfbändel; aber darfst's nicht weitersagen! Komm jetzt! sie fangen sonst wieder an.“

Nun sträubte sich Heiner nicht mehr, sie liefen hin, traten schüchtern in den Kreis der Musiker und bekamen Jeder ein Notenblatt, mit gestreckten Armen emporzuhalten. Nicht lange, so klopfte der Kapellmeister mit dem Taktstöcklein auf einen Uniformknopf und es ward still: Heiner horchte in freudiger Aufregung; als nun aber alle Instrumente auf einen Schlag mit einem schmetternden Marsch losbrachen, da zuckte er wie von einem rohen Hiebe zusammen, ließ das Blatt fallen, hielt sich die Ohren zu, drängte sich zitternd aus dem Kreise hinaus, rannte und rannte und kam leichenblaß, am ganzen Leibe bebend zu Hause bei der Mutter an.

Und noch öfter mußte er frühzeitig fühlen, daß Wonne und Schmerz auf demselben Weg aus derselben Tiefe kommen. Einst nahm ihn der Vater mit auf den Bahnhof, um die Großmutter abzuholen; wartend gingen sie auf dem Perron hin und her: da stieß neben ihnen eine abfahrende Lokomotive den Pfiff aus, das Büblein taumelte und hing schweißbedeckt an der Hand des Vaters.

Diese ungewöhnliche Empfindlichkeit des Gehörs machte die Eltern zwar aufmerksam, erschien ihnen aber, zumal da sie sich nur bei ganz seltenen Zufällen so heftig äußerte, weder bedeutsam noch bedenklich: „So etwas verwächst sich,“ hieß es; „er ist halt ein zartes Kind, aber zarte Kinder werden oft uralt! Kaiser Wilhelm war auch so ein Sorgenkind.“

Auffallender war, daß Heiner, der sonst, wie gemeinhin gutartige Kinder, die man nicht mit überflüssigen Befehlen und Verboten plagt, den Wünschen und Weisungen der Eltern unbedingt gehorchte, oft Alles vergaß, wenn ihn eine Musik lockte, sich weit verlief und an kein Heimgehen dachte. Eines Sommerabends kam er auch nicht zu seiner Zeit nach Hause, man wartete, man schickte bei allen Bekannten herum, durchsuchte die halbe Stadt und fand ihn nicht: endlich, als es schon Nacht war und der Vater immer noch die Straßen ablief, schellte es und vor dem Hausthor stand ein Bauer mit dem schlafenden Buben auf dem Arme. Um Feierabendzeit war er einigen Burschen gefolgt, deren einer den rüstigen Heimweg aufs Dorf mit den Klängen der Mundharmonika begleitete; im Schritt zogen sie aus der Stadt hinaus und die breite Waldstraße dahin, Heiner hintennach. Es war still und feierlich, die Wipfel glühten in der Abendsonne, die sich, wo sie eine Lücke fand, auch tiefer, wie auf verbotenen Wegen in das Geheimnis des Waldes einschlich, die hohen, dünnen, flüsternden Orgeltöne der Mundharmonika klangen so heimlich und aufreizend, süß und wehmütig, die Stimmen der Vögel, die klar und hell einfielen, sangen befremdend wie aus einer fernen andern Welt herein und riefen verloren hintennach, Heiner folgte, so schnell ihn die kleinen Füße trugen, mußte wohl stille halten vor Schluchzen und Seligkeit, hörte das Spiel leiser und ferner ziehen und rannte wieder, um es nicht zu verlieren. Aber der Atem versagte ihm, er blieb weiter und weiter zurück, die Burschen marschierten unaufhaltsam fort dem goldenen Thor entgegen, das vorn aus dem Walde ins freie Land führte, und er kam nicht weiter. Auf der Straße legte er sich nieder und sah die Burschen kleiner und kleiner werden und lauschte auf die verschwimmenden, zitternden Klänge, sah die schwarzen Gestalten hinaustreten in den vollen, goldenen

Digitized by Google

Abendschein der Felder und hörte nun plötzlich nichts mehr, wiewohl er die Augen schloß und den Atem hielt, — nichts mehr, und dann das Surren der Telegraphenstange drüben und ein paar Drosseln von fernen Bäumen herab. Er stand auf und schaute die Straße entlang nach dem goldlicht-durchflossenen Bogenthor des Waldes, wo seine Wonne verschwunden war, — kehrte sich endlich um und der Gedanke an die Heimkehr überfiel ihn; aber er taumelte. Da dachte er sich ein Wenig auszuruhen und Atem zu schöpfen, und setzte sich an den Fuß der Telegraphenstange. Bald hörte er nicht mehr seinen hastigen Herzschlag, noch das bebende Ziehen seines Atems, noch das an- und abschwellende Summen und Singen in der Stange, sondern wieder den hurtigen Takt des Harmonikaspieles, die schwirrenden, klagenden Töne der ruhelosen Weisen und schlief in Entzückung ein.

Dann wurde er geschüttelt und wieder geschüttelt und begriff nicht, wer ihn da im dunkeln Wald auf dem Arm habe und immer wieder fragte: „Büble, wie heißt? Wem gehörst?“ gab schlaftrunken Antwort und schlief an der Schulter des Bauern, der ihn heimtrug, sofort wieder ein.

Damals war Heinrich schon Abc-schütz und wanderte stolz mit einem großen Pelzranzen, in dem Tafel und Griffelrohr klapperten und aus dem an langen Bändeln Schwämmlein und Wischlappen heraushingen, zur Schule. Aus dem Tauschen und Fuggern mit harten und Speckgriffeln, mit Feuerbohnen und Marbeln, Uniformsknöpfen und französischen Epauletten, Hasenläufen und Springern aus Hühnerknochen, mit Holdermännlein und Tanzknöpfen machte er sich nicht ungewöhnlich viel, das Leitseilstricken gar that es ihm so wenig an, daß er die ganze Pfropferstricket mit einem großen Knaul herrlicher rotgeflammter Wolle schon zehn Minuten, nachdem er sie für eine Jahrmarktsuhr mit drehbaren Zeigern eingetauscht hatte, seinem Banknachbar schenkte; als dagegen einmal ein älterer Schüler, ein Viertkläßler kam und in seinem Gesangbuch nach eingestreuten Kalender-holzschnitten und ähnlichen Bildern stechen ließ, gegen einen Kreuzer vier Mal, da bettelte Heiner dem Vater und der Mutter ein paar Kreuzer ab, durchwühlte seine Spielschublade nach Tauschwaaren, fand auch glücklich einen alten entwerteten Batzen, ein paar Räucherkerzlein, eine Chassepotkugel, einen vergessenen, nur halbausgelutschten Stumpen Süßholz, ein Mäuslein aus Papiermasse, dessen Laufwerk nicht mehr ging, und sparte sogar sein eisernes Kreuz und den vergoldeten Friedenskreuzer nicht; für diesen allein durfte er acht Mal stechen. Eine Woche hindurch war er nun nach der Schule stets auf dem obersten Treppenabsatz zu finden, wo er seinen Schatz am ungestörtesten genießen konnte. Durch das große, mit einem Kranze kleiner bunter Scheiben eingefaßte Fenster, kam die schräge Nachmittags-sonne, und in die farbigen Scheine, die sie auf die gelbe, gewichste Treppe warf, hielt Heiner seine Bilder, bald in den roten, bald in den gelben, bald in den blauen, und sang ihnen seine Lieder und Kinderreime vor oder auch den Inhalt eines Bildes selbst in unbeholfenen Worten und Weisen, wie Kinder thun.

Obschon ihn sein ehrgeiziger Vater frühzeitig in die Schule gethan hatte, kam er doch ohne Mühe gut vorwärts und erledigte seine Aufgaben als etwas Selbstverständliches, ohne dazu angehalten werden zu müssen. Was ihn in der Schule aber wirklich fesselte und reizte, das war die Geige, auf der der Lehrer den Gesang begleitete; sie war seine Freundin, für sein Leben gern hätte er sie einmal nur berührt und gestreichelt; aber sie hing hoch am Thürpfosten; zu ihr wandte sich sein Auge, sobald er von Buch

Digitized by Google

und Tafel aufsah, manchmal lauschte er gespannt, ob sie nicht tönte, und wollte nicht begreifen, wie sie fast den ganzen Tag still und stumm dahängen konnte. Daß zu Hause in dem schwarzen Särglein unter Vaters Bett eine Geige begraben sei, wußte er längst; da der Vater aber, als der Knabe zum ersten Mal danach fragte, kurz verweigert hatte, sie ihm zu zeigen, so hatte er nie mehr davon zu sprechen gewagt und sie fast vergessen: nun, seit er täglich des Lehrers Geige hörte und sehnsüchtig beobachtete, trieb ihn die Neugier oft in der Eltern Schlafzimmer; er kroch unter das niedrige Bett, legte die heiße Wange an das kühle, schwarze Holz und horchte erwartungsvoll, ob es drin nicht tönen wollte, klopfte zaghaft mit dem Zeigefinger an, um das Geheimnis aufzuwecken, und wagte schließlich auch, aber nur ganz sachte, daran zu rütteln: da gab es drin ein summendes Surren, und hastig drückte er wieder das Ohr an das Holz und lauschte freudig. Immer kam nur dieses selbige schwache Dröhnen, und wenn es ihn auch beglückte, überhaupt eine Antwort hervorlocken zu können, so stimmte es ihn doch wehmütig und zu mitleidigem Träumen von der armen lebendig begrabenen Geige, die niemals in der Sonne glänzen und singen durfte. Die Madlene hatte ihm draußen am Wasserstein einmal von einem Bauern aus ihrem Ort erzählt, den man für tot begraben, nach einigen Tagen aber wieder ausgegraben hatte, weil man in der Tasche seines Rockes einen vermißten Schuldschein vermutete: da war der Sargdeckel ganz verkratzt, der Tote hatte sich umgedreht, in das Handgelenk gebissen und den Mund voll von Hobelspänen. Gegen den hatte es die Geige ja noch gut, sie lebte immer noch und konnte sogar noch ein Wenig vor sich hinsummen. Einmal aber, als wieder sein Ohr auf dem Deckel lag und dem Surren lauschte, knallte es drinnen, und er fühlte auf der Wange durch das Holz hindurch einen kurzen, harten Schlag, sodaß er entsetzt auffuhr, den Kopf übel an das Bett stieß und keinen Atem bekam vor Herzklopfen, das vernehmlich durch die Stille pochte. Gelähmt harrte er einige Augenblicke lang auf das Schauerliche, das nun kommen müßte, und hastete, als es ausblieb, doppelt verstört unter dem Bett hervor, hinaus auf den Hausgang und, da es hier so nachmittäglich still war, die Stiege hinab und in den Garten, wo er sich nach unstätem Hin- und Herlaufen endlich ins Gras legte und zur Ruhe kam.

Damals fing er auch an, das Klavier zu belagern. Es wurde selten benutzt. Nur an Sonn- und Feiertagen, wenn sie gerade einmal mit den Kindern allein im Hause, manchmal auch Mittwoch Abends, wenn der Vater zur Kegelbahn gegangen war, holte die Mutter ihre Noten hervor und spielte, was sie vor Jahren in der Stunde gelernt hatte, wieder einmal durch, liebe altmodische Potpourris, Variationen und Phantasieen aus halbverklungenen Opern, aus „Norma," „Zampa," „Montecchi und Capuletti" und andern von Rossini, Cherubini, Donizetti und Bellini. Es war weniger ein musikalisches Bedürfnis, als eine kleine Erinnerungsfeier, so, wie man in stillen Stunden ein Stammbuch durchblättert oder in alten Briefen liest: sie sah sich dann in dem hellen Eckzimmer des fernen Elternhauses am hellpolierten, hochbeinigen Spinett sitzen, hörte den Hahn durch die Nachmittagsstille krähen und den Fidele von seinem sonnigen Platz am Fenster auf- und heulend zur Thüre springen, sah wohl auch den guten, alten kratzbürstigen Lehrer mit der Dose in der Hand neben sich sitzen, und spielte immer noch etwas schülerhaft befangen, wenn schon durch die lange Bekanntschaft mit den Stücken und durch ihr Träumen ein Wenig gelöster, mit einer gedämpften, verschämten Innigkeit und Freudigkeit. War ihr

Digitized by Google

etwas fehlerlos gelungen, so dachte sie, nun würde der Lehrer gewiß zufrieden sein und ihr lobend mit der Dose auf die Schulter klopfen: „So ists recht, Resle! so hab ichs gern!“ denn es war ihre Art, bei Allem, was sie that, an Andere zu denken, Andern eine Freude machen zu wollen, gleichviel, ob sie es merkten oder nicht. Vor ihrem Mann hatte sie sich nur im Anfange der Brautzeit einige Male hören lassen; nachdem sie aber bei Concerten und andern Gelegenheiten erfahren hatte, daß er viel musikalisches Verständnis besaß und sehr scharf urteilte, vermied sie es scheu, ihre bescheidene Kunst zu zeigen. Er verlangte ja auch nicht danach und dachte wohl, sie hätte wie die meisten Frauen ihr Klavierspiel allmählig in Verstoß geraten lassen. Daß nun aber Heinerle sich diese Stunden merkte und, wenn er vermutete, sie möchte vielleicht spielen, sich nie drunten herumtrieb, sondern still und geduldig im Wohnzimmer wartete, oder des Abends, wenn er längst im Bette lag und schlafen sollte, leise in seinem langen Bettkittel zur Thüre hereinschlüpfte, das freute sie innig und gab ihr das süße Gefühl eines neuen Wertes, für das sie dem Kleinen herzlich dankbar war. Und war ein Stück zu Ende und sah sie ihn nun in der fernsten Ecke des Zimmers auf dem großen Fußkissen sitzen und mit weitoffenen, strahlenden Augen zu ihr herschauen, dann konnte sie wohl mit plötzlicher Heftigkeit auf ihn zustürzen, ihn küssen, und wieder küssen, liebkosen und ans Herz drücken, mit ihm spielen und tollen, als wäre sie selbst noch ein Kind, bis er bettelte: „Mutterle, noch was!“ Dem widerstand sie nie und ward dann oft mit Schrecken gewahr, wie schnell die Zeit verflogen und wie viel dem Kind am Schlafe abgebrochen war.

Eines Abends aber kletterte er auf ihren Schooß und bat: „Zeig's mir auch!“

Da faßte sie, wie sie schon manchmal gethan, seinen Zeigefinger und tippte die Melodie „Hopp, hopp, hopp, Pferdchen, lauf Galopp!“ ab; Heiner jedoch sagte:

„Nicht so! richtig mit allen Fingern!“ Sie lehnte sich lachend zurück, schloß ihn zärtlich in die Arme, herzte ihn, patschte ihm auf seinen Speck und rief aus:

„Schatz, das kannst Du ja noch nicht! dazu sind Deine Händlein ja noch viel, viel zu klein!“

Er ließ aber nicht ab, zu betteln, und lernte wirklich noch an diesem Abend das Liedlein gleichhändig spielen.

Am andern Tag ließ er sich, um den Vater zu überraschen, schon vor Tisch von der Mutter das Klavier aufmachen, und während die Eltern nach dem Essen beim Kaffee saßen, erklang plötzlich aus dem Nebenzimmer das Klavier: der Vater horchte auf, sah die glücklich lächelnde Mutter an, fragte: „Der Walt?“ und setzte langsam kopfnickend hinzu: „Es liegt einmal im Blut und wäre fast wunderbar, wenn es sich nicht regte!“ Einige Augenblicke schaute er in ernstem Nachdenken vor sich hin, und es zog wie ein Trotz über sein Gesicht, sodaß ihn die Frau verwundert anblickte; dann aber trat er leise unter die Thür und sah vorn auf dem hohen Klavierstuhl das kleine Männlein vor dem riesigen Instrumente sitzen. Nicht die Drolligkeit, nur die Verwegenheit dieses Bildes regte ihn an, und erst nach einer Pause konnte er ausrufen:

„Ja, bist Du es denn, Walt?! Ich denke, wer kann denn so schön spielen? die Mutter sitzt doch neben mir! ist denn Besuch im Hause? Walt, Du bist ja ein Tausendsasa! Wann hast Du denn das gelernt, Du, Röhrle? so hinter meinem Rücken!“

Digitized by Google

Das Büblein flog vom Stuhle herab und dem Vater, der ihm die Arme entgegenbreitete, an den Hals. Der Vater drückte ihn an sich, küßte den dunklen Lockenkopf, und sagte nur:

„Mein Walt, mein Walt!“ indem er wieder nach dem Platz am Klavier blickte und blitzschnell die Lebensbilder überdachte, die sich ihm gleich vorhin beim ersten Hören aufgedrängt hatten. Dann trug er ihn ins Eßzimmer zur Mutter und sprach:

„Ja, Frau, was fangen wir jetzt an mit diesem Schlingel? Ich denke, wir verkaufen ihn an die Zigeuner; die zahlen gut für so einen geschickten Buben. Willst Du, Walt, zu den Zigeunern? Oder zu den Dudelsackspfeifern, denen Du gestern den ganzen Nachmittag nachgestrolcht bist? Willst nicht?“

Heiner schüttelte den Kopf, drückte ihn an des Vaters Brust und sagte:

„O — Du verkaufst mich ja doch nicht!“

„Warum denn nicht? wenn mir Einer recht viel für Dich giebt, vielleicht gar ein Goldstück —?“

„Weil Du dann keinen Buben mehr hättest, darum!“

„O, dann bestell ich mir wieder einen beim Storch.“

„Dann thät ich's halt dem Storch sagen, er soll Dir keinen mehr bringen, — wenn Du sie doch wieder verkaufst. Dann hast Du's!“

„Nu, Mutter, dann wollen wir ihn noch einmal behalten.“

Nun faßte der Kleine den Vater um den Hals:

„Vater, ich will Dir was in's Ohr sagen.“

„Darf es die Mutter nicht hören?“

„Ha — ich sag es nicht ganz leise.“

„Nun also heraus mit dem Geheimnis!“

„Vaterle“, fragte Heiner ihn ins Ohr, „krieg ich jetzt Klavierstunde?“

Der Vater schwieg einen Augenblick, denn er wollte das Kind nicht durch ein kurzes Verbot, das es nicht verstand, schmerzlich abschrecken, dann sagte er:

„Ja — wenn Deine Hände groß genug sind —; komm einmal ans Klavier!“ Sie traten alle drei hinein an das Instrument, er setzte sich und nahm den Knaben auf den Schooß.

„Diese acht Tasten,“ erklärte er, sie abzählend, „nennt man eine Oktave und die muß man, wenn man spielen will, greifen können; denn eine Oktave ist fast in jedem Stück zu greifen. Paß einmal auf!“ Er spielte das Lied: „Jetzt gang i ans Brünnele“ mit Oktavegriffen in der Begleitung. „Oder etwas Anderes!“ und er spielte noch ein Volkslied, „und das sind nur ganz kinderleichte Stückchen. Nun spanne Du einmal!“

Heiner spreizte sein Händlein, erreichte aber nur die sechste Taste und drückte dabei auch noch die zwischenliegenden nieder: „Es geht nicht!“ sagte er und riß an seinen Fingern.

„Dann müssen wir eben noch warten; nicht wahr, Mutter?“ sagte der Vater, und die Frau stimmte bei, indem sie dem Kleinen die Wange tätschelte:

„Ich hab es ihm gestern schon gesagt, als er „Hopp, hopp, hopp“ lernen wollte.“

„Dauert es noch arg lange?“ fragte der Kleine wehmütig, indem er an seinen Fingern zerrte.

„Du mußt Dich eben recht strecken und wachsen, mein Sohn; recht viel im Freien sein, laufen, turnen, auf Bäume klettern, Dich mit anderen Buben herumschlagen, damit Du groß und stark wirst. Und einstweilen

Digitized by Google

haſt Du ja ein Inſtrument im Halſe, kannſt ſingen, ſoviel Du willſt. Bitte die Mutter, die kann Dich Lieder genug lehren. — Und nun wollen wir wieder zu unſerm Kaffee, ehe er kalt wird!“

Dann, als ſie allein waren, verſtändigte er ſich mit ſeiner Frau darüber, daß ſie, ohne unmittelbar zu wehren, den Knaben doch möglichſt von der Muſik abhalten ſollte, da er keinen verträumten Muſikanten, ſondern einen lebensklaren, thatkräftigen Mann aus ihm erziehen wollte.

Die Mutter that, wie er wünſchte, und ließ ihr Klavierſpiel, das ſie in der letzten Zeit dem Sohne zu Liebe, häufiger betrieben hatte, allmählich wieder ſeltener werden, freilich weniger aus jenem Grunde, als um dem Knaben den einſtweiligen Verzicht auf ſeinen Wunſch nicht gar zu oft ſchmerzlich zu Gemüte zu führen; dagegen ſetzte ſie ſich regelmäßig gegen Abend mit den Kindern in den Hof oder Garten, in der kalten Zeit vor Licht an den Ofen und ſang mit ihnen. Und als ihr Liedervorrat zu Ende ging, ſaß ſie manches Mal unter Tag, während Heiner in der Schule war, am Klavier und übte halbvergeſſene oder neue Lieder ein.

Der Knabe bemühte ſich in der nächſten Zeit ganz ehrlich, nach des Vaters Anweiſung zu wachſen und ſtärker zu werden, ſuchte mehr als bisher die Geſellſchaft der Schulkameraden, ſpielte eifrig „Räuber“ nnd „Indianer“, beteiligte ſich an allen Straßenhändeln und Klaſſenfehden, brachte Beulen und blaue Augen, blutige Naſen und zerriſſene Kleider heim, und ſchien eine gute Weile ſo tapfer auf dem Weg, ein richtiger Gaſſenbub zu werden, daß ſein Vater freudig ſeine liebſten Hoffnungen ergrünen ſah, — dann brach er plötzlich wieder mit dem ſtreitbaren Leben, das ihm doch nicht von Herzen kam, und war nur noch in der Marbelſpielzeit unermüdlich auf Plätzen und Spielhöfen, weil man beim Marbelſpiel die Entfernungen der Kugeln mit der Spanne abmeſſen muß; wie er denn auch die Gewohnheit annahm, an der Pult- oder Tiſchkante, wo er gerade ſaß, fortwährend ſeine Spanne abzumeſſen und zu recken, ja, ſchließlich jedes Möbelſtück, jede Thüren- und Staffelbreite, jeden Kellerfenſterladen, an dem er vorbeiging, ſpannenweiſe zu meſſen. Die Oktave, die Oktave ging ihm nicht aus dem Sinn.

Zweites Kapitel.

Für ſein, nun wieder aufkommendes Herumſtreifen aber fand er bald unerwartete Geſellſchaft.

Eines ſchönen Nachmittags nach der Schule lag er im Garten auf dem Raſen und ſang endlos, aus Leibeskräften das epidemiſche Lied:

„Ich bin der kleine Poſtillon —“

und als er gerade wieder einmal von vorn anfangen wollte, rief eine ſpöttiſche Stimme von der Gartenmauer herab:

„Du! kannſt du denn nichts Anderes?!“ Er ſetzte ſich aufrecht und ſah ein großes, ſtarkes Mädchen ſeines Alters oben ſitzen, die Beine ſchlenkern, die bis übers Knie aus einem ungewöhnlich kurzen blauen Röckchen hervorlangten, und das aufgegangene blaue Zopfband unordentlich in den dicken blonden Zopf hineinflechten. Er kannte ſie nicht; aber am Tage vorher waren im Nebenhaus neue Bewohner eingezogen.

„Mehr wie Du kann ich!“ rief er gereizt hinauf.

Digitized by Google

„Pf —!“ gab sie zur Antwort, verzog spöttisch den Mund und sah geringschätzig mit ihren herrischen, blauen Augen auf ihn herab; „wie heißt Du denn, „Büble“?“

Ihr Ton und ihre Gebärde empörten ihn, aber da ihm ihr Äußeres wohlgefiel, erwiderte er noch ziemlich ruhig:

„Heinrich heiß ich.“

Sie lachte hell auf und sang leiernd:

„Der Heiner, der Heiner
mit seine krumme Beiner!“

„Wenn Du nur so gerade hast wie ich!“ rief er, „wie heißt denn Du, „Mädele“?“

„Helene!“

„Lene —?“ wiederholte er mitleidig „Lene heißt ja unsere Nätherin, und die stinkt immer nach Backsteinkäs'!“

Darauf streckte ihm das Mädchen die Zunge heraus.

„Hast Du so Durst?“ fragte er, „daß Dir die Zunge heraushängt wie einem alten Droschkengaul?“

„Nein!“ schrie sie mit flammenden Augen, „Dir streck ich sie heraus, Du wüster Brigant!“

„Wart nur, ich komme!“ drohte er hinauf; „Du sagst mir noch einmal „Brigant“ und streckst mir die Zunge heraus!“

„Brigant! Brigant! Brigant!“ rief sie; er aber rannte in die Ecke, wo ein riesiger alter Maulbeerbaum sich über die Mauer in den Nachbargarten hinüberneigte, klomm mit Hilfe der niedrigen Äste empor und lief auf seine Feindin zu. Als diese ihn so unerschrocken herankommen sah, ward ihr doch ein wenig bange, sie ließ sich von der Mauer hinab und fing nun erst in der Sicherheit ihres Gartens wieder an und sang, ihm eine Gecksnase machend:

„Der Heiner, der Heiner,
„mit seine krumme Beiner!
„hat gockelrote Strümpf an!
„hat gockelrote Strümpf an!
„Gecks!“

„Du machst nimmer lang „Gecks!“ rief er, ließ sich auch hinab und verfolgte sie, während sie rief:

„Ich schreie! Das ist unser Garten! ich schreie!“

Aber da hatte er sie schon, rang mit ihr, die zwar wohl so stark, doch nicht so gewandt wie er war, warf sie auf den Rücken ins Gras, kniete auf sie, hielt ihr die Hände fest und sah sie atemholend an. Noch nie war ihm ein so freches Mädchen begegnet.

„Merkst Du was?“ rief er, während sie sich mit geschlossenen Augen in stummer Wut wehrte, „jetzt könnte ich Dich herhauen, wie ich wollte!“ er schüttelte sie, „aber ein Mädel hau ich nicht, das wäre mir zu wenig! Geh jetzt nur hinein und schrei und hole Deinen Vater oder Hausknecht! ich bleibe ruhig stehen und warte.“ Er ließ sie los und trat zurück; sie blieb noch einen Augenblick liegen, ohne ihn anzusehn, und weinte vor Wut und Beschämung, dann rannte sie davon. Er wartete eine Weile und fürchtete, ohne Prügel nicht aus dem Garten zu kommen; als aber Niemand erschien, kletterte er befriedigt auf die Mauer hinauf und blieb hier noch eine Zeit lang triumphierend sitzen, ehe er in den väterlichen Garten zurückkehrte.

Digitized by Google

Am andern Tage nach der Schule ging er wieder in den Garten und, nachdem er einen Augenblick unschlüssig gewesen, sang er den „kleinen Postillon". Als er am Ende war, machte er eine Pause, da er Helenen unterdeß auf die Mauer hatte klettern hören; doch schaute er nicht hinauf. Nach einer Stille rief sie kleinlaut:

„Du! — Heinrich!"

Er sah zu ihr hinauf, ohne zu antworten; schlank und groß in ihrem, nur zum Knie reichenden, blauen Kleide stand sie oben, die Sonne gleiste in einer fliegenden Strähne ihres gelben Haares und hob ihre ganze Erscheinung licht ab vom dichten Grün der Obstbaumkronen hinter ihr. Sie schien ihm ganz anders als andere Mädchen, ihm war so wohl, sie wieder zu sehen: er hätte ihr gleich Alles schenken mögen, was er hatte.

„Bist Du mir immer noch bös?" fragte sie endlich.

„A ba!" sagte er gutmütig.

„Darf ich zu Dir hinunterkommen?"

„Freilich darfst Du!"

Sie setzte sich, drehte sich, so daß sie auf dem Bauche lag, und wollte sich eben hinablassen, da rief es von fern:

„Helene! Helene!"

Sie sah kurz auf, lachte trotzig und ließ sich nun vollends abgleiten; etwas befangen ging sie auf den Gegner vom vorigen Tage zu.

„Du, es ruft Dir doch Jemand!" mahnte Heiner.

„Meinetwegen! Die kann lange rufen!"

„Wer ruft Dir denn?"

„Meine Mama."

„Deine Mama?!" rief er und sah sie erschrocken an, „und da gehst Du nicht?"

„Wenn ich nur müßt! ich bin ihr ja gerade durchgebrannt. Jetzt soll ich schon wieder hinhocken und schreiben — ? Ja morrle!"

Er war entsetzt: so eine Sprache hatte er bis jetzt nur bei Gassenbuben gehört.

„Ja — aber — folgst Du denn Deiner Mutter nicht?!" stotterte er.

„Folgst denn Du?" fragte sie geringschätzig.

„Freilich!"

„Pf— so ein Mammenkindle!"

Da wurde Heiner zornig und rückte ihr auf den Leib.

„Sag das noch einmal!"

Das Mädchen sah ihn trotzig an, trat aber zurück und sagte:

„Sie ruft ja garnicht mehr!"

„Geh und frag, ob Du zu mir darfst!" schrie er aufgeregt, „sonst spiel ich nicht mit Dir!"

„Sie ruft ja aber garnicht mehr!" antwortete sie mit trotzig blitzenden Augen und stampfte mit dem Fuß.

Da wandte sich Heiner mit dem Worte „Adieu!" um und ging rasch aus dem Garten; sie folgte ihm und faßte ihn am Arm:

„Bleib doch! — Ich gehe einfach mit Dir!"

Er riß sich los und lief schneller, sie ihm nach, faßte ihn wieder mit beiden Händen und sagte:

„Sie ruft ja doch aber garnicht mehr! sie hat es ja schon lange wieder vergessen! sie denkt doch garnicht mehr dran! sei doch nicht so einfältig!"

Endlich drehte er sich um und sprach mit zuckendem Munde:

Digitized by Google

„Geh und frag, ob Du mit mir spielen darfst, sonst will ich nichts von Dir wissen, garnichts!“ das Wasser trat ihm in die Augen. Sie sah ihn erstaunt an, ließ langsam seinen Arm los, wurde rot, ging rückwärts und bat schüchtern mit weichem Ton:

„Aber — Du bleibst dann? und wartest auf mich — und bist mir nicht böse —? — Du? — gelt!“

Er nickte ihr zu zwischen Weinen und Lachen; sie rannte davon, achtlos durch Beete und Rabatten, und kletterte behende am Spalier empor. Der Knabe ging langsam in den Garten zurück, es lag ihm schwer auf dem Herzen, als hätte er selbst eine Unfolgsamkeit begangen; warum sollte er denn seiner Mutter nicht folgen! Beschämt setzte er sich in einen Busch und wartete und erst, als Helene wieder mit dem Kopf über die Mauer kam, suchend umherschaute und nach ihm rief, trat er hervor.

„Darfst Du? hast Du gefragt?“ rief er ihr entgegen, die atemlos auf ihm zustürmte.

„Ja freilich!“

„Gewiß? auf Ehr und Seligkeit?“ fragte er nochmals, wie er es von seinen Schulkameraden gelernt hatte.

„Auf Ehr und Seligkeit!“ beteuerte sie, die Hand aufs Herz legend.

„Bist Du mir jetzt nicht mehr böse? garnicht mehr?“

„Kein Bißchen!“ sagte er. „Aber ein unartiger Bündel bist Du und kannst Dich schämen für ein paar Kreuzer!“ setzte er altklug hinzu, „so Eine ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen!“

„Gelt, Du bist mir doch noch böse! o sei's doch nicht!“ bat sie zuthunlich.

„Nein, kein kleinwinziges Bißchen mehr; aber was wahr ist, muß man sagen!“

Damit war Frieden. Sie standen nun vor einander da und wußten nicht recht, was anfangen. Sie ergriff ihren Zopf und spielte mit dem unausgeflochtenen, buschigen Ende, er sah ihrer großen, schönen, schlanken Hand zu, um deren vierten Finger sich wie ein durchsichtiger Blutstreif ein rotes Achatringelein schlang, dann ergriff er die Hand, streckte ihr seine gespreizte Rechte entgegen und sagte:

„Spann' einmal!“ Sie verglichen ihre Spannen, und die des Mädchens war, wie ihre ganze Gestalt, um Einiges größer als die seinige.

„Ach! wenn ich so Hände hätte —!“ seufzte er.

„Wozu denn?“

„Dann bekäm ich Klavierstunde! aber meine sind noch zu klein!“

„Möchtest Du! Ich danke schön! auch das noch! jeden Tag eine Stunde sitzen und üben —!“

„O ich thät es aber gern!“ sagte er und sah immer noch ihre beneidenswerte Hand, deren durchsichtige weiße Haut neben dem roten Ringlein doppelt zart erschien. „Deine Hand ist viel weißer als meine!“ dabei drehte er spielend das Ringlein um ihren Finger.

„Willst den Ring?“ fragte sie freudig, „ich schenke Dir ihn.“ Sie zog ihn ab und faßte seine Hand; er aber machte eine Faust und sagte:

„Nein, das ist nichts für einen Buben.“

„Ich schenke Dir ihn aber! da m u ß t Du ihn nehmen!“

Er schüttelte den Kopf und öffnete die Faust nicht; da nahm sie den Ring in den Mund und bemühte sich mit beiden Händen, ihm die Faust aufzudrücken, die er ganz ruhig hinhielt.

Digitized by Google

„Hast Du gemeint?“ lachte er triumphierend. „Meine Faust bringt der Ambühler nicht auf und Der ist der Stärkste in unserer Klasse.“

Da fuhr sie ihm unversehens unter beide Arme und kitzelte ihn, er wand sich, fiel krampfhaft lachend zu Boden und zog sie mit. Indem sie über ihren Erfolg aufjauchzte, glitt ihr das Ringlein aus dem Mund ins Gras, sie aber haschte, ohne dessen zu achten, nach seiner Hand; da er zu schlaff war, um eine rechte Faust zu machen, versuchte er, sich nun auch durch Kitzeln zu wehren, und es zeigte sich, daß sie es so wenig wie er ertragen konnte. Schließlich waren Beide so matt und schwach, daß sie die Hände garnicht mehr zu Angriff oder Verteidigung regen konnten, blieben einander gegenüber sitzen und lachten oder kicherten stoßweise hinaus. Dann ließ sich Heiner, um auszuruhen, ins Gras zurücksinken, und Helene legte sich neben ihn, schlang ihren Arm um seinen Hals und drückte ihre Wange zärtlich an die seinige.

„Ah, das war lustig!“ sagte sie, „ich bin ganz hin. Aber gelt, Du nimmst jetzt den Ring? ich möchte Dir ihn so gern schenken!“

„Wo hast Du ihn denn?“

„Fallen lassen.“

„Au! wenn er nicht kaput ist!“ Sie sprangen auf, suchten im Gras und Heiner fand ihn.

„Du hast ihn gefunden, jetzt gehört er Dir!“ rief sie.

„Nein!“ entgegnete er, „es heißt:

Geschenkt, geschenkt — nimmer geben!
gefunden, gefunden — wiedergeben!

„Ich hab Dir ihn aber doch geschenkt! Du bist ein ganz garstiger Kerl!“

„Es sieht dumm aus, wenn ein Bub einen Ring hat! Der Lederle in meiner Klasse hat auch einen. Weißt Du, was? — jetzt hätt'st Du mir ihn geschenkt und jetzt thät ich Dir ihn leihen zum Tragen; aber er thät mir gehören und Du kannst ihn nicht mehr herschenken. Gelt?“ er schob ihr ihn wieder auf den Finger.

„Au ja! das ist fidel!“ sagte sie befriedigt und schaute den Reif wie etwas ganz Neues an, „jetzt muß ich aber aufpassen, daß ich ihn nicht kaput mache!“

So war die Freundschaft besiegelt, und das Mädchen kam täglich über die Mauer, um mit dem Knaben zu spielen, sich zu balgen, Geschichten zu erzählen, deren sie unzählige wußte, und zu singen, wofür sie eine sichere, gefügige Stimme und große Lust, aber einen dienstmagdmäßigen Geschmack mitbrachte, den sie sich jedoch unter Heiners Einfluß bald abgewöhnte. Da ihr kein Sitz hoch und luftig genug war, so erkletterten sie am liebsten den großen Maulbeerbaum in der Ecke, zwischen dessen Aesten ihnen der Bureaudiener mit Brettern und Latten ein lustiges Plätzlein zurechtzimmern mußte.

Mit diesem Verkehr noch nicht zufrieden, verabredete Helene mit Heiner, daß sie immer vor dem Hausthor auf einander warten wollten, um zusammen zur Schule zu gehen, und gewöhnte sich, nachdem er einige Male, um nicht zu spät zu kommen, ohne sie gegangen war, ihre Unpünktlichkeit ab, so daß sie nun regelmäßig zuerst unten war, und oftmals konnte sie sich an dem Kreuzweg, wo er rechts, sie aber links zu gehen hatte, noch nicht von ihm trennen, begleitete ihn bis vor seine Seminarschule, um nun erst ihren weiten Weg in entgegengesetzter Richtung zu ihrem Institut an-

Digitized by Google

zutreten, und machte sich nichts daraus, für ihre Verspätung gezankt zu werden und in der Ecke stehen zu müssen.

Ging er in seiner freien Zeit einmal ohne sie fort, sich nach seiner Art herumzutreiben, so rannte sie zornig weinend, als habe sie ihn verloren, durch die Umgebung, kehrte in kurzen Zwischenräumen immer wieder zu seinem Elternhause zurück, um nachzusehen, ob er nicht da sei, und war nicht zu ermüden, bis sie ihn hatte. Anfangs versuchte sie dann wohl, ihn durch Vorwürfe, Schmollen und Trutzen von seinem Hang abzubringen; sobald sie aber inne ward, daß er nicht nachgab und keine Lust hatte, sich von ihr tyrannisieren zu lassen, machte sie gute Miene dazu und paßte ihm umso wachsamer auf. Fand sie ihn jedoch in Gesellschaft anderer Knaben, so fuhr sie in zügellosem Zorne darein, fing mit Jenen Händel an, schlug sich herum, solange sie einen Arm regen konnte, und war glücklich, wenn sie es so weit brachte, daß Heiner ihr zur Hilfe kommen mußte und sie befreite. Mochte ihr Kleid dann noch so zerrissen, ihr Gesicht noch so zerschlagen und zerkratzt, ihr Haar noch so zerrauft sein, strahlend ergriff sie die Hand ihres Freundes und zog mit ihm ab; er aber mußte es sich manchmal gefallen lassen, daß die andern Buben hinterdrein höhnten:

„Heiner, Heiner, Mädleschmecker!
„Mädleschmecker, Bändel dran!
„lauft den Mädlen hintennach!"

Selbst vor seinem Verkehr mit Eltern und Schwester wollte ihre Eifersucht nicht einhalten, und er, der an eine gleichmäßige Herzlichkeit in seinem Haus gewöhnt war, wurde eine Zeit lang verwirrt durch ihre ungestüme, ausschließende Freundschaft, unsicher und wußte sich nicht zu helfen; denn er konnte nur seinen Weg gehen.

Da geschah es eines Tages, daß er mit seinem Schwesterlein im Hof spielte: für die große Wäsche, die am folgenden Tage stattfinden sollte, waren eben einige Züber herausgerollt worden; einen kreisrunden hatte er durch beiderseits untergelegte Klötze gesichert, daß er nicht weiterrollen konnte, oben darüber einige wilde Rebenzweige gelegt, sodaß sie noch reichlich über die offene Seite niederhingen, einen niedrigen Gartenfußschemel darein gestellt, und in diesem köstlichen Häuschen saß glücklich und zufrieden die kleine Stephanie, hatte ihre riesige Puppe Nulie — das J konnte sie noch nicht aussprechen — in den Armen, wiegte sie und sang:

„Eia, poppeia, schlags Giggerle tot,
„'s legt mir kein' Eier und frißt mir mein Brot!"

Der Bruder aber stand dabei und blies auf dem grünen Blumengießkännlein unermüdlich die Begleitung. Helene, die ihren Freund vergebens im Garten gesucht hatte, kam hinzu und wollte ihn fortziehen; er aber gab ihr ein Zeichen, das Spiel nicht zu stören. Da ging sie nach kurzen, unwilligen Worten hin, riß der Kleinen die Puppe aus den Händen und warf sie schadenfroh lachend in den Garten. Stephanie war erschreckt zusammengefahren und fing hilflos an zu weinen; Heiner sprang zornig auf und schrie:

„Helene, gieb ihr die Puppe wieder!"

„Wenn ich nur müßt!" gab sie lachend zur Antwort, „'s fällt mir nicht im Traum ein."

„Komm, Stephele!" sagte der Knabe nun und nahm die Kleine bei der Hand, „komm! mußt nicht weinen! wir spielen droben und lassen das

Digitized by Google

wüste Ding," und ging mit ihr ins Haus. Helene lief ihnen nach und sagte trotzig:

„Ich will mit."

„Ja holla!" sagte der Knabe, „ich bin Dir ganz bös, ich will garnichts mehr von Dir wissen! brauchst garnicht mehr in meinen Garten zu kommen, wüstes Ding, Du, daß Du's nur weißt!" ging zurück, stieß sie nach einem kleinen Kampfe zum Hause hinaus, verriegelte die Thür und ging mit der Kleinen hinauf, ohne sich um das Schreien, Bitten und Toben der Ausgeschlossenen zu kümmern. Als Diese die Thüre nicht aufbrachte, und ihr Schlagen gegen dieselbe mit Fäusten und Füßen keinen Erfolg hatte, warf sie sich auf die Erde, raufte sich das Haar, wälzte sich, heulte und schrie, als ob sie am Spieße stäke. Heiners Mutter, die vorn im Haus war, jagte voll Schrecken und Angst die Haupttreppe hinab, fand das Mädchen immer noch blind weitertobend und schreiend, beugte sich besorgt nieder und ergriff es; da schrie es erst recht gell hinaus und wollte sich ungebärdig freimachen, denn es befürchtete wie zu Hause eine gehörige Tracht Prügel, und erst, als es die gütige Stimme hörte:

„Aber, Kind, was fehlt Dir denn?" da verstummte es plötzlich, starrte erschreckt und ungläubig die besorgte Frau an und nahm beschämt den Ellbogen vor das Gesicht. Frau Lindner setzte sich auf der Staffel nieder, schloß das Mädchen mütterlich an sich und wiederholte ihre Frage. Helene, die zwar ihr Gesicht immer noch nicht zeigte, sich aber plötzlich so wohl und zärtlich fühlte, daß sie die Fragende am liebsten umhalst und geküßt hätte und sich einstweilen schon zutraulich an sie andrückte, konnte vor heftigem Schluchzen nichts herausbringen als:

„Der — — Heiner — —"

„Der Heiner darf Dir nichts thun; beruhige Dich nur! Wo ist er denn?

„Dro — droben."

„Komm, wir gehen zu ihm!" Sie nahm das Mädchen bei der Hand und stieg mit ihm, da die Thür zur hinteren Treppe noch immer verschlossen war, vorne hinauf: die Geschwister waren in ihrem Kinderzimmer, Stephanie schob eben mit großem Geräusch einen Stuhl zum Fenster, der Bruder saß an die Wand gelehnt auf dem Boden und sah mit verzogenem Gesicht, als habe er Kopfschmerzen, vor sich hin.

Als nun Heiner Helenen keines Blickes würdigte, diese aber sich befangen zurückhielt, fragte die Mutter:

„Was hast Du der Helene gethan, Heiner?"

„Ich hab ihr die Thür zugeschlossen; ich will nichts mehr von ihr."

„Warum denn?"

„Weil sie ein böses Ding ist."

„Böse Lene!" bekräftigte das Schwesterlein.

„Was hast Du denn gethan?" wandte sich die Mutter nun an Helene, und kleinlaut bekannte diese nach einigem Zögern, sie habe der Kleinen die Puppe genommen.

„Ja, warum denn? es sind ja noch mehr Puppen da!"

„Der Heiner soll mit mir spielen!"

„Aber Kind — wenn ich nun dem Heiner sage, er soll mit Stephele spielen —?"

Helene schaute weinerlich zu ihr auf und fragte:

„Hast Du es zu ihm gesagt?"

„Ja, ich hab es zu ihm gesagt."

Das Mädchen sagte nichts, nahm sein Zopfband in den Mund und

Digitized by Google

schielte nur einige Mal kurz und ängstlich empor; da nahm die Mutter ihren Kopf zwischen die Hände, schaute sie mit mildem Ernste an und fragte:

„Was sagst Du nun?“

„Wills nimmer thun!“ schluchzte sie.

„Und wenn ich es nicht zu ihm sage und er spielt von selbst mit seiner Schwester — willst Du dann immer dem Stephele die Puppe wegnehmen?“

Im Widerstreben gegen die erwartete Antwort fing Helene an, heftig zu weinen; aber die Frau gab nicht nach und fragte, indem sie ihr sanft über das gelbe Haar strich:

„Nun? nun?“

Da rief die Weinende leidenschaftlich:

„Ich wills nicht mehr thun! ich wills ganz gewiß nicht mehr thun!“ klammerte sich an und barg den Kopf im Schooß der Frau, die ihr nun herzlich beruhigend zusprach, sie in die Arme schloß und ihr die Wange streichelte.

„Dich hab ich lieb,“ sagte plötzlich Helene, richtete sich auf, hob langsam ihre flache Hand an die Wange der Frau, fragte zaghaft:

„Darf ich?“ und drückte sie sanft und zärtlich.

„Gewiß!“ antwortete die Mutter, „und ich hab Dich auch lieb, wir Alle haben Dich lieb; aber Du mußt auch lieb sein!“ und küßte sie.

„Und gelt, der Heiner muß mir jetzt auch wieder gut sein!“

„Freilich! geh nur hin zu ihm!“

Sie trat hin und sagte frei:

„Heinrich — wir wollen uns wieder gut sein!“

Der aber sah sie noch mit Unbehagen an und brummte:

„Erst gieb dem Stephele wieder seine Nulie!“

„Nulie!“ stimmte die Kleine mit wichtigem Stirnrunzeln ein.

Da rannte sie hinaus, polterte die Stiege hinab und war gleich wieder zurück, gab dem Kind seine Puppe und einen raschen Kuß und sagte zu dem Buben:

„Jetzt aber! gelt? ich thu's ja nie mehr!“

„Also!“ erwiderte er, ohne aufzuschauen, in so unfrohem, sachlichem Tone, daß Helene die schon freudig und zuthunlich erhobenen Arme beschämt wieder sinken ließ und erst nach einer Weile zaghaft fragte:

„Wollen wir — wollen wir jetzt — Lieder singen, Heiner?“

Er blickte verwundert auf, konnte es aber nicht ertragen, daß dies große, heimlich bewunderte Mädchen so demütig und ängstlich wartend vor ihm stand, mit erglühendem Gesicht sprang er auf, legte den Arm um sie und zog sie hastig wie auf blinder Flucht davon.

Seitdem machte ihm Helene oftmals, wenn er ihren Wünschen rundweg widerstrebte oder ihr auswich, den Vorwurf, er sei ihr immer noch böse wegen Stepheles Puppe; er mochte ihr seine Freundschaft beteuern, wie er wollte. Er war ihr auch in der That nicht böse: er scheute sie in gewissem Grade.

Wohl, wenn er aus heimlichem Versteck belauschte, wie der lichte Mädchenkopf hinter der Mauer emportauchte, den Garten überschaute und im Singeton;

„Hei—ner! Hei—ner!“

rief; wie sie still oben sitzen blieb in der Mittagssonne, fremdartig, blumenhaft, als habe die heiße, schläfrige Mittagsluft, die noch ihr Kleid und

Digitized by Google

sonniges Haar regte, sie droben hingeweht und werde sie bald weiterwehen, — dann staunte der Knabe und war stolz auf sie und berauscht, als klänge fernherüber ein Flötenlied. Oder wenn sie träumerisch bei ihm im Grase saß und etwa im Plaudern mit ihrer aufgeregten Phantasie irgend einen Einfall ausmalte, bis sie, was sie schilderte, selbst zu sehen glaubte; wenn sie wohl fragte:

„Was thätst Du Dir wünschen, Heiner? — wenn jetzt das kleine Männlein käme — aus dem Haselbusch dort heraus? Hasts nicht gesehen? O — ich hab aber aufgepaßt, wie es hineingeschlichen ist! einen langen, langen, grauen Bart hat es und hat ihn über die Schulter geworfen gehabt, damit es nicht darauftritt, und wie ein Rauch ist der Bart hinter ihm drein! Siehst jetzt, wie es sich setzt auf den untersten Ast und wie es seinen Bart unterschiebt, damit man es nicht dran fangen kann? — O Du! laß Dich heimgeigen, wenn Du das nicht siehst! — Aber weißt, ich krieg ihn doch! ich weiß wie! ich mach ein Kränzlein von Johanniskraut, das setz ich ihm, wenn er im Einschlafen ist, von hinten auf den Kopf, dann muß er thun, was ich will. Aber jetzt sag nur schnell! was wünschst Du Dir? Schau, wie er dumm herausglotzt mit seinen roten Augen! pfui Kuckuck, so Augen! wie rohes Fleisch! — Aber sag doch, ehe er einschläft! — O — bist Du! Dir gruselts am Ende! Jetzt hätten wir ihn haben können, und nun ists zu spät: gleich schläft er ein. Siehst Du? wie er nickt und nicht mehr kann! gleich purzelt er jetzt! — Guck, wie er herunterpurzelt! Plumps! — und jetzt kommt er unter dem Busch hervor gekurgelt — Siehst den grauen Ball? das ist er! — Paß auf: wie er in die Sonne kommt, ist's aus! Siehst Du — ? — weg ist er!

Aus ists und gar ists
und schad ists, daß's wahr ist!

„Was guckst Du denn immer noch?"

„Er — er — sitzt noch dort!" flüsterte Heiner.

„Dummes Zeug! hast ihn denn nicht verplatzen sehen?"

„Es sitzt aber wieder dort und macht Augen —! Wenn er aber kommt und was von uns will —? ich kann keinen Schritt! Du?"

Nun sah ihn Helene auch wieder und starrte bang hin:

„Soll ich rufen?" fragte sie zitternd und drängte sich an den Freund, „aber — dann wird er bös —!"

„Wie er guckt!" wisperte Heiner tonlos, „wie er guckt! au! wie zwei glühende Eisen! wenn er uns nur nichts damit thut! Wenn wir was singen thäten — vielleicht thät er wieder einschlafen. Hab ich Angst!"

„Ja, singen!" hauchte das Mädchen und besann sich bange und fing zitternd und tonlos an:

„Maria saß weinend im Garten,
ihr Kindlein lag neben im Gras —"

der Bub fiel gepreßt ein, und seltsam bedrückend und rührend tönten die bangen, mühsamen Stimmlein durch die sonnige Gartenstille. Nach einigen Versen wurde der Gesang herzhafter, und als das Lied zu Ende war, da war das Männlein eingeschlafen und vom Aste gefallen und wie ein grauer Ball aus dem Haselstrauchschatten in die Sonne gerollt und vergangen wie eine Seifenblase. Helene ächzte auf, als sei sie vom Tode erwacht, und sank kraftlos ins Gras, Heiner that desgleichen, und lange tönte nur ihr zuckender Herzschlag in ihrer gruseligen Ermattung.

Digitized by Google

Auch Dies war dem Herzen des Knaben eine köstliche Wonne. Während er gebannt dasaß und schaute und sich nicht regen, kaum atmen konnte vor Entsetzen, rauschte durch seine Ohren in traumhaft strömender Flucht unbegreifliche Musik wie von riesigen Orchestern, fürchterlich, erbarmungslos rasend, ihn wie ein Blatt dahinwirbelnd auf ihrer Sturmesflut: aufschrie die Angst vor den Ungeheuern des rauschenden, finsteren Märchenwaldes, mit bethörendem Liede flog das Vöglein von Baum zu Baum und verlockte immer tiefer hinein in den Graus, zu Mord und schreckenvoller Erlösung; Verzweiflung und Wonne marterten ihn, daß er fast verging. Doch ob sie ihn wie ein Alp drückten und lähmten, so schienen ihm die wunderbaren Klänge doch fern und unfaßbar wie ein Gewitter vorbeizujagen, in wilder Hast einander hetzend, tausendmal rascher, als sie gespielt werden konnten, — so daß, wenn dann Alles vorbei war und er aufatmend zu sich kam, langsam eine neue Erschöpfung in ihm aufquoll, als habe er Stunden und Stunden lang Musik gehört, — und daß nun tausend abgerissene Klänge sich wirr und wild durch seinen Kopf drängten, und er schließlich vor Wehmut und vor Ohnmacht in Thränen ausbrach.

Woher kam diese Musik? — Daß der Sturm gewaltthätig und allzufrüh den Vorhang vom Geheimnis seiner Seele auf eine Sekunde hinweggerissen, daß zauberisch ein Gewitter die in Nacht schlummernden Gefilde und Gründe seines Innern mit flüchtigem Lichte beleuchtet habe, konnte das Kind nicht denken: Alles, was es wach oder im Traume sah und hörte, lebte leibhaftig außer ihm, in Luft, Licht und Dunkel. Forschend blickte der Kleine auf zu den stillen Bäumen, an denen kaum einige Blätter zitterten, und in das Blau des Himmels: da war freilich Ruhe und Stille! Aber wie war es vorhin gewesen? Noch schwebten ja einzelne Wölklein durch den hohen Raum, noch jetzt sah er ja ein Zittern und Fluten in der blauen Luft und hörte ein zartes, fernes Klingen, — er wußte es schon. Und am Abend setzte er sich zur Magd, als sie Stiefel wichste, auf die Staffel und ließ sich wieder einmal vom Mutisheer erzählen, das mit Sausen und Hörnerklang schrecklich durch die Lüfte zieht, von der unsichtbaren Kirche und ihrem Geläute und von verzauberten Stimmen im Winde.

Sein Drang und Verlangen aber, seine ungeduldige Sehnsucht nach Musik schoß, durch so Wundersames genährt, nur um so kräftiger empor, hatte aber auch schon so frühzeitig etwas von der scharfen, brennenden Süße des Heimwehs.

Daß Helene von jener Geistermusik nie etwas hörte, ihn gar darob auslachte, störte ihn nicht, so sehr es ihn überraschte, da sie ja doch immer die Erste war, die solch einen Spuk, irgend etwas Unheimliches oder Absonderliches entdeckte. Hiefür aber bewunderte er sie mit immer weicherer Ergebenheit und Dankbarkeit, es gab Stunden und Tage, da er ihr blind wie einer Zaubermacht in alle Wege gefolgt wäre; aber zur freudigen Ruhe und Sicherheit in seinem Gefühle, die dem Gedeihen seiner einfachen, doch empfindlichen Natur, am nötigsten war, konnte es nicht kommen, da Helene bald wieder sein Herz durch irgend eine Rohheit verschreckte und um so tiefer verwundete, als er mit seiner zarten Innigkeit ihr ganzes Leben und Weben wie sein eigenes empfand. Sie konnte, wenn sie die Goldfische im Schloßgartenteich fütterten, plötzlich mit einer Gerte in das zutraulich schwärmende Völklein hineinschlagen und in Lust auffreischen, wenn ein dumpfes, ledernes Klatschen bewies, daß sie getroffen hatte; sie konnte einem spielenden Kinde so lange mit Drohung und Aengstigung zusetzen, bis es in Jammer und Thränen zerging, um es dann, nachdem sie sich an seiner

Digitized by Google

Furcht geweidet hatte, wieder zu trösten und zu liebkosen; sie sah wohl auf der Straße, wie ein stärkerer sich an einem schwächeren Knaben vergriff, warf zornig die Schulmappe weg, stürzte sich auf den Missethäter, schlug sich mit ihm herum, und, wenn sie ihn zu Boden bekam, hieb sie mit so höhnischer und unersättlicher Wut auf ihn ein, wohin es ging, ohne sich um sein Blut oder Geschrei zu kümmern, daß Heiner selbst in Thränen und Entrüstung ihr an den Hals fahren und sie würgen mußte, bis ihr die Luft ausging und ihre Hände das Opfer losließen. Dann konnte er sie Tage lang nicht sehen, ging scheu an ihr vorbei, verbarg sich vor ihr, und auch vor den Andern, schämte sich, als hätte er jene Rohheit selbst begangen, und war so zerknirscht und verwirrt in seinem Herzen, daß ihn jedes liebe Wort seiner Eltern beschämte und schmerzte; dann wünschte er, sie möchte ihm seinen Groll mit Trotz erwidern und dieser Freundschaft ein Ende machen. Helene aber hielt sich still, spielte mit der kleinen Stephanie, saß bei der Mutter und ließ sich irgend ein kleines Geschäftlein geben, Zwetschgen auszusteinen oder Wolle zu wickeln, wozu sie doch von ihrer eigenen Mutter weder durch gute Worte noch durch Schläge wäre zu bewegen gewesen, — und eines Tages konnte Heiner ihren flehenden Blicken nicht mehr ausweichen und ihre Demut und schmerzliche Geduld nicht länger ertragen, er stand am andern Morgen sehr früh vor ihrer Hausthür, wartete wieder auf sie und, wenn das Thor aufging, sie erstaunt darunter stehen blieb und ihn aus errötendem Gesicht mit beglückten und doch noch unsicheren Augen anstrahlte, sagte er rasch, indem er den Riemen des Ranzens unter der Achsel faßte nnd straff hielt:

„Wer zuerst am Eck ist —!" und sie rannten um die Wette noch ein gutes Stück weiter, bis sie ihn einholte, und gingen dann wieder einmal Hand in Hand ihres Weges.

An diesem Tage begab sich dann Jedes von Beiden, ganz als hätte das Andere seinen Geburtstag, aller eigenen Wünsche und Gelüste, war unermüdlich, die heimlichen Gedanken und Neigungen des Andern zu erraten und unvermerkt zu befriedigen; und die tagelang angestaute Flut ihrer Freundschaft umschwoll sie nun so klar und köstlich, und trug sie so leicht und selig, wie ein tiefer, reiner, sonniger See einen Schwimmer trägt und mit feierlicher Freude am Element und an der eigenen Bewegung erfüllt. Hatte aber das Mädchen am andern Morgen seine Unbefangenheit und laute Art zurückgewonnen, so wurde der Knabe wieder behutsam zurückhaltend: wie er kreischenden Lastwagen und knallenden Fuhrleuten aus dem Wege ging, so wich er jedem Reiz zu Aufregung und Streit aus, indem er der Freundin nachgab und zu Liebe that, was er nur irgend konnte, Anderes aber still und bestimmt ohne weitere Worte abschlug, allerdings auch, indem er sich ihrem Verkehr wieder mehr entzog, seinen eigenen Verlockungen nachging und seine Unbefangenheit im Alleinsein suchte.

Drittes Kapitel.

Eines Mittags kam er schneller als sonst nach Hause, sah geschwind nach dem Vater, der noch nicht auf seinem Zimmer war, warf den Schulranzen, daß es verdächtig in ihm krachte, in seinen Winkel, rannte aufgeregt davon und ins Gerichtsgebäude; als er den Vater hier nicht fand, nahm er einen Umweg nach Hause zurück und traf nun auch den Gesuchten in Begleitung einiger Herren. Jetzt aber mußte das Büblein, dahintrippelnd

Digitized by Google

an der Hand des Vaters, der alle zehn Schritte im Gespräch stehen blieb und an drei Straßenecken längere Verabschiedungsaufenthalte nahm, noch eine harte Geduldsprobe bestehen: sein ununterbrochen sehnsüchtiges Hinaufspähen und Suchen der väterlichen Augen hatte keinen andern Erfolg, als daß der Vater ihm ab und zu aus der Unterredung heraus herzlich zunickte und die Hand drückte, ohne zu bemerken, daß das ganze Leben des Kindes in einer Frage zitterte, die es nur mit schmerzlichster Selbstbeherrschung noch hinter den Lippen hielt. Einer der Herren, der auf absonderlich langen, dürren Schlenkerbeinen einen etwas gar zu kurzen Rumpf und den großen Kopf so tief eingezogen zwischen den Schultern trug, daß es aussah, als sei er fortwährend vor Ohrfeigen auf der Hut, nahm wenig und dann stets mit witzelnden Bemerkungen am Gespräche der Andern Teil, ließ seine Blicke lauernd durch die Menge gehen, blieb an den Ladenfenstern stets einen Schritt zurück, um sein Spiegelbild zu prüfen, und schenkte auch dem Kleinen einige Aufmerksamkeit, indem er ihn ab und zu mit Scherzfragen neckte.

„Wie heißt der letzte Buchstab vom ABC?"

„Z!" sagte Heiner nicht ohne Geringschätzung einer so leichten Frage und ward desto mehr beschämt und verwirrt durch das lange, spöttische Lachen des Herrn, der ihn dann endlich belehrte, der letzte Buchstab vom ABC sei C, zu seinem eigenen Ärger aber sehen mußte, daß es auf den Knaben keinen Eindruck mehr machte; denn dieser war unterdessen zu seinen eigenen Gedanken und seiner Ungeduld zurückgekehrt und hatte nun die Hand des Vaters auch mit seiner andern Hand gefaßt, als wollte er dadurch sein Recht auf denselben doppelt fühlbar und wirksam machen.

„Ißt Du gerne Biscuit, Du trefflicher Abcschütz?" fragte der witzige Herr wieder.

„Ja!" antwortete Heiner nebenhin.

Nach einer Pause fragte jener wieder:

„Ißt Du auch gerne Zimmetstern?"

„Ja, — auch."

„Was ißt Du denn lieber?"

„Was ich gerade habe!" erwiderte der Kleine mit Stirnrunzeln; die ewige Störung seiner lauernden Gedanken ärgerte ihn, als könnte er darüber den ersehnten Moment verpassen.

Der Herr zog nun aus der Rockschooßtasche eine Düte, machte sie andächtig auf, steckte die schnüffelnde Nase hinein, sagte mit einem wohligen Seufzer: „Ah" und schielte auf den Knaben herab; da dieser es jedoch tapfer überhörte, fuhr er fort:

„Aber Zuckermandeln — die magst Du gewiß nicht!" nahm mit langen Fingern eine heraus, zeigte sie ihm und schob sie in den eigenen Mund. Heiner, den diese Quälerei nun doch zu schmerzen und zu erzürnen anfing, nickte ihm kurz zu und sagte:

„Selberessen macht fett!"

Ueberrascht und ein wenig beschämt streckte Jener nun die Düte hin und forderte den Knaben auf zu nehmen, bekam aber die Antwort:

„Danke schön! ich habe jetzt keinen Appetit" und kam sich mit seiner verschmähten Düte in der Hand etwas lächerlich vor, hätte den Buben gerne gezwungen, wußte aber in Gegenwart des Vaters nicht, wie; so schob er sich eben selbst noch ein paar Süßigkeiten in den Mund, teils um die Düte nicht auf die Abweisung hin einzustecken, teils um sich an Heiner zu rächen.

Dieser aber war durch die lange, mühsame Selbstbeherrschung, durch die Unterdrückung des dringenden Anliegens an den Vater und diese peini-

Digitized by Google

gende Neckerei obendrein so sehr gereizt, daß ihm die Augen voll Thränen standen und er ein herzhaftes Weinen fast nicht mehr zurückhalten konnte: ohne aufzuschauen fußelte er neben den behaglich dahinschreitenden Männern einher und atmete erlöst auf, als sie endlich an der letzten Straßenecke stillhielten. Hier streckte ihm jener Herr noch einmal die Düte hin, damit er sich zum Nachtisch etwas mitnehme; der Kleine aber dankte stolz: er wolle sich keine pappigen Finger machen. Da zog erst ein Ärger über das Gesicht des Abgewiesenen, dann drückte er plötzlich dem Kinde die ganze Düte in die Hand, klopfte ihm lächelnd die Wange und ging rasch den andern Herren nach. Heiner hatte kaum Zeit zu danken, widmete auch dem Geschenk weiter keine Beachtung, sondern hub, indem er, den Kopf zärtlich an des Vaters Arm andrückend, emporschaute, ungesäumt an:

„Vater, der Fritz Merwein kriegt jetzt Klavierstunde, und der hat auch keine größere Hand als ich; nur ein ganz winzig klein Wenig weiter spannt er als ich, es macht aber nichts aus. Vater, bekomm ich jetzt auch? O gelt, Vater, bitte!"

„So so, der Fritz Merwein? Ja, wir können ja immerhin mal über den Fall reden, mein Sohn. Wie lange willst Du denn täglich üben?"

„So viel ich kann. Ich will gewiß fleißig sein."

„Und den armen Eltern den ganzen Tag die Ohren vollklimpern, daß sie es gerne besser hätten! und die Schulaufgaben versäumen, hm?"

„Ich übe halt, wenn Du fortbist und die Mutter im hintern Zimmer, da hört sie es nicht, und ich spiele ja auch nicht so laut, ich bin ja doch noch klein! Und die Schulaufgaben will ich gewiß nicht versäumen; Du kannst mir's glauben, ganz gewiß nicht! O laß mich doch!"

Der Vater schloß die Hausthür auf, an der sie eben ankamen, blieb unter ihr stehen und sagte:

„Wenn Du uns mit der Überei nicht zu sehr plagen und das Lernen darüber nicht vergessen willst, gut, dann sollst Du nun auch Unterricht bekommen."

Heiner kletterte am Vater jauchzend empor, schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn stürmisch. Ein Wort brachte er nicht hervor; aber sein Herz schlug so gewaltsam, daß der Vater es vernahm und über diese heftige Erregung besorgt sein Kind fest an sich schloß. Der Ernst dieser Leidenschaft, den er vorhin durch nüchterne Besprechung zurück gedrängt hatte, überkam ihn mit aller Strenge, und er hätte den Pulsschlägen eines Fieberkranken nicht mit mehr Bangen und zugleich gefaßtem Trotz gegen die Uebermacht des Schicksals lauschen können, als jetzt dem zuckenden Pochen in der Brust des beglückten Knaben, den er stumm die Treppe hinauftrug. Als er aufatmend vor der Glasthür die Last absetzte, ging ihm durch den Kopf:

„Ein Bißchen Seligkeit, nur ein Herzlein voll, und keiner von uns Beiden ist dem Bißchen recht gewachsen!"

Heiner rannte zur Küche, warf im Vorübereilen dem Schwesterlein die Düte in den Schooß, rief der Mutter schon durch zwei Zimmer entgegen:

„Hurrah! ich kriege Stunde, Mutter! Mutter, ich kriege Klavierstunde!" fiel ihr, die gerade ein Blech voll duftender Dampfnudeln aus dem Backofen zog, um den Hals, verküßte sie und machte sich nichts daraus, daß sie höchst unbequem vor dem Herd hockte und das heiße Blech in Händen hielt. Dann polterte er die Hintertreppe hinab, flog „Helene!" rufend durch den Garten, erklomm die Mauer und jubelte auch der Freundin, die mit dem Trüler um den Hals im Garten erschien, die Neuigkeit zu, fand aber wenig Mitfreude.

Digitized by Google

„Klavierstunde —?!“ rief sie in langgezogenen, bedauernden Tönen; „wie lang mußt Du denn da üben jeden Tag?“

„Solang ich darf!“ entgegnete er mit unbewußter Schlagkraft.

„Auch noch gar!“ murrte sie und schnitt ein Gesicht; ehe sie aber weiterreden konnte, ertönte ein ärgerlicher Ruf nach ihr aus dem Hause.

„Au, ich muß eilen! ich bin von der Suppe weggelaufen,“ sagte sie, — „sonst wird sie wild und giebt mir noch einen Teller voll und dann — dann setzt es immer Hiebe!“ sie lief hinein.

Heiner sah sich um, es kam ihm Alles ganz neu vor; er sprang von der Mauer, stellte sich mitten in den Rasen und sah wieder mit glänzenden Augen umher: bald war ihm, als staune ihn jeder Baum und Busch voll Freuden an, bald trieb es ihn, jedem Reis und Blatt und Steinchen etwas Besonderes anzuthun, so drängte sein Herz hinaus und war doch so hilflos in seinem Jubel; endlich beugte er sich nieder, streichelte über das dichte Gras hin, und da sein Kopf dabei zu Boden hing, kam es ihn plötzlich an, daß er einen Purzelbaum schlug. Als er danach wieder aufrecht saß, jauchzte er heftig hinaus, sprang empor und stürmte ausgelassen jodelnd einige Male um den Rasenplatz herum; dabei sah er ein Aestlein auf dem Wege liegen, das setzte er wie eine Trompete an den Mund und marschierte nun, aus Leibeskräften und mit mehr Wollust als Anmut einen Marsch posaunend im Takte hinaus, durch den Hof, die Treppe hinauf und stolz, ohne sich bei Jemand aufzuhalten, unermüdlich weiter durch Küche, Kinderstube und Eßzimmer in das vordere Zimmer, wo das Klavier stand. Hier saß der Vater im Lehnstuhl und sah ihm über die Zeitung entgegen, darum stellte Heiner sein Trompeten ein und lief in dankbarer Zuthunlichkeit zu ihm hin.

„Du möchtest wohl lieber Trompete lernen, Walt, oder Pauke?“

„Nein!“ sagte Dieser und hielt seinen Stecken hinter den Rücken, indem er sich plötzlich als angehender Klavierspieler seines kindlichen Instrumentes schämte.

„Muß es Klavier sein?“ fragte der Vater weiterhin, „oder wärst Du auch mit Geige zufrieden?“

„Geige —!?“ hauchte der Kleine in neuem Entzücken und riß die Augen auf; Geige dünkte ihm noch viel herrlicher und wundersamer, „O Geige, Vater! Geige! und krieg ich Deine?“

Der Vater lächelte sinnend, stand dann auf und sagte:

„Meine Geige ist Dir viel zu groß. Für so kleine Musikanten hat man halbe Geigen.“

„Halbe Geigen —?!“ wiederholte Heiner erstaunt, indem er sich den grauenhaften Anblick einer längs halbierten Geige vorstellte; „ja, kann man darauf noch spielen?“

Der Vater mußte lachen und sagte, indem er einen übertapezierten Wandschrank in der Ecke aufschloß:

„Schwer ist es schon, Walt; wirst es bald merken!“

Heiner empfand einen Schmerz bei der fortwährenden Vorstellung des verstümmelten Instrumentes und sah wortlos, gespannt dem Vater zu, der einen glänzenden Geigenkasten aus dem Schrank nahm, auf den Tisch stellte und sagte:

„Mach ihn einmal auf!“

Hastig langte der Knabe nach dem Schlüsselchen, das an einem gold-

Digitized by Google

gelben Cigarrenbändel vom Griff über den mahagoniroten Kasten herabhing, und steckte es, nicht ohne ein gelindes Grauen ins Schloß; er hätte doch lieber eine ganze Geige gehabt oder Klavier gespielt! Er drehte, und mit einem fröhlichen Klang schnappte das Schloß zurück: Heiner schaute, da ihm plötzlich jenes Abenteuer mit der Geige unter dem Bett einfiel, unsicher den Vater an und erst, als dieser ihm zunickte, schlug er beherzt den Deckel zurück und fand in einem rotseidenen Foulard ein honigfarbenleuchtendes Geiglein, das aber keinen ersichtlichen Mangel hatte; rasch nahm er es heraus, zu sehen, ob am Ende der Rücken fehlte, und sagte mit verwundertem Lachen:

„Das ist ja aber doch eine ganze Geige! hast Du mich angeschmiert!“ fuhr mit dem Finger über die Saiten, daß sie klangen, umarmte den Vater und bedankte sich mit vielen Küssen.

Nun erklärte ihm Dieser, daß man die Geigen nach ihrer Größe halbe oder dreiviertel oder ganze Geigen nenne, stimmte das Instrument, ließ sich auch durch die ungeduldige Freude des Kindes verleiten, ihm eine Weise vorzuspielen, vergaß sich dabei trotz der unbequemen Kleinheit der Geige und spielte eifrig weiter, bis er die Worte hörte:

„Au, Vater, kannst Du schön spielen!“ da brach er rasch ab.

Heiner stand da und staunte:

„Vater, warum spielst Du denn nie, wenn Du es doch so kannst?!“

„Lieber Walt, Du wirst es bald selbst erfahren, daß man manches Schöne und Gute kann, was man doch unterlassen muß.“ Das sprach er ernst, mit einem unterdrückten Seufzen, küßte den Sohn auf die Stirn und schritt, während dieser mit der ganzen Herrlichkeit in die Küche lief, um sie der Mutter und den Mägden zu zeigen, nachdenklich hin und her.

Er hatte das Instrument schon seit geraumer Zeit im Schranke bereit; denn, so wenig erwünscht es ihm auch war, die althergeerbte Familienbegabung für Musik, die ihm selbst einst schwer zu schaffen gemacht hatte, bei seinem einzigen Söhnlein so früh und stark durchbrechen zu sehen, so hielt er es doch nicht für sein Recht, einer Fähigkeit desselben über die übliche Zeit hinaus die Entfaltung zu wehren, und in dem steten Bestreben, jede Erlaubnis, die er den Kindern gab, mochte sie ihm selbst leicht oder sauer werden, zu einer Freude oder Ueberraschung zu gestalten, war er bei Zeiten darauf bedacht gewesen, für eine gute Fiedel zu sorgen. Der Zufall kam ihm zu Hilfe und ließ ihn im Schaufensterkasten eines Juden unter allerhand trüber und muffiger Trödelwaare im Vorbeischreiten auch eine kleine Violine erblicken, die zwar einen üblen Sprung und lotterigen Hals aufwies, ihm aber durch die schlanke Form und die zarte Wölbung des dünnen Holzes die Ahnung eines weichen, singenden Tones erweckte. Er holte sich sofort beim nächsten Musikalienhändler Saiten und einen Steg, trat dann bei dem Trödler ein, bezog das Instrument, brachte es auch sonst notdürftig in Schick und Halt und fand bei der Probe seine Erwartung durchaus nicht getäuscht. Nachdem erst der Instrumentenmacher das Ding in der Kur gehabt hatte, war es so wohlgethan und klangvoll, daß seine Bestimmung zum Uebungskratzkasten für Kinder bedauerlich erscheinen mußte. Der Vater kaufte noch ein besonders feines, wohlausgerüstetes Etui dazu und freute sich schon, so geduldig er ihn auch abwartete, auf den Augenblick, wo er Heiner damit überraschen würde; und von Zeit zu Zeit nahm er das Geiglein im Stillen vor, um nachzusehen und eine etwa gesprungene Saite zu ersetzen, damit es auch recht in

Digitized by Google

brauchbarer Pracht in des Knaben Hände käme. Ihn Violine statt Klavier lernen zu lassen, hatte er aber darum beschlossen, weil er ein wenig hoffte, die ungleich schwierigere, unerfreulichere und langweiligere Erlernung der Anfangsgründe des Geigenspiels würden den Eifer des Knaben, den er ja keineswegs anzustacheln gesonnen war, eher ermüden und lähmen; dachte er doch auch gerne, dieser übermäßige Musikdrang sei vielleicht nur eine krankhafte Erscheinung, entsprechend jener zarten, allgemeinen Empfindlichkeit, und würde sich mit ihr im kräftigeren Knabenalter allmälig verlieren.

Es kam aber anders.

Hatte Heiner zu wählen zwischen der Orgel- und Chormusik in der Kirche und dem Murmeln und Klingen des Springbrunnens im Garten, so lief er freilich in die Kirche; aber so lange er dem Springbrunnen lauschte, war sein Ohr und Herz gesättigt von dessen Klängen und vermißte nichts Anderes. Solange ihm Klavier und Geige versagt waren, fand er sein Genügen an der Groschenblechflöte, der Mundharmonika oder einem kunstlos zubereiteten Stück dürren Schilfrohrs, und, wie er dem lieblichen Geläute der Unken oder dem zarten, zwischen zwei Tönen in der Terz immerfort auf- und absummenden Harfenspiel eines Mückenschwarmes in erfüllter Wonne und Andacht lauschte, so ward ihm auch jede, schon die niedrigste Stufe des Geigenspieles ein befriedigender Genuß. Der einfache Ton, den er mit seinem Bogen der Saite entlocken konnte, war ihm ein Wunder; ihn immer reiner, weicher und stärker fließen lassen zu können, war ihm ein Entzücken und Stolz, über dem ihn keine Ungeduld ankam, etwa auch bald eine Sonate spielen zu können. Wenn ihm sein Lehrer die Freude machte, ihm etwas vorzugeigen, da staunte er gewiß und dachte nachher: „Wenn ich erst einmal so spielen kann!“ Aber daß er dies einmal können würde, war ihm nicht fraglich, und daß er es jetzt noch nicht konnte, natürlich und machte ihm keinen Kummer: er fing ja erst an und war noch so klein! Er war glücklich, wenn er zu Hause hinstehen und seinen Strich üben konnte, und doppelt glücklich, wenn gutes Wetter ihm erlaubte, nach seiner Uebungsstunde noch auf dem Maulbeerbaum hinten im Garten weiterzuüben. Für seine Phantasie war eine Folge von Strichen auf der leeren A-Seite auch ein Concert: der eine Ton klang weich, der andere kreischend, jeder hatte besondere Farbe und sagte etwas Anderes und alle schwebten und drängten zu dem Tone, der ihm noch so klar und kräftig im Ohre hallte, wie sein Lehrer ihn vorgespielt hatte. Dieser Zwang seines Gehöres brachte es dahin, daß er z. B. schon früh seine Tonleiter mit jenem scharfen, knappen und festen, etwas hackenden Fingeraufsatz spielen konnte, der an den straffen Parademarsch der Soldaten erinnert und sonst von älteren, reiferen Schülern erst spät erzielt wird. War er ohnehin ein williger Sohn und Schüler, der ein Geheiß schlechtweg als Pflicht zu erfüllen gewohnt war, so befolgte er die beiläufigsten Winke seines Geiglehrers mit Leidenschaft, machte sich nichts leicht oder bequem, und quälte sich um Bogenführung, Geigenhaltung und Handstellung, so oft ihm auch der Arm schmerzhaft sinken mochte, mit schonungsloser Strenge. Der Lehrer war so überrascht von dieser Alles bewältigenden Arbeitsfreude und Ausdauer, daß er eines Tages dem Vater des Knaben sagte: er sei überzeugt, — wenn er dem Kleinen plausibel machen könnte, daß ein richtiger Geiger eine Stunde lang auf einem Beine stehend müßte spielen können, so würde er es in der nächsten Stunde leisten.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Minder zufrieden mit diesem neuen Wesen war Helene: sie fühlte sofort die ganze Gefahr der Nebenbuhlerschaft und lief erst heftig Sturm, aber mehr aus der ihr eigenen Ungebärdigkeit heraus als in der Hoffnung auf wirklichen Erfolg; denn sie kannte ja den Gespielen nun doch schon genugsam, um zu wissen, daß sie ihr Teil an ihm nur genießen könnte, wenn sie ihm das seinige nicht verkümmerte, und so sah und hörte sie bald geduldig zu und rächte sich an Regentagen durch ihre ehrliche Schadenfreude darüber, daß die einfältige Geige nicht in den Garten genommen werden konnte, da die Laube glücklicherweise kein dichtes Dach hatte. An solchen Tagen tollte sie freilich mit doppelter Ausgelassenheit und ließ Hauseinfahrt, Treppe und Speicher von ihrem Lachen und Lärmen widerhallen; aber im Ganzen wurde sie mit der Zeit doch fügsamer und stiller. Es war gleich bei jener ersten ernsten Begegnung eine Schwärmerei für Heiners Mutter in ihr aufgeflammt und nur noch kurze Zeit durch jene Scheu niedergehalten worden, die gemeinhin bei den Kindern gegen die Eltern Anderer besteht und besonders stark, wenn die eigenen streng oder launisch sind, eine Scheu übrigens, die sich nicht vor den Menschen, sondern deren Elternschaft regt und manchmal auffallend plötzlich wirkt, wenn ein Kind erfährt, Der, mit dem es eben arglos scherzte, sei der Vater eines Kameraden.

Die ersten zwei, drei Male war sie befangen wieder abgezogen, wenn sie ihren Gespielen nicht zu Hause fand; denn ihrem Schulmädelhochmut war Stephanie viel zu klein, und daß ein Erwachsenes, ausgenommen etwa ein Dienstmädchen, sich mit ihr abzugeben Lust hätte, war sie nicht gewohnt: daher, als eines Tages Heiners Mutter sie fragte, ob sie nicht auf ihn warten wollte, oder ob es ihr bei ihnen Beiden nicht gefiele, wußte sie nicht, was antworten, stand da, drehte ihren Oberkörper hin und her, wurstelte ihre frische Schürze zusammen, daß sie alsbald aussah wie ein gedienter Staublumpen, und ließ den Kopf hängen, während die Augen allerdings bald nach der Fragenden, bald nach Stephele wie nach verbotenen Früchten hinschielten. Nachdem sie aber als unfehlbar herz- und lippenlösendes Zaubermittel ein Stück Gesälzbrot erhalten hatte, setzte sie sich zutraulich auf einen Schemel, ließ sich nach Kurzem sogar zu dem verachteten Baby herab und fand, während sie zu Hause ihre feingeputzten Puppen kaum ansah, soviel Gefallen am Spiel mit denen Stepheles, wußte von ihnen, sowohl von der großen Nulie und ihrer wunden Nase, als von dem eleganten, in Frack und Glanzstiefeln an der Wand lehnenden Peter so viel Geschichten zu erzählen, daß sie den lange ausbleibenden Heiner ganz vergaß. Ein ander Mal folgte sie der Hausfrau, deren gütiges Gesicht und herzlich ruhiges Wesen in ihr ein seltsames Gefühl von Sicherheit und eine unbekannte, stille Zärtlichkeit erweckte; deren Kleid nur zu berühren, ihr wohlthat; die sie immer gern geküßt und liebkost hätte, aber auf eine ganz besondere, sanfte Weise, — dieser folgte sie auf ihren Wegen nach Küche, Keller und Speicher, ließ sich aufmerksam Alles erklären und war stolz darauf, hier schon als ein großes Mädchen betrachtet zu werden, das geschickt genug ist, da und dort hilfreiche Hand anzulegen. Derart lebte sie sich, so unbändig sie im Spiel mit Heiner und gar auf der Gasse noch sein konnte, fügsam und behaglich im Hause ein, und während sie drüben einen bureaukratischen Vater hatte, der seine Ruhe haben wollte und weder Zeit noch Laune für das Töchterlein erübrigte, und eine, zwar durchaus nicht dumme, aber unzufriedene und launische Mutter, von der

Digitized by Google

sie bald verwöhnt, bald verprügelt, oftmals für etwas gestraft wurde, was ihr vor fünf Minuten erlaubt worden war, — während sie also in ihrem Elternhause oft nicht wußte, wo sie hingehörte, wurde sie im Nachbarhause gehalten wie die eigenen Kinder und erfuhr keinen Unterschied. War sie wirklich einmal unzufrieden oder stiftete Unfrieden, so bekam sie nicht des Vaters Maroquinlatschen um die Ohren oder wurde in die Schwarzwäschekammer gesperrt, sondern man stellte ihre gelassen ihre Unart oder Dummheit vor, so daß sie sich schämte, in ihrem klugen Herzen die ihr widerfahrene Schonung doppelt tief empfand und sich künftig der Liebe und Güte, die ihr so wohlthat, ganz bewußt wert zu machen suchte. Diese gelinde Erziehung durch die Freundschaft drang allmählich tiefer ein und offenbarte sich auch in der Schule und daheim durch eine mädchenhaftere Haltung, so daß Helenens Mama, die anfangs zu der Bubenfreundschaft scheel gesehen, nun den Verkehr gerne geschehen ließ und froh war, ihr Töchterlein wohl aufgehoben zu wissen; sie war keine Kinderfreundin und machte auch nie den Versuch, das kleine Völklein in ihr Haus hinüberzuziehen.

Eines Tages im Spätherbst kam Helene erst, als es schon zunachtete, still in das dunkle Zimmer, wo die Mutter mit den beiden Kindern vor dem Ofen saß und sang, setzte sich still zu Heiner auf das große Fußkissen, schlang den Arm um ihn, sang aber nicht mit.

Plötzlich schluchzte sie laut auf; die Andern unterbrachen den Gesang und fragten. Trostlos erzählte sie mit Mühe, ihr Papa sei versetzt worden, und sie müßten in einigen Wochen wegziehen; sie habe gleich gesagt, sie wolle nicht mit, aber sie müßte; der Papa habe ihr dafür eine Korallenkette und die Mutter eine Puppenküche versprochen, daraus mache sie sich aber garnichts, ihr sei alles verleidet. Dann ließ sie ihren Thränen freien Lauf.

„Ganz fort?!“ sagte Heiner bekümmert, „und kommst nicht wieder?!“ und erfüllt von dem Gefühle, wie lieb er sie hatte und daß er sie nun nicht mehr sehen sollte, verstummte er, drängte sich zärtlich an sie hin und bald weinte er auch; wie zwei nebeneinander wurzelnde Bäumlein vom Sturm, wurden ihre Körper vom Schluchzen geschüttelt und an einander gestoßen und vermehrten so die gegenseitige Not und Schmerzen. Die kleine Stephanie fing an, laut zu schreien und flüchtete in den Schooß der Mutter, die still dasaß und bedachte, wie es dem seltsamen Kinde, das sie so liebgewonnen und auf das sie so ersichtlich fördernd und beruhigend hatte einwirken dürfen, fernerhin wohl ergehen könnte: es schmerzte sie, das Mädchen zu verlieren, am meisten aber machte ihr Kummer, was Jenes selbst nun verlieren mußte.

Der Wind sauste im Hof und verfing sich manchmal mit heftigen Stößen in dem Winkel des Hauses; durch das Zugloch der Ofenthür, aus dem ein roter Schein in das dunkle Gemach herausflackerte, brauste die Luft mit hastigem Ungestüm hinein, die Flammen wehten und knisterten, ab und zu stob eine erhöhte Glut auf und warf eine sanfte Blitzhelle ins Zimmer.

Endlich erhob sich die Mutter, setzte ihre Kleine in den Lehnstuhl, ließ sich bei Helenen nieder, zog sie an sich, küßte sie und sprach ihr davon, wie lieb Alle sie gewonnen hätten, wie weh ihnen der Verlust thue, wie sie sich aber freuen würden, wenn sie immer in den Ferien käme, und immer als ein größeres, verständigeres Mädchen ankäme. So beruhigte

Digitized by Google

sich die Weinende allmählich, besonders aber dadurch, daß sie an der Brust der geliebten Frau liegen und deren zärtliche Hände auf Kopf und Wangen fühlen durfte.

Als sie dann schon anfing, selbst von der Zukunft und ihren Besuchen zu sprechen, zündete die Mutter Licht an, gab den Kindern Äpfel, in der Ofenkachel zu braten, und Kastanien, die sie in der glühenden Asche rösten durften. So stellte sich Ruhe und Behagen ein, das den erweichten Herzen umso süßer und heimeliger war.

Die paar Wochen vergingen rasch. Heiner rührte seine geliebte Violine nicht an, wenn die Freundin um den Weg war, und allesamt schienen darauf bedacht, ihr wie einem Kranken aufmerksam zu sein, nachzugeben und Freude zu bereiten, sodaß Helene gerührt, stolz, doch auch beschämt und verlegen, sich mit einer seltsamen Sachtheit und Ehrbarkeit bewegte, die nur in wenigen Momenten, wenn sie etwa an sonnigen Nachmittagen im aufgewehten, dürren Laube hausten, in umso mutwilligere Albernheit umschlug. Sie versprachen einander Briefe und Besuche, kramten allerhand Kostbarkeiten hervor, um einander zu beschenken, und tauschten schließlich sogar Schiefertafel, Federrohr und Fibel.

Eines Nachmittags, ehe Heiner zur Schule ging, nahmen sie Abschied. Aber erst als er in der Klasse saß, und sie in die ausgeräumte Wohnung zu den Eltern zurückkam, wurden sie traurig.

Auf dem Heimweg von der Schule, allein durch die Dämmerung des grauen Herbsttages ziehend, an so manchem Straßeneck vorbei, wo sie ihn oft erwartet oder überfallen hatte, dachte er: ‚Jetzt sitzt sie schon in der Eisenbahn auf dem braunen Polster und guckt heraus.' Da kam eine Unlust über ihn, weiterzugehen, er drückte sich an den Straßenecken herum, bald nach der, bald nach jener Seite spähend, er starrte die Leute an, wie sie kamen und gingen, und hatte, wie sie sich entfernten, plötzlich einen ängstlichen Drang, ihnen nachzulaufen. Er stand an allerhand Kellerlucken hin, ließ die Läden herab, wirbelte die Riegel herum, überlegte, ob er die Läden wieder aufmachen sollte, damit die Magd am andern Morgen auch was sähe, that es aber nicht; er fing schließlich wehmütig zu singen an und trottelte im Takte weiter. Da wurde er nach kurzem gewahr, daß ein anderer, unbekannter Junge, offenbar ein Volksschüler, auf dem Fahrdamm im Takte mitlief: er blieb ärgerlich stehen, um Jenen vorbeizulassen, hatte aber nur den Erfolg, daß Der mitten auf der Straße auch anhielt und, mit den Händen in den Hosentaschen, sich heuchlerisch rings umschaute. Nun ging Heiner stramm weiter; als er aber den Andern sofort wacker Schritt halten sah, ergrimmte er, fuhr auf ihn los, indem er den linken Ellenbogen wie einen Schild vor die Brust erhob und die rechte Faust ballte, und fragte forsch:

„Was willst?"

„Nix!" sagte sein Gegner höhnisch und setzte sich auch in Bereitschaft.

„Was hast Du mir denn nachzulaufen?!" fragte er weiter und ließ den Ranzen von der Schulter gleiten.

„Ich kann laufen, wo ich mag! Das geht Dich 'n Dreck an!" erwiderte der Andere, verächtlich den Mund verziehend.

„Das geht's mich an!" knirschte Heiner und schlug ihm eins ins Gesicht.

Nun packten sie einander ohne langes Hin- und Herschieben, und es ging in stiller Wut ein Ringen los, bei dem nur das wechselnde Stampfen und Schlürfen der Füße, der keuchende Atem, und ab und zu ein dumpfer

Digitized by Google

Schlag hörbar wurde. Bald rissen sie einander zu Boden, wälzten sich hin und her, schlugen mit Händen und Füßen, und daß Heiner einmal oben blieb, war nur ein Zufall, aber er verdankte es seinem ursprünglicheren Zorn und seiner vom Ueben gekräftigten Hand, daß er mit ihr die beiden Hände des Feindes festhalten, mit der rechten aber ihn ganz unedelmütig traktieren konnte. Da erhob dieser plötzlich ein Jammergeschrei, so durchdringend und überzeugend, daß Heiner aus Angst, er möchte ihm einen ernsten Schaden zugefügt haben, losließ, worauf der Andere blitzschnell emporsprang, ihm einen Fußtritt versetzte, davon rannte und aus sicherer Entfernung zu schimpfen und zu höhnen begann. Der Angeführte schaute ihm einen Moment geärgert nach, hatte aber keine Lust, ihn zu verfolgen, denn sein Zorn war verarbeitet und auch das mißmutige Unbehagen weggewischt. Er nahm also seinen Ranzen auf, ließ Jenen schreien und trollte, trotzdem ihm nach und nach verschiedene Stellen an Kopf, Armen und Beinen schmerzten, befriedigt und erleichterten Herzens heim.

Kaum war er zu Hause angelangt und hatte sich sein Vesperbrot geben lassen, da polterten wohlbekannte Schritte die Treppe empor, und ehe ihm noch recht zum Bewußtsein gekommen war, daß Helene ja doch schon weit weg sei, stürzte sie zur Thür herein, riß den blauen Schleier vom Gesicht und rief:

„Hurrah, da bin ich wieder!“ ergriff den Freund, wirbelte einige Male mit ihm herum, ließ sich dann auf einen Stuhl fallen, zog Kapuze und Mäntelein ab und erzählte vergnügt, sie sei durchgebrannt.

Ihre Eltern hatten Plätze im Zug belegt und, da sie noch nach ihren vielen Gepäckstücken sehen wollten, ihre Tochter einem Bekannten, der mit seinen Kindern in einem andern Coupé saß, übergeben. Hier war ihr plötzlich der Eigensinn gekommen, sie hatte, als wollte sie zu ihren Eltern, den Wagen wieder verlassen, sich den Perron entlang geschlichen und hinter einer entfernten Thür gewartet, bis sie im letzten Augenblick die Eltern nach ihren Plätzen stürzen und den dummen Zug hatte in die Dämmerung hinaus stampfen sehen. Nun saß sie wieder da, freute sich ihres Streiches und ließ sich Butterbrot und Birnen schmecken, als hätte sie den ganzen Tag gehungert. Als Heiners Mutter ihr zu Gemüte führen wollte, welcher Schrecken und welche Sorgen die Eltern befallen würde, sobald sie ihr Kind vermißten, da drängte sich Helene zwar sofort bekümmert zu ihr hin und bat und schmeichelte, sie möchte ihr doch nicht böse sein, ihre Unthat selbst aber machte ihr nicht die geringste Beschwer; sie war zu lange gewohnt, die höhere Gewalt ihrer Eltern mit Trotz und List zu erwidern und über jeden Erfolg zu triumphieren.

„Und wenn nun nachher Dein Vater kommt, um Dich zu holen: wie mußt Du Dich schämen!“ sprach Frau Lindner.

„O, er ist ja fortgefahren!“

„Er wird gewiß unterwegs einmal nach Dir schauen und sofort umkehren!“

„Kann er das?“

„Ja gewiß!“

„Au! das ist dumm!“ sagte das Mädchen in einem Ton, als hätte es eine Unachtsamkeit begangen, fügte aber dann zum Troste hinzu:

„Wenn er kommt, so schlupf ich einfach unter's Bett, und die Kathl braucht ihm ja nicht zu sagen, daß ich da bin.“

Heiner und seine Mutter staunten über diese unbefangene Verruchtheit, so wenig neu sie ihnen war. Aber es blieb nichts übrig, als die Ent-

Digitized by Google

wicklung des Possens gelassen abzuwarten. Helene spielte in Kurzem so arg- und harmlos, als hätte sie heute das beste Zeugnis aus der Schule heimgebracht, nur wurde sie nach all den Aufregungen des Tages bald schläfrig.

„Das ist jetzt doch noch das Schönste," rief sie aus, als die Mutter sie in Heiners Schlafzimmer führte, „daß ich bei Euch schlafen darf! Das hab ich mir schon lang gewünscht!"

Der Knabe, der aus Kameradschaft auch zu dieser etwas frühen Stunde schlafen ging, trat der Freundin, damit sie nicht ins Gastzimmer mußte, sein Bett ab und ließ sich auf dem Sopha betten, und als die Mutter mit den Kindern gebetet, ihnen die Decken untergeschoben und angedrückt, auch Jedem noch einen Kuß gegeben hatte, da jauchzte Helene vor Behagen und Wonne, kam nun doch nicht zur Ruhe und hatte mit dem Frennd und Schlafkumpan noch unendlich viel zu plaudern.

Nicht lange danach klingelte es an der Glasthür, und die Hausfrau, die gerade über den Flur ging, öffnete. Helenens Vater stand atemlos da und stieß, ohne nur recht zu grüßen, barsch heraus:

„Helene da? Sofort soll sie runterkommen!"

„Oh —" erwiderte die Frau mit einem gedehnten, auf- und absteigenden Tone und erstaunten Blicke. „Ich bitte um ein klein Wenig Geduld." Sie ging in die Stube und hieß das Mädchen den Herrn ins Empfangszimmer führen.

Als er eintrat, begrüßte sie ihn aus gemessener Entfernung:

„Ich habe die Ehre mit Herrn Mahler, nicht wahr?"

Er hatte unterdessen Zeit gehabt, seine Unart einzusehen und begann, sich mit seiner Aufregung zu entschuldigen.

„O bitte!" wehrte sie ab, „ich begreife Ihre Aufgeregtheit sehr gut; da ich aber doch eigentlich unschuldig bin, fühlte ich das Recht, mich ihr zu entziehen. Ich bitte Sie, abzulegen, da Sie ja wohl sehr erhitzt sind und sich nachher verkühlen könnten, und nehmen Sie Platz."

Er that Beides willig und etwas befangen und war froh, daß sie ihm keine Zeit zum Reden ließ, sondern fortfuhr:

„Ihre Helene ist also, wie Sie vermuten, hier; Sie werden es mir nicht verargen, daß ich das Kind aufnahm und auch, als es vorhin müde und schläfrig wurde, zu Bett brachte."

„Ja, sie muß aber mit mir!" fuhr er heraus, setzte aber gefaßter hinzu: „Ich bin Ihnen natürlich sehr dankbar und muß nur unendlich bedauern, daß Ihnen der Fratz so viel Ungelegenheiten gemacht hat und nun gleich wieder machen wird. Ich kann ihr nicht helfen, sie muß sofort wieder mit."

„Oh weh, das wird ohne Kampf und Jammer nicht abgehen."

„Darauf kann ich doch keine Rücksicht nehmen, ich bitte Sie!"

„Vielleicht doch. Sie geben mir gewiß zu, daß es besser wäre, das Kind unmerklich zu zwingen, als mit rauher Gewalt, der es sich ja natürlich fügen muß, die in ihm aber zu dem Schmerz hin auch einen Trotz, wenn nicht Schlimmeres, zurücklassen wird."

„Ja, — ob jetzt gleich oder erst morgen — zwingen werd ich sie müssen, die Fuchtel!"

„Wann wollen Sie denn fahren? Doch erst mit dem Nachtzug? Gut! Sie werden das Kind doch nicht jetzt, ehe es recht warm geworden ist, aus dem Bett zerren und ins Wirtshaus schleifen wollen! Das wäre

Digitized by Google

doch für Sie so schlimm wie für Helene und unnötig obendrein. Jetzt sind die Kinder wohl noch nicht einmal eingeschlafen; wenn Sie aber in zwei und einer halben Stunde mit einem Wagen kommen, gerade ehe der Zug geht, dann wird das müde Ding so fest schlafen, daß wir es ankleiden und hinuntertragen können, ohne daß es recht wach wird und begreift, was vorgeht. Ehe sie aufwacht, sind Sie an Ort und Stelle, und sie wird sich drein finden. Ich hoffe, so wird es auch Ihnen bequem sein."

„Gewiß! und es ist ja sicherlich ein gelinderer Weg, wenn auch etwas umständlich. Sie geben sich sehr viel scrupulöse Mühe mit der nichtsnutzigen Waare, ich hätte kurzen Prozeß gemacht," erwiderte er in dem etwas überlegenen, nachsichtigen Ton des Vorgesetzten und lächelte verbindlich, denn er war nun doch glücklich wieder in seine Würde hineingeschlüpft.

Die Frau aber war ihm immer noch gewachsen und sagte:

„Kurzen Prozeß?! Ich fürchte, es wäre Ihnen unter den Händen doch ein langer Prozeß geworden, wie das ja so üblich ist. Und was die scrupulöse Mühe betrifft, so ist sie mir eine Freude. Um mit einem allzeit üppigen Blumentisch am Fenster glänzen zu können, ist gewiß nicht weniger Geduld und Aufmerksamkeit nötig; daß es aber so viel Freude und Befriedigung gewähren kann wie die achtsame Pflege eines Kindes, das glaube ich nicht!" in Gedanken setzte sie noch hinzu: „Da, kannst dran schnupfen!" erhob sich dann und sagte zum Abschied: „Also um halb elf überliefere ich Ihnen Helene gestiefelt und gespornt."

Er bedankte sich mit vielen üblichen Worten und zog sich hastig mit dem unbehaglichem Gefühl zurück, das seine angeborene Haut zuletzt doch wieder unter der Beamtenwürde zum Vorschein gekommen sei.

„Ist das ein Widerwart!" sagte Heiners Mutter aufatmend, als er gegangen war und sank etwas erschöpft in den Sessel; denn die wehrhafte Haltung hatte sie große Mühe gekostet und war ihr nur durch einen Kniff gegen ihre eigentliche Natur gelungen, indem sie sich gewissermaßen zu der Pflicht zwang, in dieser Scene diese Rolle zu spielen.

„Mein Gott, war ich frech!" sagte sie jetzt, „ihm auch noch sein protziges Blumenfenster unter die Nase zu rücken; aber verdient hat er's! Ich bin doch gottfroh, daß wir die Leute nie kennen gelernt haben. Und da ist mir diese Hummel Helene schon begreiflich, das arme Ding! Es freut mich nur, daß ich mich von Dem nicht hab verblüffen lassen. Ein schläfriges Kind aus dem Bett reißen und womöglich am Arm durch die Gassen zerren in den Palmengarten — das fehlt noch!" Dann sah sie nach den Kindern, die wirklich noch wach waren, und konnte sich nicht enthalten, noch ein Wenig im Dunkeln zu Helene ans Bett zu sitzen, ihr zuzuhören und ihr nachdenklich über Stirn und Haar zu streicheln.

Später ging Alles nach Wunsch.

Und nun fehlte Helene wieder und Jedem im Hause fehlte die Unruhe, die sie hereingebracht hatte, ihre laute Freudigkeit, ihr Trotz und ihre Gutmütigkeit, ihre Neigung zu unvermutetem Hallo und Jubel, blos weil sie so schön laut jauchzen konnte, und ihr beneidenswertes Lachen, das so schallend aus der Brust kam.

Heiner lief wohl, wenn Sonne war, in den Garten und sah zur Mauer auf, aber es saßen nur ein paar Spatzen droben, schlugen mit den Flügeln, als sei ihnen nicht warm genug, hüpften auch hin und her wie Gummibälle und zeterten; und die Sonne leuchtete höchstens in ein paar gelben Blättern, die der Wind von der Mauer aufwirbelte und einige

Digitized by Google

Schritte weiter fegte. Dann kletterte der Knabe wohl am Spalier empor, aber nur soweit, daß er eben hinüber lugen konnte, spähte kurz in die Unwirtlichkeit hinein und sprang rasch wieder ab, als hätte er sich in ein verbotenes Gebiet eingedrängt. ‚Das habe ich davon,‘ dachte er, ‚daß ich so oft wüst war und nichts von ihr wissen wollte und sie wegwünschte.‘

Eines Tages kam auch ein Brief von ihr, auf ein aus dem Schreibheft gerissenes Blatt halb mit Tinte, halb mit Blei geschrieben:

„Lieber herzgebobbelter Heiner!

Ich bin jetzt hier es ist arig dumm. Mir haben auch ein großer Garten aber ein ganz einfelldiger wie dem Gärtner Mai seiner und viel Ratten drin. Ich hab auch eine mit dem Stellzen tot geschlagen. Ich krieg immer Hieb und muß ans Katzentischle. es ist mir ganz Wurst. Komm doch einmal zu mir ich därf nicht. Gestern war der Pelznickel der hat mich aber doch nicht mitgenommen. Ich will aber jetzt brever sein weil deine Mutter immer. O thäst du doch einmal kommen. Ein schöner Gruß an die Mutter und an den Vater und das Stephele und die Kattel und alle von deiner lieben Freundin

Helene.

Die Adress schreibt die Balwine.“

Er antworte ihr; aber bald hörten die Brieflein zu gehen auf und die Kinder erfuhren oft lange nichts von einander.

Heiners Kindheit war fernerhin still und gleichmäßig. Er wuchs, kam ins Gymnasium und stieg von Klasse zu Klasse, erledigte seine Schülerpflichten ohne Drang oder Ehrgeiz, mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der er sich morgens wusch und ankleidete, und betrieb seine Musik mit unablässiger, stiller Leidenschaft. Er ging von der halben zu der dreiviertels Geige über und, als Stephanie Klavierunterricht bekam, da setzte er sich bescheiden daneben, sah und horchte wie ein Spitzbub und benutzte von da an die Stunden, wenn Vater und Mutter nicht zu Hause waren, statt zum Violinspiel zum Ueben auf dem Klavier. Nachdem er seine Schwester bald weit überholt hatte, ließ er sich von seinem Violinlehrer oder von Klavier spielenden Schulkameraden Bescheid erteilen und überraschte am nächsten Weihnachtsfest seine Eltern nicht wenig durch einen Klaviervortrag. Damit hatte er nun die Berechtigung, auch dieses Instrument offen zu benutzen, von der er freilich nur in bescheidenem Maße Gebrauch machen konnte; denn im folgenden Herbst kam zu der lateinischen und französischen Sprache auch die griechische und Mathematik hinzu, und gegen diese erwies sich sein Ingenium in steigendem Grade spröd.

Das Verständnis der Sprachen und die Lektüre machte ihm keine Schwierigkeit, wohl aber die Grammatik, deren peinlichst eingeprägte Regeln sich gerade dann, wenn er sie zu einer Uebersetzung in die fremde Sprache, gar bei einer Klassenarbeit, erznötig hatte, in den heimlichsten Fächern und Falten seines Bewußtseins versteckt hielten. Und schon die ersten planimetrischen Anfänge waren ihm unangenehm. Diese spitzen Dreiecke erregten ihm ein körperliches Unbehagen, als hätte er mit den Splittern einer Fensterscheibe zu spielen; der Satz, daß sich zwei parallele Linien in der Unendlichkeit schnitten, war ihm einfach ein Gewissenszwang.

Aber all diese abschmeckende und widerstrebende Schulweisheit mußte eben bewältigt werden, koste es, was es wolle, und es kostete ihm viele,

Digitized by Google

viele schöne, schöne Stunden! Bald mußte er seine Abende verlängern und in die Nacht hineinarbeiten, um in der Schule Schritt zu halten; er mußte schließlich auch morgens seinen Schlaf abkürzen, so hart es seiner stets noch zarten Natur ankam. Immerhin erreichte er einstweilen das Klassenziel. Und wenn er nach der Schule eine oder zwei Stunden bei der Geige verbringen konnte, so war er alsbald erfrischt wie von einem Bade, und die reine Berauschung in der Kunst söhnte ihn mit aller Schinderei und Qual der Zwangskultur immer wieder aus.

Einige Male that er sich mit einem oder mehreren Mitschülern zu gemeinsamem Musizieren zusammen, ging aber stets bald wieder davon ab, da er gerade Keinen fand, dem es ernst damit war wie ihm, und er längst keine Freude und kein Genügen mehr daran hatte, wenn ein Trio ohne viel Stolpern und Steckenbleiben zur Not im Takte abgespielt wurde. Er war stets ein guter, gefälliger Kamerad, aber der Ernst seiner Natur und erst recht eine bei aller arglosen Unschuld durch den fortwährend zu überwältigenden Zwiespalt und Kampf sich früh einstellende Reife des Charakters schloß ihn gegen seinen Willen von den Uebrigen in ungewöhnlicher Weise ab.

Das Umherstreifen in Feld und Wald, die Wonne: Menschenvernunft, Willen und Zweck zu vergessen, in wundersam klarem Rausche nur noch Sinn und Gefühl und schuldlos sich dehnende Kraft zu sein gleich Pflanze und Getier, wie eine wandelnde Blume dem Drange des Windes und der Lockung der Sonne sich hinzugeben und doch zugleich die ganze Fülle des Lebens rundum bewußt in sich zu trinken wie einen selbstgezogenen goldenen Wein, dieses Glück mußte er sich bald mehr und mehr versagen und an den kurzen Feierabendgängen mit Eltern und Schwester genug haben; nur die Ferien, die er oft bei fern im Lande wohnenden Verwandten zubrachte, grüßten ihn wieder mit dem märchenhaften Reichtum der Kinderzeit. So wurde sein stilles Mansardenzimmer seine Welt, und der Blick über die Schiefer- und Ziegeldächer und dazwischen aufwogende Baumkronen hinweg nach dem dunklen, weithin gebreiteten Wald störte nur selten die Sehnsucht auf; denn ihm war ein Herz gegeben, das fähig und willig war zu jedem Genusse des Schönen.

Fünftes Kapitel.

Als Heiner groß genug war, eine ganze Geige zu regieren, und diese Botschaft seines Lehrers erfreut dem Vater überbrachte, antwortete dieser nur nebenhin:

„Soso? Ich hab es mir schon gedacht“; ohne weiter darauf einzugehen oder in den nächsten Tagen darauf zurückzukommen.

Am folgenden Sonntagvormittag wurde Heiner von seinem Vater gerufen und trat mit Hut und Gesangbuch bei ihm ein; er war gerade zum Kirchgang bereit, der ihn Dank dem trefflichen Orgelspiel und Kirchenchor nicht so viel Kampf und Ueberwindung kostete wie bei herzhaften Schulerbuben sonst wohl nötig ist. Als der Vater seine Anstalten sah, sagte er:

„Kannst heut einmal schwänzen und das Opfergeld einem armen Kind geben; komm!“ und nahm ihn in das Schlafzimmer der Eltern.

Die Fenster standen offen nach dem kühlen, noch schattigen Hofe, die Bäume des Gartens regten sich friedlich im Sonnenschein, das Plätschern des Springbrunnens und die Stimmen der Vögel klangen frei aus der

Digitized by Google

Sonntagsstille herauf in das Gemach, das nun mit den großen, weiß überdeckten Betten und den spiegelblanken, streng geordneten Möbeln noch einsamer, dem Leben und der Arbeit entrückter schien als sonst schon.

„Setze Dich," sagte der Vater und deutete neben das Fenster.

Heiner setzte sich befangen und gespannt in den alten, tiefen Großvaterstuhl, der aus dunklem Mahagoniholz gebaut, und mit weichem Leder bezogen, breite gepolsterte Armlehnen wagrecht frei vorstreckte und oben zu beiden Seiten des gepolsterten Rückens sogenannte Ohren trug, an denen schon manch altes oder krankes Haupt tröstlich eingeschlummert war. Der Vater neigte sich an seinem Bett, zog jenen Geigenkasten hervor, der Heiners Neugier und Verlangen so oft und lange auf die Probe gestellt hatte, setzte ihn dem Knaben auf den Schooß und zog das Schlüsselein aus dem Geldbeutel.

„Rat einmal, wie lang ich den Kasten nicht mehr geöffnet habe!" sagte er mit ernstem Blick.

Heiner schaute zu ihm auf und sprach mit seltsam gedämpfter Stimme:

„Arg lang —?"

„Vierundzwanzig Jahre lang!"

„Au!" hauchte der Knabe, den diese Unbegreiflichkeit wie ein starres, schweres Geheimnis bedrückte, „vierundzwanzig Jahre!"

„Ja ja, vierundzwanzig Jahre! Die Hälfte meines Lebens!" Der Mann atmete schwer auf, steckte rasch den Schlüssel ins Schloß, drehte, warf den Deckel zurück und nahm die prächtig gestickte Seitendecke vom Instrumente, ohne es jedoch zu ergreifen.

Heiner schrie auf:

„Ein Italiener —?" denn er war erfahren genug, um die Herkunft und Kostbarkeit der Geige zu erkennen. „Gelt, ein Italiener?" wiederholte er und zupfte an der allein noch stehen gebliebenen G-Saite, die aber nur einen kurzen, schlaffen Ton gab.

„Gewiß, und ein so feiner," erwiderte der Vater, „daß ich ihn Dir nicht kaufen könnte. Der Großvater hat sie als junger Mann in einem ungarischen Dorfwirtshaus gefunden. Er saß drin, genoß etwas und ruhte aus, bis die Post weiterfuhr; da hörte er, so oft die Stubenthür aufgerissen und zugeschmissen wurde, hinten an einem Schrank etwas klappern und summen, ward durch das sonderbare Geräusch schließlich etwas aufgeregt und trat hin, um nachzusehen, was es denn sei: da hingen an dem wackeligen Kasten, mit einem Batzenstrick zu einem Bündel zusammengeschnürt die betrübten Trümmer dieser Geige. Er untersuchte sie und fragte, ob sie feil seien. Der Wirt wollte zwölf Gulden und erzählte, woher die Geige stamme:

Ein paar Jahre zuvor war einmal an einem unruhigen Aprilabend so ein durstiger, deutscher Musikant bei ihm hängen geblieben. So hungrig er aussah, er aß nichts, solange er dort war, außer daß er ab und zu ein Bröckelein Brot in das Salzfaß tunkte und langsam kaute; Wein aber trank er mit Bedacht und Ausdauer, d. h. den ganzen Tag fort, und manchmal fuhr er plötzlich auf und hielt großartige, zornige Reden, von denen der Wirt nichts verstand; sonst saß er still da in der Ecke und schlotterte oft, daß die Gläser auf dem Tisch klapperten, zum Erbarmen. Auch ans Bett ließ er sich noch Wein bringen. Mitten in der Nacht weckte er plötzlich

Digitized by Google

das ganze Haus durch sein Geigenspiel, das so hitzig und ausgelassen durch die dunkle, windige Nacht klang, daß es Niemand im Bett aushielt und bald Alles sich um des Musikanten Stubenthür drängte: da stand er im wechselnden Mondlicht wie ein Geist auf dem Bett, geigend, sich von einem dürren Bein auf's andere wiegend, drehte sich manchmal im Kreise, stolperte wohl auch herunter und machte auf dem Boden behutsame, hohe Schritte, als wollte er nichts zertreten, bestieg schnell wieder das Lager und geigte, daß einem eine wahnsinnige Erregung durch die Glieder zuckte. Als der Wirt ihn nun anrief und zur Ruhe verwies, spielte er nur noch toller und sang dazu:

Die Mäus' wollen tanzen, heidideldum, heidideldum!
Die Mäus' wollen tanzen, heidideldum!

Dabei schaute er aufmerksam und fast zärtlich auf dem Boden herum, wo natürlich von seinen weißen Mäuschen nichts zu sehen war. Dem jungen Volk aber fuhr diese unheimliche Tanzmusik so unerträglich in die Beine, es fing an zu tanzen, bald stand die Stubenthür leer und Alle rasten wild auf dem dunklen Flur hin und her, solange Der drin auf dem Bett im Mondschein die Fidel strich. Endlich setzte er sich atemlos auf den Bettrand, spähte unter seltsamem Locken, Lachen und Murren alle Ecken aus, stellte die Geige säuberlich auf dem Tisch auf die Kante, legte den Bogen darüber, kroch ins Bett und schlief ein. Am andern Tag regnete und stürmte es so unaufhörlich, daß der Wirt den Gast, so gern er ihn auch losgewesen wäre, nicht schicken mochte. Dieser verhielt sich auch still, trank andächtig seinen Wein und schlief am Wirtstisch; wer ihn aber etwa zur Rede stellte, den wies er kurz und hochmütig ab. In der folgenden Nacht kam es wie in der ersten; der Wirt sah aber nur geschwind nach und verfügte sich wieder in sein Bett, während die Andern freilich auch diesmal der Tanzwut nicht widerstehen konnten; doch ging es anders aus. Plötzlich brach das Spiel ab, die Tanzenden hörten einen schweren Fall und als sie nachsahen, lag der Musikant steif vor dem Bett, den zerknickten Fiedelbogen in der Hand, während die Geige zwei Schritt weiter geflogen war. Sie lüpften ihn, damit er seinen Rausch bequemer ausschlafen könnte, auf sein Bett, am andern Tag aber fanden sie ihn noch in derselben Lage, kalt und tot.

Für zwölf Gulden an Wein, Obdach- und Begräbniskosten behielt der Wirt die Geige und hängte sie zum Gebrauch in die Schenkstube. Aber fast immer, wenn auf ihr gespielt wurde, gab es Händel, und bei so einer Rauferei war sie zugerichtet worden, wie sie nun da am Schranke hing. So erzählte der Wirt und fügte hinzu, er schlage sie gerne los, denn ausbessern möchte er sie doch nicht lassen, er traue ihr nicht, es müsse ein Unsegen auf ihr sein. Nun, der Großvater hat die zwölf Gulden hingelegt, das Instrument wieder herstellen lassen, und es hat ihm keinen Unsegen gebracht."

Heiner sah schweigend auf die Geige, die noch in ihrer vierundzwanzigjährigen Ruhe dalag, und erst, als der Vater fragte:

„Nun, ist sie Dir ein Bischen unheimlich?" nahm er sie zur Hand, drehte sie hin und her, beklopfte sie, hob sie zum Kinn und sagte:

„Unheimlich? Nein! — Ich mußte nur denken, an wie vielem so ein Stück Holz oder sonst ein Ding Schuld sein soll. Das Stephele hat, wo es noch klein war, immer den Stuhl oder die Kommode gehauen, wenn es sich dran gestoßen hatte. — Und der Großvater hat sie im Concert gespielt?"

Digitized by Google

„Ja, er hat überhaupt nur noch diese gespielt."

„Es wär allerdings ein Spaß gewesen", fuhr Heiner lachend fort, „wenn da die Zuhörer plötzlich mit den Stuhlbeinen auf einander losgegangen wären! — Aber warum —" er wollte nach des Vaters Enthaltsamkeit fragen, unterließ es aber in plötzlicher Scheu.

„Warum ich sie so lange nicht berührt habe, willst Du fragen? Das zu erzählen, war eigentlich meine Absicht. Du würdest Dir gewiß Gedanken darüber machen und bist ja vernünftig genug, die Wahrheit richtig zu verstehen und Dir auf Deine Art eine Lehre daraus zu ziehen. Wenn eine Sache, die Du täglich gebrauchst, nicht nur ihren Gebrauchszweck erfüllt, sondern auch noch von Schicksalen zu Dir spricht, so ist sie doppelt wert und kostbar.

Meine Geschichte ist übrigens nicht phantastisch wie die jenes durstigen Schnurranten, sondern ganz alltäglich.

Als ich Student wurde, war es meine erste Hauptsache, die lang ersehnte Freiheit zu genießen und meine Zeit nach meiner Wahl anzuwenden; und wenn ein Mensch bis ins neunzehnte Jahr auf der Schulbank saß und weiterhin ungezählte Jahre am Aktentisch vor sich hat, so ist ihm ein ungebundenes Jahr auch wohl zu gönnen. Ich saß acht Tage lang in allen möglichen Vorlesungen herum, genoß mit Behagen die Sicherheit, daß der Herr auf dem Katheder mich nicht durch irgend eine boshafte Frage aus meinen schönsten Träumereien aufschrecken könnte, dann aber hatte ich genug, und da mir die juristischen Collegien langweilig waren, da ich auch wußte, daß ein rechter Kerl das Nötige in den letzten Semestern zu bewältigen pflegt, so hörte ich nur noch Vorlesungen über Geschichte, Philosophie und Physik, die mich damals besonders interessierten, beschäftigte mich im Uebrigen ganz regellos und willkürlich mit allerhand Liebhabereien, streifte viel in der schönen Gegend umher, am meisten Zeit aber widmete ich dem Geigenspiel, das ich in den Schuljahren mehr, als mir lieb war, hatte einschränken müssen. Nun aber brachte ich es rasch zu dem Grade der Vollkommenheit, zu dem ich wohl überhaupt befähigt war, d. h. ich spielte sehr gut und sicher und was nicht gerade besonderes Virtuosenstück war, vom Blatte weg. Damit begann natürlich erst der eigentliche Genuß, dem ich mich bald so leidenschaftlich hingab, daß ich die Geige fast nur noch wegen körperlicher Ermüdung aus der Hand legte. Ich kaufte und lieh mir an Noten zusammen, was ich auftreiben konnte; alte und neue, gute oder schlechte — kennen lernen mußte ich sie, darin ganz gleich jenen Altersgenossen, die in ihrer Litteraturwut Alles verschlingen, was sie an Büchern aufstöbern, den ganzen Tag lesend auf dem Kanapee oder unter einem Baume liegen und das Leben erst zu würdigen anfangen, wenn es zu einem Roman oder Drama verwurstelt ist. Was ich daneben noch betrieb, und das war ja noch allerhand Kennens- und Wissenswertes, das that ich auf ganz dieselbe genießende Weise und da mir auch im zweiten Jahre die Jurisprudenz noch keinen Genuß gewährte, so verschob ich sie getrost auf das dritte; man erzählte ja von Manchem, der sie schon in einem Semester bewältigt hätte.

„Im Anfange des vorletzten Semesters übersah ich einmal genau die Fülle dessen, was ich zum Examen wissen mußte, und es wurde mir schwül. Ich fing an, die Vorlesungen zu besuchen; aber schon nach wenigen Minuten konnte ich nicht mehr zuhören, ward ungeduldig nach dem Ende, nervös, und verlangte nach der Geige oder dem grünen Wald oder irgend einem

Digitized by Google

Gegenstande, der mich angenehm fesseln und lieblich dahintragen würde, wie der Neckar meinen Nachen. Da dergestalt die Vorlesungen nur quälender Zeitverlust waren, gab ich sie auf, um mich ganz auf eigenes Studium zu beschränken, bei dem mein guter Wille wenigstens nicht an der Trockenheit oder Schwerfälligkeit des Vortragenden zunichte zu werden brauchte. Aber ich hatte mich in den zweiundeinhalb Jahren so sehr meiner Arbeitsübung, jeder Regel und jedes Zwanges entwöhnt, daß es mich unsägliche Mühe kostete, meine Gedanken auf Dinge zu sammeln, die mich einstweilen noch garnicht reizten, und daß ich, wenn ich den Kopf nur einmal eine halbe Stunde lang in die Pandekten gehängt hatte, Wunder was geleistet zu haben meinte und rasch, um mich zu belohnen, zur Geige griff. Auf diese Weise war natürlich kein Vorwärtskommen, und als ich in das letzte Semester trat, wußte ich wenig mehr, denn im ersten. Nun war Feuer im Dach. Zuzusetzen hatte ich nichts, mein väterliches Erbe konnte mir, knapp eingeteilt und wenn Alles glatt ging, gerade noch für die erste Zeit der Praxis langen, es hieß also: biegen oder brechen! Ich teilte meine Zeit sorgfältig und vernunftgemäß ein und bestimmte mir für Musik und Lektüre nur je eine Nachmittag- und Abendstunde. Aber es ist Alles leichter gedacht als gemacht, und wenn ich Morgens so gar keine Lust zum Corpus juris hatte, griff ich halt doch zu der Geige und gedachte, dafür die Nachmittagsstunde zum Studium zu nehmen, verbrauchte dann, um die Verlockung hinter mir zu haben und gute Stimmung für den Tag zu machen, auch noch die Abendstunde gleich am Vormittag und — war den Tag durch nun erst recht mißvergnügt und unbrauchbar. Nach einer Woche sah ich, daß ich so nichts erreichen würde, daß es mit dem Biegen einmal nichts sei.

„Am Sonntagmorgen war ich vor Unlust lange liegen geblieben, hatte mir schließlich Alles ernstlich vorgehalten und Ursachen und Wirkungen geprüft; plötzlich sprang ich aus dem Bett, ergriff in verzweifeltem Zorn die Geige und wollte das Teufelsding am Kleiderkasten zerschlagen. Während ich aber mit ihr ausholte, glitt die Sonne mit einem warmen Goldschein über die Politur, die helle Maserung des Holzes erblinkte und wechselte im Licht, mir ging ein Stich durch das Herz, ich hielt ein, sah die schöne Geige reuig an und legte sie beschämt in den Kasten. Ich gelobte mir, bis nach dem Examen keine Saite mehr zu berühren, und schob das Ding unter das Bett. Aber in den nächsten Tagen war ich zu keiner Arbeit fähig, immer wieder guckte ich unter das Bett, redete mir vor, mein Vorsatz sei unnötig, unüberlegt und bände mich nicht, und nahm schließlich sogar das Instrument heraus; doch nun packte mich sofort die Scham darüber, daß ich mir selbst nicht Wort halten wollte, und ich that die Geige schnell wieder weg. Ich wußte endlich keinen andern Ausweg, als sie der Tante Doris in Verwahrung zu geben und, da mir nun mein Zimmer verhaßt war, ein anderes zu mieten. Ich fand glücklicherweise sogar eines, dessen Vermieterin von vornherein das Musizieren ausschloß. Ein paar Wochen lang hatte ich nun freilich noch mit meinen thörichten Gewohnheiten, meinem Heimweh nach der Geige, mit Unmut und Verdrossenheit zu kämpfen, dann aber hatte ich mich im Zügel und im Gang, schaute nicht nach rechts und nicht nach links, tummelte mich und machte zur Zeit mein Examen.

„Am Tage, nachdem ich dieses bestanden, holte ich bei Tante Doris meine Geige. Als ich sie auf meiner Stube hatte und nach so langer Zeit den Kasten wieder aufschließen wollte, da befiel mich ein Bangen und

Digitized by Google

dann ein Widerwille, ähnlich wie wenn man einen starken Wein, den man im Uebermaaße genossen und der einem weh und elend gemacht hat, zum ersten Male wieder zu riechen bekommt, und nun in dem Weinduft wieder den ganzen Katzenjammer einatmet. Ich ließ den Kasten, setzte mich in die Ecke und bedachte meine nun abgelaufene Studentenzeit, das letzte Jahr mit seinen unsäglichen Schwächen und Kämpfen, die große Gefahr, aus der ich mich nur mit verzweifelter Kraft, wie aus einem Sumpfe herausgearbeitet hatte, die Zukunft, wie ich sie mir dachte und erobern wollte, und schließlich stellte ich den Geigenkasten uneröffnet unters Bett und steckte das Schlüsselchen in den Geldbeutel, wo ich es wie einen Heckpfennig getragen habe bis heute. Es wurde mir übrigens nicht mehr schwer. Die Geigenlust hatte sich eben nicht biegen, sondern nur brechen lassen; und das Leben ist auch eine Fiedel: wenn man die erst ein wenig zu spielen versteht, geht ihre Musik über jede andere."

Der Junge saß da, schaute wortlos zum Vater auf, und die Thränen liefen ihm langsam über die Backen.

Jenes so häufige, kurzsichtige Verlangen der Eltern, ihren Kindern als unfehlbar und über jedes Urteil erhaben zu gelten, während sie ihren Schwächen und Launen, Narrheiten und Leidenschaften doch täglich nur zu freien Lauf lassen, und jene hochmütige Strenge, die den Kindern jedes zufällige Merkenlassen oder gar arglose Aussprechen, daß sie die Menschlichkeit der Eltern kennen, als Pietätlosigkeit und Verdorbenheit verdammt, Zumutungen, durch die nur Hinterhältigkeit und verlogene Schmeichelei, im besten Fall, nämlich bei ehrlichen und stolzen Kindern, eine scheue Zurückhaltung, schmerzliches Abstandnehmen und somit eine Lockerung der Innigkeit erzeugt werden, derlei Unzuträglichkeiten waren dem Heiner zu Hause unbekannt geblieben. Seine Eltern hatten nicht nur alle Zeit als echtes Liebespaar mit einander gehaust, sondern sich auch redlich bemüht, mit den Kindern zugleich fort und fort sich selber zu erziehen; Herrgötter kamen dabei freilich nicht heraus, wohl aber ein Menschenpaar, zu dem, mitsamt seinen Rücken und Schwächen, die kindliche Liebe und Verehrung von Jahr zu Jahr bewußter und herzlicher ward. Daß nun aber dieser geliebte und bewunderte Vater, der sich freilich oft harmlos wie ein Spielkamerad mit ihm neckte und gampelte, vor ihm, dem halbwüchsigen Burschen, dem Konfirmanden, dasaß und schonungslos eine ernste Geschichte eigener Jugendschwächen und -wirren erzählte, das überwältigte ihn gänzlich: ein unklares Bangen, Scham und ein Verlangen, den Vater zu verhindern, und doch wieder ein süßer Stolz über das große Vertrauen und nicht zum Wenigsten ein Schrecken über die innige Sorge des Vaters um den Sohn, deren heißen Herzschlag er aus dem ganzen Vorgang heraus fühlte, und von deren Gründen ihm erst jetzt ganz unklare Ahnung aufdämmerte, solche Gefühle stürzten wie ein Gewitter über sein junges Herz her und bezwangen es zu einer großen, schmerzlichen Ohnmacht: er saß da, schaute den Vater wortlos an und vereinzelte Thränen rollten ihm über die Wangen. Endlich drängte es ihn, ein Wort zu sagen, einen Dank, ein Gelöbnis; aber Alles wirbelte so rasch und unfaßbar durch ihn hin. Da sprach er, des Vaters Hand erfassend und sich verschämt darüber neigend, das Einzige aus, was süß alle Verwirrung durchglühte:

„Du hast mich sehr lieb, Vater!"

„Ja, Heiner, ich hab Dich sehr lieb!" sagte Jener, faßte seinen Kopf mit beiden Händen, küßte ihn und drückte ihn an sich.

So saßen sie eine Weile stumm, dann erhob sich der Vater und um

Digitized by Google

die Erregung des Sohnes nicht zu lange walten zu lassen, hieß er ihn die Geige hinüber nehmen und in Stand setzen;

„Oder —“ fuhr er in plötzlichem Besinnen fort, „oder wollen wir einen Spaziergang machen?“ denn er bedachte, daß ein Zusammensein und Wandern mit ihm in der Sonntagsstille dem Knaben am leichtesten wieder die Unbefangenheit geben würde.

„Ja, Vater, einen Spaziergang!“

„Gut, gehen wir einmal wieder in den Park, und nimm auch was für die Hirsche am Parkthor mit!“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Kind.

Von **Ellen Key.**

Es liegt eine tiefe Einsicht in Mme. Staëls Worten, daß blos der, welcher mit Kindern spielen kann, auch im Stande ist, sie etwas zu lehren. Selbst wie das Kind zu werden, ist die erste Voraussetzung, um Kinder zu erziehen. Aber das schließt keine gespielte Kindlichkeit, kein herablassendes Plappern in sich, das das Kind sogleich durchschaut und tief verabscheut. Das bedeutet, sich von dem Kinde ebenso ganz und einfältig ergreifen zu lassen, als dieses selbst vom Dasein ergriffen wird; das Kind wirklich wie seines Gleichen zu behandeln, d. h. dieselbe Zurückhaltung, dasselbe Feingefühl und Vertrauen zu zeigen, das man einem Erwachsenen zeigt. Das bedeutet, das Kind nicht dadurch zu beeinflussen, daß man das fordert, was man selbst möchte, daß das Kind sein sollte, sondern es durch den Eindruck dessen zu beeinflussen, was man selbst ist. Das bedeutet, dem Kinde nicht mit List oder Gewalt zu begegnen, sondern mit seinem eigenen Ernst und seiner eigenen Ehrlichkeit.

Rousseau sagt irgendwo: „Alle Erziehung scheitert daran, daß die Natur weder Eltern zu Erziehern erschafft, noch Kinder, um erzogen zu werden . . .“ Wie wäre es, wenn man endlich anfinge, dieser Anweisung der Natur zu folgen und einzusehen, daß das größte Geheimniß der Erziehung gerade darin verborgen liegt — nicht zu erziehen?!

Das Kind nicht in Frieden zu lassen, das ist das größte Verbrechen der gegenwärtigen Erziehung gegen das Kind. Eine im äußeren sowie im inneren Sinne schöne Welt zu schaffen, in der das Kind wachsen kann; es sich darin frei bewegen lassen, bis es an die unerschütterliche Grenze des Rechtes Anderer stößt, wird hingegen das Ziel der zukünftigen Erziehung sein. Erst dann werden die Erwachsenen wirklich einen tiefen Einblick in die Kindesseele, dieses nun fast immer verschlossene Reich, erlangen können. Denn es ist ein natürlicher Selbsterhaltungsinstinkt, der das Kind veranlaßt, sein Inneres vor dem Erzieher zu verschließen, der unzarte Fragen stellt, z. B. woran das Kind denkt, eine Frage, die es fast immer mit einer schwarzen oder einer weißen Unwahrheit beantwortet, einem Erzieher, der seine Gedanken und Neigungen zurechtweist oder betastet, der rücksichtslos die feinsten Gefühle des Kindes verräth oder lächerlich macht, der vor Fremden seine Fehler verweist oder seine Eigenschaften belobt, ja, das in einer offenen Stunde gemachte vertrauliche Geständniß des Kindes in einer anderen zu Vorwürfen gebraucht!

Der Satz, daß kein menschliches Wesen es lernt, einen Anderen zu verstehen, allerhöchstens ihn zu vertragen, gilt vor Allem von dem inneren Verhältniß der Kinder und Eltern zu einander, wo gerade die tiefste Eigenart der Liebe, das Verständniß, beinahe immer fehlt.

Digitized by Google

Die Eltern sehen z. B. nicht ein, daß während des ganzen Lebens das Bedürfniß nach Frieden nie größer ist als in den Kindheitsjahren: ein innerer Friede unter aller äußeren Beweglichkeit. Das Kind hat seine eigene unendliche Welt, um sich darin zurecht zu finden, sie zu erobern, sich hinein zu träumen — aber was erfährt es? Hindernisse, Eindringen, Zurechtweisungen, den lieben langen Tag. Das Kind soll immer irgend etwas bleiben lassen, oder etwas anderes thuen, etwas anderes finden, etwas anderes wollen, als was es thut oder findet oder will; immer wird es nach einer anderen Richtung geschleift, als die, nach der sein Sinn weist. Und all dies oft aus purer Zärtlichkeit, Wachsamkeit, Eifer, zu richten, zu rathen, zu helfen, das kleine Menschenmaterial zu einem vollkommenen Exemplar in der Modellserie, Musterkinder, zuzuhauen und zu polieren!

Eine kleine Dreijährige, die ich als „schlimm" tadeln hörte, weil die Kleine in den Wald gehen wollte, während das Kindermädchen sie mit in die Stadt zu schleppen beabsichtigte, und eine andere kleine Sechsjährige, die Schläge bekam, weil sie gegen eine Spielgefährtin „schlimm" gewesen, d. h. diese ein Ferkel genannt, — eine für die immer schmutzige Spielkameradin sehr erziehlich wirkende Anrede — sind beide typische Beispiele dafür, wie die gesunden Instinkte des Kindes abgestumpft werden. Es giebt kein dem Kinderherzen spontaner entsprungenes Wort, als das des kleinen Knaben, der — nach einer Schilderung des Himmels der „braven" Kinder — die Mutter fragte, ob sie nicht glaubte, daß er, wenn er die ganze Woche im Himmel brav gewesen war, am Samstag Abend hinab in die Hölle gehen könnte, um dort mit den schlimmen Buben zu spielen?

Das Kind fühlt nämlich im tiefsten Innern, daß es sein Recht ist, auch „schlimm" sein zu dürfen, ein Recht, das die Erwachsenen sich gründlich zuerkennen. Und nicht blos schlimm zu sein, sondern in Frieden mit seiner Schlimmheit, den Gefahren und Freuden derselben überlassen.

Aus jeder „Untugend" die entsprechende „Tugend" hervorzusuchen, das heißt das Böse durch das Gute überwinden. Alles andere heißt das natürlich Starke mit schwachen Mitteln überwinden, die die Probe nicht bestehen, auf die das Leben dann diese künstlichen Tugenden stellt.

Daß man das Böse mit dem Guten überwinden muß, ist jedoch eine jener Wahrheiten, die einfach erscheinen, wenn man sie ausspricht, obgleich thatsächlich kein Prozeß verwickelter und langsamer ist, als nach dieser Richtung die wirksamen Mittel zu finden. Es ist viel leichter zu sagen, was man nicht thun soll, als was man thun kann, um z. B. Eigensinn in Charakterstärke umzuwandeln, Schlauheit in Klugheit, Gefallsucht in Liebenswürdigkeit, Unruhe in Unternehmungslust. Und dies kann erst geschehen, wenn man einsieht, daß das Böse — insofern es nicht einen Atavismus aus früheren Culturstadien oder eine Perversität in sich schließt — ebenso natürlich und unentbehrlich ist wie das Gute und daß es einzig und allein durch einseitige Vorherrschaft zu einem Bösen wird.

Der Erzieher will das Kind mit einem Schlage fertig und vollkommen haben; er zwingt ihm eine Ordnung, eine Selbstbeherrschung, eine Pflichttreue, eine Ehrlichkeit ab, die die Erwachsenen sich dann mit staunenswerter Geschwindigkeit abgewöhnen! Wenn es sich um die Fehler der Kinder handelt, siebt man im Hause wie in der Schule Mücken, während man täglich die Kinder die Kameele der Erwachsenen schlucken läßt!

Neun Mal von zehn vor den Fehlern der Kinder ein Auge zuzudrücken, sich vor unmittelbaren Eingriffen, die meistens Fehlgriffe sind, zu hüten, aber anstattdessen seine ganze Wachsamkeit auf die Bildung der Umgebung

Digitized by Google

zu richten, in der das Kind heranwächst, und auf die Erziehung, die man sich selbst angedeihen läßt — das ist die Kunst der natürlichen Erziehung. Aber Erzieher zu finden, die tagaus tagein zielbewußt die Umgebung und sich selbst erziehen, ist noch eine seltene Erscheinung. Die meisten Menschen leben sowohl von den Zinsen als dem Kapital der Erziehung, die sie vielleicht einmal zu Musterkindern machte und ihnen so die Lust zu aller weiteren Selbsterziehung benahm!

Aber nur dadurch, daß man sich selbst in einem unabläßigen Wachstum erhält, in unabläßiger Wechselwirkung mit dem Besten in der eigenen Zeit, wird man nach und nach eine halbwegs gute Gesellschaft für seine Kinder!

Ein Kind erziehen — das bedeutet seine Seele in seinen Händen tragen, seinen Fuß auf einen schmalen Pfad setzen. Das bedeutet, sich niemals der Gefahr aussetzen, im Blick des Kindes der Kälte zu begegnen, die uns ohne Worte sagt, daß das Kind uns unzureichend oder unberechenbar findet; das bedeutet, demutsvoll einzusehen, wie die Möglichkeiten dem Kinde zu schaden, unzählige sind, ihm zu nützen, wenige. Wie selten erinnert sich der Erzieher, daß das Kind schon im Alter von vier, fünf Jahren, die Erwachsenen erforscht und durchschaut, mit einem wunderbaren Scharfsinn seine bewußten Bewertungen anstellt, mit bebender Sensitivität auf jeden Eindruck reagiert! Das leiseste Mißtrauen, die geringste Unzartheit, die kleinste Ungerechtigkeit, der flüchtigste Spott können lebenslängliche Brandwunden in der feinbesaiteten Seele des Kindes zurücklassen, während andererseits die unerwartete Freundlichkeit, das edle Entgegenkommen, der gerechte Zorn sich ebenso tief in diese Sinne einprägt, die man weich wie Wachs nennt, aber behandelt, als wären sie aus Ochsenleder!

Relativ am Besten war die alte Erziehung, die — wie Andrée von seiner eigenen sagte — „nur darin bestand, sich ganz, rein und ehrlich zu halten". Denn sie mißbildete wenigstens die Persönlichkeit nicht, wenn sie sie auch nicht bildete. Während nur ein Hundertstel der jetzigen Mühe der Eltern dazu gebraucht werden sollte, um in das Leben des Kindes einzugreifen, müßten die übrigen neunundneunzig Hundertstel dazu verwendet werden, um zu leiten, ohne einzugreifen; um eine unsichtbare Vorsehung zu werden, durch die die Kinder ihre Erfahrungen erhalten, aber aus denen sie dann ihre eigenen Folgerungen ziehen dürfen. Jetzt prägt man seine eigenen Entdeckungen, Meinungen, Grundsätze dem Kinde ein, indem man stets an seinen Handlungen bessert. Daß man wirklich eine ganz neue Seele vor sich hat, ein eigenes Ich, dessen erstes und vornehmstes Recht ist, selbst über die Dinge nachzudenken, denen es begegnet — das ist die letzte aller Erfahrungen, die ein Erzieher macht. Mit einer neuen Seele meint er nur einen neuen Jahrgang des alten Menschen und ist schnurstracks mit den alten Flaschen bei der Hand! Man lehrt die neue Seele, nicht zu stehlen, nicht zu lügen; auf ihre Kleider aufzupassen, ihre Lectionen zu lernen, mit ihren Groschen hauszuhalten, Befehlen zu gehorchen, älteren Personen nicht zu widersprechen, Gebete zu sagen und sich hie und da zu balgen, um tüchtig zu werden. . . . . Aber wer lehrt die neue Seele, selbst die Wege zu wählen, die sie betritt? Wer ahnt, daß die Sehnsucht nach diesen eigenen Wegen so heiß sein kann, daß die harte oder milde Dressur zur Gleichförmigkeit die ganze Kindheit zu einer heimlichen Qual macht?!

Das Kind tritt mit dem Erbe vorhergehender Geschlechtsglieder ins Leben, und dieses Erbe wird durch Anpassung an die Umgebung modificirt. Aber das Kind stellt auch individuelle Variationen des Gattungstypus dar. Und wenn diese seine Eigenart während der Anpassung nicht verschwinden

Digitized by Google

soll, muß die selbstbestimmte Kraftentwickelung auf alle Weise gefördert und nur mittelbar dadurch beeinflußt werden, daß der Erzieher es versteht, den Folgen dieser Kraftentwickelung, Zusammenhang und Nachdruck zu verleihen.

Die harten sowie die milden Eingriffe des jetzigen Erziehers wenden die Folgen ab, anstatt sie in ihrer ganzen Strenge wirken zu lassen, in jedem Fall, wo das Kind dadurch nicht unheilbaren Schaden erleidet.

Die Gewohnheiten des Hauses und die vom Hause abhängigen des Kindes müssen unerschütterlich werden wie Naturgesetze, wenn diese Gewohnheiten wirklich von Gewicht sind. Amiel sagt sehr wahr, daß die Gewohnheiten die Principien sind, die Instinkt geworden, die in Fleisch und Blut übergegangen sind. „Gewohnheiten ändern", fährt er fort, „heißt das Leben in seiner Substanz treffen, denn das Leben ist nur ein Gewebe von Gewohnheiten. . ."

Warum bleibt Alles sich im Innersten gleich, Jahrhundert um Jahrhundert? Warum fahren „hochcivilisierte", „christliche" Völker fort, einander auszuplündern und nennen es Austausch, einander zu massenmorden und nennen es Nationalismus, einander zu unterdrücken und nennen es Staatskunst?

Weil in jeder neuen Generation die Triebe, die man glaubt in dem Kinde durch Zucht ausgerottet zu haben, aufs Neue hervorbrechen, wenn der Kampf ums Dasein für das Individuum im Gesellschaftsleben beginnt, für die Gesellschaft im Staatsleben. Denn diese Leidenschaften werden durch die jetzt herrschende Erziehung nicht umgestaltet, nur niedergepreßt. Thatsächlich giebt es gerade aus diesem Grunde keine einzige der Leidenschaften des Wilden, die in der Menschheit wirklich überwunden worden wäre. Möglicher Weise das Menschenfressen? Aber was z. B. von europäischen Schiffsbesatzungen oder sibirischen Verbrechern erzählt wird, zeigt, daß selbst dieser Trieb unter dazu günstigen Bedingungen wieder auftreten kann, obgleich der Mehrzahl ein tiefer physischer Widerwille gegen das Menschenfressen angeboren ist. Der bewußte Incest dürfte — trotz ähnlicher Abweichungen — auch der Mehrzahl physisch widerwärtig sein, und bei einer Anzahl Frauen ist die Keuschheit — die Einheit zwischen Körper und Seele in Beziehung auf die Liebe — eine unverrückbare Naturbestimmung. Für eine Minderzahl schließlich wäre es „physisch unmöglich", zu morden oder zu stehlen.

Damit dürfte ich alles erschöpft haben, was die Menschheit seit ihrer ersten bewußten Geschichte wirklich so unveräußerlich gewonnen hat, daß es „in Fleisch und Blut" übergangen ist. Und nur das kann wirklich der „Versuchung" in jeder Form standhalten!

Eine tiefe psychologische Wahrheit verbirgt sich unter dem Sprachgebrauch, wenn dieser von „entfesselten Leidenschaften" spricht. Denn die Leidenschaften werden durch das herrschende Erziehungssystem wirklich nur in Käfige gesperrte Raubthiere!

Während man schöne Worte von der individuellen Entwickelung spricht, geht man gegen die Kinder vor, als wären diese gar kein Selbstzweck, sondern einzig allein zur Freude, zum Stolz und zur Behaglichkeit der Eltern erschaffen. Und da all dies am Besten gefördert wird, wenn die Kinder wie alle Anderen werden, strebt man früh darnach, sie zu ehrsamen und tauglichen Mitgliedern der Gesellschaft zu machen.

Aber der einzige richtige Ausgangspunkt bei der Erziehung eines Kindes zu einem socialen Menschen ist, es als einen solchen zu behandeln,

Digitized by Google

während man gleichzeitig den Muth des Kindes stärkt, ein individueller Mensch zu werden.

Der neue Erzieher wird durch planmäßig geordnete Erfahrungen das Kind stufenweise lehren, seinen Platz im großen Zusammenhang des Daseins und seine Verantwortung gegen alles, was es umgiebt, einzusehen, während andererseits keine der individuellen Lebensäußerungen des Kindes unterdrückt werden soll, insoferne sie nicht dem Kinde selbst oder Anderen zum Schaden gereicht. Man wird das richtige Gleichgewicht zwischen der Spencerischen Definition des Lebens als Anpassung an die umgebenden Verhältnisse und Nietzsches Definition des Lebens als Willen zur Macht herzustellen suchen!

In der Anpassung spielt gewiß die Nachahmung eine große Rolle, aber die individuelle Machtausübung ist ebenso bedeutungsvoll, denn durch die Anpassung erhält das Leben nur eine feste Form, aber durch die Machtausübung auch einen neuen Inhalt.

Die meisten modern Denkenden sprechen freilich, wie ich oben hervorhob, gar viel von Persönlichkeit, aber verzweifeln, wenn ihre Kinder nicht eben so sind wie alle Anderen, wenn sie nicht fix und fertig bei ihrer Nachkommenschaft alle von der Gesellschaft verlangte Tugend vorweisen können! Und darum dressieren sie die Kinder, ihre Natur zurückzuhalten — um sie dann als Erwachsene wieder loszulassen! Noch ahnt man kaum, wie neue Menschen gebildet werden. Darum kommen noch immer im selben Kreislauf die alten Typen wieder; die tüchtigen Kerle, die süßen Mädchen, die ehrsamen Beamten u. s. w. Aber neue Typen mit höheren Idealen, Wanderer auf ungekannten Wegen, Denker ungedachter Gedanken, im Stande zu den „Verbrechen", die neue Bahnen brechen — die erstehen selten unter diesen Wohlerzogenen!

Die Natur selbst wiederholt allerdings stets die Grundformen, aber sie macht auch stets kleinere Abweichungen. Dadurch sind ja die verschiedenen Arten — auch der Mensch — entstanden. Aber der Mensch selbst sieht noch nicht die Bedeutung dieses Naturgesetzes für seine eigene höhere Entwickelung ein. Er will, daß alle als gut angesehenen Gefühle, Gedanken und Urtheile von jedem neuen Geschlecht reproduciert werden. So erhält man keine neuen Individuen, nur mehr oder weniger kluge, dumme, gutgesinnte, schlechtgesinnte Exemplare der Gattung Mensch. Die noch weiterlebenden Instinkte des Affen verdoppeln beim Menschen die Wirkung des Erblichkeitsgesetzes, und der Conservatismus ist daher bis auf Weiteres in der Menschenwelt stärker, als das Streben, neue Arten hervorzubringen. Aber dieses Letztere ist das Wertvollste. Weit davon entfernt, daß das Nachmachen dessen, was alle Anderen thun, der Rath des Erziehers an das Kind sein soll, müßte er sich im Gegentheil freuen, wenn er die abweichenden Tendenzen des Kindes sieht. Anderer Meinungen zur Richtschnur zu nehmen, hat zur Folge, daß man sich auch ihrem Willen unterordnet und so dazu gelangt, ein Theil der großen Herde zu werden, die der „Uebermensch" kraft seines Willens leitet, eines Willens, der eine Anzahl von jeder in ihrer Art ausgeprägten Persönlichkeiten nicht hätte beherrschen können! Man hat mit Recht bemerkt, daß die excentrischen Völker, — sowie z. B. das englische — die größte politische sowie sociale Freiheit erringen, weil das persönliche Selbstständigkeitsgefühl die Freiheit in Form von Gesetzen weit übertrifft, und es ihm gelingt, auch die gesetzliche Freiheit beständig zu erweitern.

Für den Fortschritt des Ganzen, der Gattung sowie der Gesellschaft, ist es also wesentlich, daß die Erziehung das Selbstständigkeitsgefühl er-

Digitized by Google

weckt, belebt und begünstigt, den Muth, in den Fällen abzuweichen, wo man Anderer Recht nicht kränkt, oder wo die Abweichung nicht nur eine Folge des Verlangens ist, Aufsehen zu erregen. Dem Kinde die Gewissensruhe zu geben, sich von einer allgemeinen Meinung, einem gangbaren Brauch, einem gewohnten Gefühl loszusagen — das ist eine Grundbedingung für die Erziehung eines individuellen, nicht nur eines collectiven Gewissens, der einzigen Art von Gewissen, das die meisten Menschen jetzt haben! Mich freiwillig dem äußeren Gesetze beugen, das mein eigenes Gewissen geprüft und gut befunden hat; bedingungslos dem ungeschriebenen Gesetze gehorchen, das ich mir selbst auferlege, diesem inneren Gesetze folgen, auch wenn es mich einsam einer ganzen Welt gegenüberstellen sollte — das heißt ein individuelles Gewissen haben.

Es ist eine so constante Erscheinung, daß man sie beinahe gesetzmäßig nennen kann, daß gerade die Originellen, die Ausnahmsbegabten die im Hause wie in der Schule vor Allem Mißhandelten sind! Keiner hat ein Auge für das, was sich in dem wunderlichen oder lärmenden, in sich selbst versunkenen oder heftigen Kinde regt. Und besonders in dieser Richtung zeigen die Mütter und Lehrer ihr erbärmliches Unvermögen für den elementarsten Theil der Kunst der Erziehung; „mit Augen" sehen zu können, nicht mit pädagogischen Doktrinen im Kopfe!

Ich erwarte natürlich kein Begreifen der Bedeutung der Machtausübung für das Kind bei den Gesellschaftsstützen mit ihrer conventionellen Sittlichkeit oder bei jenen Christenthumsbekennern, die meinen, die gefallene Menschennatur müsse zu Reue und Demuth gebeugt werden, und der sündige Körper — das unreine Thier — mit der Ruthe gezähmt, eine Theorie, für die sie die Bibel als Stütze anführen!

Ich spreche nur zu Jenen, die neue Gedanken denken und folglich aufhören sollten, nach den alten zu erziehen. Diese wenden jedoch ein, daß die neuen Erziehungsgedanken unausführbar seien! Aber die Sache ist ganz einfach die, daß ihre neuen Gedanken sie nicht selbst zu neuen Menschen gemacht haben. Der alte Mensch in ihnen hat weder Ruhe, noch Zeit, noch Geduld, seine eigene Seele und die des Kindes nach den neuen Gedanken zu bilden.

Diejenigen, welche „Spencer versucht haben, aber gescheitert sind" — weil Spencers Methode Intelligenz und Geduld voraussetzt! — wenden ein, daß das Kind ja gehorchen lernen muß; daß eine Wahrheit in der alten Regel liegt, was krumm werden soll, muß man zeitlich biegen u. s. w.

Krumm — das ist gerade das bezeichnende Wort. Gekrümmt nach dem alten Ideal der Selbstauslöschung, der Demuth und des Gehorsams! Aber das neue Ideal ist, daß der Mensch gerade und aufrecht dastehe, folglich gar nicht gebogen, nur gestützt werde, damit er nicht aus Schwäche krumm werden möge.

Oft ist auch bei dem modernen Erzieher die rohe Herrschsucht noch lebendig, die bei dem Trotz des Kindes aufbraust: „Du willst nicht," sagen Vater und Mutter, „ich werde dich lehren, ob du einen Willen hast! Den Eigensinn werde ich dir schon austreiben." Aber man „treibt" dem Kinde nichts aus. Hingegen kann man viel in dasselbe hineinpeitschen, das hätte fern bleiben können.

Nur während der drei ersten Lebensjahre ist eine Art Dressur nothwendig, um die Voraussetzungen zu einer höheren Erziehung zu schaffen. Das Kind ist da in so hohem Grade sinnlich, daß ein leichter, physischer Schmerz oder Genuß oft die einzige Sprache ist, die es voll versteht, und

Digitized by Google

folglich das bei einigen Kindern unentbehrliche Mittel, gewisse Gewohnheiten einzuüben. Für andere Kinder sind härtere Mittel selbst in diesem frühen Stadium ganz unnöthig, und sobald das Kind sich an einen Schlag erinnern kann, ist es zu alt, um ihn zu empfangen.

Das Kind muß ganz gewiß Gehorsam lernen, und zwar absoluten Gehorsam. Ist aber ein solcher Gehorsam vom zartesten Alter an Gewohnheit geworden, so genügt dann ein Blick, ein Tonfall, ein Wort, um ihn aufrecht zu erhalten. Die Unzufriedenheit des Erziehers wird jedoch nur dann ein wirksames Mittel, wenn sie wie ein Schatten in eine sonst sonnige Heimatmosphäre fällt. Und hat man es versäumt, den Grund zum Gehorsam zu legen, solange das Kind klein war und seine Unarten „reizend", wird man ohne Zweifel Spencers Methode untauglich finden, wenn das Kind älter wird und sein Eigenwille unangenehm!

Mit dem ganz kleinen Kinde soll man nicht sprechen, sondern folgerichtig und rasch handeln. Das Streben des Erziehers muß — nach Rousseaus und Spencers Anweisungen — schon darauf hinzielen, die Erfahrungen zu einem zusammenhängenden Ganzen von Eindrücken zu ordnen, wodurch gewisse Gewohnheiten dem Kinde in Fleisch und Blut übergehen.

Das beständige Schreien kleiner Kinder z. B. muß zurechtgewiesen werden. Wenn man sich vergewissert hat, daß das Schreien nicht Krankheit oder andere Unannehmlichkeiten zur Ursache hat — Unannehmlichkeiten, gegen die das Schreien die einzige Waffe des Kindes ist — wird das Schreien jetzt gewöhnlich durch Schläge zum Schweigen gebracht. Aber das besiegt den Willen des Kindes nicht und bildet in der Seele des Kindes keine andere Vorstellung als die, daß die Großen die Kleinen schlagen, wenn die Kleinen schreien, und das ist kein ethischer Begriff! Wenn hingegen das schreiende Kind sogleich mit der Erklärung isoliert wird, daß der, welcher Andere quält, nicht mit ihnen sein darf — und wenn diese Isolierung unfehlbar, unerbittlich geschieht — wird bei dem Kinde der Grund zu der Erfahrung gelegt, daß man allein sein muß, wenn man sich unangenehm macht. Das Kind wird in beiden Fällen durch ein Unbehagen zum Schweigen gebracht. Aber das eine Unbehagen ist eine Zwangshandlung über seinen Willen; das andere ruft nach und nach eine Selbstüberwindung des Willens hervor und zwar durch ein gutes Motiv. Das eine Mittel nährt ein niedriges Gefühl, die Furcht. Das andere berichtigt den Willen in einer Weise, die ihn mit einer der wichtigsten Erfahrungen des Lebens verbindet. Die eine Strafe erhält das Kind auf dem thierischen Standpunkt; die andere prägt die großen Grundgesetze des menschlichen Zusammenlebens ein: daß, wenn unsere Lust Anderer Unlust verursacht, uns diese Anderen hindern, unserer Lust zu folgen, oder sich unserer „Machtausübung" entziehen.

Kleine Kinder müssen z. B. bei Tische und im Uebrigen sich an Benehmen gewöhnen. Wenn jedes Mal, wenn eine Unart sich wiederholt, das Kind sogleich hinausgeführt wird — denn der, welcher Anderen unangenehm wird, muß allein bleiben — wird die richtige Aufführung auf der richtigen Grundlage gelehrt. Kleine Kinder müssen es z. B. lernen, anderer Leute Sachen in Ruhe zu lassen. Wenn sie jedes Mal, wenn eine Sache unerlaubter Weise angerührt wird, in der einen oder anderen Weise ihre Bewegungsfreiheit verlieren, lernen sie bald, daß die Bedingung der Bewegungsfreiheit die ist, Anderen nicht zu schaden.

Ueberhaupt sind, wie eine junge Mutter bemerkt hat, die leeren, japanischen Zimmer ideal, um Kinder darin zu erziehen, während unsere mo-

Digitized by Google

dernen, überfüllten Zimmer schon der Kinder wegen verwerflich sind. Gerade während der Jahre, wo die eigentliche Erziehung des Kindes durch Anrühren, Schmecken, Beißen, Befühlen u. s. w. vor sich geht, hören sie jeden Augenblick den Ruf: Laß stehen! Für das Temperament des Kindes sowie für seine Kraftentwickelung ist daher ein großes, farbenfrohes, mit schönen Lithographieen, Holzschnitten u. dgl. geschmücktes Kinderzimmer mit einfachen Geräthen und voller Bewegungsfreiheit das Wichtigste von Allem. Aber ist das Kind drinnen bei den Eltern und stellt es Unfug an, dann ist eine augenblickliche Verweisung das richtige Mittel, um es zu lehren, die größere Welt zu ehren, in der der Wille Anderer herrscht, die Welt, in der das Kind gewiß sich selbst Raum schaffen soll, aber auch lernen, daß jeder Raum, den es selbst einnimmt, seine Grenzen hat!

Handelt es sich um eine Gefahr, vor der man dem Kind Schrecken einflößen will, muß man die Sache selbst erschreckend wirken lassen. Denn, wenn die Mutter z. B. das Kind schlägt, weil es das Licht anrührt, so rührt es das Licht eben an, wenn die Mutter draußen ist, aber man lasse es sich am Licht verbrennen — dann läßt es dasselbe gewiß in Ruhe. In reiferen Jahren, wenn der Knabe z. B. ein Messer, eine Büchse oder etwas Aehnliches mißbraucht, muß der Verlust des Gegenstandes bis auf Weiteres die Strafe sein. Die meisten Knaben würden eine Tracht Prügel dem Verlust des geliebten Gegenstandes vorziehen, aber nur der Verlust desselben wird eine wirklich erzieherische Erfahrung von dem unerschütterlichen Gang des Lebens, eine Erfahrung, die nicht stark genug eingeprägt werden kann!

Von jenen Eltern, die „mit Spencer angefangen" und dann zu Prügeln gegriffen haben, hört man z. B., daß wenn das Kind so klein ist, daß es seine Kleidung nicht ausbessern kann, wenn es dieselbe zerrissen hat, es doch in anderer Weise gestraft werden muß, u. s. w. Aber in diesem Alter soll es wegen solche Dinge überhaupt nicht gestraft werden, sondern so einfache und starke Kleider haben, daß es frei darin spielen kann. Später, wenn es wirklich Acht geben kann, ist die natürliche Strafe die, daß es zu Hause bleiben muß, wenn seine Kleider achtlos befleckt oder zerrissen worden sind; daß es selbst helfen muß, sie wieder in Stand zu setzen; daß es gezwungen wird, aus seiner eigenen, selbstverdienten Casse das wieder zu kaufen, was es aus Unachtsamkeit zerstört hat. Ist das Kind nicht achtsam, muß es daheim bleiben, wenn es gilt, auszugehen, oder allein essen, wenn es zu spät zu den Mahlzeiten kommt. Mit einem Wort, man hat für alle wichtigen Gewohnheiten des Zusammenlebens einfache Mittel, um diese Gewohnheiten zur zweiten Natur zu machen, obgleich man nicht in allen Fällen die Spencerische Methode anwenden kann, weil die natürlichen Folgen zuweilen der Gesundheit des Kindes gefährlich werden oder in gewissen Fällen zu langsam wirken könnten. Glaubt man selbst unmittelbar eingreifen zu müssen, muß man stets folgerichtig, rasch, unveränderlich und energisch handeln! Warum lernt das Kind sehr bald, daß das Feuer brennt? Weil das Feuer es immer thut. Aber Mama, die einmal schlägt, einmal droht, einmal besticht, einmal weint, einmal versagt, um gleich darauf dieselbe Sache zu gestatten, die das nicht hält, womit sie droht, nicht zum Gehorsam zwingt, nur unablässig schwätzt, schilt — die, mit einem Worte, wie das Consistorium handelt, das „es manchmal so machte, manchmal so und manchmal anders" — sie hat nicht die kräftige Erziehungsmethode des Feuers!

Daß die frühere strenge Erziehung als Grobarbeit gelang, daß sie dem Charakter einen stilvollen Zuschnitt gab, beruhte gerade auf ihrer Einheit-

Digitized by Google

lichkeit. Sie war folgerichtig streng, nicht wie jetzt ein haltloses Schwanken zwischen allen Arten von pädagogischen Methoden und psychologischen Stimmungen, wobei das Kind wie ein Ball zwischen den Händen der Erwachsenen hin und her geworfen wird, bald vorgezeigt, bald lächerlich gemacht, bald weggestoßen, bald herbeigezogen, bald totgeküßt, bald commandiert, bald gelockt! Ein erwachsener Mensch würde wahnsinnig werden, wenn scherzende Titanen ihn einen einzigen Tag so behandelten, wie er jahrelang sein Kind behandelt! Ein Kind soll nicht commandiert werden, sondern ebenso höflich angeredet wie ein Erwachsener, um selbst Höflichkeit zu lernen. Ein Kind soll nie vorgezeigt werden, nie zu Liebkosungen gezwungen, nie mit Küssen überschüttet, die das Kind gewöhnlich quälen und oft den Grund zu sexueller Hyperästhesie legen. Die Zärtlichkeitsbezeugungen des Kindes erwiedern, wenn sie ehrlich sind, aber seine eigenen auf große Augenblicke aufsparen — das ist eines der vielen feinen, außer Acht gelassenen Erziehungsmittel! Und ebenso wenig soll das Kind gezwungen werden, Reue auszudrücken, um Verzeihung zu bitten und dergleichen, was alles die sicherste Erziehung zur Heuchelei ist. Ein kleiner Junge hatte einmal seinen älteren Bruder beschimpft und wurde auf einen Sessel gesetzt, um seine Schuld zu „bereuen". Als die Mutter nach einer Weile fragte, ob er bereute, antwortete er nachdrücklich ja! Aber da die Mutter ein unheilverkündendes Funkeln in seinen Augen sah, fand sie sich veranlaßt, zu fragen, was er bereute:

„Daß ich ihn nicht auch noch Schuft genannt habe!" brach der Kleine los! Die Mutter war klug genug für diesmal so wie für immer die „Reue" aus dem Spiel zu lassen!

So bedeutungsvoll die spontane Reue, die tiefgefühlte Bitte um Verzeihung ist, so wertlos ist in diesem wie in anderen Fällen die hervorgezwungene Seelenbewegung. „Thut es dir nicht leid?" ist eine sehr häufige Frage an Kinder. „Machst du dir nichts daraus, daß dein Bruder todt ist, deine Mutter krank, dein Vater verreist?" — oder was es nun sein mag, wofür man einen Ausdruck der Gefühle des Kindes erwartet. Aber es ist das Recht der Kinder, Gefühle zu haben oder sie nicht zu haben, und sie in ganz derselben Ruhe zu haben wie die Erwachsenen, ebenso wie ihre Sympathien und Antipathien. Jetzt wird der empfindliche Geschmack des Kindes durch die Rücksichtslosigkeit der Erwachsenen verletzt und sein leicht reizbarer Ekel unaufhörlich hervorgerufen. Aber die Qualen des Kindes durch die Unfeinheit der Erwachsenen gehören zu dem Gebiet der noch ungeschriebenen Kinderpsychologie. Und so wie es nur wenige bessere Erziehungsmittel giebt, als die Kinder, wenn sie unrecht gegen Andere gehandelt haben, aufzufordern, zu überlegen, ob es ihnen angenehm wäre, wenn ein Anderer so gegen sie vorginge, so giebt es auch kein besseres Correctiv für den Erzieher selbst, als die Gewohnheit, in kleinen wie in großen Dingen sich selbst zu fragen: Würde ich selbst damit einverstanden sein, so behandelt zu werden, wie ich eben mein Kind behandelt habe? Wenn der Erzieher dazu noch bedenkt, daß das Kind in den meisten Fällen doppelt so stark leidet, als der Erwachsene, so lernt er vielleicht das physische und psychische Zartgefühl gegen das Kind, ohne welches das Leben desselben eine ständige Qual ist.

Von Geschenken gilt dasselbe wie von Gefühlen und Zärtlichkeitsbezeugungen. Nur durch das Vorbild soll die Freigebigkeit hervorgerufen werden, und vor allem soll das Kind nicht selbst die Dinge bekommen, die es dann fortgiebt; sondern seine Gabe soll immer einen persönlichen Einsatz von Arbeit oder Opfer in sich schließen.

Digitized by Google

Um dem Kinde die Freude des Gebens und die Gelegenheit zu bereiten, sich selbst kleine Genüsse und Vergnügungen zu verschaffen, ebenso wie die Möglichkeit, selbst das zu ersetzen, was es von seinem Eigentum oder dem Anderer zerstört, soll es sehr früh daran gewöhnt werden, ernstlich gewisse häusliche Arbeiten auszuführen und dafür einen kleinen Lohn zu empfangen. Hingegen sollte das Kind nie für kleine gelegentliche Dienste belohnt werden — sei es solche, die es selbst anbietet oder um die man es ersucht — denn nur die unbelohnte Dienstfertigkeit entwickelt die Freude der Großmuth. Wenn das Kind etwas wegschenken will, darf man nicht nur thun, als nähme man es an, denn man ruft so die falsche Auffassung hervor, als könnte man den Genuß des Edelmuths umsonst haben. Bei jedem Schritte das Kind den wirklichen Erfahrungen des Lebens begegnen lassen, niemals die Dornen von seinen Rosen zu pflücken, das ist es, was die Erzieher noch am wenigsten verstehen. Und darum mißlingen auch „vernünftige" Methoden unaufhörlich und man sieht sich genöthigt, zu den afflktiven Mittel zu greifen, die in keinem Zusammenhang mit den Wirklichkeiten des Lebens stehen, vor allem jenes Mittel nicht, das noch Erziehungsmittel genannt wird, anstatt Torturmittel: nämlich Schläge!

Der tiefste Mißgriff des Erziehers ist, — trotz allen neuen Reden von der Individualität des Kindes — dieses nach dem abstrakten Begriff „Kind" zu behandeln, ein organischer und unpersönlicher Stoff, der in der Hand des Erziehers geformt und umgeformt werden kann! Man schlägt es und glaubt, daß die Wirkung der Schläge mit dem Moment aufhört, wo man „das Kind besserte", mit diesem kräftigen Denkzettel, der es hindern soll, in Zukunft, Schlechtes anzustellen! Man ahnt nicht, daß dieser gewaltsame Eingriff in das physische und psychische Leben des Kindes lebenslängliche Wirkungen haben kann.

Schon in den Vierziger Jahren legte eine Autorität dar, daß die Züchtigung eines der wirksamsten somatisch stimulierenden Mittel ist. Die Selbstgeißelung des Mittelalters hatte bekanntlich diese Wirkung. Und wenn ich das veröffentlichen könnte, was ich von Erwachsenen über die Einwirkung der Züchtigung auf sie selbst gehört, oder was ich bei Kindern beobachtet habe, wäre dies allein entscheidend für die Abschaffung der Züchtigung in ihrer rohesten Form, der, welche die körperliche Scham des Kindes am Tiefsten kränkt, die es doch für die Entwickelung des Keuschheitsgefühls vor Allem zu bewahren gilt. Der Vater, der seine Tochter züchtigt, verdient, sie einmal „gefallen" zu sehen, da er selbst ihren Instinkt der körperlichen Heiligkeit verletzt hat, diesen Instinkt, der schon beim kleinen Kinde leidenschaftlich tief sein kann. Nur wenn jede Kränkung dieser Heiligkeit — aufgezwungene Liebkosungen sowohl wie ein Schlag — einen energischen, instinktiven Widerstand hervorruft, ist die Natur des Kindes stolz und keusch. Und die Kinder, die zurückschlagen, wenn sie gezüchtigt werden, sind von Allen die Vielversprechendsten.

Unzählig sind so die Fälle, wo die körperliche Strafe unheilbaren Schaden stiften kann, den der Erzieher nicht ahnt, wenn er triumphierend darlegt, wie die Züchtigung in dem vorliegenden Falle „geholfen" hat. Die meisten Erwachsenen erzählen freilich, wie die Züchtigung ihnen selbst in diesem oder jenen Betracht geschadet hat. Aber wenn sie dann Erzieher werden, bauen sie doch auf die Wirkung der Züchtigung.

Welche kochende Bitterkeit und Rachgier, welche hündisch kriechende Schmeichelei ruft nicht die körperliche Züchtigung hervor! Sie macht den Feigen feiger, den Trotzigen trotziger, den Harten härter. Sie stärkt die

Digitized by Google

beiden Gefühle, die die Wurzel von fast allem Bösen in der Welt sind, Haß und Furcht! Und solange Schläge Erziehung genannt werden, werden diese beiden Gefühle immer die Menschen beherrschen!

Trotz ist einer der häufigsten Anlässe zur Züchtigung. Aber was man Trotz nennt, ist in den meisten Fällen nur Furcht oder Unfähigkeit. Das Kind wiederholt z. B. eine falsche Antwort, wird mit Schlägen bedroht und — wiederholt sie abermals, gerade aus Furcht, nicht das Richtige zu sagen. Man schlägt es, und jetzt antwortet es richtig. Der Erzieher triumphiert: die Störrischkeit ist überwunden! Aber was ist geschehen? Eine weitere Furcht hat zu einer heftigen Gedankenanstrengung, einer augenblicklichen Kraftsteigerung geführt. Am nächsten Tage wird das Kind den Fehler wahrscheinlich wieder sagen! Im Falle wirklichen Trotzes bei Kindern weiß ich Beispiele dafür, daß die Züchtigung sie mit Mordlust gegen sich selbst, oder den, der sie geschlagen, erfüllt hat. Hingegen weiß ich andere Fälle, wo die Mutter nur dadurch, daß sie das trotzige Kind stille und ruhig auf ihren Knieen festhielt, es dazu gebracht hat, sich selbst zur Ruhe und Beherrschung durchzuringen!

Wie viele unwahre Geständnisse haben nicht Prügel oder die Angst vor Prügeln hervorgepreßt; wie viel kecke Thatenlust, Unternehmungsgeist. Phantasiespiel uud Entdeckerdrang hat nicht dieselbe Angst erstickt! Und auch wo Schläge nicht Lüge hervorrufen, hindern sie immer die volle Aufrichtigkeit, den unmittelbaren Muth, sich so zu zeigen, wie man ist. So lange das Wort Schläge in einem Haus überhaupt genannt wird, kann es bei den Kindern keine volle Ehrlichkeit geben.

Und so lange Haus und Schule diese Erziehungsmittel gebrauchen, wird in dem Kinde selbst die Brutalität auf Kosten der Humanität entwickelt. Das Kind wendet gegen Thiere, jüngere Geschwister, Kameraden die Methode an, die man ihm gegenüber anwendet, und mit derselben Begründung, der, daß „Schlimmheit" mit Schlägen kuriert werden muß.

In Italien z. B., wo Kinder und Thiere rücksichtslos gepeitscht werden, ist bei den Erwachsenen Faust und Messer das gebräuchlichste Argument. Ein Reisender, der mit Tolstoi fuhr, wunderte sich, daß dieser niemals die Peitsche gebrauchte. Mit einem halb verächtlichen Tonfall antwortete dieser: Ich kann zu meinen Pferden sprechen und brauche sie nicht zu schlagen! Nur die Kinder, die selbst daran gewöhnt sind, milde behandelt zu werden, werden einsehen lernen, daß man ohne Gewaltmittel einwirken kann, und dies einsehen ist eines der menschlichen Vorrechte, deren man sich mit dem Gebrauch brutaler Mittel begiebt.

Und nur dadurch, daß das Kind immer und überall seine Erzieher von dem Gebrauch der rohen Stärke abstehen sieht, wird es selbst nach und nach zur Verachtung derselben bei all jenen Gelegenheiten erzogen werden, wo es nicht die Vertheidigung eines Schwächeren gegen einen physischen Uebergriff gilt. Der Grund zur Kriegslust wird weniger durch die Kriegsspiele als durch das spanische Rohr gelegt!

Zur Vertheidigung der Prügelmethode werden die eigenen Aussprüche der Kinder angeführt, wie sie sich bewußt sind, die Züchtigung verdient zu haben, ja sie gewünscht haben, um „brav" zu werden u. s. w. Von aller niedrigen Heuchelei der Menschennatur ist keine widriger als diese. Das Kind kann hingegen in einem anderen Fall ehrlich sein, nämlich in dem Gefühle, daß es durch die Züchtigung einen Fehler gesühnt hat, der sein Gewissen bedrückte. Aber diese Art Versöhnung ist gerade die Grundlage zu einer ganz falschen Ethik, derselben, die noch als die des Christentums

Digitized by Google

gepredigt wird, nämlich daß Fehler durch Leiden versöhnt werden können, die nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit den Fehlern stehen. Die Grundlage der neuen Sittlichkeit hingegen ist, wie ich schon hervorgehoben habe, daß kein Fehler versöhnt werden, daß man in keiner Weise den Folgen seiner Handlungen entgehen kann.

Unwahrheit gehört zu den Fehlern, die der Erzieher am Häufigsten mit Schlägen strafen zu müssen glaubt. Aber in keinem Fall ist dieses Mittel gefährlicher.

Wenn Jemand ein sehr nothwendiges „Lesebuch für Eltern" redigieren wollte, müßte darin die bekannte Geschichte von George Washington und der Axt aufgenommen werden, aber von der Kritik begleitet, die ein geweckter Zehnjähriger dieser Anekdote gab: „Das ist keine Kunst, die Wahrheit zu sagen, wenn man einen so netten Papa hat!"

Ich pflegte selbst die Unwahrheiten in unwillkürliche, in freche und phantasievolle einzutheilen, aber sah kürzlich eine bessere Eintheilung der Lügen in weiße, kalte Lügen, d. h. voll bewußte und immer strafbare und heiße Lügen, die der Ausdruck einer erregten Stimmung, einer feurigen Einbildung sind. Ich bin ganz einverstanden mit diesem Schriftsteller, daß diese nicht gestraft, wohl aber berichtigt werden sollen, doch nicht durch ein pedantisches „Messen mit dem Zollstab, um wie viel zu lang oder zu kurz die Angabe ist", sondern durch Auslachen, — sonst eines der gefährlichsten Erziehungsmittel — wenn man nämlich findet, daß diese Art Unwahrheit sich zu wirklicher Unwahrheit zu entwickeln droht. Man ist in diesem Fall sehr streng gegen die Kleinen, so streng, daß kein Advokat, kein Journalist, kein Politiker oder Poet seinen Beruf ausüben könnte, wenn man an ihn dasselbe Maß anlegte, wie an die Kinder.

Die „weiße" Lüge schließlich wird theils, wie ein französischer Gelehrter gezeigt hat, durch reine Krankhaftigkeit verursacht, theils durch irgend einen Fehler in der Auffassung, „einen leeren Raum, einen todten Punkt im Gedächtniß, im Selbstbewußtsein, der eine fehlerhafte oder gar keine Vorstellung von dem, was geschehen ist, zur Folge hat. . ." Die Erwachsenen selbst irren sich ja oft in alltäglichen Dingen in Bezug auf ihre Absicht oder ihre Handlung, oder sie haben die letztere vergessen, und erst eine kräftige Erinnerung ruft sie ihnen ins Gedächtnis zurück; oder sie suggerieren sich selbst, daß sie eine Sache ausgeführt oder nicht ausgeführt haben. In all diesen Fällen werden sie, wenn man sie zwingt, eine bestimmte Aussage abzugeben, zu Lügnern. Aber bei dem Kinde nimmt man in jedem derartigen Fall die Lüge als bewußt an! Und wenn es bei einem strengen Kreuzverhör zögert, sich verwickelt, errötet — dann wird dies als Beweis der bewußten Unwahrheit angesehen, obgleich in der Regel nichts von alledem Unwahrheit ist — als gerade das schließlich abgepreßte Geständniß, gelogen zu haben.

Und in all diese verwickelten psychologischen Probleme greift man noch mit der Prügelmethode ein.

Wenn ein Kind zuhause niemals Lügen hört, wenn dort nicht übertriebenes Gewicht auf Kleinigkeiten, auf den äußeren Schein gelegt wird, wenn das Kind nicht durch die Furcht feig gemacht wird, wenn es von bewußten Lügen immer mit Verachtung sprechen hört — dann wird es durch bloße psychologische Mittel des Lügens entwöhnt werden können. Zuerst findet es, daß seine Unwahrheit Erstaunen begegnet, dann, wenn sie sich wiederholt, Verachtung und dem Verlust des Vertrauens. Aber diese Methode darf nicht gegen Unwahrheiten aus Angst oder Phantasiereichthum gebraucht

Digitized by Google

werden, oder gegen solche, die den obenerwähnten unklaren seelischen Vorstellungen entspringen, Vorstellungen, deren Verbindungen untereinander die Kinder sich nicht klar machen können. Die kalte Unwahrheit hingegen muß gestraft werden, zuerst dadurch, daß man das Kind derselben überführt und es dann ihre Wirkung, das Mißtrauen, durchleiden läßt, bis man durch den Ernst in der Besserung des Kindes sich im Stande sieht, ihm sein Vertrauen wieder zu schenken. Und da ist es von großem Gewicht, daß man sein Vertrauen ganz und uneingeschränkt zeigt — selbst wenn man im Stillen eine gespannte Wachsamkeit beibehält. Denn anhaltendes und unverdientes Mißtrauen demoralisiert ebenso sehr wie blinde Leichtgläubigkeit.

Niemand, der für eine Lüge geschlagen wurde, hat dadurch die Wahrheit lieben gelernt! Dies beweisen am Besten die Erwachsenen, die — trotz der Prügel ihrer Kindheit — noch immer in ihren Worten, in ihrem Wesen und ihren Thaten lügen. Die Furcht kann das Kind von der buchstäblichen Unwahrheit abhalten. Aber die Furcht fördert auch die Unwahrhaftigkeit. Die in der Kindheit wegen Lügen Gezüchtigten haben oft einen Grundschaden erlitten, der unvergleichlich größer ist, als die unmittelbaren Lügen. Die wahrsten Menschen, die ich kenne, lügen willkürlich und unwillkürlich, während ich andere weiß, die ich nie auf einer Lüge ertappt habe, aber die doch durch und durch unwahr sind.

Diese Corruption der Persönlichkeit beginnt oft in zartem Alter unter dem Einfluß des Erziehers selbst. Man giebt dem Kinde unwahre Motive, halbwahre Auskünfte, Drohungen und Warnungen; man übt einen Druck auf Willen, Denken und Fühlen des Kindes aus, gegenüber welchem die Unehrlichkeit seine berechtigte Nothwehr wird. So machen Erzieher, für die Wahrheit das oberste Ziel war, die Kinder unwahr. Ich habe z. B. ein Kind beobachtet, das hart gezüchtigt wurde, weil es eine unbewußte Handlung leugnete und das sich unter dem Einfluß dieser sinnlosen Züchtigung zu hochgradiger Heuchelei entwickelte.

Um wahr zu sein, bedarf es vor Allem ungebrochenen Muthes, und wie Jemand gesagt hat, brauchen viele nervöse kleine Lügner nicht Schläge, sondern kräftige Nahrung und Freiluftleben. Ein großer Künstler, einer der wenigen, die ganz nach ihrer modernen Lebensanschauung leben, sagte mir einmal: „Mein Sohn weiß nicht, was eine Lüge, aber auch nicht, was ein Schlag ist. Sein Pflegebruder hingegen log, als er in unser Haus kam. Aber die Lüge gedeiht nicht in der Luft der Ruhe und Freiheit: nach einem Jahre war sie von selbst verschwunden, nur dadurch, daß sie immer tiefem Staunen begegnete!“

Dies veranlaßt mich, im Vorbeigehen, einen anderen der vielen Irrthümer der Erziehung zu betonen, nämlich den, unendliche Mühe darauf zu wenden, etwas zu beseitigen, das von selbst verschwindet. Man quält sich z. B. damit, kleine Kinder rein sprechen zu lehren, was sie, in Ruhe gelassen, von selbst lernen, falls man selbst rein zu ihnen spricht. Und dasselbe gilt von einer Menge anderer Dinge — Benehmen und Haltung ꝛc. betreffend — die ganz einfach der Einwirkung des guten Beispiels und der Zeit überlassen werden können, damit man seine Energie dazu gebrauchen kann, jene Gewohnheiten einzuprägen, zu denen der Grund schon im zartesten Alter gelegt werden muß.

Ein anderer noch unglückseligerer Mißgriff ist, einen Fehler nach der äußeren Wirkung zu strafen und zu beurtheilen, die die Handlung hervorruft, dem Skandal, den sie bei der Umgebung verursacht. So schlägt man z. B. Kinder wegen der Flüche und unanständige Worte, von deren Sinn

Digitized by Google

sie nichts wissen. Oder wenn sie ihn wissen, erreicht man mit Strenge nur, daß sie hinfort über die Dinge schweigen, in denen ihre Aufrichtigkeit gegen den Erzieher von höchster Wichtigkeit wäre. Dieselbe Sache, die man dem Kinde zu Hause angehen läßt, wird nicht selten gestraft, wenn sie außer Hause geschieht. Das Kind erhält so die falsche Vorstellung, daß nicht die Sache selbst, sondern ihrer Oeffentlichkeit strafbar ist! Wenn die Mutter sich der Unart des Knaben schämt, — dann schlägt sie ihn anstatt an ihre eigene Brust! Wenn sein Wagestück mißlingt, bekommt er Schläge, aber Lob, wenn es glückt, was eine tief demoralisierende Vorstellung erweckt. Ich sah einmal im Walde ein Elternpaar, das lachte, solange das Eis hielt, über das ihr Sohn lief; aber als es plötzlich brach, versprachen sie ihm „Hiebe"! Es bedurfte großer Selbstbeherrschung, um diesen Eltern nicht zu sagen: daß nicht der Sohn, wohl aber sie selbst eine Züchtigung verdienten!

Bei allen derartigen Gelegenheiten rächen die Eltern ihren eigenen Schrecken an den Kindern. Ich habe ein Kind feig werden sehen, weil seine ängstliche Mutter es jedes Mal schlug, wenn es umfiel, während gerade die natürliche Folge für dieses Kind mehr als hinreichend gewesen wäre, um ihm Vorsicht einzuschärfen! Auch wenn ein Unglücksfall durch Ungehorsam verursacht wurde, ist der natürliche Schrecken in der Regel genug, um von einer Wiederholung abzuhalten. Ist er das nicht, dann wirken auch Schläge nicht nachhaltig, nur verbitternd; der Knabe findet, daß die Erwachsenen ihre eigene Kinderzeit vergessen haben und entzieht sich im Geheimen ihrem Machtmißbrauch, wenn es der Strenge nicht gelingt, das Willensniveau des Kindes total herabzudrücken, seine Energie zu hemmen.

Schon das ist eine Gefahr, aber am Gefährlichsten ist, daß die Schläge in diesem Fall den Grund zu der unsittlichen Moral legen, die die des Erfolges ist. Bevor der Mensch einsehen gelernt hat, daß das Bemühen, das Streben, die Kraftentwickelung ihr eigenes Ziel, ihr eigener Lohn ist, wird das Leben nicht schön! Die Niedrigkeiten der Eitelkeit und Ehrsucht, die kleinen und großen Grausamkeiten der Ungerechtigkeit hängen alle mit der Vorstellung zusammen, daß das Mißlingen oder der Erfolg den Wert eines Werkes, einer Handlung bestimmen.

Eine vollständige Umwertung dieser groben Werttheorie muß vor sich gehen, bevor die Erde der Schauplatz der frohen, aber rücksichtsvollen Kraftentwickelung freier und verfeinerter Menschen wird!

Jeder Wetteifer, der durch Zeugnisse und Preise entschieden wird, ist ein in Grund und Boden unsittliches Erziehungsmittel. Es weckt nur böse Leidenschaften, Neid und den Eindruck der Ungerechtigkeit auf der einen Seite, Uebermuth auf der anderen . . Nachdem ich durch zwanzig Jahre selbst gegen die Schulzeugnisse angekämpft hatte, las ich mit tiefer Uebereinstimmung kürzlich bei Ruskin folgende Aeußerung:

„Ich glaube, daß aller Wetteifer ein falscher Beweggrund ist und alle Preisvertheilung ein falsches Mittel. Alles, worauf man bei einem Knaben als Zeichen einer wirklichen Begabung, die die Aussicht hat, gute Früchte zu tragen, bauen kann, ist, seine Lust, um der Arbeit willen zu arbeiten, nicht seine Lust, seine Schulkameraden zu übertreffen. Und das Ziel des Unterrichts, den man ihm giebt, müßte sein, ihm seine eigene besondere Begabung zu zeigen und sie in ihm zu stärken, nicht ihn zu einem hohlen Wetteifer mit solchen aufzureizen, die ausgesprochen stärker sind als er . . . ."

Außerdem darf man nicht vergessen, daß das Mißlingen und Gelingen

Digitized by Google

seine eigene Strafe und seinen eigenen Lohn in sich schließt, der eine bitter, der andere süß genug, um in natürlicher Weise zu erhöhter Stärke, Behutsamkeit, Klugheit und Ausdauer zu erziehen. Es ist vollkommen überflüssig, daß der Erzieher außerdem durch besondere Züchtigung oder Belohnung die Begriffe des Kindes so irreführt, daß die Niederlage sich außerdem als das Unrechte darstellt, der Erfolg hingegen als das Rechte.

Wohin man auch den Blick wenden mag, immer werden die äußerlichen, aufmunternden oder schreckeinjagenden Erziehungsmittel ein Hemmniß für die in erster Linie menschlichen Eigenschaften: Muth und Güte — Muth für sich selbst, Güte für Andere!

Ein Volk, bei dem die Erziehung sich mit lauter milden Mitteln vollzieht, das japanische, hat gezeigt, daß die „Männlichkeit" keinen Schaden nimmt, auch wenn die Knaben nicht durch Prügel und Schlägereien „abgehärtet" werden. Und ebenso wenig sind diese milden Mittel wirkungslos, wenn es gilt Selbstbeherrschung und Rücksicht hervorzurufen. Im Gegentheil werden diese Tugenden vom zartesten Alter an in dem Grade eingeprägt, daß man erst in Japan erfahren soll, welchen Reiz rücksichtsvolle Liebenswürdigkeit dem Leben verleihen kann. Hier, wo Schläge niemals vorkommen, ist das erste Gebot für das Zusammenleben, Anderen nicht Unbehagen zu verursachen. Es wird erzählt, daß wenn ein Fremder in Japan einen Stein aufhebt, um ihn nach einem Hunde zu werfen, dieser nicht flieht, denn Niemand hat je einen Stein nach ihm geworfen. Dem Zartgefühl gegen Thiere entspricht dort das Zartgefühl in den menschlichen Verhältnissen, ein Zartgefühl, dessen Resultat unter Anderem eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Verbrechen gegen das Leben und die Sicherheit der Menschen ist.

Der Krieg, die Jagd um des Vergnügens willen, die Körperstrafen — sind lauter verschiedene Aeußerungen der im Menschen noch lebendigen Tigernatur. Wenn man selbst die Prügelgeräthschaften wegwirft, und, wie Jemand es ausgedrückt hat, dem Kinde nicht mehr die Büchse, sondern das Vergrößerungsglas und den photographischen Apparat in die Hand giebt, um so seine Möglichkeiten zu fördern, das Leben kennen und lieben zu lernen, anstatt es zu vernichten, dann erst beginnt eine wirkliche Erziehung zur Humanität.

Für die, welche sich von der Entbehrlichkeit der Schläge für eine „männliche" Erziehung durch ein im Raum so fernes Beispiel wie Japan nicht überzeugen lassen, möchte ich ein anderes uns näherliegendes erwähnen. Unsere germanischen Vorväter gebrauchten dieses Erziehungsmittel nicht, das vielmehr erst mit dem Christenthum eingeführt wurde. Durch dieses wurde die Züchtigung eine religiöse Pflicht, und bis in das siebzehnte Jahrhundert findet man denkende Männer, die an einem Tage in der Woche, als ein Moment der Seelsorge, ihre Kinder prügelten! Ich fragte einmal Victor Rydberg — der sagte, daß er keinen Beweis dafür gefunden, daß die körperliche Züchtigung bei den Germanen der Heidenzeit gebräuchlich gewesen wäre — ob er nicht glaubte, daß dies den energischen Individualismus und die Männlichkeit der Völker des Nordens gefördert habe? Nach kurzem Nachdenken pflichtete er mir bei. Schließlich möchte ich aus unserer eigenen Zeit daran erinnern, daß es viele Familien und Schulen giebt, — z. B. unsere Mädchenschulen und auch die Knabenschulen in einigen Ländern — wo Schläge niemals vorkommen. Ich kenne z. B. eine Familie mit zwölf Kindern, denen es weder an Hurtigkeit noch an der Fähigkeit gebricht, sich den Forderungen der Pflicht zu unterwerfen. Da

Digitized by Google

sind Schläge niemals zur Anwendung gekommen. Aber die feste und milde Mutter hat die Kinder gelehrt, freiwillig zu gehorchen und hat es verstanden, ihren Willen zur Selbstbeherrschung zu wecken.

Mit freiwilligem Gehorsam meine ich nicht, daß das Kind bis ins Unendliche nach Gründen fragen und über dieselben verhandeln darf, bevor es gehorcht. Ein guter Erzieher giebt niemals einen Befehl, für den kein triftiger Grund vorhanden ist. Aber überzeugt dieser das Kind nicht, muß es auf jeden Fall gehorchen, und wenn es warum fragt, ist die Antwort sehr einfach: weil alle, auch wir Erwachsene dem Rechten gehorchen und uns dem Unausweichlichen beugen müssen. Diese große Nothwendigkeit des Lebens muß in der Kindheit eingeprägt werden, und man kann sie ohne harte Mittel einprägen, wenn man beginnt, das Kind schon vor seiner Geburt durch seine eigene Selbstbeherrschung zu erziehen, und von seiner Geburt an dadurch, niemals seinen Launen nachzugeben.

In einigen wenigen Fällen zurückhaltend auf die Handlungen des Kindes einzuwirken, aber in allen anderen Fällen konstruktiv zu wirken — d. h. das Kind mit Baumaterial für seine Persönlichkeit zu versehen und es dann selbst bauen lassen — das ist, mit einem Worte die Kunst der Erziehung. Ermahnungen sind das schlechteste aller Erziehungsmittel. Die einzigen wirksamen Ermahnungen sind sehr kurz und sehr selten. Die feinste List des Erziehers ist, für den Augenblick zu schweigen, und dann mittelbar den Fehler zu rügen, so daß das Kind dazu gebracht wird, sich selbst die Ermahnung zu geben oder den Vorwurf zu machen! Dies kann z. B. dadurch geschehen, daß der Erzieher etwas erzählt, das das Kind veranlaßt, sein eigenes Betragen mit der häßlichen oder schönen Handlungsweise zu vergleichen, von der es berichten hört, oder durch ein Urtheil des Erziehers, das das Kind auf sich beziehen muß, obgleich es nicht an dasselbe gerichtet war.

Bei manchen Gelegenheiten ist ein kräftiger Unwille von Seiten des Erziehers eine vortreffliche Strafe, wenn der Unwille für den rechten Moment aufgespart wird! Ich weiß Kinder, für die nichts furchtbarer war, als des Vaters verächtliches: das war häßlich! Aber Kinder, die man mit Ermahnungen und Betstunden duscht und denen man eine Unze Moral in jeden Freudenbecher träufelt, sind Diejenigen, die einmal am Sichersten gegen all das handeln werden. Beinahe jeder denkende Mensch fühlt, das die tiefst erziehenden Eindrücke in seinem Leben mittelbare gewesen sind: ein guter Rath, der nicht an ihn selbst gerichtet war, eine edle Handlung, die ohne Beziehung erzählt wurde. Aber als Erzieher vergessen alle ihre eigenen Erfahrungen!

Das am Stärksten „konstruktive" Moment bei der Erziehung eines Menschen ist die feste ruhige Ordnung des Hauses, sein Friede und seine Schönheit. Die Herzlichkeit, die Arbeitsfreude, die Schlichtheit im Hause entwickeln Güte, Arbeitslust und Einfachheit im Kinde. Die Kunstwerke und Bücher des Heims, seine Alltags- und Festgewohnheiten, seine Beschäftigungen und Vergnügungen sollen dem Gefühl und der Phantasie des Kindes ihre Bewegung und ihre Ruhe geben, ihre sichere Contur und ihre tiefe Farbe. Die reine, warme, klare Luft, in der Vater, Mutter und Kinder sich in Freiheit und Vertraulichkeit bewegen, so daß keiner der Theile den Interessen des Anderen fern gehalten wird, aber jeder Theil volle Freiheit für seine eigenen besitzt; wo keiner das Recht des Anderen verletzt, aber alle willig sind einander zu helfen, wenn es nöthig ist — in dieser Luft kann sowohl der Egoismus wie der Altruismus sein rechtes Wachsthum finden

Digitized by Google

und die Invidualität ihre rechte Freiheit. Und je weiter die Evolution der Menschenseele zu ihren noch ungeahnten Möglichkeiten der Verfeinerung, der Machtausübung, der Vertiefung fortschreitet; je mannigfaltiger zusammengesetzt und nüanciert das geistige Leben der Generation wird, je stiller man anfängt, dem wunderbaren, geheimnißtiefen Dasein hinter dem sichtbaren, sinnlichen weltlichen, irdischen Dasein zu lauschen, desto mehr wird sich auch in jeder neuen Generation von Kindern ein verfeinertes und zusammengesetzteres Seelenleben zeigen, für das die Grobarbeit der jetzigen Haus- und Schulerziehung eine Tortur wird. Wir brauchen neue Heime, neue Schulen — sowie neue Ehen und nene Gesellschaftsverhältnisse — für die neuen Seelen mit ihrer unendlich vielfältigen, noch nicht einmal nennbaren neuen Art zu fühlen, zu lieben, zu leiden, das Leben zu fassen, zu ahnen und zu hoffen, zu glauben und zu beten. Die Begriffe Religion, Liebe, Kunst — all dies macht jetzt eine Umwandlung durch, so eingreifend, daß man schon ahnt, daß erst in späteren Generationen die neuen Begriffe auch neue Formen schaffen werden. Der jetzige Erzieher kann diese Neugestaltung dadurch fördern, daß er das welke Laub beseitigt, das die noch keimenden Lebensmöglichkeiten deckt.

Das Haus muß wieder ein Heim für die Seelen der Kinder werden, nicht nur für ihre Körper. Und damit solche Heime gebildet werden können — die dann ihrerseits die Kinder bilden — müssen diese dem Hause wiedergegeben werden. Anstatt daß die Schule und die Hausaufgaben für die Schule wie jetzt den besten Theil des Lebens der Kinder in Anspruch nehmen, muß die Schule den geringeren Theil davon erhalten, aber das Haus wieder den größeren. Auf das Haus kommt es dann an, die freie Zeit — sowohl die tägliche wie die in den Ferien — in solcher Weise anzuwenden, daß sie wirklich die Kinder mit dem Leben des Hauses verbindet, und zwar sowohl durch Pflichten wie durch Freuden. Erst wenn die Kinder von der Schule, der Straße, der Fabrik wieder für das Haus erobert werden, und die Mütter von der Außenarbeit oder dem Gesellschaftsleben den Kindern wiedergegeben werden, wird eine natürliche Erziehung in Rousseaus und Spencers Geist zur Wirklichkeit werden können, eine Erziehung durch das Heimleben für das Leben.

Eine solche war die altnordische Erziehung.

Die unmittelbare Theilnahme des Kindes an den Aufgaben der Erwachsenen, an wirklichen Arbeiten und Gefahren, gab dem Leben unserer nordischen Vorväter, bei denen der Knabe schon mit zwölf Jahren ein Mann war, Einheitlichkeit, Stil und Stärke. All dies eigens für die Kinder Gemachte, das ängstliche Bewachen all ihrer Unternehmungen, das Stützen all ihrer Schritte, das besonders für Kinder eingerichtete Arbeits- und Genußleben ist der Grundschaden in der gegenwärtigen Erziehung. Ein achtzehnjähriges Mädchen sagte mir kürzlich, daß sie und ihre Altersgenossinnen all des Ueberwachens, Beschützens, Amüsierens und Verzärtelns in der Schul- und der häuslichen Methode so überdrüssig seien, daß sie bei der Erziehung ihrer Kinder bestimmt zu Hunger, Schläge und Büffelei zurückkehren würden!

Man begreift diese unglückliche Reaktion gegen das künstliche Dasein, in dem die Kinder und die Jugend der Gegenwart aufwächst, ein Dasein, das eine leidenschaftliche Sehnsucht nach den Wirklichkeiten des Lebens hervorruft, nach Selbstthätigkeit auf eigene Gefahr und eigene Verantwortung, anstatt wie jetzt beständig zuhause wie in der Schule der Gegenstand der Thätigkeit Anderer zu sein!

Digitized by Google

Was den Kindern von heute vor Allem noththut, ist wieder ernste häusliche Beschäftigungen zu bekommen, Aufgaben, die sie getreulich erfüllen müssen, an „Werk- und Feiertagen" geordnete Arbeitsgewohnheiten und gar keine Beaufsichtigung in jedem Falle, wo sie sich selbst helfen können. Anstatt daß ein modernes Schulkind Mutter und Dienstleute um sich hat, um zur Schule fertig zu werden und nichts zu vergessen, sollte das Kind Zeit haben, jeden Tag vor der Schule sein Zimmer aufzuräumen und seine Kleider zu bürsten, und es sollte keine Erinnerungen in Bezug auf die Angelegenheiten der Schule erhalten, sondern Heim und Schule sollten im Einverständniß mit einander, konsequent das Kind seine Versäumnisse entgelten lassen.

Jetzt sieht man umgekehrt die Mütter mit den Kindern Lektionen lernen, ihnen Spiele erfinden, ihnen Unterhaltungsbücher vorlesen, nach ihnen aufräumen, das aufheben, was sie fallen lassen, das fertig machen, wovon sie weglaufen — und auf diese und ähnliche Weise durch ihre beschützende Zärtlichkeit die Selbstthätigkeit, die Arbeitslust, die Ausdauer, die Erfindungsgabe und die Phantasie des Kindes erschlaffen und schwächen! Im Hause, so wie es jetzt ist, nämlich ein Präparatorium für die Schule, wird die heranwachsende Jugend gewöhnt, Dienste zu erhalten, ohne Gegendienste zu leisten, beständig empfangend zu sein, anstatt gebend. Und dann wundert man sich über die selbstsüchtige, zügellose Jugend, die sich bei allen Gelegenheiten unverschämt vor den Aelteren vordrängt und grob ungeschliffen in Bezug auf jene Aufmerksamkeiten ist, die früher eine schöne Sitte der Jugend waren!

Diese Sitte wird nicht eher wiederkehren, bis man mit allen jetzt gebräuchlichen Faxen in der Behütung des Kindes vor physischen wie psychischen Gefahren und Unbilden aufräumt. Wirf den Thermometer zum Fenster hinaus und fange mit einer vernünftigen Abhärtung an! Lehre das Kind den natürlichen Schmerz kennen und ertragen! Nicht weil Schläge schmerzhaft, sondern weil sie tief unsittlich und widrig unschön sind, müssen sie abgeschafft werden. Weise die selbstischen Forderungen des Kindes zurück, wenn sie die Arbeit oder die Ruhe Anderer beeinträchtigen; lasse das Kind nie, weder durch Liebkosungen noch durch Quälereien die Rechte der Erwachsenen usurpieren und sieh zu, daß die Dienstboten nicht dem entgegenarbeiten, was die Eltern in diesem wie in anderen Fällen zu fördern suchen.

Man muß anfangen, für das Kind in gewissen Richtungen tausend mal mehr zu thuen, und in anderen hunderttausend mal weniger. Zum Beispiel schon vom zartesten Alter an den Grund zu dem Naturgefühl des Kindes zu legen, indem man es sich Jahr für Jahr in dasselbe ländliche Heim hineinlieben läßt, ist eines der tief bedeutungsvollen Momente der Erziehung, das auch da versäumt wird, wo es berücksichtigt werden könnte. Dasselbe gilt davon, schon von den ersten Lebensjahren an, eine auserlesene Bibliothek zu schaffen, so daß das Kind zu verschiedenen Lebensaltern die für dieses Alter vortrefflichsten Bücher hat, nicht wie jetzt das, was es durch einen Zufall erhält. Diese beiden Dinge werden zu den Wesentlichkeiten der neuen Erziehung gehören. Jetzt hingegen werden die Kinder durch stets neue „Sommerfrischen", durch elende Kinderbücher und kostbare Spielereien verdorben, während sie niemals andere erhalten sollen als die allereinfachsten, die so zu sagen classischen. Hingegen müßte man sie reichlich mit den Mitteln versehen, sich selbst Spielsachen anzufertigen. Am Schlechtesten sind die Spielsachen, die den Luxus der Erwachsenen nachahmen. Durch solche Gegenstände wird nur der gierige

Digitized by Google

Drang des Kindes zu bekommen genährt, aber seine eigene Erfindung und Phantasie gehemmt — oder sie würde gehemmt werden, wenn die Kinder nicht glücklicher Weise mit gesundem Selbsterhaltungsinstinkt die vollkommenen Spielsachen zerbrechen würden, die ihnen keine Gelegenheit zum Schaffen geben, um sich selbst neue Spielsachen aus Tannenzapfen und Eicheln, Nadeln und Porcellanscherben und all dem anderen Plunder zu machen, der von der Einbildung zu großen Werten umgedichtet wird!

Mit Kindern in der richtigen Weise zu spielen, ist auch eine große Kunst. Dies soll nie geschehen, wenn die Kinder nicht wissen, was sie mit sich anfangen sollen, sondern immer eine besondere Festfreude für sie sowohl wie für die Eltern sein. Aber diese letzteren müssen in diesem Fall alle Art von Erziehung beiseite lassen, vollkommen in der Gedanken- und Phantasiewelt der Kinder aufgehen, nicht versuchen, sie dabei etwas anderes zu lehren, als die alten inhaltsreichen Spiele, und die Erfahrungen von der Natur der Kinder, zu denen das Spiel den Anlaß giebt, für späteren Gebrauch aufbewahren.

So kann das Spiel die Vertraulichkeit zwischen Eltern und Kindern fördern und die ersteren die letzteren besser kennen lehren. Aber den Kindern zu gestatten, alle Räume in ihren Spielplatz zu verwandeln und beständig von den Erwachsenen zu verlangen, daß sie sie beschäftigen, das ist eine der allergefährlichsten Verzärtelungen der Gegenwart. Denn sie gewöhnt fürs Erste an Selbstsucht und geistige Abhängigkeit und bringt außerdem das ewige Erziehen mit sich, das die Persönlichkeit des Kindes abstumpft. Dadurch, daß die Kinder in ihrer eigenen Welt — der Kinderstube — zuhause waren, aber außerhalb derselben der festen Grenze der Gewohnheiten und des Willens, der Arbeit und der Ruhe, der Forderungen und Wünsche der Eltern begegneten, wurde ehedem ein zugleich stärkeres und rücksichtsvolleres Geschlecht als die heutige Jugend erzogen. Nicht das viele Reden von Rücksichten, sondern die Nothwendigkeit, Rücksichten zu nehmen, wirklich sich selbst und Anderen zu helfen, erzieht! Früher waren die Kinder still wie Mäuschen in der Gegenwart von älteren Personen, und anstatt wie jetzt das Gespräch der Gäste zu unterbrechen, lernten sie zuhören, was — wenn das Gespräch der Erwachsenen inhaltsreich ist — eines der besten Erziehungsmittel der Kinder genannt werden kann. Ihr eigentliches Leben lebten sie in der Kinderstube, wo sie von irgend einer alten treuen Dienerin und von einander ihre bedeutungsvollste Erziehung empfingen. Von den Eltern erhielten sie ihre Schläge, selten eine Liebkosung. Im Vergleich mit diesem System würde das jetzige Zusammenleben der Eltern mit den Kindern einen unbedingten Fortschritt bedeuten, wenn die Ersteren darauf verzichten könnten, aufzuklären, zu rathen, zu bessern, auf jeden Gedanken und jeden Ausdruck einzuwirken! Aber all die geistigen und körperlichen Schutzmaßregeln machen jetzt das Kind mittelbar egoistisch, weil alles sich um dasselbe bewegt, und quälen es dazu gründlich! Jetzt darf der Sechsjährige das Gespräch der Erwachsenen stören, aber der Zwölfjährige wird um acht Uhr zu Bett geschickt — auch wenn er mit leuchtenden Augen einem Gespräche lauscht, das ihm den zündenden Funken fürs Leben geben könnte!

Gewiß müssen einige einfache Gewohnheiten — Benehmen und Ordnung, Nahrung und Schlaf, Luft und Wasser, Kleidung und körperliche Bewegung betreffend — zu elementaren Sittlichkeitsbegriffen bei dem Kinde gemacht werden, das nicht früh genug lernen kann, die körperliche Gesundheit und Schönheit als hohe ethische Werte anzusehen und Vergehen

Digitized by Google

gegen die Gesundheit und Schönheit als häßliche Handlungen zu betrachten. Aber darüber hinaus müssen die Kinder ganz unabhängig von Gewohnheiten bleiben dadurch, daß bei jeder Regel auch die Ausnahme ihr Recht erhält. Die jetzige ängstliche Besorgniß, daß sie auf den Glockenschlag essen, gewisse Speisen zu gewissen Mahlzeiten bekommen, nach der Anzahl der Grade gekleidet werden, sich nach dem Glockenschlage niederlegen, vor jedem Tropfen ungekochten Wasser und jedem Extra-Bonbon behütet werden — das entwickelt sie zu nervösen, reizbaren Gewohnheitstyrannen, während die vernünftige Abhärtung gegen die Ungleichheiten, Unannehmlichkeiten und Abenteuerlichkeiten des Lebens eine der wichtigsten Grundbedingungen für Lebensfreude und Gemütsstärke schafft. Auch in diesem Falle ist das Vorbild des Erziehers selbst das beste Mittel, um die Kinder zu lehren, über kleine Widerwärtigkeiten zu lächeln, die schließlich die Sonne verdunkeln, wenn man sich gewöhnt, sie als Wichtigkeiten zu behandeln. Sieht das Kind den Erzieher rasch eine unangenehme Pflicht erfüllen, die er ehrlich als unangenehm anerkennt; sieht es ihn leicht eine Widerwärtigkeit oder Mühe ertragen, wird das Kind seine Ehre darein setzen, ein Gleiches zu thun, so wie Kinder ohne viele Worte Güte üben lernen, wenn sie sie um sich üben sehen, sich der Schönheit der Natur und Kunst freuen, wenn sie sehen, daß die Erwachsenen ihre Freude daran haben. Dadurch, daß man selbst in schöner, hochsinniger und maßvoller Art lebt, spricht man am Besten zu Kindern, und diese sind für diese Bildschrift ebenso empfänglich, als sie für den gesperrten Druck unaufmerksam sind!

Da dies für mich das Alpha und Omega der Erziehungskunst ist, wiederhole ich jetzt das, was ich schon am Anfange und in der Mitte gesagt habe: Sei bemüht, das Kind in Frieden zu lassen, so selten als möglich unmittelbar einzugreifen, nur rohe und unreine Eindrücke zu entfernen, aber verwende all deine Wachsamkeit, all deine Energie darauf, daß deine eigene Persönlichkeit und das Leben selbst, die Wirklichkeit in ihrer Einfachheit und Nacktheit der Erzieher des Kindes wird!

Stelle an die Kräfte des Kindes und an seine Selbstbeherrschung proportionell zu dem betreffenden Entwickelungsstadium, weder größere noch geringere Ansprüche als an die der Erwachsenen, aber bringe auch den Freuden des Kindes, seinem Geschmack, seiner Arbeit, seiner Zeit dieselbe Achtung entgegen wie der eines erwachsenen Menschen! Die Erziehung wird so eine unendlich viel einfachere und unendlich viel schwerere Kunst als die jetzige Erziehung mit ihrem gekünstelten Dasein und ihrer doppelten Moral, eine für die Kinder und eine für die Erwachsenen, eine Moral, die oft streng für das Kind und lax für die Erwachsenen ist ebenso wie umgekehrt. Dadurch, daß man zu jeder Stunde das Kind so behandelt und betrachtet, wie man den erwachsenen Menschen behandelt und betrachtet, wird man die Erziehung sowohl von den brutalen Willkürlichkeiten wie von den verhätschelnden Schutzmaßregeln befreien, die sie jetzt verunstalten.

In den Händen der Eltern, die sich beständig benehmen, als wären die Kinder nur um ihretwillen da, und in den Händen der Eltern, die „nur für ihre Kinder leben", fahren die Kinder gleich schlecht! Beide wissen in der Regel gleich wenig von den wirklichen Gefühlen und Bedürfnissen der Kinder. Die Ersteren freuen sich, wenn die Kinder ihnen selbst gleichen, und ihr höchstes Ziel ist, in ihren Kindern eine gelungene Copie ihrer eigenen Gedanken, Meinungen und Ideale zu erhalten, während es sie doch gar sehr verdrießen sollte, sich so gut copiert zu sehen! Denn was das

Digitized by Google

Leben von ihnen verlangt und gebraucht hat, war im Gegentheil eine reichere Zusammensetzung, eine bessere Schöpfung, ein neuer Typus, nicht eine Reproduction dessen, den es schon verbraucht hat. Die Letzteren wieder strengen sich an, die Kinder nicht nach sich selbst, sondern nach dem Ideal eines guten Menschen, das sie in sich tragen, zu bilden; sie zeigen ihre Liebe dadurch, daß sie ihre eigenen Persönlichkeiten um der Kinder willen auslöschen, dadurch, daß sie die Kinder fühlen lassen, daß Alles, was sie berührt, im Vordergrunde steht.

Und so soll es auch sein, aber nur mittelbar. Mit Rücksicht auf die großen Lebenspläne, sowie bei der Anordnung des Heims, seiner Lebensgewohnheiten, seines Verkehrs, seiner Ausgaben, müßte wirklich die Rücksicht auf die tiefen Bedürfnisse der Kinder und ihre gesunde Entwickelung im Vordergrunde stehen.

In den meisten Fällen sind jetzt jedoch die Kinder, die kleinen sowie die herangewachsenen, Opfer der Haltlosigkeit des Hauses. Sie lernen Eigenwilligkeit, ohne wirkliche Freiheit zu besitzen und leben unter einem Zwang, der doch keinen durchgeführten Stil bedeutet.

Wenn die eine Tochter nach der anderen das Heim verläßt, um sich selbstständig zu machen, wird sie oft durch die Unfreiheit oder die Stillosigkeit des Familienlebens dazu getrieben. Sie sieht sich nach jeder Richtung hin von der Forderung gehemmt, etwas anderes zu sein, etwas anderes zu finden, etwas anderes zu denken, etwas anderes zu thun, als wozu ihr eigenes Wesen sie mahnt. Eine in der Freundschaft ihrer eigenen Tochter glückliche Mutter äußerte kürzlich, daß sie Lust hätte, ein Asyl für gepeinigte Töchter zu errichten! Und ein solches Asyl wäre ebenso nothwendig als Schutzmittel gegen die zärtlichen wie gegen die herrschsüchtigen Eltern. Beide quälen ihre Kinder gleich viel, allerdings in verschiedener Weise, dadurch daß sie das Recht des Kindes, seine eigene Lebensanschauung, sein eigenes Ideal von Glück, seinen eigenen Geschmack, seine eigenen Beschäftigungen zu haben, nicht verstehen; dadurch daß sie nicht einsehen, daß die Kinder ebenso wenig um der Eltern willen da sind wie diese um der Kinder willen. Die intelligente Form des Familienlebens wäre die, daß jeder Theil voll und ganz selbst lebte und den Anderen leben ließe, ohne daß der Eine auf den Anderen Herrschsucht ausübte oder sie von ihm erduldete. Eltern, die dem Hause dieses Gepräge geben, können jedoch mit vollem Rechte verlangen, daß die Kinder sich den Gewohnheiten des Heimes anpassen, so lange sie in demselben leben. Aber die Kinder können hingegen mit demselben Recht verlangen, daß ihr Gedanken- und Gefühlsleben daheim in Frieden gelassen oder mit derselben Rücksicht behandelt wird, die man dem eines Fremden entgegenbringt. Und wenn die Eltern diese Forderungen nicht erfüllen, leiden sie selbst am Schwersten darunter. Es ist ja sehr leicht, einen Sohn zu verhindern, seine „rothen" Ansichten auszusprechen, sehr leicht die Tochter vom Buche wegzureißen, und sie dem Kaffeeklatsch bei unnützer Handarbeit zuzuführen; sehr leicht, durch ein hohnvolles Wort ein „wunderliches" Gefühl zum Schweigen zu bringen. Tausend solche und ähnliche Dinge geschehen jeden Tag in den „guten" Familien der ganzen Welt. Aber wer dann diese Jugend von ihrer geistigen Heimatlosigkeit, Einsamkeit und Traurigkeit sprechen hört, der fängt an, das zu verstehen, worüber sich Vater und Mutter mit Bitterkeit wundern: Warum die Eltern einsam in Häusern zurückbleiben, aus denen die Töchter forteilen; warum die Kinder mit ihren Sorgen, Freuden und Gedanken zu Fremden gehen, warum mit einem Worte die alte und die junge Generation — die doch

Digitized by Google

gegenseitig einander bedürfen wie Wurzel und Blüthe — sich beinahe stets mit einem schmerzhaften Ruck von einander trennen!

Und dies gilt von dem hervorragenden, hoch gebildeten Vater oder Mutter ebenso sehr wie von den einfachen bürgerlichen oder bäuerlichen Eltern. Ja, vielleicht noch mehr von den ersteren. Diese quälen die Kinder in naiverer Weise, während jene unendlich weise und methodisch in ihren Wahnsinn sind! Eine „hervorragende" Mutter gehört selten zu jenen Künstlerinnen des häuslichen Lebens, die durch die Frische, Güte und Freudigkeit ihres Wesens die Arbeit des Alltagslebens in einen Tanz verwandeln, seine Ruhe in ein Fest. Solche Künstlerinnen sind oft einfache Frauen, die gar kein Examen gemacht, keine Vereine gegründet und keine Bücher geschrieben haben. Die „hochgebildeten" und „gesellschaftsnützlichen" Mütter hingegen sind nicht selten diejenigen, vor welchen der Sohn seufzt: „Es scheint fast ein Naturgesetz zu sein, daß Mütter falsche Schritte thun, wenn sie zum Wohle ihrer Söhne handeln wollen .... Wie sehr hätte ich eine Mutter gebraucht, die schweigen könnte, die mich eine Weile geduldig hätte gewähren lassen .... die mir Ruhe und Stille geboten hätte — mit linder guter Hand die Außenwelt von mir abwehrend .. Ach hätte ich eine Mutter, der ich den Kopf in den Schooß legen könnte und schweigen und träumen ...."*)

Eine „hervorragende" Mutter wundert sich meistens darüber, daß all ihre wohldurchdachten Pläne für die Kinder scheitern, diese Kinder, in denen sie den Stoff für ihre Schaffenslust gesehen, den Thon, den sie formen wollte.

Die eben citierte Schriftstellerin sagt mit tiefer Wahrheit, daß es nur der mütterlichen Resignation gelingt, die Aufgabe zu lösen, mit Weisheit und Güte ein junges Wesen zu schützen, während man es nach seinen eigenen Gesetzen wachsen läßt. Die resignierte Mutter, sagt sie, kann freudevoll „das Beste ihrer Lebenssäfte, ihrer Geistes- und Seelenkräfte dahinschenken an ein Werdendes und dann dem Werdenden alle Thüren öffnen und es hinauslassen ins Weite auf eigene Bahnen und nichts mehr begehren — keinen Dank, keinen Ruhm, kein Zurückblicken." Aber von den meisten Müttern gilt noch der bittere Ausruf des Sohnes in dem eben erwähnten Buche:

„Eine Mutter hat doch die Pflicht und Schuldigkeit zu fühlen, womit sie Einem wehe thut. Hat sie das nicht von Natur, ja warum soll ich sie dann überhaupt als meine Mutter anerkennen?"

Gewisse Mütter bringen den ganzen Tag hindurch das Nervensystem der Kinder in Aufruhr. Die Arbeit machen sie schwer, und die Spiele machen sie nicht froh, wenn sie irgend einmal daran theilnehmen. Sehr früh bemächtigt sich außerdem jetzt die Schule des Kindes, und das Heim verliert alle die Mittel, durch die es ehedem das Seelenleben der Kinder bildete und das Familienleben adelte. Die Schule, nicht Vater und Mutter, lehrt die Kinder spielen! die Schule unterweist sie in Handarbeiten; die Schule lehrt sie singen, Bilder ansehen, laut lesen, in der Natur umherwandern! Durch Schule, Vereine, Sport und andere Vergnügungen wird die Jugend in der Stadt immer mehr an das Außenleben und das tägliche Feiern gewöhnt, das das echte Festgefühl tödtet. Die Jugend hat vom eigenen Heim oft keinen anderen Eindruck, als daß — sie dort die Gesellschaft trifft „in der man sich langweilt."

*) Gabriele Reuter: Frau Bürgelin und ihre Söhne.

Digitized by Google

Die Eltern liefern ihre Kinder der Schule in den Jahren aus, in denen sie geistig erwerben sollten. Und wenn die Schule sie ihnen dann zurückgiebt, wissen sie nicht, was sie mit ihnen anfangen sollen, denn dann haben die Eltern selbst aufgehört, jung zu sein!

Aber altern ist keine Nothwendigkeit, sondern nur eine schlechte Gewohnheit.

Es ist sehr interessant, ein Antlitz, das altert, zu beobachten. Was die Zeit aus dem Antlitz eines Menschen macht, zeigt nämlich besser als irgend etwas anderes, was dieser Mensch aus der Zeit gemacht hat! Die meisten Menschen sind schon in mittleren Jahren geistig fett oder mager geworden, sie sind verhärtet oder vertrocknet, und mit vollem Recht sieht die Jugend sie mit kalten, unsympathischen Augen an. Denn die jungen Leute ahnen, daß es eine ewige Jugend giebt, die eine Seele als Siegespreis für ihre ganze innere Entwickelungsarbeit gewinnen kann. Aber sie spähen vergeblich nach dieser zweiten, unvergänglichen Jugend bei ihren von weltlichen Nichtigkeiten und zeitlichen Wichtigkeiten ausgefüllten Eltern.

Mit einem Seufzer schalten sie den „Alten" und die „Alte" aus ihren Erwartungen aus und gehen hinaus ins Leben, um dort ihre geistigen Eltern zu wählen!

Das ist tragisch, aber gerecht. Denn wenn es ein Feld giebt, auf dem man hundertfach säen muß, um zehnfach zu ernten, sind es die Seelen seiner eigenen Kinder!

* * *

Schon als ich mir mit fünf Jahren aus einem großen Fetzenbündel ein Wickelkind machte, das durch seine Schwere den beglückenden Wirklichkeitseindruck mütterlicher Mühe hervorrief, begann ich über die Erziehung meiner zukünftigen Kinder nachzugrübeln! Damals wie jetzt bestand mein Erziehungsideal darin, daß die Kinder fröhlich sein und sich nicht fürchten zu brauchen sollten! Die Furcht ist das Unglück der Kindheit, und die Leiden des Kindes werden durch den halbbewußten Gegensatz zwischen seinen grenzenlosen Glücksmöglichkeiten und der thatsächlichen Behandlung dieser Möglichkeiten noch verschärft. Man kann freilich antworten, daß das Leben zu allen Altern grausam in der Behandlung unserer Glücksmöglichkeiten ist. Aber der Unterschied zwischen den Leiden der Erwachsenen durch das Dasein und den Leiden des Kindes durch die Erwachsenen ist ungeheuer. Das Kind will sich nicht resigniert den Leiden unterwerfen, die ihm, wie es fühlt, der Erwachsene zufügt. Und je aufrührerischer das Kind gegen das nicht nothwendige Leiden ist, desto besser. Denn desto sicherer wird es einmal dahin getrieben werden, zu suchen, für sich selbst und für Andere die harten Nothwendigkeiten des Lebens umzuwandeln.

Der Dichter, der in unserem Lande die tiefste Intuition für das Wesen des Kindes — und infolgedessen die tiefste Ehrfurcht für dasselbe — besessen hat, schrieb einmal:

Wir ahnen Prinzen
Wo Kinder wir schau'n
Doch dann die Könige,
Wo sind sie traun?

Dies beruht nicht nur auf der tragischen Eigenschaft des Lebens, seine eigenen Quellen zu verringern und zu verschütten. Es beruht auch auf dem Mangel an Ehrfurcht seitens des Erziehers vor den Quellen des Lebens,

Digitized by Google

die ihm in den neuen Wesen begegnen. Bevor nicht Vater und Mutter ihre Stirne vor der Hoheit des Kindes in den Staub beugen; bevor sie nicht einsehen, daß das Wort Kind nur ein anderer Ausdruck für den Begriff Majestät ist, bevor sie nicht fühlen, daß es die Zukunft ist, die in Gestalt des Kindes in ihren Armen schlummert, die Geschichte, die zu ihren Füßen spielt — werden sie auch nicht begreifen, daß sie ebenso wenig die Macht oder das Recht haben, diesem neuen Wesen Gesetze vorzuschreiben, als sie die Macht oder das Recht besitzen, sie den Bahnen der Sterne aufzuerlegen.

Aber wenn die Mutter von derselben Ehrfurcht vor den unbekannten Welten, die ihr in den großen Blicken des Kindes begegnen, durchbebt wird, wie vor den Welten, die ihre weißen Blüten über das blaue Dunkel des Himmels rieseln lassen; wenn der Vater in seinem Kinde den Königssohn sieht, dem er in Demuth mit seinen eigenen besten Kräften dienen soll — dann kommt das Kind zu seinem Rechte! Nicht dem Rechte, Andere zum Spielball seiner Launen zu machen, sondern dem Rechte, sein volles, starkes, persönliches Kinderleben vor einem Vater und einer Mutter zu leben, die selbst ein volles persönliches Leben leben, ein Leben, aus dessen Säften und Kräften das Kind das schöpfen darf, dessen es zu seinem eigenen Wachsthum bedarf.

Eltern dürfen nie erwarten, daß ihre eigenen höchsten Ideale auch die der Kinder werden. Die freidenkenden Söhne frommer Eltern und die christlichen Kinder von Freidenkern sind schon beinahe sprichwörtlich geworden. Aber was die Eltern dadurch, daß sie groß und ganz ihren eigenen Idealen nachleben, vermögen, das ist, die Kinder zu Idealisten zu machen, obgleich sie dies oft zu einem ganz anderen Strande des Gedankens führen kann, als dem, an dem ihre Eltern gelandet sind!

In Bezug auf Ideale gilt es für die Aelteren wie in jeder anderer Hinsicht, zagend ihren Rath und ihre Erfahrungen anzubieten, ja, die Jugend darnach suchen zu lassen, wie nach Früchten, die unter dem Schatten der Blätter verborgen sind, und wenn der Rath verschmäht wird, darüber weder Verwunderung noch Ungehaltenheit zu zeigen.

* * *

Die Frage eines Witzlings, warum er etwas für seine Nachkommen thun solle, da diese doch nichts für ihn gethan haben? versetzte mich schon in meiner Jugend in die lebhafteste Gedankenarbeit. Ich fühlte, daß die Nachkommen viel für ihre Vorgänger gethan haben, nämlich dadurch, daß sie ihnen den unendlichen Horizont der Zukunft jenseits von ihrem täglichen Streben gaben! Aber bis auf weiteres hat die Menschheit sich selbst diesen Horizont verschlossen. Erst wenn man im Kinde die neuen Schicksale des Menschengeschlechtes ahnt, wird man behutsam mit den feinen Fäden in der Seele des Kindes umgehen, weil man dann weiß, daß es diese Fäden sind, die einstmals das Gewebe der Weltgeschehnisse bilden werden. Dann wird man einsehen, daß jeder kleine Stein, mit dem man die spiegelnden Tiefen im Geiste des Kindes bricht, durch Jahrhunderte und Jahrhunderte in immer weiteren Ringen seinen Einfluß verfolgen wird! Durch unsere Väter sind wir ohne unseren Willen und unsere Wahl bis in den tiefsten Grund unseres eigenen Wesens schicksalsbestimmt geworden. Durch die Nachkommen, die wir uns schaffen, können wir in gewissem Maße als freie Wesen die zukünftigen Schicksale des Menschengeschlechtes bestimmen!

Digitized by Google

Dadurch, daß die Menschen all dies in ganz neuer Weise fühlen werden, da sie es alles im Lichte der Religion der Entwickelung sehen, wird das zwanzigste Jahrhundert das Jahrhundert des Kindes werden. Es wird es in zweifacher Bedeutung: theils in der, daß die Erwachsenen endlich den Kindersinn verstehen werden, und theils in jener anderen, daß die Einfalt des Kindersinns so auch den Erwachsenen bewahrt werden wird. Dann erst kann die alte Gesellschaft sich erneuen.

Digitized by Google

Maimorgen.

Von **Stijn Streuvels.**

Das Grün war überall üppig ausgeschossen. Die Blumen in dem neuen Garten standen in voller Blüte. Die Sonne barg sich noch hinter den Bäumen und der Himmel wölbte nüchtern und rein sein grelles Blau über einem jungen Tag. Der frische Wind kam mit wohliger Kühle, gleich einem sanften Atemzug den Berg heruntergeweht. Die Vögel zwitscherten lustig in den blühenden Bäumen rund um das Haus herum, das tief hinter dem Grün verborgen, wie mit dem Walde verwachsen dastand.

Nach dem geräuschvollen Hochzeitsfest war Lander mit seiner Ria hierher übergesiedelt, um hier allein und friedlich zu leben. Sie hatten Mutter und alle die Brüder und die andern Menschen in dem Dorf zurückgelassen, alles geflohen, was ihr junges reiches Glück stören konnte.

Thüren und Fenster standen weit offen und Ria war früh hinausgegangen zu den Blumen und Vögeln; Lander stand am Wasser und wollte die Netze einziehen. Aber er mußte eine Weile müßig stehen bleiben und träumerisch auf das blaue, friedlich spiegelnde Wasser starren. Er bekam Lust zum Baden. Er warf seine Kleider ab, lief die grünüberwachsene Böschung hinab und planschte durch das Wasser. Ein Frösteln durchlief seinen nackten Körper, das Blut jagte empor und er fühlte sich wohlig umspült von dem lauen Wasser. Er streckte die Glieder flach aus, schlug mit Armen und Beinen um sich, hob den Kopf und ruderte so fort über den Strom. Der blaue Spiegel dehnte sich weit vor seinen Augen aus, und ganz hinten wiegten sich gelbe Wasserlilien, und schaukelten sich grüne Blätter auf sanften Wellen gegen das Ufer. Er klatschte immer ausgelassener mit den Händen, sodaß die Tropfen hell aufsprühten in der Luft und auf seinen dunkelhaarigen Kopf zurückfielen. Er tauchte bis tief auf den Grund und kam erst an einer anderen Stelle wieder empor, planschte und spritzte, bis er, müde geworden, sich von der Fluth treiben ließ. Er lag nun ausgestreckt wie ein Ertrunkener auf dem Rücken, aber die Augen ließ er über den hohen blauen Himmel wandern. Das Wasser war so silberklar, so wohlthuend frisch und er fühlte die Nässe wie eine streichelnde Hand seine Haut berühren. Als er so ein Stück mit der Flut dahingeglitten war, warf er sich auf den Bauch und kämpfte mit einer Aufwallung lebensvollen Kraftgefühls gegen den Strom an, bis zu seinem Haus, dann sprang er geschwind ans Ufer, schüttelte die Nässe von der Haut. Er zog sich an und legte sich vor die Hausthür in die Sonne.

Die Bäume neigten ihre Zweige mit dem schwer daraufastenden Blütenschnee bis auf den Boden hinab. Andre streckten die weiße Pracht hoch zum blauen Himmel empor, und die Morgensonne spielte darin mit

Digitized by Google

glitzerndem Schein. Ueber den Kronen tanzte der goldene Blütenstaub aus all den weißen Kelchen. Weit hinten wandelte Rias schlanke Gestalt hin zwischen den Hecken, wie ein Schwan über dem Wasser. Jetzt hob sie die Arme hoch zu den Jasmindolden über ihrem Haupte, dann neigte sie sich wieder biegsam zu den Tausendschön vor ihren Füßen hinab. Lander richtete sich auf und jubelte voll Entzücken: „Ria!“

Ria wandte überrascht den Kopf, und zwischen den Händen rief sie ihm ein „Lander!“ zurück. Sie warfen sich die Namen hin und her, wie im neckischen Spiel mit einem fernen Echo. Das klang in ihren Ohren wie all das Schöne und Süße, das sie sich mit vielen Worten sagen konnten. Ihre sonnigen Augen färbten sich anders bei jedem neuen Blick, wie herrlich ihr goldblondes Haar! und ihr lachender Mund; bei jeder Bewegung sah das holde Gesichtchen anders, und immer noch anmutiger drein. Sie sah träumerisch zu ihm hinüber und bewunderte seinen kräftig entwickelten Körper, seinen Lockenkopf und den Blick aus seinen tiefen Augen, nach dem es sie verlangte. Sie waren gegenseitig stolz auf ihre Schönheit und all die Blumen um sie herum dienten nur dazu, ihr Bild zu heben und zu verschönen.

So viele Tage schon dauerte das Glück, und nichts hatte ihre Lust des Beisammenseins gestört. Die ganze Welt war aus ihren Gedanken geschwunden; in überseligem Genuß und Zufriedenheit verlangten sie nichts von dem, was jenseits ihres kleinen Gewesses lag, und sie glaubten für immer von den rohen Menschen los zu sein. Die Tage schwanden und immer gab es etwas zu beschicken im Hause oder draußen an den Bäumen. Es wurde immer zu bald dunkel und zu früh hell, und die Zeit lief zu schnell, weil sie jede Stunde hätten festhalten mögen. Landers Flinte hing vergessen hinter der Scheune, und der ungestüme Jäger von ehemals legte seine Stricke jetzt hinter dem Hause und streckte sich faul in die Büsche, auf das Wild lauernd oder auf die Fische, die sich in den Netzen fangen sollten.

Ria sang bei der Arbeit, das Essen richtend, die Kleider flickend oder das Gemüseland bestellend. Des Abends saßen sie beieinander auf der Bank und sahen schweigend, wie die Dinge ineinanderflossen. Die duftgeschwängerte Luft um sie herum trieb sie einander in die Arme, während dicht neben ihnen der grüne Rosenbusch in der Stille seine Knospen ansetzte.

„Hör sie doch nur, wie süß!“ sagte Ria, als die Nachtigall so lässig ihre Kehltöne herausflötete.

Lander streichelte sanft ihre Locken und verflocht ihre Finger zwischen den seinen. Sie waren wie zwei große Kinder in einem Lustgarten, unbewußt des großen stillen Glückes, in dem sie lebten. Sie ließen die Zeit verstreichen ohne sie nachzurechnen. Der Strom führte sein Wasser fort und immer neuer Wind kam, mit seiner Kühle die heiße Luft zu erfrischen. Die weißen Blüten flockten entsäftet nieder und häuften sich wie unberührter Schnee.

Aber die Glut des Lenzes war noch nicht erloschen, als sie beide von einer lähmenden Müdigkeit befallen wurden, die das Leben noch verweichlichte. Vielleicht war es der geheime Kummer um das Abfallen der Blüte, der alles noch stiller und lebloser erscheinen ließ. Sie kannten sich jetzt so gut, daß ein Blick, eine Bewegung mehr bedeutete, als das viele Geschwätz von früher. Lander fühlte etwas wie eine Erschlaffung der Kinnbacken von dem fortwährendem Lächeln und ein Flimmern von all dem Weiß und dem

Digitized by Google

Sonnenschein vor den Augen. Er merkte auch, daß Ria ihn mied und lieber vor sich hinträumend allein stand, wie versunken in den Vogelgesang. Er mußte schon mehr in sie dringen, um ein Wort oder ein Lächeln von ihr zu erhaschen. Sie sah ihn wehmütig mit feuchten Augen an, und jetzt, wie sie da wandelte, fand er, daß ihre Figur schwerfälliger geworden war, entstellt, und in den Bewegungen lag eine müde Trägheit. Sie waren beide befangen und verbargen etwas vor einander, an das sie beständig dachten, ohne ein Wort darüber äußern zu mögen. Sie logen mit den Augen und geschah es, daß einer einen zu tiefen Blick in die Seele des andern that, erschraken sie und neckten sich gegenseitig mit blödem Lachen. Lander hätte die Mutlosigkeit von ihr verscheuchen mögen; er that fröhlich und unbefangen und fragte, ob er ihr mißfiele oder ob ihr etwas fehle? Er suchte mit tausend neuen Dingen ihre Gunst zurückzugewinnen und ihr Gemüt zu erheitern. Aber es ging nicht, Ria sah ihn gutmütig an, und die leise Wehmut blieb über ihrem ganzen Wesen hangen.

„Nichts fehlt mir, ich war nie so wohl wie jetzt", sagte sie und ging wieder ihre eigenen Wege.

Er selbst verkroch sich in den Winkel. Es war alles so schön um ihn her, so still und friedlich, und weil er nun nichts mehr zu wünschen hatte, kam ein Fieber in sein Gemüt, und es gelüstete ihn nach Dingen, die er nicht einmal deutlich vor sich sah, die aber doch neue Befriedigung gewähren mußten. Sein Weib hatte alles kindlich einfache abgelegt und war verändert: ein heiliges Bildnis geworden, das er nicht zu berühren wagte. Und außer ihr gab es nichts, das des Ansehens wert gewesen wäre. Aber in der Ferne hörte er das Jagen des wilden Windes, der mit starkem Atem durch das Laubmeer hoch oben im Walde blies, und er sah die düstern Schleichwege und das flüchtende Wild, und der herbe Duft schlug wie eine liebe Erinnerung in ihm auf.

„Daß ich hier schlapp wie ein Weibsbild herumschmachte und Grillen fange!" murrte er.

Umherstreifen! und übermütiger Zeitvertreib! Er bekam mächtig Lust, auf und davon zu stürmen. Es war eben so schnell beschlossen als ausgedacht: er ging still ins Haus, griff nach der Flinte und strich langsam am Waldrand entlang. Die Bäume standen da blauschwarz, wie alte, betagte Freunde, mit dunkler Luft zwischen den Stämmen, und der kräftige Duft lockte zum ein- und ausatmen. Horrido! er schmetterte den übermütigen Jägersruf hinaus, daß es dröhnend wiederhallte durch die Laubgänge, und er lief und jagte bis gegen Abend.

Wider Erwarten sah Ria ihn bei seiner Heimkehr freundlich an, und bewunderte all das Wildpret, das seine geschickte Hand erlegt hatte. Sie schwatzten noch lange gemütlich; Lander erzählte von dem Genuß, den er gehabt, aber sie rührten noch mit keinem Wort an dem Verschwiegenen. Am andern Tage fragte Ria, ob er wieder fort ginge, und Lander nickte, froh, daß sie sein Thun gut hieß, und auch am folgenden Tag zog er aus, von leidenschaftlicher Lust getrieben und er ward wieder der kecke Wilddieb von ehedem, der weder Zeit noch Lust für andre Dinge hatte.

Eines Abends, als er nach Hause kam, sagte Ria, daß sie wohl einmal ins Dorf gehen möchte zur Mutter. Sie mußte die Frage schon lange überlegt haben, ohne den Mut zu finden, damit herauszukommen. Lander sah sie verwundert an, nickte aber zustimmend. Sie hatten sich gegenseitig gelobt, hier ewig allein zu bleiben, und niemand fremdes hereinzulassen.

Digitized by Google

„Wir müssen bis Sonntag warten, Ria, in der Woche ist Mutter auf dem Felde." Weiter sprachen sie nicht darüber; aber Lander dachte bei sich, was sie nun wohl von Mutter will? Es wird ihr hier zu einsam mit mir allein, dachte er; aber bald hatte er es wieder vergessen, er sang und zog früh morgens auf die Jagd. Jeden Tag kam er mit Wild beladen zurück, und er hing die Hasen und Kaninchen in Reihen am Giebel auf.

Am nächsten Sonntag setzten sie in einem Boot über den Weiher und wandelten durch die Laubgänge nach dem freien Felde, wo sie hinter dem Dorf an Mutters Hütte gelangten.

Das alte Frauchen saß mit den Händen auf den Knien, von der Wochenarbeit ausrastend, am Fenster, und ließ den Blick über die armseligen Gegenstände um sie herum schweifen. Als sie die „Kinder" erkannte, sah sie sie mit schalkhaften Augen an und kicherte neckend.

„Na, Kinder, wo hapert's, daß Ihr zu mir kommt?" und sie sah forschend von ihrem Stuhl zu ihrer Ria auf, „seid Ihr krank, bist Du krank, Kind?" und sie lachte wieder, wie ein ganz kindisch gewordenes altes Weib.

Lander und Ria fanden Mutter so gealtert, abgezehrt, und ihr Häuschen so düster. Aber sie wollte nicht beklagt sein und behauptete, daß in ihren alten Gliedern noch Kraft genug säße, um das ganze Gewese zu bestellen. „Ich brauche keine Hülfe, und nun gar schon von meinen Kindern! . . . Wenn Ihr gekommen seid, um darnach zu sehen," und sie zog die dicken Augbrauen hoch empor vor Stolz und deutete mit dem Finger durch die Scheiben: „Seht nur, wie mein Land da liegt, aber des Sonntags gönne ich mir meine Ruh hier auf dem Stuhl."

Ria sah wie ein unmündiges Kind nach Mutters verwitterten Händen, und sie wagte nicht zu sagen, daß sie kam, um sich Rat und Hülfe zu holen.

Sie frugen nach dem Ergehen der Brüder: „sie platzen vor Wohlergehen und machen Kinder groß . . . und sonst weiß ich nichts, es sieht sich niemand nach Mutter um, nicht anders, als wenn sie Hülfe brauchen," und sie besah Ria, um zu fragen, was sie nötig haben mochte, als hätten ihre schlauen Augen schon erraten, worauf es hinauslaufen mußte.

„Solang meine alten Knochen noch wollen, gehts gut", fuhr sie fort, „und dann? Unser Herrgott wird mich schon holen, wenn meine Beine krüppelig und lahm sind."

Lander ging nach draußen zu der Kuh und der Ziege, wanderte weiter bis zu den drei Nußbäumen hinter dem Hause und kehrte schließlich bei einem berüchtigten Wilddieb ein, der nun mit steifen Beinen hinter dem Ofen saß und auf den Tod wartete. Als er wieder nach Hause kam, fand er die Mutter und Ria gemütlich beisammen sitzend und eifrig über die Vorbereitungen zu einem großen Ereignis schwatzend. Er stand dabei wie ein hereingeschneiter Fremdling, der nichts mit der ganzen Sache zu thun hat.

„Gehn wir bald heim, Ria?" fragte er zögernd.

Sie war bereit, sofort mitzugehen, aber sie hatte noch viel zu fragen. Lander trommelte gegen die Fensterscheiben. Endlich war sie fertig und sie brachen auf. Mutter blieb, ohne sich zu rühren, auf ihrem Stuhl sitzen. Ria wandte noch einmal den Kopf und wünschte guten Abend und da rief die Alte beruhigend:

„Ja, Kind, ich komm schon wenn's nötig ist."

Digitized by Google

Die Sonne war schon hinunter, als sie unterwegs waren, sie gingen nebeneinander und Ria fand nicht Worte genug, um ihre Fröhlichkeit auszulassen.

„Ein Kindchen, denk doch nur, Lander, ein Kindchen!“ wiederholte sie immer wieder. Lander fand es nun auch herrlich und so neu; ein kleines Wesen zwischen ihnen, ein kleines Ding zum Spielen, das ihnen zu gleichen Teilen gehörte. Ein Kindchen! Sie erwarteten es nun schon so lange, aber keiner fragte nach der Ursache, die sie gehindert hatte, schon früher davon zu sprechen. Die Lügen und das unschuldige Heuchelspiel zwischen ihnen waren aus ihren Augen geschwunden, sie blickten sich lange an und lasen sich die Worte von den Lippen, um es zuerst auszusprechen, was der Andre dachte: wie das kleine Ding aussehen würde, was sie alles thun würden, und wie es heißen sollte! Wie es sprechen und laufen und spielen lernen würde!

Hier und da wanderte ein Mensch durch das Feld, behaglich nach seinen Früchten schauend. In den Laubgängen des Waldes war niemand und die fahlblaue Luft sah zwischen den Kronen herein, so farblos, daß man meinte, quer hindurch sehen zu können in die Unendlichkeit hinein. Der Wind regte sich fast nicht; ein kaum hörbares Säuseln war es — so seidensanft, das durch die Blätter rieselte. Es war alles so friedlich und still um die beiden, die nun ihre Herzen so glückselig in der neuen Ueberraschung schlagen fühlten.

Abends fanden sie es wieder so einzig unter dem breiten Strohdach, fern von allem Lärm des Dorfes. Die Blätter hingen jetzt dicht, voll schwerer Schatten über ihren Häuptern. Die Blumen dufteten so wundergut und die Amseln lockten einander im Waldversteck. Droben trieben die rosa Wölkchen gleich Schäfchen auf der Reise nach dem Horizont.

Lander hätte laut aufschreien mögen vor Wonne, er fand seine Ria jetzt so unsäglich köstlicher, streichelte ihre schlanken weißen Finger, aber als er aufstand und sich über sie lehnte, fühlte er wie ein Zittern über ihren Leib lief und sie schob ihn weit von sich.

Nachts träumte er von den bevorstehenden Ereignissen und er wunderte sich über seine eigene frohe Sehnsucht nach dem kleinen Geschöpf, das er noch nicht einmal kannte.

Die Tage wurden nun vielfarbiger und der Sommer kam mächtig herauf. Jede Stunde wurde für sie ein Vorzeichen, das sie begierig anstarrten wie ein heiliges Wunder. Aber nach solchen frohen Ergüssen kamen auch Stunden der Angst und geheimer Furcht: sie wußten nicht, ob es ein großes Glück oder ein grausames Unglück war, das sie schweigend erwarteten.

Ria wandte zuweilen scheu das Haupt und erschrack über ein eingebildetes Rascheln im Walde, wo sie ein Paar schalkhafte Augen zu entdecken glaubte, die ihr Uebles wollten.

„Lander,“ schmeichelte sie, „bleib nun bei mir daheim für eine Zeit lang und laß mich nicht mehr allein.“

Lander blieb. Er wagte sich kaum noch bis hinter das Haus, um die Netze zu legen. Er summte still ein Lied für sich hin, und sah verstohlen auf seine Frau, die ganze Tage lang matt auf der Bank vor der Thür ruhte. Sie war abgezehrt und bleich, und wenn er sie fragte, ob sie Schmerzen habe und ob er ihr helfen könne, lächelte sie zärtlich und sagte sanft:

„Mir ist wohl, Lander, laß mich nur still liegen.“

Digitized by Google

Ihr schönstes Vergnügen war es, allein zu sitzen und nach dem, sich verfärbenden Laub hinaufzustarren; dann spielten ihre lieblichen Gedanken friedlich in einem himmelblauen Glück.

„Das währt lange," meinte Lander; noch nie hatte es ihn so nach dem Ablauf der Sommerzeit verlangt. Unter sich sprachen sie wenig von dem Bevorstehenden, und er wagte nicht zu fragen, wie es ihr ginge, wie sie sich fühlte. Schließlich neigte sich die Wartezeit doch ihrem Ende zu. Ria sank zusammen vor Ermattung, sie sprach halblaut für sich und blieb, überwältigt von so viel Schmerz auf ihrem Bette liegen.

„Es ist Zeit, geh nun Mutter benachrichtigen," bat sie.

Lander lief eilig ins Dorf. Mutter lachte wieder so eigentümlich, als sie den Burschen daherstürmen sah und atemlos seine Botschaft melden hörte.

„Es eilt nicht," sagte sie ruhig und fuhr fort, das Viehfutter zu stampfen.

„Sie ist so krank, Mutter," klagte Lander.

„Und wird nicht dabei zu Grunde gehen, Junge, wir haben es alle durchgemacht, es ist nur ein böser Sprung, nach dem ersten Mal geht es glatt, wie Wasser durch einen Bach."

Sie stand krummgebogen über dem Trog und ihre stockigen Arme planschten in dem Wasser, in welchem sie die schmutzigen Rüben rein wusch; dabei wackelte ihr alter Kopf fortwährend hin und her. Sie erschien, wie sie da stand, wie ein altes, kümmerliches, verfallenes Geschöpf, ohne Empfindung, durch die lange Erfahrung andrer Leute Leid geringschätzend, das sie durch eigene zähe Kraft überwunden hatte.

„Komm doch, Mutter." flehte Lander ungeduldig, „Ria liegt in Todesnöten und verlangt nach Dir, sie ist allein."

„Ja, und mein Vieh?"

„Darf ich es besorgen?"

„Schon recht, Jung, trag mir nun erst den hinein aufs Feuer; siehst Du, nun geh ich gleich nach Deiner Frau sehen."

Lander lief hin und her und schaffte, während Mutter die nassen Hände an der Schürze abtrocknete und bedächtig den Weg hinunter ging.

Was war geschehen? ging die Welt unter oder stürzten die Bäume krachend gegen einander? niemand wußte etwas davon und der gellende Schrei wurde von dem dichten Grün im Garten gedämpft. Draußen blieb alles ruhig, unverändert wie alle Tage, als sei nichts geschehen.

Als der schlimme Augenblick vorüber war, erwachte Ria aus der Betäubung und lag fröhlich lächelnd da, müde, aber sehr befriedigt und überselig in der Gewißheit, neben sich ein lebendiges Kindchen liegen zu haben.

Wie sehr Lander sich auch mit der Arbeit bei dem dummen Vieh sputete und wie flink er heimlief, das kleine Ding war doch schon geboren; er fand Mutter bei der Arbeit und seine Frau glücklich entbunden.

Die Alte gab dem ängstlich erstaunten jungen Mann ein Bündel in die Hand und sagte: „Da Väterchen, Dein erster Junge."

Ria fand er trotz all seiner thörichten Vermutungen unverändert und lebend! Das war nun seine größte Freude. Dann besah er das rothäutige, runzelige, winzig kleine Kindchen, das er unbeholfen in den Armen hielt, aus Furcht, daß seine rauhe Berührung ihm weh thun könnte.

Das war eine Enttäuschung! Er glaubte nicht, daß aus so einem erbärmlichen Geschöpfchen ein wirklicher Mensch werden könnte; sie hatten ihm das immer ganz anders vorgestellt; er hatte so etwas wie ein molliges,

Digitized by Google

rosiges Dingelchen mit Locken erwartet; aber er meinte doch: ich muß nun ganz glücklich sein, und er lachte.

Ria streckte die Arme aus und wollte das Kind haben. Dann wurde es sorgfältig eingewickelt neben sie zum schlafen gelegt.

Mutter machte sich zum Aufbruch bereit.

„Nun werdet Ihr wohl ohne mich fertig," meinte sie, „komm bald wieder zu Kräften und fang nicht an, Grillen zu fangen, Ria. Du kannst Gott dem Herru danken, daß es gleich das erste Mal so gut abgelaufen ist. Sonntag komm ich mit Witte und seiner Frau, um das Kind zur Kirche zu tragen und dann wollen wir auf Deine Gesundheit trinken!"

Vor der Thür hob sie einen Stein auf und warf ihn nach einer Elster, die schwatzend im Baum saß.

„Schlechte Vorbedeutung," sagte sie zu Lander und ging lachend davon.

Sie waren froh wieder allein zu sein mit ihrem Schatz. Jeder Tag war ein Festtag. Die Sonne schien lustiger als zuvor und die Vögel sangen sich nicht müde. Hoch in den Bäumen, wo einst die weißen Blüten schimmerten, leuchteten nun rote und braune Beeren und reifendes Obst. Lander und Ria hatten alle Hände voll zu thun; das Kind wurde besehen, beküßt und belächelt und wurde von Vater zu Mutter hinüber gereicht, als ein Wunderding, auf das beide eifersüchtig waren. All die kleinen zartweißen Hemdchen und Windeln, die Ria heimlich genäht hatte, wurden nun hervorgeholt und angepaßt. Lander machte eine Schaukelwiege aus Brettern und Weidenruten, dahinein wurde das Kindchen zum Schlafen gelegt. Das erste Geschrei klang ihnen wie Freudenmusik und mit allerlei alten Liedchen lullten sie es ein. Wenn „Landerchen" die Lippen kraus zog, behauptete Mütterchen, daß er gelacht habe. Er wuchs und verschönte sich sichtlich. Am Sonntag kam die Alte mit Rose — Landers Schwester — und Witte, deren Mann, um das Kind zur Taufe zu tragen. Sie mußten Ria, die zu Hause blieb, heilig versprechen, vor dem Abend zurück zu sein und gut Acht zu geben auf das Kind. Sie flüsterte noch etwas in Landers Ohr, worauf dieser beruhigend nickte. Vater und Peter hatten ihre besten Kittel an, und Mutter und Patin kattune Mäntel und auf dem Kopf geblümte Mützen. Sie zogen zu vieren ins Dorf zur Kirche.

Der Pastor taufte das Kind, und Pate und Patin nannten es nach altem Brauch mit dem väterlichen Namen „Lander". Sie gelobten aus besten Kräften für Seele und Leib des Täuflings zu sorgen und kehrten aufgeräumt aus der Kirche zurück. Dann gings nach der „Kiewitte", wo auf dem Grasplatz vor der Thür unter den fünf Pappeln gezuckertes Bier getrunken wurde. Die Bauern schoben dort Kegel; sie begrüßten Lander als ihren alten Kameraden und beredeten ihn und Witte zum Mitspielen. Sie beglückwünschten ihn zu dem ersten Sohn, und jetzt fing er erst wirklich an zu glauben, daß ihm ein großes Glück in den Schoß gefallen sei, auf das er stolz sein müsse.

„Einschenken, Frau Wirtin!" gebot er.

Witte, der zum ersten Mal Pate war, ließ sich nicht lumpen.

„Immer austrinken, Freunde, ich geb 'ne neue Runde!"

Landerchen wurde daneben auf zwei Stühle gelegt und mit einer blauen Schürze zugedeckt, unter der er ruhig weiterschlief. Patin und Großmutter rückten auch heran, die Bauern stopften die langen Pfeifen, tranken ein Mal um das andre aus, und bald wurden sie lustig und fingen an zu singen. Lander brüllte immer lauter und ließ immer frisches Bier bringen.

Digitized by Google

Bevor sie aufbrachen mußte der Täufling seinen ersten Zug thun, und sie flößten ihm aus einem Genevergläschen Zuckerbier ein.

„Nun alle mit zu mir zum Kaffeetrinken!“ schlug die Alte vor.

Die Brüder mit ihren Frauen waren es zufrieden und saßen schon wartend da. Das Kind wurde nebenan auf das Strohbett in der Kammer gelegt und weil es so gewaltig schrie, gaben sie ihm Zucker zu lutschen und zogen die Thür zu. Kaffee, frische weiße Butterbrote, Kandiszucker, Genever mit Zucker, die Alte hatte für alles gesorgt. Die Gäste saßen vergnügt um die kleine Tafel und ließen es sich gut schmecken. Als es nun dunkel wurde, fiel es Lander ein, daß Ria allein zu Hause war und er wollte weg. Aber sie lachten über seine Unruhe und behaupteten, daß der Kirchgang tüchtig gefeiert werden müsse, wenn anders das Kind gedeihen solle.

Als alles aufgegessen und ausgetrunken war, kehrte jeder in seine Wohnung zurück, Großmutter nahm das Kind, und mit Lander und einigen Weibern schritt sie dem Walde zu.

Ria schwebte in Todesangst. Sie war aufgestanden, um nach ihnen auszuspähen, hatte auf jedes neue Geräusch gelauscht, und war schließlich von Schwäche übermannt auf ihrem Bette zusammengebrochen. Aber jetzt war all ihr Leid vergessen, als sie ihr Kind wieder sah und dem Ausgehungerten kleinen Märtyrer zu trinken geben durfte.

„Nun sind wir gottlob wieder allein,“ sagte sie zu Lander, „und es ist alles glücklich vorübergegangen.“ All die kommenden Tage ungestörten Besitzes tröstenten sie für die qualvolle Entbehrung. Lander fühlte sich unbehaglich und wollte schlafen, aber der Kleine schrie die ganze Nacht hindurch, und streckte flehend die Aermchen nach etwas aus, um das er nicht bitten konnte.

Gegen Morgen rüttelte Ria ihren Mann wach.

„Sieh doch, unser Kindchen ist krank!“ weinte sie.

In Landers müdem Kopf spukte noch der Lärm von gestern, und er sah nicht klar aus den Augen. Der große Kummer seiner Frau rief ihn wach. Sie stand mit hängenden Haaren und halb angezogen vor ihm, sie hielt das Kind auf den Armen und küßte es und legte es wieder in die Wiege, um es ernst und erschrocken anzusehen; sie traute ihren Augen kaum.

„Lander, Lander, was fangen wir an?“ rief sie außer sich, und die Arme sanken ihr mutlos am Leibe nieder.

Das kleine greisenhafte Gesichtchen war ganz zusammengeschrumpft, blau angelaufen und das Mündchen stand offen, die kleinen Lippen über den zahnlosen Kiefern verzehrt; es schnappte nach Atem uud suchte und tastete mit Aermchen und Beinchen nach Linderung; es kam nur noch ein kaum hörbares Piepsen aus der Kehle.

„Lauf schnell zu Mutter! Nein, bleib hier, allein will ich nicht bleiben!“ schrie sie verzweifelt.

Aber Lander war schon über den Weier gerudert und lief geschwind am jenseitigen Ufer davon.

Ria hatte den Kopf voll tausend Gedanken, ohne zu wissen, was sie zuerst thun sollte.

Lander brachte die frohe Nachricht, daß Mutter schon unterwegs sei, um zu sehen was es gäbe. Wirklich kam sie dahinten angewandelt, sichtlich erbost über die neue Störung. Sie trat an die Wiege, und Rias Augen forschten voll Angst in Mutters runzeligem Gesicht, als ob darin die Entscheidung über Tod oder Leben zu lesen stände.

Digitized by Google

Als die Alte das Kind lange genug besehen hatte, wandte sie den Kopf zu Lander und sagte ganz ruhig:

„Das Kind ist bei Zeiten getauft, es wird nun ja sterben können."

Ria glaubte nichts davon und wollte nichts glauben; sie nahm das Kindchen hastig auf, um es dem Ausspruch zu entziehen. Vor ein paar Tagen erst war es ihr geschenkt, all das funkelnagelneue der Ueberraschung war noch daran, und jetzt wollten sie es ihr schon wieder nehmen. Und sie beschuldigte Lander und Mutter mit heftigen Worten, daß es ihre Schuld sei, und daß sie das Kind gestern gemordet hätten!

„Und nun muß mein armes Würmchen sterben, aber nein," stöhnte sie, „es kann und darf es nicht! Mutter! Lander! ich bitt Euch, sagt daß es nicht sterben kann und darf! .... So hilf mir, Herr Gott!" flehte sie leise und schluchzte.

„Wanne van den Berg will ich fragen, und Pliene weiß vielleicht auch ein Mittel, oder Virginie," aber die Alte schüttelte den Kopf und kniff die Lippen zusammen und machte sich auf den Weg.

Lander stand dabei und kuckte wie jemand, der nicht helfen kann.

Sie verwandten beide kein Auge von der Wiege und starrten sprachlos ihr Unglück an.

Gegen Morgen kam Wittes Frau mit Pliene und später die andern Nachbarinnen aus den Dorf. Sie drängten sich um die Wiege, gafften, gaben Ratschläge und erzählten von den Krankheitsfällen ihrer eigenen Kinder. Dann sprachen sie unter sich von andern Dingen und die allzeit so stille Kammer war nun voll Lärm. Das Kindchen lag dabei, ohne die Aermchen und Beinchen nur einen Augenblick still zu halten, das eingeschrumpfte Gesichtchen war nicht größer als eine Faust und blau angelaufen! alle Muskeln wurden steif und die Lippen spannten sich über dem eingefallenen Mündchen, es sah wunderlich aus, man wußte nicht, ob es lachte oder weinte.

„O du armer kleiner Märtyrer!" klagte ein Weib, und wandte voll Mitleid den Kopf ab, und schlug die Hände zusammen.

„Das Kind hat die fallende Krankheit," behauptete eine andere, „lauft zum Pastor, habt Ihr Virginie nicht holen lassen?"

„Wenn es mein Kind wär, wollte ich es wohl gesund kriegen," sagte eine Bäurin, „mit Frau Saelens Aeltestem war es auf das Haar genau dasselbe und Mina — Gott hab sie selig — hat ihn in drei Tagen gesund gemacht. Am St. Johannistag hat sie Kartoffelmehl mit Honig angerührt und davon einen flachen Kuchen gebacken, den sie dem Kind warm auf den Leib gelegt hat, — schneller als ich es sage, war alles wieder gut!"

„Virginie hat versprochen, daß sie kommen wollte, wir sollten nur warten," berichtete Wittes Frau.

„Wir haben das Kind überschrien," sagte eine der andern, die gestern mit bei dem Tauffest dabei gewesen war, und sie blickte beschämt und reumütig zu Ria hinüber. Die andern hielten die Augen auf Pliene, die noch immer keinen Rat gab.

Lander spähte nach Wanne van den Berg aus, die noch kommen sollte.

Später kam Großmutter und berichtete, Wanne wolle nicht kommen, weil es sich nur um ein Kind handele; aber sie hatte ihr zwei getrocknete Wurzeln mitgegeben und zwei runde braune Saatkörner und einen blauen Kiesel. Das sollten sie alles zusammen kochen und das Kind damit waschen. Aber erst, das hätte sie fast vergessen, mußte sie noch an den

Digitized by Google

Weier auf die Suche von Wasserhahnenfuß mit purpurnen Blumen, davon mußten zwei Stengel und ein Blatt mitgekocht werden.

All die Gesichter waren voll Bewunderung auf Großmutter gerichtet und auf die geheimnisvollen Heilkräuter, die in ihrer Schürze lagen. Das Wasser wurde aufgesetzt und die Kräuter hineingeworfen. Wittes Frau ging auf die Suche nach dem bewußten Wasserhahnenfuß. Die andern blieben in angstvoller Spannung bei dem dampfenden Kessel stehen.

„Das riecht!“ meinten sie, „es ist Pfeffermünz dabei und Gewürznelken und alles mögliche noch!“ und sie erzählten jeder eine von den Zaubereien, die Wanne verrichtet hatte.

„Das ist ein Mittel für einen sanften Tod,“ sagte Pliene leise und stieß ihre Nachbarin mit dem Ellbogen an, verständnisvoll mit den Augen blinzelnd.

„Sollte nicht Zauberei dabei im Spiel sein?“ fragte die andre . .

Wittes Frau brachte das gefundene Wunderkraut und warf es in den Kessel.

Aber hinten am Waldrand tauchte Virginie auf; sie kam langsam dahergewackelt und breitete mit beiden Händen ihren Kattunmantel aus.

Die Weiber machten ehrerbietig Platz, um die weise Frau ihr Werk an der Wiege verrichten zu lassen. Sie besah das Kindchen, betastete seine Händchen, machte die Windeln los, zog die Auglider herunter und hielt das schlaffe Köpfchen auf ihrer mageren Hand. Als sie die runzeligen Bäckchen zusammenpreßte, kam weißer Schaum in Bläschen zwischen den Lippen des Kindes hervor. Die Frauen hielten den Atem an und folgten jeder von Virginies Bewegungen. Ria sah durch ihre Thränen hindurch, voll zurückgehaltener Hoffnung und Furcht. Und die Untersuchung erschien ihr so lang, so langsam, wie ein unruhiges Trippeln ohne vorwärts zu kommen, und sie rang die Hände vor Ungeduld. Ihr Atem kam aus beklemmter Brust; das bekümmerte Lander und er ging ans Fenster und blickte hinaus.

„Niemand Fremdes bei der Wiege gewesen?“ fragte Virginie.

Die junge Mutter sah sie verwundert an, sie wußte nicht, was sie antworten sollte und dann dachte sie an den unglückseligen Taufgang, da hatte es angefangen.

Großmutter sah nicht auf, sie schürte in einem fort das Feuer.

Virginie wies fragend auf die kochende Lauge.

„Ein Heilmittel von Wanne.“

Aber die Frau schüttelte den Kopf. „Nehmt es und tragt es hinaus,“ befahl sie, „und nun will ich eine Weile mit dem Kind allein sein.“

All die Weiber entfernten sich, und setzten sich in das Gras vor der Thür.

Pliene hatte sich verstohlen umgeguckt und gesehen, wie Virginie ein kupfernes Ding über die Thür hing, als das letzte Weib draußen war.

„Wißt Ihr wohl noch die Krankheit von meinem Kind?“ fragte eine der Frauen; „so krank, o so krank, eingeschrumpelt wie ein Kohlblatt, und es wär sicher draufgegangen, wenn Kale Stampers mir das gute Mittel nicht gegeben hätte: eine Apfelsine mußte ich nehmen und da allen Saft herausdrücken in einen Topf, und dazu Lorbeersaft und Lupinenblüten thun, das alles zu einem steifen Brei kochen und damit den Nabel, Puls und Magen von dem Kind bestreichen.“

„Dein Kind war drei Monate alt,“ fiel ihr Wittes Frau in die Rede, „und ich habe es gesehen, das war eine ganz andere Krankheit ohne Aderzucken. Ich verwett' meine Seele — das Kind ist behext!“

Digitized by Google

„Behext! sicher!“ stimmte eine andere ein. „Ich hab' ein Kind gesund werden sehen, das behext war; das Mittel stammte von dem alten Klausner, der nun schon lange tot ist. Sie mußten einen rotbraunen Hund fangen, ihn drei Tage hungern lassen, ihn dann mit einem flachsenen Strick erdrosseln, ihn drei Stunden draußen liegen lassen, während sie einen Kessel übers Feuer hingen — einen neuen — Oel hineingossen und das sieden ließen, dann den Hund hineinwarfen und ihn solange aufquellen ließen, bis er auseinander ging, aber der Kessel mußte fest zugedeckt bleiben, dann mußten sie dreizehn Scorpione suchen, sie verbrennen und die Asche in den Kessel und auf den Hund streuen, dazu noch eine Schüssel von Mehlwürmern — nur die Männchen — und 'ne ganze Menge andre Dinge. Dann mußte die Lauge sorgfältig geschäumt und abgeschöpft werden und durch ein Sieb geschüttet werden und dann kamen noch soundsoviel wunderkräftige Pulver daran, daß der Brei dick wie eine Salbe wurde, die in der Sonne getrocknet werden mußte, und damit mußten sie das Kind einschmieren und laut dabei das St. Johannesevangelium lesen.“

„Virginie hat lange drinnen zu thun,“ meinte Ria.

„Ja, sie wird es gut untersuchen,“ sagte eine der Nachbarinnen, „und auf das, was sie dann sagt kannst Du bauen.“

Die Thür ging auf und Virginie stand da mit ihrem gewohnten ruhigen Gesicht. Ria sprang auf und fragte um Auskunft.

„Da ist keine Besserung dran, Frauchen, es wäre eine Wohlthat, wenn das Kind sterben könnte, aber der Böse hält das Leben darin fest, und wird er nicht davon gescheucht, wird das Kind nicht erlöst werden.“

Sie sahen sie verwundert an. Ria stockte der Atem, wie ein Orkanstoß bebten die Worte durch ihr Gemüt.

Pliene kniff die Lippen zusammen und blinzelte vergnügt lächelnd mit dem einen Auge, weil ihre Ansicht mit Virginies Ausspruch übereinstimmte. Ria brach endlich in wildes Schluchzen aus, sie wollte ihr Kind mit Gewalt aufnehmen. Sie stellten sich ihr in den Weg und die weise Frau sagte noch ehe sie fortging: „Frau, wenn Ihr einen Bittgang in die Kirche thut mit Eurem Mann, und da Unsre liebe Frau um Beistand anfleht, so wird Euer Kind sterben können.“ Sie schlug ein Kreuz und ging die Dorfstraße hinauf. Alle Weiber folgten ihr in gemessenem Abstand, ohne zu sprechen.

„Ich komm morgen hier einhüten,“ sagte die Großmutter, die nun auch nach Hause wollte.

Lander und Ria folgten mit den Augen dem stillen Zug der Weiber, die, in ihre schwarzen Mäntel und Tücher gewickelt, durch den Abend dahinschritten. Als sie außer Sicht waren, fiel die Einsamkeit wie ein Hauch des Todes über alle Dinge in der Runde. Die Vögel waren schlafen gegangen und die Sonne spannte goldene Drähte, die wie Pfriemen stachen, durch die purpur-blauen Schatten unter dem Walde. Ria blieb bei der Wiege sitzen, die sie still weinend schaukelte; als keine Thränen mehr aus ihren Augen kamen, ließ sie den Fuß rasten und saß da wie ein steinernes Bild, ratlos ihr Kind betrachtend. Es lag noch immer da und verrenkte die Gliederchen und blickte aus den flauen Augen, die nichts sahen. Lander war auf dem Stuhl neben dem toten Herd eingeschlafen. Von Zeit zu Zeit brummte er, wenn sein Arm von der Lehne abglitt, fuhr auf und sah mit verstörtem Blick durch die Dämmerung nach dem mondklaren Fenster, gegen welches Ria sich als ein dunkler Schatten mit gebogenem Kopf ab-

Digitized by Google

hob. Die Trauer blickte aus jedem Winkel der Kammer und er eilte sich, wieder einzudrusseln in den guten Schlaf.

Weit übers Land ging das schwache Bellen eines Hofhundes.

Das dauerte die ganze Nacht hindurch.

Der Tag begann wie gewöhnlich mit langsam sich klärendem Schein über dem Walde und viel Vogelgezwitscher.

Großmutter stieß leise die Thür auf und weckte Lander.

„Komm, nun thun wir den Bittgang ins Dorf," sagte Ria, „Mutter gieb doch recht Acht auf . . . ."

Ihre Stimme war heiser geschrien und was sie noch sagen wollte, blieb ihr in der Kehle stecken. Sie küßte ihr armes Kindchen und ging.

Als sie allein waren und in dem kleinen Kahn über das Wasser ruderten, weinte sie nicht mehr und sagte zu Lander:

„Du mußt für die Genesung des Kindchens beten, nicht für seinen Tod."

Dann sprangen sie ans Land, nahmen jeder ihren Rosenkranz und beteten. Im Walde standen die Bäume dickstämmig, mit knorrig verbogenen Aesten und kernigem Holz und in den Zwischenräumen lagen dunkle Schatten, die dichtbelaubten Zweige streckten sich weit über die Wege aus. Aus den Kronen thränten klare Tropfen nieder in den Sand. Hinten unter dem bloßen Himmel in der Ebene lag das Dorf. Die Felder waren von dem Frühnebel wie von einem grauen Gewand bedeckt, und der Morgentau verdampfte im Sonnenschein. Schwerfällige Ochsen zogen auf träg rollenden Wagen die Erntegarben, so gemächlich, ohne Hast oder Angst, ganz bedächtig. Aus den Häuschen jenseits der Felder flockte federleichter Rauch empor.

Ria und Lander sahen das alles ohne es zu bemerken, denn die Bäume, die Menschen, die Tiere wußten nichts von ihrem Leid und das bewegte sich und stand da alles so mitleidslos, stocksteif und gleichgültig in dem jungen Tag, so weit entfernt von dem allgemeinen Unglück, das ihre Augen überall erblicken wollten. Sie hätten in die weite Stille hineinrufen mögen: unser Kind muß sterben und wir wollen es nicht! aber sie erwiderten stumm den „guten Tag" der Vorübergehenden, die nicht wußten, daß sie hingingen, um von „unsrer lieben Frau" den Tod ihres Kindchens als eine Gnade zu erbitten. Auf dem grasbewachsenen Dorfplatz spielten viele muntre Kinder bunt durch einander.

Die Kirche stand weit offen, voll Schweigen und Sonnenschein. Auf einem Seitenaltar stand unter einem Blumenkranz das Wunderbild.

„Für seine Genesung: Lander," flüsterte Ria, und sie reichte ihm auf den Fingerspitzen das Weihwasser. Dann knieten sie beide auf dem Boden und richteten die Augen flehend empor. Ria betete ihre neun Vaterunser ganz langsam mit Nachdruck auf jedem Wort, und nach jeder Perle, die sie durch ihre Finger gleiten ließ, wiederholte sie: „Mutter Maria, das Leben von unserm Kindchen, sei uns gnädig!"

Das Bild unter dem Blumenkranz da oben bekam in ihren Augen einen so wunderbaren Ausdruck von Allmacht.

„Wenn Du es willst, Du kannst es!" wiederholte sie.

Das wächserne Gesicht war ganz schwarz vom Alter, mit gütig lächelndem Munde und Perlenaugen unter der silbernen Krone, an den Wangen hingen diamantne Ohrringe herab. Der Körper steckte in einem weißen Seidenkleid, das in steifen Falten lang herabfiel. Auf dem Arm trug sie ein puppenhaftes Kindchen, das Ria einen silbernen Apfel entgegenstreckte. Das Kindchen lächelte so freundlich und unter dem langen

Digitized by Google

Betrachten veränderte sich der gütige Ausdruck des Bildes, die liebe Frau lächelte voll Stolz über den Schatz, den sie in den Armen hielt, unnahbar und selbstsüchtig in ihrem Glück. Einem armen Säugling das Leben zu schenken, war für sie, die Königin, das Werk eines Augenblicks und sicher würde sie es thun.

„Ria", sagte er endlich, „laß uns gehen."

Sie erwachte aus ihrer Verzückung und stand auf. Sie ließen sich von dem Priester segnen und ebenso die Brote, die sie mitgebracht hatten.

„Es ist zu hoffen, daß nun das eine oder das andre geschehen sein wird", meinte Lander.

„Das Kindchen ist genesen", behauptete Ria mit wunderbarer Ueberzeugung, und nun wollte sie eilends nach Hause.

„Komm, Lander, laß uns laufen."

Aber Lander glaubte es nicht so fest; es wäre wohl gut, wenn das Kind von der schlimmen Krankheit erlöst wäre, sei es selbst durch den Tod, dachte er.

Als sie in den Wald kamen, konnte Ria es nicht mehr aushalten, sie lief so schnell sie konnte.

„Mutter steht vielleicht schon am Weier mit unserm genesenen Landerchen und wartet!" Das spielte wie ein blinkendes Vorgefühl in ihrem Geist. Es lag tiefe Ruhe über dem Wasser und niemand war zu sehen.

„Der Tod ist darüber hingegangen", dachte Lander, aber er wagte seinen Gedanken nicht auszusprechen.

Sie ruderten mit fieberhaften Schlägen hinüber und liefen den langen Weg zum Hause hinauf. Ria sprang über die niedrige Hecke, welche das Haus einzäunte. Großmutter hörte das Geräusch und kam nachzusehen.

„Ja, Kinder, Ihr seid erhört, der Kleine ist wirklich tot, soeben sanft entschlafen."

Die Alte war befriedigt, daß Virginie so gut geraten hatte und daß der Bittgang so schnell seine Wirkung that. Da sank Ria vor Ermüdung in die Kniee und die Mutlosigkeit stürzte wie eine tückische Welle über ihr Herz. Drinnen fanden sie das arme Schäfchen friedlich und mit geschlossenen Augen und zugekniffenen Händchen, tot. Niemand wagte zu sprechen und sie weinten still um ihr ersehntes, erstes Kindchen, das nicht leben durfte.

Großmutter meinte, daß es so am besten sei, nun alles gut sei; der böse Zauber war doch nun gewichen, nun mußten sie auch nicht zu viel Aufhebens davon machen, es war doch nur ein Kind, mit der Zeit kamen andere, wahrscheinlich vielzuviel. In späteren Jahren würden sie garnicht mehr daran denken, daß sie nun den Säugling verloren hatten.

Aber Ria warf sich über die Wiege und liebkoste verzweifelt das Kind. „O thu doch nur noch einmal die Augen auf, nur noch ein einziges Mal", flehte sie. Und sie glaubte noch nicht, daß es für immer vorbei war mit ihrem herzlieben, wonnigen Kindchen.

Für sie war es ein unsäglicher, unersetzlicher Verlust, sie verstand Mutter nicht. Sie ergriff Lander am Arm, um Trost und Stütze an ihm zu suchen. Da lag etwas von ihr selbst, für immer gestorben, und die ganze Hoffnung, das ganze aufgebaute Glück: Ein lustiges, gesundes, blühendes Kind, das sie in ihren Armen hielt, und das er ihr aus den Händen nahm, um auch einmal damit zu spielen. Sie hatten es kaum gekannt, da war es ihnen schon verräterisch gestohlen worden.

Digitized by Google

Großmutter kniete neben ihnen auf dem Boden und hämmerte und nagelte Bretter zu einem Totenkistchen zusammen. Sie war eilig und ärgerlich über all die Zeit, die so nutzlos vertrödelt wurde. Ihre alten Hände trieben die Nägel mit harten Schlägen durch das Holz.

„Tröstet Euch, Kinder, Ihr seid eine große Last vom Leibe. Der nächste Sommer kommt auch zu Euch, er wird Euch wohl ein andres Kindchen mitbringen, nach vielen Jahren ist das keine so frohe Ankunft mehr . . . und Ihr seid jung und habt noch all die Zeit vor Euch."

Sie legte den schlaffen kleinen Leichnam in die Kiste, besprengte ihn mit Weihwasser und nagelte ein altes Brett darüber. Stumm nahm sie das Kistchen unter den Arm und ging hinaus.

Sie stürmten wie zwei verscheuchte Kinder mit bis an die Thür. Hinter ihnen drängte die unheimliche Stille nach draußen und vor ihnen lag das bloße Land und die Menschen, die soviel Böses thaten.

Nun würde es hier nicht mehr zu ertragen sein in der Einsamkeit, das wußten und fühlten sie beide. Lander, der breitschultrige, starke Mann, war kleinmütiger als die Mutter, das alte Weib, das das Leben so fest anpackte. Sie ging den Weg hinauf, gebückt, stolpernd und schlurfend, und trug erbarmungslos ihr Glück unter dem Arm. — Ria war ein ohnmächtiges Mädchen neben ihm und sie fühlten sich beide wie hilflose Kinder unter dem gewaltigen Druck einer Uebermacht, zu schwach um allein zu stehen.

„Lander laß uns bei Mutter bleiben, unser Kindchen begraben!" bat sie. Das große Glück, das sie so fest ummauert wähnten und so tief hineingewachsen in die Einsamkeit, es lag plötzlich zerbröckelt und auseinandergezerrt da, ohne daß Ria oder er Schuld daran hatten, gemordet und zerstampft wie durch einen bösen Wunsch, nnd sie konnten nun ihre alte Mutter nicht mehr entbehren, von der sie früher nichts erwarteten.

Sie liefen durch den Wald und riefen laut, um sie zum Stillstehen zu bringen und sie einzuholen. Sie wollten ihr sagen, daß sie zurückkehrten, um bei ihr in der sicheren Geborgenheit zu leben, jetzt da das Alleinsein nicht mehr zu ertragen war. All das Vergangene stand da wie ein herrlicher Morgentraum, in dem sie ewig zu wandeln gehofft hatten, und es hatte noch keinen vollen Sommer gedauert. Sie riefen laut, aber Mutter schritt rüstig unter ihrem schwarzen Mantel aus, krumm vom Alter, mit dem Totenkistchen, das hinten aus dem schwarzen Mantel hervorlugte, unter dem Arm.

Digitized by Google

Briefe aus der Libyschen Wüste.

Von **Gerhard Rohlfs.**

Ich übergebe hiermit einige Briefe meines Mannes der Oeffentlichkeit, die, obschon sehr alten Datums, doch wohl auch heute noch mit Interesse gelesen werden dürften.

Im Jahre 1870 hatten wir geheirathet; obgleich mein Mann damals erklärte, nun hätten seine großen Reisen ein Ende, erwachte doch bald wieder der alte Wandertrieb in ihm, und im Jahre 1873 unternahm er, begleitet von einer Anzahl gelehrter Reisegenossen, jenen Forschungszug durch die libysche Wüste, den er im Auftrage und auf Kosten des Vicekönigs Ismaël von Aegypten, in Ausführung zu bringen hatte.

Im Oktober jenes Jahres hatte mein Mann Weimar verlassen, und sich auf nächstem Wege nach Cairo begeben, wo sich die Theilnehmer von der Expedition zusammen fanden: Professor Zittel aus München, als Geolog, Professor Ascherson aus Berlin, als Botaniker, Professor Jordan aus Karlsruhe, als Geodät und Astronom, Herr Remelé aus Westfalen, als Photograph. Ein jeder der Herren war außerdem von einem europäischen Diener begleitet.

Ueber den Zweck, zu dem die Expedition ins Unternehmen gesetzt wurde, äußerte sich mein Mann in dem bei Theodor Fischer in Cassel 1875 erschienenen Werk: „Die Libysche Wüste" folgendermaßen:

„Als ich von meiner Reise von Tripolis nach Alexandrien im Frühjahr 1869 in jene südlich der Cyrenaïca und vom libyschen Küstenplateau gelegene Depression gelangte, deren ungeheuere Ausdehnung von der großen Syrte bis in die Nähe des Nil-Delta's ich damals zuerst erkannte, mußte ich mir sagen, wie wünschenswerth es sein würde, das Land südlich von dieser Depression, die libysche Wüste, genauer zu erforschen."

Von ganz Nordafrika war in der That dies der unbekannteste Theil, von dem nur die Ränder geographisch einigermaßen erforscht waren, der aber sonst in geologischer, botanischer und zoologischer Beziehung zu den unbekanntesten Gegenden der Erde gehörte, uud von dessen Höhenlage man so wenig wußte, daß Niemand angeben konnte, ob die libysche Wüste *über* oder *unter* dem Meeresniveau liege. Letztere Frage beschäftigte namentlich seit dem Nachweis der großen Längenausdehnung der Depression, lebhaft verschiedene Geographen.

Frau G. Rohlfs.

* * *

Cairo, 3. 12. 73.

In Alexandrien ist diesmal die ganze Zeit für mich durch geschäftliche Angelegenheiten in Anspruch genommen worden. Nur Abends hatten wir

Digitized by Google

Muße, uns an einem Glase Bier zu erlaben. Gestern fuhren wir denn gemeinschaftlich von Alexandrien ab. Am Schalter war wieder eine entsetzliche Wirthschaft. Es ist unglaublich, mit welcher Gemüthsruhe der Billeteur die sich drängenden und ungeduldigen Reisenden am Schalter abfertigt. Werden sie gar zu lästig, hört er einige god dam oder sacre nom de Dieu, oder Kreuzmillionendonnerwetter — dann entfernt er sich für 5 Minuten, nimmt eine Tasse Kaffee, um mit neuen Kräften dem Publikum entgegen treten zu können. Endlich war an mich die Reihe gekommen, ich hatte meine Billets, die Bagage wurde eingeschrieben und bald darauf gings fort. Da Ascherson, Jordan und Remelé noch zurückblieben, um mit einem anderen Zuge nachzufahren, so lud Herr v. Jasmund uns ein, in sein Coupé zu steigen. Die General-Konsuln bekommen bekanntlich jedesmal ein eigenes Coupé, wenn sie reisen.

Ich unterlasse es, Dir über die Fahrt auch nur ein Wort zu sagen, doch muß ich erwähnen, daß wir in Kaffer Sayat, beim Uebergang des linken Nilarms, mit Nubar Pascha, der von Cairo nach Alexandrien fuhr, zusammen kamen und demselben vorgestellt wurden. Eigenthümlich, ich hatte mir den Mann ganz anders vorgestellt, mehr diplomatenmäßig, d. h. wie bei uns die Staatsmänner auszusehen pflegen. Damit will ich aber keineswegs sagen, daß Nubar gewöhnlich aussähe, im Gegentheil, namentlich sein Auge ist wunderschön. Im Französischen drückt er sich gewandt aus. Er theilte uns mit, der Vice-König wünsche der Expedition einen so wenig offiziellen Anstrich wie möglich zu geben, und nicht nur müßten wir deshalb von einer militärischen Eskorte, sondern auch von den zwei, in meinem letzten Schreiben erwähnten Offizieren absehen. Dahingegen garantire er absolute Sicherheit der Gegend zwischen Nil und den Uah-Oasen. Die Unterredung dauerte nur kurze Zeit, da die Züge bald darauf wieder abfuhren.

Mit dem Zuge mit dem wir fuhren, erreicht man Cairo in fünftehalb Stunden. Um 1 Uhr waren wir denn auch angelangt, nachdem schon längere Zeit vorher die Pyramiden, die Gräber der Khalifen, die schlanken Minarets der Mehemet-Ali Moschee ihren Willkommensgruß uns entgegegen gesandt hatten.

Angekommen begaben wir uns gleich ins Nil-Hotel, nachdem ich vorher vergeblich versucht hatte, die Diener in ein billigeres Hotel unterzubringen. Nachmittags besuchten wir das Consulat, fanden aber, daß unser deutscher Vicekonsul Travers, auf einer Tour nach Minieh war, um den Prinzen von Hohenzollern, der augenblicklich hier ist, dorthin zu begleiten. Abends endlich waren wir in der Oper und hörten die Aïda, welche in dieser Saison zum ersten Mal aufgeführt wurde.

Wer hätte nicht von den Wundern gehört, welche der Chedive, wie durch Zaubergewalt in seiner Hauptstadt seit Jahren entstehen läßt. Wenn auch nicht alle gleich an Pracht wie solche bei den Festlichkeiten der Eröffnung des Suez-Kanals entwickelt wurden, zeigen die Vorrichtungen, welche der Vice-König seitdem nach und nach ins Leben rief, um die Freuden des Lebens durch Kunstgenüsse zu erhöhen, einen derartig großartigen Anstrich, daß es sich wohl verlohnt, dabei zu verweilen.

Einen Lieblingsgedanken, eine Oper zu besitzen, verwirklichte Ismael Pascha bald nachdem die Feierlichkeiten der Kanaleröffnung vorüber waren, indem er auf dem prächtigen Esbekieh Platz ein Gebäude mit allem was dazu gehört, für eine italienische Oper herrichten ließ. Um dasselbe würdig einzuweihen, veranlaßte er den Maestro Verdi eigens eine Oper

Digitized by Google

dafür zu componieren. Den geschichtlichen Stoff lieferte Mariette, die literarische Redaktion wurde von Ghislanzoni gemacht. Es ist das die Oper Aïda.

Präzise 8 Uhr begann man mit der Ouverture, welche von einem vollkommen eingeschulten Orchester mit Meisterschaft durchgeführt wurde. Ebenso tadellos war die ganze Aufführung, Sänger und Sängerinnen sind durchweg ersten Ranges, namentlich der Tenor (Rhadames) Sigr. Fancelli von einer Stärke und Höhe der Stimme, wie man ihn gewiß selten an größeren Bühnen findet.

Was die Sängerinnen anbetrifft, so sind dieselben in dieser Saison nur aus Deutschland recrutirt, die Aïda wurde von Frl. Stolz, Amneris von Frl. Waldmann repräsentirt. Beide waren in ihrer Art meisterhaft.

Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß man bei der Kostümirung auf größte Genauigkeit gesehen hat, um Kleidung und alle Gegenstände so herzustellen, wie sie durch die Aegyptologen uns bekannt sind. Dazu ist Alles mit einer Pracht hergerichtet, wie es eben nur ein Fürst zu leisten vermag, dessen Mittel fast unbeschränkt sind.

Die innere Einrichtung des Opernhauses ist reizend. Die Bühne ist verhältnißmäßig groß, ebenso der Orchesterraum. Links hat der Chedive eine Prosceniumsloge, die gleich hoch allen Logenreihen ist, darunter eine kleinere, dicht am Orchester. Rechts ist khedivische Haremsloge, durch ein so feines Eisengitter verschleiert, daß die Meisten glauben, dies weiße Gewebe seien Tüllgardinen, aber in der That besteht es aus dem feinsten Eisendraht. Daran schließen sich noch 4 andere, ähnlich verschleierte Logen, für niedere Haremsdamen hoher Würdenträger.

Das Opernhaus hat 4 Logenreihen über einander. Im ersten Stock, also parallel mit den Logen ersten Ranges, befindet sich ein großes und fürstlich dekorirtes Foyer, zugänglich für Jedermann. Daneben sind Restaurationslokale, die man übrigens auch unten findet. Augenblicklich wird das Opernhaus übrigens erheblich vergrößert, weil die jetzigen Räume zur Aufbewahrung der Dekorationen keineswegs genügen.

Heute Morgen waren wir um $10^1/_2$ zum Vize-König befohlen. Wir holten Herrn v. Jasmund ab. Der Vize-König residirt in einem neuen Palais im neuen Stadttheil Ismaelia. Nach einigen Vorstellungen, die zwischen Ali Pascha, dem Ceremonienmeister und dann einem anderen, der der Großsiegelbewahrer ist und uns vorgenommen wurden, führte man uns die Treppe hinauf, wo wir oben vom Vize-König empfangen wurden. Ich hatte meine kleinen Orden an, Jasmund war in einfacher Herrentoilette, der Vice-König wie immer gekleidet. Aus dem großen Saale führte er uns in ein kleineres Zimmer, und er setzte sich dann zwischen v. Jasmund und mir derart, daß von mir links Zittel, von v. Jasmund rechts Jordan, und Ascherson von diesem rechts saß. Die Unterhaltung drehte sich natürlich fast nur um die Expedition. Zuerst aber, nachdem wir vorgestellt, hielt Herr v. Jasmund einen kleinen speech, worin er dem Vice-König dankte, für das was er für die wissenschaftliche Expedition gethan. Dann erwiderte der Vice-König, wie glücklich er sich schätze, mit solchen Leuten eine solche Expedition organisiren zu können — und dann stattete ich meine Grüße ab und dankte im Namen des Kaisers und Königs. Als ich dies sagte, erhob sich der Chedive von seinem Platze, aus Ehrfurcht vor dem Namen S. M. und S. Kaiserl. Hoheit.

Hernach war lange Unterhaltung (die Audienz dauert $^3/_4$ Stunde) über die Expedition und hierbei beklagte sich der Vizekönig bitter über Baker's

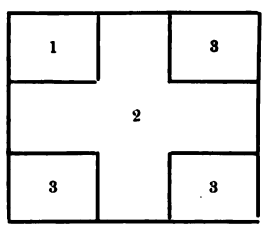
Digitized by Google

Expedition, der unnütz Menschenblut vergossen und für Abschaffung des Sclavenhandels nichts gethan habe, im Gegentheil den ganzen Süden in Verwirrung gestürzt habe. Diese vom Vice-König gesprochenen Worte bekräftigen also in der That, daß Sir Samuel garnichts erreicht hat, im Gegentheil, daß seine Expedition nur unheilvoll wirkte. Ich begriff nun auch, warum die chedivische Regierung meiner Expedition so wenig offiziellen Character wie möglich geben will.

Der Vice-König 1830 geboren, also jetzt 43 Jahre alt, hat eine gedrungene Gestalt, ein sympatisches Gesicht, freundliche Augen, im Ganzen ein sehr intelligentes Aeußere. Jedenfalls nach seiner Physiognomie zu schließen ein Mann, der liebt mehr das Gute zu thun, als das Böse.

Als wir uns verabschiedet hatten, begab ich mich mit v. Jasmund zu seinem Hotel, um noch einige Punkte wegen des Dampfers, der Kamele ꝛc. näher zu präcisiren und zu Papiere zu bringen.

Darüber war es Mittag geworden. Nach Tische kam v. Jasmund um mich abzuholen, zu einem Besuche von Hussein Pascha, dem zweiten Sohne des Vice-Königs, der den öffentlichen Arbeiten vorsteht. Es handelte sich nämlich darum, die Papiere bezüglich des Nivellements der Eisenbahnstrecke von Sint zu bekommen, damit wir bei unserem Vorgehen von diesem Punkte eine feste und bestimmte Basis haben. Hussein wohnt auf der Kasbah und im selben Palais oder Harem in welchem der große Mehemet Ali sein Leben ausgehaucht hat. Ein großartiges Gebäude von colossalen Dimensionen, dessen Belétage ein immenses Kreuz bildet, derart daß



1 das Adienzzimmer und 2 der Saal und 3. 3. 3. noch andere Zimmer waren. Wie im chedivischen Palast war auch hier alles aufs geschmackvollste, aufs reichste und ohne Ueberladung decorirt. Aber die Kasbah hat nicht nur diesen einen Palast, sondern es ist das ein Complex von Forts, Schlössern und Moscheen. Da ist z. B. des Palais, in dem der Vice-König die Beiramsfestlichkeiten abhält, da ist vor Allem die ganz aus Alabaster oder besser gesagt, aus ägyptischem Marmor erbaute Moschee Mehemet Ali's.

Mögen nun auch die Architekten sagen, was sie wollen, mögen sie behaupten, diese Bauten zeige keinen bestimmten Styl, mögen sie glauben, die Minarets seien im Verhältniß zu ihrer bedeutenden Höhe zu dünn, oder zu wenig umfangreich, es steht fest, daß gerade diese Moschee eine der Hauptzierden Cairo's ist, daß man ohne sie, sich Cairo heute nicht mehr verstellen könnte. Und in ihren einzelnen Theilen, wie im Ganzen kann man sie nur schön nennen, im Inneren wie im Aeußeren. Nur der häßliche Uhrthurm auf der Westfacade des Hofes, aus Holz erbaut, paßt nicht zum Ganzen. Wir besuchten natürlich auch das Innere, uns wurden die obligaten Schuhe übergezogen, aber ich merkte einen Fortschritt, sie waren nicht wie früher aus Stroh, sondern aus Tuch und wurden mittelst Bänder festgezogen.

Eine stark vergitterte Abtheilung wurde mir gezeigt, und gesagt, es sei das der Ort, wo eventuell der türkische Sultan seinen Sitz nehme; dies scheint mir problematisch, ich glaube vielmehr es ist eine Einrichtung für den Harem.

Nachdem wir dann die unvergleichlich schöne Aussicht von dem Punkte genossen hatten, wo beim Massacre der Mammelucken einer derselben sich durch einen kühnen Sprung in die Tiefe gerettet haben soll, ein Punkt von

Digitized by Google

welchem aus man die Stadt, die Gräber der Khalifen, das rothe Gebirge (Gebel ahmar), das Mokhatam Gebirge, die Pyramiden, den Nil, ein großes Stück des üppigen Nil-Delta, und die unendliche Sahara überblickt, ein Punkt von dem aus man das vollkommenste Bild über Aegypten gewinnt, wo man den Character dieses ganzen Landes mit Einem Blick überschauen kann, nachdem wir dies in uns aufgenommen, stiegen wir zur Hassan Moschee, am Fuße der Kasbah gelegen, hinab.

Die Hassan Moschee gilt überall und bei Jedermann als die schönste Moschee von Cairo und doch keineswegs mit Recht. Die Großartigkeit der Steinmauern bestreite ich nicht, aber die schon zugeschnittenen Quadern wurden von den Pyramiden entnommen. Die Zartheit, das Kühne des Tropfsteingewölbes, das Unglaubliche der Stalactiten-Kuppeln gebe ich gern zu, aber das Material dazu ist von Holz, und mit Widerwillen fast wird man hier an das Vergängliche, an das Unsolide, aller mauriſchen Bauten erinnert. Dazu kommt, daß diese Holz-Stalactiten-Bauten derart vernachlässigt und verfallen sind, daß alle Schönheit schon zu Grunde gegangen ist.

Was aber dem mit der religiösen Geschichte der Mohammedaner Vertrauten ungleich mehr auffällt, ist der Grundriß des Moschee. Bis jetzt hat noch kein Architekt darauf aufmerksam gemacht. Im gewöhnlichen Style besteht nämlich eine jede Moschee aus zwei Körpern, der bedeckte nach Osten gerichtete Theil, aus manchmal vielen Säulenhallen bestehend, und der unbedeckte Hof im Westen, beide in der Regel viereckig. Die Hassan-Moschee nun hat im Hofe als Grundriß ein vollkommenes Kreuz. Wenn man weiß wie furchtbar der Moslim Alles haßt was nur irgendwie an die Form des Kreuzes erinnert, so muß man sich wundern, daß dies hier so prägnant zum Ausdruck gekommen ist. Jedenfalls ist es unbewußt geschehen, denn der uns begleitende Priester, gab mir den Schlüssel dazu folgendermaßen: Jeder Kreuzflügel, welche beiläufig gesagt, überwölbt sind, dient zur Aufnahme der Anhänger der vier rechtgläubigen Bekenner, so daß in einem die Malekiten, im anderen die Schaffeïten, im 3. die Hanbaliten und im 4. die Hanefiten Platz finden. Sultan Hassan liegt in der Moschee begraben und rund um sein Grab sieht man die unvertilgbaren Spuren von Blutlachen, Zeugen der Ermordung von Mammelucken, welche sich beim Massacre in die Moschee geflüchtet hatten.

Hernach begleiteten wir Jasmund nach Hause und Zittel und ich fuhren sodann zu Mariette Bei, dem Direktor des Bulac Museum, fanden ihn aber nicht zu Hause. Das Museum konnten wir auch nur flüchtig besehen, da es dunkel wurde.

Nach dem Essen gingen die Anderen noch spazieren, ich schrieb, machte auch einen Gang auf die Esbekich und hernach trafen Zittel und ich uns wieder im Nil-Hotel. Welch reizender Garten mit diesem Hotel verbunden ist, habe ich Dir schon früher erzählt. Wir saßen Abends noch lange im Mondschein, der Mond hoch, fast im Zenith über uns. Die blühenden, wie Heliotrop duftenden Akazien, die milden Lüfte, alles das zauberisch schön.

Cairo 4. 11. 73.

Heute habe ich wieder einen recht bewegten Tag gehabt, bin aber hier jetzt fast fertig. Heute Morgen waren wir wieder im Bulak. Auch für Noel*)

*) Henry Noel war der kleine Negerknabe, den mein Mann aus Central-Afrika mitbrachte und der in Berlin auf Kosten S. M. des Kaisers erzogen wurde. Seiner Gesundheit wegen mußte Noel aber wieder nach Afrika zurück.

Digitized by Google

habe ich nun ein gutes Unterkommen gefunden, nämlich in Siut. Du weißt, daß wir dort ein Hauptdepot bilden und wohl längere Zeit dort bleiben werden. Noel wird nun dort bleiben, und bei den amerikanischen Presbyterianern in die Schule kommen. Diese haben eine Mission unter den Kopten eingerichtet, beschäftigen sich aber mehr mit Unterricht geben, als mit Religion. Wenn er dann ordentlich arabisch kann, wird er eine Stelle beim Chedive bekommen.

Heute gegen Abend fand ich auch einen Augenblick Zeit in den Esbekieh Garten zu gehen. Was an Pracht und Aufwand in Gartenkunst, an Geschmack in Anlagen und prächtigen Gartenbauten nur geleistet werden kann, findet man dort vereinigt.

Cairo 5. 11. 73.

Das war wieder ein harter Tag für mich, ich komme nie mit der Zeit aus, obschon ich 6 Uhr Morgens aufstehe und um 12 zu Bett gehe. Sechs Leute habe ich heute noch engagirt und denke Dir, ein alter Diener, den ich in Tripolis aus der Sclaverei befreit und über Cyrenaika und Siuah hierhergebracht hatte, hat mich hier wiedergefunden. Es war rührend, als er kam, mir die Hand küßte, weinte, mir das Certificat, welches ich beilege, zurückstellte und sagte: jetzt brauche ich es nicht mehr, jetzt habe ich Dich wieder gefunden.

Nach vielen Einkäufen, gingen wir dann heute Nachmittag zur Sitzung des institut d'Egypte, wo man uns zu Ehren eine Sitzung anberaumt hatte. Da waren alle Notabilitäten der Wissenschaft Aegyptens vertreten. Mariette Bei, der berühmte Aegyptologe präsidirte. Die Sitzung war, wie ich schon gesagt zu haben glaube, in einem Saale des Ministeriums des Inneren. Nach einer einleitenden Rede und nach Verlesung des proces verbal der letzten Sitzung, verlas ich eine Rede in französischer Sprache, welche Du später gedruckt lesen wirst. Es war recht feierlich. v. Jasmund war auch da und Schweinfurth war von Alexandrien herüber gekommen.

Hernach machten Zittel, Aschersen, Schweinfurth und ich eine Fahrt durch die Schubra-Allee und zu Hause gekommen, fand ich die Post vor.

Uebermorgen früh, Sonntag Morgen, breche ich mit der ganzen Gesellschaft auf, 17 Mann. Bis Minieh mit der Eisenbahn. In Minieh hat der Vice-König einen Dampfer zur Disposition gestellt, der uns bis Siut führt, dort werden wir wohl 8—10 Tage campiren.

Beni Hassan, 8. 12. 73. Abends 9 Uhr.
An Bord des Dampfers Massifehr.

Ich fahre in der Beschreibung unserer Reise fort. Am letzten Tage meine Aufenthalts in Cairo machte ich Morgens zuerst Nubar Pascha einen Besuch in seinem Palais, welches am Eingang der Schubra Allee gelegen ist. Ich hatte noch eine lange Unterredung mit ihm über unsere Expedition und er stellte mir in Aussicht, daß wir auch auf Vicekönigliche Kosten bis Minieh per Bahn geschafft werden würden. Von ihm ging ich zu Scherif Pascha, Minister des Inneren, der in einer großartigen Villa im neuen Stadttheil, der Ismailia wohnt. Ich traf ihn in seinem Garten sitzend. Aber was für Gärten sind das, selbst die Phantasie, welche in tausend und eine Nacht, solche Wundergärten schaffen, genügt nicht, die Pracht der üppigen Bäume, der immerblühenden Blumen zu schildern.

Digitized by Google

Mit Geld, Erde, Sonnenschein und Wasser kann man eben in diesem glücklichen Lande Alles herstellen.

Scherif Pascha ist einer der geistreichsten ägyptischen Minister, der jedenfalls die beste Bildung und Erziehung genossen hat. Höchst eigenthümlich, daß er der Aegypter, einem anwesenden Italiener (ich glaube, es war der ital. Generalconsul) vorwarf, daß die italienische Regierung so sehr die Bibliotheken in Sicilien vernachlässige, wo große Schätze arabischer Literatur verborgen wären. Hat er nicht Recht? Ich war bei Scherif lange Zeit, wir tranken Kaffee in seinem Garten, er hatte echte Cigarren, die man in Aegypten so selten findet — aber am letzten Tage unseres Aufenthalts in Cairo war noch viel zu thun, und so verabschiedete ich mich, machte noch einige andere Besuche und fuhr nach dem Hotel zurück.

Für Abends hatte ich mich bei Herrn v. Jasmund zum Essen eingeladen, der in einem andern Hotel logirte als wir. Es war das nothwendig, da ich ihn den ganzen Tag nicht gesehen hatte, aber noch manches mit ihm zu erledigen war. v. Jasmund war nämlich an dem Tage mit dem Prinz von Hohenzollern zu den Pyramiden gewesen, wo zwei Prinzen, Söhne des Vice-Königs, für den Hohenzoller ein Dejeuner arrangirt hatten. Beim Diner in Schaper's Hotel bekam ich denn meinen Firman, meine Briefe, der mich begleitende ägyptische Hofbeamte wurde mir vorgestellt, und hernach ging ich noch zur Oper, wo un ballo in maschera gegeben wurde. Hier traf ich mit den anderen Herren und Schweinfurth zusammen.

Aber was sind unsere Opern gegen diese cahirinischen! Man muß in der That in Cairo eine Aufführung gehört und gesehen haben, um zur Ueberzeugung zu gelangen, daß derartiges anderwärts nicht existirt. Das Orchester, die Sänger und Sängerinnen, das Ballet, halten in jeder Beziehung einen Vergleich mit der Berliner Oper aus, die Kostüme und die Inscenirung aber sind viel reicher. Betz, Lucca, Mallinger, Niemann ꝛc. ꝛc. haben hier ihre vollkommen ebenbürtigen Sänger und Sängerinnen.

Am anderen Morgen, also gestern, mußten wir uns früh erheben, namentlich ich, da ich noch einen anderen Weg zu machen hatte als meine Reisegesellschaft. Aus Unkenntniß hatte ich nämlich meine Effecten nach Remla, vis-à-vis von Bulak expedirt, während der ägyptische Beamte uns in Giseh erwartete. Ich hatte also nach Remla zu fahren und von dort mit der Bahn nach Giseh zu gehen. Im Ganzen hatten wir fünf Wagen, vier davon fuhren direct nach der Giseh Station, während ich mit der arabischen Dienerschaft (ich habe sieben arabische Diener) nach Bulak fuhr, übersetzte und dann per Bahn von Ramle oder Remla (auf deutsch „Sand") nach den Pyramiden abging. Giseh ist nämlich die Station der Pyramiden, wie ja auch die größte Pyramide, die Cheops-Pyramide, gemeiniglich die Giseh-Pyramide genannt wird. Ich übergehe es, die Scherereien zu beschreiben, sondern theile Dir gleich mit, daß wir nach einer $^3/_4$ stündigen Fahrt in Giseh ankamen, wo die anderen Herren und auch der ägyptische Effendi schon versammelt waren.

Aber jetzt gings keineswegs gleich weiter. Da war ein ganzer Kochapparat, der mit verladen werden sollte. Der Vice-König hatte nämlich Befehl gegeben, uns nicht nur frei bis Siut zu liefern, sondern uns auch zu speisen ꝛc. Zu dem Ende war für uns 1. Cl., für die deutschen Diener 2. Cl., für meine Araber 3. Cl. gegeben, und wie sumptuös die Küche war, geht am besten daraus hervor, daß sieben Frachtwagen zum Transport nöthig waren. Ein Oberkoch und acht Kellner und Köche besorgten den Dienst.

Digitized by Google

Als endlich Alles eingeladen, gings fort. Fruchtbare Ebenen, steile und kahle Felsen als Ufer, Städte und Dörfer, Palmhaine, Zuckerfelder und Durraäcker schwanden an unseren Blicken vorüber und inmitten von alledem floß der Vater Nil, der älteste und majestätischste aller Flüsse langsam dahin.

Ich unterlasse es absichtlich, Dir Land und Leute zu schildern, theils weil Du ja in einigen Monaten sie aus eigener Anschauung selbst kennen lernen wirst, theils weil ich, der bloße Passant, mir kein Urtheil erlaube. Ich bin in dieser Beziehung um so zurückhaltender, weil besonders in der neuesten Literatur über Aegypten, so manch vorlautes Urtheil abgegeben worden ist, ohne daß die Autoren auch nur durch irgend etwas dazu berechtigt gewesen wären. Da schreibt Einer ein Buch, der allerdings Jahre lang in Aegypten gewesen ist, aber vom übrigen Lande nichts gesehen hat, die Sprachen des Landes nicht kennt, die Sitten und Gebräuche des Volkes nicht selbst beobachtet. Ein Anderer, schlimmer als der frühere maßt sich an, bei einer bloßen Touristentour ein Urtheil bilden zu können: er schreibt ein Buch über Aegypten. Ein dritter, der weder Aegyptolog noch sonst Alterthumsforscher oder Historiker ist, giebt nach einer Reise von einigen Monaten in Aegypten, ein Buch über ägyptische Alterthümer heraus — und so geht es weiter. Das darfst Du von mir nicht erwarten und da Du meine früheren Reiseberichte, die allerdings nüchtern genug sind, hinlänglich kennst — Du erwartest auch nichts dergleichen.

Aber meine Erlebnisse, die sollst Du treu wiederhaben, und wenn etwas Besonderes zu sehen ist, wenn ich etwas Auffallendes in den Sitten, im Habitus der Leute beobachte, dann will ich es Dir getreu und ohne Ausschmückung erzählen.

Unser Train ging nur langsam vorwärts, erst um zehn Uhr Morgens waren wir von Giseh (Du wirst gewiß Alles auf der Karte verfolgen, wenn Du keine gute hast, so bitte Petermann, Dir die betreffende zehnblättrige von Afrika zu senden, das ist die beste) aufgebrochen. Bier und Cigarren wurden uns ins Coupé gereicht und gemeldet. daß wir um elf Uhr frühstücken könnten.

Der Vice-König hat nämlich Alles mitgeschickt, was überhaupt zu einer Nilreise nothwendig ist. Da ist eine große Kiste mit Leinzeug, Tischtüchern und Servietten, da eine andere mit Silberzeug, eine andere mit Porcellan und Glas, da sind Kisten mit Champagner, Claret, Weißwein und Bier, andere mit eingemachten Gemüsen und anderen Dingen. Kurzum, Alles ist da auf großartigste Weise eingerichtet. Eigenthümlicherweise ist der chef de cuisine und seine Köche und garçons, comme d' habitude Franzosen. Sie fahren in diesem Augenblick unter deutscher Flagge, denn der Wimpel, den Du für unsere Expedition, als ein liebes Andenken zurechtnähtest, flattert lustig vorn von unserem Dampfer herab. Du erinnerst Dich auch, daß einer der Diener der anderen Herren ein Trompeter war; er hat sich ein Piston gekauft und heute Abend haben wir uns die Wacht am Rhein und andere heimathliche Weisen vorblasen lassen.

Der mir beigegebene ägyptische Beamte scheint ein sehr ordentlicher Mensch zu sein, er spricht gut französisch und hat schon unter Mohammed Ali eine Anstellung gehabt als Kapitän. Dann hat er nacheinander unter Abbas Pascha, unter Said und unter dem jetzigen die verschiedensten Aemter bekleidet, er war Inspector der vicekönigl ichen Gärten, er war Professor am Polytechnikum in Bulak, und augenblicklich ist er, dank seiner Sprachkenntniß Dragoman und Reisemarschall.

Digitized by Google

Er speist mit uns zusammen, ißt von allen Sachen, ausgenommen den Schweinernen. Er trinkt alle Weine, am liebsten aber Champagner.

Jetzt eben legt unser Dampfer an, es ist schon dunkel und wir bereiten uns zu unserem Diner vor. Eine solche Nilfahrt hat etwas ungemein Entzückendes. Der Zauber, der auf diesem majestätischen Flusse ruht, der mit einer Ruhe dahin strömt, ist mit keinem anderen Bilde zu vergleichen. Keine Welle kräuselt ihn, denn selbst gelinde Lüftchen fehlen. Am Rande der Inseln sieht man unzählige Herden von Pelicanen und weißen Ibissen und Kranichen. Die Büffel mit ihren merkwürdig geformten Köpfen, mit dem langen, drum stehenden Haar tauchen hie und da am Rande der Sorghum-Felder auf. Eine Palmgruppe bezeichnet immer die Stelle eines Dorfes. Das schönste Grün aber entfalten die Zuckerfelder, die Pracht und das Saftige dieses Grases läßt sich mit nichts vergleichen.

Du weißt, daß ich für die verschiedenen Farben eine Unterscheidung nicht machen kann, violet und blau sind für mich zwei verschiedene Farben nur dann, wenn ich sie bei einander habe, sehe ich aber eine von ihnen allein, so weiß ich nicht, ob ich blau oder violet vor mir habe. Es fehlt mir eben das Gedächtniß der richtigen Namen, aber keineswegs der Sinn für die Pracht der Farben. Und Farben, wie sie Hildebrandt und Werner aus dem Nilthal zu Papier gebracht haben, darin schwelgt man Morgens, Mittags und Abends. Und dann kommt die Nacht mit ihrer Sternenpracht, da schauen wir gleich in unvergleichlicher Schöne die Pleiaden und später kommen Orion und andere glänzende Sternbilder.

Ich unterlasse es, Dir irgendwie eine Andeutung zu geben über den Zustand des Volkes, da ich eben als Passant dies nicht beurtheilen kann, nur glaube ich, daß meistens das Elend des Volkes als viel zu groß geschildert ist. Der Chedive ist viel zu vernünftig, als daß er, um Eier zu bekommen, die Henne tödten sollte.

Allerdings sind die Leute weit tiefer in jeder Beziehung, als unsere Bauern, aber durch die Leichtigkeit, ihre Bedürfnisse befriedigen zu können, durch die geringen Bedürfnisse selbst, lagert auf ihnen ein gewisses Glück. Selbst die Arbeitenden singen stets bei der Arbeit, die, welche für den Chedive öffentliche Bauten verrichten, thun das nur singend. Sie sind aber jetzt alle bezahlt, 1 Frc. pro Tag. In Minieh bei einer großartigen Schleuse, sagte mir der Inspector, daß die jungen Mädchen sich zur Arbeit drängten, da sie sich so in einigen Monaten eine Aussteuer erarbeiteten. Es liegt eine gewisse Ruhe und Freude auf dem ganzen Lande. Und was die Culturarbeiten des Bodens anbetrifft, so ist Aegypten gewiß das Land, welches unter allen anderen Ländern eine der hervorragendsten Stellen einnimmt. Ueberall sieht man jetzt Zuckerfabriken, die mit unglaublichen Kosten hergestellt sind, überall sieht man Fabriken zur Reinigung der Baumwolle. Oder große Geschäfte, oft dem Vice-König gehörend, oft aber auch reichen Fellahs zugehörig, denn es ist ein Irrthum, ausgebreitet von den unzufriedenen Europäern in Cairo, wenn man glaubt, es gebe nur arme Fellah's. Es giebt auch wohlhabende, ja es giebt sogar reiche.

Beni Hassan, 9. 11. 73, an Bord des Dampfers „Massifehr".

Gestern Abend hatte ich noch eine kleine Auseinandersetzung mit dem Oberkoch, weil ich die Bedienung nicht so fand, wie er sie für 75 Frs., die ihm der Chedive täglich für einen jeden von uns für die Beköstigung zahlt, liefert. Das Essen ist allerdings ausgezeichnet, aber die Hergabe der Weine war

Digitized by Google

mangelhaft und da führte ich ihm dies etwas zu Gemüthe. Denn denke Dir, täglich zahlt ihm der Vice-König für unsere Beköstigung ca. 650 Fr. und im Hotel de Nil hat unsere ganze Gesellschaft während 5 Tage nur ca. 700 Frs. gebraucht. Was aber kann für 650 Frs. pro Tag für 11 Mann, soviele sind wir, geliefert werden. Für die Diener bekommt er nämlich die Hälfte, also ca. 37 Fr. vergütet.

Heute Morgen waren wir früh auf. Ich hatte den Kapitän beordert, liegen zu bleiben, weil wir Alle die berühmten Gräber von Beni Hassen besuchen wollten. Außerdem wollte Zittel wieder das rechte Ufer, worin die Gräber gehauen sind, paläontologisch und geologisch untersuchen und Ascherson auf dem Rückwege Pflanzen sammeln.

Der Weg zu den Hypogeen führt zuerst längs des Nils durch den Palmwald und die Gärten der Beni Hassen, dann hat man culturfähiges Land zu durchschreiten, was aber nur bei besonders hohen Ueberschwemmungen benutzt werden kann, und endlich erreicht man die kalkige Bergwand, worin die Gräber eingehauen sind. Es sind dies die ersten bedeutenden Grabmonumente (Pyramiden ausgenommen), wenn man vom Nil heraufkommt. Aber das Herz thut einem weh, wenn man sieht, in welchem Zustande die herrlichen Bilder sind, welche die Wände dieser großartigen Gräber bedecken. Bei der Beschreibung derselben halte ich mich nicht auf, Du kannst das viel besser in speciell von Aegypten handelnden Büchern lesen. Irre ich mich nicht, so findest Du auch in Ritters Geographie eine ausreichende Beschreibung davon. Auf dem Rückwege hatten wir mehrfach Gelegenheit Thiere, Schlangen, Scorpione und Käfer zu sammeln, sodaß selbst jetzt, wo ja unsere eigentliche Reise noch garnicht begonnen hat, unsere Ausbeute keine kleine ist. Namentlich Zittel ist sehr glücklich, er hat außerordentlich schöne Funde gemacht.

Nsel-Schellisch, Abends an Bord des Dampfers. 9. 12. 73.

Wir legten heute früh an, gerade bei Sonnenuntergang, da der Kapitän wegen Untiefen Nachts nicht weiter fahren kann. Er kommt aber immer erst und fragt, ob er halten soll und ebenso fragt er, ob er abfahren soll. Auf diese Weise bin ich vollkommen Herr des Dampfers. Nsel-Schellisch ist ein kleiner Ort am linken Nilufer. Wir machten, nachdem wir angelegt hatten, noch einen Gang durchs Dorf. Fast bedaure ich, daß auf mich die Eindrücke die der Europäer empfängt, so sehr durch die früheren Reisen abgeschwächt sind. Ich beneide meine Begleiter, welche alles fremdartig und wunderbar finden, während für mich Neues nicht mehr zu finden ist. Und dennoch übt das Ganze einen solchen Reiz und Zauber auch auf mich aus, der unbeschreiblich ist.

Die Bevölkerung, die Fellah's, die Abkömmlinge der alten Aegypter, sind gewiß das gutmüthigste Volk auf Gottes Erdboden, seit Jahrtausenden an Sclaverei gewöhnt, sehen sie alle Maßregeln der Regierung als selbstverständlich an. Es giebt recht hübsche Leute unter ihnen, namentlich die jungen Mädchen sind allerliebst. Als sie heute zu 20 bis 30 am Strande standen, Knaben und Mädchen, fortwährend mit den Händen schlagend und singend taktmäßig „Backschisch, Backschisch" riefen, war das eine Scene zum malen. — Bei Rhoda vorbeifahrend, erblickten wir die große Zuckerfabrik des Chedive, er hat deren 22. Aber das Flußbett könnte noch bedeutend besser regulirt sein, oder vielmehr seine Ufer sind eigentlich noch nirgends befestigt, so daß der Nil alle Jahr bedeutend sein Bett und seine Ufer

Digitized by Google

ändert. Man sieht ganz deutlich, wie hier große Stücke fruchtbaren Landes abgerissen sind, dort aber Alluvium angeschwemmt wird. Auch ist trotz der colossalen Arbeiten, die der Chedive hat ausführen lassen, noch lange nicht soviel für Canalisation gethan, als hätte geschehen können. Es giebt große Strecken kulturfähigen Landes, die nur von Zeit zu Zeit beackert werden können, weil sie nur bei außerordentlich hohem Wasserstande bewässert werden. Durch Canalisation könnte man sie alle sehr bebauen. Und wie große Strecken würde man durch eine rationelle Canalisation der Sahara noch abgewinnen können. Ich bin aber überzeugt, daß auch dies mit der Zeit geschehen wird.

An Bord des Dampfers. 10. 12. 73.

Der Brief, der mit dieser Post an Dich gelangen soll, ist geschlossen, damit er gleich nach unserer Ankunft in Siut mit der Post befördert werden kann. Eine umfangreiche Post dieses Mal, denn außer unserer Aller Briefe werden abschriftlich die Correspendenzen an v. Jasmund befördert.

Unsere heutige Fahrt wurde nur durch einen kurzen Aufenthalt bei den Felsenpartien von Abu el Fodda unterbrochen, Felspartien, deren Namen auf den Karten nicht angegeben ist, und die auf den Karten ungefähr da zu suchen sind, wo bei Stieler der Name el Kusieh steht; sie heißen Kabal Abu el Foddah. Es deutet das auf ehemalige Silberminen. Diese Felsen, die sich hier senkrecht oder zum Theil überstürzend in den Nil werfen, sind ungemein großartig und pittoresque, sie erinnern an die Loreley-Partie, sind aber von weit gewaltigerem Gebilde. Wie unser Geolog Zittel uns sagt, ist hier, wie bei Minieh und Beni Hassan durchweg eocoenes Kalkgebilde. Was aber diese Wände noch interessanter macht, ist, daß sie ganz von Gräbern der ursprünglichen Bewohner durchhöhlt sind. Eine Grotte reiht sich an die andere. Für mich war dies besonders interessant, da die Anlage dieser Katakomben und Hypogeen die größte Analogie zeigt mit denen, welche man in den kalkigen Bergwänden der Cyrenaica findet.

Ich ließ einen Augenblick halten, da Zittel die Zusammensetzung des Gebirges gern untersuchen wollte; aber aus dem Augenblick wurde eine Stunde: Professor Jordan, der auch ausgestiegen war, hatte die höchste oder fast die höchste Stufe des Ufer-Gebirges erklommen und wir mußten natürlich seine Rückkehr abwarten.

Als wir weiter fuhren, dicht am linken Ufer haltend, bemerkten wir, daß die Fellah's, die Höhlungen, welche ihre Vorfahren als Gräber benutzt hatten, als Wohnung gebrauchten. Merkwürdige Schicksale, welche dies uralte und doch noch so junge Volk im Laufe der Zeit durchgemacht hat. Augenblicklich finden wir sie also an gewissen Stellen so gesunken, daß sie in den Gräbern ihrer Vorfahren wohnen. Sie haben kein Gefühl für die vergangene Größe ihrer Ahnen. Und durch was ist dieser Wechsel verursacht worden?

Wir kamen dann dicht bei der großen Ortschaft Manfalut vorbei, welche sich durch mehrere sehr hübsche Minaret's auszeichnet und auf dem rechten Ufer gelegen ist. Die Ufer behalten immer gleichen Reiz, wie auch der Strom, der stellenweise das belebteste Bild zeigt. Da sind manchmal 20 und mehr Barken mit ihren dreieckigen Segeln, von weitem sehen sie wie Schwäne aus. Einige sind haushoch und hausförmig beladen mit Stroh, andere haben Durrah, Vieh, Zuckerrohr und andere Landesproducte, noch andere sind mit Menschen jeden Alters so vollgestopft, daß man meinen sollte, es seien Sclavenschiffe. Erst ein ähnliches mit Reisenden haben wir

Digitized by Google

angetroffen, es zeigte die englische Flagge. Ich ließ im Vorbeifahren 6 Revolverschüsse los, ich ließ aus God save the Queen blasen, aber John Bull rührte sich nicht, diese Aufmerksamkeit zu erwidern. Vielleicht war er auch nicht an Bord, denn die Barke lag am Lande. Um Dir einen Begriff zu geben, von diesem südlichen Klima, kann ich Dir sagen, daß jetzt Nachmittags um $2^1/_2$ Uhr auf dem Deck im Schatten des Zeltes 28° Wärme sind, das Wasser des Nil hat + 19° hunderttth. Thermometer. Und heute ist der 10. Dezember.

Die Ufer sind immer belebt durch emsig arbeitende Leute, aber je höher man stromaufwärts kommt, desto mehr sieht man doch, daß die Kunst, die Fabriken und der Dampf zurücktreten gegen die menschliche Thätigkeit. Da sehe ich eben, wie man mittelst dreier Hebebrunnen Wasser auf das hohe Nilufer zieht. Zuerst auf einen 6 Fuß hohen Absatz, von diesem mittelst eines zweiten Brunnens auf eine höhere Terrasse und dann von dieser endlich aufs Ufer und zu befruchtende Land selbst.

Homra, Hafen von Siut, an Bord des Dampfers. 11. 12. 73.

Da die Post von hier erst diesen Mittag abgeht, so schreibe ich noch weiter und schicke Dir diese Zeilen, welche eigentlich den Anfang des neuen Briefes bilden sollten. Wir kamen gestern Abend gleich nach Sonnenuntergang hier an, nach einer herrlichen Abendfahrt. Kaum hatten wir angelegt, als der deutsche Consularagent Hennin Uassif el Khiail (Hennin ist Johann, der Herr ist nämlich Kopte), mit seinem Onkel und dem Postdirector an Bord kamen, um uns zu begrüßen. Zugleich wurden wir Alle auf heute zum Diner eingeladen. Du siehst, ich melde Dir bis jetzt nur Diners und Festlichkeiten, aber bald wird's vorbei sein. Nach einem Gange durch die Stadt fanden wir den Unterpräfecten an Bord, der ebenfalls gekommen war, uns zu begrüßen.

Es scheint, daß die Kamelfrage auch in Ordnung ist, jedenfalls kannst Du Dich wegen des Vorgehens ganz beruhigen, der Weg scheint keinesfalls die Schwierigkeiten zu bieten, die man voraussetzte, wenigstens nicht bis Farafrah. Heute viel zu thun, daher schließe ich schon.

Bir Berani 28. 12. 73.

Ich schreibe Dir jetzt nur privatim, da ich alles Andere ins Tagebuch eintrage. Heute ist schon der dritte Weihnachtstag und doch bin ich noch nicht einmal zum Schreiben gekommen, um Dir für die Ueberraschung zu danken, die Du mir bereitet hast. Am Weihnachtsabend waren wir mitten in der trostlosesten Wüste, wie wir denn überhaupt erst heute nach einem siebentägigen ununterbrochenen Marsch einen Brunnen und zwar keineswegs mit Süßwasser, sondern mit bitterem erreicht haben. Am Weihnachtsabend also, als wir eben die Zelte aufgeschlagen hatten, kam Ernst feierlich herein und überreichte mir das Packet mit den Pantoffeln und Deinem Brief und dem Bilde. Du kannst denken, wie ich mich freute. Ich ließ gleich Extrawein bringen, die deutschen Diener bekamen auch gleich Jeder eine Flasche und dann schenkte ich ihnen fünfzig Thaler. Wir Anderen aßen gut und machten uns nachher noch einen Grog, so daß einige Herren am anderen Tage einen Jammer hatten. Ich nicht, weil ich mich nur an Wein gehalten. Ich brachte unserer Frauen Wohl in einem Trinkspruch aus, es

Digitized by Google

wurden Gedichte gelesen, und erst spät gingen wir zur Ruhe, um am anderen Morgen, am ersten Weihnachtstag unseren Marsch wieder anzutreten.

Aber wie beneideten mich die Herren, als ich ihnen meine Geschenke zeigte. Ich war der Einzige, der direct was aus der Heimath erhalten hatte. Und wie Ihr wohl Weihnachten verlebt habt? Wann werde ich darüber jetzt Briefe bekommen? Zwar weiß ich, daß nach acht Tagen, wenn wir in Dachel sein werden, dort zwei Posten von Europa von uns vorgefunden werden, aber wie alt werden die sein. Und so geht's mit meinen Briefen wohl auch. Diesen will ich übermorgen oder am letzten von Farafrah aus per Expreß nach Siut senden und von dort geht er dann ans General-Consulat.

Wir sind bis jetzt recht glücklich gewesen, denn wir haben schon große Resultate erzielt. Die Frage des Behar bela ma ist entschieden: es giebt keins. Die Oasen Chargeh, Dachel, Farafrah und Beharieh bilden eine ununterbrochene Einsenkung. Letzteres ist wenigstens sehr wahrscheinlich. Heute haben wir diese Einsenkung erreicht. Aber der Marsch hierher war entsetzlich, eine solche Einöde habe ich nur südlich von Fesan getroffen. Die eisernen Kisten haben sich vortrefflich bewährt. Die ganze Karawane, neunzig Mann, wurde aus meinem Wasservorrath getränkt und bloß zwanzig Stück hatte ich füllen lassen. Ein Kamel von den gemietheten und eins von meinen eigenen sind schon gefallen. Wir sind Alle äußerst wohl. Aber Morgens und Nachts ist's immer sehr kalt, — 1° oder 0°, Mittags + 16 bis 18° im Schatten. Unsere Zelte sind sehr gut, unsere Nahrung vorzüglich und so viel Wein, daß wir noch gar nicht zum Thee gegriffen haben. Aber wir brauchen's auch, Wenigstens fünf bis sechs Stunden mache ich täglich zu Fuß, und das Kamelreiten später ist am Ende auch keine Erholung. Wir sind von Morgens acht Uhr bis fünf Uhr ununterbrochen en route. Abends acht oder neun Uhr liegen wir Alle im tiefen Schlaf. Unsere Diener sind sehr gut. Zwischen uns herrscht vollkommene Harmonie. Heute haben wir Rasttag, daher finde ich Zeit zu schreiben.

29. Dec. Im Lager.

Wir haben heute nur einen kleinen Marsch gemacht, früh gelagert, und daher finde ich die Zeit, Dir guten Abend zu sagen. Je weiter wir vordringen, je interessanter wird die Gegend, wir sind jetzt mitten im Uadi und das westliche Ufer erschloß sich heute unserem Blick so großartig, so phantastisch, so märchenhaft, wie man sich nur eine Gegend denken kann. Und Zittel ist im Himmel, er hat heute wieder die interessantesten Funde gemacht. Ich habe nicht geglaubt, daß wir so große Resultate haben würden. Jetzt, wo morgen das erste Drittel der Reise zu Ende ist, kann ich sagen, falls wir auch weiter nichts entdeckten, die Reise große Ergebnisse gehabt hat. Schon die Nichtexistenz des Behar bela ma ist äußerst wichtig, und daß alle Oasen Ein Uadi bilden, wird die ganze westliche Grenze von Aegypten verändern. Der arme Ascherson ist zu bedauern, immer dieselbe Vegetation, nichts Neues. Ich bin jetzt so braun, oder so schwarz wie Allagabo,*) Du würdest mich nicht wiedererkennen.

Farafrah, 31. 11. 73.

Heute, am letzten Tage des Jahres, wünsche ich Dir wie alle Tage Abends, einen guten Abend. Es ist sechs Uhr Abends und wir präpariren

*) Schweinfurth's Negerknabe.

Digitized by Google

unser Abendessen: einen Puter. Ja, wir haben hier in dieser kleinen, einsamen Oase, zwölf Tagemärsche vom Nil entfernt, so ein kostbares Geflügel auftreiben können. Wir werden auch deutschen Wein heute Abend dazu trinken. Gestern sind wir hier angekommen. Obschon die Leute von hier avisirt waren, hatten sie große Furcht, kamen uns aber schließlich feierlichst mit einer Fahne entgegen gezogen. Es sind bloß ca. vierhundert Einwohner hier. Die Gärten sind äußerst üppig, denn gutes, klares, süßes Wasser ist reichlich vorhanden, eine Wohlthat nach dem Kerani Wasser, das viel Bittersalz enthielt. Morgen sende ich den Courier, zugleich nimmt er Telegramme mit nach Siut, so daß Du durch ein Telegramm am achten oder neunten Januar schon Nachricht bekommst. Dieser Brief kommt wohl erst Ende Januar an. Augenblicklich lasse ich immer schießen, um Zittel, der heute Morgen in die Berge ging, zurückzurufen.

Farafrah, 1. Jan. 1874.

Prost Neujahr rufe ich Dir zu mitten aus der libyschen Wüste. Heute Abend geht dieser Brief ab, um vielleicht erst nach einem Monat in Deinen Händen zu sein. Und wir verfolgen Morgen unseren Weg weiter, nachdem wir zwei Rasttage gemacht haben, welche uns und den Kamelen sehr nothwendig waren. Gestern Abend haben wir recht vergnügt zusammen verlebt. Wir waren bis zum Neujahr auf und haben das neue Jahr mit hundert Schüssen begrüßt. Ich glaube kaum, daß die Farafrenser je ein solches Schießen gehört haben. Zwölf Doppelflinten, zwölf sechsläufige Revolver machten einen ganz hübschen Läem. Es wurde auch getoastet, auf der Frauen Wohl und auf das der Freunde getrunken. Den ersten Toast brachte Zittel aus auf das Deines Mannes und der Toast gipfelte in den Worten, daß alle blindlings meiner Führung sich anvertrauten. Mir hat es große Freude gemacht, zu sehen, daß nach fünfzehntägigem, schwierigen Reisen alle Leute so zufrieden sind und vor neuen Gefahren und Anstrengungen nicht zurückschrecken.

Gestern Abend besuchte ich noch den Gasr, d. h. die kleine Festung der Farafrenser, welche als Zufluchtsort den Bewohnern dient. Die Häuser, elende Baulichkeiten, sind rund herum gebaut. Heute Morgen wollte ich mit Zittel und Ascherson wieder hinein, aber die fanatischen Bewohner verweigerten uns den Eingang.

En route, 5. Jan. 74.

Ich kann Dir heute keine Oertlichkeit angeben, wo wir sind; auf dem Wege zwischen Farafrah und Dachel. Wenn Jordan heute Breite und Länge hätte finden können, so würde ich Dir ganz genau auf der Karte den Punkt zeigen können, wo Dein Mann in seinem Zelt sitzt und an Dich schreibt, denn Jordan macht seine Bestimmungen immer in unmittelbarer Nähe meines leinenen Hauses. Aber heute der erste bewölkte Himmel, seit wir in Afrika sind, keine Sonne, keine Sterne, kein Mond zu sehen. Nun, wir sind noch einen Tagemarsch nördlich von Dachel, auf der Caillaudschen Route (Dein Mann macht nicht immer neue Routen, wie vom Nil nach Farafrah, sondern trottirt auch, wenn's sein muß, auf schon begangenen Wegen) und da wirst Du's schon finden, denn ich weiß, Du hast die Petermann'sche zehn Blatt Karte.

Aber das sind entsetzlich langweilige Märsche, die letzten. Denke Dir rechts und links fünfzig bis sechzig Meter hohe Sanddünen, in der Mitte,

Digitized by Google

wo wir marschiren, eine viertelstündige Breite mit kleinen Steinchen bedeckt, so gehts nun schon seit zwei Tagen. Eine Dünen-Allee. Sollte man nicht eine solche auf den Nehrungen bei Königsberg künstlich anlegen können, oder auch am Strande bei Riga? — Ich bin heute Abend besonders guter Laune, weil ich nicht wie gewöhnlich, sondern außergewöhnlich viel Aerger gehabt habe. Das ist mit diesen hundsföttischen Arabern manchmal zum Haar ausraufen, Gottlob, Dein Mann kann einige missen. Und dann kommt der einheimische Aerger dazu, d. h. der häusliche Zwist. Ich glaube, Du bist wohl überzeugt, daß ich es verstehe, Hoch und Niedrig in meiner Karawane in Ordnung zu halten, aber wenn ich diese entsetzliche Verschwendung von Lebensmitteln betrachte (ich kann doch nicht in jeden Topf und jeden Sack gucken) dann ekelt's mich oft. So fand ich gestern nach drei Wochen Gebrauch eine Flasche vom feinsten Olivenöl, die fünfzig Pfund faßt, leer. Ich habe Herrn Remelé zum Oberküchenmeister gemacht, er ist auch ganz gut, Remelé macht sich vortrefflich, er ist Gentleman durch und durch, aber er spricht kein arabisch. Nun habe ich Begleiter, die meines Gleichen sind, europäische Diener, zehn arabische Diener, sechs Kameltreiber, im Ganzen sechsundzwanzig Mann, die von mir beköstigt werden, aber die übrigen Araber, ca. sechzig an der Zahl, leben auch fast ganz aus meinen Vorräthen. Doch genug, sonst fange ich an, mich wieder zu ärgern. Heute haben wir Linsen und fünf gebackene Hühner. Du denkst vielleicht, wo ich die hernehme. Ich habe ein Rohrhühnerbauer, worin immer dreißig bis vierzig eingesperrt sind. Wie Du schwelgen könntest, während ich mir nichts daraus mache.

Ich sende diesen Brief übermorgen von Dachel ab mit einem Courier, am Ende kommt er eben so früh an, als der von Farafrah aus geschickte. Du siehst, ich schreibe oft genug, morgen hoffe ich aber in Dachel auch zwei Posten vorzufinden. v. Jasmund hat die ganze Beförderung übernommen.

Gasr in Dachel am 10. 1. 74.

Gestern Abend war ein recht festlicher Tag für uns. Nachmittags war ich vom Mudir und Zittel begleitet in die Orangenduftenden Gärten gegangen, um einige Quellen zu messen (beiläufig + 36°), als auf dem Rückwege der Schich meiner arabischen Diener angelaufen kam: trara, trara, die Post ist da; was bringt sie mit, 'nen Brief vom Apostel Paulus? Nein, ein Packet Briefe von zu Hause, von Dir! Du kannst denken, wie wir unsere Schritte beschleunigten. Leider war aber die Post noch nicht da, sondern vorläufig nur zwei konsularische Diener mit zwei stattlichen Kamelen, von den zehn, welche ich durch unseren Consul in Siut noch hatte kaufen. Aber bald kamen auch diese und mit ihnen das dicke Packet. Vielen Dank, drei Briefe auf ein Mal habe ich erhalten, d. h. von Dir, denn die Uebrigen zähle ich nicht. Aber ich schreibe doch auch oft, darüber kannst Du nicht klagen. Gestern Abend, nachdem wir zur Feier des Tages eine Flasche Rheinwein getrunken, legte ich mich um 8 zu Bette (Sopha's giebt's ja nicht) und habe bis 11 Uhr Deine Briefe gelesen!

Seit gestern haben wir unsere Wohnung bezogen, ein wahres Durcheinander von Höfen, Gängen und Zimmern. Aber jedenfalls angenehmer als im Zelte, zumal wenn es heftig weht, wie gestern. Ich schließe hier, morgen gehen die Diener des Consuls zurück, um diesen Brief mitzunehmen, morgen schreibe ich aber auch noch.

Digitized by Google

Gasr in Dachel am 14. 1. 74.

Heute komme ich dazu, wieder einen Brief für Dich anzufangen.

Vorgestern habe ich mit Zittel eine große Recognoscirungstour gemacht, wir waren 10 Stunden zu Fuß und erstiegen dabei einen über 1000′ hohen Berg. Die Pferde hatten uns verfehlt, zuletzt hatten wir eins, das wir abwechselnd ritten.

Heute machten wir indeß einen interessanten Ausflug. Um 8 Uhr Morgens stiegen Zittel und ich zu Pferde und erreichten nach 2stündigem Ritt die Ruinen eines alten egyptischen Tempels. Herrlich von Form mit zwei zertrümmerten Säulenhallen, ist die Cella gut erhalten, aber angefüllt mit Quadern und Sand. Die schönen Hieroglyphen können wir erst photographiren lassen, wenn aufgeräumt worden ist. Das wird eine unserer nächsten Arbeiten sein. Die Leute hier sind so liebenswürdig, daß wir mit leichter Mühe in den nächsten Tagen 10 oder 20 Arbeiter bekommen können. Ja, der Mudir ist zu liebenswürdig und ebenso der Schich el bled, denn täglich halten sie es für ihre Pflicht, uns durch stundenlange Besuche zu langweilen.

Ich sende Dir meine Photographie mit diesem Briefe, Du siehst, ich sehe sehr struppig und ruppig aus. Bartwichse braucht man hier nicht. Man wäscht sich und damit ist die Toilette fertig. Aber einen Genuß kann man sich recht oft verschaffen. Hier sind zwei oder noch mehrere heiße Quellen, eine dicht bei einer Moschee, etwas ausgemauert. Dahin gehe ich oft baden. Mittags wenn wir 20° Wärme haben, ist's am angenehmsten. Die Quellen haben 35° Wärme und sind Eisen- und Schwefelhaltig.

Jetzt ist der halbe Januar schon hin, wie die Zeit verstreicht, noch $2^1/_2$ Monat und das Reisen ist vorbei. Die Hitze wird dann so groß, daß auch nicht mehr gereist werden kann. Ihr werdet es, wenn Ihr uns entgegenkommt, warm genug haben in Egypten. Aber einen doppelten Frühling durchleben, wie ich, als ich von Abessinien kam, zuerst in Italien und dann in Deutschland. Wenn unsere Kerls nur besser kochen könnten, alle Speisen sind immer angebrannt. Deine Erdbeeren haben uns köstlich geschmeckt, heute Abend gebe ich wieder eine Büchse zum besten. Das sind dann heimathliche Erinnerungen. Heute habe ich die Leute gehetzt, einen Hund zu fangen und einen Thaler geboten. Auch gemordet habe ich, ein unschuldiges Vögelchen geschossen, das aber wichtig war zu besitzen. Aber leid that mir's doch, es saß so traurig auf dem Dache.

Der Courier geht schon morgen vor Sonnenaufgang und da will ich noch einige Worte hinzufügen, denn morgen ist's zu früh. Hast Du Artikel von mir in der National-Zeitung und in der Vossischen gelesen? Mit dem letzten Courier aber auch an Petermann und ihm zugleich eine Karte geschickt. Auch an Koner habe ich geschrieben.

Eben höre ich, daß angerichtet wird, ich glaube wir haben Hühner und Risotto. Zwei Puter sind auch schon wieder im Hühnerstall, Geschenk des Mudir. Heute habe ich auch Gegengeschenke gemacht: 4 silberne Uhren und 1 Pfund silberne Ringe. Ach und wie sonst die Backschische fließen, gestern als ich glücklicherweise die Araberbande los wurde, habe ich ca. 500 fr. Backschisch ertheilt. Aber später mußt Du mir die Hand immer zuhalten, denn ich bin jetzt so ans Geldausgeben ohne Reflexion gewöhnt worden, daß es mir fast einerlei vorkommt, ob ich 100 fr. oder 5 fr. als Trinkgeld ausgebe. 30000 Thl. sind mindestens in diesen paar Monaten durch meine

Digitized by Google

Hände gegangen. Es ist doch sehr anerkennenswerth, daß die egyptische Regierung so ohne weiteres solche Summen für wissenschaftliche Zwecke auswirft und sie mir so ohne weiteres zur Verfügung stellt. Wenn Du bedenkst, daß Dein Mann in Europa, in der übrigen Welt wohl eine bekannte Persönlichkeit ist, in Egypten aber nie Jemand von ihm gehört hatte, so ist das zu verwundern. In der That hat trotz meiner Jupiter Ammons Oase der Chedive nie vorher von mir gehört, die europäische Kolonie selbst kannte mich nicht, denn als ich nach Abessinien ging, lernte ich nur Reil kennen. Und diesmal hat Kaufmann*) gleich so und so viele Bestellungen auf meine früher erschienenen Werke. Nubar Pascha that, als ob er mich seit Jahren kenne, Scherif Pascha war die Liebenswürdigkeit selbst, der Chedive konnte meinen Namen richtig aussprechen — alles das verdanke ich Herrn v. Jasmund.

Heute Abend ist es windstill, was bei unseren Zimmern, wo die zahlreichen Fenster ohne Glas sind, sehr angenehm ist. Heute habe ich in meinem Zimmer vier Fenster mit Leinwand vernageln lassen.

Gasr in Dachel 17. 1. 74.

Ich hoffe alle Tage, jede Stunde auf eine Post und auf beladene Kamele von Siut, um dann rasch weiter vordringen zu können. Mittlerweile habe ich Jordan gestern vorgeschickt, um das erste Depot westwärts zu errichten. Und Montag geht wieder ein Schub ab, Ende der nächsten Woche ich selbst. Einliegende 4 Photographien von mir sind hier gemacht. Das Gebäude anbei ist unsere jetzige Wohnung. Du siehst links Prof. Jordan mit dem Theodolit, an der Thür gelehnt Zittel's Diener, davor sitzend Jordan's. An der anderen Seite der Thür rechts, ein Araberdiener Beschir. Im Vordergrunde nach rechts vor 4 anderen nicht mehr zu erkennenden Arabern, der Diener Mohammed Hammed, dann sitzend Ascherson mit blauer Brille, folgt in Hemdsärmeln Ernst und dahinter mein Leibdiener Bu Bekr (der ehemalige, er hat weißes Hemd an) dicht davor Dein Mann auf einem Feldstuhl, kaum zu erkennen, rechts davon stehend Zittel, hinter Zittel in Hemdsärmeln Taubert und rechts vorn der deutsche Diener Karl. Die 500 eisernen Wasserkisten wirst Du wohl erkennen. Mein Zimmer ist wo I auf dem Bilde ist, II ist Zittels, III ist Remelés, IV ist Jordans. Doch kann ich mich darin auch täuschen. Das Ganze ist so verworren, daß ich eigens heraus gehen mußte, um es genau angeben zu können.

Die letzte Photographie ist ein Garten aus Farafrah. Du siehst die üppigste Vegetation, welche man sich nur denken kann. Die Photographien sehen unaufgezogen unansehnlich aus, aber Remelé macht seine Sachen sehr gut.

Gestern war Remelé in die Berge gegangen und ist auch heute noch fort, um Felsen- und Wüstenbilder zu machen. Ich machte gestern Nachmittag einen längeren Spaziergang und entdeckte dabei alte Ruinen. Heute Nachmittag wollen wir nach Mun (Kalamun) reiten, neulich hatte der Bürgermeister uns eingeladen, dorthin zu kommen. Da Jordan schon fort ist und Remelé erst heute Abend wiederkommt, so gehen nur Zittel, Ascherson und ich. Aber der Provinzial-Präsident (Mudir), der geh. Obermedicinalrath (der Dr. dessen Kenntnisse die eines Barbiers sind), der Bürgermeister (Schich el bled) von Gasr, der Oberstleutnant der Bürgerwehr (er kommandirt 6 Mann, die uns Holz und Wasser jeden Morgen bringen, während er

*) Buchhändler in Cairo.

Digitized by Google

selbst für Pferde und Esel zu sorgen hat), der den Titel Schel el Rhafir hat, wollen uns begleiten. So werden wir ein stattliches Gefolge haben.

Im Lager am 27. Abends.

Ich bin ganz allein und seit gestern en route. Der Mudir, der Schich el bled ꝛc. begleiteten mich bis zum Ain Scherifa, wo ich 20 Kisten Wasser füllen ließ und da wurde Abschied genommen von Remelé, der als Depotcommandant zurückbleibt und von Ascherson. Ich habe 15 Kamele mit mir, Ernst, 3 Araber und einen Berberdiener, mein Diener Bu Bekr kann nicht mitgehen, weil er Donnerstag eine Karawane nachbringt und mein zweiter Leibdiener Said ist mit Zittel vorauf. Es ging ziemlich gut, ich hatte eine neue Route eingeschlagen und campirte gestern Abend um 6. Aber heute hatten wir uns durch einen entsetzlich schwierigen Dünenstrang von N. nach S. laufend zu arbeiten, aber auch hier gings recht gut, nur ein Kamel warf ein Mal ab. Dies abgemacht, suchte ich durch S. S. W. Richtung die Jordan-Zittel'sche Route zu gewinnen, was mir auch mit dem Compaß nach 1 St. Marsch gelang. Nun folge ich ihnen und hoffe sie übermorgen zu haben. Denn um zu dem Lager Mhotta I zu kommen, brauchte Jordan 3 Tagemärsche, ich erreichte es heute am 2. Tage um 1 Uhr und konnte dann noch 20 km weiter gehen. Aber eine trostlose Gegend, entsetzliche Einöde. Wer wird wohl jemals nach uns hier eindringen, und dennoch ist es von Wichtigkeit zu wissen, wie diese Gegend ist: Alles muß erforscht werden. Ich habe heute Abend Schinken, denn während des Aufenthalts in Gasr habe ich noch 6 Schinken, 20 Salami, 6 große holl. Käse, 12 Pfd. Chocolade, 50 Pfd. Kaffee und 200 Fl. Wein nachkommen lassen. Zehn stets durch Strapazen aller Art hungrig gemachte Europäer vertilgen was. Denke Dir, wenn wir 5 nur täglich eine Flasche Wein jeder trinken, so macht das in der Woche 35 Flaschen, im Monat 140. Aber wir trinken nicht so viel, dafür bekommen die Diener aber manche. Kaffee werden wir wohl 200 Pfd. aufbrauchen. Thee garnicht, er ist noch ganz vorräthig; Chocolade wird nur gegessen. Am köstlichsten finden wir Alle den Milchextract. Gestern, am ersten Lagertage, ließ ich mir eine von Deinen Büchsen öffnen und fand köstliche Kirschen. Die Kronsbeeren werden von Allen für ganz vorzüglich erklärt.

Im Lager am 28. Abends.

Heute habe ich 36 km zurückgelegt, aber die Anderen noch nicht eingeholt, ja, sie sind sogar wohl weiter marschirt, denn Zittels Kamele sind noch nicht zurück. Die alte Karawanenstraße von Jordan hat sich aber als ein Wahn erwiesen; ich habe keine Spur davon entdecken können. Und heute hatte ich große Mühe, ihrer Fährte zu folgen. Mittags blies ein heftiger Samum, der natürlich alle Fußspuren verwischte; nun hatten die Herren aber je weiter, je weniger Wegweiser gesetzt, so daß wir oft in die Kreuz und Quere laufen mußten, um einen solchen zu finden. Des Nachts wirds doch noch immer recht kalt, heute Morgen vor Sonnenaufgang hatten wir nur 1 Grad Wärme, Mittags aber im Schatten + 20°. Ich weiß garnicht, wann ich diesen Brief werde expediren können, hoffentlich findet sich Gelegenheit. Ich bin heute sehr müde, ging von 8—12 zu Fuß, setzte eigenhändig wenigstens 30 Wegweiser, ritt dann bis 1/2 4 und von da bis 5 Uhr wieder zu Fuß. Jetzt haben wir köstlichen Mondschein und herrliches, ruhiges Wetter.

Digitized by Google

31. Januar 1874.

Das Wüstenleben hat in manchen Beziehungen Aehnlichkeit mit dem Seeleben. Abgeschlossen von der ganzen Welt, ist die Karavane ganz auf sich selbst angewiesen. Hat man gar, wie es bei der Expedition in der libyschen Wüste der Fall ist, die Aussicht Land, d. h. eine Oase, nach Verlauf von 20—25 Tagen anzutreffen, dann tritt die Aehnlichkeit noch schlagender hervor. Um von Deutschland nach Amerika zu kommen, brauchen die Dampfer der Bremer-Hamburger Linie nach New-York ca. 11 Tage durchschnittlich. Um vom Nil nach Farafrah zu kommen, brauchten wir auch 11 Tage. Freilich legt der Dampfer zur See ganz andere Strecken zurück, als das Schiff in der Wüste.

Seit dem 16. Januar ist die Expedition jetzt in der eigentlichen libyschen Wüste, ohne auf eine Oase, auf eine auf Wasser deutende Depression gestoßen zu sein, und doch hat es der Expedition keinen Augenblick an Wasser gemangelt, oder an irgend sonst einem Gegenstand. Zwar wird das schnelle Vorgehen außerordentlich dadurch erschwert, daß in Dachel, von wo aus eingedrungen wurde, äußerst wenig Kamelfutter aufzutreiben ist. Dazu kommt dann noch, daß man manchmal mit widrigen Winden zu kämpfen hat — ganz wie auf dem Meere.

Ein Wind in der Wüste, ein Sturm ist nun allerdings nie mit den Gefahren verknüpft, wie sie ein Seesturm im Gefolge haben kann, denn vorausgesetzt, daß man Wasser hinlänglich bei sich hat, oder an einem Brunnen liegt, ist der Wüstensturm — der Samum — nur im höchsten Grade unangenehm. Einerlei, woher er kommt, ob er chamsin (der fünfzig Tage dauernde) oder Gebli heißt, ob er gemeinsamen Ursprungs mit dem Zephir ist und Rharbi heißt, oder ob er gar unter der kalten Maske des Behari (d. h. des vom Norden, vom Mittelmeer kommenden) heranbraust; immer hat der Wüstenwind, sobald er einen gewissen Grad von Heftigkeit erreicht, das Unvermeidliche, daß die ganze Atmosphäre alsbald mit Sand und Staub erfüllt ist. Vergebens sucht man im Zelt Schutz, der Staub durchdringt Alles; man kann eben nichts thun, als abwarten. Selbst die Kamele, diese sonst so geduldigen und folgsamen Thiere, verweigern den Weitermarsch, man kann sie nicht mehr von der Stelle bringen. Im Sommer kommt dann noch die unerträgliche Hitze hinzu, welche das Thermometer im Schatten bis auf 40 ° hinauftreibt.

Von übermäßiger Hitze haben wir nun allerdings in der Wüste nicht zu leiden, vor Sonnenaufgang ist gewöhnlich + 1 oder 2 °, manchmal aber auch unter 0 und Nachmittags im Schatten haben wir noch nicht über 20 ° gehabt.

Es hatte große Mühe gekostet, Leute zur Begleitung in die libysche Wüste zu bekommen. Zwar hatte ich in Cairo zehn gute sogenannte Berberiner, größtentheils aus Dongola gebürtig, engagirt und diese zeigten sich auch überaus willig mitzugehen. Wenn diese Leute nun auch als Treiber und zu übrigen Dienstleistungen recht gut zu gebrauchen sind, so verstehen sie nichts von der Behandlung des Kamels und noch weniger vom guten Laden derselben. Letzteres ist aber namentlich bei langen Wüstenreisen sehr wichtig; durch einmaliges schlechtes Laden kann ein Kamel tragunfähig gemacht werden. Absolut, auch gegen den höchsten Lohn waren die Araber, welche uns bis Dachel gebracht hatten, nicht zu bewegen, uns in die unbekannte Wüste zu begleiten. Vergebens bot ich fabelhafte Summen, vergebens hieb der Mudir von Dachel eigenhändig auf verschiedene Individuen

Digitized by Google

ein, sie blieben störrig wie ein Maulthier. „Wir haben Furcht", war ihre ewige Antwort, „über die Grenze Egyptens hinaus brauchen wir nicht zu gehen."

So mußten die ersten Detachements von Professor Zittel und Jordan mit Dongolanern und Leuten aus Dachel abgehen. Glücklicherweise hat sich aber ein alter Rittmeister a. D. Namens Hadj Adjeb (d. h. der Pilger-Wunderknabe) gefunden, uns zu begleiten. Er und sein Neffe, ebenfalls ein Araber, dann ein Vetter vom Adjeb haben sich entschlossen, mit uns zu gehen, sie wollen mit uns siegen oder sterben, wie das „Wunderkind" sagt, natürlich nur gegen höchsten klingenden Lohn. Hadj Adjeb oder Madjeb hat den Krimkrieg mitgemacht, er befehligte 100 egyptische Reiter und ein Fähnlein. Seitdem lebt er zurückgezogen und weidet seine Kamele.

Ob wir etwas Wichtiges in der libyschen Wüste entdecken werden, ich glaube es kaum. Das Wichtigste, eine Oase zwischen Dachel und Kufra, scheint nicht zu existiren. Wir steigen, seit wir Dachel verlassen haben, fortwährend und das mit spärlichen Kräutern bestandene Kalkplateau gegen Westen ersteigend, läßt noch keineswegs auf eine nahe Oase schließen. Selbst ob wir Kufra erreichen werden, ist noch sehr zweifelhaft. Trotzdem wird die Expedition immerhin große Erfolge aufzuweisen haben, namentlich ein so ungeheuer großes Gebiet geologisch und paläontologisch der Wissenschaft zu erschließen, ist kein geringes Verdienst. Und selbst die Gewißheit, daß geographisch, orographisch und hydrographisch diese große Landstrecke, welche wir libysche Wüste nennen, eben nichts weiter ist als Wüste, das ist eine Aufklärung, welche man dieser Expedition zu danken haben wird. Schwerlich wird dann ein Zweiter diese unwirthschaftlichen Gegenden durchziehen.

Augenblicklich bin ich ganz allein, einzig lebendes Wesen im Umkreise von 50 km. Den Hadj Adjeb schickte ich heute Morgen mit einem Kamel an Zittel und Jordan, welche 2 bis 3 Tagemärsche südwestlich von mir sind, um sie zurück zu rufen. Zwei Diener schickte ich mit zwei Kamelen vorgestern um Futter vom 1. Depot zu holen und mein deutscher Diener nebst einem Araber ist heute mit 12 Kamelen zum 2. Depot zurückgegangen, ebenfalls um Futter zu holen, Letztere werden morgen Abend wieder hier sein.

Aus den Zeitungen ersehe ich, daß am 17. Dec. v. J. ein starker Sturm in England war, wir hatten am 18. und 19. Dec. starken Nordwest mit Staub. Eben 7 Uhr Abends treffen Diener und Kamele ein, morgen gehe ich weiter um Zittel und Jordan zu erlösen.

Libysche Wüste, 3. Febr. 1874.

Da morgen Bu Bekr erwartet wird und dann gleich wieder nach Gasr Dachel zurückkehrt, so sende ich Dir noch einige Zeilen, um Dir zu sagen, daß ein weiteres Vordringen nach Westen unmöglich ist. Gestern bin ich auf unserem äußersten Vorposten angelangt, fand dort Zittel und Jordan mit einem deutschen Diener mutterseelen allein, seit 5 Tagen ohne Kamele, am Rande einer himmelhohen Düne. Zittel hatte aber in der Zeit seines Aufenthalts recognoscirt und gefunden, daß sich einige Stunden westlich ein unabsehbares Sandmeer ausbreitet — auf 2 bis 3 Tage weit. Wenn wir nun auch für Wassermangel nicht zu bangen brauchen, wenn es uns selbst gelungen ist, Kamelfutter, wenn auch spärlich, aufzutreiben, so kann man

Digitized by Google

gegen tagemärsche breite Sanddünen mit den Kamelen nicht ankämpfen. Das Kamel ist eben keine Maschine, sondern ein lebendiges Thier und zwei oder drei Tagemärsche nur in Dünen genügen, um die stärksten Thiere batal, d. h. tragunfähig zu machen. Was aber dann? Ohne Kamele würden wir inmitten der libyschen Wüste unfehlbar dem Tode verfallen sein. Nach einer ernsthaften Berathung mit Zittel und Jordan und nachdem ich mich selbst heute Morgen durch eine Recognoscirung von der Unmöglichkeit westwärts vorzudringen überzeugt habe, haben wir beschlossen, das westliche Vorgehen aufzugeben und gehen statt dessen nordwest.

Uebrigens haben wir seit gestern das ungemüthlichste Wetter von der Welt: anhaltenden Regen. Denke Dir, Regen in der libyschen Wüste! Heute Morgen beim Recognosciren wurden Jordan und ich fast durchnäßt. Dabei ist es kalt, jetzt während ich schreibe bloß 14°, was im Freien nicht viel ist. Dazu sind wir etwas beengt. Der Ersparniß halber, d. h. um Kamelkraft zu sparen, ließ ich auf dem letzten Depot mein Zelt zurück (mein großes Zelt und mein Schirm sind so wie so in Dachel geblieben) und bin nun mit Zittel in einem und demselben. Wenn wir Abends unsere Matratzen ausbreiten, ist das ganze Zelt ausgefüllt, nur ein schmaler Raum bleibt noch, um dazwischen die Medicinkiste und darauf die Kerzen zu stellen. Nun es geht immerhin und etwas einschränken muß man sich können. Seit acht Tagen bin ich nun schon fort von Dachel und ca. 160 km entfernt, südwestlich.

Siuah, 21. Febr. 1874.
Oase des Jupiter Ammon.

Du wunderst Dich gewiß aus der Jupiter Ammons Oase einen Brief zu bekommen, und zwar, ehe der letzte aus Dachel nach meiner Berechnung angekommen ist. Oder vielmehr den, den ich von Regenfeld aus schickte. Den Zusammenhang erfährst Du aus beiliegenden Briefen, die ich alle an Dich zum Weiterexpediren sende und auf diese Weise das Doppelschreiben erspare. Gestern also sind wir hier angekommen und ich bewohne mit Zittel und Jordan ganz dieselben Räumlichkeiten, welche ich vor 5 Jahren inne hatte, nur daß ich jetzt das Gasr (Schloß) mit dem Mudir und seinen Beamten theilen muß.

Wir treten am 26. von hier unsere Rückreise an, d. h. über Dachel und Chargeh und sind wie gesagt Ende März oder Anfang April in Esneh. Ich freue mich sehr, daß die Reise zu Ende ist und so gut verlaufen, denn jetzt können wir schon dem nahen Ende mit Zuversicht entgegen sehen. Ich bin Dir sehr dankbar für Deine langen Briefe und freue mich jetzt auf Farafrah, wo wir in ca. 14 Tagen sein werden und wo ich neue Briefe von Dir finde. Dorthin habe ich nämlich Ascherson gebeten mit neuen Vorräthen und den deutschen Dienern uns entgegen zu kommen. Wie ich Dir in meinem letzten Briefe mittheilte, sind Ascherson und Remelé in Dachel geblieben und von den deutschen Dienern hatten wir nur den Zittel's mit, da er ihm wegen des Sammelns der Versteinerungen unumgänglich nothwendig war. Ich selbst verzichtete auf die Mitnahme Ernst's, ja habe sogar mein Zelt und so weiter zurückgelassen, um leichter zu reisen. Ich theilte Zittel's Zelt unterwegs. Wie wohl that's nach einer solchen Reise im sicheren Hafen der Oase ausruhen zu können, wenn man auch derart von Fliegen gepeinigt ist, daß man fortwährend nur halb bei der Arbeit ist, die halbe Zeit aber mit der Abwehr dieser unverschämten Thiere verliert. Ich habe heute Mittag ein Bad im Mosesbrunnenquell genommen.

Digitized by Google

Gasr Dachel, 16. März 1874.

Eigentlich wollte ich garnicht mehr schreiben, da ich kaum glaube, daß dieser Brief noch rechtzeitig ankommen wird, aber ich wag's, umsomehr als ich allen Grund habe, mich etwas für die 4 Briefe von Dir, die ich hier vorfand zu bedanken und zu revanchiren. Aus meinen Berichten aus Siuah hast Du Alles erfahren, was mir bis dahin passirt ist, wenigstens das Hauptsächlichste. Von Siuah nun ging ich mit Zittel und Jordan zurück, schickte halbwegs Jordan abseits nach Mah el Beharieh, um dort noch einige Fragen zu erledigen und kam dann nach elf Tagen mit Zittel direkt nach Farafrah. Dort fanden wir zwar Kameelfutter, auch einige Flaschen Wein und zwei eingeborene Diener, aber das Wichtigste denke Dir, die Post hatte Aschersou wieder mitgenommen. Er hatte mir einen in größter Aufregung geschriebenen Brief hinterlassen, worin er sagte, da wir nicht gekommen, halte er es für seine Pflicht mit Remelé uns zu suchen. Das war doch rührend. Aber ich mußte dies Unsnachlaufen nun verhindern und bat Zittel gleich auf seine Fersen nach Dachel nachzueilen, was dieser auch trotz eines Unwohlseins und trotzdem er noch nicht geruht, that.

Ich selbst wartete dann zwei Tage auf Jordan, und als er nicht kam, brach ich allein, nur von zwei Arabern begleitet auf einer neuen Route nach Dachel auf, das ich nach 5 Tagen erreichte. Es war Mittag geworden und die glühenden Sonnenstrahlen (26° im Schatten) hatten verhindert, daß ich zu Fuß vorauseilte, ich ritt also auf meinem hohen schwankenden Wüstenschiffe ein. Sobald ich aber der Palmen des Gasr's in Dachel ansichtig wurde, ließ ich das Pulver sprechen und meine Araber beide mit Lefaucheux versehen, machten nicht wenig Lärm. Da erscheint ein Diener von Weitem im Laufschritt, er schwingt seine Flinte, er knallt sie los, er heult vor Freude: es ist mein alter Diener Bu Bekr, dann kamen Taubert aus Apolda fortwährend den Revolver losschießend, Moloch aus Baden, Korb aus München und alle die weiteren arabischen Diener Beschir, Ali Morjan Isala und die verschiedenen Mohammed's, endlich Herr Remelé, Professor Aschersou und Zittel, Letzterer bis vor kurzem noch mein treuer Reisegefährte. Das waren Isalamats, Grüß Sie Gott und dazwischeu ein Geknatter, daß einem Hören und Sehen verging. Ich vermißte meinen Diener Ernst Walter aus Weimar. Und abermalige Enttäuschung in Betreff der Post: Zittel, der berechnet hatte, wann ich kommen mußte, hatte ihn mit den Briefen einen halben Tagemarsch entgegen geschickt, aber nach dem Westen, nach dem Engpaß Edmonstone, durch den ich auch eigentlich kommen sollte, während ich, um zu kürzen, den Engpaß Jasmund genommen hatte. Dicht vor unserer Wohnung kam denn auch der Mudir, der Oberbürgermeister, der Medicinalrath, der Generalsecretär, kurz die ganze Obrigkeit langsamen Schrittes, wie es türkischen oder vielmehr ägyptischen Beamten ziemt.

Unsere Wohnung fand ich aufs Hübscheste decorirt, die Thüren waren von Palmenzweigen eingerahmt und wie hübsch schmücken Palmen. Die langen Corridore waren über und über mit blühenden Orangenzweigeu bestreut (schade um die herrlichen Früchte, die so verloren gingen), Taubert hatte ein hübsches „Willkommen" über eine der Thüren gemacht, kurz man konnte nichts Sinnigeres denken. Nachdem dann der lange Besuch, den die Obrigkeit uns täglich macht, um unseren Kaffee zu kosten und unsere Cigarretten zu rauchen (in der ersten Zeit hielt die ganze Bande es für Pflicht und Höflichkeit, zweimal täglich einen solchen stundenlangen Besuch zu machen) vorüber waren, waren wir endlich uns selbst überlassen, und mit

Digitized by Google

einem frohen Mittagsmahl feierten wir unsere Wiedervereinigung. Wir hatten zu diesem Zweck noch einige Flaschen von dem feinen Rheinwein, Geschenk des Herrn Nau in Bingen aufbewahrt. Abends kam denn auch Ernst und mit ihm deine Briefe, 4 an der Zahl, das Produkt zweier Monate, denn seit Mitte Januar war ich ja außer Verbindung mit der Welt in Aegypten und Europa.

Am anderen Tage wollten wir Alle zum Tempel, den ich während meiner Abwesenheit hatte aufräumen lassen und die schwere Arbeit ist glänzend belohnt worden. Die ganze Cella wurde frei und hat die best-erhaltenen Hieroglyphen blos gelegt, welche ich durch photographische Aufnahmen den Aegyptologen mitbringe. Wahrscheinlich war dieser kleine Tempel, ein Juwel neueren ägyptischen Styles dem Ammon gewidmet.

Und nun geht's fort, heute Mittag lasse ich schon campiren, damit morgen vor Sonnenaufgang alles en route ist. Wir gehen über Chargeh nach Esneh, wo uns der Dampfer des Chedive aufnehmen wird.

Digitized by Google

Nach dem Ball.

Ein Monolog mit Zwischenreden von Objekten, die eigentlich gar nicht mitzureden haben.

Von **Otto Julius Bierbaum.**

(Das Arbeitszimmer des Herrn Mitte der Dreißiger. Der Herr tritt, im Ballanzuge, eine weiße Nelke im Knopfloch, ein, begleitet von einem großen, gelbweißen Bernhardiner, der mit der phlegmatischen Würde seiner Race durch Schweifwedeln zum Ausdruck bringt, daß er sich freut, seinen Herrn endlich begrüßen zu dürfen. Es ist drei Uhr Morgens. Man erblickt durch die Fenster eine dickbeschneite Lindenallee in bläulich-grauem Lichte. Auf dem großen zopfigen Schreibtisch aus Palissanderholz, der in der Mitte des Zimmers steht, brennt in einer japanischen breitbauchigen Vase eine mit einem grünseidenen Schirme verhängte Lampe. Bücherschränke aus hellbraunem Kirschholze, deren Glasthüren grüne Vorhänge haben; ein großes Schriftenregal; ein grünmustriges Sopha mit einem Tisch davor; in einer Ecke ein rund vorspringender hoher Eckschrank. Auf dem Schreibtische und den Schränken vielerlei Objekte: Leuchter, Vasen, Büsten und dergleichen. — Der Herr bleibt am Fenster stehen und blickt hinaus):

Das einzig Reinliche: die Natur. (Mentor, der Hund, steht hinter ihm auf und legt ihm die Pfoten auf die Schulter.) Jaja, du auch, und die Muinz auch. Wo ist die Muinz? (Muinz, die schwarze Katze auf dem Sopha, miaut: Wo wird sie sein? Hier!) Guten Morgen, alte Schachtel! Immer noch verliebt? (Muinz miaut: dumme Frage!) Ein infames Alter, wo man melancholisch wird, wenn man beschneite Bäume sieht. Alte, schwarze Linden, so alt, und jedes Frühjahr beladen sie sich neu mit Laub und Blüten, und duften Sommers nach lauter Liebe und Märchen. Lindenbäume — Ludwig Richter — erste Liebe — Möricke, — das ist alles nicht modern. Die heutige Lyrik und Malerei hat eine andere Botanik, und die Verliebten schnitten ihre Namen lieben in gigantische Kakteen oder so was. Na ja! Wenn sie sich nur nicht die Fingerchen zerstechen. Und lieber in einen Kaktus, als gar nicht. —

Da wären wir also glücklich wieder bei besagtem Punkt der Punkte.

Schön ist ein Cylinderhut,
Wenn man ihn besitzen thut.
Und das Schönste auf der Welt
Ein Weib, das man im Arme hält.

Wirklich? Ich hielt heute viele im Arme, und ich kann eigentlich nicht finden, daß das auch nur erbaulich gewesen wäre.

Die gelbe Steingutkatze auf dem großen Bücherschrank (gemein-ironisch, singend): Die wahre Liebe war das nicht!

Der Herr (gelinde erstaunt): Nanu? Du kannst singen? Gebärde Dich etwas wahrscheinlicher!

Digitized by Google

Die gelbe Steingutkatze (leiernd wie eine böse alte Jungfer): Finden Sie vielleicht, daß es sehr wahrscheinlich klingt, wenn Sie hier am Fenster stehen und laut mit sich selber reden? Das giebt es ja nicht mal mehr auf dem Theater. Hihi!

Der Herr: Hihi sagt sie auch noch! Aber eigentlich hat sie recht. Ich habe keine Ursache, irgendwem Unwahrscheinlichkeiten vorzuwerfen. Wenn ich betrunken wäre oder voll heiligen Geistes, — gut, dann ließe sich das Monologhalten vertreten, aber so? Es ist schlechterdings absurd und wird wohl nicht wahr sein.

Ein ausgetrockneter Frosch auf dem Schreibtisch (durchaus im Tone eines alten Professors): Es ihst auch nicht wahr! Es ihst nun und nimmermehr wahr! Es ihst eine von den modernen Alfanzereien. Ich springe augenblicklich ins Tintenfaß, wenn dieser Unfug nicht sofort aufhört.

Der Herr: Alter Renommist! Wenn Du noch springen könntest! (Tritt an den Tisch und sieht den Frosch nachdenklich an): Als ich Dich fand, werthe Mumie, die einmal ein Herz, wenn auch mit kaltem Blute, hatte, nun ist es schon fast zehn Jahre her, da dacht' ich mir, wie ich Dich so in der Sonne liegen sah, die Hinterbeine breit auseinander, die Vorderbeine eingestemmt und die Kehle mit dem breiten Kopfe platt auf der Erde, — da dacht' ich mir: „Wenn Du nicht das Stinken lernst, amphibische Leiche, will ich Dich aufheben und immer vor mir liegen haben, nicht als eine Mahnung an den Tod und die Vergänglichkeit, sondern als ein Bild und Wahrzeichen des gesegneten Alters. Denn da ich keine Wunde an Dir sehe, so mußt Du wohl an Altersschwäche hier in der Sonne gestorben sein. Und selbst nach dem Tode war das Glück Dir hold, denn obwohl hier Wagenspuren sind, bliebst Du doch als Leiche noch unverletzt. In der Sonne gestorben, und der Zukunft aufbewahrt! Amen! Amen! So möchte mir auch einmal sein!" Und wahrhaftig: Du hast das Stinken nicht gelernt, obwohl Du doch auch damals auf meinem Schreibtisch lagst, als die Niederträchtigkeit in meinem Hause zu Gaste war, und als diese hohlen Augen eine feige Gemeinheit mit ansehen mußten, die eine Atmosphäre von Pest und Mist verbreitete. Sehr, sehr wackere Mumie du! Ich will Dich den Ueberfrosch heißen, — aber Du mußt schweigen.

Der Frosch: Ich verzihchte auf den Titel! Ich verzihchte! Ich bin immer ein anständiger Frosch gewesen, und meine gute Konservirung nach dem Tode ist lediglich eine Folge meines guten Lebenswandels. Keinerlei Debauchen, mein Herr, immer temperent und nach den Regeln der guten Gesellschaft: das ist das ganze Geheimnis. Betrachten Sie mich dessen als Symbol und nehmen Sie sich ein Beispiel an mir. Dies Redoutengehen, Tanzen und Carressiren, Herr Lüstling, beraubt Sie absolut der Möglichkeit eines widerstandsfähigen Kadavers. Sie werden stin . . .

Der Herr (nimmt den Frosch und dreht ihn um): Genug! Soll ich mir auch noch von Fröschen Moral quaken lassen? Die Didaktik gehört zu den minderen Gattungen der Poesie, habe ich sagen hören, und, ach, mein Leben fängt selber an, ein Lehrgedicht zu werden. (Läßt sich in den breiten ledernen Armstuhl nieder): Man wird zu Stroh, hat man die Liebe nicht, und selbst Leichen fangen an, sich dem als Lehrmeister aufzudrängen, dem der Sinn des Lebens verloren gegangen ist: die Liebe. Ob ich ihn ganz verloren habe und auf immer?

Digitized by Google

Die Prinzessin Elisabeth von Preußen aus Gußeisen (hinter einem venezianischen Druckstocke auf dem Schreibtisch stehend, flüstert): Machen Sie sich mehr Bewegung, mein Herr, und essen Sie nicht soviel Kuchen!

Der Herr: Ist es das, Kgl. Hoheit, wirklich blos das? Aber ich fahre ja Rad, ich gehe spazieren, ich besuche Redouten!

Die Prinzessin: Nichtsdestoweniger bekommen Sie einen Spitzbauch. Ich darf ja jetzt, Gott sei's getrommelt und gepfiffen, so ein Wort in den Mund nehmen. Uff! Ist das eine Wohlthat! Ich wünschte, ich hätte immer so gußeisern reden dürfen.

Der Herr: Das mit dem Bauch hat seine Richtigkeit. Aber ich sah schon gewaltigere Bäuche in Liebe entbrennen, und ich weiß Leute, die täglich drei Pfund Chokolade essen und dennoch verliebt sind, wie jugendliche Spatzen, obwohl sie sich soviel Bewegung machen, wie eine Schlummerrolle. Nein, Prinzeß, das essen ist's nicht, wenn es Ihnen auch Professor Hufeland selber gesagt hat. Und: aßen Sie denn niemals Kuchen?

Die Prinzessin (schweigt und ist ganz Gußeisen).

Der Herr: Die Hohenzollerin verträgt keinen Widerspruch. Wie schade! Sie hätte mir gewiß Besseres zu sagen gewußt, als dieser korrekte Frosch-Bourgeois. — Ach, es ist ein Elend! So verscherzt man sich durch unzeitige Wahrhaftigkeit die besten Gelegenheiten. Wozu eigentlich? Lüge ist ein Zeichen von Cultur und gesellschaftlicher Gesittung. Wahrhaftigkeit ist eine Tugend für Leute mit schlechtsitzenden Gehröcken.

Die kleine Eva aus Buchsbaum (über den Apfel weglächelnd): Jung, Jung, Jung, was bist Du für'n Leimsieder! Umgekehrt wird'n Schuh draus: Die Wilden lügen, der Culturmensch leistet sich zuweilen den Luxus der Wahrheit. Je näher der Natur, desto weiter weg von der fixen Idee, es wäre was Schönes und Braves, „wahr" zu sein. Gotte doch! Und Du willst Künstler sein? Und Du hast eine Frau gehabt?

Der Herr: Wie, Madame? Soviel Weisheit bei so wenig Robe? Woher das? Wieso das? Wie will ein Rippenstück sich erdreisten, Gedanken zu haben? Wenn ich nicht wüßte, daß Du überhaupt keine Strümpfe anhast, würde ich meinen, sie seien blau.

Die kleine Eva: Wenn ich nicht wüßte, daß Männer überhaupt keinen Verstand haben, würde ich meinen, der deine sei gestern Abend in den Busen eines hübschen Mädchens gefallen. Werdet Ihr denn nie begreifen, daß Verstand haben heißt: den Sinn des Lebens innehaben? Und wo wäre das zu finden, als bei dem Weibe in seiner Nacktheit? Männer können nichts als kritisieren, und sie wären längst allesammt zu pappenen Hampelhänsen in der Hand des methodischen Irrsinns, genannt Logik, geworden, hätte es die verständige Dame Natur nicht so eingerichtet, daß sie sich zuweilen neben ein nacktes Weib legen müssen. Der Apfel des Verstandes als Nachspeise beim Souper der Liebe, — das steht nun schon ein paar Jahrtausende in dem alten verständigen Buche, und Ihr habt es immer noch nicht kapiert. Ein wahres Glück, daß wir nicht aus eurem Gehirne gemacht sind. Sonst wäre die Erb-Dummheit fertig.

Der Herr: Ist das die Umgangssprache des Paradieses? Höflichkeit, Madame, kleidet Frauen gut wie ein seidenes Kleid, aber Grobheit im Frauenmunde ist schrecklich, wie ein Unterrock aus Barchent. Ihr Feigenblatt war gewiß aus Jägerwolle.

Digitized by Google

Der kleine Adam aus Buchsbaum: Sehr gut, mein Herr, bravo, mein lieber Herr Doktor; stecken Sie es ihr nur ordentlich!

Der Herr: Ach, Sie! Hätten Sie sie lieber besser erzogen!

Der kleine Adam: Erzogen! Sie sprechen von Erziehen? Sie sind wohl noch nicht konfirmiert? Man kann wohl einem Nashornkäfer das Menuettanzen beibringen, aber eine Frau erziehen, das kann man nicht. Hören Sie mich an, mein Herr, und merken Sie sich das für spätere Fälle: Wir Männer haben nichts weiter, als das Recht, den Schulmeister zu spielen, und je drolliger wir das machen, um so lieber wird es gesehen. Nur sollen wir uns nicht einbilden, damit jemals auch nur den winzigsten Effekt zu erzielen. Wir werden sofort lächerlich, thun wir das, oder gar unglücklich. Wobei zu bemerken ist, daß es sich durchaus nicht verlohnt, eines Weibes wegen unglücklich zu werden, so lange es noch andere giebt. Ich freilich war übel daran, denn ich hatte, wie Sie wissen, keine Auswahl. Mein kleines Verhältnis mit des Teufels Großmutter darf füglich nicht mitgerechnet werden.

Der Herr: Rabulist! Das sagt Jeder, und es ist mir interessant, daß diese Ausrede von Herrn Adam stammt. Du warst also der beste Bruder auch nicht? Ich habe es mir immer gedacht, daß die Bibel in der Hinsicht Lücken hat. Vielleicht erzählst Du mir gelegentlich mal mehr von dem Abenteuer?

Der Tod auf Thoma's Adam und Eva: Er wird es bleiben lassen.

Der Herr: Was, Du auch, Mann mit dem kühlen Laken? Auch Du Gebein ohne Stimmbänder thust heute Deine Kiefer auseinander und sprichst?

Der Tod: Thörichtes Männchen, weißt Du nicht, daß ich der bin, der immer das letzte Wort hat? In allen euren Geschwätzen bin ich die Pointe, und es würde nur Klugheit verraten, wenn ihr überhaupt schwieget. Aber ihr Menschen seid eine komische Nation: Mit Worten glaubt ihr wunder was auszurichten. Sogar mich wollt ihr mit diesem Geschnalze wegexekutieren. Das Resultat ist, daß ihr mit ein paar Gehirnwindungen mehr krepiert. Dafür verfault diese Materie aber auch zuerst.

Der Herr: Der Herr Gevatter spricht, als wenn er Kraft und Stoff gelesen hätte. Glaubst Du mir damit zu imponieren, Knochenweste? Der Seufzer einer Frau in meinen Armen ist mir interessanter und mehr wert, als all Dein Dozieren, kahler Schädel. Was geht uns Deine Pointe an, wenn wir noch in der Exposition sind? Du, oh ja, Du bist die Wahrheit, die Sicherheit, das einzig Solide, aber sollen wir deshalb weniger froh darüber sein, daß vor Dir hergehen die schöne Lüge, das göttliche Taumeln, der flüchtige Traum? Was uns gewiß ist, braucht uns nicht zu kümmern. Wir sind am Tag nicht bange, weil die Nacht kommt. Deine Schatten sind überall, aber in unserem Gehirn ist eine Sonne, und ein Feuer ist in unseren Herzen, wir haben eine Wärme und ein Licht, daß wir zwischen und in Deinem Schatten Hellseher einer Seligkeit sind, die hundertmal eine kurze Lüge sein möge, wenn wir sie nur fühlen. Das ist die Lust unseres Lebens, daß wir Schöneres zu träumen vermögen, als Deine dumme Wahrheit. Und wenn wir Dich selber wegzuträumen belieben — was, wie mir scheint, eine löbliche Uebung ist — so hilfe Dir all Deine Thatsächlichkeit nichts. Du bist nicht mehr für uns da.

Vallottons Schumann, der unabläßig auf einen schmerzenden

Digitized by Google

Zahn zu drücken scheint, weil es dem Holzschneider beliebt hat, auf diese Weise Melancholie auszudrücken: Ja, ja, ja, ja, das träumt sich so eine Weile recht lieblich, bis der Augenblick kommt, wo man zu Düsseldorf von der Brücke in den Rhein springt.

Der Herr: Weil man zu viel schweres Bier getrunken hat . . . Verzeih! Verzeih! Das fuhr mir so heraus.

Ballottons Schumann: Laß ruhig fahren, Junge, — es ist was Wahres dran. Und übrigens: Treibt euer Spiel, so lange es geht, mit leichten Melodien oder schweren Bieren, — gleichviel. Das Einzige, worauf es ankommt, ist die Kunst.

Der Herr: Ich muß dir die Hand küssen für das Wort, Meister. Das ist es: die Kunst! Aber, aber, — man kann das Leben darüber versäumen.

Die junge schöne Venezianerin in einem Renaissancerahmen: Und wenn? Und wenn? Das heißt zuweilen mehr gelebt, als was die andern leben nennen, die mit Edeldamen in schönen Gondeln fahren und jeden Tag Cyperwein trinken, ganz in Seide und Brokat gethan, mit Edelsteinagraffen auf der Mütze. Ihr dürft es mir glauben, Signor Dottore. Ich habe das eine Leben gekannt, wie das andere.

Der Herr: Auch diese schönen Lippen öffnen sich? O holdselige Nacht, die es mich vernehmen läßt, von welch vollem und doch zartem Klange die Worte sind, die aus dem Granatapfelfleische dieses Mundes kommen. Zwar, Signora, bin ich kein Dottore, aber gelehrig will ich den Lehren lauschen, die ihr, hoffe ich, so gnädig sein werdet, mir zu geben.

Die junge schöne Venezianerin: Wie, Signor, ihr seid kein Dottore? Ist nicht jeder Deutsche ein Dottore? Hahaha! Oh! Hahaha! Ich muß noch lachen, denke ich an den Deutschen, der einmal zu mir kam in mein Casino, es war im allerschönsten Mai und ich so jung, daß ich im Frühling mein Blut noch rauschen hörte, und der Deutsche kam mit seinem viereckigen Barte, seiner geraden Nase, seinen großen blauen Augen, stark wie ein schöner Fuchshengst, unter den Achseln riechend nach Mann und Kraft und Gesundheit, Hände so groß wie ein Blatt der Musa, aber schön fest und warm, und einen vollen blühenden Mund unter dem blonden Barte. Und, denkt euch, Signor, hahaha, denkt euch! —: statt mich zu küssen und mir Gutes zu thun mit seinem schönen Munde, hat er mich ausgefragt nach unserer Sprache, und wie sie sich unterscheide von der lingua toscana, und ob wir wirklich el sagen statt il. Hahaha, Signor, leidet ihr an der Krankheit noch immer?

Der Herr: Oh signora amatissima, was sprecht ihr schön, und wie thut es wohl, euch lachen zu sehen! Laßt uns schweigen von dieser deutschen Krankheit! Ich glaube, sie ist im Schwinden, und gewiß achten wir die nicht mehr so hoch, die diesen Aussatz der Seele haben, wie unsere Vorfahren. Sprecht weiter, Signora, sprecht weiter!

Die junge schöne Venezianerin: Ihr seid galant, Signor, und darum sollt ihr mich noch ein wenig hören, obwohl es uns, die wir nun blos Dinge sind, eigentlich nicht mehr erlaubt ist zu reden, als zweimal. Ach, welche Wonne es ist, zu reden, Worte ausfliegen zu lassen, wie weiße Tauben. Einst, als ich lebte, hab' ich lieber geküßt, aber nun, da ich bei den anderen bin, kenn' ich kein größeres Glück, als reden zu dürfen. Oh, Signor, nur la la la zu sagen,

Digitized by Google

ist schon ein Glück. — Aber was war es doch, das ich noch sagen wollte? Oh, ja, das, — ja, Signor: Es giebt ein Leben in der Kunst, das schöner ist, als alles andere Leben. Seht, ich habe viele Männer gekannt, die wohl wußten, was Glück ist: junge Edelleute, die reich waren, schön waren, tapfer waren, verliebt waren. Die schwarzen Gondeln, in denen sie zu mir kamen, waren voll Rosen, ihre Mäntel dufteten nach den Blumen von Byzanz, ihre Degen klirrten Ruhm, ihr Schreiten war Lust und Ichgefühl, und meine Säle schallten von Jauchzen, waren sie darin. Oh, wohl, ihre Liebe war stark, und ihre Jugend nicht feige, sondern mutig im Nehmen und Behalten, und alles war adelig an ihnen. Aber das allertiefste Glück, das ganze, in sich verlorene Glück hatte nur einer, der kein Edelmann war, sondern ein Maler. Er fuhr auf keinen Galeeren aus, Ruhm und Reichtum zu holen, seine Gondel legte an keinen Palästen an, schönen Edelfräuleins den Hof zu machen, auch gab er keine Feste und war auf keinen Festen Gast. Er hatte nichts als eine kleine Werkstatt auf der Giudecca, und ich weiß, daß kein Mädchen ihn besuchte außer mir. Aber, Signor, in seiner kleinen Stube war das Glück. Wenn er mich ansah, oder ein Rosenblatt, oder eine Wolke am Himmel, oder ein Kätzchen in der Sonne, oder am Lido draußen ein zertreten Muschelchen, — von allem sah er alles schön und mit der ganzen Seele, und er nahms in sein Herz und gabs in seine Hand und schrieb es mit seinen Farben hin und aller Süßigkeit der Gestalt, andächtig allem Leben, unterthänig voll Stolz seiner Gabe, das Leben noch einmal zu bilden als das Seine, nur Seine und es zu verschenken: Da, Welt, ein Stück von dir, ein Stück von mir! Oh mein Francesco, der meinen Mund gemalt hat und seine Küsse, der meinen Leib gemalt hat und unser Glück, der in der Corteggiana die Liebe leibhaftig sah, weil die Liebe in ihm leibhaftig war. So wußte und hatte das Glück keiner, wie er. Im Sterben selber besaß er es noch ganz. Ich saß an seinem Bette, nackt, und über meinen Kopf her kam die Sonne des Abends zu ihm durch das Fenster. Er sah mich voll und selig an und sprach: Das will ich drüben malen; — oh, Gioconda, deine Schultern brauchen keine Flügel, Engel der Verkündigung der Schönheit. Es ist da eine Linie, zart wie Frühlingsmorgen und voll wie die Gottheit im Jauchzen der Welt. — So sprechend breitete er seine Arme aus, lächelte und sank auf das Pfühl, lächelte und starb. Ich habe seine Augen mit Küssen geschlossen und war nicht traurig. Nackt hätte ich mögen hingehen unter alles Volk und rufen: Selig! Selig! Selig!

Der Herr (nach einer Pause): Du schweigst? Oh rede, Gioconda! Du süß sprechende, schweige mir nicht! Nur aus deinem Munde mag das Wort kommen, das mir frommt in meiner Einsamkeit! (Er erhebt sich und tritt vor das Bild.) Sie ist tot und kann nur noch lächeln. Das sind die Küsse, die Francesco gemalt hat. — Nun will ich schlafen gehn. Denn nun wird keines meiner Dinge mehr reden wollen. Und ich selber? Schlafen. Schlafen. Meine Hoffnung ist, von dir zu träumen, Gioconda. Gute Nacht! — Komm', Mentor! Muinz, schlaf wohl!

(Er zündet eine Kerze an, nimmt den hohen japanischen Bronceleuchter und steigt die Treppe zu seinem Schlafzimmer hinan. Mentor folgt ihm würdevoll.)

Digitized by Google

Rundschau.

Die beiden Kronprätendenten.

Die Berliner Theatersaison, in die wir mit geringen Hoffnungen, wenn nicht gar mit leisen Zweifeln, wenn nicht gar mit stiller Verzweiflung eingetreten sind, bescheerte uns in derselben Woche einen sehr alten Ibsen und einen funkelnagelneuen Björnson. Das Schiller-Theater gab die „Kronprätendenten" wieder heraus, diesen Epilog von Ibsens Jugend, den er im Jahre 1864 vollendete, als die europäischen Machtgelüste des Skandinavismus für immer zur Ruhe gehen mußten. Als Patriot enttäuscht, als Künstler mißachtet und mißhandelt, begab er sich ins Exil, um dort seine Königskrone zu finden. Im Kampfe für die norwegische Litteratur, für die nationale Bühne hatte er neben Björnson, dem stets Ueberzeugten und Ueberzeugenden die geringere Rolle gespielt, er galt als eigennütziger und talentloser Streber, während der Andere das Vertrauen zu sich und jeder Sache, die er vertrat, erweckte. In seinem historischen Schauspiel hat Ibsen natürlich nicht Björnson als Hakon den wahren König dargestellt und sich selbst als den Zweifler Jarl Skule, der an sein Königsrecht nicht wahrhaft zu glauben vermag, aber die Frage, warum man den einen liebt und den anderen nicht, die Frage nach der geheimen Macht, die das Vertrauen erzeugt, hat dem Stück seine tiefere menschliche, seine biographische Bedeutung gegeben. — Der innere Gegensatz zwischen den beiden litterarischen Kronprätendenten ist durch die vier Jahrzehnte derselbe geblieben, Björnson der Redner, der Volksmann, gab uns mit jedem Drama eine neue Gewißheit; Ibsen, der abseits der Parteien stehende Grübler, gab uns jedes Mal einen neuen Zweifel, wir haben die Gewißheiten des Einen bezweifelt und wir haben die Zweifel des Anderen zu unseren Gewißheiten gemacht. — Ich brauchte das Leid, sagt der Skalde Jatgeir, es mag andere geben, die den Glauben oder die Freude brauchen — oder den Zweifel — aber dann muß der Zweifler stark und gesund sein. — Es hat sich das in den „Kronprätendenten" nicht vorhergesehene Schauspiel ergeben, daß der starke Zweifler den Mann des Glaubens, des geraden Weges schließlich aus seiner Bahn geschleudert hat. Als Björnson nach dem großen Erfolge von „Ueber unsere Kraft" in diesem Jahre Europa bereiste, hielt er es für nötig, verschiedene Kritiker über die Tendenz seines letzten Dramas „Laboremus" zu erleuchten, mit der besonderen Betonung, daß es nicht durch Ibsens Altersepilog oder durch d'Annunzios „Gioconda" beeinflußt worden sei. Es wäre unschicklich, gegen diese Verwahrung irgend ein Mißtrauen auszusprechen, aber man kann sich andererseits nicht verbieten, aus dem Ganzen eine Frontnahme gegen Ibsen im allgemeinen festzustellen. Es ist eine Art Entgegnung: Björnson antwortet den Stimmen, die in letzter Zeit mächtiger zu uns gesprochen haben, er scheint uns gegen ihre Verlockungen in Schutz nehmen zu wollen, und indem er sich in das Reich des Anderen begab, um ihn dort zu bekämpfen, verlor er seine künstlerische Unabhängigkeit. Hinter diesem „Laboremus" steht „Hedda Gabler", steht noch manches Andere, vor allem aber „Rosmersholm", drohend wie ein Gespenst. Lydia, die Pianistin mit der dunklen Vergangenheit, trieb die leidende Frau Wisby in den Tod, wie Rebekka West die Beate Rosmer in den Mühlbach zwang. Der schwächliche Wisby wird über ihr Vorleben von seinem Freunde Dr. Kann aufgeklärt wie Pfarrer Rosmer von Rektor Kroll. Die beiden Weiber behorchen diese Szene hinter der Thür. Bei Ibsen hebt nun die vielleicht logischste Abrechnung seiner Dramatik, die tiefste Tragödie der Sühne an, bei Björnson giebt es etwas sehr Wunderliches. Kaum ist Wisby befreit, so fällt der junge Komponist Langfred in die Schlingen der großen Bublerin, die sich als Undine, als die dämonische Heldin seiner entstehenden Oper inszenirt. Nun muß Dr. Kann noch diesen Neffen befreien und er thut es mit Hülfe von Wisbys Tochter, die die seelische Ermordung ihrer Mutter durch Lydia als eine neue Wendung des Opernstoffes empfiehlt. Sehr natürlich und sehr geschmackvoll ist dieses Mittel nun gerade nicht. Wenn die junge Borgny ihren Vater befreien wollte, brauchte sie ja nur seine zweite Frau mit ihrem Komponisten ruhig durchgehen zu lassen.

Digitized by Google

Diese Siebzehnjährige wäre klug genug, um das zu begreifen, stattdessen begiebt sie sich in eine ihrer Jugend und ihrer Jungfräulichkeit durchaus nicht entsprechende Situation, und das wegen eines jungen Mannes, den sie im Leben nicht gesehen hat. Diese Ungeheuerlichkeit läßt sich nur daraus erklären, daß der moralbesorgte Björnson alle guten Menschen im Kampfe gegen die schädliche Unholdin vereinigen wollte. Die Undine, die die Gewissenlosigkeit einer Naturkraft haben soll, wird aus der moralischen Welt hinausgeworfen. Leider hat sie garnichts Dämonisches, Elementares mitbekommen, sie ist im Grunde nur eine Cocotte, die in der anständigen Gesellschaft Fuß fassen will. Was da von ihrer Undinennatur geredet wird, von der Erlösung der Seelenlosen durch die Liebe eines Mannes, das wird eben nur geredet. In der Schlußszene liegt eine grausame Ironie gegen den Dichter, der vor kurzem gegen die Franzosen und besonders gegen ihre Dramatiker einige Blitze geschleudert hat, sie ist französisch, wenn es je eine war. So wird auch Dumas' „Etrangère" mit großer Beschämung und unter dem Beifall aller Guten aus der anständigen Gesellschaft hinausbefördert. Das ist allerdings etwas anderes als der Sühnetod von Rosmer und Rebekka, auf den hier etwas unvorsichtig angespielt wird mit sehr deutlichen Worten. In „Rosmersholm" stehen die Toten wieder auf und sie sind stärker als die Lebenden, die sie nach sich ziehen. Hier giebt es sogar Geistererscheinungen und noch dazu in einem eleganten Pariser Hotel. Daß der verstörte Wisby seine tote Frau in der Hochzeitsnacht sieht, will ich ihm nicht verargen, daß aber ihr Gespenst ihm und Lydia am hellichten Tage erscheint, ist etwas viel. Allerdings läßt Björnson vermuten, daß die Dame, die den Beiden in der Thür erscheint, kein Gespenst sei, sondern die junge Borgny; aber Wisby sollte doch wohl seine eigene Tochter erkennen. Man muß annehmen, daß der ganze Spuk von dem ebenso schlauen wie guten Dr. Kann inszenirt worden ist, und wenn wir das angenommen haben, kommen wir von Dumas zu Sardou oder gar zu D'Ennery herunter. Dieses Werk ist der fürchterliche Irrtum eines genialen Mannes, der uns gegen den übermächtig gewordenen Kronprätendenten in Schutz nehmen und zum Widerstand sammeln wollte. Björnson, den die Norweger immer noch mehr lieben als Ibsen, hat Europa bereist, um zu finden, daß es von seinem Rivalen schon erobert war. In diesem Kampfe ist König Hakon unterlegen, und Jarl Skule, der als der starke Zweifler siegreich auferstand, ist König geworden.

E-r.

Cor magis tibi Siena pandit.

Die E. A. Seemann'sche Buchhandlung giebt seit einiger Zeit eine Folge von Monographien heraus: „Berühmte Kunststätten". Das sind kleine, billige, reich illustrierte Bücher über wichtige Städte der Kunstgeschichte, in denen, angenehm begrenzt durch die Mauern dieser Stadt, ein spezielles Bild von Kultur, Geschichte und Kunst gegeben wird, soweit sie sich dort abspielen. Das alte Rom, das Rom in der Renaissance, Venedig, Pompeji, Nürnberg, Paris, Brügge und Ypern, Prag, Siena, Ravenna sind bis jetzt erschienen. So weit ich es studiert habe, sind Renaissance-Rom von Steinmann, Venedig von Pauli, Nürnberg von Rée, Brügge von Hymans die gelungensten. In jedem Falle ist der Besitz solcher Monographien als Nachschlage- und Reisebücher sehr wohlthuend. Die Bädekerei hilft uns nicht mehr viel. Nur gar zu oft findet man in diesen roten Bänden, die vielleicht für Hotels und Restaurants ganz praktisch sind, Betrachtungen über Kunst und Land, die völlig antiquiert erscheinen oder für einen feinsinnigeren Menschen unbrauchbar bleiben. Im Bädeker von London werden Seiten verwendet auf die Westminsterabtei, die eine lächerliche Geschmacklosigkeit ist, und die Kew Gardens, die allein eine englische Reise lohnen, werden mit ein paar Zeilen abgethan. Ich glaube, daß auch andere Reisebücher sich von dem Panoptikums-Standpunkt nicht sehr entfernen und dem Führer der Amsterdamer Synagoge gleichen, der für die köstlichen Rembrandttypen der Bettler an den Tempelstufen dieselbe Gleichgiltigkeit bezeugt, wie für die unübertroffenen vlämischen Kerzenkronen, während er mit heller Begeisterung auf eine Stelle im Getäfel hinweist, wo die Maserung zufällig einen Löwenkopf bilden soll. Es sind die Thaumata, die schon die Exegeten den reisenden Hellenen zeigten, während die wirklichen Wunder jeder Reisende selbst entdeckt. Das ideale moderne Reisebuch wäre kleiner wie der Bädeker und doch reicher. Zuerst das Praktische in kurzen Angaben, dann Charakter und wahre Schönheiten des Landes von einem Schriftsteller auf der Höhe der Empfindung, dann die lokale Kunst- und Kulturgeschichte.

Den dritten Teil stellen in ziemlich gelungener Form diese Seemannschen Bücher dar, nur daß sie ihrer Anlage gemäß oft recht weit ausholen und den sogenannten wissenschaftlichen Anstrich nicht ganz vermeiden. Ich blättere in dem Sieneserband, den eine Dame, Luise M. Richter, in recht ordentlicher Weise verfaßte, weil ich an diese mittelalterliche Stadt ganz besonders starke Erinnerungen habe. Drei Tage dort verlebt, sind ein Klosterleben im Trecento. Siena hatte Schicksale. Den märchenhaften

Digitized by Google

gothischen Dom, der sich mit seiner willkürlichen Kuppel und dem stillen Glockenturm als zackige Krone dem Stadtbild aufsetzt, wollte man einst nur zum Querschiff eines fünffach größeren Doms machen, der Florenz geschlagen und Rom vorweggenommen hätte. Pest und Unheil kamen dazwischen. So ist Siena die wundervolle Ruine des Trecento geblieben, ganz Trecento, wie Florenz Quattrocento und Rom Cinquecento.

Später tauchen vereinzelt großartige Erscheinungen auf, wie Lichtblitze. Jacopo della Quercia, einer der persönlichsten Bildhauer, eine Michelangelonatur in der Umhüllung des Gothischen, dann die Libreria, die Pinturricchio dem Aeneas Silvius mit den ersten entzückenden Grotteskeu schmückt, dann Sodomas weiche Eleganz — unzusammenhängende gewaltige und liebliche, eckige und runde Kunstdokumente, wie letzte Lebensrausche des sterbenden Siena.

Voll und stark steht nur das Siena des Trecento da, eine Stadt, die in ihren Mauern so viel Grazie emporblühen sah, wie sein wunderbarer Stadthausturm an Anmut der schlanken Verhältnisse alle die Zinnentürme der ritterlichen Paläste übertraf. Von den Bildern des Duccio, Simone Martini, Lorenzetti blicken uns Frauengesichter an, die an Delikatesse der Empfindung die Typen des späteren Florenz übertreffen, welche Ideale unserer Prärafaeliten geworden sind. Die Sienesen sind konservativ, ihr Aufwachen aus der byzantischen Weltanschauung ist so langsam, daß sie länger als Andere diese süßen Zwischenstufen des Traumes durchmachen. Erst bei Duccio treten knospenhafte Enfacegesichter neben den hergebrachten geneigten Typus des Madonnenantlitzes, das Jahrzehnte lang die beiden konventionellen Schatten rechts und links vom Nasenrücken zeigt. Der Hauch ersten Lebens liegt auf Duccios Kreuzabnahme, mit vollendeter Anmut tragen Martinis Engel ihre Blumenschalen und die Verkündigungen sind so keusch, wie alte Gobelins. In Siena schlägt die Kunst leise die Augen auf und eine gedämpfte religiöse Schwärmerei durchzieht die Luft der Katharinastadt. Die alte malerische Fontebranda ladet zum Sinnen ein, die Fonte Gaya ist abgebrochen und ins Dommuseum gewandert. Siena wurde die romantische Stadt, Liebling stiller Schwärmer, die sie an der Porta Camollia mit dem Liebesseufzer empfängt: Cor magis tibi Siena pandit.

Neue deutsche Kunst.

Nicht über die neue deutsche Kunst, sondern über das Verlangen danach hat der verdienstliche Magdeburger Galleriedirektor ein angenehmes Büchlein geschrieben (Leipzig, Diederichs). Was soll man auch über die deutsche neue Kunst sagen? Es giebt viele gute Maler und eine Reihe sehr wichtiger Bilder, aber diese Malerei hat keine Verfassung. Dagegen hat das Verlangen danach seine hübsche Geschichte, wie das Verlangen nach der deutschen Einheit, während diese selbst sehr fraglich geblieben ist.

Volbehr ist eine neue Auflage von Wörmann. Beides modern empfindende Naturen, die historisch gebildet sind. Beide wissen, was der Journalist nicht weiß, daß in der Geschichte alles schon da war, und so rücken sie wieder einmal die Ereignisse der Geschichte in den Vordergrund, damit man sich an ihnen beruhige und lerne, daß wir heut nicht in der Mode leben, sondern daß wir am Werke sind.

Das Buch liest sich sehr angenehm. Wieder lächeln wir über die akademische Richtung der Herren Batteux, Hagedorn, Lessing und Winkelmann. Wieder schlagen wir uns an die Brust bei den prophetischen Aeußerungen der Herder, des jungen Goethe, der Tieck und Schlegel, die alles schon wußten, wünschten und grübelten, was wir wissen, wünschen und grübeln. Wieder gönnen wir dem alten Goethe das Eingehen seiner Propyläen, als welche kein zeitgemäßes Unternehmen waren. Besonders befreunden wir uns mit Heinse und mit Runge, die man vor Herder und Schlegel ein wenig vergaß und die doch auch schon Alles wußten. Heinse sagt: „Unerträglich leere Gesichter und Gestalten nennen die armseligen Schelme, die weiter nichts als ihr Handwerk nach Gipsen erlernt haben und treiben, wahre, hohe Kunst und wollen mit Verachtung auf die Kernmenschen herunterschauen, die die Schönheiten, welche in ihrem Jahrhundert aufblühten, mit lebendigen Herzen in sich erbeutet haben". Und Runge fragt, „ob nicht auch in dieser neuen Kunst der Landschafterei ein höchster Punkt zu erreichen sei, der vielleicht noch schöner werde wie die vorigen." Es ist schlechtes Deutsch, lieber Runge, aber herzlich. Ich bin ganz derselben Ansicht.

Man muß überhaupt einer Ansicht sein. Die klugen Betrachtungen, daß die große akademische Richtung bis hin zu den Propyläen eine imposante Kultur gewesen sei, oder die Philosophie über das Recht Goethes sich zu entwickeln und über die ewige natürliche Bedeutung der Antike, alles das gehört hinter den Ofen. Wir Deutschen haben nur dahin zu wirken, daß sich die neue deutsche Kunst kräftig weiter entwickle, die neue deutsche Kunst, wie sie in Thomas Didaktik, in Hofmanns Verzückungen, in Klingers Nachdenklichkeiten, in Uhdes Testamentsbildern, in Bracht, Ury, Liebermann, Kalckreuth, Volkmann, Zügel, Heine, Slevogt, Gleichen-Rußwurm, Kirchner,

Digitized by Google

Leibl, Böcklin und Bruno Paul sich so wunderbar einheitlich darstellt.

Wenn man nicht die Ansicht hat, daß dies alles Glieder eines und desselben Organismus sind, alles Brechungen desselben Prismas, so ist man nicht wert, ein Deutscher zu heißen. Wie gering sind die Verschiedenheiten, wie gleichgiltig die Abweichungen.

Doch ich habe mich verraten. Ich glaube immer mehr, daß die alten Florentiner und die alten Niederländer nationale Schulen waren, daß aber heut überall die Bewegung in die beiden Pole geht: Persönlichkeit und Internationalität. Alle die Propheten der neuen deutschen Kunst schrieben noch unter dem Augenwinkel der alten Schulen, wie es heute noch so Viele thun. Es ist ganz anders gekommen. Einheitliche technische Schulen gehen über alle Weltteile und innerhalb dieser giebt es große schullose Künstler. Klassischer Akademismus und germanische Vereinzelung sind Naturellverschiedenheiten, die sich stets die Wage halten werden und stets in neuer Form wiederkehren. O. B.

Legenden.

Selma Lagerlöf, die Meisterin der großen epischen Register, die in ihrer Gösta Berlingsage und ihren „Wundern des Antichrist" religiöse Gefühlsdichtung von einem unserer Zeit ganz ungewohnten hohen rauschenden Schwung gegeben, erscheint in einem neuen Buch als Legendenerzählerin (Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Francis Maro. Mainz, Franz Kirchhein).

Die schwedische Dichterin ist eine Gläubige, sie hat nicht wie Gottfried Keller voll Rübezahlneckerei alten frommen Heiligengestalten lachend das Gesicht in den Nacken gedreht, und sie hat natürlich nicht wie d'Annunzio in seinen Paraphrasen vom „reichen Mann und armen Lazarus", den „klugen und den thörichten Jungfrauen" und den andern Geschichten dieser Reihe zu einem Geistesbachanal neuen Wein in alte Schläuche gegossen, daß sich die Jenseitsdeutungen in einen Preis des Diesseits, in einen Triumphgesang des Lebens wandeln. Sie ist eine Gläubige und ihr Heil wurzelt in der Hingabe an das Unerforschliche und Unfaßbare.

Ihr frommer Sinn hat aber die Gabe, in Zungen zu reden. In ihr ist etwas von der starken, auch die Ungläubigen überschauernden religiösen Kunst der großen Vergangenheitsepochen. Keine ethische Tendenzmacherei steckt darin und noch weniger die Ruhesehnsucht einer morschen müden Seele, die als letzten Halt das Kreuz faßt. In groß gesehnen Bildern voll feuriger Anschauung und überzeugender Gewalt giebt sie ihr Bekenntnis, und sie kann, wie es der Stoff verlangt, in Ton und Weise holdselig-lieblich sein in der Art des Fra Angelico, und erschütternd-zermalmend gleich Campo santo-Scenen des jüngsten Gerichts oder dantesken Inferno-strophen, und wieder vereinen sich in diesen Geschichten die beiden Welten, die durch jene großen Glaubensromane dargestellt wurden, der balladeske starre Norden und der funkelnde auch in seinen Sagen heißblütigere Süden.

An die Riesenmaße der Edda gemahnt sie in ihrer Legende von der Eishölle, von den unseligen Toten, die zwischen den Hochgebirgen in Klüften und Stürzen, über die Eisfelsen, zwischen Zacken und Klippen, wie zitternde weiße Nebel mit nacktblutenden Füßen über scharfgeschliffene Spitzen und Kanten schweben in Pein und Aengsten, sich unablässig aneinander schließen, um Wärme zu finden und sich jäh wieder in Todesstarre trennen.

Und gleich Riesenfresken ist jene Eroika, die berichtet, wie San Marco, San Giorgio und San Niccolo mit den Dämonen kämpfen, die Venedig zerstören wollten, in der Sturmnacht, draußen an der Meerespforte beim Lido, sie, die Heiligen in der Barke, die ein Sterblicher zur furchtbaren Prüfung seines Glaubens führen muß durch Nacht und Grauen gegen das Schiff der finsteren Gewalten mit den ungeheuren Segeln, wie zu den vier Enden des Himmels gespannt und dem in Nebel ragenden Rumpf. — seine Besatzung aber ist eine geballte Dunkelheit und ihre Rufe wie das Brüllen des Sturmes Nach dem Entsetzen der Sieg des Glaubens, die Verheißung der Herrschaft an die Tochter des Meeres, Sonnenaufgang und Rosenschimmer über dem weißen Venedig und dem schillernden Meer, „rot erstrahlt San Giorgio und San Marco und der ganze palästegeschmückte Strand. Und in den schönen Morgen traten strahlende Venezianerinnen auf die Loggien und lächelten dem Tage entgegen."

Voll seltsam herber Süße und Todesminne die Jugendgeschichte der Katarina von Siena, des kleinen weißen Jungfräuleins, das in weher Liebe das Haupt des verurteilten Ritters auf den Block häit. Und als er seinen Kopf in ihre Hände legt, da kommt über sie beide ein großer Trost . . . Sie sieht die Engel schweben und den Himmel aufgethan. Er erhebt die Augen, um zu sehen, was sie sah, da fällt die Axt . . .

In diese Siegespsalmen des überwindenden Glaubens tönt aber auch eine traurige Weise, diese Gläubige hat Stunden des Zweifels und wie ihrem Glauben und ihrem Hoffen, so giebt sie auch ihren Herzensängsten und Verzagen erschütternden Ausdruck. Vom Schmerz,

Digitized by Google

von dem wir nicht erlöst werden können, spricht sie und sie läßt diesen Schmerz in den Frieden des Paradieses hinein seine schneidende Klage schreien und den Himmlischen noch einmal die Thränen wecken. Das Geheul der Verdammten zerreißt die selige Stille der heiligen Gefilde, ein Abgrund öffnet sich und offenbart voll Schauerns Gruppen aus dem Tartarus: schwarze Schatten in schwarzen Felsenwüsten über spitzigen Klippen. Sie hängen über den Felsen, von Verzweiflung versteinert, andere liegen in ewiger Sehnsucht ausgestreckt, die starren Augen unverwandt nach oben gerichtet, andere mit vor das Antlitz geschlagenen Händen, um das hoffnungslose Grauen nicht zu sehen. Und alle reglos in unendlicher Zahl, als bestände der Grund der Kluft aus nichts anderm, als Leibern und Klippen.

Und von oben blickt Christi Schlüsselhüter in das Entsetzen und er sieht seine eigene Mutter in der Schar nnd er sieht, wie sie nicht gerettet werden kann, und auf die Seele des Seligen fällt eine tiefe Traurigkeit, wie nie in den schwersten Tagen der irdischen Pilgerschaft. Und der Herr sagt zu ihm still und schmerzlich-hoffnungslos: „Sankt Petrus, nimmer hätte ich geglaubt, daß Du so weinen würdest, nachdem Du ins Paradies gekommen."

Mancherlei Gesichte zeigen diese Legenden und sie sind nicht nur Fabulieren, sondern auch seelisches Erleben.

Karrikaturen.

Produktion weckt Reproduktion. Jetzt, da die Karrikatur in Deutschland durch den Simplizissimus den künstlerisch höchsten Grad in Europa erreicht, ist das historische Interesse für die Karrikatur und ihre Geschichte, für ihre Formensprache, für die Ahnen der Ironiker von heute besonders rege. In der „Zeitschrift für Bücherfreunde", diesem reichen und vielseitigen Museum, spielt die retrospektive Betrachtung der karrikaturistischen Welt eine große Rolle; eine Kulturmappe, ein Bilderatlas zur Weltgeschichte verspricht das großangelegte Karrikaturensammelwerk von Krämer und Fuchs zu werden. Solche Ansprüche erhebt ein schmales bilderreiches Heft, „Die deutsche Karrikatur im 19. Jahrhundert" von Georg Hermann (Velhagen u. Klasing) wohl nicht, es will nur einen Spaziergang durch den kuriosen Irrgarten der verkehrten Welt machen, zwanglos bei einigen Merkwürdigkeiten verweilen, sie mit dem Kodak festhalten und in fein gestrichelten Zügen eine epigrammatische Notiz daruntersetzen.

Die sehr reizvolle Form persönlich impressionistisch-aphoristischer Darstellung für ein historisches Gebiet wird erstrebt, die Illusion zwangloser Betrachtung soll erweckt werden, das Gefühl, im Studio eines Sammlers zu sitzen, liebevoll gehegte Blätter durchzusehn und zu einem jeden lebendig bewegte Worte eines interessierten, ganz in seiner Liebhaberei versunkenen Menschen zu hören.

So, denke ich, sollte das werden, und das Vorwort, scheinbar unprätentiös, aber dabei pretiös, deutet auf solch apartere Reize ziselierter Vignettenkunst der Charakteristik, die in der Karrikatur die Reflexe der „feinen Aeußerungen des gesellschaftlichen Beieinander" sucht, „alles dessen, was neben der Geschichte ist." Diese Gourmandise wird jedoch nicht erreicht. Nur das äußerlich lockere Gebundene der Form bleibt übrig, innerlich wirkt die Arbeit sogar eher gebunden, man sieht die Materialzettel noch zu deutlich, um an das souveräne Ausstreuen zu glauben. Auch ist für diese Notenform, die nicht in gewichtige „Hauptstücke", sondern in leichte Sternenserien sich gliedert, der persönliche Accent nicht freudig und energisch genug gesetzt, lasche Wendungen wie „man mag denken über Heine wie man will, dem Reiz der Persönlichkeit wird man sich nicht verschließen können," machen ein ganzes Porträt saftlos und dürr. Man hat überhaupt nicht das Gefühl der völligen Hingabe, es ist ein gewisses vorsichtiges zurückhaltendes Sprechen und die Sätze sind manchmal ohne Knochen.

Auf einigen Seiten allerdings, bei den Kapiteln Chodowiecki, Busch, Oberländer, Töpfer sind die Konturen schärfer, die Silhouette greifbarer, die Linie geistreichen Lebens voll, und die Charakteristik ohne tote Worte. Seltsam und schwer erklärlich stimmt dazu dann das blaßfarbig Theoretische anderer Teile. Und eine gewisse Stillosigkeit kommt dadurch in das Ganze.

Aber das Buch behält doch seinen Wert durch die geschmackvolle und treffsichere Auslese seiner Bilder, vor allem derer der Vergangenheit und in ihrem Durchblättern genießt man das volle Vergnügen, Kulturatmosphäre zu atmen.

Der Verfasser hat eine Reihe Blätter vom Anfang des Jahrhunderts hier aufleben lassen, die in ihrem Stil, ihrem Kostüm, ihrer Sprache überaus charakteristisch sind.

Da ist ein handkoloriertes Blatt von 1810 aus der Sammlung Lipperheide voll ironisch-koketter Empfindsamkeit „Herr Alt und Frau Jung". Wie eine Titelvignette zu d'Alberts Abreise nimmt sich dies „Dreieck" aus: die affektiert-gefühlvolle Grazie des Liebhabers, der auf den Fußspitzen schwebt, im Wertherfrack, Spitzenjabot und Vatermördern, die listige Anmut der Schönen mit Ringellocken, kurzer Taille und Flatterbändern, die mit der Rechten sich auf den würdigen Gatten stützt, mit der Linken aber dem Amant ein billet-doux in den Castorhut wirft und als passende Gefühlslandschaft für diese Situation eine Theater-Waldkulisse.

Digitized by Google

Viel Vergnügen macht auch die Berliner bunte Reihe von F. B. Dörbeck mit Krinolinen, Chignons, geschweiften Cylindern, schnoddriger Galanterie, Hökerin- und Schusterjungenwitz, Kroll und Orpheum und man denkt an den unvergeßlichen Berliner Walzer aus Kalisch „Berlin bei Nacht“: Mädel, Mädel, Mädel du bist schlimm, dafür bin ich auch Berlinerin.

Eckensteherphilosophie voll Beschaulichkeit und mildem Fuselnebel löst hier die schwersten Lebensfragen; am Fischtrog und zwischen den Gemüsekiepen dünkt sich die Hökerin die Herrscherin der Welt und überwindet mit der Zungenschleuder ihre Widersacher. Und das alte Berlin mit seinen friedlichen Rinnsteinen, seinen Kellerhälsen, den altväterisch gewichtigen Pumpen, die vor allem der Veredelung der Milchzucht dienen, seinen winkligen Höfen mit Stalllaternen und Planwagen, seinen Straßenengpässen steigt froh-behaglich auf.

Von Berlin aus wandert Georg Herrmann durch Deutschland. Er kommt in München gerade zur rechten Zeit des Lola Montezrummel an. Zu den erlebten Briefen, die wir in diesen Heften unlängst lasen, sehen wir hier nun die Illustrationen. Ihr Hauptblatt ist der Engelsturz: Lola fährt vom Gendarmeriehauptmann Bauer getragen samt dem Allemannenkorps in den Höllenrachen, oben stehen, um den befriedigt schmunzelnden bayrischen Löwen geschart, Professoren und Studenten, die Antilolalisten und der Erzengel Michael mit dem Flammenschwert stößt die Vielgeliebte, Vielgehaßte hinab.

Das Blatt hat in seinem apokalyptischen Apparat Stil. Seine Heldin war nicht nur das Königsliebchen, das genommen wurde und dann abdanken mußte; um sie war Dämonie und das Flüstern und Raunen des Volkes, das sie mit feuerschnaubenden schwarzen Rossen davonsausen ließ, hat ihrem Bilde den gebührenden infernalischen Zug gegeben. Drum ist ihr auch als der großen Babylonierin diese höllische Apotheose, dieser Pech- und Schwefelkehraus durchaus angemessen.

Längeren Aufenthalt giebt es in Düsseldorf. Im frommen Land der Patriarchen, Legenden und Heiligen keimen auch stachlige Früchte. Die vergessenen „Düsseldorfer Monatshefte“ werden aufgeschlagen und man findet auf ihren witzig die Zeit glossierenden Seiten die ganze Düsseldorfer Malerschule. Und es hat zum mindesten Kuriositätsreiz, wenn man Andreas Achenbach als scharfpointierenden Spottvogel sein politisch Lied, sein garstig Lied pfeifen hört.

Eine Simplizissimusgroteske ist die Serenissimusszene eines anderen Düsseldorfers Henri Ritters zwischen dem verlegenheitsgespreizten, frackverzwängten dienernden Kleinstadtbürgermeister und dem Miniaturtyrannen: „Durchlauchtigster Herr und Fürst! Es grüßen Dich Hunderte! Es grüßen Dich Tausende! Es grüßen Dich Hunderttausende“ — „Bitte grüßen Sie wieder, aber jeden einzeln.“ Auch der Madonnenmaler Steinle läßt in dieser Zeit das Himmelreich und Abrahams Schoß und geht zu den Verneinern auf der Bank der Spötter. Sein „Aeltester deutscher Monarch“, der von der Jungfrau Germania bemüht wird, die Kaiserkrone aufzusetzen, ist in seiner flanellenen filzpantoffligen Hilfs- und Verständnislosigkeit von dem ätzenden bitterschmerzlichen Witz Heines.

Als mildes Gegenspiel zu solchen scharfzackigen Blättern klingt dann die heimatlich stille Weise der Schwind- und Richterwelt: „So sitzen wir vorerst ganz still zu Haus, von Thür zur Thüre sieht es lieblich aus.“ In diesem Buch der Karrikatur sind diese heiteren Sinnierer vielleicht zu friedfertige Gäste, aber sie geben immerhin gute Mischung. Schade, daß Herrmann die Selbstkarrikatur Schwinds nicht beigegeben hat, die er so appetitreizend beschreibt: „ein kurzer, dicker Philister mit Münchner Bierbauch, weißer Weste, kurzen Elefantenbeinen, Spießerrock, Spießercylinder, Spazierstock mit der Unterschrift: „da moane die Leut, wenn oaner g'sund ausschaut, könnt' er koan g'schickter Künstler sein! Schauts nur mi an!“

Eine ausführliche gerechte Betrachtung finden die „Fliegenden Blätter“, die einmal Kultur waren, jetzt aber nur noch ein Weltbild aus dem blinden Spiegel einer verstaubten Ecke geben. Und von dieser Mumie der Vergangenheit führt der Weg über die beiden großen Zeitlosen Oberländer und Busch mitten hinein in den schneidenden Wind der Gegenwart, in die höllische Komödien, die Thomas Theodor Heine und die anderen Totenrichter des Simplicissimus grell fiedelnd aufspielen.

In dieser verwegenen Gesellschaft vom Pferdefuß klingt aber des Chronisten Stimme etwas schüchtern. Es sprüht nicht, und die Verve des Wurfs und den Schmitz des Umrisses, den kecken, wie mit dem Schläger hingeflitzten Accent dieser Kunst überlieferten Friedrich Fuchs, knappe Feuilletonzeilen rapider als diese etwas langgezogenen nach bestem Wissen und Gewissen gesponnenen Meinungen Georg Herrmanns. F. P.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Roack & Co.

Digitized by Google

Der zukünftige Mensch.

Von **Richard M. Meyer.**

Dem menschlichen Denken ist eine starke simplificirende Tendenz eingeboren. Sie ist dem Menschengeschlecht unentbehrlich: verständen wir es nicht, über die zahllosen individuellen Verschiedenheiten hinwegzusehen, besäßen wir nicht die Fähigkeit, unzählige an sich verschiedene Dinge unter Einen Generalnenner zu bringen, so ständen wir hilflos und verloren in einem Chaos von Erscheinungen. Nicht nur die Wissenschaft, die Kunst, die Religion sind ohne diese Technik des Zusammenfassens undenkbar — kein menschlicher Verkehr, keine Sprache im wahren Sinn des Wortes, keine Erhebung über den Standpunkt des Thieres wäre möglich, wenn jene Tendenz den Menschen fehlte. Wir müssen die unendlich vielen Formen eines Baumes, der hoch und niedrig, reichbelaubt und kahl, knorrig und schlank sein kann, unter der Benennung „Eiche" zusammenfassen, müssen diese wieder mit hundert andern Namen, Buche, Fichte, Tanne, Birke, als „Baum" in Eins nehmen können. Und oft genug ist diese simplificirende Tendenz so mächtig, daß eindringendere Kenntniß erst mühsam wieder auflösen muß, was die naive Anschauung unter Einen Hut gebracht hatte; wie etwa wenn für die bildungsstolzen Hellenen alle andern Völker ohne Ausnahme „Barbaren" waren, halbthierische Menschen.

Diese simplificirende Tendenz hat aber auch da, wo wirklich schon gegrübelt und geforscht ward, oft genug zu weit geführt — nicht bloß über die Grenzen des Bedürfnisses heraus, sondern auch über die Grenzen des thatsächlich Wahrnehmbaren, über die Schranken, die unserem Wissen gesteckt sind, weit heraus.

Eine freilich unentbehrliche Abstraktion, die wohl keiner Sprache fehlt, ist „der Mensch". „Bedenke doch, welche verschiedene Wesen Mensch heißen!" schreibt Friedrich Schlegel einmal an seinen Bruder. Aber viel nöthiger, als dies zu bedenken, ist uns Allen, und war uns immer der Blick auf das wirklich allen Menschen Gemeinsame. Mit dem Menschen hat es der Mensch vor allem zu thun, in der Urzeit wie heute; der Feind und der Freund, Weib und Kind, Häuptling und Sklav — Menschen sind sie alle. Und so drängt sich jene wunderbare und folgenreichste aller Abstraktionen auf: der Mensch! Und so entstehen nach und nach weitere Begriffe als Grundlagen künftiger Wissenschaften: „Sprache", „Recht", „Gesundheit".

So entsteht auch, wir wissen nicht wann, der Begriff der „Geschichte". Nicht überall; mit Recht spricht man von „geschichtslosen Völkern". So darf man die Völker wohl nennen, die über eine atomistische Erinnerung an ein paar Einzelereignisse, große Schlachten, Hungersnoth, Wunderzeichen nicht herauskommen. Aber bei weiten die meisten selbst unter den unkultivirten Nationen besitzen doch einen ungefähren Begriff der Geschichte: die einzelnen Ereignisse sind bei ihnen durch die Macht jener simplificirenden Tendenz („vereinfachende

Digitized by Google

Tendenz" würde etwas ganz anderes bedeuten!) in Eine fortlaufende Reihe zusammengedrängt. Sie besitzen die Vorstellung, daß das Leben des ganzen Stammes wie das des Einzelnen eine Continuität besitzt, eine Einheit darstellt. Sie paralleliſiren auch wohl geradezu Lebensalter der Gemeinſchaft und des Einzelnen. Aber dabei wird ihnen etwas bald ins Bewußtſein treten, ein wichtiger Unterſchied zwiſchen dem Leben der Geſammtheit und dem der Einzelnen. Das Leben des Einzelnen liegt vor Aller Augen; ſeine Geburt hatte Zeugen wie ſein Tod. Der Anfang des Stammes iſt verborgen; und verborgen, wie freilich auch das Ende aller noch lebenden Einzelnen, iſt ſein Ende.

Hier ſetzt die Phantaſie ein. Grade weil die „Geſchichte" des Volkes als Einheit empfunden wird, ſoll ſie ſich deutlich abgrenzen laſſen. Man will einen Anfang, man will ein Ende wiſſen. Und dasſelbe Bedürfniß wiederholt ſich mit der gleichen Wirkung, ſobald der Horizont ſich erweitert, ſobald jene beiden Begriffe ſich kreuzen und die kühne Idee einer *Geſchichte der Menſchheit* in den Geſichtskreis vorgeſchrittener Grübler tritt. Die Mythologie reicht die helfende Hand und es entſtehen *Berichte über das Leben der Menſchheit* — dem Begriff nach umfaſſender, als alles, was wir heut „Weltgeſchichte" zu nennen wagen. Ich führe nur Ein Beiſpiel an, vielleicht das gewaltigſte: jene Geſchichte der Menſchheit von ihren chaotiſchen Uranfängen bis zu der unerreichbar fernen Zukunft, die altnordiſche Mythologie und altgermaniſche Grübelei im Verein aufrollten und in dem grandioſen Edda-Gedicht Völuſpa, „der Seherin Weiſſagung", niederlegten. Analogien aus andern Sprachen wären leicht anzufügen.

Das Bedürfniß alſo, das Geſchichtsbild abzurunden, leitet ganz früh zur prophetiſchen Zeichnung der Zukunft. Von woher dieſe ihre Farben nimmt — ob aus mythologiſchen Kunden, ob aus Viſionen oder Schlüſſen erwählter Einzelner, ob endlich, was wohl der ſtärkſte Faktor war, aus der Sehnſucht, die wenigſtens in ferner Zukunft erfüllt ſehen will, was ihr jetzt mangelt —, von woher die Weiſſagung ihre Farben nimmt, iſt eine zweite Frage. Das aber dürfen wir zuverſichtlich behaupten: der älteſten Zeit iſt der Geſchichtsſchreiber nicht, wie Friedrich Schlegel wollte, ein rückwärts ſchauender Prophet — ihr iſt er der Prophet ſchlechtweg, der Vergangenes ſo gut wie Zukünftiges, Zukünftiges ſo gut wie Vergangenes zu enthüllen weiß, wie alle weiſen Männer der Urzeit, Schamanen, Seher, Pythoniſſen beides zu entdecken befähigt und verpflichtet ſind.

Uralt alſo iſt nicht bloß der Verſuch, eine mit keinem Blick erreichbare Zukunft dennoch zu erblicken und zu zeigen — ſondern uralt iſt auch, worauf es uns hier ganz beſonders ankommt, die Verbindung dieſer Zukunftsgemälde mit dem Bericht über Urzeit und Gegenwart. Daneben mag es, von der „Geſchichte" losgelöſt, noch Zukunftsbilder von rein mythologiſchem Gepräge gegeben haben; ich glaube es nicht, aber ich kann die Möglichkeit nicht beſtreiten. Die ſtärkſte Macht über die Phantaſie der Völker aber haben jedenfalls diejenigen Beſchreibungen der Zukunft gewonnen, die auf „hiſtoriſcher Baſis" ruhten. Alle ſtarken, einflußreichen Zukunftsgemälde des Volkes ſind mit dem Mittel der *Evolution* gewonnen worden.

Man prüfe nur jenes wundervolle Beiſpiel: die Erzählung der nordiſchen Seherin von den Schickſalen der Welt. Sie bringt jene drei Theile, die man mit modernem Ausdruck „Urgeſchichte" — „Weltgeſchichte" — „Eſchatologie" nennen könnte, in den innigſten Zuſammenhang. Zwei Grundgedanken beherrſchen dieſe Conception des Weltverlaufs: ein Wunſch, und eine Erfahrung. Der Wunſch iſt jene mächtige Sehnſucht nach Ruhe, nach Frieden, die gerade ſtürmiſchen, leidenſchaftlichen Naturen eigen iſt:

Digitized by Google

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Die Erfahrung ist die tiefe psychologische Wahrheit, daß jedes Geschenk gefahrvoll ist und daß Sicherheit nur der eigene mühevolle Erwerb gewährt. Die Vorstellung, daß man kein Geschenk annehmen darf, daß man vielmehr auch die angebotene Gabe durch ein Gegengeschenk erwerben muß, ist fast allen alten Völkern gemein, wie ich schon früher in meiner Abhandlung „Zur Geschichte des Schenkens" (Zeitschrift f. Kulturgesch. 5, 18 f.) ausgeführt habe. Den Germanen scheint es eigen, daß sie diese Idee auch auf den geistigen Erwerb anwenden, ja auf die göttlichen Darbietungen. Es ist aus der Seele der Urgermanen gesprochen, jenes andere Wort Goethes:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!

Diese beiden Ideen also beherrschen in ihrer Verbindung die Geschichtsphilosophie der Edda. Es soll Friede kommen — aber damit er sicher sei, muß er erkämpft werden. Der wahre Friede also steht erst am Ziel der Dinge. Die Urgeschichte schildert die Entstehung der Götter und der Menschen. Die Weltgeschichte stellt jenen furchtbaren Krieg dar, aus dem der ewige Friede geboren werden soll. Und die Eschatologie verkündet diesen als nothwendige Folge der Entwicklung. Dann ist alles befestigt; denn dann ist alles verdient, weil erkämpft. Dann haben die Götter die Herrschaft, die ihnen erst nur zufiel, erworben und gebieten nun „et par droit de conquête et par droit de naissance"; dann haben die Menschen das Leben, das sie erst nur als Göttergeschenk erhielten, erworben, weil sie mitkämpfen; dann werden „auf unbesätem Acker Aehren wachsen", denn ein für alle Mal ist die Arbeit geleistet, aus der die goldene Ruhe der Zukunft auferblüht.

Unrichtig ist es also, wenn Berthold Auerbach einmal in solchen Zukunftsträumen vom ungebaut tragenden Acker eine gewisse Trägheit, ein Schlaraffenideal sieht — obwohl, wie noch zu erwähnen, die Märchen vom Schlaraffenland und ihresgleichen allerdings mit jenen Träumen verwandt sind. Aber nicht unverdientes müssiges Genießen schwebt mindestens der Völuspa vor, sondern im Gegentheil das Glück verdienter Ruhe. Goethe erklärt es für der Weisheit letzten Schluß:

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie aufs Neu' erobern muß.

Statt dessen hat die alte Vorstellung Arbeit und Lohn sozusagen jedes kapitalisirt: nicht täglich wird verdient noch täglich Zeche gemacht, sondern auf einen großen Welttag des Kampfes folgt der große Welttag der seligen Ruhe.

Aber diese Anschauung ist nicht die einzig mögliche. Daß Lazarus irrt, wenn er behauptet, alle Völker des Alterthums außer dem hebräischen hätten die goldene Zeit in die Vergangenheit verlegt, zeigt schon das Beispiel der Edda; denn ich wenigstens glaube für den Schluß der Völuspa wohl an christliche Zuthaten, nicht aber an christliche Umformung der Grundidee. Aber allerdings sind die Völker zahlreich, die die Evolution in pejus vorgehen lassen. Bei den „Naturvölkern" giebt es beide Anschauungen, bei den Hellenen bekämpfen

Digitized by Google

sie sich auf demselben Boden. Denn die Vorstellung, eine goldene Zeit habe einst geherrscht und sei durch zunehmende Entartung abgelöst worden, ist an sich psychologisch nicht minder begreiflich als die entgegengesetzte, fortwährende Besserung werde zu einer goldenen Zeit führen. Die letztere Meinung, die optimistische, hat ihre Wurzel in der starken Sehnsucht nach schöneren Zeiten; die erstere, die pessimistische, in beständigen Enttäuschungen und in dem unaufhörlich zu beobachtenden Kräfteverfall des Einzelnen. Im Uebrigen vermag die eine wie die andere „Erfahrungen" für sich geltend zu machen. In einem sehr hübschen Aufsatz hat H. Delbrück einmal gezeigt, wie der Tadel der „guten alten Zeit" auch der besten alten Zeit nicht gefehlt hat: schon bei Homer ertönt die Klage, solche Männer wie einst gäbe es nicht mehr und wenn uns „über die Jugendzeit Nestors nicht leider die zeitgenössischen Berichte" fehlen würden, so erführen wir ohne Frage von damals dieselbe Klage. Wir können ja noch heut für gewisse Lieblingsbeschwerden die gleiche Erfahrung machen: die Jugend ist immer zuchtloser, die Dienstboten sind immer anmaßender, alle Ansprüche sind immer größer geworden und man sieht nicht, wie das enden soll. Aus dieser Anschauung also erwächst nothwendig eine düstere Zukunftsvorstellung, die z. B. bei theologischen Schriftstellern wohl anzutreffen ist. Aber auch bei Dichtern fehlt sie nicht. Halb parodistisch singt Scheffels Kater Hiddigeigei:

Vorbei ist die Zeit, wo der Mensch noch nicht
Den Erdball unsicher machte,
Wo der Urwald unter dem Vollgewicht
Des Mammuthfußtritts erkrachte.

Vergeblich spähst du in unserm Revier
Nach dem Löwen, dem Wüstensohne;
Es ist zu bedenken, wir leben allhier
In sehr gemäßigter Zone.

In Leben und Dichtung gehört das Feld
Nicht dem Großen und Ungemeinen;
Und immer schwächlicher wird die Welt,
Noch kommen die Kleinsten der Kleinen.

Sind wir Katzen verstummt, so singt die Maus,
Dann schnürt auch die ihren Bündel;
Zuletzt jubilirt noch in Saus und Braus
Das Infusoriengesindel.

Halb parodistisch, sag' ich; denn auf einen bloßen Spaß war es bei dem misanthropischen Humoristen schwerlich angelegt. Und in tiefstem Ernst hat Grillparzer seiner Libussa die gleiche Prophezeiung in den Mund gelegt, wie die Macht von dem stärkeren Volk immer zu dem schwächeren gelangt: von den Römern zu den Franzosen, Britten, Germanen — zuletzt zu den Slaven.

Dann kommts an euch, an euch und eure Brüder,
Der letzte Aufschwung ists der matten Welt,
Die lang gedient, sie werden endlich herrschen,
Zwar breit und weit, allein nicht hoch noch tief;
Die Kraft, entfernt von ihrem ersten Ursprung,
Wird schwächer, ist nur noch erborgte Kraft.

So trägt jeder in die Evolution der Weltgeschichte seine eigene Stimmung hinein, Furcht oder Hoffnung, Vertrauen oder Verzagtheit; Bedürfniß aber ist es jeder Geschichtsphilosophie, die Linie bis zum äußersten Punkte zu verlängern, heiße er nun Seligkeit oder Verzweiflung. Darin unterscheidet sich die Völuspa

Digitized by Google

oder die Zukunftssage der Naturvölker nicht von den gelehrten Gespinsten der Bossuet und der Görres, der Herder und der Hegel.

Ueberwiegend ist doch für die mehr mythologischen Zukunftsbilder die pessimistische, für die mehr philosophischen die optimistische Färbung festzustellen. Die naiveren Völker setzen die goldene Zeit lieber in die Vergangenheit und wälzen so die Schuld für schlechte Zustände auf das Fatum ab; die civilisirteren stellen sie lieber in die Zukunft und feuern sich so zu vermehrter Arbeit an.

An ein paar Beispielen sei nun gezeigt, wie diese Vorstellung vom zukünftigen Menschen auf Grund der optimistischen Evolutionslehre sich in den verschiedenen Zeiten charakteristisch modifizirt. Aus der ungeheuren Menge der Aussagen dürfen wir natürlich nur ein paar typische Vertreter herausgreifen.

Im Anfang der christlichen Weltanschauung ist man noch sehr vorsichtig. Der „zukünftige Mensch" lebt ja für diese Anschauung in der zukünftigen Welt, jenseits des Jüngsten Gerichts. Diese Welt ist nur eine Vorbereitung und in ihr und auf ihr wird sich nach Christi Ericheinen nichts Wesentliches mehr ändern; so wenig, wie für die altnordische Vala vor der „Götterdämmerung" eine wesentliche Aenderung in Welt und Menschenart eintritt. Aber wie viel tiefer ist die Kluft, die für das Christenthum den Menschen vor und nach der Auferstehung scheidet, als die, die für das Heidenthum durch irgend ein Kataklysma, Weltbrand, Sintfluth, Götterdämmerung aufgerissen wird! Augustinus sagt deshalb in seiner vorsichtigen, wo möglich auf Belegen fortschreitenden Art: „Quae sit autem et quam magna spiritalis corporis gratia, quoniam nondum venit in experimentum, vereor ne temerarium sit omne quod de illa profertur eloquium." Diese Vorsicht ist auch später nicht immer verlassen worden. So hat sich z. B. in der Zeit, die am liebsten und kühnsten rieth, folgerte und prophezeite, Friedrich Schlegel bei speziellem Anlaß gegen alles Ausmalen der menschlichen Zukunft erklärt: „Da sieht man wohl, daß, wenn man den festen Boden der göttlichen Offenbarung einmal verlassen hat, die uns jenes große Geheimniß vom Ebenbilde Gottes in der Natur des Menschen erkennen und eben dadurch auch den Anfang der Menschengeschichte erst verstehen lehrt, alsdann dem wissenschaftlichen Phantasiren ein grenzenloser Spielraum eröffnet wird." Wer aber hat dies „wissenschaftliche Phantasieren" weitergetrieben, als Schlegels Gesinnungsgenosse Görres, wenn er in der merkwürdigen Schrift „Ueber die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte" aus gewissen Periodenzahlen und Symmetrien den Charakter der zukünftigen Erdenzeit bis in die Einteilung hinein im Voraus beschreibt?

Auch das ist Evolution; und, wenn das Wortspiel erlaubt ist, diese Evolution der Evolution ist begreiflich genug. Der menschliche Geist kann nicht dabei stehen bleiben, daß er an der Hand der biblischen Aussagen allgemein den zukünftigen Menschen aus dem jetzigen entwickeln ließ: er mußte diese Evolution genauer begreifen und darstellen wollen. Görres bezeichnet nur den äußersten Punkt einer Entwickelung, die unvermeidlich wurde, seit man auf Grund von Daniels Vision ein festes Schema der Weltgeschichte, eine feste Reihenfolge von Entwickelungsstufen der Menschheit (mindestens nach ihrer politischen und religiösen Seite) aller mittelalterlichen Geschichtsphilosophie zu Grunde legte.

Unwillkürlich suchte die Sehnsucht der Frommen das Kommen des Gottesreiches zu beschleunigen. Der Gedanke drängte sich auf, daß schon auf Erden ein Idealstaat, eine goldene Zeit möglich sei. Der weltliche Staat erschien der Kirche nur als Hilfe, als Vorbereitung und seine völlige Aufhebung als ein vielleicht zu realisirendes Ideal. Sicherlich zutreffend läßt Freytag (im „Nest der Zaunkönige") den frommen Mönch von einer seligen Zeit träumen, in

Digitized by Google

der es nur noch Mönche und Nonnen giebt und das Himmelreich auf Erden anbricht. Indessen stand die Kirche dieser Verschiebung der goldenen Zeit auf die Erde keineswegs günstig gegenüber und mußte ihr umsomehr feindlich werden, je bedenklicher Mystiker und Ketzer sich dem Gedanken des irdischen Himmelstaats näherten. Auch die protestantische Kirche hat späterhin die Hoffnungen der Chiliasten auf ein goldenes Zeitalter auf Erden — die doch selbst ein außerkirchlicher Mann wie Karl Immermann theilte — unter die Schwärmereien verwiesen.

Um so wunderbarer ist es, wie in der neueren Zeit diese mittelalterlichen Ansätze auftreten und sich entwickeln.

Als Goethe in einer der wundervollsten Stellen des „Tasso" die Vorstellung von der „goldenen Zeit" ganz und gar auf ihre psychologische Basis zurückführte und der poetischen Schwärmerei des Dichters — für die er wirklich Poesien Tassos benutzte — die weise Bescheidung der Prinzessin gegenüberstellte, da bestätigte er wieder einmal so recht die Wahrheit von Mercks Ausspruch: „Dein Bestreben, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die Anderen suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen." Goethe giebt auch hier dem Wirklichen eine poetische Gestalt; an eine goldene Zeit jenseits der Wirklichkeit glaubt er so wenig wie an einen Gott, „der nur von außen stieße". Sicherlich mit Unrecht hat Bölsche in seinem schönen Vortrag „Goethe im 20. Jahrhundert." unserem Dichter den Glauben an eine stetig steigende Evolution des Menschengeschlechts, an das Erreichen einer gewissen Vollkommenheit zugeschrieben. Im Gegentheil war Goethe in seiner Zeit fast der Einzige, der an feste, kaum verrückbare Typen der menschlichen Art glaubte; und ihr Maximum sah er jedenfalls eher bei den Alten, bei den Hellenen erreicht als in irgend welcher fernen oder nahen Zukunft. „Die Welt bleibt immer dieselbe", sagte er zu Eckermann und wenn er ein andermal meinte, die Welt schreite wohl im Ganzen vor, so heißt es doch in der ausführlichsten Stelle dieser Art: „die Entwickelung der Menschheit ist vielleicht auf Millionen von Jahren angelegt. Aber laß die Menschheit dauern, so lange sie will — es wird ihr nie an Hindernissen fehlen und nie an allerlei Noth, damit sie ihre Kräfte entwickele. Klüger und einsichtiger wird sie werden, aber besser, glücklicher und thatkräftiger nicht oder doch nur auf Epochen. Ich sehe die Zeit kommen, wo Gott keine Freude mehr an ihr hat und er abermals alles zusammenschlagen muß zu einer verjüngten Schöpfung." Die Vorstellung einer goldenen Glückepoche widersprach in jeder Hinsicht der Gedankenrichtung Goethes. Er forderte Thätigkeit als unbedingtes Recht der „Entelechie," der geistigen Einheit, über das Grab hinaus: wir erinnern nochmals an jene Faustverse vom täglichen Erobern des Rechtes auf Leben. Und er sah deshalb in einer übermenschlichen Glückseligkeit kein erstrebenswerthes Ziel, wenn sie durch Ruhen erkauft werden muß:

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von guten Tagen!

Aber rings um Goethe blühte allerdings das „wissenschaftliche Phantasiren", das auf der Leitbahn der Evolution sich die goldene Zeit und den zukünftigen Menschen bis ins Einzelne genau ausmalte.

Die „Perfectibilität" des Menschengeschlechts war ein Lieblingsthema der ganzen Aufklärung. Fast ausnahmslos sprachen sich die französischen Encyklopädisten wie die deutschen Populärphilosophen im Sinn einer fortschreitenden Vervollkommnung des Menschengeschlechtes aus. Zumeist aber dachten sie dabei nur an eine stetige Verbesserung des socialen Menschen: an eine conti-

Digitized by Google

nuirliche Entwicklung von Aufklärung, Moral und Freiheit. Viel seltener wandte sich die Spekulation dem Bild des einzelnen Menschen in seinem zunehmenden Wachsthum an Gaben und Kräften zu. Und zwar steigt auch hier wieder — merkwürdig genug! — der Evolutionstraum vom Himmel zur Erde herab.

Derjenige Mann, der auch für die Geschichte des Tagebuches als einer literarischen Gattung in Deutschland Epoche gemacht hat, Lavater, hat vor allem dahin gewirkt, die unbestimmten Vorstellungen von dem künftigen Menschen in ganz bestimmte umzuwandeln. In einer schüchternen Zeit besaß Lavater durch die merkwürdige Mischung von naiver Selbstbewunderung und bewußter Eitelkeit, die ihn charakterisirt, in einem ungewöhnlichen Grade den Muth, vor aller Welt auszusprechen, was sonst nur leise im vertrauten Stübchen von Ohr zu Ohr geraunt wurde. So in den Selbstbeobachtungen seines Tagebuchs; so in den Zukunftsträumen seiner „Aussichten in die Ewigkeit" (1769). Was der Genfer Theolog Charles Bonnet in seiner „Palingénésie philosophique ou ideés sur l'état passé et sur l'état futur des êtres vivants" angedeutet, das dichtete der Züricher Seher zu einer ausführlichen Lehre von der Evolution des Menschen um. Bonnet sagt (nach Lavaters Uebersetzung: H. Carl Bonnets philosophische Untersuchung der Beweise für das Christenthum sammt dessen Ideen von der künftigen Glückseligkeit des Menschen; Zürich 1769): „der Mensch besitzt drei vorzügliche Fähigkeiten: die Fähigkeit zu erkennen, die Fähigkeit zu lieben, und die zu handeln". „Diese Fähigkeiten sind unbestimmlich vervollkommenlich [auf deutsch: in unendlichem Grade der Vervollkommung fähig] und wir begreifen sehr wohl, daß einige von denen natürlichen Mitteln, welche dieselben einst vervollkommen werden, schon jetzt in den Menschen vorhanden sein können". „Zwei Mittel können vornehmlich in der zukünftigen Welt alle Fähigkeiten des Menschen vervollkommnen: feinere Sinne, und neue Sinne". „Man kann sich, wenn man will, einbilden, daß unsere Augen alsdann die Vorteile der Vergrößerungs- und der Ferngläser mit einander verbinden, und sich aufs genauste nach allen Entfernungen richten können. Und wie weit werden die Gläser dieser neuen Sehröhren diejenigen übertreffen, deren sich die Kunst rühmt! — Was ich da von dem Gesicht sage, daß muß man auch auf die andern Sinne anwenden. Nichts destoweniger geht vielleicht der Geschmack, der eine so genaue Beziehung auf die Ernährung hat, verloren, oder wird in einen andern Sinn von einem ausgedehnteren und erhabnern Gewand verwandelt".

Man sieht: hier sind wir weit entfernt von der Bescheidenheit des Augustinus! Die Kluft ist überbrückt; die Evolution macht den „verklärten Leib" lediglich zu einer organischen Fortbildung des „verweslichen Leibes".

Aber diese Conceptionen — von denen ich freilich nicht weiß, bis zu welchem Grade sie Bonnet selbst angehören — machten ein ungemeines Glück. Der Genfer fährt an der letztcitirten Stelle fort: „Wie groß wird nicht das schleunige Wachsthum in unsern physisch-mathematischen Kenntnissen sein, wenn uns vergönnt sein wird, die ersten Bestandtheile der Körper zu entdecken . . .! Alsdann werden wir das anschauend erkennen, was wir nun, mit Hilfe des Schlüsse oder des Calculs, versuchen zu muthmaßen, die um so viel ungewisser sind, je unvollkommener unsere unmittelbare Erkenntniß ist. Welche unzählbare Menge von Beziehungen entwischt uns, gerade nur darum, weil wir die Figur, die Verhältnisse, und die Anordnung dieser unendlich kleinen Körperchen nicht wahrnehmen können, auf denen jedoch das ganze große Gebäude des Satzes beruht". — Sollte dieser Gedanke nicht die berühmte

Digitized by Google

Formel des Laplace angeregt haben: „Ein Geist, der für einen gegebenen Augenblick alle Kräfte kennt, welche die Natur beleben, und die gegenseitige Lage der Wesen, aus denen sie besteht, wenn sonst er umfassend genug wäre, um diese Angaben der Analysen zu unterwerfen, würde in derselben Formel die Bewegungen der größten Weltkörper und des leichtesten Atoms begreifen: nichts wäre ungewiß für ihn, und Zukunft wie Vergangenheit wäre seinem Blick gegenwärtig?“ Oder, wie es du Bois Reymond umschreibt: „Es läßt eine Stufe der Naturerkenntniß sich denken, auf welcher der ganze Weltvorgang durch Eine mathematische Formel vorgestellt wurde . . . aus der sich Ort, Bewegungsrichtung und Geschwindigkeit jedes Atoms im Weltall zu jeder Zeit ergäbe.“ Man sieht: der Naturforscher nimmt als eine denkbare Entwickelung des menschlichen Intellects, was der Theolog als eine zu erwartende Umwandlung beim Uebergang ins Jenseits darstellt. Und so sehen wir schon hier, was wir bald noch deutlicher sehen werden: das religiöse und das wissenschaftliche Idealbild des zukünftigen Menschen fließen zusammen.

Wie mußte nun auf Lavater, der überall greifen, sehen, packen wollte, die Prophezeiung Bonnets wirken! Der Pastor in Björnsons „Ueber unsere Kraft“ hat mich immer an Lavater erinnert, nur daß er reiner, edler, von Eitelkeit frei ist; aber das Bedürfniß des unmittelbaren Erlebens von Wundern, der wirklichen Verbindung von sinnlicher und übersinnlicher Welt ist in dem Physiognomisten so leidenschaftlich lebendig wie in dem Pfarrer Sang. Einer Zeit, in der der Glaube hier nur auf Dogmen, dort nur auf Schlüsse gegründet war, hat er erst wieder das „Erleben des Glaubens“ gepredigt, das dann Schleiermacher zum Dogma erhob. So griff er denn auch mit Begeisterung zu, als Bonnet ihm das Jenseits so zu sagen sinnlich zugänglich machte. Auf den engen Zusammenhang der „Aussichten in die Ewigkeit“ mit Bonnets Ideen weist er selbst hin. Aber wie führt er den Satz aus, daß „die Sinne unsers künftigen Körpers undenklich vollkommener sein können und müssen als die vollkommensten Sinne des schönsten, des gesundesten, des feinsten Sterblichen!“ Er malt Bonnets Andeutungen über Mikroskop und Fernglas bis ins kleinliche aus; er berechnet, daß unser Auge „auf einmal wenigstens eine Fläche von 16000 Billionen Quadratmeilen“ sieht „mit allen ihren Theilen und Punkten, mit allen Geschöpfen, die sie in sich fassen; tausend Sonnen und alle auf ihrer Oberfläche schwebenden Einwohner vom Riesen an bis zum Insekt, das der Einwohner der Sonne vielleicht selbst nicht einmal ohne ein künstliches Mikroskop entdecken kann“. Schon jetzt kommen in unser Auge Strahlen, die „die kleinsten Körperchen in einer Entfernung von 1600016000000008000 Meilen“ abzeichnen; einst werden wir das alles deutlich sehen können. „Es ist also möglich, daß Augen existiren können, welche die unausdenkliche Schöpfung durchschauen und alle Oberflächen aller Welten, so unaussprechlich auch die Anzahl derselben immer sein möchte, deutlich sich vorstellen“.

Aus diesen Berechnungen und Phantasieen konnte sich sein Freund Goethe nichts entnehmen; er hielt am Wirklichen fest und als er zwei Menschenalter später verklärte Seelen zeichnete, gab er ihnen keineswegs Sinne von vergrößerter Tragkraft — im Gegentheil, er ließ die seligen Knaben (nach der Anweisung des Geistersehers Swedenborg) in des Pater Seraphicus „welt- und erdgemäß Organ“ herabsteigen, damit sie — nicht etwa die ganze Erde, sondern ein kleines abgeschlossenes Bildchen, un coin de la nature, vu à travers le tempérament d'un saint sehen können! — Dagegen wirkte das Buch merkwürdiger Weise auf Lavaters Gegner Lessing. Die Uebersetzung

Digitized by Google

Bonnets stand bei ihm im denkbar schlechtesten Ansehen, denn Lavater hatte sie mit jener taktlosen Aufforderung an Moses Mendelssohn eingeleitet, zu widerlegen oder Christ zu werden; und diese für seinen lieben Freund sehr gefährliche Ansprache hat der Dichter des „Nathan" in seiner Weise in der Scene beantwortet, in der der weise Jude vor Saladin eine ähnliche Anfrage mit seiner Parabel erwidert. — Aber Bonnet und Lavater regten ihn doch an. Er schrieb sein Fragment „daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können" und griff dabei auf manche alte Lehre von Pythagoras bis Giordano Bruno zurück.

Wir verfolgen diese merkwürdigen Evolutionen nicht weiter, sondern begnügen uns damit, ihr Fortwirken in der Gegenwart an zwei Beispielen aufzuzeigen. W. v. Lichtenow schildert in der kleinen Schrift „Im Himmel" den Zustand der Verklärten: „Durch meine Erkenntnißfähigkeit ist mir gegeben, was ich nie vorher vermochte: ich kann die Unendlichkeit des Raumes sehen, erkennen und begreifen. Mit der tausendfachen Schärfe des Falkenauges durchdringt mein Wahrnehmungssinn den unermeßlichen Raum und mit Blitzesschnelligkeit überschaue ich das Getriebe in demselben, das Rollen und Reisen der Sonnen und Erden, ihr allmähliches Entstehen und langsames Vergehen." Diese in den letzten Jahren (das Buch hat keine Jahresangabe) erschienene Schilderung des Jenseits hat der bekannte socialistische Pfarrer Göhre (in der „Gesellschaft") mit Begeisterung den Zweiflern entgegengehalten. Und in ganz analoger Weise läßt Bruno Wille in seinem philosophischen Roman „Offenbarungen des Wachholderbaumes" die Sinne sich vermehren und steigern; aber er macht diese Evolution allerdings aus einer himmlischen zu einer irdischen.

Dieser Schritt geschah, unvermeidlicher Weise, schon früher. Bereits vor jener Evolution der Sinne hatte der geniale Meister der romantischen Rathe- und Räthselkunst, Novalis, sich den Menschen der Zukunft ausgemalt. Nicht besonders sinnenkräftige, sondern besonders geisteskräftige Naturen geben hier die Basis der Evolution, auf deren Grund er sich seinen Menschen denkt, der „wahrhaft unabhängig von der Natur, vielleicht sogar im Stande sein wird, verlorene Glieder zu restauriren, sich blos durch seinen Willen zu töten, und dadurch erst wahre Aufschlüsse über Körper, Seele, Welt, Leben, Tod und Geisterwelt zu erlangen. Es wird vielleicht dann nur von ihm abhängen, einen Stoff zu beseelen; er wird seine Seele zwingen, ihm die Gestalten zu produciren, die er verlangt, und im eigentlichen Sinne in seiner Welt leben können. Dann wird er vermögend sein, sich an seinem Körper zu brennen, wenn er es für gut findet; er wird sehen, hören und fühlen, was, wie und in welcher Verbindung er will." Hier haben wohl Erzählungen von indischen Fakiren eingewirkt, (deren angebliches Vermögen, die Seele vom Körper zu trennen und dergl. z. B. der bekannte Roman Mr. Isaacs von Crawford schildert). Aber wie selbständig ist dennoch diese Auffassung des Uebermenschen der Zukunft! wie viel idealistischer als jener Traum, der den Menschen in eine Maschine von einer um so und so viel gesteigerten Sinneskraft umwandelt!

Daß jene Steigerung der Sinne eigentlich nicht viel mehr bedeutet als eben eine Evolution vom Menschen zu einer Maschine, die statt der Augen Mikroskop und Fernrohr und ebenso statt der anderen Sinne Apparate von gesteigerter Fähigkeit besitzt, das ward bald empfunden. Und so entstand in der Geschichtsschreibung des künftigen Menschen eine sehr wunderliche Episode. Halb parodistisch, halb ernst, wie Scheffel die Ablösung des Mammuths durch das Infusoriengesindel prophezeit hatte, wahrsagt man den Ersatz des „wie sonst das Zeugen üblich war" entstandenen Menschen durch den Maschinen-

Digitized by Google

menschen. Der künstliche Mensch, der Homunculus, der die Fähigkeiten des Menschen ohne seine Irrthümer besitzt, wird ein Lieblingsgegenstand der Fiktion. Der Philosoph J. J. Wagner grübelt ernsthaft darüber und hilft damit dem Homunculus im zweiten Theil des „Faust" zum Entstehen. Tieck in der „Vogelscheuche", Immermann im „Tulifäntchen", vor allem E. Th. A. Hoffmann in verschiedenen Erzählungen operiren mit diesen künstlichen Menschen, dessen Idee dann Immermann mit dem „Munkel" in „Münchhausen" verspottet. Mit der älteren philosophischen Conception des „Homme machine" Lamettries, die ihrerseits mit wirklichen Versuchen, „künstliche Menschen" herzustellen, mit Vancansons flötenspielenden Automaten und dergleichen zusammenhing, hängt diese poetische Mode nicht zusammen. Denn jene materialistische Lehre entspringt aus der Vergleichung des gegenwärtigen Menschen mit Automat und Maschine, diese parodistische Manier aber aus der Vergleichung des zukünftigen, intellektuell immer mehr vervollkommneten und sonst immer mehr verarmten Menschen mit dem selbstthätigen Apparat. „Uhrmensch", „Maschinenseele" und dergleichen sind ja auch sonst Lieblingsschelten der Romantiker für leere, nur mechanisch mitlebende Existenzen. Deshalb gehen neben jenen „Maschinenmenschen" in der Mode der Zeit noch zwei andere Arten „künstlicher Menschen" her: der beseelte Schatten bei Chamisso, Hoffmann, Andersen und das Menschenrollen spielende Thier: Hauff's wieder von E. Th. A. Hoffmann entlehnter „Junger Engländer", die klugen Hunde und Kater bei Tieck, Hoffmann, Heine und weiterhin noch bei Gottfried Keller („Spiegel das Kätzchen") und Scheffel (Hiddigeigei im „Trompeter"). Alle drei Formen: Maschine, Schatten, Thier, sind Parodien des Menschen in dem von der Romantik so leidenschaftlich gefürchteten „Maschinenzeitalter" der Zukunft; alle stellen sie „künstliche Menschen" dar, die die gewöhnlichen in ihren Leistungen übertreffen, aber keine Seele haben. Am deutlichsten bringt das Andersens Märchen „der Schatten" zum Ausdruck, in dem der zum höchsten Glanz aufsteigende Schatten seinen einstigen menschlichen Besitzer völlig vernichtet.

Ich erinnere hier an eine analoge „Rückevolution". Huschke, der berühmte Autor der „Jurisprudentia antejustinianea", kam in seiner Entwickelungsgeschichte der Urzeit zu der kuriosen Conception des „boviger" eines untergegangenen Mittelgliedes von Thier und Maschine, das sonst den Pflug gelenkt haben sollte. So schiebt sich für die rückwärts wie vorwärts schauenden Propheten die Maschine und das Thier in die Entwickelungsgeschichte des Menschen ein.

Im Ganzen ist in jenen Fiktionen vom „künstlichen Menschen" ein pessimistischer Ton und eine satirische Absicht nicht zu verkennen. Noch viel später meint aus jenen Anschauungen heraus Bogumil Goltz, die gebildeten Schichten seien noch in der trostlosesten Mauser begriffen, „so daß man nicht einmal erkennen kann, ob den ‚Zukunfts-Menschen' Haare oder Schreibfedern wachsen, und ob das neue Blut und Fleisch vielleicht aus Dinte und Makulatur bestehen wird". Inzwischen war aber doch die pessimistische Auffassung des künftigen Menschen wieder einmal der optimistischen gewichen.

Man hat oft, und mit vollem Recht, auf jenen „Streit um den Dampf" hingewiesen, der sich beim Bau der ersten Eisenbahnen in der Dichtung erhob. Romantiker wie Kerner und Lenau beklagten die absterbende Poesie des Posthorns; politische Dichter wie Anastasius Grün, K. Beck, G. Keller feierten den Beginn einer neuen Aera der Völkerverbindung. Auch hier liegt ein Meinungsstreit um den Charakter der Zukunft vor, auch hier befehden sich die sentimentale Verherrlichung des verlorenen Paradieses und die hoffnungs-

Digitized by Google

freudige der goldenen Zukunft. Die letzte Deutung ward um so stärker, je mächtiger das Zeitalter der Erfindungen und der Technik fortschritt. Schien doch Alles erfüllt, was das Märchen geahnt hatte! Das Volksmärchen „Sechse kommen durch die ganze Welt", erzählt von sechs Gewaltigen. Einer hat sechs Bäume ausgerupft, als wärens Kornhalme. Das kann heut eine Dampfmaschine leisten. Der Zweite will einer Fliege, die zwei Meilen von hier sitzt, das linke Auge ausschießen: er hat die optische Kraft der Seligen bei Bonnet und Lavater, sein Auge trägt ein Fernrohr und ein Mikroskop zugleich in sich. Der Dritte treibt mit seinen Atem sieben Windmühlen; der Elektricität ist das eine Leichtes. Der Vierte läuft geschwinder als der Vogel fliegt — das leisten der Telegraph, das Telephon, ja selbst die Eisenbahn. Der Fünfte vermag einen großen Frost zu erzeugen; das kann unser Gefrierverfahren erst recht. Oder in einer Variante hört Feinohr Gras und Kraut wachsen, wohin wir es am Ende mit Hörrohr und Mikroskop auch noch bringen. — Ebenso hat man alle Wunderleistungen in Shakespeares „Sommernachtstraum" für Vorahnungen moderner technischer Wunder erklärt. Wie sollte die wunderbare Erfüllung von Märchenträumen nicht zuletzt auch die, die vor der Zukunft gebangt hatten, mit Hochgefühl erfüllen?

Die optimistische Deutung nimmt wieder zwei Formen an. Entweder man entwickelt aus den Wundern der Technik, wie in der Aufklärungsepoche, eine goldene Zeit, eine neue Aera des socialen Menschen; oder, wie in der Romantik, einen Uebermenschen, eine neue Aera des Einzelnen.

Die Evolution der „Gesellschaft" ist die weitaus häufigere Form. Die Utopien werden wieder Mode. Wie vorsichtig hatte 1817 der alte General Diericke („Ein Wort über den Preußischen Adel") die Frage nach der Perfectibilität der Menschheit bejaht! wie siegessicher macht 1855 sein Standesgenosse, der General Prittwitz seine „Andeutungen über die künftigen Fortschritte und die Grenzen der Civilisation!" In Bezug auf den einzelnen Menschen halten sich beide fast gleichmäßig in blassen, allgemeinen Andeutungen; aber wo es sich um Produktion und Consumtion handelt — wie sehr unterscheidet sich da Prittwitz' Buch mit seinen höchst interessanten Einzelheiten und Voraussagen (z. B. der Rohrpost) von den allgemeinen Betrachtungen des fridericianischen Generals!

Die Bestimmtheit, mit der die goldene Zeit bis ins Einzelnste hinein ausgemalt wird, bildet einen charakteristischen Zug im Wesen dieser Zeit. Denn jener Geist des Berechnens und Ausmessens, den wir schon bei Lavater und Lessing finden, hat sich nun der Zukunftsträume ganz bemächtigt. Seit die goldene Zeit weder vom Jenseits in das Diesseits zurückgekehrt ist, scheint eine rechnungsmäßige Evolution nicht nur erlaubt, sondern geboten. „Wissenschaftliches Phantasiren" auf dem Höhepunkte! Wenn man das hübsche Buch „Schlaraffia politica, Geschichte der Dichtungen vom besten Staate" durchliest, trifft man vorher nirgends eine solche Detailmalerei wie bei dem Franzosen Fourier im 19. Jahrhundert. In Gesetzvorschriften und Orientirungsplänen sind Campanella oder Morus auch genau; aber wäre es einem eingefallen, wie Fourier die Zahl der Komödiendichter in der goldenen Zeit (37 Millionen) anzugeben? Auch die früheren geben Einzelheiten aus dem Leben in Utopien; aber Fourier weiß, daß die Harmonianer von Zucker und Confekt statt von Brod leben und daß Compot und Marmelade dann billiger sind als dies. Und was ist Huschkes boviger gegen Fouriers Antiwalfische als Schiffszieher und Antinilpferde als Lootsen! — Von dieser genauen, durch fabelhafte Evolution gewonnenen Kenntniß ist man denn auch wieder zurückgekommen. Der Anarchist Jean

Digitized by Google

Grave spricht sich in seiner „Société future“ (Paris 1895) viel vorsichtiger aus: „On ne peut donc à l'avance se répresenter le fonctionnement de la société future d'une façon aussi précise que l'on règle les rouages d'une de ces toiles à musique qui jouent aussitôt que le mécanisme est remonté et dont il suffit de poser le cliquet au cran désigné pour en obtenir l'air désiré“. Er giebt sogar ausdrücklich zu, daß die Gesellschaft der Zukunft den Menschen nicht von allen Krankheiten befreien kann und, wie der gute alte Albrecht v. Haller von dem Menschen überhaupt („Unselig Mittelding von Engeln und von Vieh!“) so sagt er von dem Menschen auch der Zukunft: „L'homme n'est pas l'ange que l'on accuse à tort les anarchistes d'avoir imaginé; il n'est pas non plus la bête féroce que veulent bien décrire les partisans de l'autorité. L'homme est un animal perfectible qui a des défauts, mais aussi des qualités“ . . .

Freilich sind nicht alle Anarchisten so vorsichtig. In derselben „Bibliothèque sociologique“, der Graves Buch angehört, ist auch „L'homme nouveau“ von Ch. Malato (1898) erschienen, mit dem wir auf die Schilderungen des zukünftigen Einzelmenschen zurücklenken. Und hier treffen wir nun, nicht ohne Staunen, die alte pietistisch-mystische Lehre von der Evolution der Sinne wieder. „Cela nombre que le montre des sens est éminemment variable, ne peut se limiter et car il faut être logique — que puisque des êtres en possèdemt moins que nous, d'autres peuvent en posséder davantage“. Die sonderbare „Logik“ ist thatsächlich nur eine Wiederholung der alten Evolutionshypothese: was Bonnet und Lavater vom Engel aussagen, behauptet Malato — wie Wille — vom künftigen Menschen. Dennoch ist es nicht ganz dasselbe. Die beiden Theologen glaubten nur an eine Steigerung unserer Sinne — obwohl Bonnet auch von „neuen Sinnen“ spricht —; Lessing glaubte an eine Vermehrung — Malato behauptet in seinem konfusen und widerwärtigen Buch (das ein halb Dutzend anarchistischer Mörder verherrlicht) eine wirkliche Aenderung der Sinne. Damit hat die Idee von der Evolution der Sinne eine neue Richtung genommen; freilich keineswegs zuerst bei ihm.

Der Philosoph Fechner hat schon 50 Jahre früher in seiner „Vergleichenden Anatomie der Engel“ halb ernst, halb spielend Lavaters Phantasien fortgesetzt. In diesem Büchlein giebt er ihnen Kugelgestalt, was übrigens schon Kirchenväter gethan, was aber Lavater ausdrücklich abgelehnt hatte. Und wie eine ganz neue Gestalt giebt er ihnen auch einen ganz neuen Sinn: „das Gefühl der allgemeinen Gravitation, oder Schwerkraft, welche alle Körper in Bezug zu einander setzt, und die von ihrem lebendigen Centrum empfunden wird“. Allerdings besitzen sie „außer dem Gravitationssinne auch noch alle Sinne, die wir besitzen, nur in unendlich vollkommenerem Grade“. Fechner, der übrigens auch jener Mode der „Schattenmenschen“ in seiner Schrift „Vier Paradoxa“ gehuldigt hat („Der Schatten ist lebendig“), hat hier auf höchst bezeichnende Weise die alte und die neue Art der Sinnesevolution verbunden. Und auch an ihm wiederholt sich jene bei diesem kühnen Träumen so häufige Mischung von Ernst und Scherz, die wir bei Scheffel, den Romantikern, B. Goltz trafen. Seine Idee hat weitergewirkt: sein Biograph Laßwitz hat in dem physikalisch-philosophischen Märchen „Auf zwei Planeten“ den Gravitationssinn der Engel in der Schwerkraft-Beherrschung der Marsbewohner nachgebildet, und Wille knüpft ebenfalls an die Kugel — Engel des „Dr. Mises“ direkt an. Aber eine weitere Ausbildung hat die Idee der neuen Sinne meines Wissens nicht gefunden. Denn inzwischen schlug die Evolutionsidee, auf den Menschen angewandt, ganz andere Wege ein.

Digitized by Google

Man sollte meinen, bei so bestimmten Vorstellungen vom künftigen Menschen, bei so felsenfestem Vertrauen auf die Macht der Evolution müsse der Gedanke, die Herstellung des Zukunftsmenschen zu beschleunigen, schon früh aufgetaucht sein. Dennoch dauerte es eine Weile, bis man von der Fiktion des künstlichen Menschen zu dem Gedanken der „künstlichen Race" gelangte. Auch hier bewährt sich, was Freytag in seiner Studie über Otto Ludwig geistreich ausgeführt hat: daß die Dichtung vorausnimmt, was Kunst und Technik erst später auszuführen wagen. Wohl hatte der Philosoph J. J. Wagner schon wirklich an die Herstellung einzelner künstlicher Menschen auf chemischem Wege gedacht — mit einer Verbindung von Wissenschaftlichkeit und Träumerei, die dann Strindberg in seinem Roman „Am Meer" zu analogen Ergebnissen führte. Aber dann dauerte es noch eine Weile ehe man zu dem Gedanken aufstieg, den im Alterthum schon Platon so energisch vertreten hatte: den künftigen Menschen überhaupt zu „züchten". Der Fürst Pückler scheint mit seiner viel verspotteten Idee, die Zucht englischer Rennpferde in der Herausbildung bestimmter Menschenrassen nachzubilden, vorangegangen zu sein — wie Lavater ein Mann, der den Muth hatte, jeden Einfall als werthvolle Wahrheit auszusprechen. Dann ward der Gedanke, mit dem auch der Philosoph Krause gespielt zu haben scheint, vertieft; von G. Fr. Daumer, der an den Franzosen Rodier anknüpft, übernahm ihn W. Jordan. Durch Darwin und die von ihm vorgetragenen Züchtungsberichte erhielt der Gedanke einen neuen Aufschwung und ist dann besonders durch Eugen Dührings „Europäer" und Friedrich Nietzsches „Uebermenschen" in Deutschland so populär geworden, daß er selbst leichter Unterhaltungslektüre beigemischt wird (Zur Megede, Von zarter Hand — „L'Eve future" von Villiers de l'Isle Adam kenne ich nicht, ebenso wenig Bulwers „Coming Race"). —

Indessen interessirt uns in dieser Uebersicht nur der Inhalt des Zukunftsbildes, nicht die Mittel es zu erreichen. Freilich mußten diese auf jenen ein wenig einwirken: der evolutionäre Charakter wurde durch diesen Gedanken der bewußten Fortentwickelung gegebener Tendenzen noch verstärkt, und das Ideal wurde der Wirklichkeit näher gerückt. Wie wiederholt das himmlische Jerusalem zum irdischen Idealstaat gewandelt worden war, so wurde jetzt die sonst jenseits einer weiten Zeitenflucht liegende goldene Zeit in greifbare Nähe gezogen. Der „künftige Mensch" Jordans, Daumers, Dührings, Nietzsches ist deshalb kein Wesen in Kugelgestalt, mit Fernrohraugen und Gravitationssinn, sondern einfach das, was der pessimistischen Weltanschauung und Geschichtsphilosophie die „Helden der Vorzeit" waren: ein vollkommener Mann, an dem Jordan vorzugsweise die intellektuelle und hygienische, Daumer die moralische und religiöse, Dühring die intellektuelle und moralische Ausbildung betont, während Nietzsche ein ganz eigentümliches Ideal zeichnet, das mit dem Zukunftsmenschen des Novalis so gut wie mit Jordans und Dührings künftigen Menschen Vollkommenheiten gemein hat, daneben aber noch eigene Gaben besitzt. Die Geschichte des Begriffes vom „Uebermenschen" hab ich an anderer Stelle zu geben versucht.

Ich erinnere noch daran, daß die bildende Kunst auch ihrerseits versuchte, über das vorhandene Menschenbild fortzukommen und in Böcklins schönen Phantasien so gut wie in Jan Toroops barocken Combinationen eine Steigerung der Menschengestalt nach irgend einer speciellen Richtung hin (Schönheit, Stärke, Beweglichkeit) anstrebte. Und auch das ist nicht zu vergessen, daß gerade in Deutschland sich die Erziehung mit neuer Energie der Heranbildung eines kräftigeren, vielseitiger tüchtigen Typus unter der Jugend der gebildeten Stände angenommen hat.

Digitized by Google

Unter diesen Umständen kann denn die Bemühung, den künftigen Menschen auf dem Weg der Evolution genauer festzustellen, in unsern Tagen noch lange nicht als abgeschlossen gelten. Außer Willes Roman ist in diesem Jahr noch ein derartiger Versuch erschienen, den ich an den Schluß stelle — nicht weil er sehr bedeutend oder geistreich wäre, sondern weil er charakteristisch ist. Das Buch „Der kommende Mensch" von C. Haberkalt (Leipzig 1901) zeigt seine Unselbständigkeit schon in dem anglisirenden Titel: ebenso wie der berühmte „kommende Mann" ist diese Bildung Ausdrücken wie „the coming race" nachgebildet. Inhaltlich bringt es kaum Neues, faßt aber in lehrreicher Weise die verschiedenen Bestrebungen zur Prognose des künftigen Menschen zusammen: neben der naturwissenschaftlichen Evolution im Sinn Darwins und Haeckels zieht Haberkalt — wie Malato — den Occultismus stark heran und benutzt außerdem die geistreichen, aber oft über das Ziel herausschießenden Meditationen Kapps in seiner „Philosophie der Technik", ohne deren Weiterbildung in Machs bedeutungsvollen „Populären Aufsätzen" zu beachten. Auch er will also das Bild der goldenen Zeit durchaus auf die Erfahrung und zwar auf die Thatsachen der Entwickelung stützen. Er glaubt an neue Sinne des künftigen Menschen uud zwar nicht nur zur Wahrnehmung von magnetischen und elektrischen Strömungen, sondern auch zur Erkenntniß derjenigen Dinge, die einstweilen nur der „Hellsinn" der Medien erkennt. Er hält auf Grund der gesteigerten Erfahrung, der wachsenden Kunde von der Gesetzmäßigkeit der Dinge ein Fernsehen in die Zukunft für möglich. Der zukünftige Mensch, den er so beschreibt, wird also mit den Engeln Bonnets und Lavaters — und denen Fechners immer noch verwandt sein, daneben freilich auch dem „neuen Menschen" Jordans, Dührings — und Malatos ähnlich sehn. Grenzen werden auch seinem Vermögen gesetzt sein, aber den Menschen der Gegenwart wird er unendlich hinter sich lassen . . .

Blicken wir zurück, so erkennen wir zweierlei deutlich: die mächtige Kraft des sehnsüchtigen Verlangens nach Steigerung unserer Sinne und Eigenschaften — und den gewaltigen Einfluß der Tradition. Nur ganz ausnahmsweise gelangen geniale Naturen wie Novalis und Nietzsche zu selbständigen Vorstellungen von dem Menschen der Zukunft. Sonst bewegt sich die Evolution auf dem engsten Raum: Religion und Wissenschaft, Märchen und Nationalökonomie, Philosophie und Dichtung treffen fast völlig in dem Bild des künftigen Menschen zusammen. Und schließlich würde dieser Idealmensch der goldenen Zeit auch kaum etwas anderes sein, als was schon die Urzeit in naiven Träumereien erfand und damals als Gott benannte. Die Riesenkräfte, die schnelle Bewegung, der unendlich gesteigerte Gesichtssinn — all das besitzen schon Herakles und Hermes und Zeus, besitzen Thor und Wodan und all ihre Genossen!

Sollen wir daraus schließen, daß in dieser so universell verbreiteten Vorstellung eine innere Wahrheit verborgen sein muß? Ich würde das nicht zu wagen behaupten. An Hexen und Zauberer ist auch jederzeit und überall geglaubt worden; jede Steigerung wirklich vorhandener Kräfte wird gern als möglich und als reell gedacht. Aber ich möchte auch nicht alles Ausspinnen solcher Träume für müßiges Spiel halten. Ich denke wie Eilert Lövberg in Ibsens „Hedda Gabler":

Tesman. Von der Zukunft! Aber, mein Gott, von der wissen wir ja gar nichts!

Lövberg. Nein. Aber es läßt sich immerhin Eines und das Andre darüber sagen.

Digitized by Google

Freund Hein

Eine Lebensgeschichte

von

Emil Strauß.

Sechstes Kapitel.

Heiner hatte sich bisher im sichern Gefühl, seine Pflicht treu und redlich zu erfüllen, nicht träumen lassen, daß seine Eltern oder wenigstens sein Vater sich besondere Sorge um ihn machen könnte, nun wußte er es und fand den Grund derselben in seinem immerhin von Jahr zu Jahr mühsameren Fortkommen auf der Schule. Da er noch nicht Erfahrung genug haben konnte, um zu wissen, daß eine ängstliche Liebe Angesichts der unsicheren und noch so vieler Wege fähigen Entwicklung eines Kindes leichtlich irgend einem Anzeichen zu viel Gewicht beizulegen oder gar falsche Deutung zu geben geneigt sei, so bezweifelte er die Richtigkeit und Notwendigkeit des väterlichen Winkes keinen Augenblick, nahm ihn ganz so ernst und schwer wie er gegeben war, und brachte diesen neuen Druck durch verstärkten Fleiß und Pflichteifer ins Gleichgewicht, sodaß es ihm gelang, im Sommer glatt nach Obersekunda versetzt zu werden. Freilich erregte es ihm nun einen kleinen Neid, einige Kameraden, ihrer Berechtigung zum einjährigen Militärdienst vergnügt, den Schulbänken Lebewohl sagen zu sehen, so wenig auch die Handelsstuben und Apotheken, wohin sie sich zerstreuten, ihn reizen konnten. Als er aber einmal, um zu tasten, am Familientische den Abgang dieser Mitschüler erwähnte, war sein Vater so klug, die ihm fühlbaren Gedanken des Sohnes garnicht zu beachten und einfach die Familienverhältnisse und mangelnden Sinn oder Willen zu einer ernsteren und freieren Geistesbildung zu betonen.

„Du wirst es in einigen Jahren schon fühlen, wie viel es wert ist, möglichst eindrücklich und nachhaltig das Bild einer Kultur in sich aufgenommen zu haben, die rein und unverquält aus ihrer Wurzel aufwuchs; für die der Mensch mit all seinen Fähigkeiten und Notwendigkeiten eine mindestens ebenso erfreuliche und zu ihrer eigenen, wesenhaften Entfaltung berechtigte Schöpfung der Gottheit war wie das Pferd und der Eichbaum, und in der die natürlichen und die geistigen Zwecke und Ziele nicht die unversöhnlichsten, demütigendsten Gegensätze waren. Eine Kultur wird nicht im Sturm erlernt, sondern will erlebt sein und erlebt wird sie — denn ein Genie ist nicht Jeder! — langsam und unvermerkt in den neun Gymnasialjahren und zwar von Jedem, der einen Sinn für sie hat, auch wenn es ihm nicht gerade um sie zu thun ist. So gut es unzählige Griechen gab, die von der Kultur ihrer Zeit nicht berührt wurden, so gut giebt es jetzt Viele, die Griechisch und Latein studieren und doch ihre Zeit nützlicher

Digitized by Google

anwenden würden, wenn sie Schuhnägel in ein Brett schlügen; wer aber auf wichtigere Dinge horcht und sinnt, als täglich in den Zeitungen und Kneipen beraten werden, der wird ein Ohr haben müssen für die Alten; denn es ist seit ihrer Zeit nicht so gar viel Wichtiges gesagt worden, was sie nicht schon ausgesprochen hätten und zwar einfacher, freier und reifer ausgesprochen hätten! Manches aber haben sie gewußt, was wir nur von ihnen lernen können."

Nun wußte das Studentlein, wann die Uhr schlagen würde; des Vaters Worte wollten ihm aber auch einleuchten, und wenn ihm nun freigestellt worden wäre, auszutreten oder durch das Gymnasium weiterzuackern, so würde er doch das zweite vorgezogen haben.

In diese Ferien, die er nur zum Teil auf einer Fußreise mit dem Vater zubrachte, fiel auch ein Besuch Helenens. Die Familie ihres Pathen war vor einigen Jahren in die Stadt gezogen, und seitdem setzte es das Mädchen bei seinen Eltern durch, jedes Jahr einmal längere Zeit hier auf Besuch sein zu dürfen. Sie hatte teils Dank dem nachwirkenden und später sich erneuernden Einfluß von Heiners Familie, teils auch unmittelbar vermöge ihrer zunehmenden Vernunft sich erfreulich herausgewachsen.

Schon in den Kinderjahren war ihr durchaus nicht entgangen, daß sie sich durch ihr ungattig bubenhaftes Wesen manche Zuneigung und Freude verscherzte, sich aber nichts daraus gemacht, ja oft gerade zum Trotz den Unband gespielt. In der Schule ist es nun lieblich anzusehen, wie die Jungfräulein der höheren Klassen, die schon von lebendigen Puppen zu träumen beginnen, gern solche sauberen, zutraulichen Dinglein aus den nnteren Klassen an sich heranziehen und nicht selten in eifersüchtigem Wettbewerbe hätscheln und bemuttern, während die Kleinen sich in der Gnade und dem Umgange der Großen stolz sonnen und gewaltig wichtig dünken. Darin hatte Helene als „wüster Krapp" manche Zurücksetzung erfahren, obschon sie meist die Größte und Schönste ihrer Klasse war. Der Schulwechsel gab ihr in der Schule gewissermaßen die Unschuld wieder zurück, die natürliche Befangenheit der ersten Tage, so gering sie auch bei ihr war, das freundliche Entgegenkommen, das Lehrerinnen wie Schülerinnen dem hübschen Kinde neugierig zeigten, kam hinzu, sie sah sich mit einem Schlage von guter Meinung und zuthunlichen Herzen umgeben, fühlte sich dabei wohl und gehoben und bekam unvermerkt den Ehrgeiz, für gescheut und groß zu gelten; und wenn sie einmal ausgelassen und toll wurde, hütete sie sich, es so weit zu treiben, daß ihre Beliebtheit darunter litt. Freilich, mit ihren wunderlichen Eltern kam sie in kein herzliches Einverständnis.

Nun war sie ein schlanker, feiner Backfisch, eine köstliche Augenspeise, und errötete trotzig, wenn der sie Anstarrende gerade ein junger Herr war, ein unverschämter Kerl, wie sie zu versichern nie unterließ, so oft sie Begleitung bei sich hatte. In der letzten Zeit schien sogar eine kleine hausbackene Correktheit und Jüngferlichkeit hindurch, die zu ihrer freien, selbstbewußten Haltung und ihren lebhaft blitzenden Augen ganz besonders stand.

Eines Vormittags, als Heiner auf der Fiedel phantasierend in seiner Mansarde hin- und herging, wurden ihm plötzlich, ohne daß er die Thüre und Schritte gehört hatte, von hinten die Augen zugehalten. Sein Gefühl erkannte sofort diese schönen schlanken Hände, und es war ihm, als reiche sein Herz bis hinauf in die Augen; aber er bezwang sich und sagte ganz gelassen, ohne sich zu rühren:

„Ach, Kathl! Alte! stör mich doch nicht immer so nichtsnutzig! Leg

Digitized by Google

doch Deine Himbeeren oder Gaishirtlein auf den Tisch und verdufte ungesehen, wie es sich für eine Küchenfee schickt!"

Ein unterdrücktes Lachen hauchte ihm in den Nacken, und die Hände ließen nicht los.

„Oder bist Du es, Stephele, Du Affenpinscher? Aber Du hast doch nicht so große, rauhe Pratzen."

Nun glitten die Hände von seinen Augen zurück zu den Ohren, zogen an diesen seinen Kopf hinab, und er sah über sich zwei übermütig strahlende, blaue Augen, zwei rote, weiche Lippen, die sich nun aufthaten und langsam, nachdrücklich sich regend, sagten:

„Du dummer Zipfel!"

Dann fühlte er sie in raschem Kusse auf den seinigen und wurde nach einem kräftigen Ohrenzupf losgelassen. Nun fuhr er herum, rief jubelnd: „Helene! Grüß Gott, alter Nichtsnutz!" staunte einen Augenblick, wie groß und sonnig sie dastand, setzte die Geige wieder an und fuhr in ganz anderer Weise, lustig und jauchzend zu spielen fort.

Sie hielt zuerst überrascht, dann setzte sie sich in seinen Sessel und hörte zu. Als er geendet hatte, sagte sie:

„Sonderbar! — Was war denn das?

„Das?" fragte er und lachte, das war: „Grüß Gott, Helene, alter Nichtsnutz!"

„Von Dir? Selbst gemacht?"

„Gewiß! eigens für Dich im Moment selbst gemacht!"

„Jele!" rief sie bewundernd, „Du kannst es aber! Das war ja ganz sonderbar! — — Weißt Du, wie mir dabei war? Gerade als sähe ich einen ganz schwarzen Kerl, einen Italiener oder Nubier oder Mulatten oder so einen vom Jahrmarkt, vor Plaisir halb närrisch herumtanzen und Rad schlagen, die Augen rollen und mit den Zähnen grinsen, auf den Boden stampfen und juchzen, in die Hände und auf die Schenkel klatschen, sich schütteln vor Lust und kerzengerade in die Höhe hupfen, als sei er von Gummi. Das hast Du gemacht! einfach so phantasiert aus dem Kopf?"

Heiner lächelte und sagte:

„Und so war Dir dabei?! Allerdings sonderbar!"

„Ja, was hast denn Du Dir dabei gedacht?" fragte sie.

„Nichts! Ich bin halt sehr lustig, daß Du gekommen bist. Gedacht habe ich nichts, gehorcht hab' ich und mich gefreut, daß es gut klang, und es war mir so wieselwohl dabei; gerade, wie wenn wir als Kinder vor Lust jauchzten und schrieen."

„Spiel doch weiter!" sagte sie nach einer Pause, in der sie herzlich, doch immer noch etwas verwundert, sowohl über ihr plötzliches Beisammensein wie über das Neue und Ungewohnte an Jedem, einander angeschaut und manchmal zugenickt hatten. Er aber erwiderte, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte:

„Ja, wenn es auf Kommando ginge! Das kommt wie die Sonne, die ich auch nicht am Bändel habe. Wir wollen lieber in den Garten hinunter gehen, dort ist's jetzt schön kühl."

Helene aber blieb in ihrem behaglichen Lehnstuhl, der vor dem Tisch am Mansardenfenster stand, und schaute in der Stube umher, die sie, so wohlbekannt sie ihr war, fremd anmutete. Es war nicht mehr das Bubenzimmer, in dem das Gerät stand, wie es auf den ersten Augenschein praktisch dünkte: nun war Alles nach den Bedürfnissen des Auges angeordnet, und wie es der freudigen Dankbarkeit dieses verehrungsfrohen Alters entspricht

Digitized by Google

hingen und standen Heiners Lieblinge aus der Kunstwelt überreichlich an den Wänden, in Relief, Büsten, Holzschnitten und Photographieen; bei Manchem, von dessen Werken er nie etwas gehört hatte, war der Umstand, daß er Musiker, Maler oder Dichter war, Grund genug gewesen, sein Bild aus einer Zeitschrift herauszuschneiden und an die Wand zu heften.

Ein Wagen polterte auf der Straße vorbei, da zog ein silbernes Klingen durchs Zimmer, sodaß Helene erstaunt emporschaute, woher es käme, und nun erst einen glänzenden Triangel nebst Stäbchen mitten von der Decke herabhängen sah.

„Was ist denn das?" fragte sie.

„Ach, ein Scherz!" sagte er. „Weißt Du, die Griechen haben manchmal bösen Mächten, um ihnen zu schmeicheln und sie zu begütigen, gute Namen gegeben, wie wenn wir den Teufel „Nothelfer" anreden wollten. Weil nun dieses Instrument so unheimlich geometrisch aussieht, und die Mathematik doch die böse Macht ist, die mich einstweilen in den Fängen hat, so habe ich ihr dieses Ding da als Weihegeschenk aufgehängt." Das Lächeln, mit dem er den Triangel angeschaut hatte, ging in trüben Ernst über, indem er hinzusetzte: „Ich fürchte aber, es rührt sie auf die Dauer nicht, so rührend es klingen kann!"

„Hast kein — hast kein gutes Zeugnis?" fragte sie kleinlaut.

„Es passiert," antwortete er, „aber die aufgewendete Zeit und Mühe ist der elende Dreier mit „noch" davor und einem unsichtbaren Fragezeichen dahinter nicht wert. Ich wollt aber tanzen und springen, wenn es die drei Jahre vollends noch so weiter ginge. Ja, holla — ! — Uebrigens —" er streckte die Hand nach der ihrigen aus und zog das Mädchen mit einem raschen Ruck vom Sitze auf, sodaß es an ihn anprallte, faßte es bei den Schultern und schob es vor sich hin: „Uebrigens hab ich mir vorgenommen, in den ganzen Ferien nicht an Mathematik und den ganzen Schulkram zu denken. Verstandez-vous? Jetzt geht's in den Garten! Du bist ja garnicht mehr größer als ich!"

Er setzte sich auf das Treppengeländer, glitt, mit der Rechten Helenens Schulter haltend, hinab und sprang auf den Treppenabsatz nieder, daß es dröhnte.

„Kannst Du nicht mehr?" fragte er.

„Nimmer rutschen können —?!" lachte sie, sah vorsichtig die Treppe hinab, ob niemand käme, setzte sich aufs Geländer, breitete die Arme aus und fuhr singend hinab, hinter ihr drein Heiner, der sich wieder, während sie leicht abhüpfte, schwer aufplumsen ließ.

Sie waren vor der Glasthür der Wohnung angekommen, traten ein, da das Mädchen etwas holen wollte, und fanden bei Heiners Mutter eine Bekannte aus der Nachbarschaft sitzen, mit einem kleinen Marktkorb auf dem Schooße

„Nicht wahr," sagte Heiner nach der Begrüßung, „man merkt's doch gleich, daß der Unband wieder da ist: wenn sie die Treppe herunter schwebt, wackelt das ganze Haus."

„Aber —" rief Helene errötend mit vorwurfsvollem Blick, während er fortfuhr:

„Haben Sie es nicht gehört, Frau Berner?"

„Freilich!" erwiderte sie, auf seinen Scherz eingehend, „hab auch gleich gedacht: die Helene Mahler muß da sein! Man sollt es freilich kaum glauben, daß ein großes Mädchen, das lange Röcke trägt und wahrscheinlich jetzt „Sie" heißen will, noch so ungattig herumpoltert; aber — die Helene kennt man ja!"

Digitized by Google

„Aber —! aber —!“ stieß das Mädchen mit halber Stimme heraus, tief beschämt, und wollte doch den Freund nicht lügenstrafen; ihre großen, blauen Augen füllten sich mit Thränen und strahlten nur um so silbriger durch ihr Blinzeln hindurch, indem sie bald ihn, bald die Frauen ansah. „Ich — hätte so — gepoltert —!“

Heiner aber sagte schon eifrig dazwischen:

„Frau Berner, es ist ja garnicht wahr! Ich hab' ja bloß so gesagt zum Spaß! Ich hab' ja selbst den Lärm gemacht!“

„Was Du nicht sagst!“ rief die Frau mit erstaunter Miene, „was Du nicht sagst! — Meinst Du wirklich, Du Hospe, ich thät Dir glauben, das Mädel könnt' mit seinen papierdünnen Sommerschühlein so einen Randal verführen?! — Du mußt die Leute aufziehen wollen, wenn Du selbst noch keinen Spaß verstehst. Du bist mir ein Held! Hat das Einjährige und ist noch zu dumm, einen Scherz durchzuführen! — Wenn Der da die Thränen so locker sitzen, laß sie doch heulen! Die hat früher manchmal, wo sie es nötiger gehabt hätte, nicht das Gesicht verzogen!

— Mädel, Du hast's, scheint mir, wie die Birnen dies Jahr, die sind auch so wässerig. — Da habt Ihr was auf Euern Schmerz!“ sie gab dem Mädchen die Hände voll Birnen und sprach dann mit Heiners Mutter weiter.

Helene und Heiner zogen kleinlaut und beschämt mit ihren Birnen zur Thür hinaus. Auf dem Gang sagte sie:

„Jele, bin ich dumm! Heiner, bist Du mir bös?“

„Auch noch!“ lachte er, „dummes Volk sind wir ja, da hat sie schon Recht, aber so bös meint sie es ja garnicht. Die ist nur immer so grob, damit sie einem ungeniert was schenken kann.“

Nun hatten sie aber den Zweck ihres Eintretens versäumt, und da Helene die Hände voll hatte, mußte Heiner, während sie hinunter ging, noch einmal ins Zimmer, ihr Arbeitstäschlein zu holen.

Sie machte unterdeß die Runde durch den Garten, immer die Birnen mit den Händen an die Brust drückend, trat wohl an ein Rosenbäumlein und sog den Duft einer Blüte, ganz versonnen und versenkt, sie wußte nicht, in was. Sie sagte wohl da und dort:

„Ah, der Haselbusch! ah, der Kalikanthus!“ sie erkannte ihn aber blos, sie sah ihn kaum. Jedes Ding sprach zu ihr, und sie erkannte jede Stimme, hörte aber nicht, was sie sprach, und es war ihr so wohl dabei.

Als sie wieder gegen das Gartenthörlein kam, klangen erst Heiners Schritte über den Hof, da machte sie unwillkürlich hinter einem Busch Halt, muckste nicht, und als der Freund, sie in der Tiefe des Gartens vermutend und mit den Blicken suchend, eintrat, stürzte sie „Hu“ schreiend vor.

Er schrack ein Wenig zurück und rief lachend:

„Gut gebrüllt, Löwe! Bin ich erschrocken! Jesses! — Nun sag' mir aber, was willst Du mit der Arbeitstasche da hunten?“

„Arbeiten! Wir sitzen ja doch in der Laube!“

„Muß das sein? in den Ferien!“

„Ich bin's gewohnt, und es gehört sich auch nicht, daß ein Mädchen so faul herumsitzt.“

„Rede doch nicht so ehrsam!“

Sie setzten sich in die Laube, aßen Birnen und plauderten. Als sie genug hatte, nahm Helene ihre Arbeit; Heiner schaute etwas ärgerlich in den Garten, dann sah er eine Zeit lang stumm ihren Händen zu, die, groß, schlank und schön, sich anmutig mit Scheerchen und Nadel regten. Das

Digitized by Google

würde ihn versöhnt haben, wenn das Mädchen nicht so gebückt gesessen und den Kopf über die Stichelei gesenkt hätte. Ihr Gesicht war im Schatten, ein mattgoldenes Medaillon mit einem Sternchen aus Diamantsplittern in der Mitte, das ihr gerade unter dem Kinn auf der Brust lag, glühte manchmal, wenn der Wind das Laub bewegte und einen Sonnenstrahl durchließ, und der Stern funkelte auf.

„Was hast in dem Medaillon?“ fragte er ohne Neugier, um etwas zu sagen.

Sie schaute ihn kurz an, ward rot und sagte abwehrend:

„Ich hab' was drin.“

„Was denn? Darf man's nicht wissen?“

„E Nixle und e Büchsle und e goldigs Warteweille — hab' ich drin.“

„O, ich kann's mir schon denken!“ lachte er spöttisch.

Sie sah ihn unsicher an und fragte:

„Was denn?“

„Ein Papierchen und darin ein Haar, und auf dem Papier steht: Dieses Haar fiel dem geliebten Herrn Vikar aus dem Bart in meinen Katechismus.“

„Oh!“ lachte sie, „ganz falsch! Du dummer Kerl!“ Sie hatte erst gefürchtet, er käme auf das Richtige, denn es war nichts Anderes drin, als jenes Achatringlein, das sie ihm am ersten Tag ihrer Freundschaft geschenkt, aber leihweise von ihm zurückerhalten hatte.

„Dann ist's ein Fingernagel, den sich der Herr Professor mit Deinem Scheerchen, das auf der Bank lag, vom kleinen Finger schnitt!“

„Richtig kuriert! ein Fingernagel!“ rief sie, „jetzt hast's erraten! Du bist mir aber doch ein Röhrle!“

„Ja, ich bin nicht so dumm!“ lachte er. „Jetzt, wo ich's geraten habe, kannst mich's aber auch sehen lassen!“

„Ich bin auch nicht so dumm!“ wehrte sie ab, „dann nimmst Du mir den Nagel und wirfst ihn in's Gras.“

„Du weißt, daß ich das nicht thäte,“ sagte er, plötzlich ernsthaft; „übrigens ist es eine ganz dumme Neugier von mir! Ich fragte erst ganz ohne Absicht. Warum sollst Du nicht Dein Geheimnis haben?!“

Sie wurde blaß und sah ihn bang an; sie fühlte, daß er in diesem Augenblick, infolge des ersten Geheimnisses, das ihr stets offenes, vertrauensseliges Herz vor ihm bewahren wollte, anfinge, ihre Freundschaft für loser und kühler zu halten; ja, sie fürchtete sogar, er möchte ihr mißtrauen und Backfischliebespossen vermuten, die übrigens seinem stets beschäftigten Sinne ganz fremd waren. Sie wußte sich nicht zu helfen, sah ihn, kaum atmend, an und fragte endlich gepreßt:

„Glaubst Du mir —?“

In der Meinung, ihre merkbare Aufregung habe er mit seinem Zweifel verschuldet, unterbrach er sie:

„Ich glaube Dir, wenn Du die Wahrheit sagst, denn das sehe ich Dir an; aber wenn Du mir etwas weiß machst, merke ich es auch und glaub's nicht.“

„Also, wenn Du mir glaubst, — hier, mach es auf!“ sie bog sich ihm entgegen und reichte ihm, so weit es die Kette zuließ, das Medaillon dar. Er blieb kopfschüttelnd sitzen und sagte nur:

„Danke!“

„Heiner!“ bat sie.

„Wozu?“ erwiderte er, „wir sind ja nun doch keine Kinder mehr!“

Digitized by Google

Unter seiner mühsamen Ruhe wühlte es ihm aber im Herzen, daß er lieber geweint hätte.

Ihre Augen blitzten einen Moment in hilflosem Zorne, dann sagte sie mit zitternder Stimme:

„Heiner, thu mir's zu Liebe! Was ein Anderes sehen darf, darfst Du doch erst recht sehen! Gelt? — So war es doch immer bei uns!" Ihre Augen waren voll Thränen, sie zwang sich trotzdem zu lachen.

„Aber, Lene!" sagte er, „ich thue ja, was Du willst!" rückte seinen Stuhl neben sie, ergriff mit zitternden Händen das Medaillon und, während sie mit vorgestrecktem Kopfe still hielt und mit nassen Augen auf seine kurzen dunkeln Locken sah, preßte er den Nagel in die Kerbe des Medaillons, brachte es aber nicht auf.

„Wie ist's zu öffnen?" fragte er, sah auf und in ihr gerötetes Gesicht, das so nahe dem seinen war, daß es ihm ganz fremd erschien. Sie schüttelte den Kopf, ihre schwimmenden Augen strahlten, und sie sagte mit warmem Hauche:

„Es geht garnicht auf; schüttel's einmal!"

Er schüttelte, es klang nicht, und er sagte lachend:

„Nichts drin? — Wart, Krott!"

Nun zog sie seine Hand vom Medaillon weg, behielt sie in der ihrigen, setzte sich zurück und sprach:

„Jetzt schau mich genau an, ob ich die Wahrheit sage! — Freilich ist was drin; ich hab mir nur das Medaillon vom Goldschmidt fest zumachen lassen, damit es Niemand aufbringt. Ich sag Dir auch nicht, was drin ist; aber wenn Du es sähst, würdest Du lachen und mir gewiß nicht böse sein. Glaubst Du mir das?"

„Ja, das glaube ich!" antwortete er, ihr ins ernste Auge sehend; in diesem zwischen ihnen ungewohnten feierlichen Ernst aber fühlte er plötzlich eine Befangenheit von etwas Neuem und Unfaßbarem, er schaute verwirrt zur Seite und wollte seine Hand aus der ihrigen ziehen. Sie hielt ihn noch fest, griff flink zur Nadel und stach ihn mitten in die Hand.

„Das ist dafür, daß Du mich wieder zum Weinen gebracht hast!"

„Au," rief er, rasch die Hand zurückziehend, „Du blutdürstiger Krapp, Du!" Er sah seine Handfläche an.

„Blutet's?" fragte sie, „zeig!"

Er streckte die Hand hin, auf der ein Blutstropfen so groß wie ein Stecknadelkopf stand; mit den Worten:

„Aber nicht viel, es wird ja kaum größer," faßte sie wieder seine Hand und sah eine Weile zu, dann bückte sie sich plötzlich hinab und sog mit den Lippen das Tröpflein weg, ehe er seine Hand zurückziehen konnte. Dann lachte sie ihn lustig an und ließ es sich gefallen, daß er ihr mit den Worten:

„Du bist und bleibst halt ein toller Kamerad!" einen sanften Backenstreich gab. Sie lachte immer noch, nahm noch einmal das Medaillon in die Hand, zog die Kette straff, um es in den Gesichtskreis zu halten und schaute es zurückgedrückten Kopfes steil herab an; dann ließ sie es sinken und drückte es mit der Hand an die Brust.

Heiner lächelte und sprach das Kinderkosewörtchen:

„Aiai! — Woher hast Du denn das Ding? Ich hab's noch nie gesehen."

„Das weißt Du nicht?" rief sie mit großen, verwunderten Augen.

Digitized by Google

„Das hab ich doch von der Mutter!“ Sie sagte, wenn sie von ihrer Mutter sprach „Mama,“ wenn von der Heiners, — „Mutter“.

„Von der Mutter? Davon weiß ich nichts! Wann denn?“

„An Ostern, zur Konfirmation! — Jele!“ schrie sie plötzlich auf, „wir haben uns ja noch garnicht gesehen, seit wir konfirmiert sind!“ und betrachtete ihn genau.

„Nun, sieht man mir's an?“ fragte er mit einem Schatten von Ironie in der Stimme; dieser Ton aber verletzte sie ein Wenig, sie schüttelte zögernd den Kopf nnd sagte:

„Ich weiß nicht —.“

„Dann will ich nachhelfen,“ sagte er, streifte die Rockärmel auf, daß die goldenen Manschettenknöpfe sichtbar wurden und ließ die Uhr hängen.

Sie wehrte es ihm zornig und rief:

„Aber, Heiner, pfui! das hätte ich nicht von Dir gedacht!“

„Es thut mir leid,“ entgegnete er, „aber läuft es denn auf etwas Anderes hinaus? Wer den schönsten Ring, die teuerste Uhr und Kette gekriegt hat, das ist wenigstens bei uns die Hauptsache gewesen, das hat sie aufgeregt, nicht das Abendmahl! Schillers Leben von Palleske, Körners Werke und die langweiligen Palmblätter! Hat vielleicht Eine von Euch am andern Tag in der Schule von was Anderem zu schwätzen gehabt als von ihren Geschenken? Hast Du morgens nach der Konfirmation beim Aufwachen nicht zuerst an Deine Uhr oder sonst was Schönes gedacht? Hm?“

Sie senkte beschämt ihr Köpfchen, hob es aber gleich wieder und sagte erregt:

„Und wenn! Die Hauptsache war's doch nicht! Du bist ein wüster Kerl! Es war sehr schön, und ich bin seitdem viel bräver.“

„Dann sei doch zufrieden und schimpf mich nicht! Ich bin, glaub ich, seitdem auch nicht lüderlicher geworden.“

„Ja — war's denn nicht schön bei Euch?“

„Schön?“ er besann sich einen Moment und fuhr fort: „Bis zur Kirche war's schön.“

„Wieso?“

„Bei uns hier war es Morgens so — — halt schön! Die Mutter war so stolz darüber, daß sie schon so einen großen Bengel hat, und ist doch ein paarmal zu mir gekommen und hat mir die Backen gestrichen, meinen Kopf zwischen die Hände genommen und mich angeschaut zwischen Weinen und Lachen, weißt Du, so verwundert und bekümmert, als merkte sie jetzt erst plötzlich, daß ich nicht mehr auf ihrem Schooße sitze und von ihrem Arm herumgetragen werde, sondern meine eigenen Wege gehe. Ich hab einfach flennen müssen; es war gerade, als sagte mir Einer ins Ohr: ‚Du magst es nun künftig machen, wie Du willst, ohne Schmerzen für die Mutter wird's nicht abgehen!‘ — Die Stephanie ist um mich herumgegangen wie um den Christbaum; wie sie mich in dem dummen Konfirmandenrock sah, da ist ein Respekt vor mir in sie gefahren, — den wird sie ihr Lebtag nimmer los! Und die Kathl — die setzt Morgens den Kaffee auf den Tisch und bleibt grimmig an der Thür stehen, und wie der Vater sie anschaut, da fragt die alte Kuh wahrhaftig, ob sie jetzt „Sie“ zu mir sagen müßte. Der Vater meint, ich soll antworten, nun, ich hab ihr den Rost runter geputzt. Die Freude hättst Du sehen sollen! Dann sagte der Vater, sie sollte doch die Luis' aus der Küche holen. Die Stephanie hat noch zwei Tassen hersetzen müssen und dann hat der Vater zu den Mägden gesagt, weil sie doch Mittags keine Zeit hätten, so sollten sie mit uns das

Digitized by Google

Frühstück nehmen; sie hätten ja ihr redlich Teil dazu beigetragen, daß ich jetzt so weit wär und „drauskäm“. Wir sind dann eine Stunde beim Kaffee gesessen, der Vater hat mit den Mädchen gescherzt und Allerhand erzählt, dann hat die Kathl angefangen, von unseren Possen zu erzählen, die wir schon lange vergessen hatten, aus Deiner Zeit noch, auch von Dir ein paar Stückchen; die weiß noch jedes Wort! Kurz, es war schön!

„Nachher, als ich droben saß in meiner Stube, ist der Vater gekommen und hat mit mir gesprochen, nicht eine Predigt wie mein Klassenlehrer am Tag vorher, sondern einfach und vernünftig; ich hab gemerkt, er weiß, daß ich mir Mühe geb und nicht in den Tag hinein leb, und hat Vertrauen zu mir. So was hält bei mir. Wenn aber der Klassenlehrer mir mit Ermahnungen und Vorstellungen kommt, daß man meinen könnt, ich thät nichts und sei ein Strolch, dann denk ich nur: ‚Ist der ein Esel! merkt nicht einmal, daß ich thu, soviel ich kann!‘

„Nun also, dann sind wir zusammen in die Kirche gegangen, die Andern vorne hinein und ich in die Sacristei. Und bis dahin war mir wohl und feierlich zu Mut. Aber drin standen schon so ein paar Affen und spreizten sich mit ihren Ketten und Klunkern, wußten nichts als von Geschenken zu reden, allenfalls noch von ihrer Angst, sie könnten bei der Prüfung stecken bleiben, und lachten und spotteten über einige Andere, die in ungeschickt zurecht gestutzten Großvaterröcken ankamen, aber wacker thaten, als wüßten sie es nicht und als merkten sie auch nichts von dem Gekicher. Ich war fast zornig, wie es in die Kirche hineinging. Der Gesang und die Ansprache hat mir wieder gut gemacht; aber dann die Prüfung! Die gespannten Gesichter der Leute, ob auch ihre Söhne und Töchter was wissen und nicht stecken bleiben, Freude, Aerger, Schadenfreude — mir war gerade wie in einer öffentlichen Schulprüfung, und es hätte mich nicht im mindesten gewundert, wenn plötzlich ein Konfirmand vor den Altar getreten wäre, sich vor dem Publico verbeugt und mit wohleinstudierten Gesten „O Haupt voll Blut und Wunden“ deklamiert hätte, wenn dann die Noten und Plätze verkündigt und ein paar Prämien ausgeteilt worden wären. — Ja — guck mich nur schaudernd an, es ist so! — Nachher beim Abendmahl hab ich dann freilich doch noch meine Erquickung gehabt.“

„Gelt —“ unterbrach ihn Helene etwas aufatmend, „war Dir auch so — so—?“

„Nein, so war mir garnicht. Ich meine auch nicht das Abendmahl selbst, sondern was ich dabei sah. Als ich es nahm oder hinzutrat, war mir bang, fast unheimlich, wie bei etwas Verbotenem; sobald ich aber das Brot kaute, war das Gefühl weg. Und seit ich da in der Kirche gekaut habe und zwar etwas, das den Leib Jesu vorstellen soll, ist mit das Abendmahl nichts mehr. Das einzige Wunderbare dabei war für mich, daß mir erst später bewußt wurde, ich hätte einen Bissen Brot, den ein Fremder in der Hand hatte, in den Mund genommen, und aus einem Becher getrunken, aus dem vor mir beliebige Andere tranken, und das Alles, ohne mich überwinden zu müssen.“

„Au, Heiner!“ beschwor sie ihn tief betroffen und angstvoll, „wie kannst Du beim Abendmahl so etwas denken!“

„Ich sage ja, daß ich es erst hinterher beim Nachdenken über die Konfirmation gedacht habe. Ist das ein Fehler, wenn ich mir überlegen muß, was ich erlebt habe! Meinst Du, es macht mir Vergnügen, wenn mir hinterher mit einem Male einfällt, daß ich unter all den Menschen

Digitized by Google

nur einen einzigen habe zum Altar treten sehen, dem man sein Vertrauen und seinen Glauben anmerken konnte. Die Einen, freilich nicht Viele, haben ein gleichgültiges, hochmütiges Gesicht gemacht, als schämten sie sich innerlich, die Meisten sind daher gekommen wie ein Sekundaner, der wegen Kneiperei vor den Direktor muß und noch nicht weiß, ob er geschwenkt wird oder mit einem Tag Karzer davon kommt. Es ist ihnen Allen der Spruch, der in der Prüfung vorgekommen war, auf dem Nacken gelegen: ‚Denn wer da unwürdig isset und trinket, der isset und trinket sich selber das Gericht, damit daß er nicht unterscheidet den Leib des Herrn!'"

Helene sah ihn mit blitzenden Augen an und stieß empört heraus: „So — und Dein Vater und die Mutter —?!" kann aber nicht weiter, weil sie mit Thränen zu kämpfen hatte.

„Die Beiden hab ich nicht gesehen, der Vater ist wohl garnicht dazu dageblieben; die Mutter aber hätt ich gern gesehen, das wäre gewiß auch eine Freude gewesen! Ich hab aber eine ganze Zeit lang auf nichts Anderes geachtet, als auf ein altes Weiblein in schwarzem Rock und Kittel, mit einer Haube auf dem dünnen, weißen Haar, die mir schon von Weitem durch ihre freudigen, leuchtenden Augen auffiel. Sie war in ein Klümpchen eleganter Damen hineingeraten und während sie derart allmälig gegen den Altar geschoben wurde, schaute sie ab und zu mit Staunen und kindlicher Freude ihren vornehmen Nachbarinnen in's Gesicht oder auch in der Kirche umher, meist aber versonnen in die Luft. Ich suchte sie immer wieder. Als sie noch mit ihren zahnlosen Kiefern kauend zum Kelch kam, konnte ich sie gerade von der Seite sehen. Ihre Augen strahlten und ruhten mit felsenfestem Vertrauen auf den Lippen des Pfarrers, der die Einsetzungsworte sprach; sie achtete nicht darauf, daß er ihr schon den Kelch hinhielt, horchte aufmerksam, als hörte sie es zum ersten oder letzten Male, bis er fertig gesprochen hatte, dann faßte sie den Kelch mit beiden dürren, braunroten Händen, schaute noch einmal, fast lachend vor Glück, zum Pfarrer auf und trank. Und zwar trank sie im Ernst. Ich sah wie sich Schluck auf Schluck ihre Gurgel bewegte, und während ihre Nachbarin weitergegangen war, und eine Andere sie drängte, trank sie in ruhiger Versunkenheit; der Pfarrer lächelte erst erstaunt, dann sah er nachdenklich und mit immer herzlicherem Wohlgefallen zu, und als sie ihm endlich den Kelch, in dem nicht mehr viel sein mochte, denn er wurde sofort aufgefüllt, zurückgab, da nickte er ihr leise zu. Diese war, soviel ich sah, die einzige Person, die mit wirklichem Vertrauen auf das Wort und auf die Wunderkraft des Brotes und Weines und mit freudiger Zuversicht auf ihren Erlöser das Abendmahl genommen hat. Und während ich ihr nachsah, mußte ich gleich denken, wenn man es nicht so nehmen könnte, sollte man es unterlassen."

Kaum hatte er ausgesprochen, so fuhr Helene vom Sitz empor und rief in höchster Erregung mit bösem Blick und gerunzelter Stirn:

„Pfui, Du bist ein Spötter, ein wüster, gottloser Mensch!"

Heiner zuckte erschrocken auf seinem Stuhl zurück, schaute sie groß an und sagte:

„Ich — — Spötter?!"

„Ja, ja, ja!" rief sie zornig und wiederholte, während ihr die Ader aus der Stirne schwoll und die Thränen aus den Augen fielen: „Ein Spötter, ein verdorbener!" und lief davon.

Heiner blieb bestürzt sitzen; er war so sehr in die Erinnerung vertieft gewesen, daß er einiger Zeit bedurfte, um sich klar zu machen, wieso das Mädchen in seinen ernsten Worten eine Spötterei finden konnte; dann

Digitized by Google

aber mußte er traurig auflachen bei dem Gedanken, daß seine Jugend- und Busenfreundin Helene jene alte Frau und ihr Abendmahl, wohl insbesondere ihr langes Trinken als lächerlich, wo nicht schlimmer, empfände, während er damals und jetzt noch einen wehmütigen Neid und eine fast thränenweiche Rührung kaum bewältigen konnte.

Er lehnte sich zurück, kreuzte die Arme und schaute in finsterer Verwirrung vor sich hin. Auf der grünen Tischplatte lag an Helenens Platz deren Handarbeit, in der Mitte eine übrig gebliebene Birne und am anderen Ende standen noch die Noten in den Staub geschrieben, mit denen sich Heiner am Abend vorher, als er mit der Geige hiersaß, ein Motiv notiert hatte. Mit den Augen drüber hinstreifend, fing er unwillkürlich an, es mit dumpfen, klanglosen Lauten vor sich hinzupfeifen.

‚Wüster, gottloser Mensch! verdorbener Spötter!‘ Er hatte solche Worte schon über Andere sagen hören, und würdige, gotterfüllte Damen, die gelegentlich kein gutes Haar an ihrem Nächsten ließen, hatten sie mit solcher Entrüstung gesprochen, daß ihn ein Grauen vor etwas Unbekanntem, Fürchterlichem überlaufen hatte. „Zu dumm! lächerlich!“ dachte er, aber die Worte thaten ihm weh.

Immer noch vor sich hinpfeifend, schaute er das Arbeitstäschlein und Batist und Scheerlein an und dann den verlassenen Platz und sah nun wieder, wie Helene dasaß und ihm mit wechselnder Miene zuhörte, sich dann zum Tisch vorbeugte, den Kopf senkte und mit der Nadel die Tischplatte zerstach, endlich mit gerunzelter Stirn, aus der die Ader heraus schwoll, und zornigen Augen aufsprang, ihre Empörung ausließ und davon stürzte; und wie er dies nun im Geiste betrachtete, da hatte er seine Freude daran und unwillkürlich sein Pfeifen einstellend vergegenwärtigte er sich mit Behagen jede Regung des allmälig sich empörenden Mädchens, und nachdem er so eine Zeit lang starr nach dem Platze geblickt, stand er lächelnd auf, that sorgfältig die Handarbeit in das Täschlein und die Birne dazu und ging, um Helene im Hause zu suchen, durch den Garten.

Auf halbem Wege ward er plötzlich von einem kleinen Steinchen an der Kniekehle getroffen, und als er sich umdrehte, sah ihn Helene ernst und befangen aus dem Gebüsch heraus an. Sie saß zwischen den zwei Stämmen eines sich hart am Boden gabelnden Apfelbaumes und hielt mit dem rechten Arm den Stamm umschlungen. Heiner lächelte etwas überrascht, da fragte sie schnell:

„Wohin?“

„Genau hierher!“ erwiderte er.

Sie senkte den Kopf, als erwarte sie eine Strafpredigt. Er mußte fast lachen, sie that ihm leid, und er sagte:

„Ich weiß ja aus alten Zeiten, daß Du nicht gern allein bist, und gewiß hast Du Dich hierher gesetzt an unser altes Märchenplätzlein, um mir wieder einmal vom Ali Baba und den vierzig Räubern oder vom Ritter Blaubart zu erzählen. Zu zweit haben wir ja nicht mehr Platz — ich werd mich als ergebener Ritter vor Dir niederwerfen.“

Er that es aber nicht, da sie ihn nun groß ansah, dann stirnrunzelnd vom Sitze hüpfte und, demütig vor ihn hintretend, sagte:

„Du bist viel besser als ich! Ich war so unverschämt gegen Dich, so garstig! Gott, wenn mir Einer das gesagt hätte, ich hätte ihm die Augen ausgekratzt! aber nein!“ verbesserte sie sich rasch, „— nein! Du kannst mir sagen, was Du willst, ich will nicht muckſen. Aber — ich glaub, Du machst

Digitized by Google

Dir garnichts aus meinem Geschwätz; drum kannst Du auch schon wieder so sein; denkst: so eine Gans!"

Der Freund schüttelte den Kopf und antwortete:

„Dummes Zeug war es ja schon, was Du mir vorhin gesagt hast; aber wenn Du glaubst, ich spotte, dann hast Du ja ganz recht, zu schelten. Freilich hättst auch wissen können, daß ich nicht spotte; kennst mich lange genug."

„Ach Gott ja! Wenn Du mir es nur nicht übel nimmst, Heiner!" seufzte sie. „Ich weiß ja, daß Ihr über Religion und solche Sachen ganz anders redet als wir; aber es war mir halt so fürchterlich arg, daß ich gar nicht lang überlegt habe." Sie hatte die Augen wieder niedergeschlagen und sah nun langsam, mit einem bittenden Blick Heiner an: „Bist mir nicht mehr bös?"

„Wulle wulle, Gänsle,
wackel mit dem Schwänzle!
wenn Dich der Herr Pfarrer ißt,
kommst Du auch in Himmel!

Ich denke, wir setzen uns und Du erzählst was Schönes, oder wir thun sonst, was Dir beliebt; Du kannst sagen, was. Und das Böseſein wollen wir überhaupt verbieten; wenn Eines das Andere einmal anfährt, so kann es ja beim nächsten Mal umso liebenswürdiger sein, dann weiß das Andere schon, wie es steht. — Also spring wieder auf Deinen Thron hinauf."

Sie ergriff aber seine Hand und drückte sie mit ihren beiden, sprach:

„Jetzt kann ich nicht sitzen, wir wollen ein Bißchen hin- und hergehen!" schlang ihren Arm um seine Hüfte und zog ihn auf den Weg.

So gingen sie nun unter den vertrauten Bäumen auf den alten Wegen hin und her, und Helene im Uebermaaß ihrer Reue und Freude, in der Wonne, sich vor dem Freunde zu demütigen, sprach von ihrem ersten Zusammentreffen und allerlei ihrer eigenen Ungezogenheiten, bis Heiner, ungeheuer seufzend ihr einen Stoß gab und mit dem Worten:

„Gott, wie langweilig!" davon lief. Sie rannte ihm nach und sie tummelten sich eine Weile wie Kinder.

Siebentes Kapitel.

Was Heinrich in den letzten Jahren mit langsam, doch stetig wachsender Gewalt gegen sich herandringen gefühlt und was er eben noch mit Anspannung aller Kraft überwältigt hatte, das trat in dem nun folgenden Schuljahr mit plumper Unwiderstehlichkeit vor ihn hin. Schon an Weihnachten erkannte er klar, daß er die Forderungen der Klasse nicht werde erfüllen können, und sagte es seinem Vater. Dieser sah eine Weile den niedergeschlagenen Sohn an, legte ihm dann freundlich die Hand auf die Schulter und sprach ihm, hin- und hergehend, Mut zu: es scheine manchmal etwas unüberwindlich, wenn man aber nur unverdrossen weiter arbeite, so gebe es plötzlich auf einen Ruck nach, und man wundere sich nachher selbst darüber, daß man eine Zeit lang so kleinmütig gewesen sei; er solle nur ruhig fortfahren, nach Kräften zu studieren, es werde schon recht werden.

Er that das. Er beschränkte seinen Verkehr auf das Allernötigste. Wohl nahm er von Zeit zu Zeit, um zu zeigen, daß er der alte gute

Digitized by Google

Kamerad sei, an einer heimlichen Kneiperei Teil, aber es war ein Selbstzwang, keine Lust, es war ein großes Opfer, das er in dem vollen schmerzlichen Bewußtsein brachte, dadurch die wenigen Stunden, die er der Musik widmen konnte, die einzigen Stunden, die für ihn Leben und Gegenwart bedeuteten, auf blöde Art zu verscherzen.

Er nahm sogar Nachhülfeunterricht, obschon er ihn für zwecklos hielt. Er brachte eben in die Schule einen mehr und mehr schulwidrigen Kopf mit: las man Homer, so war seine Phantasie erfüllt von der griechischen Heroenwelt, so horchte er auf den Geist und schaute auf die Schönheit des Gedichtes, rapsodierte stürmisch über μεν und δε und noch wichtigere Partikeln hinweg, achtete nicht auf die tiefe Bedeutung des Participii Perfecti, kurz er vergaß vollständig, daß Homer vor allem dazu gedichtet habe, um dem germanischen Jüngling mit jedem Worte die Anwendung einer grammatikalischen Regel und die Eigentümlichkeiten des jonischen Dialektes zu zeigen. Seine griechischen Stilübungen fielen immer mehr so aus, daß der Professor eines Tages bei Rückgabe der Hefte den niedlichen Witz machte, Heiners griechischen Leistungen erginge es wie dem Pharao, als er den Juden nachsetzte, sie ersöffen im Roten Meer. Im Vergleich zu seiner mathematischen Müh und Pein aber erschienen ihm nicht nur die zwölf Arbeiten des Herakles, sondern auch die des Sisyphos, der Danaiden und die Qual des Tantalos als kleine Chicanen, die wenigstens verdient waren; während ihm unerklärlich blieb, wodurch er sich diese Schinderei auf den Hals gezogen habe, es sei denn durch das Vorhandensein, durch das Leben schlechtweg. In Quarta hatte er ja als Beispiel für den Dativus commodi auswendig lernen müssen: „Non scholae, sed vitae discimus, nicht für die Schule, sondern für das Leben lernt man!" dieses Sätzchen fiel ihm manchmal ein und klang ihm immer orakelhafter: was mochte mit den paar, „vita" oder „Leben" ausgesprochenen Buchstaben geheimnisvoll verdeckt oder betrügerisch etikettiert sein, Unheimliches, Bösartiges, das man mit mathematischen Formeln und Lehrsätzen versöhnen mußte!

Winter und Frühjahr hindurch arbeitete er noch mit der gleichen Anspannung, die er jeden Morgen aufs Neue hinaufschraubte; nach Pfingsten aber kam er eines Tages nach Hause und sagte, zwar niedergeschlagen, doch fast mit Befriedigung, nun sei es sicher, daß er sitzen bleiben müsse, nun könnten ihn auch die besten Schlußarbeiten nicht mehr vor der Note 4 in Trigonometrie, Algebra und griechischem Stil retten. Der Vater war trotz allen Vorzeichen überrascht, und wenn es auch seine Vatereitelkeit kränkte, daß sein Sohn zurückbleiben mußte, so war doch sein Bedauern für diesen zunächst das stärkste Gefühl, das ihn bewegte; denn er hatte Heiners ausdauerndem Fleiße zugesehen und konnte ihm nichts vorwerfen.

„Drei Vierer," sagte er, „ist freilich zu viel auf einmal; aber das ist schon Manchem passiert, der kein Esel war. Nur den Kopf nicht hängen lassen!"

Diese Antwort schlug aber den Jüngling erst recht nieder. Im Bewußtsein, nichts versäumt, sondern das Mögliche gethan zu haben, war ihm das Mißlingen als überzeugender Beweis dafür erschienen, daß er zu diesem Studiengang nicht bestimmt sei, und er hatte nun die Erlösung von dieser Qual und Zeitvergeudung erhofft; aus des Vaters Worten jedoch entnahm er die geduldige Entscheidung: was nicht auf den ersten Anlauf glückt, das muß auf den zweiten gehen! Immerhin hoffte er noch auf die unmittelbare Wirkung seines Zeugnisses selbst und nahm sich fest vor, bis dahin möglichst guter Dinge zu sein.

Digitized by Google

Der Vater war bei sich mit der Sache nicht so schnell fertig, wie es dem Sohne schien. Als Einer, dem die Mathematik nie die geringste Schwierigkeit gemacht hatte, hielt er sie von jeher eigentlich für das unbedingt Erlernbarste und nichts weiter zu ihrer Bewältigung für nötig, als ein normales Maaß von Verstand sowie Aufmerksamkeit. Sie hatte ja noch den Vorzug, daß sie sich nicht auf Gedächtnisarbeit erhob, wie etwa die Sprachen, sondern einfach auf dem Verstande, und daß abgesehen von den paar Axiomen, die an sich verständlich, alles wunderbar schön klar und logisch zu beweisen und abzuleiten war! Im Grunde war er der Meinung so vieler, wohl der meisten mathematischen Köpfe, daß man dumm oder faul sein müßte, um sie nicht zu bewältigen. Für dumm konnte er seinen Sohn nicht halten, daß er fleißig sei, sah er, zudem lag es ja in Heiners Interesse, die Schule ohne unnötigen Aufenthalt hinter sich zu bringen — es mußte also ein verborgener Grund der schlechten Leistungen vorhanden sein! Er hatte sich all die Jahre her gehütet, Heiners Professoren über diesen zu befragen, da er wußte, daß es als ein demütigendes Mißtrauensvotum vom Schüler empfunden wird, wenn „der Alte zum Professor steigt"; nun aber benutzte er ein zufälliges Zusammentreffen mit dem Mathematikprofessor zur Erkundigung.

Dieser war ein lebendiger, strebsamer Mann, der seinen mathematischen Beruf einstens dadurch hinlänglich bewiesen hatte, daß er als Student bei dem Versuch, die dickbändige Logarithmentabelle von Vega auswendig zu lernen, übergeschnappt war. Ein gewöhnlicher Mensch kommt nicht auf solchen Einfall, schnappt bei dem Versuch nicht über und hat endlich nicht die Energie, bald wieder dauernd gesund zu werden. Nun war er bei weitem der tüchtigste und erfolgreichste der drei Mathematiker des Gymnasiums. Nicht nur, daß er seinen Gegenstand mit Haut und Haaren verdaut hatte, er besaß auch die beneidenswerte Gabe, ihn klar und einfach auf neue, unmittelbare, reizvolle Weise den Schülern lebendig zu machen: wer auch nur einige mathematische Fühlung hatte, der kam unter dieser Anleitung ohne große Mühe zu den nötigen Kenntnissen. Nun aber war der Herr auf der andern Seite vorwärts drängend, ungeduldig, heftig und ohne daß er es wohl selbst wußte, war ihm nicht der Schüler und dessen Bedürfnis, sondern das zu absolvierende Jahrespensum die Hauptsache. Er war nicht ohne Wohlwollen; aber wer nicht gut mitkam, wer sein gleichmäßig drängendes Vorschreiten aufhielt, dem warf er feindselige Blicke und höhnisch verwundende Bemerkungen zu, die durch eine gelegentlich zur Schau getragene Lammsgeduld in der verletzenden Wirkung nur noch überboten wurden. Er war wohl nicht so verrannt oder beschränkt, daß er die Mathematik zu wissenschaftlicher Bildung für nötig hielt; aber er betrachtete sie wohl auch als etwas bei einigem Verstande absolut Erlernbares, jedenfalls war sie für ihn die Hauptsache, jedenfalls mußte er sein Jahrespensum bis zum letzten Tupfen in die Köpfe bringen und darum schrie er die Schwerfälligen schräg durch die Brille schauend, rücksichtslos und unerbittlich an:

„Wenn Sie nicht wollen, was sitzen Sie hier! Merken Sie denn nicht, daß Sie uns Alle aufhalten! Sagen Sie doch ihrem Vater, Sie wollten nicht! Sparen Sie das Geld! Das Handwerk hat einen goldenen Boden!"

Er sah nicht, daß der Schüler sich mühte, sich schlug und krümmte wie eine Raupe, die lebendigen Leibes von den Ameisen gefressen wird, — daß er im Uebrigen fleißig und strebsam war!

So sagte er nun auch zu dem Advokaten, er könne Heiners schlechte

Digitized by Google

Leistungen nur einem Mangel an Fleiß zuschreiben; denn er sei schon manchmal überrascht und erstaunt gewesen über die klare und schnelle Auffassung, die der Schüler mitten in seinen ungenügenden Antworten plötzlich einmal an den Tag legte und zwar in ganz unbewußter Weise, ohne selbst den Unterschied zu merken. Die Fähigkeiten des jungen Menschen seien nicht zu bemängeln, sondern geradezu gut; offenbar fehle der Fleiß und zwar der ernste Fleiß. Die Aufgaben habe er ja immer gemacht, aber wie! ersichtlich nur, damit etwas auf dem Papier stände. Es seien Schüler in der Klasse, die bei weitem nicht wie Heiner begabt, doch durch ihren regelmäßigen Fleiß die Note „Gut" hätten. Dasselbe müßte für Heiner eine Kleinigkeit sein.

Der Professor hatte damit eine richtige Beobachtung oberflächlich und übereilt erklärt und zu entsprechenden Schlüssen zurecht gezwungen. Er liebte es nämlich, den abstrakten Unterricht fortwährend durch Beispiele aus der Praxis zu beleben; kam er nun mit einer derartigen, die anschauliche Vorstellungskraft angehenden Frage zufällig einmal an Heiner, dessen Phantasie stark und durch die künstlerischen Neigungen und das innige Verhältnis zur Natur allezeit frisch und lebendig erhalten worden war, so bekam er wohl auch, wo andere Schüler versagten, eine rasche und klar anschauliche Antwort. Statt nun daraus zu schließen, daß des Schülers Begabung auf dieser Seite liege und entsprechend angegriffen werden müsse, sagte er kurzweg: „Da sieht man, daß der Kerl kann, wenn er will!" und urteilte künftig immer schärfer.

Der Vater hörte zwar auch lieber, sein Sohn sei begabt und faul, als dumm und fleißig, konnte aber dem Urteil des Lehrers aus eigener Erfahrung nicht beistimmen und erwiderte: er kenne seinen Sohn als fleißig und gewissenhaft, sehe auch, daß er fortwährend gerade auf die Mathematik besonders viel Zeit und Mühe verwende, überhaupt seine Pflichten ernster und schwerer nehme, als in diesem Alter gewöhnlich sei, er stehe an, jene Erklärung zuzugeben.

Der Professor runzelte seine steile, hohe, rote Stirn, zuckte mit den Schultern und sprach:

„Es sitzt Mancher Stunden lang über einer Arbeit, die er bei konzentrierter Aufmerksamkeit in zwanzig Minuten fertig hätte! Wer weiß, woran Ihr filius die meiste Zeit hindurch denkt, wenn er in's Mathematikbuch schaut! Er soll ein leidenschaftlicher Musikus sein — vielleicht verdirbt ihm die Musik das Konzept! Wie dem aber auch sei, mit seiner Intelligenz müßte er ganz Anderes leisten, und versetzt werden kann er diesmal nicht. — Nun," fügte er tröstend hinzu, „es wird dann im zweiten Jahr umso besser gehen! Und es ist manchmal bei so einem Jüngling von der wohlthätigsten Wirkung, wenn er fühlen muß, daß auf A B folgt!" Bei sich aber dachte er noch: ‚Es ist lächerlich! Jeder meint, sein Früchtchen müßte ein Ausbund von Tugenden sein! Wozu belästigen sie einen denn noch mit ihren Fragen!' —

Zwar unbefriedigt, doch um den eigensinnigen Schulmeister nicht zu reizen, kam Heiners Vater auf etwas Anderes zu sprechen, kehrte aber später bei sich umso nachdenklicher zu der erhaltenen Auskunft zurück und ließ sich, da der Lehrer für seine Einsicht und Tüchtigkeit allgemein in besonderer Geltung stand, er selbst aber an des Sohnes Unfähigkeit nicht glauben wollte, sich auch gut an die Arbeitsnot der eigenen Studienzeit erinnerte, allmälig zu dem Glauben verführen, die Meinung des Mathematikers möchte doch nicht gar so verkehrt sein. Zu Heiner sprach er einstweilen noch nicht davon.

Digitized by Google

Als dieser sechs Wochen später beim feierlichen Schlußaktus, zu dem das ganze Gymnasium in der Aula versammelt war, den Ordinarius unter denen, die nicht versetzt wurden, auch Heinrich Lindner nennen hörte, erschrak er, solange er es ja auch schon wußte, tief in sich hinein und fühlte zum ersten Male die unbegreifliche, feindselige Gleichgültigkeit des Lebens in ihrer ganzen eisigen Kälte. Hier saß er im Bewußtsein, seiner Pflicht ernst und ehrlich bis zur Grenze der Kraft nachgegangen zu sein, und dort las man unbekümmert, als ob es sich um eine alte Kuhhaut handelte, das Urteil ab, mit dem man ihm eines seiner fünfzig oder sechzig Lebensjahre wie eine lüderliche Arbeit zerriß, um die Ohren schlug und vor die Füße warf. Wohl hatte er immer die Schüler bedauert, auch wenn sie faul waren, deren Schicksal er auf diese Weise hatte verkünden hören, — daß es so fürchterlich sei, so barbarisch roh, das hatte er noch nie gefühlt. Er schaute zur Seite nach seinen Schicksalsgenossen: einer stand steif da mit erzwungenem Lächeln und blickte nach dem Podium hin, als ob ihn all das nichts anginge und als ob er sich durch diese Miene unsichtbar machen könnte, ein anderer blinzelte krampfhaft, um die Thränen zu unterdrücken. Wäre Heiner in der Nähe einer Thür gewesen, so würde er sich einfach davon gemacht haben; er sah aber um sich herum eine so dichte Menge, daß er sich mit dieser Regung gerade so ohnmächtig fühlte, wie gegen das ganze gymnasiale Wesen überhaupt. Er dachte wieder an die Verkündigung seines Urteils und murmelte in sich hinein:

„So sieht sie also aus die saeva necessitas, so hundsgemein!“ und die Worte „dira necessitas, saeva necessitas“ wiederholten sich in ihm wider seinen Willen, bis die Klasse zum Empfang der Zeugnisse in ihr Zimmer abgeführt wurde.

Hier wurde ihm ein unerwarteter Trost. Als der Ordinarius an Heiners Zensur kam, schlug er sie auf, neigte sein etwas schiefes Gesicht mit dem Ausdruck ernsten Bedauerns, sah sie noch einmal durch und sagte teilnehmend:

„Sie werden sich wundern, daß Sie im griechischen Stil „noch genügend“ haben, während Sie „vier“ erwarteten. Ich hätte Sie gerne versetzt, habe auch in der Konferenz sehr dafür gesprochen; aber der Herr Kollege meinte, ihre mathematischen Leistungen erlaubten es durchaus nicht. Dagegen kann ich natürlich nichts machen. Sie haben ja auch im Griechischen entschiedene Lücken, ihre schriftlichen Arbeiten sind nichts Berühmtes und bei der Lektüre gehen Sie sehr irregulär zu Werk; aber weil Sie eben in den Geist der Autoren mit Glück und ungewöhnlich reifem Verständnis eindringen, darum hätte ich Sie gern nach Prima befördert; Philologe oder Mathematiker wollen Sie ja doch nicht werden! Wir wissen, daß wir hier Manchen versetzen müssen, der im Allgemeinen“ — er ließ seine Blicke mit einer gewissen Bitterkeit über die Klasse hinkreuzen — „an Vernunft und menschlicher Reife Ihnen gegenüber noch auf dem Standpunkte des Tertianers steht! Aber wir müssen eben nach den Detailkenntnissen gehen, so schwer es uns manchmal werden mag! Nehmen Sie es sich nicht zu sehr zu Herzen!“

Heiner war tief beschämt, aber er lachte mit feuchten Augen und zitternden Lippen, und als ihm der Lehrer sein Heft herstreckte, nahm er es mit der Linken, gab ihm mit festem, ernstem Blick die Rechte und sprach:

„Ich danke Ihnen, Herr Professor!“

„Wenn wir im nächsten Schuljahr wieder zusammen kommen,“ sagte

Digitized by Google

dieser, „so wollen wir uns wieder gut vertragen!“ und wandte sich zu Andern.

Heiner hörte nicht weiter zu; er fühlte sich dadurch gedemütigt, daß der Lehrer, dessen Teilnahme und Freundlichkeit er wohl kannte, ihm so unmittelbar auf seine Empörung, fast als Antwort, solche Güte bewiesen und gezeigt, er, der Lehrer müsse derselben Notwendigkeit weichen, die der Schüler zu fühlen hatte. Er freute sich auch ein Wenig über die ungewöhnliche Anerkennung, durch welche sich der Lehrer doch argen Mißdeutungen aussetzte; wurde aber bald wieder von seiner Trostlosigkeit übermannt und seine Gedanken mühten sich ab gegen die eigene Ohnmacht.

Als er dann nach der Entlassung vor's Haus trat, überkam ihn plötzlich das Verlangen, wieder einmal mitten im Wald auf einen hohen Baum zu klettern und im leisen Schwindel des Schwankens und Wiegens über das sonnige Meer der Wipfel hin und nach den fernen Bergen hinaufzuschauen. Er wandte sich zum Wald, kehrte aber nach wenigen Schritten um: vielleicht war der Vater zu Haus und wartete auf das Zeugnis! vielleicht — — vielleicht sagt er nun, es sei genug! Bei dieser plötzlichen Hoffnung fing dem Burschen das Herz an, heiß und wonnig zu klopfen, und er eilte. Aber der Vater war nicht zu Hause, und als er nach langem Warten Heiners, der vor Aufregung nichts hatte beginnen können, endlich heimkehrte, nahm er die Unglücksbotschaft mit Ruhe hin und sagte: zum Streben durch Gelingen und Mißlingen, Glück und Unglück sei man auf der Welt, ein Jahr in irgend einer ernsten Arbeit verbracht, sei nie verloren, oft erweise sich ein Mißerfolg, so schmerzlich er sei, hinterdrein wertvoller als der Erfolg, — erzählte ihm schließlich aber auch seine Unterredung mit dem Mathematikprofessor und dessen Meinung. Da lachte der Sohn bitter auf, rief, eine Lieblingsphrase des Mathematikers gebrauchend:

„Ja, Der hat den Witz erfaßt!“ und setzte zornig hinzu: „So eine Bockmelkerei! Der hält mich für so dumm, daß ich Stunden um Stunden mit Algebra vertrödle, ohne dabei zu sein! Ist denn seine abgeschmackte Algebra mein Fressen? Was er mit jenen auffallend guten Antworten meint, das weiß ich nicht; gewiß ist aber, daß ich noch nie eine rein mathematische Frage ohne Mühe beantwortet habe. ‚Er faßt's, er kapiert's!‘ — Freilich! ein Hornvieh bin ich nicht! Ich kapier es schließlich, ja! aber nur so, wie der Trichter das Wasser faßt: einen Moment lang erscheint er voll, im nächsten ist er leer! Wenn ich heute einen Beweis oder ein Rechnungsverfahren eingeochst habe, daß mir ist, als müßt ich es noch am jüngsten Tag im Schlafe können, so ist es übermorgen wie weggeblasen! Wenn ich alle mathematischen Kenntnisse und Uebungen, die von der ersten Stunde an, die Jahre her, bis heute vorkamen, Tag für Tag durchrepetieren könnte, dann müßte ich sie — heute! Aber das zu thun, wird auch wohl der Herr Professor für unmöglich halten. Und selbst dann müßte ich mit den schönen Kenntnissen noch nichts anzufangen!“

Der Vater lächelte und schüttelte den Kopf:

„Na na, Heiner! Dein Professor hat doch Erfahrung und ist kein Dummerian!“

„Gewiß, er ist sogar sehr gescheut, aber borniert ist er! Er müßte seine Merkmale dafür haben, daß ich einfach nicht besser kann! Unser Primus, der Feser, ist z. B. geradezu ein Sprachgenie: Griechisch, Französisch, Hebräisch — das Alles ist ihm hopfenleicht. Aber ich brauche blos sein Ohr anzusehen, so weiß ich, daß er für Musik so empfindungslos wie ein Bleiklotz ist!“

Digitized by Google

Der Vater wollte nicht durch Disputieren die Aufregung des jungen Menschen noch steigern und sagte, an eine Nebenbemerkung des Professors anknüpfend:

„Es ist auch wohl möglich, daß Du in einer früheren Klasse einmal eine Lücke hast einreißen lassen, die Dir selbstverständlich nachgehen muß; im kommenden Schuljahr machen Dir nun verschiedene andere Fächer gewiß gar keine Mühe, Du kannst den Zeitgewinn darauf verwenden, Versäumtes nachzuholen, und wirst die beiden letzten Schuljahre ohne Anstrengung erledigen."

Dieses Urteil nahm dem Heiner den Atem, er sah den Vater erschrocken an, konnte nichts antworten und wandte sich mit einem schweren Seufzer zum Fenster.

Der Vater ging einige Male im Zimmer hin und her; er hatte das Gefühl, daß er hier helfen müßte, und hätte nichts lieber gethan; aber wie? Den Sohn aus der Schule zu nehmen, wäre doch lächerlich gewesen! Eine Bildung fahren zu lassen, weil sie Mühe macht, das wäre doch kindisch! und unpädagogisch, unverantwortlich wäre es, zu dulden, daß der Knabe die Flinte beim ersten Mißerfolg in's Korn warf. Unser Kampf um's Dasein verlangt Härte vom Mann! — Er trat hinter den Sohn, legte ihm die Hände auf die Schultern, schüttelte ihn freundlich und sagte:

„Nur den Mut nicht verlieren! 's ist nicht der Mühe wert!" dann ließ er ihn allein.

Nach einer Weile ging Heiner auf seine Stube, fand aber auch hier nichts, was ihn gefesselt, beruhigt, getröstet hätte. Der Triangel, der immer noch von der Decke herabhing, gab infolge einer Erschütterung sein leises, zitterndes Klingen: Heinrich schaute empor, und von Neuem sank das Bewußtsein der erfolglosen Mühe, der Ohnmacht plump auf ihn.

Alles umsonst! Allein! Niemand, der ihm helfen wollte, helfen konnte! Teilnahme, Bedauern überall, aber was sollte ihm das! Die Mutter und Schwester drüben traurig und bekümmert, ängstlich bemüht, ihm zu verbergen, wie leid er ihnen thue, jeder ihrer Atemzüge sagte ihm das! Allein!

Er setzte den Hut auf und ging.

In den Wald, in einen verbotenen Erdbeerschlag liegen? — Auf den großen Exercierplatz? sich an den Waldrand setzen, an einen Baum gelehnt aus der Ferne Waffen und Uniformknöpfe blitzen sehen, Pfeife und Trommel hören und womöglich einschlafen? — An den Rhein hinausfahren, ein Bad nehmen, schwimmen bis zur Erschöpfung? — Es zog ihm allerlei durch den Sinn, aber auch das Freudigste, Lebendigste so schwerfällig, trübsälig, widerstrebend!

Er ging langsam und verdrossen durch die Straßen, überlegte an jedem Eck, ob rechts oder links, ob er den Damm überschreiten, oder nicht besser heimkehren sollte, und ging weiter, weil Eines so gut war wie das Andere. Er wünschte sich ein Ziel seines Weges, einen zwingenden Zweck seines Ganges, einen Menschen, zu dem er gehen könnte. Sollte er einen Kameraden aufsuchen, irgend einen Unzufriedenen, und mit ihm schimpfen und fluchen? oder einen Andern, der sich nichts daraus machte, und die Vogelhecke in seinem Zimmer, sein Aquarium und seine Schildkröte für wichtiger hielt, als das ganze Gymnasium? — Es war Alles nichts! Was gingen Diese ihn an! Er blieb träge vor einem Ladenfenster stehen und schaute gleichgültig allerlei Holzschnitzerei, Kästchen und Rähmlein an und andere Gegenstände, die zur Verzierung mit Spritzmalerei bestimmt waren: der Name

Digitized by Google

eines Kameraden, der solche Bästelei betrieb, ging ihm durch den Kopf, dann kehrte er um, als sei, diese Auslage zu sehen, der Zweck seines Weges gewesen und schritt die Straße zurück.

Plötzlich zuckte er auf, machte ein paar eilige, energische Schritte, blieb stehen, lief wieder und schaute sich unbewußt, mit verwunderten, nichtssehenden Blicken um: hatte ein Vorübergehender das Wort „Helene" ausgesprochen, oder hatte er es sich selber zugeraunt? Ja, Helene! zu ihr, wenn sie da wäre! aber sie war im Pensionat in Genf und hatte erst kürzlich geschrieben, sie käme in diesen Ferien nicht nach Hause, sondern erst am Ende ihrer Pensionszeit, an Weihnachten. Aber vielleicht hat sie dies nur gesagt, um wieder einmal zu überraschen! Vielleicht kommt sie gerade jetzt auf dem Bahnhof draußen an!

Und was er sich auch gegen die Wahrscheinlichkeit sagen mochte, er lief schon den Weg zur Bahn hin. So jüngferlich und zimpferlich sie zuletzt auch manchmal gethan hatte, in seiner Erinnerung lebte noch ganz das alte, unbekümmerte und unverwüstliche Wesen, und in das Heimweh nach diesem ergoß sich nun sein Schmerz. Ihm war, als müßte diesmal auch für ihn der ganze Trödel überwunden, verwischt und vergessen sein, wenn er ihre Augen und ihren Mund darüber lachen sähe.

Er lief.

Auf dem langen Bahnsteig hielten da und dort im Schatten ein paar Menschen mit Gepäck, der Portier stand da, schaute auf und ab und über die leeren Geleise, hob die schwere Mütze, wischte sich mit dem blauen Sacktuch den Schweiß aus der roten Druckfurche der Stirn und ging langsam in die Wirtschaft. Heiner sah nach den Zügen: in zwanzig Minuten traf einer vom Oberland und bald darauf einer vom Unterland ein. Sie konnte ja auch zuerst nach Hause gefahren sein. Mit einem von Beiden kam sie aber gewiß! sonst wäre sie ihm ja nicht so plötzlich in den Sinn gekommen.

Er schlenderte langsam auf und ab. Nach und nach stellten sich mehr Leute ein, Karren wurden gerollt, es wurde geschrieen und gepfiffen, ein Hund rannte suchend mit Gewimmer den Bahnsteig auf und ab, fuhr jedem Manne witternd mit der Nase an das Bein, bekam von einem Schaffner einen Tritt, entwich mit eingeklemmten Schweif hinüber auf die Schienen, blieb dort stehen und schaute aufgeregt, klug nach den Menschen herüber; als der Schaffner ihn verjagen wollte, fuhr er stets nur einen Schritt zurück und knurrte drohend. Die Menschen sammelten sich vorn am Rande des Steiges, sahen zu und gaben ihre Meinung ab. Der Schaffner trat zurück und schimpfte. Ein Reisender streckte die Hand hin, als böte er dem Tier etwas an, und machte:

„Bsswsswsswss!"

Ein Anderer lachte und sagte:

„Es ist doch keine Katze! So lockt man den Katzen!" worauf Jener ärgerlich und beschämt den Arm einzog.

Nun rief der Schaffner über die Schienen hinüber einem näherkommenden Weichensteller zu:

„Du! Lebold! Jag emol sellen Hund vom Gleis runner!"

Jener trieb, indem er sich manchmal wie nach einem Stein bückte und Wurfbewegungen machte, das Tier den ganzen Bahnhof hinauf, bis es, wo keine Leute mehr waren, sich von den Schienen entfernte und verschwand, doch nur um nach Kurzem wieder zwischen den Reisenden hin und her zu suchen.

Digitized by Google

Unterdessen öffnete der Portier die Wartsaalthüren und rief ab, die Menschen strömten heraus, in der Entfernung pfiff es, und Heiner lief, so weit der Steig reichte, dem einfahrenden Zug entgegen. Aber so genau er auch alle Fenster und dann jeden Aussteigenden betrachtete, und obschon er, die Ankommenden überholend, auf die Straße stürzte und alle Ausgänge zur Stadt beobachtete, — Helene war nicht da. Nun fühlte er sich mit einem Schlag müde und setzte sich in den kleinen, dunklen Wartsaal zweiter Klasse. Daß die Freundin mit dem anderen Zug kommen würde, glaubte er nun schon nicht mehr.

Trostlos saß er in einer schattigen Ecke, hörte das Stimmengewirr, hörte die Thüren gehen, sah die Eintretenden mechanisch an und klagte in sich hinein:

„So ist's! Nichts, garnichts! Kann sie nicht kommen?! — Unsinn! Sie kommt nicht! Sie lacht irgendwo anders, wo es keinem Menschen was nützt. So ist's! Es ist zum Heulen! Wenn ich nur wüßt, wie ich das los werde!"

Ein Schulkamerad, sich mit einem schweren Handkoffer abschleppend, ging in Begleitung einer älteren Frau durch den Wartsaal, ohne Heiner zu sehen.

„Der reist jetzt heim," dachte dieser; „ganz fidel reist er heim. Können und wissen thut er nichts, aber abschreiben, mogeln und spiken, sich ausreden und lügen kann er — also wird er versetzt! Und schämen thut er sich nicht, fällt ihm nicht ein! Kreuzfidel ist er und stolz darauf und wird schwer herumrenommieren als Primaner! Ist das eine Schweinezucht! — Aber Recht hat er! senkrecht! ich wollt, ich könnt's auch!" Er seufzte tief, ein würgendes Gefühl drängte sich ihm vom Hals empor zu den Ohren und und drückte ihm heiß gegen die Schläfen, seine Lippen zitterten, und er dachte: ‚Sich schämen — Unsinn! Ehrlich arbeiten — Blödsinn! Die Lehrer achten — Borniertheit! — Schwindeln, lügen, betrügen! Hundeln vor diesen Unteroffizieren, solange sie hersehen, und übrigens auf ihren ganzen, plumpen, arroganten Schwindel husten und pfeifen! So ist's recht! So gehört sich's! Das ist das einzig Richtige!' Und mit jedem Gedanken stach er sich selbst in's Herz, mit jedem Wort schnitt er sich selbst in sein einfaches, wahres, schamhaftes Fühlen hinein. Das that ihm weh und eine geistige Angst beschlich ihn, sodaß er einen Augenblick zu denken einhielt und mit einer starren Erwartung zu Boden sah; es war ihm, als müßte Jemand ernst und weise Einspruch erheben. Dann aber fuhr er zum Trotze fort: ‚Stuß ist es! Heuchelei! Baarer, blanker Betrug von den Lehrern und Pfarrern und Pfaffen! Gut und böse? Recht und Unrecht? Ehre und Schande? Vergeltung — ? Ja Pfeifendeckel! Was man zuwegbringt, bringt man zuweg, so heißt's! Schreib Deine Aufgaben ab, schreib Dir die Formeln und Beweise auf die Bank und auf die Fingernägel und auf die Manschetten, lüge die Lehrer an, je frecher umso sicherer und Du brauchst nicht im Wartsaal auf der dunklen Bank zu hocken und zu flennen und auf die Helene zu warten! — — Pfui Teufel, ich kann's nicht!' murmelte er plötzlich, sich aufrichtend, ‚Ich bin ein Pinsel, ein Mammenkind, ein Simpel, ein Philister, ein Narr! aber ich kann's halt nicht! ich bring's nicht zuweg — und darum bring ich nichts zuweg! 's ist aus und vorbei!'

Wie einige Stunden vorher fühlte er sich plötzlich wieder in der tiefsten Ohnmacht, von barbarischer Feindseligkeit umgeben; aber es war jetzt nicht mehr blos das Gymnasium, der stupide Zwang der Schule, — es war allgemeiner geworden, es war Alles, was ihn umgab, das ganze Leben, soweit er es dachte. Er lehnte den Kopf zurück gegen die hohe

Digitized by Google

Polsterlehne, schloß die Augen und hörte das Blut im Herzen und in den Ohren pochen.

Mit einem Male zuckte er vor Schreck zusammen und riß die Augen auf; aus dem Dunkel waren Gestalten hervorgequollen und schnellwachsend mit fratzenhaften, abscheulichen Gesichtern in drohendem Gewühl auf ihn zugestürmt, immer sich verwandelnd, immer neue. — Was war das?! Er sah sich mit großen Augen um, dann schloß er sie wieder: und von Neuem ein entsetzlich kämpfendes, drunter und drüber herjagendes Gewühl anwachsender Köpfe, Grinsen, wüstes Lachen, Drohen, Haß und Gift. Er wollte die Augen zumachen, um es nicht mehr zu sehen, — und mußte sie öffnen. Es war also in ihm. Nun that er die Augen wieder zu und hielt dem Treiben einige Augenblicke Stand; aber sobald er ein Gesicht betrachten wollte, war es auch schon wieder verdrängt oder verändert. Scheußlicheres, als er je gesehen oder geträumt hatte an Nasen, Lippen, Zähnen, Augen, Kröpfen und Auswüchsen, und nichts lächerlich, alles bestienhaft, fremd, drohend. Und die Münder und Mäuler rissen sich auf und bewegten sich mühsam und nachdrücklich zum Sprechen, unermüdlich mit maskenhaft übertriebenen Gebärden, tonlos, lautlos, ohne das Röcheln der Stummen selbst, unheimlich und qualvoll. Eine Bangigkeit umschnürte ihn, es ward ihm angst vor dieser Bangigkeit, er schüttelte sich, zwang sich, die Augen offen zu halten, und merkte nun im ausruhenden, achtsamen Stillsitzen, daß sein ganzer Leib zitterte und zuckte. Er lachte über sich selbst und murmelte müd:

‚Schöne Gegend! — War das ein Volk! — So ist es aber, genau so!‘ Dann schaute er wie zum Vergleich die Leute an, die mit ehrbaren, langweiligen und gespannten Gesichtern im Wartsaal standen und ab und zu nach der Bahnsteigthür blickten, und dachte wieder an die Gestalten, die Fratzen und ihr fürchterliches stummes Reden und Schreien.

Der Portier kam unter die Thür und rief zu dem von unten kommenden, in's Oberland gehenden Zug ab; Heinrich aber wurde erst durch den seltsamen Rhythmus und Tonfall, in dem Jener all die Stationen nebst Anschlüssen bis in die Schweiz hinein heruntersang, aus seinen Träumen geweckt und horchte lächelnd. Als sich der Saal dann entleerte und ein Reisender in Verspätungsangst hindurchrannte, fiel dem Versunkenen ein, daß dies ja „Helenes Zug“ sei, und rasch trat er hinaus.

Der Zug lief ein, der Zug lief aus, Heiner sah ihm nach und blieb müde stehen, bis der Bahnsteig leer war, dann ging er unwillkürlich zurück an seinen Platz im Wartsaal.

„Wieder nichts! Wozu noch länger hiersitzen?! — Nein,“ dachte er, „ich bleibe, bis Der noch einmal gerufen hat.“ Er lächelte und suchte, sich den Klang zu vergegenwärtigen. Darüber schlief er ein und wachte wieder auf, da die Glasthür heftig zuschlug, und im Erwachen war ihm, als steige er tief herauf aus einem engen, dunkeln, seltsam widerhallenden Brunnen an das gedämpfte goldene Licht, und kam nur langsam zu sich, während er mit geschlossenen Augen sitzen blieb und horchte, was um ihn herum vorgehe. In einer andern Ecke wurde geflüstert, sonst war es still im Raum.

Nach einer Weile wurde in dem angrenzenden Restaurationszimmer zum Badezug an den Rhein abgerufen. Heiner lauschte und freute sich, als gleich darauf der Rufer unter die Thüre trat und mit seinem klangvollen Bariton, würdevoll und getragen wie ein Pfarrer beim Hochamt, seine diesmal leider nur kurze Litanei absang. ‚Was der Mann ein musikalisches Bedürfnis hat!‘ dachte er, ohne sich um den Badezug zu kümmern, ‚ich

Digitized by Google

muß doch nachher sein Ohr ansehen!' und ward an die Kinder erinnert, die beim Spiele ihre Worte des Behagens und der Erregung singen, ja dem bloßen Rufe Rhythmus und Wechselklang geben.

Das Nachträumen solcher Tonfolgen erquickte und erfrischte ihn, ohne daß er sich's bewußt ward, und zog ihn gleichsam so tief in sich hinein, daß er nicht bemerkte, wie sich der Saal nach einiger Zeit wieder langsam füllte; ja, das Stimmengewirr rundum schied ihn noch mehr von der Außenwelt, indem es keinen einzelnen Laut störend zu ihm dringen ließ, gleichwie die Brandung der See den am Ufer Dahinwandelnden in einen Schlaf der Sinne einhüllt, in dessen Frieden der Geist zu desto reinerer Klarheit und leidenschaftlicherem Leben erwachen mag. Und wie ein Schuß im stillen Gebirge das Echo weckt, und wie dies Echo die vielgestaltige Bergkette mit immer anderem Donner dahinwandert, sich dumpf in Schluchten verliert und hell wieder herausrollt, auf den gegenüber liegenden Höhenzug überspringt und hier als ein anderes verhallend zum Ausgangspunkt zurückkehrt, — so rief irgend ein Erinnerungsklang plötzlich Töne auf Töne in Heiner hervor, neue, nie vernommene Verbindungen, daß er das Ohr neigte und in Wonnen hochatmend lauschte: bald mit kurzem, gewaltsamem Strahl stürzte es, bald mit vollen, langen Wogen strömte es in sein Herz oder aus seinem Herzen und durchschütterte ihn mit der reinsten Wollust, die dem Menschen gegeben ist. Er war weit weg, hörte das Wasser in der Tiefe orgeln und brausen, die Luft durch das Gras flüstern und den Wind weit durch die Wipfel heranrauschen gegen das morsche Gemäuer, hörte es klingen und singen um die geborstene Mauer von vergangenem, nie vergehendem Glück und Leid, und das grüne Land drunten und den blauen Himmel droben widerhallen von der großen, schwermütig süßen Wonne des Lebens.

Er atmete tief auf und flüsterte:

„O ist das schön, schön!" und wußte nicht, meinte er, was er hörte, oder die Seligkeit der Erzeugung.

Endlich griff er hastig zum Notizbuch, steckte es jedoch wieder ein; eine körperliche Unruhe riß ihn auf, er sah nicht, daß er allein im Wartsaal war, stürmte hinaus, und weiter hinaus vor die Stadt und streifte durch die sonnigen Erntefelder.

Unter der gespannten Kraft der körperlichen Bewegung schied, klärte und festigte sich das innen kreisende Gebilde, und schließlich legte sich Heiner an einem Feldrain in den Schatten eines Apfelbaumes und skizzierte sich zum Behelf des Gedächtnisses, was er eben im Einzelnen festhalten konnte. Was es werden mochte, das wußte er selbst nicht.

„Musik!" jauchzte er, sich reckend, über's Erntefeld hin und war so stolz und glücklich, als habe er selbst all dies wogende Gold von der Sonne herabgezogen und über das darbende Land ausgegossen.

Und wie er nun, seine Musik träumend, weiterwandelte, zog ihn seine Seligkeit unvermerkt den Menschen, der Stadt zu.

Auf einem abgemähten Felde stand ein beladener Erntewagen, darauf knieten zwei Mägde, um einige Kinder, die ihnen der Knecht zustreckte, zu sich hinauf zu lüpfen, dann richtete sich das eine Mädchen auf in den leuchtenden Himmel, reckte sich und schob das weiße Kopftuch in den Nacken zurück. Heiner schaute zu, es war Alles so schön, er grüßte und rief:

„Ihr habt's schön da droben, Ihr habt's schön! — Wißt Ihr, was? ich komm auch!" Er warf einen Blick auf die Rosse und fragte den Knecht:

Digitized by Google

„Was meinen Sie? Die ziehen mich auch noch; das sind ja Staatsrappen!"

„Und ob!" lachte der Knecht, „nur 'nauf!"

Heiner griff zu und zog sich an dem Seil, das den Wiesbaum festhielt, empor; oben aber streckten ihm die beiden Mägde den braunen Arm entgegen, riefen, als sie ihn Beide hatten:

„Eins, zwei, ho!" und rissen ihn mit einem kräftigen Ruck hinauf, wie einen großen Fisch auf's Land. Dann lachten Sie Alle zusammen hell auf.

Die Kinder hatten Feldblumen gesammelt und gaben sie der einen Magd in den Schooß, die anfing einen Strauß zu machen; die andere spähte übers Feld nach ein paar andern Erntewagen, sagte, wem sie gehörten, und wann sie mit Einbringen fertig würden, und morgen gäbe es wieder einen schönen Tag. Heiner fragte, wem dieser Wagen sei, der nun wiegend über die Stoppeln auf den holprigen Feldweg rollte, woher die Mägde sein, und plauderte allerhand, indem er auf den Ellenbogen gestützt dalag und Roggenkörner aß. Mitunter schaute ihm eines der Mädchen an und lachte auf, dann lachten sie Alle zusammen und die Straußbindende rief:

„Wir lachen ja, daß 's ganze Haus wackelt!" und nun lachten sie erst recht.

Die Sonne neigte sich den Untergange zu, irgend woher klangen Glocken, Heiner fing an, den Canon zu singen:

„O wie wohl ist mir am Abend,
Wenn zur Ruh die Glocken läuten —"

drehte sich einige Halme zu einem Taktstäbchen zusammen und gab damit den Andern das Zeichen zum Einfallen, und es traf sich, daß Alle, auch die Kinder, das Lied kannten. In ihr „Bim, Bam" und in die kurzen Atempausen klangen die Glocken hinein, die hier oben ganz anders, leichter und weicher zu tönen schienen als auf der Erde; es war dem jungen Menschen, als zöge sie nicht das Gespann, sondern als trügen all diese Stimmen und Klänge sie auf dem sonnenwarmen, duftigen, gleißenden Bette dahin durch die Luft, als säßen Engel auf goldiger Abendwolke und segelten Psalmen singend in den unendlichen Himmel hinein. Manchmal dachte er an seine Musik, dann schwoll und brannte ihm das Herz und sein Gesicht strahlte von Güte, sodaß ihm die Magd, die ihm gegenüber saß, im Singen wie zur Antwort freundlich zunickte.

Als die Glocken schwiegen, brachen auch sie unwillkürlich ihren Canon ab, konnten nun aber das Singen doch nicht lassen und es folgte „Zu Straßburg auf der Schanz" und „Es stehen drei Stern am Himmel" und „Nachtigall, ich hör dich singen", während sie schon in die Stadt hineinfuhren und die breite baumbestandene, mit Vorgärten geschmückte Straße dahin, die einen großen Teil der Stadt umschloß. Und Mancheines trat ans Fenster und mancher Spaziergänger blieb stehen, zu lauschen.

In einer engeren Straße des ältesten Viertels holperte durch ein hohes Einfahrtsthor, unter dem sich die Fahrenden ganz auf die Garben ducken mußten, der Erntewagen in einen großen Hof hinein. Heiner half Einem nach dem Andern von dem Wagen hinab, ehe er ihn selbst zögernd verließ. Er konnte kaum rasch die Hand zum Abschied geben und dem sich sträubenden Knecht einen tüchtigen Trunk Wein bezahlen, da waren die Andern schon wieder bei der Arbeit. Aber so ungern er sich von ihnen trennte,

Digitized by Google

er war so übervoll von Freude, daß er leicht und manchmal einen Sprung machend, gegen das Schloß hinauf und über den dämmrigen Schloßplatz heim lief. Manchmal jauchzte er leise vor seliger Erwartung.

Die ganze Straße lag noch still in der Dämmerung, nur die Spatzen klopften und schrien überlaut in der Dachrinne, als Heiner des andern Morgens aufwachte. Sein erster Gedanke war „die Musik!“ und sofort griff er nach dem Notizbuch, das er beim Schlafen gehen neben sich gelegt hatte. Da stand's!

„Und wenn es nicht drin stände,“ murmelte er, indem er sich lächelnd wieder zurücklegte, „ich hab noch Alles im Kopf!“ Er blickte eine Weile auf einen Punkt der schräg über ihm aufsteigenden Mansardenwand, wie man ohne zu denken wohl in die Ferne schaut, als müßte etwas aus ihr hervortauchen. Dann sang er:

„Auf in den Kampf, Torero!“ und sprang freudig aus dem Bett.

Wie gestern Abend vor dem Einschlafen überdachte er jetzt, indem er sich wusch und anzog, noch einmal den vergangenen Nachmittag: ein armer Junge, verkannt, betrogen, vergewaltigt, ausgesetzt an einer barbarischen Küste, auf einer Menschenfresserinsel, von Schmerz, Neid, Hohn und Haß gequält und von grenzenloser Ohnmacht — da kam die Musik und berührte sein Ohr mit dem klingenden Feenstab, und Alles war anders, als sei die Welt nur verwunschen gewesen, oder ein Fluch auf seinem Herzen und seinen Sinnen gelegen! Alle Welt hatte ihm nun gelauscht, die Erde und der Himmel hatten vor Freude gestrahlt, sein Herz war so voll geworden von Liebe und Güte: auf dem Wege nach Hause hatte er Jeden glücklich und freundlich angeschaut, als wollte er sagen:

„Was wünschest Du Dir? Was giebt es, das ich nicht für Dich thun könnte?!“

Zu Hause hatte er die gedämpfte, fast gedrückte Stimmung der Andern im Nu durch seine herzliche Heiterkeit verwandelt, sodaß sie sich sein Wesen nicht zu erklären vermochten, doch auch nicht durch Fragen stören wollten. Ja, er hatte, obschon Jedes um alle Schulangelegenheiten weit herum ging, von selbst mit dem Vater darüber zu sprechen angefangen, sich dafür entschuldigt, daß er Nachmittags so aufgeregt und ungebärdig war, und gesagt: während er sonst in den Ferien immer jeden Schulgedanken verschworen habe, wolle er diesmal jeden Tag mindestens eine Stunde lang Mathematik treiben, um wenigstens Das nicht zu vergessen, was er wüßte; ganz gleich, ob der Professor oder er selbst die richtige Ansicht habe. Der Vater war erfreut, zumal er in diesem Entschluß eine Folge der Selbstprüfung und Selbsterkenntnis sah, während der Sohn sich selbst nicht darüber klar war, aber auch garnicht darüber grübelte. Im Grunde war er natürlich seiner alten, erfahrungsgemäßen Meinung; aber die Kraft, die Hoffnung und Erwartung, das Glück, das ihn durchschwoll und gleichsam über der Erde hinschwebend hielt, machte ihn versöhnlich, gütig, selbstlos gegen Alle und Alles.

Als er angezogen war, setzte er sich gleich mit einer ungewohnten Lust an den Tisch, griff nach den Mathematikbüchern und Heften, und es war ihm fast, als reichte er alten, guten Kameraden die Hand. Und wenn in seine fleißige, unverdrossene Arbeit hinein von dem immer häufiger werdenden Wagengepolter der Triangel sein langes, zitterndes Klingen hören ließ, dann schaute der Junge jedes Mal auf und nickte dem Instrument wie einem lieben Mitverschworenem zu.

Digitized by Google

Nachher saß er fast den ganzen Vormittag am Klavier, nur eine Stunde zwischen hinein lief er plan- und achtlos umher, um die Fortsetzung der Arbeit sich im Innern entwickeln und klären zu lassen.

Zuerst hatte er gedacht, es würde eine Klavierphantasie werden; sobald er aber zu spielen und zu schreiben anfing, da drängte sich die Geige ein und auch das Cello, und dabei blieb es. Nun schien ihm, als ob es garnicht anders sein, als ob der besondere Charakter eines jeden der drei sich von selbst abgrenzenden Teile nicht besser als durch das Verwalten je eines der drei Instrumente gegeben werden könnte. Wie unter dem unbewölkt heiteren Himmel des Anfangs, aus dem fröhlichen Reigen der Drei, aus sorgloser Freude die Sehnsucht und Hoffnung aufkeimt und am Widerstand zu ungeduldigem Begehren, Trotz und blinder Leidenschaft emporschießt, — da mußte die Geige die beiden Genossen entzünden und schüren, daß sie widerwillig ihrer Glut dienten und sie doch als die treibende Flamme wild über alles Andere aufsteigen ließen. Wenn dann das Feindliche sich ringsum erhebt, das schwächlich Erschienene, Uebersehene stark wird, wenn die Leidenschaft unter dem Wetterhimmel auf die Höhen trifft, die nicht zu erstürmen sind, wenn Blitz und Donner den Uebermut zu Boden schrecken und der Hagel die prunkende Blüte zerschlägt, da rang das Klavier die beiden Andern nieder und für den dumpfen Trotz der Geige, die ihrem Schmerz verbiß, durfte nur das Cello wie die Nachtigall in das verrollende Gewitter hinausschluchzen. Endlich sollte, wenn in den langbewegten Cellotönen der Schmerz sich an sich selbst ersättigt hatte, wenn die Sonne wiederkehrte und nur noch einzeln die Wolkenschatten über's farbige, funkelnde Land flogen, das Cello die gedämpfte, umso innigere Wonne des neuen Augenblickes singen, den Trost der unbezwungenen, gefaßteren, unbezwingbaren Sehnsucht und, die andern Instrumente allmälig belebend und verführend, mit ihnen zusammenstimmen zu einem seligen Jubel, getragen und feierlich.

Solches fühlte und träumte er und strebte er, in den Momenten der ungetrübten Klarheit einzufangen und niederzuschreiben.

Er hatte in den letzten Jahren schon mancherlei componiert, nun dünkte ihn all Jenes Spielerei! Noch nie hatte er in dieser freudigen Erregtheit gearbeitet. Nun strömte ihm die Musik in fast verwirrender Fülle und Stärke zu, trieb ihn, riß ihn mit, eilte ihm immer wieder voraus; er fühlte wohl die Grenze seiner Kraft, aber die vorhandene Kraft schwankte nun niemals wie sonst doch, ob es so oder so zu machen sei: unter einem Zwange schrieb er jede Note, und nur so konnte diese sein. Und wenn er Morgens durchspielte, was er am Tag zuvor gearbeitet hatte, so schien es ihm unbegreiflich, daß es sein Werk sein sollte, so wohlbekannt und wesenseigen es ihm auch klang! Fleißig war er bei der Arbeit und jederzeit, nach ermüdendem Spaziergang oder in erschlaffender Mittagshitze war er in gleicher Weise gesammelt, lebendig und fähig wie am frischen Morgen.

In andern Stunden durchstreifte er Wald und Feld, das nahe Hügelland und die einsamen Rheinufer und fand den Genuß der Ferien in der Heimatsstadt, wo er sich sonst der Schule wegen so Vieles versagen mußte, größer und eigentlicher als fern im Gebirg, wo er nichts Anderes kannte, als Ausruhen und Spazierengehen. Er begleitete zwar auch seine Angehörigen hinauf in ein stilles Schwarzwaldthal, kehrte aber nach einer Woche mit seinem Vater, den die Geschäfte nicht länger frei ließen, nach Hause zurück.

Diese köstliche, freie Arbeit wurde durch den Schulanfang allerdings auf bittere Weise beendet; aber das Trio war fertig, mit aller möglichen Sorgfalt durchgearbeitet, ausgefeilt und säuberlich abgeschrieben. Seine

Digitized by Google

früheren Compositionen hatte Heiner stets den Seinigen gezeigt und, soweit es ging, vorgespielt und gesungen; diese nun, die erste, bei der er den ganzen Ernst und das ganze Glück des Schaffens gekostet, die einzige, die ihm jetzt Wert zu haben und wirklich Musik zu sein schien, an die zu denken, ihn stolz beglückte, diese nun auch den Andern mitzuteilen, hielt ihn ein seltsames Schamgefühl ab, das er nicht recht begriff, aber nicht überwinden konnte. Auf dem ersten Schulgang trug er das Notenheft, von dem er sich nicht früher hatte trennen mögen, zum Buchbinder, und als er es nach einigen Tagen wiederbekommen, schrieb er erst mit aufgeregter Hand auf das frei gelassene Titelblatt:

— — — Trio für Klavier, Violine und Violincello von Heinrich Lindner. Opus 1., indem er für einen besonderen Namen, über den er noch nicht mit sich einig war, oben Platz ließ. Lange schaute er es an, dann schloß er es ein. Oft aber im Laufe des Jahres nahm er es hervor, um sich daran zu freuen oder zu trösten, wie an einem heimlichen Talisman, manchmal auch, um sich zu versichern, ob es denn auch wirklich wahr sei.

Achtes Kapitel.

Das neue Schuljahr wurde ihm in der That leichter, aber doch nur etwa so, wie ein unwegsamer, schwierig einzuhaltender Gebirgspfad beim zweiten Male leichter zu gehen ist: die entsprechende Anzahl Schritte und Atemzüge, Atemlosigkeit und Erschöpfung schenkt er nicht. Und als Heinrich das Zeugnis, das ihn dann nach Unterprima versetzte, eingehändigt bekam und nach Hause brachte, war er still und ernst gestimmt, in dem Gefühle, ein Hindernis mit doppeltem Kraft- und Zeitaufwand genommen zu haben, um an dem nächsten wieder zu versagen. Indessen behielt er die vor einem Jahr eingeführte Methode bei, täglich ein gewisses Pensum Mathematik zu wiederholen.

Daß man einen Menschen gerade mit Dem füttert, was sein Organismus am wenigsten verlangt und erträgt, zu diesem bösen Spiel möglichst gute Miene zu machen, hatte er sich von Untertertia an weidlich geübt; aber ein böses Spiel blieb es doch. Der Stoff blieb ein widerspenstiger und quälender Fremdstoff in seinem Hirn, und der geistige Zwang, vermöge dessen er ihn dort hinein preßte, drückte langsam, erst unmerklich, mit der Zeit fühlbarer auf sein Gemüt. Seine von jeher ernste, stillfrohe, in ihrem eigentlichsten Leben aber leidenschaftliche Natur fing an, im Verkehr mit Anderen schwerfällig zu werden, halb aus Mangel an Frohsinn und Lust, halb aus Scheu vor schmerzlicher Berührung. Den Kameraden gegenüber, die sich in derber Unbekümmertheit ihre Schuljahre um die Ohren schlugen, fühlte er sich zu kurz gekommen, benachteiligt; mit ungleichen Waffen fechten, vor jedem nüchternen, kaltsinnigen Büblein, deren dreizehn auf ein Dutzend gehen, als ein Simpel dastehen zu müssen, das verwundete ihn, so sicher er des Gottes in seiner Brust war, mit der Zeit doch immer mehr, und wenn er einmal durch grobe Behandlung in sich zurückgeschreckt worden, ging er lange nicht mehr aus sich heraus. Schädigte er dadurch sich selbst, so that er den Mitschülern insofern Unrecht, als sie in ihrer Harmlosigkeit gewiß nicht daran dachten, den stillen, immer gefälligen, vernünftigen Kameraden, vor dessen sonstigen Talenten sie sogar besonderen Respekt hatten, mit Wort oder That zu kränken. Sie waren

Digitized by Google

gesundes, lautes Blut, und er stieß sich an ihnen, und ihre Gesundheit that ihm weh, wie die Sonne den kranken Augen.

Besonders schmerzlich und schroff störte diese Gemütsverfassung seinen Verkehr mit Helene, die nach zweijährigem Ausbleiben am Ende dieser Ferien wiederkam. In den letzten Weihnachts- und Osterferien hatte er der gewaltsam zurückgehaltenen Compositionslust in kürzeren Arbeiten Lauf gelassen, besonders in Liedern, in die sich ihm unwillkürlich Helene eindrängte, sodaß seinen Jahren gemäß die alte Freundschaft zu Schwärmerei, und das Bild des Mädchens durch allerhand erdichtete Erlebnisse mit allen ungewöhnlichen, vornehmen Tugenden reichlichst ausgeschmückt, kurz ihm zu einem „Ideal" geworden war, an das er nur mit Herzklopfen, mit scheuer Verehrung, oft mit dem Gefühl eigener Unwürdigkeit dachte.

Nun kam sie als fertige, sichere, von Lebenslust strahlende junge Dame aus Kissingen, wo sie mit ihrer leberleidenden Mutter sechs Wochen gerade während der Hauptsaison gewesen war, elegant bis in die Fingerspitzen, toujours à quatre épingles, wie sie selbst einmal von Jemand sagte, voll Freude über den Eindruck, den sie machte und über die Aufmerksamkeit, die sie fand, und wurde nicht müde, von dem glänzenden Badeleben zu erzählen, von Kurpromenaden, Ausflügen, Reunions, von Bekanntschaften und Kurmachern, von künftigen Bällen und Gesellschaften, von allem, was ein junges Mädchen beim Eintritt in das volle gesellschaftliche Leben blenden kann. Da war natürlich nicht von gedrückten Unterprimanern die Rede, welche die Gegenwart schwerer nahmen, als sie zu sein das Recht hat, sondern von Offizieren, Assessoren, Künstlern, reichen Nichtsthuern, flottem Volk, das zu leben verstand, — und Heiner's verehrende Demut gegen das angebetete Bild verwandelte sich sehr rasch in das Gefühl, auch hier sei er überholt, unebenbürtig, wertlos. Und so schön und lieb und bewundernswert sie war, sein Zorn und seine Bitterkeit sah plötzlich nur ein Gesellschaftsdämchen, eine Modepuppe, einen „Affen" in ihr. Ein paarmal ließ er sie reden und von der Lust und Erwartung ihres Lebens schwärmen, hörte teilnahmslos zu und antwortete nichts; dann aber wehrte er ab und sprach:

„Helene, ich bin ein undankbarer Zuhörer. All das ist mir völlig gleichgültig; ich bin zwar nur ein mühsäliger Unterprimaner, aber Dein ganzer Stuß imponiert mir nicht einmal! Du darfst mir's nicht übelnehmen, es ist jetzt halt anders als früher: Du bist eine fix und fertige Dame und ich bin ein Schulerbub, der erst noch einige Jahre an Anderes zu denken hat, und wahrscheinlich überhaupt nie an dergleichen Freude finden wird."

Sie verstand sofort, welchen Fehler sie in aller Unschuld gemacht hatte, und rief mit wirklichem Bedauern:

„Aber, Heiner, das hättest Du mir doch gleich sagen können! Dann hätte ich Dich mit dem dummen Kram garnicht gelangweilt! Glaube nur nicht, daß ich mir viel daraus mache! Das macht man mit, weil es nun einmal so ist, und man amüsiert sich dabei, wenn es lustig zugeht. Und wenn sie einem etwas Angenehmes sagen, freut man sich, das ist doch natürlich; aber glaube mir, ich würde das Alles garnicht im mindesten vermissen."

Er antwortete nicht, konnte aber ein leises ungläubiges Lächeln nicht vermeiden; ihre Worte widersprachen ja auch zu sehr ihrem vorigen Entzücken. Und doch waren sie ehrlich gemeint, und sie hätte ihm zu Liebe auf Alles verzichten können. Sie trug jenes Medaillon mit dem Ringlein immer, wo nicht offen, so unter dem Gewand auf der Brust, und aus den

Digitized by Google

bitteren Worten, mit denen er sich selbst vorhin bezeichnet, hatte sie zwar nicht den übrigen, darin liegenden Kummer, aber doch die Eifersucht mit Wonne herausgefühlt, mit umso größerer Wonne, als sie vor zwei Jahren immer vergebens auf ein Anzeichen dafür gelauert hatte, daß sie ihm mehr sei, als die alte Freundin aus der Kinderzeit. Nun antwortete sie auf sein Lächeln bekümmert:

„Du glaubst mir nicht, aber ich habe Dir noch nie etwas weiß gemacht, das weißt Du, auch nicht, als ich noch das schlimmste Fegnest war! Meinst Du denn, ich mache mir etwas aus all den Herrn? Nichts, keine Bohne! Keinen Schritt hab ich einem zu Lieb gemacht! Der Binzer, der Maler da aus München, hat mich immer malen wollen, und Alle haben mir zugeredet, besonders Mama — — weiß nicht mehr, zu was für einem dummen Bilde er mich hat benutzen wollen — aber ich lasse mich gewiß von so einem Fatzke immer anstarren und ausstudieren oder auch nur geschwind in sein Skizzenbuch hineinsetzen! — Glaub mir doch, Heiner! Du meinst jetzt, ich sei ein dummer, koketter Aff geworden, und das bin ich ganz, ganz gewiß nicht! Was soll ich denn sagen, daß Du glaubst! Ist es denn meine Schuld, daß wir nicht hier wohnen und daß ich unter anderen Menschen verkehren muß?! Du bist ein garstiger, garstiger Mensch!"

Sie zwang sich, zu lachen und wollte ihm in die Locken fahren; aber er wich ihr aus und sagte nachdenklich:

„Sei nur ruhig, ich glaub Dir's ja!"

Er sah sie in diesem Moment wieder als siebenjähriges Kind auf der Mauer in der Sonne stehen und nach ihm rufen.

Nach einem Weilchen setzte er hinzu:

„Ich wollte ja auch nur sagen, daß es jetzt anders ist. Du gehst in die Welt und ich in die Schule."

„Du bist ein dummer Peter!" antwortete sie, indem sie sich, um ein Erröten zu verbergen, abwandte. Sie konnte ihm doch wahrhaftig nicht sagen: „Ich warte ja nur darauf, daß Du mir um den Hals fällst, und werde überhaupt auf Dich warten, solange es sein muß."

Mit feinem Gefühl verstand sie es von da an, Heiners Stimmungen zu erkennen und zu teilen, sodaß er in ihrer Gegenwart glücklich, vollständig versöhnt und zufrieden mit ihr war, mochte sie nun sein Geigenspiel auf dem Klavier begleiten oder eines seiner Lieder singen oder sich aus Eichendorff's Gedichten vorlesen lassen und aus Raabe's Erzählungen, von denen er damals anfing, die düsteren oder gar grausamen zu bevorzugen und immer wieder zu lesen: „Else von der Tanne", „Frau Salome", „Zum wilden Mann".

War sie aber nicht da und wußte er sie bei Andern, so schob sich in ihm alsbald wieder jener erste Eindruck der glänzenden, parlierenden jungen Dame vor, nach der auf der Straße Alle umschauten, zu der sich im Stadtgarten oder auf Ausflügen alle jungen Herren hindrängten, und sein Verkehr mit ihr erschien ihm so unwahrscheinlich, daß er geneigt war, ihre Anhänglichkeit für nichts als mitleidige, alte Freundschaft zu nehmen. Und erst, als sie wieder abgereist war, und er den kleinmütigen Eindruck, jetzt sei sie für ihn verloren, den ihm der Abschied hinterließ, langsam verwunden hatte, begann aus seiner Unruhe um sie das alte schwärmerische Bild des vergangenen Jahres wieder aufzutauchen. Nein, betrügen konnte sie ihn nicht! Er hätte es ja bei jedem Wort und Blick gefühlt! Und sie war ersichtlich am liebsten bei ihm gewesen!

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Im neuen Schuljahr bekam die Klasse einen anderen Mathematiklehrer, der zwar ohne Vorurteil gegen Heiner war, aber auch ohne seines Vorgängers eigentümliche Begabung, die neuen Operationen vor der Schüler Augen gewissermaßen zum ersten Male entstehen, sich entwickeln und sich so dem Verstande geradezu aufdrängen zu lassen: er gab vielmehr das von Anderen geschaffene, von ihm selbst erlernte Wissen mit dem Buch in der Hand so gut weiter, als es eben ging; es auch nur so handgerecht weiterzugeben, wie ein Maurer dem Nächsten in der Kette die Backsteine zuwirft, dafür fehlte ihm der Sinn. So war Heiner gänzlich auf die eigene Arbeit angewiesen, und da er eben wie die meisten, auch mathematisch normalen Mitschüler, unfähig war, die vom früheren Lehrer geübte Methode selbständig durchzuführen, so kam er mit Stereometrie, Wurzel- und Logarithmenrechnen bald in die Lage eines Fuhrmanns, dem sich der Kot des Weges erst nur hemmend auf die Räder des schwerbeladenen Wagens aufrollt, bald aber tiefer werdend zwischen die Speichen setzt, bis es nicht mehr vor noch rückwärts geht. Er bekam zwar, da dem Lehrer der feinere Blick fehlte und nur die schriftlichen Aufgaben ungenügend waren, zu Weihnachten noch ein leidliches Zeugnis, ein besseres als er verdient zu haben wußte; aber er ließ sich dadurch nicht zu Illusionen verführen. Im zweiten Drittel des Schuljahres erkannte auch der Professor die Schwäche und je ungeschickter zur Nachhilfe er selbst war, umso härter wirkte seine pedantische Genauigkeit.

Damals, mitten zwischen Weihnachten und Ostern, trat eines Morgens mit dem Ordinarius ein neuer Schüler in die Klasse, blieb, bis ihm ein freier Platz angewiesen war, gänzlich unverlegen stehen und sah mit freiem, klugem Blick die nach ihm gerichteten Gesichter der Mitschüler durch. Er war groß und stark, wo die Arme an den Schultern ansetzten, zeichnete sich in der Bewegung die schwellende Rundung der Muskeln deutlich ab, und auf der linken Seite des Kinns lief ihm eine große, rote Narbe gegen den Mund hinauf.

Der Lehrer des Französischen, der später eine Stunde zu geben hatte, wußte noch nichts von dem Neuling und fragte ihn erstaunt, woher er komme, und dann weiter:

„Ist Ihr Vater versetzt worden?“

„Nein!“ war die Antwort.

„Na —?“ fragte der Professor mit ironischem Lächeln, „warum sind Sie denn dort abgegangen?“

Zum Erstaunen der Klasse nahm der Schüler den ironischen Ton auf und sagte lächelnd, sodaß zwischen den Lippen die schönsten Zähne herausleuchteten:

„— worden!“

„Soso!“ rief der Professor, machte, versonnen den Kopf senkend, ein paar große Schritte vor den Bänken hin, schaute den Jüngling dann wieder mit demselben Lächeln an und fragte weiter:

„Was hat es denn gegeben? Hm?“

„Meinungsverschiedenheiten!“

„Comment —?“ näselte der Lehrer, der die letzten Herbstferien in Paris zugebracht hatte und seitdem gern seine praktische Sprachkenntnis zeigte.

„Einer der Herren dachte nicht daran, daß ich siebzehn Jahre alt bin,

Digitized by Google

ich erlaubte mir, ihn darauf aufmerksam zu machen und — das zeugte dann so weiter."

„Oh la la!" rief der Professor mit ironischem Bedauern, machte wieder mit gesenktem Kopf ein paar große Schritte hin und her, blieb wieder, den lockigen Kopf aufwerfend, stehen und fragte mit prüfendem, aber doch lächelndem Blick:

„Und hier —? wollen Sie in diesem Stil weitermachen?"

Der Neue erwiderte in voller Gemütsruhe achselzuckend:

„Ça dépends!"

„So Einer sind Sie also! Wie heißen Sie denn?"

„Karl Notwang."

„Also, Notwang, lassen Sie sich von Ihrem Nachbar das Buch geben und lesen Sie! Wir lesen „Les Précieuses ridicules" von Molière."

Der Schüler las und übersetzte.

„Gut!" urteilte der Professor verwundert, „haben Sie sich etwa schon vorbereitet?"

„Nein, Herr Professor; ich hab aber den Molière schon gelesen."

„Den ganzen Molière doch nicht?"

„Doch, den ganzen!"

„Schön! Also auch so Einer sind Sie? Nun, dann werden Sie ja nicht ganz so schlimm sein! Ich hoffe, wir werden Frieden halten. Nur dürfen Sie auch nie vergessen, daß Sie siebzehn Jahre alt sind."

Notwang war der einzige Sohn eines reichen Affenthaler Weinbauern, hatte schon auf der Dorfschule, zumal er Alles spielend lernte, einen solchen Haß gegen die Schule in sich gesogen, daß er im neunten Jahre, da es sich um den Gymnasiumsbesuch in der nächsten Stadt handelte, mit Hilfe der Mutter und der älteren Schwester durchsetzte, noch einige Jahre hindurch zu Hause vom Lehrer und Pfarrer unterrichtet zu werden. Als er dann trotz allem Sträuben zu seiner Zeit in die Obertertia hatte eintreten müssen, gelang es ihm, nach sechs Wochen wegen störrischen Versagens jeder Arbeit, Verhetzung der Mitschüler, Unbändigkeit und maßloser Frechheit gegen die gesamte Lehrerschaft aus der Anstalt gewiesen zu werden. Von dem wütenden Vater dafür mit der Reitpeitsche gestrichen, stellte er sich ungerührt von ihn hin und erklärte: falls er in eine andere Schule müßte, würde er sich in acht Tagen wieder hinausschmeißen lassen; wenn man ihn aber absolut zwingen wollte, würde er einfach davon laufen. Für den „Hasenkäs", der zu lernen sei, täglich sechs Stunden in die Schule zu hocken, falle ihm nicht ein, er könne das Nötige ohne Lehrer im dritten Teil der Zeit lernen!

Im Verlauf einiger Tage verrauchte die Wut des Vaters, der feste Wille und Trotz des Buben fing an, ihm zu gefallen, auch kitzelte ihn der Gedanke, daß sein Früchtchen all das so nebenher machen wollte, er gab nach, sorgte für Lehrer, und Karl, der sich in der meisten Zeit mit Bauern, Förstern, Holzknechten und Hantierern jeder Art herumtrieb, und Allem nachging, was ihm vor Augen kam, eignete sich in den Stunden, die er hatte, und in eifriger Lektüre so viel Kenntnisse an, daß er nun im vergangenen Herbst dem Willen des Vaters endlich nachgebend, mit Leichtigkeit die Aufnahmeprüfung für Unterprima bestand, während seine Altersklasse die Obersekunda war. Gut that er nicht auf der Schule, auf irgendwen des Friedens wegen Rücksicht zu nehmen, fiel ihm nicht ein, und wäre ihm nicht das Stadtleben neu und interessant, Theater, Musik, Kunst und Bibliotheken nicht gar zu verlockend gewesen, so würde er sich nicht einmal so

Digitized by Google

weit anbequemt haben, als er es that. Mit verblüffender Gelassenheit nahm er nach einem halben Jahr seine Ausweisung aus dem Gymnasium hin, und sagte seinem Vater, der über die Schande tobte, lächelnd: von Schande sei gar keine Rede! wenn er sich von dem Professor wie ein zehnjähriger Schulbub hätte abschnauzen lassen, das wäre Schande gewesen! Das Gymnasium könne er gerade so gut anderswo absolvieren, es koste ein Geld und eine Zeit; alles Uebrige sei gleichgültig.

Nun war er in Heiners Abteilung und hatte sich mit seiner Einführung den größten Respekt der ganzen Klasse erworben, machte aber zu deren Erstaunen garnicht Miene, sich seines Vorteils zu freuen und etwa das große Wort zu führen: er kam immer erst auf den Glockenschlag in die Schule, machte in den Pausen seine Aufgaben und war nach Schulschluß schon auf der Straße, wenn die Andern noch ihre Bücher zusammenpackten und ihre Wichtigkeiten besprachen. Er gab wohl Rede und Antwort, doch so, daß eine große Teilnahmslosigkeit an allem Schul- und Schülerkram hervorstach, war dagegen im Unterricht selbst auf die durchtriebenste Art bemüht, den Mitschülern zu helfen, indem er sich etwa bei schriftlichen Arbeiten dumm stellte und in aller Harmlosigkeit Fragen an die Lehrer richtete, aus denen die ganze Klasse sehen konnte, worauf es ankam; merkte er, daß Einer unvorbereitet aufgerufen wurde und in Verlegenheit war, so wußte er den Professor durch eine geschickte Zwischenfrage abzulenken, sodaß jener Schüler zur Orientierung Zeit hatte — kurz, er handelte, als ob er für das Wissen und Wohlergehen der ganzen Klasse zu sorgen hätte, und that sich nicht das Geringste darauf zu Gute.

Nachdem er so eine Woche auf dem ihm zugewiesenen, zufällig freien Platze gesessen, bat er den Ordinarius um Erlaubnis, sich an entsprechender Stelle zwischen die alphabetisch sitzenden Mitschüler einreihen zu dürfen, was ohne Weiteres gestattet wurde, und Notwang setzte sich neben Heinrich Lindner, mit dem er noch kaum ein Wort gewechselt, der ihn aber beim ersten Anblick durch seine ernsten Augen und seither durch seine ganze Haltung angezogen hatte; wäre ihm nicht dieser Platz zugekommen, so hätte er sich lange auf dem alten wohlgefühlt. Er begann sofort, sich Heiners schwacher Seiten anzunehmen, indem er, der grundsätzlich keine Aufgaben zu Hause machte, in den Pausen die Hefte zum Abschreiben erbat und nun zur natürlichen Gegenleistung auf die entdeckten Fehler hinwies; Heiner ließ sich zwar Alles genau erklären, verbesserte aber nichts, als etwa offenbare Schreibfehler, und als er sich einmal wirklich hatte verleiten lassen, eine mathematische Aufgabe, die er nicht zu Stande gebracht, abzuschreiben, riß er im Moment, als er sie abgeben sollte, das Blatt aus dem Heft und sagte dem Lehrer, er habe die Arbeit nicht machen können. Notwang schaute ihn die ganze Stunde hindurch nachdenklich und kopfschüttelnd an, lehnte sich wohl auch steil aufgerichtet zurück, legte mit ausgestreckten Armen die Fäuste auf den Tisch und starrte brütend vor sich hin; nach der Stunde aber fragte er sofort mit fühlbarer Teilnahme:

„Ja, sag', Lindner, ist Das Dein Ernst?"

„Gewiß!" erwiderte Heiner; „in Deinem Heft sieht er ja, was Du kannst; aus meinem will er sehen, was ich kann!"

„O Du mein Saitenspiel!" rief der Andere. „Solchen Glauben hab' ich in Israel nicht gefunden! — Läßt Du mich nicht auch abschreiben?!"

„Das ist ein anderer Fall: was Du abschreibst, kannst Du selbst viel besser machen!"

„Acht Jahre bist Du im Gymnasium und noch so ein Kind!"

Digitized by Google

„Neun Jahre; ich hab' auf Obersekunda repetieren müssen."

Notwang fuhr zurück:

„Repetieren müssen! Du?! Verstehst den Plato seiner als so ein Schiffer mitsamt seinem Kommentar, und die lassen Dich repetieren! Und Du läßt nicht brennende Füchse auf das Volk los!"

Heiner lächelte traurig und sprach:

„Es liegt doch an mir, daß ich im Uebrigen nicht mitkomme!"

„Sind sie denn in ihren Pflichten gegen Dich halb so ernst und ehrlich?!"

„Das ist ihre Sache."

Notwang schaute eine Weile finster vor sich hin, dann schlug er mit der Faust auf die Bank, daß die Tintenfässer aus den Löchern hüpften und die ganze Klasse erschreckt still wurde, — dann nahm er das Nibelungenlied, das in der Litteratur gelesen wurde, und senkte den Kopf darüber.

Heiner sagte:

„Wir haben jetzt Griechisch, Du wollest die Platopräparation haben;" und reichte sie ihm hin. Der Andere aber dankte kopfschüttelnd und setzte hinzu:

„'s ist mir nicht d'rum! Abstinken wäre das einzig Richtige unter solchen Verhältnissen! Die ganze Klasse müßte versagen!" Dann wandte er sich wieder zu Hagen und Siegfried, und als der Unterricht begann, legte er den Plato auf und las unter der Bank weiter.

Die Stunde war schon weit vorgerückt, da wurde Notwang aufgerufen. Unerschrocken stand er auf, nahm das Buch, ließ es aber wie aus Ungeschick fallen, daß es auf der Bank zusammenschlug, und flüsterte, während er sich danach bückte:

„Wo ist's? Finger drauf!"

Heiner deutete die Stelle an, der Andere erspähte sie, blätterte und fing an, den griechischen Text zu lesen. Da ihm Einiges unbekannt erschien, gab er dem Vordermann mit dem Federhalter einen Stoß in den Rücken, senkte, als er seinen Abschnitt gelesen hatte, das Buch und richtete an den Lehrer zunächst eine Frage zum Verständnis einer in der vorigen Stunde vorgekommenen Stelle, die er anders aufgefaßt habe. Während der Professor sprach, gab Notwang dem Vordermann wieder einen Stoß und flüsterte:

„Präparation auf den Tisch!" und nachher: „Finger drauf!"

Hier unterbrach sich der Professor und fragte ärgerlich:

„Wer hat denn da immer zu murmeln?"

Notwang lächelte, daß seine weißen Zähne schimmerten, und sprach:

„Ich, Herr Professor. Verzeihen Sie, ich wollte etwas einwerfen, wurde mir meiner Unhöflichkeit bewußt und unterdrückte es."

„Na ja, gedulden Sie sich doch!" und der Lehrer sprach weiter, während der Schüler die Präparation des Vordermannes durchlas. Das Uebrige ging dann nach Wunsch von Statten.

Nachher griff er nicht mehr zum Nibelungenlied, sondern sah nachdenklich vor sich hin.

Als sie um ein Uhr nach Hause gingen, bat er den Heiner, ihm einmal etwas auf der Geige vorzuspielen, er sei ein ernster Freund der Musik, und wurde denn auf die Dämmerung eingeladen.

Er kam, betrachtete unter einsilbigen Gesprächen Heiners Zimmer, die Bilder, die Bücher, die Aussicht, zündete sich die Pfeife an, die ihm Jener

Digitized by Google

bot, legte sich schließlich unter den Tisch und hörte dem Geigenspiel zu. Am Schluß sagte er nichts als:

„Spiel Das noch einmal, wenn Du Lust hast!" und als Heiner nach dem zweiten Mal das Instrument weglegte, um zu pausieren, stand Notwang auf, ging eine Weile im Zimmer hin und her und sprach schließlich:

„Wenn Du nichts dagegen hast, werde ich öfter kommen und Dir zuhören. Bist Du nicht aufgelegt, so schickst Du mich wieder."

„Das wird schon einmal vorkommen!" war die Antwort, „manchmal kann ich in Gegenwart eines Andern beim besten Willen nicht spielen."

Nachdem sie sich dann eine Zeit lang über Dichtung und Musik unterhalten hatten, blieb Notwang vor dem Kameraden stehen, sah ihn ernst an und fragte:

„Du hast wohl heute früh in der griechischen Stunde einen gelinden Abscheu vor mir gefaßt?!"

„Ich war allerdings verwundert darüber, daß Du Dich so ohne Not oder geradezu herausfordernd der Gefahr einer Demütigung aussetzen mochtest. Es macht's ja Jeder, wie er will oder wie er kann, und bei manchem Andern wäre mir's nicht überraschend gewesen — — aber — — es schien mir in diesen vierzehn Tagen ab und zu, als ob Du aufrichtig und wahrheitsliebend wärst und zwar im Notfall ohne jede Rücksicht auf Dich oder sonst wen, und nun logst Du ohne Not, mit Behagen und Lächeln den Professor an: da hab ich gestutzt. Ich hätte eher erwartet, Du würdest gelassen sagen: ‚Ich war nicht aufgelegt zum Präparieren.' Ich begreife es auch jetzt noch nicht."

Notwang lachte lautlos; aber dem Heiner war, als lachte ihn die Kraft selber an, so urgesund leuchteten die Zähne zwischen den blutroten, wohlgeformten Lippen und strahlten die lichten, freiliegenden Augen aus dem festen, farbigen Gesicht, so verwegen glühte die Narbe am Kinn. Dann wurde Notwang wieder ernst und sprach:

„Gewiß, Lindner! ich bin auch nicht ganz so schlimm. Schau, ich hatte wohl das Nibelungenlied in der Hand, aber blos zum Schein, ich las nicht. Ich wollte Dir möglichst frech zeigen, wie man es machen muß, wenn es notthut; drum blieb ich unvorbereitet und ließ mich thatsächlich durch meine Aufrufung überraschen. Meine Gedanken waren so wenig beim Nibelungenlied wie beim Plato. Wärst Du gleich nach mir dran gekommen und hättest eine Vocabel vergessen gehabt, so wärest Du trotz Deiner gewissenhaften Präparation abgeschnauzt worden!"

„Natürlich! Ein Lehrer kann nur nach den Leistungen gehen und muß Ernst und Ehrlichkeit voraussetzen."

„Nein, diese Voraussetzung wäre eben Leichtsinn! Er war auch einmal Schüler und muß wissen, mit wem er es zu thun hat, und muß die Leistungen immer multiplizieren mit dem Wesen des betreffenden Schülers oder dadurch dividieren, je nachdem! Thut er das nicht, dann ist er ein Dummkopf, ein Schädling, und muß auf jede Weise unschädlich gemacht werden! Unschädlich aber machst Du ihn am besten, indem Du ihn so dumm nimmst, wie er ist.

‚Non scholae sed vitae: es ist Alles für das Leben, was Ihr lernt, nur zu Eurem eigenen Besten!' predigen sie; — ja, sieht denn nicht Jeder, daß sie mit diesem allerfrechsten Schwindel uns nur Dreck in die Ohren schmieren, damit wir die Stimme der Vernunft nicht hören! — daß sie mit ihm nur ihrer tristen Pedanterie eine Art Weihe und Würde erschleichen!

Digitized by Google

Zeige mir Einen, der sich um das wahre Leben seiner Schüler auch nur soviel umsähe wie um einen interpolierten Hexameter im Homer!" —

Dem Kameraden manchen zornigen Blick zuschleudernd stürmte er hin und her und zwischenhinein höhnisch agierend und parodierend ergoß er sich immer leidenschaftlicher:

„Ernst —?! Ich kenne diesen fidelen Begriff nicht mehr, seit ich auf der Schule bin; er muß auch so ein antiker Gott gewesen sein, der nicht mehr gilt, von dem sie nur noch schwatzen! Ich bin jetzt kaum sechs Monate auf diesen beiden Gymnasien, und schon sind mir Homer, Schiller und Goethe ungenießbar, geradezu ein Ekel geworden! ‚Homer ist ein heiliges Buch!' brüllt Einer in philologischer Ekstase und hetzt mir ihn mit allen grammatischen Chikanen tot. ‚Die Dioskuren von Weimar! Der erhabene Schiller! Der universale Goethe!' und dabei wissen sie mit deren Dichtungen nichts Besseres anzufangen, als nach Grundgedanken darin zu wühlen, nach überzähligen Versfüßen, Hiaten, Tropen, Metaphern, poetischen Licenzen, und etwa zu beweisen, daß sie von Tragik noch nichts gerochen haben, indem sie das Aufsatzthema stellen: Die tragische Schuld und Sühne der „Jungfrau von Orléans"! Seit vorigem Sommer lese ich Plato, bemühe mich, ihm nachzudenken, und fange an, zu verstehen, daß man nicht gerade ein grüner Draufgänger wie ich zu sein braucht, um in diesem Leben etwas Anderes zu sehen, als ein Jammerthal, aus dem man sich am klügsten recht schnell wieder hinauskasteit, — und nun wollen die Kerle mir auch dieses Fenster verpinseln! ‚Der göttliche Platon! *Ὁ Πλάτων*! Wie Gott Christi Vater genannt wird, nannte man Apollon den Vater Platons! Die Bienen setzten sich dem Kinde auf die Lippen, um deren Honig zu sammeln!' u. s. w., u. s. w. Das sagen sie Dir jetzt, und wenn Dir das Herz recht vor Ehrfurcht zittert, dann stochern sie mit ihren Tintenfingern in Platos goldenen Schätzen so lästerlich herum, als wär's der verbrauchteste Fastnachtskrempel! Alles, was ihnen in die Hände kommt, jeder große Gedanke, jede Dichtung, jedes begeisternde Heldenbild, Alles, was das Leben lebenswert macht, wird von ihren Händen vor unsern Augen entwürdigt, zerrupft, in den Wind geblasen, jede Ehrfurcht, jede Wurzel der Achtung vor dem Geist wird uns mit dem tiefsten Urwaldpflug aus dem Herzen gepflügt, — und dann soll auf einmal noch Achtung und Ehrfurcht dasein für sie?! Woher nehmen?!"

Er blickte den Heiner so herausfordernd an, daß dieser dachte: ‚Ja was! Spielt der Kerl denn Komödie?! Nächstens fährt er mir an den Kragen, wie wenn ich selbst einer von den verhaßten Schiffern wäre!'

„Hat unser Platoprediger nur soviel aus seinem Heros gelernt, um ein einziges, winziges, sokratisches Lächeln über sein eigenes Treiben aufzubringen?! Hat er jemals einen Theages gefragt, wohinaus er wollte?! Hat je einer von diesen Holzwürmern etwas für wichtiger gehalten, als recht viel Wurmmehl in die Köpfe zu schaffen! *Ὦ τῶν Ἀθωτῶν*!

Und auf den Höhen der indischen Lüfte
und in den Tiefen ägyptischer Grüfte
hab ich das heilige Wort nur gehört:
töricht, auf Besserung der Toren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
eben zum Narren auch, wie sich's gehört!

So heißt es! So macht man's!

Ich mache Dir einen Vorschlag: ich bleibe neben Dir sitzen, solange

Digitized by Google

wir auf dem Gymnasium sind, nur zu diesem Zwecke werde ich mich zusammen nehmen und tadellos betragen. Ich werde Dir in der Mathematik helfen wie ich kann, jede Antwort einblasen, jede schriftliche Arbeit zustecken, doch auf andere Weise gemacht als meine eigene, und immer nur so, daß Du eben mitkommst, ich werde Dir im Abiturientenexamen helfen, und so gewiß je ein schlechter Mathematiker das Gymnasium absolviert hat, will ich Dich mit hindurchreißen. Es geht mir ins eigene Herzfleisch, zu denken, daß diese Banausen Dich schon um ein Jahr gebracht haben! Schlag ein! es ist nichts als Verteidigung! Selbsterhaltung! Her! Schlag ein!"

Heiner besann sich garnicht, ergriff die dargebotene Hand und sagte lächelnd:

„Ja, Deine Hand will ich Dir drücken für Deine gute Absicht, aber annehmen kann ich nicht, es ist mir unmöglich. Du hast mir schon manchmal, seit wir nebeneinander sitzen, eine Antwort eingeblasen, aber ich habe sie nicht benutzen können; es war, als hielte mir etwas die Zunge fest. Da ist nichts zu wollen. Deine Philippika war mir zum Teil recht aus dem Herzen gesprochen; aber — aber — die Leute, so borniert Einzelne sein mögen, thun ihre Pflicht, so gut sie halt können; so ganz rosig wird sie ihnen auch nicht immer sein. Und dadurch, daß ich überhaupt im Gymnasium bin, hab ich mich ihren Ansprüchen und ihrem Urteil unterworfen. Wer in der Eisenbahn sitzt, muß mitfahren, auch wenn er in den falschen Zug geraten ist. Wozu da fluchen und schimpfen?! Warum besuchst Du das Gymnasium, wenn Du Dich nicht fügen willst?!"

Notwang machte ein unwillig finsteres Gesicht und erwiderte erst nach einer Pause:

„Warum? Weil ich mit meinem Alten nicht im ewigen Kampf leben will. Ich habe einstweilen diesen Weg nötig, ich kann einfach noch nicht mit offenem Visier fechten. Selbsterhaltung! — — — — Wenn ich meinem Vater sage, was ich will, so telegraphiert er nach Illenau, läßt Wärter und Zwangsjacke kommen, und morgen sitze ich in der Zelle. Es giebt ja auch nichts törichteres, lächerlicheres, schmachvolleres als einen lebendigen Dichter! Und dann — womit sollt' ich's auch beweisen? mit meinen Verschen? mit meinem sicheren Gefühl? mit meinem Wissen, daß einst der Tag kommen wird! Nein, ich thue, was ich nicht lassen kann und wozu ich von Natur das Recht und die unverletzliche Pflicht habe, — und binde es Keinem auf die Nase. Das Studium aber, das ich ja selbstverständlich nötig habe, das muß mich nach außen hin decken. Darum sitz ich auf dem Gymnasium. Aber nicht eine Stunde, nicht einen Gedanken *mehr* geb ich für die Schule her, als unbedingt nötig ist. Ich werde zu Hause nie auch nur die geringste Schularbeit thun; was ich nicht in den Pausen oder heimlich nebenher in den Stunden machen kann, mach ich einfach nicht. *Wie* ich durchkomme, ist gänzlich Wurscht und Schnuppe; *daß* ich durchkomme, ist gewiß.

„Struggle for life! Darwin behauptet, die Tiere hätten im Laufe der Zeit durch Auslese und durch Anpassung an ihre Lebensbedingungen ihren Form- und Farbencharakter so entwickelt, daß sie ihren Feinden am ehesten entgehen und den Kampf um's Dasein bestehen könnten: bei manchen Tieren wirke diese Tendenz so weit, daß man sie von ihrer Umgebung kaum unterscheiden könne. Du hast gewiß schon einmal eine erdfarbene Raupe so an einem Zweig hängen sehen, daß Du sie für den dürren Rest eines abgebrochenen Zweigleins hieltst und beim Anfassen fast erschrakst. Diese Schlauheit heißt man Mimikry. Es lebe die Mimikry!

Digitized by Google

Darum hocke ich still und harmlos in der Klasse, bewege mich nicht mehr als das andere Gehölz und, nur wenn mich Einer direkt anfaßt, werd ich lebendig, dann allerdings wie ein Gymnotus electricus! Dieses bleiben zu lassen, wäre auch klüger; aber da fängt meine Aufrichtigkeit à outrance an. Wenn Du einmal ein Geheimnis aus mir herauskriegen willst, brauchst Du mich nur wild zu machen, dann werd ich Alles sagen. Also nochmals: Mimikry! Mach Dir die Blindheit Deiner Verfolger zu Nutze! und halte Dich so zurück, daß keiner in Versuchung komme, Dich anzufassen und zu untersuchen, wo Du es nicht brauchen kannst. Herr Gott, Mensch! Es ist ja ein Jammer und eine Schande!"

Heiner antwortete:

„Vom Darwin weiß ich nichts Rechtes, nur was so manchmal in den Zeitungen verzapft wird; ich komme halt zu nichts. Von Dem kannst Du mir gelegentlich mehr sagen, das interessiert mich. Im Uebrigen aber — wie ich schon gesagt habe: wenn ich so verfahren könnte, würde ich es thun. Gewiß verstehe ich die Notwendigkeit meines Schulzwanges nicht und sträube mich bei mir oft genug gegen ihn; aber ich begreife Vieles nicht, was ich so täglich sehe und erlebe, und worüber sich sonst kein Mensch wundert! Darum verlasse ich mich auf den Blick und die Erfahrung meines Vaters. Vielleicht sage ich in fünf Jahren: Gott sei Dank, daß ich ihm gefolgt habe! Und — — — noch etwas!"

Er stand auf, ging nachdenklich durch die Stube und setzte sich wieder.

„Gerade hier an diesem Platze ist mir manchmal schon Seltsames begegnet. Wenn ich bei der Arbeit saß, Mathematik, Geschichte, was es war, so hat mich plötzlich irgend eine unvermerkte Beziehung musikalisch erregt, sodaß ich unwillkürlich die Arbeit vergaß und horchte: ich verlor vollständig das Gefühl meiner körperlichen Gegenwart, sah nichts, hörte nichts Aeußeres, lauschte der Musik, die es da drinnen machte oder die durch mich ging, und genoß sie mit einer Feinheit und Klarheit und Entzückung, wie ich sonst auch das Herrlichste von Beethoven oder Schubert niemals genossen habe. Es ist nicht zu sagen! Denke Dir, der Wind, der keinen Körper hat, hörte und genösse seine Musik! oder die geheimnisvoll quellenden Orgel- und Glocken- und Harfenklänge der tiefsten Nacht schwelgten, doch still und heiter, und ohne Erregung in ihrem eigenen Wohllaut! Und wenn ich dann wieder meiner selbst inne werde und sehe, daß ich Arme und Beine habe, daß ich am Tisch sitze, und daß es Mathematikbücher giebt, so ist mir all Dies unwahrscheinlich, und ich zweifle an dem, was ich sehe: was sollte es denn? Und der Gedanke an die Not und den Druck des Lebens erscheint mir törichte Einbildung. Ich bewege mich dann behutsam und ängstlich, als schritte ich auf dem dünnsten Eise, als dürfte ich nichts anrühren, sonst müßt es zergehen, und ich verliere dann immer auf lange hin jede Zuversicht, über die Dinge zu urteilen; nicht jedoch, als ob ich solchen Respekt vor ihnen hätte, sie erscheinen mir im Gegenteil so seltsam belanglos. Aber weil ich all das nicht brauche, und doch darin lebe, sogar darauf angewiesen bin, darum fehlt mir der Maaßstab. Ich begreife es nicht. Ich kann mich nur an mich halten, an meine Antriebe und an mein Gewissen, und auf diese Weise versuche ich zu leisten, was man von mir verlangt, und was ich den Umständen gemäß halt nicht verweigern kann. Wenn ich mich verleiten ließe oder zwänge, gegen mein Gefühl und Gewissen einen Vorteil zu suchen, — — — ich kann mich darein nicht denken; ich könnte mich ja nicht mehr unterstehen, eine Sonate von Beethoven zu spielen!"

Heiner schaute zu Boden. Der Andere ging schweigend hin und her,

Digitized by Google

die Schwarzwälderuhr tickte laut durch das dämmerige Zimmer. Endlich blieb Notwang aufatmend vor dem Kameraden stehen, streckte ihm die Hand hin und sprach gedämpft:

„Verzeih, daß ich Dir zugeredet habe! Du machst mir Sorgen, Mensch; Du thust mir weh, oder es thut mir um Dich weh; aber vielleicht müßte ich Dich eigentlich beneiden!“ und er preßte Heiners Hand, daß Dieser zusammenfuhr. „Uebrigens kannst Du zu jeder Tages- und Nachtzeit über mich verfügen. Vielleicht kann ich Dir doch nützen.“

Nachdem er dann einige Male hin- und hergegangen, blieb er abermals stehen und sagte:

„Du! — wir wollen Blutsbrüderschaft machen!“

„Wie macht man das?“ fragte Heiner.

„Ich weiß nicht. Wir machen's, wie wir's verstehen: Jeder ritzt sich den rechten Arm und saugt des Andern Blut!“

„Ist das nötig?“ fragte Heiner.

„Ja!“ stieß der Andere heftig heraus.

„Dann will ich Licht machen!“ sprach Heiner und ging zum Ofen, auf dem die Lampe stand, drehte sich aber wieder ab und sagte:

„Nein! Erdöllicht — das stimmt nicht!“ und er nahm die Stearinkerze vom Nachttischchen und zündete sie an.

Notwang brachte ein etwa fünfzehn Centimeter langes Messer mit Hirschhorngriff und Genickfang zum Vorschein, dessen lange, zu geschweifter Spitze zulaufende Klinge jenen rauhen, rieselnden Glanz hatte wie ein vielbenutzter Spaten; er zog es auf der Schuhsohle ab, probierte die Schärfe am Daumennagel und reichte es dem Freunde.

„Jetzt wo?“ fragte dieser.

Notwang streifte den rechten Aermel zurück, straffte seinen starken, weißen Arm, daß die Adern bläulich heraustraten, und sagte:

„Irgendwo! Nur keine Arterien verletzen! Hier ist Platz, zwischen den vier Adern, die ein so schönes Parallelepipethon bilden.“

„Nicht einmal meine Adern sind mathematisch angelegt!“ lächelte Heiner und zeigte seinen Arm, dessen Adern anders liefen.

Sie kamen über eine Stelle überein, und Heiner, der sich zwingen mußte, ritzte sich dreimal langsam und sorgfältig, während von dem flackernden Lichte bleiche Schimmer über den Arm wehten, einen etwa fingernagellangen Strich, bis das Blut herausquoll. Dann ergriff Notwang das Messer, straffte den Arm und zog, als ob es in Holz ginge, einen kurzen, harten Schnitt, daß es den Heiner schüttelte; nun nahm er dessen Arm, streckte ihm den seinigen hin, sie sogen einen Moment, dann schüttelten sie einander die Hände, wobei dem Notwang das rinnende Blut einen Reif um den Arm zog.

„Ich wollte, Heiner, Du hättest mir meinen halben Trotz abgetrunken!“ sagte er.

„Du mußt Dein Blut stillen!“ erwiderte Heiner, „ich will Dir ein Tuch geben.“

„Unnötig!“ lachte Notwang. „Meinetwegen könnte es laufen, bis es von selbst aufhört! Aber Dir zu Liebe will ich es stillen.“ Er hob seinen Arm steil in die Höhe, ging ein paarmal im Zimmer hin und her, und dann war das Blut in der Wunde geronnen. „Ich hab Dir schon andere Risse gehabt!“ sagte er und befühlte seine Narbe am Kinn. „Mir verheilt Alles im Umsehen. Ich kenne aber Einen, einen Holzknecht, wenn Der

Digitized by Google

seinen Arm strafft, so kannst Du dieses Messer mit der scharfen Spitze draufwerfen, es springt ab, wie von Horn."

Heiner erwiderte nichts, klebte sich ein englisches Pflaster auf den Ritz, während Notwang dasaß und den bloßen Arm noch aufgestützt in die Höhe stehen ließ. Jener reichte ihm das Pflaster; er dankte:

„Unnötig! Es geht so," betupfte das Blut, um zu sehen, ob es trocken sei, und streifte den Aermel herab.

Dann erhob er sich plötzlich, sah den Freund einen Augenblick herzlich an, schüttelte ihm die Hand und ging.

Heiner saß noch eine Zeitlang da und schaute in die Kerzenflamme. So sehr er sich im Gespräch auf sich selbst gestellt und gegen das Fremde gewehrt hatte, er fühlte sich verwirrt. Er bewunderte diese stürmische, trotzig lachende, unverwundbare Kraft, die sich ohne Scheu und Ekel nicht nur durch Dick und Dünn, sondern durch den Kot wagte, in dem hellen Bewußtsein, daß sie sich nachher nur zu schütteln brauchte, um sich wieder rein zu fühlen, ja, die so gepanzert war, daß überhaupt nichts Schädigendes zu ihrem Herzen hindurch zu dringen schien! Dieses Lachen der lichtvollen Augen, der schimmernden Zähne, des festen, schlanken Gesichtes mit der blutroten Narbe, das unbändige, dichtbuschige blonde Haar, die sichere, männlich tiefe Stimme, deren Dröhnen in der Erregung das Zimmer überfüllte, — Alles sah und hörte und fühlte er noch einmal, sein Herz hob sich in Freude und Staunen und in Sehnsucht nach solcher Stärke, und es war ihm einen Moment lang, als müßte er diesem Vorbild nachstürmen wie einem Fahnenträger in die Schlacht. Dann aber drängte sich sein eigenes Gefühl wieder empor, das Solchem allem widerstand, und er fing an zu vergleichen, zu urteilen, an sich zu mäckeln, sein Fühlen schwächlich und zimpferlich, seinen Willen wachsweich, seine Lebens- und Widerstandskraft marklos zu finden — und mit einem Male erschien ihm Alles, was er besaß und bisher wachsen gefühlt, wertlos und fraglich, sein Streben und seine Hoffnung töricht und aussichtslos, sein ganzes Dasein nichtig, blutlos, schattenhaft, nicht nur unfähig bis zur Ohnmacht, auch unberechtigt und unwürdig durch den Wust der Hindernisse durchzudringen, aufzutauchen und sich zu entfalten.

Er blies das Licht aus, drehte sich in seinem Lehnstuhl um und drückte das Gesicht ins Polster. Lange kamen ihm immer wieder dieselben Gedanken, und über sie her lachten die weißen Zähne, die blühenden Wangen, die silberglänzenden Augen seines neuen Blutsfreundes fast wie zum Hohn, und ein Zorn und Abscheu gegen dieses Bild zuckte in ihm auf; aber es wich nicht, es lachte strahlend weiter, es sah ihn sogar einmal herzlich besorgt an und lachte dann wieder; es sprach:

„Das Alles ist ja zu nichts weiter als zum Lachen da! Du hast ja selbst gesagt, es sei Alles belanglos und töricht!"

Heinrich sprang in Zorn und Entrüstung auf, holte die Lampe vom Ofen und zündete sie an; aber es war und blieb ihm elend zu Mute, als hätt er zu viel starken Wein getrunken.

Und fast jeder Besuch Karl Notwangs hatte dieselbe Nachwirkung. Er kam nicht nur regelmäßig zweimal in der Woche, um Musik zu hören; sondern oftmals, zu jeder Tages- und Abendzeit ertönte sein Pfiff auf der Straße, er stürmte die Treppe herauf, trat mit einem Buch ins Zimmer, rief erregt:

„Du, hör einmal!" und las ein Gedicht oder eine schöne Stelle vor oder einen Gedanken, was er nun gerade vor Trunkenheit nicht für sich be-

Digitized by Google

halten konnte. Manchmal war er von einer Idee so tief getroffen und umgewühlt, daß er darauf schwor, sie werfe den ganzen Bestand des Lebens um, es sei von nun an nicht mehr möglich, im alten Trott weiterzumachen.

Einmal kam er um Mitternacht und pfiff den Freund aus dem Schlafe, nachdem er zuerst vor dem dunklen Fenster schon wieder umgekehrt, auf dem Heimweg aber doch zu der unerbittlichen Ueberzeugung gekommen war, daß der Vers wichtiger sei als der Schlaf, und daß er sich gern jede Nacht so wecken ließe. Als Heiner im Fenster erschien, trug Notwang ihm laut, daß es durch die ganze Straße hallte, einige Verse seines Lieblings Hölderlin vor, dunkle, orakelhafte des halben Wahnsinns, die er am Tage vorher mit dem Freunde besprochen, deren richtiges Verständnis ihm aber eben erst im Bett gekommen war.

„Ist's nicht prachtvoll?" rief er, „er ist halt doch der Schönste und Beste, ich könnte mich morden vor Entzücken! — Dunkel? Es ist Alles gerade so dunkel wie unser eigenes Licht. Schlaf wohl!"

Dem Heiner schlug der Frühlingsregen ins Gesicht und durchnetzte ihm kalt das Hemd auf der Brust, da rief er dem Freunde nach:

„Wart, ich werf Dir einen Schirm!" bekam aber nur ein hallendes Gelächter zur Antwort, und mußte, während er wieder in die Federn schlüpfte, selbst lachen, da er ja auch gern ohne Schirm im Regen herumlief.

Mit den andern Mitschülern verkehrte Notwang in unterschiedsloser Kameradschaftlichkeit, freundlich nnd hilfsbereit in jedem Falle, als ob es sich von selbst verstände, ging mit jedem, der sich ihm auf dem Wege anschloß, sein Stück als guter Gesell mit; näher aber kam ihm keiner. Zufällige Vertraulichkeit und Freundschaft war ihm fremd. Hingabe seines eigentlichen Fühlens und Lebens war für seine in Freiheit und Wildwuchs keusch gebliebene Natur eine Ueberwindung, zu der ihn nur der vollste, heißeste Herzschlag zwingen konnte, und nächst seiner älteren Schwester, an der er mit Leidenschaft hing, war Heiner der erste Mensch, zu dem er überfloß. Heiner fühlte und erwiderte diese seltene Freundschaft, im Grunde war er ebenso schwärmerisch erregt, bewunderte seinen neuen Freund wie einen Heros und hatte in dessen ansteckender Gegenwart Stunden, wo er jede Zurückhaltung fahren ließ und dadurch, daß er Jenem einmal mit derselben Offenheit und Wahrheit sein Gefühl erwidern mußte, beglückt war; meist aber hielt ihn ein tiefer Respekt vor der Kraft des Andern, ein Mißtrauen gegen sich selbst, ein lähmendes Bewußtsein der Ungleichheit befangen, ähnlich dem schwächeren Schwimmer, der dem stärkeren in den Strom nachzuspringen zaudert. Manchmal, wenn er durch die Erfolg- und Aussichtslosigkeit seiner Arbeitsmühe niedergedrückt, auch noch die mit allen Schwierigkeiten spielende Kraft und übermütige Sorglosigkeit Notwangs ansehen mußte, ward ihm dessen Gegenwart eine kaum zu ertragende Demütigung, er nahm sich in seinem Elend hinterher vor, den Freund um Beschränkung seiner Besuche zu bitten, und doch, wenn dieser zufällig einen oder zwei Tage ausblieb, weil er in seiner Versschmiede im Walde war, so fehlte dem Andern die halbe Lebensluft, das halbe Licht: er lief immer wieder zum Fenster und horchte nach den Schritten auf der Straße, blieb bis Mitternacht auf und wartete.

Seine Hauptfrucht dieser Freundschaft war aber doch nichts Anderes als eine Vertiefung seines schwermütigen Hauptes: hier war wieder etwas Schönes und Gutes, etwas Göttliches, für das er keine Hand, keine Kraft frei hatte, dem er nur mit schnöden Abfällen opfern durfte! Sein Lerneifer steigerte sich in dieser Zeit noch, sein Fleiß wurde verbissen und trotzig, in

Digitized by Google

etwas wie Wut gegen sich selbst zwang er sich an den Studiertisch und ließ nicht nach; aber wenn es auch in den übrigen Fächern ging, in Mathematik und den mathematischen Teilen der Physik fing er an gänzlich zu versagen, trotz aller Mühe, trotz Notwangs unermüdlicher Hilfsbereitschaft. Wie eine Säge, wenn ihre Zähne stumpf und gänzlich in die Ebene des Sägblattes zurückgetreten sind, sich im Scheite klemmt und nicht mehr vor noch rückwärts geht, so blieb er mitten in den Aufgaben stecken, wußte nicht mehr, wie er bis hierher gekommen sei, noch wie er weiter könnte, hatte plötzlich Alles vergessen, mußte von Neuem anfangen, und auch dies half nichts.

Er bekam denn auch zu Ostern ein, übrigens nicht übles, in Mathematicis aber ungenügendes Zeugnis.

Der Vater fand den Sturz von Weihnachten auf Ostern, obgleich Heiner die damals empfangene, genügende Note unverdient genannt hatte, zu schnell und tief, sah nun auch selbst wieder das leidige Repetieren bevorstehen und ließ den Sohn härter an als sonst. Er war zudem auch mit dessen musikalischer Art nicht zufrieden: hätte er mit Heiners Spiel glänzen können, so wäre dadurch Manches ausgeglichen worden; aber bei irgendwelcher öffentlichen Veranstaltung, Schulfeier oder Wohlthätigkeitskonzert zu spielen, weigerte sich Heiner in der Scheu des unfertigen, ernsten Künstlers beharrlich, und häufig kam es gerade im letzten Jahre vor, daß er auch zu Hause, wenn Freunde oder Verwandte da waren, sich nur mit Mühe ans Klavier bringen ließ, einige Takte spielte, dann nach den Zuhörenden umschaute, lächelnd sagte: „Es will nicht!“ und ohne die geringste Beschämung aufstand. Dies wurde natürlich verschieden ausgelegt; dem Vater aber, der doch nicht an Eigensinn oder Bosheit glauben konnte, machte diese mehr und mehr bevortretende, scheinbare Unfügsamkeit des Talentes, auf das der Sohn sein Leben bauen wollte, ernste, schwere Gedanken, deren Schluß jedesmal die erneute Ueberzeugung war, auf der Absolvierung des Gymnasiums, koste sie, was sie wolle, bestehen zu müssen, nicht nur, damit der Sohn nötigen Falles noch andere sichere Wege offen hätte, besonders auch, um den offenbar launenhaften, unberechenbaren künstlerischen Charakter des Jungen, so lange noch Zeit war, zu ziehen, zu regeln, an Willenszwang zu gewöhnen.

Im letzten Grunde kann kein Mensch die Echtheit, Ehrlichkeit und Unwiderstehlichkeit der Antriebe und Notwendigkeiten, denen sein Nächster, Vertrautester untersteht, gänzlich begreifen und wahrhaft würdigen, im besten Falle ist er immer noch auf viel guten Glauben angewiesen, im Zweifelsfalle aber wird er seiner eigenen Fühlung und Erfassung der Verhältnisse das Vorrecht geben: und so nützte es dem jungen Menschen nichts, daß er darauf bestand, größere Anstrengungen im mathematischen Studium seien ihm unmöglich, ja er glaube sich überhaupt an der Grenze seiner Aufnahmsfähigkeit angekommen und fühle seit einiger Zeit ein Brett vor dem Kopf, sobald er nur eine Formel höre, — der Vater sagte:

„Ich habe Dir vor ein paar Jahren unter der Bedingung, daß Du das Gymnasium absolvierst, zugestanden, Musiker zu werden. Ich hätte es gern anders gesehen, aber ich mag Dich schließlich nicht zu einem Berufe zwingen. Jeder wird von einem andern, eigenen Geiste getrieben, nach seiner Kraft zu Kleinem oder Großem, dazwischen zu fahren, wäre ein Frevel, der sich rächen müßte. Dagegen habe ich aber die Pflicht, Dich auf dem Weg zu Deinem Berufe solange zu leiten, zu halten, zu zwingen, als Du noch nicht die reife Kraft hast, Dich selbst zu halten und zu zwingen.

Digitized by Google

Was willst Du ohne Selbstzucht im Leben? Wenn Du im Konzert plötzlich zu spielen aufhören, das Publikum freundlich anlachen und sagen wolltest: ‚Geht nur wieder heim, ich bin heut nicht aufgelegt,‘ oder als Kapellmeister gleich wieder den Taktstock niederlegen und sagen wolltest: ‚Wir führen es morgen auf, falls ich dann besser dabei bin! — Wie denkst Du Dir das?“

„Das wäre nicht zu befürchten!“ sagte Heiner. „Wenn dergleichen jetzt einmal vorkommt, so liegt es einerseits an meiner technischen Unfertigkeit, die mich befangen und scheu macht, und andererseits an meiner Schulmisère, die mir jede Stimmung und Lust zerfrißt.“

„Möglich!“ erwiderte der Vater achselzuckend. „Aber eine gewisse Unfertigkeit wird wohl Jedem bis zu Ende bleiben, irgendwo fängt bei jedem Menschen die Ohnmacht an. Und dann — hoffst Du wirklich, in Deinem künftigen Leben ohne Misère durchzukommen?! Wünschst Du so etwas überhaupt? Bist Du noch so dumm und eingebildet? Sei doch überzeugt, daß kein gesunder, anständiger Mensch denkbar ist, der das Recht hätte, ohne sogenannte Misère durchzukommen!“

„So hab ich es nicht gemeint, ich fühle nur, daß ich ein anderer Mensch sein werde, sobald ich in meinem Element bin.“

„Gut, so eile Dich, hineinzukommen! Du weißt, daß Du von mir jede Hilfe verlangen kannst, Privatunterricht, was Du nur willst! Du sagst, Du kannst nicht; die Andern können doch und sind auch nicht lauter Lumina mundi. Daß Du kein sehr guter Mathematiker sein kannst, glaub ich ja von jeher, denn sonst wärst Du kein so schlechter; daß Du aber nicht das Nötigste solltest bewältigen können, das will mir nicht ein. Ich glaube doch auch, Du arbeitest nicht mit dem rechten Geist, nicht mit Sammlung; wenn Du eine oder anderthalb Stunden musiziert hast, so ist Dir der Kopf voll Musik, und die Stereometrie muß natürlich zu kurz kommen. Ich erwarte nun von Dir, daß Du im nächsten Vierteljahr an Schultagen keine Saite anrührst und keine Taste!“

„Vater —!“ rief Heiner entsetzt und war ganz blaß.

„Dein Erschrecken,“ fuhr der Vater fort, „beweist, daß ich Recht habe, daß die Musik bei Dir zu viel Raum einnimmt, für jetzt wenigstens. Es kommt nur auf den Versuch an, nach einigen Tagen geht es ganz gut und am Ende bist Du froh daran.“

„Aber, Vater!“ sprach Heiner mit ängstlichen, seltsam kindlichem Ton und Blick. „Es ist ja ganz anders! Ich bin aufmerksam in der Schule und dann, wenn ich heimkomme, so müde, daß ich nichts lernen könnte; hab ich dann eine Stunde gegeigt oder Klavier gespielt, so bin ich wieder frisch wie ausgeschlafen. Glaub mir doch, Vater, es ist kein Zeitverlust, im Gegenteil! ohne Musik kann ich nicht sein, das sag ich frei; aber mein Lernen ist darum noch nie zu kurz gekommen. O Vater, Vater, verlang das nicht von mir! es ist mir gerade, als sollte ich unter den Recipienten der Luftpumpe sitzen! Ohne Luft kann ich nicht leben. — — Ohne Musik? — ohne Musik —?!“ setzte er noch klagend und kopfschüttelnd hinzu.

‚Da haben wir's!‘ dachte der Vater; ‚genau wie seiner Zeit bei mir!‘ und war von der Zweckmäßigkeit seines Verlangens nun erst recht überzeugt. Er bedachte nicht, daß *sein* Musizieren Passion gewesen war, als Passion hatte ausarten und wuchern können und auch wieder als Passion sich hatte abthun lassen; daß hier dagegen die Musik der eigentliche Lebenstrieb war, und überdies ein schöpferischer Trieb, für welchen Ausspannung und Ruhe, Abwechslung und Gegengewicht Gesundheitsbedingungen sind und sich unwillkürlich erfüllen, und daß ja Heiners musikalisches Treiben

Digitized by Google

nie hastig oder maaßlos gewesen war. Er nickte bedächtig mit dem Kopf und sprach:

„Vorhin meintest Du, die Schulmisère zerfresse Dir oft die Lust und Stimmung zum Musizieren; ich gebe es zu, bin aber überzeugt, daß Dir ebenso die Musikmisère die Lernlust zerfrißt. Nehmen wir also auch das umgekehrte Mittel, helfen wir auf dieser Seite durch Weglassen der Musik, wie wir auf der anderen, hoffentlich recht bald, durch Weglassen der Schule helfen werden! — Wir wollen nun aber nicht weiter darüber reden! Ich glaube, das ist der rechte Weg."

Heiner setzte sich blaß auf einen Stuhl an der Wand und sagte nichts.

Nach einer Pause trat der Vater hinzu, faßte ihn mit der Hand am Kinn, hob ihm das Gesicht empor und fragte mit weicher Stimme:

„Heinrich, kannst Du denken, ich wollte Dich quälen? — Nur helfen möcht ich Dir!"

Der Bursch sah ihn trostlos und abwesend an und schüttelte mechanisch den Kopf. Nein, das dachte er nicht, er dachte überhaupt nichts als: ‚keine Musik, keine Musik!' und er fühlte zum ersten Mal in seinem Leben die Teilnahme seines Vaters nicht und fühlte nur etwas Fremdes ihn zwingen.

Abends kam Notwang, der schon Tage lang den Freund bestürmt hatte, mit ihm in die Ferien zu fahren, und bat ihn nochmals, wenigstens zu den Feiertagen hinaufzukommen; aber ob er ihn auch mit den schönsten Plänen lockte und ob Eltern und Schwester mit zureden halfen, Heiner hatte schon die Tage her stets in einer seltsamen Scheu abgelehnt nnd blieb dabei. Notwangs Heimat war ihm aus dessen Erzählungen so vertraut wie des Odysseus Palast auf Ithaka, wie Robinson's Insel, wie Dornröschen's Schloß — — aber was sollte er dort?! Er wußte sich selbst nicht zu sagen, warum er denn nicht hinsollte, er fühlte nur ein schüchternes, bängliches, ahnungsvolles Widerstreben, schützte seine schlechte Stimmung und die Notwendigkeit der Arbeit vor und schlug ab.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Englische Erfolge.

Von **Max Meyerfeld.**

„In diesen schlechten Tagen kritisierender und zersplitternder Journale", wie Goethe einmal zu Eckermann bemerkt, hat sich kürzlich der englische Schriftsteller Arthur Symons, der eine Studie über den Symbolismus in der Literatur schrieb, baß verwundert über die Fülle der Erfolge, die er im Anhang eines Buches aufgezählt fand. Da waren nach beliebtem Verfahren, das leider auch auf dem Kontinent längst Bürgerrecht erworben hat, die Preßstimmen zum Ruhme der Autoren vereinigt: so ziemlich alle neuen Erscheinungen wurden hier auf die eine oder andere Weise als Meisterwerke eingeschmuggelt und empfingen den schwarz-weißen Unsterblichkeitsstempel. Symons, der doch mitten im literarischen Getriebe steht und den Jahrmarkt des belletristischen Lebens kennt, konnte es nicht fassen, daß gleichsam hinter seinem Rücken der Tagesware der Paß für die Ewigkeit ausgestellt ward. Er hatte von all diesen überschwänglich gepriesenen Büchern kaum mehr als den Titel vernommen; während er sie schon mit einem Fuße im Reich der Makulatur wähnte, mußte er staunend gewahren, welchen Erfolg sie angeblich bei den Zeitgenossen eingeheimst hatten. Zum Glück bemißt auch der englische Kritiker ernsten Gepräges den Wert eines literarischen Werks weder nach der Reklame der Verleger noch nach dem Beifall seiner Mitbürger. Wir würden mit den beiden Faust-Versen: „Was glänzt, ist für den Augenblick geboren; das Echte bleibt der Nachwelt unverloren" rasch zur Tagesordnung übergehen.

Freilich, der ephemere Erfolg spielt in England eine weit bedeutendere Rolle als bei uns, eine Rolle, von der wir uns einstweilen wenigstens noch keine Vorstellung machen können. Großbritannien nimmt eine Art Mittelstellung zwischen der alten und der neuen Welt ein; es steuert immer mehr in das Fahrwasser des amerikanischen Systems. Es ist auf dem Wege, ein Schlaraffenland für die dicksten Schlaraffen der Feder zu werden. Lesefutter, das im Handumdrehen zu einer Auflage von —zigtausend Exemplaren anschwillt, setzt kaum noch in Erstaunen. Addison's frommer Spruch:

„'T is not in mortals to command success,
But we 'll do more, Sempronius; we 'll deserve it"

steht nicht mehr im Stammbuch der Romanschreiber. Sie siegen oder sterben mit dem Feldgeschrei: Le public le veut!

Das englische Publikum ist Alleinherrscher, Autokrat. Die Kritik kann wohl, obgleich ein Buch der Menge gefällt, kein gutes Haar daran lassen, aber sie vermag nicht, wenn sich die Menge (meistens aus rein stofflichen Gründen) ablehnend verhält, trotzdem einen Erfolg durchzudrücken. Um ein einziges Beispiel anzuführen: von

Digitized by Google

Ibsen wendet sich der Durchschnittsengländer, der Thomas Hardy vielleicht noch zu würdigen weiß, mit geheimem Grauen ab. Alle Versuche, die die literarischen „upper ten“ (es sind wirklich eher zehn als zehntausend) unternommen haben, um dem Magus aus dem Norden auf dem Inselland Stimmrecht zu verschaffen, haben nur zu einem beschleunigten Rückzug der Zehntausend geführt; die guten Uebersetzungen, für die sich Männer wie William Archer und Charles Herford verwandt haben, sind auf unfruchtbaren Boden gefallen. Was Wunder, daß die Kritik, des langen Kampfes müde, bei solchen Zuständen, ich möchte nicht sagen: zum Helfershelfer des Publikums geworden ist, aber doch meist an einem Strange mit ihm zieht? In der That ist sie nur zu häufig ein Echo der öffentlichen Meinung, erblickt bisweilen sogar ihren Beruf darin, das Volksvotum zu bekräftigen, so daß die Männer, auf deren Urteil in künstlerischen Dingen Verlaß ist, an den Fingern einer Hand hergerechnet werden können. Der insulare Geschmack weicht nicht nur, soweit die Zunge in Betracht kommt, erheblich von dem europäischen ab. Ein Volk, dem Alfred Austin als poeta laureatus geboten wird, darf seinerseits der eifernden und geifernden Marie Corelli die Palme reichen: eine komische Figur als Hofdichter, eine Dame mit tragischen Allüren der Liebling des Volks und der Günstling der verstorbenen Königin. Zwischendurch schreiben indes auch Charles Swinburne, George Meredith, Thomas Hardy, Rudyard Kipling und der verfehmte George Moore in englischer Sprache.

Der Kontinent ist gegen britische Erfolge mißtrauisch geworden, nicht erst seit den Pyrrhussiegesnachrichten aus Südafrika. Das made in England unter der Schutzmarke der Leier ist im Kurs beträchtlich gesunken. Seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts ist der Stillstand und dann gewaltiger Rückschritt erfolgt. Der alternde Goethe konnte sich noch an dem Glanze eines Sterns der höchsten Höhe erfreuen, redete sich trotz der Verschiedenheit der Temperamente, was er bei Heinrich von Kleist nicht vermochte, in wahre Begeisterung für Lord Byron hinein und hob mit Recht hervor, was bis zum heutigen Tage Giltigkeit bewahrt hat, daß wir seine Verdienste vielleicht besser zu schätzen wissen als die Engländer selbst. Goethe wurde für Byron, was Carlyle für Goethe. Und auch Walter Scott erhielt von ihm den Geleitsbrief; fast übertrieben klingt uns heute, da der historische Roman sozusagen von der Bildfläche verschwunden ist, das Lob, das er dem Schloßherrn von Abbotsford spendet: „Da ist freilich alles groß, Stoff, Gehalt, Charaktere, Behandlung, und dann der unendliche Fleiß in den Vorstudien, sowie in der Ausführung die große Wahrheit des Details!“ Noch bei Friedrich Nietzsche treten die Spuren dieser Hochachtung hervor; im ersten Band der Briefe äußert er sich: „Wenn ich ermattet bin, liest mir meine Schwester etwas Walter Scott. Allergrößte Bewunderung für Robin den Rothen!“ Nach dem kontinentalen Siegeslauf des Ivanhoe-Dichters mußte eine singuläre Erscheinung kommen, die aus dem phantastischen Reich der Vergangenheit in die rauhe, ja brutale Wirklichkeit der Gegenwart einlenkte, doch nicht, ohne noch durch Gefängnisfenster einen Ausblick auf ein sonniges Himmelsfleckchen zu verstatten. Charles Dickens umspannte die Menschheit mit der Eisenklammer des Mitleids; er ließ wie Keiner vor ihm die Mühseligen und Beladenen zu sich kommen; er mischte eine handgreifliche Tendenz mit einer kräftigen Dosis volkstümlichen Humors und verzuckerte so die bittersten Pillen. Dann ließ Thackeray die Glöcklein seiner Schalkskappe erklingen und erntete für „Vanity Fair“ durch den ausgesprochen lehrhaften

Digitized by Google

Zug allgemeinste Bewunderung. Was sonst zu uns herüberdrang, von „Enoch Arden“ abgesehen, vermochte dagegen nicht mehr Fuß zu fassen, obwohl ein Troß von Dolmetschen bereit stand. Vor wenigen Jahren endlich wurde Kipling durch ein äußeres Ereignis sehr vorübergehend in den Blickpunkt des Interesses gerückt: ein „Run“ auf die Leihbibliotheken fand statt.

Das wäre etwa in knappsten Strichen eine Skizze der englischen Invasion von Byron bis auf unsere Tage. Wir können mit dem Ergebnis zufrieden sein; denn wenn wir die umgekehrte Probe anstellen, wird sich auf unserer Seite ein erklecklicher Überschuß zeigen. Der Engländer trägt nicht sonderlich Verlangen, den überschwemmten Markt durch Importartikel zu bereichern und für die „homespun“ Dichtung die Gefahr des Vergleichs heraufzubeschwören.

Es wäre verlockend und aufschlußreich, hier eine Liste derer anzufügen, die nicht auf fremden Boden verpflanzt werden konnten oder dort infolge ihrer ausgeprägt insularen Eigenart verkümmerten; bei Robert Browning, der sich bislang gegen alle Versuche gesträubt hat, zu verweilen; und am Beispiel Alfred Tennysons darzuthun, wie sich der Geschmack zweier Völker in verschiedener Richtung äußert. George Eliot, die das Entzücken der sechziger und siebziger Jahre bildete, Spielhagens bewährtes Versuchsobjekt, müßte uns von einem beherzten Uebersetzer erst wieder mundgerecht gemacht werden, wenn sie auf unsere Zeit mit gleicher Stärke wirken sollte. Auch George Meredith und Thomas Hardy bedürften eines Mannes, der zwei Sprachen mit gleicher Vollendung handhabt; einstweilen sind bei uns kaum mehr als ihre Namen bekannt. Und doch hat Zola nie eine Situation geschaffen wie die am Eingang von „Jude the Obscure“, da der arme Bäckerlehrling sehnsuchtsvoll in der Dämmerung nach der Lichterstadt Oxford hinüberblickt: zugleich ein Symbol für den regen Bildungseifer der unteren Klassen in England.

Was thut's? Die Unkenntnis schmettert den Satz hinaus, England spiele im literarischen Völkerconcert nicht mehr mit. In der Lotterie der europäischen Bühne ist es allerdings eine Niete. Aber vom Roman sollte man doch mit Rücksicht auf die Leistungen im eigenen Lande weniger verächtlich sprechen. Rudolf Kaßner, der in seinem blendenden Buche „Die Mystik, die Künstler und das Leben“ (vielleicht ist es auch ein klein wenig Blender) den Stil mit der Laterne suchen ging, hielt sich für befugt, über den deutschen Roman das scharfe Urteil zu fällen: „Die Romane, die jetzt — nach dem Tode Fontanes — erscheinen, kann man meistens ihrer absoluten Stillosigkeit wegen nicht lesen.“ Der vielgepriesene Dienstboten-Roman „Das tägliche Brot“ von Clara Viebig wurde zwar allenthalben mit Octave Mirbeaus „Journal d' une femme de chambre“ verglichen, rein äußerlich der Stoffähnlichkeit wegen, aber Niemand hat, soviel ich sehe, auf George Moores „Esther Waters“ hingewiesen; an deren tragische Höhe reicht die Mine Heinze der Frau Viebig nicht heran. Und ebenso ist die Parallele zwischen Wassermanns „Renate Fuchs“, die man als ersten deutschen Roman nach „Effi Briest“ begrüßt hat, und desselben George Moore „Evelyn Innes“ nur von einem einzigen Belesenen gezogen worden. Ich weiß nicht, ob es uns danach wohl ansteht, die englische Produktion gänzlich mit Stillschweigen zu übergehen oder in Bausch und Bogen abzuurteilen. Freilich, das mag rückhaltlos eingeräumt werden, daß die moderne französische Romanliteratur in ihrer Mannigfaltigkeit für den Betrachter ergiebiger und ihm wohl auch leichter zugänglich ist, während er sich bei der englischen durch einen Urwald von Gestrüpp und Schlingpflanzen hindurchzuarbeiten

Digitized by Google

hätte. Aber war das Steigen besonders mühevoll, so ist es nachher doppelt erquicklich, sich in reiner Höhenluft gesund zu baden. Auf den Wiesen von South-Wessex, wo Tess of the d'Urbervilles ihr beschwerliches Tagewerk verrichtet, weht köstlich frischer Balsam . . . .

Von hier bis zu den beiden novellistischen Erzeugnissen, die letzthin einen außergewöhnlichen Tageserfolg davongetragen haben, ist ein Abstieg in die Tiefe mit Siebenmeilenstiefeln. Trotzdem haben sie in ihrer Eigenschaft als geistige Nahrung für viele Zehntausende ein Recht auf Beachtung, sei es auch nur, daß sie in ihrer Hohlheit aufgedeckt werden. Das Geheimnis ihrer Wirkung liegt weder in den literarischen Qualitäten noch in dem von einem Handwerker der Schriftstellergilde empfohlenen Schiboleth der Unverfrorenheit. Sie bewegen sich in den ausgefahrensten Geleisen. Sie bringen dem Leser nicht den äußeren Reiz einer neuartigen Handlung noch den inneren einer zergliedernden Charakteristik. Sie heischen kein bestimmtes Maß von Geduld, sondern können oder wollen eßlöffelweise genossen werden. So schmeicheln sie der Kurzatmigkeit der Zeit, die den Dreibänder längst in die Rumpelkammer geschickt hat und jetzt auf dem Wege zu sein scheint, das feste Gefüge des Romans zu sprengen, um sich ungezwungener im Zickzack der „short story" ergehen zu können. Nur so erklärt sich die augenblicklich herrschende Vorliebe für Briefsammlungen, die plötzlich mit der Heftigkeit der Pilze nach dem Regen emporgeschossen sind. Sie bedeuten den Untergang der geschlossenen Handlung, die Auflösung einer Partitur in lauter Arien. Infolge ihrer Weitmaschigkeit bieten sie eine bequeme Handhabe zu müßigem Fabulieren, worin sich Laurence Sterne gefiel, oder zu lyrischen Einlagen, wodurch der „Werther" seine Zeit ergötzte. Die Briefsammlung als Roman ist eine ewige Digression.

„An Englishwoman's Love-Letters" (Einer Engländerin Liebesbriefe) sind keine neue Variation über das alte Thema von entzwei gebrochenen Herzen. Das Stoffliche ist ausgeschaltet, und man kommt doch nicht daran vorbei. Schon das Vorwort kokettiert mit dem Reiz des Geheimnisvollen. Eine Verlobung wird plötzlich gelöst. Das Warum bleibt als Stachel zurück. Der Leser braucht von Haus aus wenig Veranlagung zur Neugierde zu besitzen; hier wird er sich allemal in Mutmaßungen ergehen. Er wird sich seinen Vers machen, warum dem armen, schuldlosen Mädchen trotz aller Bitten der Grund nicht mitgeteilt wird. Nicht mitgeteilt werden kann? Nein — das Verschweigen ist manchmal das Gegenteil von Zartgefühl, ist es in diesem Falle. Die Engländerin ist wirklich keine Sieglinde-Natur; und ihr Bräutigam, der Typ des Wald- und Wiesen-Engländers, wird nicht wie der Urlauber-Florian im „Schandfleck" behaupten wollen, seine Seel' sei ausgerenkt. Man hat diese Verwandtschaftshypothese angefochten, sie für eine ansteckende Krankheit erklärt: es ist so namenlos unwesentlich. Wie wenn Einer den Briefwechsel Goethes mit Charlotte v. Stein nur im Hinblick darauf lesen wollte, daß diese Frau die Mutter mehrerer Kinder war. Die Hauptsache bleibt: das Stoffliche triumphiert. Und da die Leute schon beim Rebusraten waren, zerbrachen sie sich gleichzeitig die Köpfe darüber, wer wohl die Verfasserin sein könne. So wurde die Teilnahme abgelenkt — und die Masse geködert.

Von hier datiert die Aera der Liebesbriefe. Die portugiesische Nonne, Marie Baschkirtseff, George Egerton schlangen den Reigen. „An Englishwoman" war der Start. Leider sind die Briefe nicht einmal spezifisch englisch, wie der Titel erwarten ließe. Die Psychologie der englischen Liebe könnte entrollt werden.

Digitized by Google

Don Juan und Haidee verständigen sich zwar auch ohne Sprache nur durch den Mund, aber in der Liebe haben die Völker gleichfalls ihre eigenen Lexika. Mehr als das ethnographische fällt das künstlerische Manko ins Gewicht. Nirgends wird die Briefform als wahre Kunstform gehandhabt. Die 86 pathetischen Ergüsse gehören zu der verbotenen Gattung des Langweiligen. Nur das Mitleid mit der Schreiberin, die ein Blitz aus heiterem Himmel trifft, hält uns eine Weile fest. Liebesbriefe können mannigfache Gefühle wecken: Leidenschaft, Freude, Stolz, Neid, Eifersucht; Mitleid sollten sie niemals erregen.

Waren es hier die unbekannte Verfasserin und die pikante Einkleidung, die dem Publikum zu schaffen machten, so that es ihm in „The Visits of Elizabeth" (Elisabeth auf Besuch) der pikante Stoff und die Persönlichkeit der jugendlichen Verfasserin Elinor Glyn an. Die Entstehungsgeschichte dieses Buchs ist lehrreich, weil sie zeigt, wie sich ein Erfolg an den andern hängt und aus zweien ein dritter herausgesiebt werden kann. Elizabeth stammt natürlich aus den Tagebuchblättern der Gräfin Arnim: der Name ist in frischer Erinnerung. War dort Deutschland als Schauplatz gewählt und die Gegenüberstellung deutschen und englischen Wesens zum komischen Relief benutzt, so wird hier der Abwechslung halber Frankreich herangezogen und aus der Vergleichung der verschiedenen Landesbräuche oberflächliche, aber dankbare Wirkung geschlagen. Die Briefform hat gewiß unsere „Englishwoman" hergegeben. Wiederum der Abwechslung halber sind sie diesmal nach Hause an die Mutter gerichtet. Also: Elizabeth, eine siebzehnjährige Ingénue — eine letzte degenerierte Anverwandte Becky Sharps — löst sich ein Rundreisebillet, um ihren hochwohlgeborenen Sippen und Magen Antrittsvisiten abzustatten und dabei einen Blick in die vornehme Welt zu thun. Barone, Baronessen, Marquis, Gräfinnen, Leutnants, Lords, Ladies, ja ein leibhaftiger Herzog, und eine jüdische Familie, ehedem bloß Hart, jetzt Hartley, bilden den täglichen Umgang der höheren Tochter, die mit der Zofe Agnes und einem wohlequipierten Kleidermagazin allerwärts ihre Aufwartung macht. (Es ist schwer zu entscheiden, was die englische Leserin mehr in Entzücken versetzt: die adlige Gesellschaft oder die Toilettenfülle.) Elizabeth kehrt den Herren gegenüber die Unschuld des Backfischs hervor; obwohl sie ihr nach Kräften nachstellen, was sie mit einer halben Bitte-noch-mehr-Miene geschehen läßt, ist sie doch besser auf sie zu sprechen als auf die Damen, weil sich diese nicht entblöden, ihr die Kleider nachzuäffen. So ereignet es sich, daß sich das Luderchen, wie Goethe sagen würde, ohne viel Federlesens nach vorausgegangenem emsigem Flirt mit Lord Harry Valmond verlobt. „Und ich weiß wirklich nicht, wie es kam, ich war so aufgebracht über den scheußlichen Lord Doraine, daß Harry mich zu trösten versuchte, und wir versöhnten uns, und — er küßte mich wieder — und hoffentlich bist Du nicht sehr böse, Mama; aber jedenfalls war ich diesmal keineswegs ärgerlich. Und ich dachte, er wäre in Mrs. Smith verschossen; aber nein, in mich. Und wir sind verlobt. Und Octavia wird Dir schreiben. Und ich hoffe, Du hast nichts dagegen. Und die Post geht, daher Schluß." In dieser saloppen, ja mitunter schnoddrigen Weise berichtet der Wildfang der daheim sitzenden Mutter; Elizabeth entpuppt sich — horribile dictu — als eine Base der Berliner Range.

„Alles Erlebte wird erst was durch den, der es erlebt." Durch die ungeschminkte Darstellung erlebter oder erschauter Dinge könnte diese Briefsammlung ausgezeichnet sein. Denn die Dinge an sich, wie schon der junge Fontane erkannte,

Digitized by Google

sind gleichgiltig; ob die Franzosen von der Badegelegenheit wenig Gebrauch machen, bei Tische ungebührlich laut mit einander plaudern, ob die deutsche Gesellschaftsdame beständig „Ach!“ stöhnt, läßt uns völlig kalt, da sich die Persönlichkeit, die diese Beobachtungen aufzeichnet, nicht erschließt. Es fehlt ihr an der Gabe des Erlebens. Ebensowenig besitzt die Correspondentin die Gabe des Sehens. Das alles könnte mehr oder minder aus Reisehandbüchern entlehnt sein. Anfänglich werden einige pikante Abenteuer angedeutet, dann nimmt die Toilettenfrage überhand, schließlich taucht sogar das Gespenst der Langeweile auf. Auf jeder Seite müssen wir uns aber doch sagen: so schreibt keine junge Dame von siebzehn Lenzen und so benimmt sich keine junge Dame von siebzehn Lenzen, die ihr sog. Début in der Gesellschaft giebt.

Beide Briefsammlungeu sind einer Meute von Parodisten zum Opfer gefallen. Die Adressaten kommen zu Wort. Der Bräutigam der Engländerin schüttet sein Herz aus, oder die kokettere Mutter der koketten Tochter vergnügt sich auf ihre Art in Luzern und im Carlton Hotel. Diese Parodien glänzen zwar nicht durch literarische Ambitionen, aber ich finde sie amusanter als die Originale. Der spaßhafte Mr. Barry Pain meint zu seiner eigenen Rechtfertigung: Dienstboten zerbrechen immer nur kostbare Gegenstände; manchmal indessen erleben wir die Freude, daß auch ein Gegenstand, der uns längst ein Dorn im Auge war, auf diese Weise zu Schaden kommt. Wenn wir hinterher schimpfen, verbergen wir damit nur die innere Genugthuung.

Nach diesen beiden Erfolgen populi gratia gewährt es doppelte Befriedigung, von einer künstlerischen That zu sprechen. Ich meine das Drama „Herodes“ von Stephen Phillips. Der Vergleich mit Hebbel, der uns so nahe liegt, sei willig unterdrückt. Wir wollen einen Neuling nicht nach dem beurteilen, was er nicht gekonnt hat, sondern ihm Dank wissen für das, was er geleistet hat.

Seine Technik verrät dem Kundigen sogleich, daß dieser Mann im Bereich der Bühne zu Hause ist. Er hat als Schauspieler von der Pike auf gedient, ehe der Ehrgeiz der Produktivität in ihm erwachte, und hier jene unentbehrliche Kenntnis erworben, die dem englischen Theater die schönsten Früchte beschert hat. Die Art, wie er eine große Tragödie gleichsam spielend in drei verhältnismäßig kurzen Akten meistert, verdient uneingeschränkte Bewunderung. Da ist kein Satz überflüssig, kaum ein Wort zur Ausschmückung des Verses von nöten. Die Ereignisse folgen sich Schlag auf Schlag. Zeit und Raum sind so unreal wie möglich behandelt. Alles ist aufs engste zusammengedrängt, nur dem Gesetz der dramatischen Einheit unterworfen. Kein Moderner hat sich je bewußter an die Shakspere'sche Primitivität angelehnt, ist kühner über die Forderungen des Raums und der Zeit hinweggeschritten. Der Schauplatz, ein Audienzhalle für Alle und Alles, erleichtert das Verfahren. Die Personen kommen und gehen nach Herzenslust. Bisweilen wird das aller Motivierung spottende Prinzip fast bis an die Grenze der Lächerlichkeit getrieben; etwa in des zweiten Akts vorletztem Auftritt: Wer kann der Königin verraten haben, daß sie unters Schwert gestellt ward? Nur Sohemus. Herodes hat den Namen noch nicht recht ausgesprochen, da stürzt der Schuldige, zu Tode getroffen, herein; seine letzten Worte: „Vergieb mir, Herodes“ sind Beweis genug. In der Bewältigung und Führung der Handlung liegt des Engländers Stärke.

Nicht in der Charakteristik. Auf Herodes allein concentriert sich sein Be-

Digitized by Google

mühen. Hebbel schob, wie ehedem Genoveva, Mariamne in den Vordergrund; bei Phillips bleibt sie im Schemenhaften stecken, damit Herodes' Tyrannentum umso eindringlicher dargestellt werden kann. Tamerlanartige Züge fließen mit ein. Er ist der siegbegehrliche Herrscher, der liebende Gatte. Die Sorge um das Staatswohl verlangt von ihm ein Opfer, gegen das sich seine Liebe vergeblich aufbäumt. Aristobul, Mariamnens verhätschelter Bruder, muß aus dem Wege geräumt werden. Widerwillig giebt das Oberhaupt Judäas seine Zustimmung zu dem Meuchelmord. Er weiß, daß er sich selbst damit trifft. Denn hier ist die Stelle, wo er sterblich ist. Mariamnens Abneigung erträgt er nicht; er verliert die Herrschaft über sich selbst und erteilt den Befehl, sie zu töten. Die Schwingen des Wahnsinns rauschen über ihm. Der Anblick der Leiche läßt ihn in einen Starrkrampf verfallen. Als Chor in der Einzahl beschließt der Arzt die Tragödie:

„Mir scheint es, wer die Welt umklammern will,
Das Königtum, die Herrschaft und den Ruhm,
Der muß mit tiefster Seelenpein bezahlen —
Ein Sühnegeld an Gott für kurzen Glanz —
Und büßet so wie dieser starre König
Den äußren Sieg mit innerem Verlust."

Die Sprache des Stücks ist von heimischen Beurteilern überschwänglich gepriesen worden. Mir scheint sie zu mathematisch abgezirkelt, zu erklügelt, nicht frei genug quellend. Am meisten erinnert sie an die Glätte des alternden Tennyson. Der melodische Fluß der Blankverse wird zu oft durch den zerhackten Dialog unterbrochen. In dem Liebesdrama „Paolo und Francesca" erklang die Musik der Sprache in reinerer Tonart. Denn Stephen Phillips' wahre Begabung, darüber kann füglich kein Zweifel obwalten, liegt auf lyrischem Gebiet. Die Schönheit seiner schluchzenden Liebesgedichte, in denen sanfte Schwermut durchsickert, hat er nicht wieder erreicht. Und „Marpessa" erstrahlt nach wie vor in alabasterhafter Glorie.

Doch die Engländer freuen sich des neu erstandenen Dramatikers und jubeln ihm zu als dem Prinzen, der das Dornröschen der Bühnenkunst aus jahrhundertelangem Schlafe wachgeküßt hat. Heil ihm und ihnen!

Der Ruhmestitel eines „Shakspere up-to-date" ist ihm gesichert.

Digitized by Google

Im Palazzo Pitti.

Von **Emil Schaeffer.**

II.

Bei den Mediceern hörte die Liebe zur Kunst an den Landesgrenzen nicht auf. Wer ihrem Dasein festliches Gepräge gab, im Bilde zeigte, wie der Mensch, über sich selbst hinauswachsend, zu einer höheren Gegenwart gelangen könne, wer durch fürstliche Eleganz auch nur den Schein, den Abglanz wahrer Größe borgte, — er war willkommen. Darum ließen sie die Plafonds ihrer Säle von den pompösen Malern des Barock schmücken, darum liebten sie die Venezianer und Raffael.

Noch Perugino, der Lehrer des Urbinaten, macht in diesen Räumen keine gute Figur, erinnert an den Provinzialen in der großen Stadt. Tugenden und Vorzüge von Menschen und Kunstwerken sind nur relativ; wie anders würde seine Grablegung im schweigenden Dämmern einer Kirche, in der weltverlorenen Einsamkeit einer Kapelle wirken! Denn Perugino ist nicht der religiöse, aber der Kirchenmaler par excellence.

Vor dem Pathos Botticellis mochte die thränenselige Andacht des gewöhnlichen Kirchenbesuchers sich klein und schwächlich fühlen; bei Giovanni Bellini wiederum ließ Marias Feierlichkeit, der Ernst all' dieser strengen Heiligen kein herzliches Verhältnis zwischen dem Betenden und den Himmlischen aufkommen, ihm fehlte der Zugang zur Welt des Bildes; ihre Bewohner würdigten den Flehenden keines Blickes. Vor Peruginos Gemälden ließ sich's besser knieen. Seine Madonna ist taubensanft und gütig, ein Kind des Volkes und versteht seine armen Schmerzen, und was in einer Galerie an seiner Grablegung störend und aufdringlich scheint, der ständige Connex zwischen Bild und Betrachter, — er gerade mußte Perugino alle erbauungsbedürftigen Gemüther gewinnen. Sorgsam hüllen die Getreuen Christi Leichnam in weiße Linnen, klagend zeigen sie einander die Nägel des Kreuzes, — und schielen heimlich aus dem Gemälde heraus; Josef von Arimathia wendet sich geradezu an's Publikum. Vielleicht klingt darin eine alt-umbrische Neigung zu Dialogen nach. Schon zweihundert Jahre vor Perugino schilderten die Franciscaner-Poeten, z. B. Jacopone da Todi, das Leiden des Heilands in Wechselreden; auch der Leser, besser wohl der Zuhörer, wird häufig direkt angesprochen:

Or esgu ardate, crudei peccatore,
Co dura morte fe Cristo per noie.
Chè lo suo corpo si fo forte frustato,
De corona de spine si fo encoronato . . .

Auch an Savonarolas Auftreten könnte man bei dem agitatorischen Charakter dieser Grablegung denken. Perugino malte sie zu Florenz, im

Digitized by Google

Jahre 1495, da der Dominicaner fast unumschränkte Macht über die Seelen hatte. Die Pietà ward zum bevorzugten Thema seiner Anhänger. Michel-Angelo und Botticelli, Filippino und Giovanni della Robbia, jeder komponierte in seiner Weise die Trauersymphonie auf den Tod des Erlösers. Auch Perugino. Er war immer lau im Glauben und starb im Verdachte des Atheismus. Ob Fra Girolamos Donnerworte ihn damals aus seiner geschäftsmäßigen Sentimentalität zu echter Religiosität aufgegeißelt hatten, ob der allzeit Kluge sein Talent achselzuckend in den Dienst einer gerade herrschenden Mode gestellt, — wer mag dies heute entscheiden? Michel-Angelos einsame und schweigende Tragik, das leidgequälte Stöhnen Botticellis, sein furchtbarer Schrei aus tiefster Seele heraus, — all' dies war Perugino fremd. Genug, daß sein gewohntes Pianissimo des Empfindens zu einem klangreichen Mezzo-Forte emporschwillt, die ruhige Contemplation durch Handlung und Bewegung ersetzt, der allzu süße Lyriker beinahe zum Epiker wird. Die schwere Thräne, die Marias Augen entrollt und Rogier van der Weyden wohl gefallen hätte, jener traurige Blick, den die schmerzensreiche Mutter auf den Sohnesleichnam heftet, eine so unsagbar rührende Gestalt wie die Schwester des Cleophas, die vor dem Toten verzweifelt die Arme breitet, die schwermüthige Landschaft endlich, deren Flüsse müde dahin schleichen, die Thürme und Kuppeln, um die geisterhaft die Dämmerung webt, — nichts von all' dieser Schönheit gelang Perugino zum zweiten Male. Die künstlerische Höhe dieser Pietà erklomm er nimmer wieder, und den Mann, der sich schließlich so trivial und schwächlich kopierte, wie er's in seiner „Anbetung des Kindes" gethan, konnte ein Michel-Angelo auf offenem Markte ruhig als „goffo" dem Spott der Jugend preisgeben.

* * *

„Wie denken Sie über Raffael?" Man veranstaltet in unseren Tagen so viele Enqueten, interviewt alle möglichen Leute über die unmöglichsten Dinge; warum legt man den „Intellektuellen" diese Frage niemals vor? „Lieben Sie Raffael?" „Ja". „Warum?" „Lieben Sie Raffael?" „Nein". „Warum?" . . . Die Begründungen der Antworten müßten dann verglichen, Art und Wesen derer, die sie gaben, in Betracht gezogen werden; so könnte man einen interessanten Beitrag zur Psychologie unseres Kunstempfindens erhalten. Die Menschen von heute leiden am Leben, und manche flüchten vor seinen Problemen, vor dem Schrei hungriger Massen, vor dem Stampfen der Maschinen in die schweigende Welt der Vergangenheit. Auch den anderen, die muthig den Kampf aufnehmen, ist das Leben ein Compliciertes, Wirres und Verwirrendes, ein Vielfältiges. Raffael war „einfältig". Kunst und Leben, Antike und Christenthum; an diesen Gegensätzen haben vor und nach Raffael die Größten oft tief und schmerzlich gelitten; ihm bedeuteten sie nur verschieden geartete Theile jener Schönheit, von der seine Seele voll war; in den Dingen fand er sie niemals rein und vollkommen, darum formte er sie, gemäß der „Idee", die von jedem Dinge in seiner Seele wohnte. Raffael war der spätgeborene Erbe einer reichen Cultur; das drückte ihn jedoch niemals quälend nieder; er mußte viele Entwickelungen durchmachen, — gelitten aber hat er nie daran. Der träumerische Knabe mit dem zagen Empfinden der Umbrier stand in Florenz bewundernd vor der Mona Lisa und reifte an Fra Bartolommeos großer Linienſprache; in Rom lernte er von Sebastiano del Piombo die Farbenseligkeit der Venetianer, Michel-Angelos leidende Titanen öffneten dem

Digitized by Google

Staunenden endlich den Blick für Abgründe, die er vordem nie geahnt. Stets war er fremder Anregungen voll; die anderen wiesen ihm Probleme, aber Raffael löste sie; er war es immer, der das letzte, das entscheidende Wort sprach; das meiste, was er schuf, ist schlechthin vollendet, von jenem süß-geheimnisvollen Glücksgefühl, jenem „Ueber dem Leben Schweben", von jener schöneren Gegenwart, für die uns eben nur eine Bezeichnung gegeben — raffaelesk.

* * *

Der Palazzo Pitti lehrt Raffaels Werden und Wachsen gut verstehen. In der nur ganz wenig lionardesken „Madonna del Granduca" erscheint er noch als Urbinate, als Kind Umbriens, aber schon wie ein höherer Perugino. Die Madonna hält, gleich den meisten Marien Raffaels, eine glückliche Mitte zwischen Himmel und Erde, concreter gefaßt, etwa zwischen der Madonna Botticellis und jener Andrea del Sartos; Irdisches und Göttliches durchdringen unlösbar einander; das milde Neigen des Hauptes bringt uns Marias Erhabenheit menschlich nahe.

Was dem rastlos Lernenden die Arnostadt geben konnte, lehrt die Madonna del Baldacchino. Raffael sollte dies Gemälde für die Capelle der Dei in St. Spirito schaffen, aber von der Staffelei weg rief ihn Julius II. nach Rom; eine schwächere Hand vollendete später das Bild; für die Gruppe der Heiligen zur Rechten Marias ist Raffael nicht verantwortlich. Hier scheint das Problem gelöst, Maria gleichzeitig als Mutter und Königin zu schildern. Madonnas Thron stellte Raffael in die Mitte des Gemäldes. Das ist quattrocentistisch, feierlich im Sinne Botticellis, Peruginos und Bellinis. Aber Maria neigt das Haupt, biegt wunderbar sanft den Körper zur Seite, die Blöße des linken Fußes schimmert hell unter dem Blau des Mantels hervor, ein Zipfel des Gewandes fällt nachlässig über den Rand des Thronbaues, — alles Ceremoniöse und Strenge ist überwunden. Auf Marias Knie tändelt das bambino. Die Hände der Mutter spielen mit denen des Kindes. Das neckische Kosen der Hände sieht einfach aus, so selbstverständlich, und man vergißt, daß gerade dies die höchste Stufe in der Kunst bedeutet, jene, die zuletzt erklommen wird.

In der „Madonna della Sedia" aus den römischen Tagen malte Raffael „die schönste Italienerin als Maria". Gern vergißt man, vielmehr, es kommt einem gar nicht zum Bewußtsein, daß auch hier eine fast hundertjährige Aufgabe der Kunst, das Tondoproblem endgiltig gelöst wurde; aber es genügt — bloß im Palazzo Pitti — ein Blick auf die Rundbilder Raffaelino del Garbos, Granacis, Albertinellis und selbst des großen Signorelli, um einen das prachtvolle Zusammenschließen der Figuren, die straffe und trotzdem vollkommen übersichtliche Composition bewundern zu lehren. Die schräge Stellung der hellen Gruppe gegen einen dunkleren Hintergrund gehört bereits dem barocken Kunstempfinden, das auch die „Madonna dell' Impannata" für sich in Anspruch nehmen darf. Denn die Behandlung des heiligen Stoffes als Familienidyll, — die heilige Katharina kitzelt den lachenden Jesusknaben unterm Arm, — das Betonen der niederen Abstammung des Erlösers durch Marias ärmliche Tracht sind Geist vom Geiste des seicento. Ob auch, — wie manche Forscher heute meinen — das Tuchfenster (impannata) auf Armut und Niedrigkeit hinweist, ist zweifelhaft. Rühmt Sansovino doch im Jahre 1581 an den venetianischen Palästen noch als besondere Merkwürdigkeit die Glasscheiben der Fenster.

Digitized by Google

Für die Madonna dell' Impannata entwarf Raffael nur mehr den Carton; auch bei der „Vision des Ezechiel" mußte er die Ausführung des miniaturhaft feinen Bildes Giulio Romano überlassen: dem Propheten, der am Rande eines Felsens steht, offenbart sich von goldenem Strahlenglanz umflossen, ruhend auf den Evangelisten-Thieren, der Gebieter der Himmel und der Erden. Raffael schuf hier einen neuen Typus für Gottvater, der nichts mehr vom gemüthlichen alten Herrn des Quattrocento hat; er wurde, — Vasari bemerkt es schon — zum christlichen Zeus; das Zürnen dieser Brauen kann wohl eine Welt erschüttern.

* * *

Als hellblickender Beobachter des Wirklichen, als kluger Künstler des Charakterisierens malte der junge Raffael die reichen Kaufherren von Florenz und ihre Frauen. Ein grandios Gestaltender, ein Typen-Schaffender spricht aus seinen Bildnissen römischer Prälaten; heute noch erfüllen sie unsere Seele mit dem lichtvollen Abglanz leoninischer Tage, bewundert unsere traurige Sehnsucht die große und ruhige Harmonie dieser Männer, die anscheinend nie an ihrem Dasein gelitten.

In den scharfen, beinahe noch harten Linien des Quattrocento hebt sich das Portrait eines kühl und kalt wägenden Großkaufmannes, des Angelo Doni von der hellen Landschaft ab; ein feiner Sinn für Luxus im Costüm, die Freude an geschmackvollem, nicht überladenem Reichthum weisen auf den späteren Cavalier des römischen Hofes hin. Dem Hang zu discret angedeuteter Eleganz und edlen Trachten konnte Raffael im Portrait von Angelos Gemahlin, der Maddalena Doni besser Folge leisten. Am Busen dieser Patricierin, deren Haltung sichtlich von der Mona Lisa bestimmt wurde, leuchtet, gold- und perlenschwer, ein Geschmeide; von blauem Damast sind die Aermel, Gold verziert den Saum des rothen Gewandes. Umbrisch zart und frühlinghaft ist die Landschaft. Trotzalledem hätte Raffael aus dem Bilde dieser Gentildonna, in deren Adern das erlauchte Blut der Strozzi rollte, nur wenige Jahre später ungleich mehr gemacht. Schon das schöne Portrait jener großäugigen Dame, deren Namen für immer wohl verschollen ist und die man wegen des starken Busens nicht gerade geschmackvoll „la gravida" nennt, scheint bei der nämlichen Neigung zu Schmuck und Damast viel nobler und größer gehalten. In Rom endlich, der Hauptstadt der Welt, streifte Raffael alles Befangene ab, vertauschte das umbrische Provinzgewand mit dem ritterlichen Prunk des Cortigiano, ward zum Maler des glänzendsten Hofes der Christenheit, der Schilderer des geistigen Roms, das in jenen glücklichen Tagen — und nur damals — mit dem geistlichen und politischen zusammenfiel.

Raffael malte zwei Renaissance-Päpste, Julius II., den Condottiere-Priester und den mediceischen Leo, der, obschon keine hervorragende Individualität, gleichwohl dem Zeitalter der großen Persönlichkeiten den Namen geben durfte. Vom Portrait Julius II. besitzt die Tribuna der Uffizien das Original, der Palazzo Pitti eine vorzügliche, in venetianisch-roten Tönen gehaltene Copie. Ihre starken Gegensätze in der Betonung von Licht und Schatten weisen sie dem Barock zu; es ist darum für die Auffassung des Menschen in zwei aufeinander folgenden Kunstrichtungen interessant, Copie und Original miteinander zu vergleichen. . . .

Leo X. mit den Cardinälen Giulio' de' Medici und Luigi de Rossi: Die malerische Wirkung der vier verschiedenen dunklen Rot an den Ge-

Digitized by Google

wändern des Papstes, der Cardinäle und der Purpurdecke des Tisches mag nicht leicht übertroffen werden; die strenge Architektur der Säulen im Hintergrunde steigert noch den Eindruck des Monumentalen und das Ganze ist von unsagbar feierlichem und majestätischem Ernst. Erinnert man sich vor Leos Bildnis der Beschreibung, die Paolo Giovio von dem Papste hinterlassen, so gewinnt man das reinste Verständnis für das Wesen des Portraitisten Raffael. Ueber das breite aufgeschwemmte Gesicht mit dem dicken wulstigen Mund konnte er nicht hinwegtäuschen. Die Augen waren infolge der hochgradigen Kurzsichtigkeit des Papstes klein geworden, ihr Blick hatte etwas Stechendes, auch trug Leo stets ein Lorgnon. Raffael wollte und konnte dies kaum verbergen, aber er legte vor den fürstlichen Kenner ein Missale, dessen bunte Miniaturen Leo durch eine goldene Loupe betrachten will; so verwandte Raffael einen Defect des physischen zur vornehmsten Charakteristik des geistigen Menschen. Das kostbare Meßbuch und jene silberne Handglocke, die — ein Meisterwerk der Goldschmiedekunst — vor dem Papste auf dem Tische ruht, beschreiben ebenso kurz als eindringlich die Atmosphäre, die geistige Luft, die jene drei Priester athmeten; Epicuräer mit genußfrohen Lippen sind es, denen man den berühmten Ausspruch „godiamoci il papato, poichè Dio ce l'ha dato," wohl zutrauen mag.

Gleich einer Ergänzung zum Bilde des Herren muthen die Portraits der Diener, der Cardinäle Inghirami und Bibbiena an. In dem Bildnis Inghiramis, — der Palazzo Pitti besitzt nur die Copie, — mußte Raffael eine ähnliche Schwierigkeit überwinden wie später, da er Leo malte. Denn der dichtende Archäologe, den sie „Fedra" nannten, weil er in einer Aufführung des Hippolytus von Seneca als Phädra den ganzen Hof entzückt hatte, — er schielte. Raffael setzte den „gravem poetam," wie man den etwas beleibten geistlichen Dichter gutmüthig spottend hieß, an einen Schreibtisch, wandte ihm den Blick gleichsam inspiriert nach oben, wiederum den körperlichen Fehler zum Ausdrucksmittel einer begnadeten Thätigkeit des Geistes nutzend.

Giuliano de Medici, Leos Nipote sollte mit seiner Gattin nach Rom kommen; daraufhin schrieb der Cardinal Bibbiena: „Gott sei gelobt, denn hier fehlte uns nichts als ein Damenhof . . ." Sein Portrait giebt zu diesen Worten den Commentar. Nur das Haupt hat Raffael gemalt, die „grazia del volto," die Castiglione an seinem Freund gerühmt; die Ausführung der Soutane mußte der Vielbeschäftigte Schülerhänden überlassen. Dieser Kopf aber bleibt unvergeßlich. Als echter Diplomat der Curie erscheint Bibbiena, mit unheimlich klugen und scharfen Augen, als soignierter Weltmann dabei, geistvoller Causeur und blendender Cavalier; um die Lippen zuckt der feine Spott der Welt- und Lebenskünstler. An einem daseinsfreudigen Hof, unter frohen Damen, — er war, laut Isabella Gonzaga, unübertroffen im Erzählen galanter Dinge, — im Atelier eines Künstlers muß dieser Cardinal eine prachtvolle Figur gemacht haben.

Ein einziges Frauenbildnis nur aus Raffaels glanzreichen Römertagen verwahrt der Palazzo Pitti, das Portrait des Modells der sixtinischen Madonna; in seiner fast überirdischen Reinheit sticht es seltsam ab von den höfischen Herren. Die dunklen Augen dieser „Donna velata" leuchten ohne Glut, tief und ruhig; die Anordnung des weißen, goldgestickten Gewandes ist voll feierlicher Majestät. „Es liegt hier," — sagt Wölfflin — . . „eine Vorstellung von menschlicher Würde zu Grunde, die der junge Raffael noch nicht kannte . ."

Digitized by Google

Das Ganze scheint mit jener ernsten Scheu und heiligen Ehrfurcht gemalt, die jeder große Künstler dem Mysterium-Weib entgegenbringt . . .

Die Snobs von heute können sich in der Geringschätzung Raffaels nicht genug thun, citieren wohlgefällig vor der Madonna della Sedia die frechen Spöttereien der Goncourts oder Huysmans Wort von der „sourde mediocrité." Trotzalledem ist Raffaels Charakterbild in der Kunstgeschichte ernstlichen Schwankungen nicht mehr ausgesetzt. Der Parteien Gunst bedarf es nicht, der Haß scheint lächerlich. Und sollte wirklich je eine Zeit kommen, die, wie die höfliche Umschreibung lautet, für Raffael nur mehr „historisch" empfinden könnte? Kaum. Ein Bild zum Mindesten wird immer tröstend und beglückend in die fernsten Jahrhunderte strahlen: das Bild von dem herrlichen Frühlingsohn, „vor dem jede üble Laune dahinschwand, der alle niedrigen und gemeinen Gedanken aus den Seelen scheuchte," das Bild vom sonnigen Künstlerkönig, der mit einem bewundernden Gefolge von Malern und Cardinälen durchs Rom der Renaissance zum Vatican zog, dessen Schritten die schwärmerische Liebe der Frauen und die Verehrung der Männer folgte und der nach einem märchenhaft reichen Leben in der Blüte seiner Jahre ins Grab sinken mußte; dies Bild wird nie vergehen und immer erwecken „unnennbare Sehnsucht."

* * *

In Florenz sprechen die Menschen den härtesten Dialect der italienischen Zunge; in Linien, rein, streng und scharf, dantesken Terzinen vergleichbar stehen die Profile des wilden Palazzo vecchio, der Zinnen an den Thürmen, der Kuppel des Domes gegen das trockene und klare Blau des Himmels. Das Geschlecht, dessen Castelle auf allen Höhen trotzten, das Straßenquartiere zu Festungen wandelte, schenkte der Welt die großartigste Sculptur seit den Tagen der Hellenen, und die ersten Werke der neu erwachenden Kunst feierten die kraftstrotzende Wucht des Condottiere.

Um San Marcos Campanile schwirren die Tauben, die orientalischen Kuppeln tauchen in ein Meer von Schimmer und Duft; Venedigs Menschen sprechen in weichen melodischen Lauten und schmückten ihre Paläste mit aller wollüstigen Pracht der großen Erotiker des Ostens; die Künstler entdeckten den goldenen Glanz, das Flimmern und Leuchten der Farben, Venus entstieg, — wie die Renaissancedichter sangen — am Lido den Wogen, und die Musik hat nach Sansovinos stolzem Satze la sua propria sede in questa città . . . Der Charakter von Florenz ist männlich, der Venedigs weiblich. Zwischen den Katzen, dem Lieblingsthier der Venetianerinnen, den Farben, der Musik und den Frauen waltet ein geheimer Zusammenhang; die das empfinden, bedürfen keiner Erklärung, und die andern könnten es nie empfinden. Venedig ist feminin und darum dankten zu allen Zeiten jene, die Musik lieben und die Küsse der Frauen, graziösen Prunk, Geheimnis und Masken, darum dankten die van Dyk, und Feuerbach, de Musset und Hofmannsthal dem unendlichen Reichthum Venedigs mit ihr Bestes.

* * *

Venedigs Art spiegelt am reinsten jener Künstler wieder, den man, eine bekannte Wendung Bürger-Thorés variierend, le Vénitien, le plus

Digitized by Google

Vénitien heißen könnte, — Giorgione. Die drei Grundtöne des specifisch-venetianischen Accordes, Weib, Musik und Farbe klingen hell in seinem Werk, aus seinem Leben.

Schon Vasari mochte dies empfinden: „Während Giorgione trachtete, sich und seinem Vaterlande Ehre zu bereiten, war er viel in Gesellschaft und suchte seine Freunde durch Musik zu vergnügen; hierbei verliebte er sich in eine Frau . . .“ und prägnanter noch schreibt der Aretiner: „Giorgione gab sich beständig den Freuden der Liebe hin, das Lautenspiel entzückte ihn . . .“

Er war der Schöpfer der Farbenlyrik, die Madonna von Castelfranco und die Venus in Dresden bedeuten eine unvergängliche Offenbarung von Frauenschönheit, das „Concert“ des Palazzo Pitti endlich ist das wunderbarste Musikbild der Welt. Manche meinen, der junge Tizian habe es gemalt. Vielleicht. Jedenfalls aber ist das Gemälde so ungemein giorgionesk empfunden, daß man's getrost im Zusammenhang mit diesem Einzigen nennen darf. Der Besteller dieses Gemäldes wollte gewiß nur ein Gruppenportrait, wie es all' die späteren Musikbilder auch sind. Der Künstler gab mehr, zeigte, welchen Eindruck Musik auf drei verschiedene Temperamente in drei verschiedenen Lebensaltern macht. Zum erstenmal ist hier die Wirkung der einen Kunst durch die andere beschrieben. Dieser Mönch, dessen nervöse und ganz spiritualisierte Finger aus den Tasten des Spinettes ihre Seele holen, hat die furchtbarsten Kämpfe mit sich selbst auszufechten; Erinnerung und Sehnsucht weiten seinen Blick, Verzweiflung breitet um ihn die schwarzen Flügel; ein älterer Freund, der all' dies schon gelitten, legt voll trauriger Milde die Linke auf seine Schulter. Vergebens. Er gewahrt es nicht. In seinen Fingern ruht der Geist der Evocation und seine Augen starren in jene andere Welt, deren Räthsel die Töne uns entschleiern. Der junge Nobile zu seiner Rechten versinkt in wonnige Wehmuth, träumt nur die süßen Träume der Jugend. Man kann diese psychologische Studie nicht genug bewundern. Man betrachte die Augen dieser drei Männer. Beim Mönche rollen sie in holdentsetzlichem Wahnsinn, der Hauptaccent liegt auf dem Weißen der Iris. Alle späteren Visionsbilder haben davon gelernt. Die Augen des Aeltesten und des Jüngsten bewegen sich kaum. Die Sterne leuchten, resigniert bei dem einen, schwärmerisch bei dem anderen. Und welches Feingefühl für den Stimmungswerth der Farbe! Auf dem dunklen Barett des Jünglings scheint das Weiß der Federn eine stolze, pompöse Fanfare, die das Leben herausfordert, beim Chorhemd des Alten wirkt es sanft und schwermütig.

Auch in den „drei Lebensaltern“ handelt es sich unter dem Vorwand eines Gruppenportraits um eine Charakterstudie. Als ihr Maler gilt — wenn schon nicht unbestritten — Lorenzo Lotto. Die Gegensätze sind hier nicht so schneidend scharf, Temperamente und Charaktere liegen nicht so weit auseinander. Die Contraste werden mehr durch die Jahre bedingt: Auf das Notenblatt in der Hand eines Jünglings weist die ausdrucksreiche Hand des älteren Mannes; aber die ungehörte Musik durchwühlt und durchschauert die Beiden natürlich nicht; wie ein Sammler auf einen Stich, schauen sie auf das Papier. Der Alte mit der prachtvoll durcharbeiteten Stirn, hinter der Gedanken hämmern, blickt, mit einer schmerzlichen Frage um die harten Lippen, aus dem Bilde heraus . . .

* * *

Digitized by Google

Giorgiones Einfluß auf die Künstler Ober-Italiens war groß; eine unkritische Vergangenheit taufte alle Werke, in denen man seines Geistes einen Hauch verspürte, schlechthin auf den Meister von Castelfranco, und so wurde „Giorgione" in den italienischen Galerien ein Sammelbegriff wie Alberto Duro und Luca d'Olanda. So galt z. B. auch das kleine Cassone-Bild des Palazzo Pitti „Die Findung Mosis" voreinst als Werk Giorgiones. Heute wird es dem zweiten Sproß der Malerfamilie Bonifazi zugewiesen. Die Venetianer bevorzugten dies Thema aus ähnlichen Gründen wie die Florentiner die Darstellung der Epiphanie. Diese konnten das Gefolge der anbetenden drei Könige aus männlichen Bildnissen zusammenstellen, die Venetianer benützten den religiösen Vorwand, in den Begleiterinnen der Prinzessin zu zeigen, was Venedig an schönen Frauen und aristokratischer Eleganz besaß. Auch Bonifazio that dies. Sein Gemälde ist nur klein; trotzdem läßt es deutlich fühlen, was den meisten venetianischen Werken, — im Gegensatz zu den florentinischen, — eigenthümlich scheint. In deren Bildern interessiert zunächst ihr Maler, der Mensch, der jubelt und klagt, leidet und mit dem Schicksal ringt; bei den Venetianern hingegen empfinden wir deutlicher die Cultur, die ihre Werke hervorbrachte und deren Exponenten sie sind; der specifisch-venetianische Duft entströmt ihnen, ein beglückendes Parfüm von Reichthum, edlem Prunk und artistischem Lebenssinn . . .

Man geht heute streng mit den Gemälden ins Gericht, die einst Giorgiones Namen trugen; jene Nymphe, die zähnefletschend und lustglühend ein Satyrknabe verfolgt, stammt sie wirklich, — man möchte sagen, — „nur" aus Dosso Dossis Atelier? Gewiß, dieser Ferrarese, der in seiner Bedeutung für die Entwickelung des Sittenbildes noch nicht hinreichend gewürdigt ist, konnte viel. Aber ihn „schuf aus gröberem Stoffe die Natur." Seine Phantasie war derber, seine Sinnlichkeit bisweilen roh. Der Künstler, der die „Bambocciata" gemalt, die ausgelassene Orgie toll gewordener Greise, das Bacchanal saftstrotzender Weiber, die Scherze weintrunkener Lippen, das polternde Lachen ausgeschriener Kehlen, — können wir ihm auch die schilfhaft biegsame Grazie dieses weißen Nymphenleibes danken, der von innerem Feuer vibriert, war Dossi der Mann, das katzenhafte Schillern dieses lachenden Mädchenblicks festzuhalten, und wie soll man, — Dossis Autorschaft zugegeben, — die frappante Aehnlichkeit dieser Nymphe und der Venus Giorgiones ungezwungen sich erklären?

* * *

Von jenem Schüler Giorgiones, der die römischen Cardinäle zuerst venetianische Farben bewundern lehrte, von Sebastiano del Piombo besitzt der Palazzo Pitti zunächst das ungemein wirksame Portrait eines sinnlichen und malitiösen, anscheinend sehr vornehmen Herrn. Die freie und decorative Behandlung des Pelzwerkes muß, wie in den anderen Bildnissen Sebastianos, auch an diesem den Römern nicht wenig imponiert haben. Der Dargestellte selbst scheint unheimlich und bedeutend zugleich; man möchte gern seinen Namen wissen. Das zweite Gemälde von Sebastiano hier ist das „Martyrium der heiligen Agathe". Er schuf das Bild, — „una cosa rara" nennt es Vasari, — für den Cardinal Rangone, im Jahre 1520, d. h. in den glücklichsten Tagen seiner Kunst, da er noch venetianische Farben und Michel-Angelos Formen miteinander verband. Das blonde Leuchten dieses wunderbaren Frauenkörpers, das Funkeln der

Digitized by Google

Helme, der zurückgeschlagene Vorhang und die Berglandschaft dahinter, — alles ist venetianisch. Das tiefe Blau und Gelb der Wolken gehört Giorgione, von Michel-Angelo dagegen stammen die Riesenformen der nackten Heiligen und die Wildheit der Folterknechte; den ganzen Vorgang in seiner Bewegtheit aber hätte, — zwei Jahre erst nach Tizians Assunta, — außer Buonarottis Freund, kein anderer der ruhigen Venetianer damals schildern können. Der Heiligen werden die Brüste ausgerissen. Solcher Märtyrerbilder gab es nicht allzuviele in der Kunst Venedigs, und vielleicht ist es nicht uninteressant, ein paar Martyriums-Darstellungen vom Quattrocento bis zum Rococo nebeneinander zu halten.

Als typisch für das Quattrocento, — wennschon im Jahre 1520 gemalt, — kann Vincenzo Catenas „Martyrium der heiligen Cristina" in der Kirche von St. Maria mater Domini zu Venedig gelten. Das Seil mit dem Mühlstein umschlingt bereits den Hals des Mädchens; dem empor gewandten Blick der Heiligen jedoch erscheint Christus in schimmernden Wolken. Der Augenblick *vor* dem Martyrium ist dargestellt; Angst und Schmerz, die irdische Qual, kurz alles Momentane wird noch verneint zu Gunsten des Ewigen, der himmlischen Freude, und deren Ahnung spiegelt sich rührend im Auge der Märtyrerin. Sebastiano del Piombo giebt den *Beginn* des Martyriums; die Henker setzen eben die Zangen an. Die schauderhafte Marterscene selbst malte er nicht; das Cinquecento hätte sich kaum einen verstümmelten Frauenkörper gefallen lassen, und Sebastiano, sein echtgeborener Sohn, wollte auch nur einen großen und noblen weiblichen Act geben. Das Antlitz der Heiligen, die keiner tröstenden Vision bedarf, ist eisig kalt. Das fanatische Barock hingegen schildert in den grausamsten und düstersten Farben das Martyrium *selbst*; der Himmel aber verläßt jene nicht, die an ihn glauben, seine Boten nahen den Gefolterten, nicht bloß tröstend, sondern als Befreier. Im Palazzo Pitti vertritt Francesco Bassanos „Martyrium der heiligen Katherina" sehr gut das venetianische Märtyrerbild der Gegenreformation. Lichtumflossen, den Blick dankend zum Himmel gerichtet, steht die Heilige triumphierend da; ein Engel hat mit seinem Flammenschwert das Rad zerbrochen, das sie töten sollte; im Dunkel fliehen auf eiligen Rossen Soldaten und Henkersknechte die Stätte, wo Gottes Allmacht sich offenbarte. Das Rococo endlich hatte die Freude am heroischen Act verloren und seinem discreten und gourmethaften Empfinden widerstrebte alles Pathos, auch das des Glaubens. Man wollte kein Blut mehr sehen, auch wenn es zur Ehre Gottes vergossen war, von heiligen Brutalitäten hatte man genug. Darum malte Tiepolo in seinen „Martyrien der heiligen Agathe" zu Berlin und Padua den Augenblick *nach* dem Martyrium. Auf einer Schüssel, kaum mehr sichtbar, werden die abgeschnittenen Brüste fortgetragen; mitleidsvoll hat Tiepolo den blutig gefolterten Körper der Heiligen mit Tüchern verhüllt. Alles wird durch die grünlich-fahlen Züge der Märtyrerin gesagt, durch ihren qualzerissenen Blick: Warum ließest du es geschehen, o Herr!

* * *

„Nobiles viros nobiliores fecit", schreibt Plinius von Cresilas; das gilt, — wennschon in anderem Sinne, — auch vom Malerfürsten aus Pieve di Cadore. Niemals wurde seit den Tagen der Antike der Mensch mit so „großen" Augen geschaut, so königlich empfunden wie von *Tizian*. Malte er die Bildnisse derer, die Herrscher waren durch den

Digitized by Google

Zufall der Geburt, so legitimierte er sie gleichsam. Denn all' die Vielen, die er malte, Männer und Frauen, werden in seiner Kunst zu Gebietern des Lebens. Meilenfern ist ihnen alles Niedrige und Gemeine, nie durchschüttert ihre Seelen der Sturm wüster Leidenschaften. Erhabenste Harmonie waltet über ihrem Thun, ihr Handeln leitet gelassene Majestät. Die Menschen Tizians sind auf der Sonnenseite des Daseins geboren, athmen unter einem leuchtenderen Himmel, der alle geistigen und physischen Entwickelungs-Möglichkeiten, die der kleinliche Alltag verkümmern läßt, zu reinster Schönheit weckt, zu edelster Entfaltung bringt. Tizians Kunst idealisiert im grandiosen Sinne des Wortes; bei unbedingtestem Respect vor dem Individuellen lehrt sie wie keine andere Werth und Würde der Menschen begreifen . . . .

„Er ist verrückt, alle Teufel, er ist verrückt, er will kein Priester sein." So seufzte Clemens VII., wenn er von seinem Neffen, dem Cardinal Ippolito de' Medici sprach. Man begreift die Klage des Papstes vor dem Portrait, in dem Tizian den tollblütigen Heißsporn gemalt. Wie er so dastand im purpur-dunklen Magnatengewand der Ungarn, das er bei einem Maskenscherze angelegt, mit seinen unsagbar blitzenden italienischen Augen, glühend von Lebenslust und Kraft, mochte er einem Tizian wohl gefallen: „io non adoro niun principe, nè ho amico di servir di cuore a niuno, come faria a Sua Signoria illustrissima", ließ der Künstler damals Ippolito vermelden. Und der Cardinal von San Praxedis mochte auf seinem Haupte das Barett mit den hochgesträubten dunklen Federn auch lieber als die priesterliche Tiara fühlen; die Rechte, die so gebietend-imperatorisch den Fußkolben ans Knie stemmt, konnte nicht gut den Krummstab halten. Jung und schön, bestrickend und berückend, von Dichtern gefeiert, von Künstlern geliebt, vergöttert von den Frauen, — so lag in lachender Herrlichkeit das Leben vor dem einundzwanzigjährigen Medici, — drei Jahre später (im Jahre 1535) starb er an Gift . . .

Gleich einem Verwandten Ippolitos muthet der räthselhafte Cavalier mit dem braunrothen Kraushaar, dieser stahläugige Unbekannte an. Die Maler werden in diesem Portrait stets die Anordnung der Figur im Raume bewundern, ihre unübertroffen prachtvolle Noblesse und die fast moderne Weise, in der hier das dunkle Schwarz der Kleidung vom neutralen Grünschwarz des Hintergrundes sich abhebt. Die Dichter aber wird der graue wägende, fast lauernde, und dabei kühne und freie Raubthierblick dieses Mannes immer anziehen; die harten Lippen endlich scheinen ein Geheimnis, etwas Köstliches oder Schauerliches zu verschweigen . . .

Von gänzlich anderem Wesen, nicht minder fesselnd jedoch ist jener erste und großartigste Revolverjournalist, den ein Tizian mit seiner Freundschaft beehrte, — Pietro Aretino, „il divino", wie Ariost ihn nannte, der Schustersohn aus Arezzo, der zur Rechten Karls V. reiten durfte. Ein seltsames Jahrhundert, das Cinquecento! Ein Aretino dichtet die ragionamenti, die cortigiana, — der heilige Vater umarmt und küßt ihn; das Leben Mariae schreibt er, — der Bischof von Nicaea sendet ihm himmelblaue und goldgestickte Schuhe für eine Maitresse; Adria, seine Bastardtochter, heirathet einen Edelmann aus Urbino, die Bürger illuminieren und ziehen den Neuvermählten acht Miglien vor die Stadt entgegen, — Aretino stirbt und „giftiger Hund" ist das Mindeste, was unzählige Epigramme dem Toten ins Grab nachrufen. . . .

Tizians Portrait lehrt des Malers „compare" Aretino gut verstehen. Kraftvolle Verwegenheit künden die energisch gewölbte Nase und die

Digitized by Google

gebietenden Augen, deren Blick gleichwohl eine seltsame Mischung von Stolz und Schlauheit birgt; die fetten Lippen, die breiten bewegten Nüstern verrathen ziemlich grobe Sinnlichkeit, der lang herabwallende imponierende Bart, das dunkle Pelzwerk, die goldene Ritterkette, der purpurne Atlas des Costüms endlich zeugen von Aretinos Freude am Repräsentieren, am großen fürstlichen Auftreten. „Niemals", — berichtet Ammirato, — „sah ich einen älteren Mann so prunkvoll gekleidet wie Aretino, er hatte nur Gold und Seide auf sich." Aretino sandte dies Portrait am 17. Oktober 1545 als Geschenk für Herzog Cosimo nach Florenz. „Wahrlich", — schrieb er dazu, — „dies Bild athmet, pulsiert und denkt, wie ich's in Wahrheit thu', und hätte Tizian noch mehr Scudi bekommen, als ich ihm gegeben, so würde er die Stoffe auch so leuchtend, weich oder straff gemacht haben, wie eben Atlas, Sammet und Brokat in Wirklichkeit sind" . . . Die „Geißel der Fürsten", wie Aretino sich auf den Titelblättern seiner Bücher selbstgefällig pries, konnte, nach Journalistenart, gelegentlich auch gute Freunde mit einem sanften Hieb treffen.

Um Tizians Vielseitigkeit zu begreifen, möge man von dem Portrait Aretinos zu dem Philipps II. gehen. Es ist freilich nur eine vorzügliche Atelierwiederholung: dem damals dreiundzwanzigjährigen Prinzen hat Tizian nicht geschmeichelt; er war kein Hofmaler im Sinne des Barock. Der Neigung Don Philipp's entgegenkommend, malte er ihn als Cavalier, in elegantester Tracht, den Paradedegen an der Seite. Das melancholische Antlitz mit den schönen Augen und der gemmenhaft fein geschnittenen Nase erinnert in seiner müden Blässe schon an die Habsburger des Velasquez. Es ist etwas unendlich Trauriges in diesem Portrait; immer auf's Neue bleibt man nachdenklich davor stehen.

„La bella" ist das einzige Damenbildnis Tizians im Palazzo Pitti. Hätte der Meister überhaupt kein anderes geschaffen, so würde es gleichwohl genügen, ihm einen Ehrenplatz unter den Frauenmalern zu sichern. Heiß und klar zugleich ist der Blick dieser südlich-reifen Schönheit, dunkel und süß der lebensprühende Mund und das kunstvoll frisierte Haar von schwer braungoldenem Glanz. Die Anordnung ihres Costüms dankt die „bella" wohl dem Künstler. Dieser helle, vom Leben gleichsam durchzitterte Busen mit der goldenen Kette darüber, die meerblaue golddurchstickte Sammettaille, die weißen und veilchenfarbenen Aermel, die ganze echt venetianische Verbindung coloristischer Harmonien mit materiellem Reichtum ward in ihrer beglückenden Wirkung auf das Auge kaum wieder erreicht, nicht übertroffen. War die „bella" eine Hetäre oder Urbinos erlauchte Herzogin? Noch immer streiten die Gelehrten. Welche Fähigkeit des Repräsentierens aber wohnte in den Menschen der Renaissance, wenn wir heute, ohne beweisende Documente, aus dem Gefühl heraus keinen sicheren Schluß auf die sociale Stellung eines Modells machen können!

Von allen Venezianern war es allein Tizian gegeben, eindringlichste Charakteristik und majestätisches Thun zu vereinen; die Nachfolger vermochten nur das eine o d e r das andere zu geben. Sein Schüler Paris Bordone schwelgt in dem Portrait jener Gentildonna, die gemäß einer ebenso alten wie grundlosen Tradition die „Amme der Medici" heißt, in prunkender Stoffmalerei. Auch Paolo Veronese sucht in seinen Bildnissen stets nur frohe und festliche Wirkungen zu erzielen, selbst wenn ihn das Modell gänzlich im Stich läßt; das brillant gemalte Brustbild einer Schlächtersfrau im Sonntagsstat ist beinahe komisch durch Paolos Bestreben, selbst dieser Bourgeoise mit dem aufgeschwemmten roten Gesicht

Digitized by Google

und den grünlichen, aber keineswegs nixenhaften Augen, etwas vom noblen Wesen einer gentildonna zu geben. Das Portrait seines schöngebauten Mäcens, Daniele Barbaros, offenbart Paolo als Meister der eleganten Pose, der aristokratischen Allüren. Wie dekorativ schmiegt der dunkle Mantel mit dem weißen Pelzbesatz sich der Biegung des linken Armes an, — das ist echtester Paolo! Trotz alledem möchte man den berühmten Diplomaten, den Vertreter Venedigs beim Concil von Trient noch lieber von Tintoretto gemalt haben; denn Paolo hat aus diesen klugen Zügen längst nicht alles heraus geholt; Daniele Barbaro war eben mehr als Paolo, nicht bloß vornehm und pompös, und sämmtliche Bidnisse Paolo Veroneses sind mit diesen beiden Worten schon beschrieben.

Ernst, beinahe furchteinflößend sind die Senatoren des Tintoretto, dunkle Purpurgestalten, deren Häupter unheimlich grell aus dem düsteren Hintergrund hervorleuchten. Denn Tintoretto will das Wesen der Menschen ergründen und dies offenbart ihm nur ihr Antlitz. Darum concentriert er alles Licht auf die Stirnpartien, auf die Augen, diese durch und durchschauenden Blicke, die in den geheimsten Falten unserer Seele mühelos wie in einem Buche lesen; darum läßt er den ganzen übrigen Körper in künstlichem Dunkel; — er ist überflüssig; die Hand sogar wird niemals — im Gegensatz zu Raffael und Tizian — als Mittel der individuellen Charakteristik verwandt. Die Mienen selbst sind bei Tintorettos Nobili gedankenschwer, erhabene Sorge wohnt hinter diesen Stirnen, nicht zu schäbigem Mitleid, sondern zu respektvoller Ehrfurcht zwingend; unwillkürlich dämpft man die Stimme vor Tintorettos Menschen. Tizianeskes Glücksgefühl ist ihnen fremd. Luigi Cornaro wurde vierundachtzig Jahre alt, und schrieb als betagter Greis die berühmte Abhandlung „De vita sobria," die Lehre, ein gesundes Alter zu erreichen. Cornaro mußte demnach wohl glücklich sein; Tintoretto gab den Zügen des leise vorgeneigten Kopfes nur Resignation und gütige Abgeklärtheit. Eine sonnigere Vorstellung von „Glück" war dem gequältesten, im tiefsten Wesen unglücklichsten der venetianischen Künstler nicht eigen.

Den typischen Senator der Lagunenstadt malte Tintoretto in dem vierundsiebenzigjährigen Vincenzo aus dem großen Geschlecht der Zeno. Streng und mild zugleich, wie's den Herrschern geziemt, sitzt, besser thront er vor einem dunkelroten Vorhang. Hinter ihm flutet, — durch einen Fensterausschnitt sichtbar, — das blaugrüne Meer, dem Venedigs Edle als Admiräle geboten, das ihre Schätze trug, und sie groß gemacht, so groß, daß im Quattrocento bereits der Venetianische Senat dem deutschen Mönch Ulrich Faber „eine Versammlung von Königen" dünkte, geboren der „Welt zu gebieten" . . . Venedigs Macht ist tot. Die seine Herrlichkeit schufen und leiteten, modern längst in den Grüften der Kirche von San Giovanni und Paolo, aber ihre Bildnisse geben uns heute noch ein Ahnen, ein Verständnis ihrer Größe und vor jedem Patricier Tintorettos gleiten die alten Verse des Sophokles durch unser Denken:

Für göttergleich erachten wir dich nicht,
— ‥ — — — — — — — —
Doch für der Männer ersten unbedingt,
gewachsen jeder Lage, wie das Leben
sie mit sich bringt, wie Götterzorn sie schafft.

* * *

„Wenn das Haupt verderbt ist, wehe dann dem Körper! So aber Gott zuläßt, daß im Oberhaupt des Ganzen freventlicher Ehrgeiz, Wollust

Digitized by Google

und andre Laster hausen, dann glaubet, ist das Gericht des Herrn nahe." Savonarolas Vision war entsetzliche Wirklichkeit geworden. Aus seiner Engelsburg mußte Clemens VII. zitternd auf die Barbaren niederschauen, die gekommen waren, „ihn zu henken." Die Schwerter deutscher und spanischer Söldner zerhieben jenes Band, das kurze Zeit die christliche an die alte lateinische Kultur geknüpft hatte, in dem Rom eines Papstes, der, — eine blutige Ironie der Geschichte, — den Namen Medici führte, ging unter Mord und Verwüstung die Renaissance zu Grunde. Die mit eigenen Augen jene Tage des Grauens und Schreckens geschaut, wurden „ihr Leben lang nicht mehr froh", aber der Zorn der Völker über die Zuchtlosigkeit der Stellvertreter Gottes, ihr Haß gegen Rom, das verruchte Lupanar war gerecht, das mußten sich alle eingestehen; mit Leo X. hatten sie über die „einträgliche Fabel des Christentums" gelächelt; die Rache des Herrn war über die Spötter hereingebrochen; nun knieten sie auf's Neue vor den lange verwaisten Altären, im Staube suchte man die verlorene Gnade des Himmels wieder zu erbetteln, Rom, die babylonische Hure ward zur büßenden Magdalena. Reue und Zerknirschung, das ganze lohentflammte Glaubenspathos fanden in der Kunst ihr Echo. Das Beglückende und Beseligende der Religion sollte sie schildern, die Wonnen des Sich-Eins-Fühlen mit dem Unendlichen, das mystische Sich-Versenken ins Anschaun der Gottheit. Diese gesteigerte Frömmigkeit, die bis zum Siedepunkt überhitzte Temperatur des religiösen Empfindens forderte naturgemäß reichere, mannigfaltigere, vor allem dramatischere Ausdrucksformen als die kühle Kunst der Vergangenheit sie bot. Das Gleichmäßige und Ausgeglichene des Cinquecento wurde aufgegeben, dafür aber die Wirkung der Contraste, der psychischen und formalen gefunden. Die Gefühle waren bis zum Superlativ gesteigert, ihre Ausdrucksmittel, Farben und Linien mußten es infolgedessen gleichfalls werden, und all dies verband man zur Erhöhung der Wirkung, unmittelbar und schroff, mit dem jeweiligen psychischen, formalen und malerischen Gegensatz. Hell wird ohne jeden Uebergang neben das schwärzeste Schwarz gestellt, holdeste Unschuld neben wüste Brutalität. Für diese neue Malerei eigneten die cinquecentistischen Heiligen mit ihrer gesunden Heiterkeit und ihrer zufriedenen Ruhe sich wenig. Die Auserwählten Gottes durften keine christlichen Apollos, keine himmlischen cortigiani, keine geschmeidigen Elegants mehr sein, wurden blasse Asketen, abgezehrte Eremiten, die fern den Wohnungen sündiger Menschen in dunkler Höhlennacht ihren Gott suchten. Eine hundertjährige Herrschaft der schönen Form aber konnte nicht sofort beseitigt, eine hundertjährige Bejahung der Sinne durch kein noch so gebieterisches Nein im Augenblick vergessen gemacht werden; darum stellte man die schöne Form, die Freude am Nackten, kurz die Sinnlichkeit in den Dienst der Kirche; sie schloß mit der Reue eine Vernunftehe: das Kind dieser Verbindung hieß Magdalena. In ihrer Person vereinigte sich das schöne Fleisch mit dem Glauben; beides forderte das Jahrhundert der Gegenreformation, darum wurde Marie aus Magdala zur bevorzugten, zur charakteristischen Heiligen des Barock. Die keusche Schamlosigkeit der Antike und mancher Renaissancemeister war jedoch verloren gegangen. Nicht nackt, sondern entkleidet deucht Magdalena, etwas lüstern-courtisanenhaftes ist all diesen Büßerinnen eigen, nicht frommer Andacht, sondern für die Schlafzimmer alter Herren scheinen diese reuigsündigen Heiligen bestimmt.

* * *

Digitized by Google

„Vorrei che me faceste una St. Maddalena lacrimosa più che si può," schrieb Federigo Gonzaga im Jahre 1532 an Tizian. Nur zwölf Jahre früher hatte er in einem Briefe an Sebastiano del Piombo „cose sancte" sich verbeten . . . „So thränenreich als möglich!" Tizian freilich konnte dem neuen Programm nicht sofort gerecht werden, seine künstlerische Individualität dem Wunsche eines Bestellers nicht zum Opfer bringen. Er malte keine thränenreiche Büßerin, sondern ein herrlich vollblütiges Weib, dessen Typus und Haltung sogar an seine Venus der Bridgewater-Gallery erinnert. Magdalenens Augen suchen den Himmel, aber sie haben noch nichts vom fieberig-übernächtigen Glanz, den das Barock liebte, der Mund betet, aber hinter den dunklen Lippen leuchten, wie es Bembo wollte, „simili a perle" die Zähne, und wie zärtlich legte Tizian endlich noch die Fülle der Locken: den Busen lassen sie frei, aber in goldnen Garben fluten sie um Hals und Nacken. Diese Anordnung der Frisur, die Weise, in der ihre helle Farbenseligkeit sich von einem tief dunkelblauen Himmel und einer schwarzgrauen Höhlenwand abhebt, wirkte vorbildlich, wurde im Barock unzählige Male copiert. Auch von Cigoli. Seine Magdalena ist lebensgroß; die beinahe mondaine Eleganz der schlanken Formen contrastirt seltsam zu der Bibel und dem Grinsen eines Totenschädels, der neben der Heiligen liegt. Sehr merkwürdig ist, als Gegensatz zur damals üblichen Auffassung Magdalenens die Heilige des strengen Domenichino: ein junges, vornehm gekleidetes Mädchen lehnt, die Hände gefaltet, wie betend an einer Balustrade. Das Ganze scheint eigentlich mehr ein Portrait. Vielleicht ließ sich eine junge Edeldame, der frommen Sitte gemäß, in betend-beschaulicher Stellung malen. Der Sienese Francesco Rustici schilderte Magdalenas Sterben, der Bologneser Cagnacci endlich ihre Himmelfahrt. Beide Bilder, Ragouts aus nackten Beinen und Schenkeln, beweisen, wie unkirchlich man unter kirchlichem Deckmantel damals empfinden durfte.

Die Gegenreformation war überhaupt viel toleranter als die literarischen Documente vermuthen lassen. Wohl gab es Fanatiker, die, gleich dem Cardinal Gessi eine tizianeske Venus zerschneiden oder mindestens bekleiden und Totenschädel neben Amoretten des Cinquecento malen ließen; andererseits gefielen jedoch als „soggetto allegorico" die lustzitternde perverse Erotik Francesco Furinis, seine raffiniert weichen knospenden Mädchengestalten und Guido Reni durfte seine „Kleopatra", die mit ihren halbentblößten Riesenformen und dem zum Himmel empor flehenden Thränenblick einer antiken Magdalena ähnelt, sogar einem Cardinal, freilich einem Medici senden. Selbst in diesem Jahrhundert konnten die Künstler noch, — soviel die Jesuiten auch dagegen eifern mochten, — unter biblischer Vermummung ihre Geliebten malen. Solch' ein religiöses Portrait ist Cristoforo Alloris „Judith", die, weil es leider keine bessere giebt, als beste Frauengestalt des florentinischen seicento gelten muß. Die große und bedeutende Symbolik, die das Quattrocento durch die Figur der jüdischen Heroine zum Ausdruck brachte, die „Befreierin ihres Vaterlandes" darf man bei Allori nicht suchen. Er dichtet kein grandioses Epos mehr, nur ein sentimental-pathetisches Sonett: das Mädchen mit dem — vielleicht absichtlich —? so gefühllos-glatten Puppengesicht, ist seine Geliebte Mazzafirra, die Allori, — all' dies nach Baldinucci, — sehr viel Geld kostete; in dem Haupte des Holofernes erkennen wir seine eigenen Züge, und das zum Kupplerwesen wirklich auserlesene alte Weib hinter Judith, ist des Mädchens Mutter. Hundert Jahre früher hätte man in Florenz über solche Geschmacklosigkeiten

Digitized by Google

noch verächtlich die Achseln gezuckt, die Zeitgenossen des Künstlers waren begeistert.

* * *

Auch männliche Halbfiguren begannen ihre Rolle zu spielen. In allen katholischen Ländern malte man die Einzelgestalt des heiligen Franciscus, der die Menschen gelehrt, mit dem Gefühl ihren Gott zu suchen, in der Sonne und im Tod seine Macht anbetend zu verehren. Je nach ihrer Individualität haben die Künstler ihn aufgefaßt. Sentimental und tenorhaft süßlich scheint er bei Cigoli; ein totbleicher, von Fasten und Wachen ausgezehrter Mönch, der, einen Totenschädel in Händen, aus weiten ekstatischen Fanatikeraugen zum Himmel fleht, — das ist der Franciscus des spanischen Ribera. Selbst der junge Rubens, der für die gefühlstrunkene Ausdrucks-Halbfigur der Italiener wenig übrig hatte, malte in einem wunderbar helldunklen Bilde den Heiligen, brünstig betend vor Crucifix und Totenschädel.

Solcher Einzelfiguren von Heiligen, an Wert sehr ungleich, sieht man im Palazzo Pitti mehrere. Da sind leichenfahle Visionäre, greise Eremiten, die in dunklen Klüften die Bibel lesen, Märtyrer, das Kreuz in Händen, oder endlich Heilige, die wie Guido Renis Petrus, knieend, die Arme weitausgebreitet, verzückt zu Gott emporblicken. An Ausdrucksfähigkeit verschieden, ähneln diese Gestalten einander äußerlich darin, daß ihr heller Körper sich stets aus einem dunklen Hintergrunde loslöst, das Licht meistens, nach Tintorettos Vorgang, auf ihrer fast immer vortretenden Stirn sich concentriert. Diese sehr wirksame Darstellungsart wurde naturgemäß auch auf die profane Einzelfigur übertragen. Salvator Rosas Krieger ist eine solche Helldunkel-Studie: Schwarz hängt der Himmel auf die schwarze Erde, nur auf der wüsten Stirn und auf dem schwarzen Harnisch eines Stahlgepanzerten funkelt und zuckt unheimlich das Licht, — eine profane Vision. Bei all diesen Italienern aber ist noch immer die Form das Primäre, die Farbe tritt nur accessorisch hinzu. Kein Südländer, Rembrandt war der erste, der nur farbig sah, in Farben fühlte, mit Farben charakterisierte; sein Werk bedeutet die Krönung der malerischen Bestrebungen des Jahrhunderts. Von den zwei Portraits seiner Hand, deren der Palazzo Pitti sich rühmen darf, stellt das eine ihn selbst dar; in jenen frohen Tagen malte er's, da aus Licht und Perlen und kostbar seltenen Dingen er bunte Welten träumte; geschmückt mit Sammet und einer Ritterkette taucht er, ein blonder Märchenprinz, wie aus leuchtender Tiefe hervor. Die Jahre gingen hin, das Unglück kam über Rembrandt, lehrte ihn, den schönen Schein verachten und öffnete ihm das Auge, mit heilandhaftem Mitleid in den tiefsten Tiefen der Seelen zu lesen. Aus diesen späten Jahren stammt der „Rabbiner", erhaben wie einer der Erzväter, müde und friedesehnenden Blickes gleich Ahasver. Die Grenzlinien alle sind hier untergegangen in Dunkel und Licht. Das ergreifende Haupt nur und die weißen welken Hände geistern zwingend und bannend aus dem schwarz-braunen Hintergrund heraus ....

Dies Portrait Rembrandts kann in seiner ehrlichen und tiefen Innerlichkeit als charakteristisch für den protestantischen Geist des germanischen Nordens gelten, zwei andere Portraits wachsen daneben und dagegen gleichsam zu Culturdocumenten des katholischen Südens: das eine, Philipps IV. Reiterbildnis von Velasquez, — eine eigenhändige kleinere Copie nach dem großen Original des Prado — ist ganz auf hidalgohafte Repräsentation, auf eiskalte Noblesse gestellt. Kein Pathos, keine Rhetorik, keine Großthuerei

Digitized by Google

auf Seiten des Königs, kein augenverdrehendes Bewundern, keine Unterwürfigkeit beim Künstler; ein schweigender undurchdringlicher Grande Spaniens hat seinen schweigenden undurchdringlichen König, einen König der Spanier geschildert.

Im zweiten Bildnis malte van Dyk den Cardinal Bentivoglio, einen jener Priester, die dem italienischen seicento die literarische und künstlerische Physiognomie gaben. Denn die Herrscherssitze spielten keine Rolle mehr; strafend und belohnend stand die Kirche, nicht, wie der Nobile oder selbst ein Cardinal des Cinquecento neben, sondern hoch, sehr hoch über dem Künstler. Als einen „uomo di sublimi pensieri, di portamento nobilissimo" preist Priorato den Cardinal Bentivoglio. Beides findet man in van Dyks Portrait, dieser herrlichen „Symphonie in Rot". Ein blasser Gelehrter, ein Amateur, der die frauenhaft weißen Hände auf alten Spitzen ruhen läßt, ein Priester, der kein Crucifix, aber eine Vase mit Blumen neben sich stehen hat, erinnert der Cardinal schon ganz wenig an einen Abbé des ancien régime. Deucht dies Portrait van Dyks bereits wie eine Vorahnung des Rococo, so wirkt jenes Gruppenbild der „Philosophen", das sein Lehrer Rubens gleichfalls in Italien schuf, wie ein letzter, wehmüthig stimmender Gruß der Vergangenheit: Rubens und sein Bruder Philipp sitzen mit zwei anderen Gelehrten vor dem bücherbedeckten Tisch einer Loggia. Draußen lacht die Landschaft des Südens, und die Büste eines antiken Philosophen vom Senecatypus schaut auf die Redenden nieder. Dies Jugendwerk eines Vlamen war auf italienischem Boden wohl das letzte Bild, das geistig hervorragende Männer schildert, die zwischen Blumen und Statuen ewigen Fragen in edlen Gesprächen nachsinnen. Ein Abglanz von der toten Sonne der Renaissance ruht über diesem Gemälde. Wie, — im Gegensatz hierzu, — ein italienisches Gruppenbild damals aussah, zeigt die übrigens brillant gemalte „Vereinigung von Jägern" des sehr interessanten Giovanni da San Giovanni. Vor diesen Cavalieren mit rohen Metzgerhänden, vor diesen verwilderten und verwüsteten Mienen denkt man unwillkürlich an Manzonis Don Rodrigo und seine Zechkumpane.

* * *

Jede religiöse Bewegung sucht, sofern sie unpolitischer Natur ist, das Verhältnis der Menschen zu ihrem Schöpfer inniger und fester zu gestalten, die Herrschaft des Wortes über den Geist zu verhüten, besteht in einer Reaction des Gefühls gegen inhaltsleer gewordene Formeln und Phrasen. All' diese Bestrebungen fanden — in Italien noch mehr als anderswo — durch die Kunst ihren prägnanten Ausdruck. San Francesco erschien — und die mumienhaft starren und bewegungslosen Heiligen der Byzantiner mußten Gottes Geschöpfen weichen, Menschen, die sich bewegten, fühlten, — mit einem Wort, die lebten. Man vergaß allmählich aber — eine natürliche Reaction — den heiligen Charakter der biblischen und legendarischen Figuren. Da kam Savonarola und brachte der Kunst den verlorenen kirchlichen Ernst wieder. Bald nach seinem Sterben aber gewann, vom Studium der Antike unterstützt, eine rein ästhetisch-hellenische Anschauungsweise die Herrschaft über die christliche Kunst. Die Maler schufen nicht für Gläubige, sondern für Connaisseurs, die von Jesus und seinen Jüngern nur einen eleganten Contraposto der Haltung, nur einen schönen Faltenwurf des Costüms verlangten. Aber dieser Heiland, diese Madonna, diese Heiligen waren in ihrer lächelnden Heiterkeit den leidenden Staubgeborenen

Digitized by Google

zu weit entfernt, zu nobel und ceremoniell — man konnte zu ihnen nicht beten. Hier setzte die neue Kunst ein, brachte die heiligen Gestalten den Flehenden wieder menschlich näher. Maria ist keine Königin mehr, sondern die „ancilla domini"; das Glückliche und harmlos Mütterliche in ihrem Verkehr mit dem Jesusknaben wird ungleich mehr betont als vordem. Sie hegt das Kind in kosender Zärtlichkeit, küßt es und bettet es auf Stroh; denn Christus war kein Prinz; der Sohn Gottes war im Stall geboren, ein Kind der Armut. So wird, gleichzeitig wiederum im ganzen Gebiete des Katholicismus, das Beisammensein von Mutter und Kind zu einer niedlichen Familienscene, zu einem traulichen Idyll.

Die Madonna des naturalistisch-mystischen Murillo könnte, ihren frohen Braunaugen, dem hellen Kindergesicht und der ärmlichen Kleidung nach, für eine junge Bäuerin Andalusiens gelten, die sich wegmüde auf einer Steinbank mit ihrem Sprößling niedergelassen; aber ein himmlisches Leuchten um das Haupt des Kindes hebt die Scene aus dem Bereiche des Alltäglichen und der tiefschwarze Hintergrund läßt sie vollends wie eine himmlische Vision irdischen Inhaltes erscheinen. Diese Verbindung von Genre und Mystik ist den Spaniern, speciell Murillo eigenthümlich; in Italien wird man meistens nur dem Genre begegnen: Cigoli schildert eine Mutter, die — seltsam genug — in einer Art Berghöhle sitzend, einen Korb mit Hausgeräth neben sich, das Jesuskind aus einem Buche lesen lehrt; die Madonna Giovanni's da San Giovanni ist eine sonnverbrannte Toscanerin, die ihren unfrisierten Kopf an die Wange des Sohnes schmiegt; im Norden droben malte Rubens, zum Unterschied von den Südländern mit prachtvoll frischen und gesunden Farben, Jesus und Johannes, die in einer Korbwiege miteinander spielen. Maria hat ein ganzes einfaches schwarzes Tuch ums blonde Haar geschlungen; sie gleicht einer jungen, Elisabeth mit ihren harten Schwielenhänden einer alten Arbeiterfrau, und Joseph könnte mit seinen gutmütig groben, stark geröteten Zügen noch heute als typischer Proletarier gelten. Der „principino" van Dyk endlich behandelte, stets um einige Nüancen cavaliermäßiger als sein Meister, in den Tönen der venetianischen Palette die „Ruhe auf der Flucht" nicht als kleinbürgerliche, sondern wie eine aristokratische Familienscene. Die Engel des Himmels sind herniedergestiegen und schlingen, das Kind zu unterhalten, den Ringelreihen . . .

Der Wunsch der neuen Kunst, den Beschauer unmittelbar zu ergreifen und zu rühren, bedingte auch eine Umwandlung der Martyriumsbilder. Die kühlen und noblen Acte des Cinquecento sind vergessen, die Marter der Heiligen wird zum Drama, das den Betrachter im Tiefsten packen und durchschauern soll. Mit glühendem Pathos, mit Thränen und schluchzender Stimme werden die Qualen und die Standhaftigkeit der Gläubigen beschrieben; das Opfer heidnischer Wut kann nicht rein, nicht hilflos, in Bezug auf die Farbe nicht hell genug, die thierische Rohheit der Henker nicht wüst, nicht schwarz genug gemalt werden. Der Gefahr, hierbei in weinerliche Rührseligkeit zu verfallen, sind die damals sehr zahmen Toscaner nicht entgangen. Cristofano Alloris „Opfer Abrahams" ist nur eine weichliche Trivialisierung Andrea del Sartos; Cigolis „Ecce homo" würde in seiner unangenehmen Mischung von Grausamkeit und Süßlichkeit heute kaum mehr, wie einstens vom Cardinal Massimi, dem Besteller des Bildes, einem „Ecce homo" Caravaggios vorgezogen werden; Carlo Dolcis „Martyrium des heiligen Andreas" endlich wirkt in seiner überzuckerten und parfümierten Sentimentalität ebenso unerträglich wie all' seine andern glatten und thränen-

Digitized by Google

seligen Porzellanpuppen. Von dem, was das Barock in der Darstellung von Martyrien leistete, giebt der Palazzo Pitti leider keine hinreichende Vorstellung; denn die Marter San Bartolommeos, die man dem Ribera zuweist, läßt nicht im Entferntesten ahnen, was seine blutrote Inquisitoren-Phantasie an Leiden und Qualen ersinnen konnte.

* * *

Dem Quattrocento boten für den Ausdruck „leidenschaftlich gesteigerter Bewegung" die antiken Reliefs gern copierte Vorbilder. Das Cinquecento ging in seiner Bewunderung der antiken Formen bis zur Aufgabe der eigenen Individualität; antike Stoffe in antiker Weise zu behandeln, wurde das Streben der Künstler; für Vasari bedeutete, trotz gelegentlicher Ketzereien, die Antike eine „cosa santa"; was ihr entstammte oder auch nur ähnelte, konnte seiner und der Zeitgenossen Bewunderung sicher sein. Das Jahrhundert Winkelmanns ersehnte nach dem überhitzten Toben des Barock und den frivolen Tändeleien des Rococo von der Kunst der Hellenen die „erhabene Einfachheit" und „stille Größe". Wie die Zwischenzeit endlich, das seicento zur Antike sich stellte? „Sono molti che non l'istimano più," klagt Scamozzi. Das ist leicht zu begreifen. Michel-Angelos Enkeln konnten die antiken Bewegungsmotive kaum mehr imponieren und der Eleganz, der kalten schönen Form, der antiken Form wollte man ja gerade entfliehen. So mußten die antiken Stoffe sich's oft gefallen lassen, in selbstherrlicher Weise vom Barock umgedeutet, gänzlich traditionsfrei als malerische Probleme behandelt zu werden. Der delphische Gott, den Guercino in seinem — leider allzusehr nachgedunkelten Bilde — Apollo und Marsyas malte, dieser ungraziöse, beinahe massive Jüngling wäre im Cinquecento ganz unmöglich gewesen, Salvator Rosas „Verschwörung des Catilina" vollends, diese prachtvoll leuchtende Nachtstudie, aus muskelstarken Räubern, Panzern und blitzenden Helmen zusammengesetzt, hätte der gut ciceronianischen Hochrenaissence vermessene Tempelschändung bedeutet. Bisweilen klingt als natürliche Reaction gegen die übertrieben-pedantische Ehrfurcht des Cinquecento vor dem Altertum, aus den antiken Gemälden des Barock das leise Lachen des Parodisten. Guido Reni malte zwei lustige Straßenbengel, stülpte auf die Haare des Aelteren, die keinen Archäologen an Lysippos erinnern könnten, einen üppigen Kranz von unstilisierten Blättern und Reben, wirft ein Fell um seine Schultern, stellt vor ihn einen strohumflochtenen Fiasco, giebt in die rauhe Bubenhand eine gefüllte Schale — der Bacchus ist fertig. Und erst Tintorettos „Venus, Amor und Vulcan", dieses seltsame und sonderbare Bild! In tizianesken Farben, „coll penello d'oro" gemalt, zeigt kein Gemälde gerade deutlicher, worin Tintoretto über Tizian hinauswuchs. Tintoretto hat hier an eine Art „antike heilige Familie" gedacht. Venus blickt auf den säugenden (!) Amor mit einer mütterlichen Innigkeit, die man bei den hoheitvollen Madonnen des Cinquecento nicht finden könnte; Tizian malte niemals eine Maria, die das bambino stillt; Vulcan, der behaglich-ernst sich dabei zu thun macht, hat sogar den ikonographischen Typus des Joseph; auf goldenem Wagen erscheint Mars, gleich einer Vision zwischen den Wolken. So kommt ein sehr leiser Ton der Ironie in die Schilderung von Vulcans Familienglück. Tintoretto lächelt über die Antike, vielleicht auch über etwas Anderes . . .

* * *

Digitized by Google

Nur mehr als Füllfiguren, als Staffage für eine traumhaft schöne Landschaft dienten endlich Rubens die heiligen Gestalten der Odyssee in seinem Bilde vom „Odysseus auf der Insel der Phäaken". Aus dem steilen Felsen stäubt ein Wasserfall glitzernd zu Thal; den sonnumglänzten Hügeln entlang dehnen sich die prangenden Gärten des Alkinoos, „voll balsamischer Kräuter und tausendfarbiger Blumen". Des Abends goldene Wolken ziehen über die Haine dahin . . . draußen braust das erhabene Meer, schwarz droht der Himmel noch über seiner Flut, auf den düsteren Massen jedoch thronen, von hellem Schimmer umstrahlt, die ewigen Götter, und gnädig blickt Kronion, der bittenden Pallas Gehör leihend, zum Laertiden nieder und zu Nausikaa, des hohen Alkinoos Tochter. „So treffen sie denn zusammen" — heißt es einzig schön bei Jakob Burckhardt — „der aus Jonien und der aus Brabant, die beiden größten Erzähler, welche unser Erdball bis heute getragen hat, Homer und Rubens."

Eine Abendstimmung ganz anderer, jedoch nicht minder herrlicher Art dichtete Rubens dann in seiner „Heuernte": Aus den dämmernden Wiesen kehren mit ihren Herden die Bauern heim, auf braun-grünen Dorfwegen ziehen die Wagen daher, in weiter Ferne flimmert das letzte Sonnenglühn um den alten Thurm von St. Rombaud zu Mecheln. Der Meister selbst war vielleicht der Gebieter dieser Fluren, sein eigenes Gut Steen hat der Alternde hier gemalt . . .

Man thäte Salvator Rosa unrecht, wollte man seine Marinebilder an Rubens Landschaften messen. Aber sie hängen so eng nebeneinander, daß man die einen ohne die andern nicht sehen kann; unwillkürlich drängen sich die Vergleiche auf. Aus den Gemälden des Vlaamen spricht in einfach großen Lauten der nordische Mensch mit seinem tiefen germanischen Naturgefühl; Salvator Rosas Landschaften sind nicht empfunden, sondern nur geschaut — „Veduten". Er war kein Lyriker; er malte das Meer und die Wälder im Herbste — ihre Sprache blieb ihm gleichwohl fremd. Ihm fehlte alle Naivetät, der demüthig fromme Schauder vor der Herrlichkeit der Natur, er schaltete mit ihr nach Gutdünken, stilisierte und construierte auf den interessanten Effect hin, schuf aus prunkenden Barken, buntgekleideten Menschen, Sonnenaufgängen und verwitternden normannischen Wachtthürmen wirkungsreiche Theaterdecorationen. Die schlichte Wiedergabe der Natur war ihm „cosa bassa". Den Cardinälen sogar, die Landschaften von seinem Pinsel begehrten, konnte er sehr unhöflich antworten: ich bin Schlachten- und Historienmaler, versicherte er mit dem ganzen Bildungstolz des Autodidacten. Aber seine und seiner Schüler Schlachtenbilder sind herzlich langweilig, können heute wenigstens nur culturhistorisches Interesse beanspruchen, bergen nur eine Erinnerung an jene Tage des Grauens, da die Kriegsfurie durch ganz Europa raste . . .

Damals — im Jahre 1638 — schuf auch Rubens für den Großherzog Ferdinand II. von Toscana seinen „Krieg", die grandioseste Allegorie, die je gemalt worden. Denn außer ihrem symbolischen Charakter, den man ohne gedruckten Commentar sofort begreift, hat jede Gestalt auch ihren körperlichen und farbigen, d. h. ihren sinnlichen Wert. Rubens selbst gab in einem Briefe an Sustermans eine — im Grunde überflüssige — Erklärung zu dem Bilde: Stürmisch reißt sich Mars von Venus und den reizenden Amoretten los, mit der Brandfackel schwebt Alecto in den Lüften und zerrt am Gewande des Kriegsgottes, Pest und Hunger ziehen ihm voraus; eine Mutter liegt, in den Armen ihr Kind haltend, bereits auf der Erde; die Harmonie, ein Weib mit der Laute, ist zu Boden getreten, der

Digitized by Google

Baumeister, dessen tote Hand noch den Zirkel umspannt, ward schon ermordet, die Pforten des Janustempels stehen offen, in der Ferne tobt die Schlacht. „Jene schmerzerfüllte Frau aber . . . im schwarzen Gewand und mit zerrissenem Schleier und aller Juwelen und sonstigen Schmuckes beraubt, ist das unglückliche Europa, welches schon so viele Jahre lang Raub, Schmach und Elend leidet . . .“

Der Friede kam; das edle Auge des Rubens sollte ihn nicht mehr schauen, Salvator Rosa jedoch durfte ihn malen: eine königliche Frau in weißem Gewande verbrennt schweigend im Haine, wo die Flüsse rauschen, die Waffen des Krieges. Der Friede kam, aber die neue Renaissance, die mit Salvator Rosa die Besten Italiens von ihm erhofft, — sie kam nicht. Wohl standen später die Menschen auf und jagten, Macchiavellis leidenschaftlichste Sehnsucht erfüllend, die Fremden aus italischen Landen, — eine neue lateinische Cultur konnte dies „risorgimento“ nicht schaffen. Noch immer bedeutet Italiens Vergangenheit Italiens Größe, noch immer bedeuten die tausend Kirchen nnd Paläste nur tausend Mausoleen einer toten Cultur, und ihr herrlichstes, wie zum Hohn hereingestellt in den kleinen träg dahinschleichenden florentinischen Alltag, — es ist der Palazzo Pitti.

Digitized by Google

Der Schüler.

Pantomime in einem Aufzug

von

Hugo von Hofmannsthal.

Personen:

Ein gelehrter Alchymist.
Taube, seine Tochter.
Der Schüler.
Der Strolch.
Die alte blinde Magd.

Das Zimmer des Alchymisten.

„Scaramuccio non parla e dice gran cose."

Ein niedriges fensterloses gewölbtes Zimmer. Rechts rückwärts ein Alcoven mit einem Bett. Links rückwärts Thür in den Hausflur. Links und rechts vorne je eine kleine Thür: das Zimmer links bewohnt der Schüler, das rechts die Tochter. An der Rückwand ein großer alter Schrank. An der linken Wand eine Pendeluhr. Sonst kahle Mauern. Im Zimmer nur das nöthigste. Alles dürftig, einem Gefängnisse ähnlicher als einem Wohnraum. In der Mitte steht ein Tisch, auf diesem eine Lampe, ein metallenes Schreibzeug und viele Bücher; auch neben dem Tisch auf dem Boden liegen große in Schweinsleder gebundene Folianten. Es ist im Winter, abends. Im Hausflur anfänglich, wenn die Thür aufgeht, noch dämmrig hell. Hierinnen völlig dunkel; es brennt die Lampe.

Der Meister in einem dürftigen Stuhl mit niedriger Lehne, am Tisch, versunken in das Buch, das vor ihm aufgeschlagen ist. Die Lampe wirft ihren Schein auf das Buch, auf seine vor innerer Erregung sich rastlos bewegenden mageren Hände. Der Schatten seiner Gestalt liegt hinter seinem Stuhl. Das Zimmer ist spärlich erleuchtet. Er murmelt, er wiegt den Kopf hin und her. Greift nach einem anderen Buch, scheint zu vergleichen was dort geschrieben steht, mit dem, was vor ihm aufgeschlagen liegt. Greift erregt nach einem dritten. Findet abermals Uebereinstimmung: seine Augen leuchten, triumphierend wiegt er den

Digitized by Google

Oberleib, betrachtet zärtlich die drei Bücher und weidet sich an den Zeichen, die ihm aufgeschlossen sind. Er sagt:

„Die drei enthalten das gleiche. Ich hab es gefunden, mir hat sichs geoffenbart. Nun bin ich groß. Nun bin ich im Stande, Odem des Lebens über meine Lippen zu blasen. Meinem Schatten, der hinter mir kauert, der hier hinter meinem Stuhl liegt und lauert, dem vermag ich Leben einzublasen. Hier steht es geschrieben. So will ich thun."

Dreht die Lampe ab, die verlischt. Er steht auf. Hebt seine linke Hand über sich und betrachtet inbrünstig den Ring, den er am Zeigefinger trägt. Von dem Ring geht ein blasser Schein aus, der allein die Scene erleuchtet. Er hält die Hand so über sein emporstarrendes Gesicht, als wollte er die magischen Kräfte, die aus dem Ringe strömen, von oben herab sich eingießen.

Auf einmal durchläuft ihn ein Schauder, er reckt beide Arme von sich. Der blasse Schein hat sich im ganzen Raum verbreitet und geht nicht mehr von dem Ring aus. Der Tisch, der Stuhl wirft keinen Schatten. Der Meister wendet, mit ausgebreiteten Armen, das Gesicht gegen die kahle Wand links vorne. Er bebt: er fühlt, es ist vollzogen; er fühlt, hinter ihm im Zimmer ist noch etwas Lebendes. — Hinter ihm an der kahlen Wand zur rechten, mehr rückwärts, steht sein Schatten: eine graue Gestalt, ihm gleichend, die Gesichtszüge undeutlich, beschattet von Kappe und Bart; in der gleichen Haltung. Wie der Meister die Arme sinken läßt, sinken auch der Gestalt die Arme an den Leib. Der Meister, lautlos, dreht den Kopf, dreht das Weiße des Auges, den andern zu sehen. Mit Schaudern betrachtet er ihn zuerst, aber seine Augen funkeln vor Stolz, seine Nüstern blähen sich. Er winkt dem Schatten, näher zu kommen.

Der Schatten gehorcht, schwerfällig, täppisch, wie ungewohnt der irdischen Atmosphäre, doch lautlos.

Der Meister: „Steh!"

Der Schatten steht.

Der Meister: „Knie nieder!"

Der Schatten kniet. Seine Augen sind leer, wie die einer Statue.

Der Meister (bläht sich vor Stolz): „Ich bin kein Mensch mehr, seit ich dieses gethan habe." (Er thut die Schritte eines vor Freude Tanzenden. Hält gleich inne, vor dem Schatten.)

„Küß mir die Füße!"

Der Schatten thut es.

Der Meister betrachtet von oben die auf seine Füße niedergebeugte Gestalt und genießt den Augenblick unendlich.

Da öffnet sich die Thür rechts und Taube tritt aus ihrer Kammer.

Der Schatten verschwindet.

Der Meister nagt zornig an seiner Lippe, doch sogleich lächelt er wieder.

Taube (zu ihm): „Vater, was thust du so im Dunkeln? Weh, du wirst dir den Kopf verwirren mit Grübeln und Lesen. Mit wem hast du geredet, du warst doch ganz allein? Weh, Vater, mir grauft vor dir!"

Digitized by Google

Sie zündet die Lampe wieder an.

Der Meister (bewundert, wie das Licht auf sie fällt, ihre Schönheit): „Du bist mein schönes Kind! die schönen Hände, wie fein zugespitzte Finger! die schönen Haare, ein ganzes Vließ, sich darein zu hüllen, wenn es draußen kalt ist!"

Ein Windstoß rüttelt an den Thüren.

Schaudernd vor Kälte, mit roten Händen, ist von draußen der Schüler eingetreten und sieht gierig auf das schöne Mädchen, auf die schönen Hände, das rabenschwarze Haar, mit dem der Vater schmeichelnd spielt. Er hat unter jedem Arm ein Buch.

Der Meister: „Schüler, was wollt ihr?"

Der Schüler (zusammenfahrend, als hätte man ihn ertappt, präsentiert übereifrig die beiden Bücher, in denen er studiert hat):

„Hier, in dem einen Buch, ist eine Stelle, die kann ich nicht begreifen. Die beiden Bücher stimmen nicht überein."

Der Meister: „Zeigt her."

Der Schüler blättert mühsam mit den erstarrten Fingern, die er anhaucht; blickt zwischendurch verlangend nach Taube.

Der Meister (nimmt ihm ungeduldig das Buch aus der Hand): „Wie, das begreift ihr nicht?" (Schüttelt ironisch den Kopf. Halb zu Taube gewendet): „Er begreift das nicht. Ein schwacher Kopf!"

Taube lacht über den Schüler.

Schüler (deutet mit verzweifelten Armbewegungen an): „Es ist ganz unbegreiflich. Niemand kann es verstehen!"

Der Meister: „So ist das zu verstehen. Seht her!" (Er legt die beiden Bücher vor sich und den Schüler hin auf den Tisch.) „Das" (er deutet mit der rechten Hand auf das links vor ihm liegende Buch) „bezieht sich auf jenes!" (Hier deutet er mit seiner Linken auf das rechts vor ihm liegende Buch.) „Und das hier" (er blättert mit der Rechten in dem linken Buch nach vorwärts) „erklärt sich durch dieses", (er schlägt mit der Linken in dem rechten Buch eine Stelle auf) „und somit stimmen die beiden vollkommen überein. Begreift ihr nun?"

Schüler giebt Zeichen seines Verständnisses und seiner Devotion.

Meister wendet sich ab.

Schüler geht nach einer Verneigung zögernd gegen die Ausgangsthür. Bleibt, schon die Klinke in der Hand, wieder stehen, den Blick auf Taube geheftet.

Meister (ohne ihn zu achten, sieht Taube bewundernd an): „Tanz, mein Kind. Tanz für deinen Vater."

Er wiegt sich in den Hüften.

Taube (unwillig): „Wie kann ich tanzen? Mein Haar ist ungekämmt."

Meister: „Thu mir es zulieb. Tanz ein wenig."

Taube: „Wie kann ich tanzen? Ich hab' die zerrissenen Hausschuhe an." (Will gehen.)

Digitized by Google

Meister stampft zornig mit dem Fuß, hält gebietend die linke Hand mit dem Ring gegen Taube.
Taube's Gesicht verklärt sich, sie wiegt sich in den Hüften, setzt die Füße im Tanz, spielt mit ihrem aufgelösten Haar wie mit einem Schleier.
Der Schüler an der Thür, krümmt sich vor Entzücken.
Meister: „Nun ist es genug."
Taube steht, wie zu sich gekommen, purpurroth, mit gesenkten Augen, stark athmend.
Der Schüler an der Thür, verschlingt sie mit den Blicken.
Meister: „Nun geh mein Kind, ruh dich aus."
Taube schwankt wie aufgelöst in ihre Kammer.
Schüler (kann sich nicht länger bezwingen. Legt seine Bücher auf den Boden. Stürzt auf den Meister zu. Alle Muskeln seines blassen Gesichtes arbeiten. Hebt flehend seine Hände gegen den Meister auf): „Laßt mich den Ring tragen. Diesen Ring leihet mir, ihn nur eine Stunde zu tragen, den zauberkräftigen Ring, da an eurem Finger!"
Meister: „Was fällt euch ein, Schüler?"
Schüler: „Seine Zaubergewalt ausüben! nur eine Stunde lang laßt mich sie ausüben!"
Meister: „Schüler, wo habt ihr eurere Bücher? Ihr müßt noch viel lernen. Geht. Solche Gedanken gebt auf."
Schüler: „Alle diese Bücher hier, und diese hier, und jene dort sind dem Herzen tot, nähren nur das Hirn. Im Hirn sammeln sich Wünsche, Begierden, Träume, zum Herzen strömt kein Lustgefühl, nie überschwellendes Glück zum Herzen! Das Herz verdorrt mir! Lasset mich den Ring tragen! Ich fleh euch an, ich küsse euer Gewand, ich küsse eure Füße!"
Meister (schüttelt ihn von sich, geht unwillig ab): „Lest eure Bücher." (Tritt in den Alcoven.)
Schüler (allein, liegt auf dem Boden. Sein Gesicht verwandelt sich fürchterlich in Wuth und Ohnmacht): „Den Ring! den Ring!"
Geschlossenen Auges glaubt er ihn schon am Finger zu fühlen, öffnet wieder die Augen und sieht den Finger nackt.
Indem ist Taube wieder eingetreten, verstohlen um sich blickend. Sieht niemand im Zimmer, eilt an den Tisch zum Schreibzeug.
Schüler richtet sich auf.
Taube erschrickt.
Schüler streckt bittend die Hände aus.
Taube: „Ach, ihr seid es nur! ihr habt mich erschreckt, lästiger Mensch!" (Sie greift nach dem Schreibzeug.)
Schüler starrt auf ihre Hände.
Taube (an dem Federkiel kauend): „Werdet ihr nicht weggehen?" (Da er sich nicht regt, zuckt sie die Achseln und fängt an zu schreiben.)
Schüler (mit glühenden Augen): „Wem schreibt ihr da?"

Digitized by Google

Taube (zornig): „Zudringlicher Mensch!“
Schüler nimmt ihr das Blatt Papier weg, küßt es inbrünstig.
Taube zuckt die Achseln, lacht.
Schüler tritt zurück, blaß.
Taube (kritzelt einen Brief hin): „Schüler, wollt ihr diesen Brief bestellen an die Adresse, die darauf geschrieben ist, wollt ihr? da ist ein Groschen für eure Mühe.“
Schüler (liest die Aufschrift, zerknittert wüthend den Brief, wirft ihr Brief und Groschen vor die Füße): „Ich liebe dich, ich, mich verlangts nach dir, mich!“
Taube: „Ihr? Ihr — mich? Narr!“
Schüler: „Warum nicht mich? warum nicht mich?“
Heftet auf sie Blicke unsäglicher Bitterniß.
Taube: „Euer Haar ist widrig. Eure Augen haben so rothe Ränder. Eure Hände sind zu schmutzig.“
Schüler zerrt wüthend an seinem Haar, nagt wüthend an seinen Fingern.
Taube (lacht ihn aus): „Eure Gestalt ist mir zu häßlich!“ (läuft weg, in ihre Kammer, nimmt das Schreibzeug mit).
Schüler (todtenblaß, aufgerichtet): „Den Ring haben! dann die Hand emporrecken und dich in der Gewalt haben! Dich tanzen lassen, dich knien lassen, dich vor meinen Füßen hinsinken lassen. Dann langsam langsam dich aufheben, in meine Arme dich nehmen, dich, die sich hingiebt!“
(Er muß die Augen schließen, Schauder des Entzückens überlaufen ihn. Er besinnt sich): „Nichts, von alledem. Nackt der Finger, ohnmächtig der Kopf, verachtet, verschmäht das Herz! Ein Schand und Spott mein ganzer Leib!“
Indessen tritt der Strolch vom Hausflur herein: ein großer Kerl mit wüstem Gesicht, rothem Bart, schlauen Augen. Tritt leise auf, späht umher.
Schüler steht an seinen bittern Gedanken würgend rechts vorne im Schatten.
Strolch macht sich am großen Schrank zu schaffen, probiert einen Dietrich.
Schüler wendet sich, sieht ihn, springt hin.
Strolch stellt sich, ein Messer in der Faust. Sie sehen Aug in Aug. So oft der Schüler die Hände erhebt, Geberde des Schreiens, so oft macht der Strolch Miene, zuzustoßen.
Schüler: „Ich will mit dir reden.“
Strolch senkt das Messer.
Schüler: „Was hier liegt und steht, ist nichts werth. Da drinnen, im Alcoven, da hat er eine Truhe voll Goldstücken.“
Strolch (springt vor Freude): „Die wollen wir ausleeren und Halbpart machen!“
Schüler: „Den Schlüssel aber trägt er immer in der Tasche.“
Strolch enttäuscht, läßt den Kopf hängen. Beide beobachten einander lauernd, indem sie sich von einander entfernen.

Digitized by Google

Strolch (nach längerem Zögern): „Man muß ihn erstechen und ihm dann die Taschen ausleeren.“ (Zwinkert den Schüler an.)
Schüler schaudert.
Strolch pfeift verdrießlich.
Schüler (nähert sich ihm): „Du mußt es thun. Ich will mir die Augen zuhalten, die Ohren verstopfen.“
Strolch: „Ist er alt?“
Schüler: „Alt, mit grauem Bart. Er geht gebückt, mit dem Stock, schleifenden Fußes. Er hat kurzen Athem und hustet oft.“
Strolch (lacht): „Den nehm ich auf mich. Wir nehmen ihm den Schlüssel aus der Tasche und theilen alles!“
Schüler (mit einer Geberde des Ekels): „Von den Goldstücken will ich keines, ich will nichts als einen Ring, den er am Zeigefinger der Linken trägt. Den beding ich mir aus.“
(Handschlag.)
Strolch: „Und wo solls geschehen?“
Schüler: „Ich verberg dich hier im Schrank. Wenn einer schleifend und hustend vorbeigeht, so ist er's. Wir lassen ihn fortgehen. Indessen werden alle andern schlafen. Wenn wir ihn aber zurückkommen hören, dann mußt du auf ihn, draußen im Flur, und mußt es thun, hier außen vor dieser Thür.“
Strolch nickt, will in den Schrank.
Schüler: „Merk noch. Ich kratze dreimal an der Wand, da sei bereit, faß dein Messer. Dann schließ ich dir auf, und du auf ihn!“
Strolch (steigt in den Schrank, Schüler versperrt von außen. Sieht sich um, ob niemand es gesehen hat. Horcht nach dem Alcoven hin): „Niemand regt sich.“ (Sein Gesicht verzieht sich in boshafter Freude. Er wirft noch einen verlangenden Blick auf die Thür rechts. Will hin. Bezwingt sich): „Noch nicht, noch nicht. Meine Zeit kommt!“ (Sieht nach der Pendeluhr. Hört im Alcoven ein Geräusch. Nimmt eine unbefangene Miene an und geht links ab, die Thür hinter sich schließend.)
Der Meister, aus dem Alcoven, angezogen um zum Abendgottesdienst zu gehen. Stößt mit dem Stock dreimal auf den Boden.
Die alte blinde Magd kommt durch die rückwärtige Thür herein.
Meister (heißt sie neben der Thür niedersitzen, bis er wieder nachhause kommt. Geht an die Thür zu Taube's Kammer, horcht. Sein Gesicht strahlt von Zärtlichkeit): „Sie schläft!“ (Geht ab durch die Ausgangsthür.)
Die Magd sitzt regungslos an der Thür.
Taube (tritt lautlos aus ihrer Kammer. Geht auf den Zehenspitzen näher, wartet bis die Magd einschläft. Horcht mit angehaltenem Athem): „Nun schläft sie.“ (Verschwindet im Alcoven, kommt gleich wieder, in einem Mantel des Meisters, einen falschen Bart vor dem Gesicht, die Kappe auf. Sie ahmt, auf einen Stock gestützt, den mühsamen schleifenden Gang des Alten nach,

Digitized by Google

hüstelt, stößt mit dem Stock heftig auf den Boden wie einer, der mit unsicheren Händen sich schwer stützt).

Die Magd hebt den Kopf, wie Blinde horchen.

Taube geht an den Tisch, hüstelt. Blättert geräuschvoll in einem großen Buch.

Die Magd steht auf. Sie meint, der Meister ist schon wieder nachhause gekommen. Geht aber, noch zweifelnd, auf Taube zu, rührt mit tastend vorgestreckten Händen den Bart an. Verneigt sich, zieht sich zurück.

Taube, allein, schließt das Buch; man sieht, sie hat unter dem Mantel einen Brief in der Hand. Geht langsam, schleifenden Schrittes, auf den Stock gestützt, hinaus.

Indessen schlägt es neun Uhr.

Schüler (streckt den Kopf bei seiner Thür heraus. Seine Augen funkeln. Er sieht im ganzen Raum umher. Malt sich aus): „Ich werde den herauslassen, er wird dem Alten nach, wird ihn würgen! Der Alte wird flüchten, wird schreien. Ah! der Glockenzug!" (Läuft hin, knüpft den Glockenzug empor, daß man ihn nicht erreichen kann.) „Mit hervorgequollenen Augen wird er daliegen, mit starren Augen wird er auf mich schauen. Immer wird sein Blick auf mir sein." (Das Grauen schüttelt ihn.) „Nein, ich will es nicht thun. Ich lasse ihn im Schrank eingesperrt und flüchte. Aber sie!" (Heftet einen langen Blick auf die Thür zu Taube's Zimmer.) „Was soll ich thun? Ich will würfeln. Sechs ist Leben, eins ist Tod." (Würfelt.) „Eins." (Nochmals.) „Wieder eins!" (Nochmals.) „Wieder eins." (Ihn schaudert.) „Noch ein Zeichen will ich abwarten." (Sieht in schauerlicher Erwartung um sich. Plötzlich bleibt die Pendeluhr stehen. In seinem Gesicht bricht dämonische Freude hervor.)

„Ich vollstrecke nur sein Schicksal. Und sie wird mir gehören!"

Draußen ein Hüsteln, ein schleifender Schritt, ein Stock, der auf den Boden stößt.

Schüler kratzt mit den Nägeln an der Wand links, zittert dabei.

Der Herankommende draußen näher.

Schüler öffnet mit abgewandtem Gesicht den Schrank, stürzt dann nach vorne, drückt das Gesicht an die Wand, hält sich die Ohren zu.

Strolch ist sogleich herausgesprungen. Eine kleine Stille.

Strolch (an der Thür rückwärts): „Es ist geschehen."

Schüler dreht sich um, kreidebleich, lehnt mit dem Rücken an der Mauer.

Strolch (tritt ihm dicht unter die Augen): „Es ist geschehen, komm." (Sie sehen einander in die Augen. Allmählich bemächtigt sich des Schülers das Triumphgefühl. Er heftet glühende Blicke auf die Thür rechts, streichelt den Strolch, zieht ihn ins Zimmer.) „Alles ist unser!"

Sie werfen die Arme und Beine in die Luft und tanzen wild gegeneinander wie zwei Teufel. Halten plötzlich starr, mit eingezogenem Athem, inne, sehen sich in die Augen und tanzen noch einmal. Dann verständigen sie sich mit einem Blick und laufen zur Thür hinaus. Sogleich kommen sie wieder herein

Digitized by Google

und bringen den Ermordeten getragen, mit Mantel und Pelzkappe. Sie setzen ihn in den Lehnstuhl an den Tisch.

Strolch: „Nun schaff mir den Schlüssel!“

Schüler: „Zurück, zuerst mir den Ring!“ (Greift nach der herabhängenden linken Hand des Toten. Meint, eine Hallucination spiegle ihm vor, daß es ihre Hand ist.) „Ihre, die doch drinnen schläft!“ (Zwingt sich, über seine eigene Täuschung zu lachen.)

Strolch: „Beeil dich!“

Schüler (greift nochmals hin): Die Hand ist ohne Ring. (Kreidebleich vor Wuth): „Du hast den Ring abgezogen!“

Strolch: „Schwindler, nimm dich in Acht!“

Schüler ergreift abermals die Hand, läßt sie wieder sinken. Rückt die Lampe näher zum Gesicht des Todten. Fährt taumelnd zurück; stürzt zur Thüre rechts, trommelt daran. Die Thür geht auf, das Zimmer ist leer. Er begreift.

Der Strolch hat sein Messer weggelegt, die Taschen der Todten zu untersuchen. Schüler fährt auf das Messer hin, ergreift es, bedroht, sinnlos vor Wuth, den Strolch damit; der fährt auf, der Schüler mit den Augen des Wahnsinns drohend hinter ihm her, jagt ihn zur Thür hinaus. Beide verschwinden.

Eine kleine Stille. Wie einer der ruhig liest, sitzt die Todte in dem Lehnstuhl, den Kopf vornübergebeugt auf das Buch, das die Lampe friedlich beleuchtet.

Von draußen ein schleifender Schritt, ein Hüsteln, ein Stockstoßen.

Der Meister kommt zur Thür herein. Sieht die Gestalt im Lehnstuhl, seine Gestalt in seinem Stuhl sitzend; erbleicht, begreift sogleich: es ist sein Schatten, dem eine höhere Gewalt Odem des Lebens eingeblasen. Hebt Blick und Arme dankerfüllt gen Himmel. Verneigt sich vor dem Phantom und umschreitet es mit feierlichem Tanzschritt dreimal. Verneigt sich wieder. Die Gestalt scheint, vertieft in das heilige Buch, seiner nicht zu achten und er verschwindet ehrfurchtsvoll in den Alcoven, den stummen Leser zurücklassend.

Digitized by Google

Sommertage im Süden.

Von **J. J. David.**

I. Grado.

An die Stadt der Märchen fühlt man sich erinnert, wenn man sich Grado nähert.

Denn seine weißen Häuser schimmern weithin über die blaue Adria. Und unendlich langsam rückt man zum Eiland vor. Triest ist versunken und eine große Schweigsamkeit liegt über dem Meer und seinen müden Wellen.

Man denkt an den Wülpensand, so flach und baumlos ruht die Insel auf der Fluth. Nur freilich: hier flammt die grelle, weiße Sonne des Südens. Und so erscheint Alles durstig und hell. Wenig, mühsam gepflegter Baumwuchs. Fast kein Schatten. Denn in diesem Sandboden will nicht Alles gedeihen.

Heimisch ist hier eigentlich nur die Tamariske. Allenthalben sprießt sie. Dürftige Stämmchen; graugrün und höchst beweglich das Laub. Es zittert beim leisesten Windhauch, wie ein Fieberkranker. Und Binsen von unglaublicher Höhe schießen auf der Düne auf und ihre schmucken Wedel beben in der Seeluft.

Die blaue Stranddistel wuchert. Und ein blaublühendes Kraut, der Erika ähnlich, gedeiht. Schnecken klimmen alles Strauchwerk hinan, daß der grüne Stengel wie regelmäßig mit weißen Knöpfen besetzt erscheint und Eidechsen sonnen sich im Sande und eine Heuschrecke, gebleicht und dürr, mit unglaublich langen Beinen und den dünnsten Fühlern, daß sie einem wunderlich geknickten Strohhalm gleicht, treibt hier schrillend und hüpfend ihr Wesen.

Es ist der allerfeinste Dünensand, auf den man tritt. Zu einem einzigen Hügel fügt er sich. Man überblickt von da aus die stille, träumerische Fluth. Zur Ebbezeit meint man, watend die Küste Istriens mit ihren blauen Bergen erreichen zu können, so weithin liegt der Meeresgrund blos, und nach den kurzen, doch heftigen Regengüssen, deren Spur augenblicklich im Sande versiegt, leuchten die grauen Karawanken geisterhaft auf. Denn die Luft ist von einer unendlichen Klarheit und voll jenes eigenthümlichen Duftes nach Salz und Tangen. Man erstaunt, wie inmitten eines Gewirres von Lagunen, Kanälen, Watten Grado gebettet ist.

Alles Leben der Badegäste bezieht sich hier auf das Meer. Zweimal täglich wallen sie ernsthaft, wie man eine Pflicht thut, zum Strande. Denn man

Digitized by Google

badet hier zweimal und immer bis zu Stunden, so weich und schmeichlerisch ist das Wasser und so angenehm das Schreiten auf diesem endlosen Badegrunde, der sich kaum merklich senkt, dem nur die ewige Bewegung der Wellchen weiche Kringeln eindrückt. Dies Meer zürnt selten und niemals für lange.

Auf der Düne sind Zelte errichtet. Darunter sonnt man sich. Man vergräbt sich im durchgeglühten Sande so, daß nur der Kopf vorsieht. Männer wie Frauen begegnen sich hier. Ohne jedes Arg, ohne Anstoß. Die Kinder aber huschen barbeinig über den Sand; sie laufen ins Meer, sie sehen den drolligen Bewegungen der Krabben zu, die am Grunde um die Einsiedlerkrebse tänzeln, haschen Muscheln. Manchmal kommt eine geschwommen, die völlig einem riesengroßen, sonnenverbrannten Blatt der Roßkastanie gleicht. Das giebt Anlaß zur Erregung, wer sie erlange.

Es ist wenig Verkehr unter den Fremden. Kaum hat man das Bedürfniß nach einer Ansprache. Man athmet Frieden und Beruhigung. Gedanken regen sich und entflattern wiederum. Es kommen schwüle Tage und man empfindet sie kaum als Last; rein animalisch lebt man dahin.

Die Stadt selber ist uralt. Sie rühmt sich, die Mutter Venedigs zu sein. Hier fanden die Bewohner Aquileja's eine Zuflucht, nachdem in der Zeit der Völkerwanderung ihre Stadt dahin gesunken war. Von hier aus, wieder geschützt durch Lagunen, schufen sie sich ihr neues Heim.

An alten Glanz erinnert noch die Basilika. Sie ist groß, weiträumig und wunderschön von Verhältnissen. Ein prächtiger Mosaikfußboden, ein ganz herrliches Gebälk. Ein Hochsitz für den Patriarchen, eine Kanzel, durchaus orientalisch in den Motiven, mit maurischen Bögen und mit Malerei. Hinter dem Hochaltar eine byzantinische Bilderwand. Christus blickt nieder auf die Andächtigen — ernst, streng, fast zornig, nach den Begriffen der Kirche des Morgenlandes mehr Weltrichter, als der milde Erlöser der Sündigen.

Enge Gassen, winkelig und durcheinander gewirrt. Ganz schmale Fensterchen; man fürchtet die Sonne und schützt sich nach Kräften vor ihr. Winzige Plätze, kaum spannenlang, aber geschmückt mit dem stolzen Namen der Gradenigo und Morosini. Leben ist immer in ihnen. Denn in den Hausthoren sitzen die Weiber in der halben Müßigkeit von Fischersfrauen und bessern an Netzen. Ein großer Reichthum an Kindern aller Haarfarben. Reinblütigkeit scheint hier nicht zu Hause. Nur manchmal eine schöne Mädchengestalt: glanzlos nachtschwarz das Haar, die Augen flammend, die Wangen gesund und bleich wie Elfenbein, das vor Alter vergilbt ist, und in den Bewegungen weich von der Lässigkeit des Südens.

Einen artesischen Brunnen haben sie erbohrt. Er steigt in einem mächtigen Strahl zur Höhe. Dann, mit Brausen, gewaltig wie ein Sturzbach, strömt er dahin und fällt ins Meer. An ihm arbeiten die Wäscherinnen von Grado. Die Wäsche aber wird kaum behütet. Auf dem einen großen Platz, den sie haben, den man sich gern in einen Garten gewandelt wünschte, damit man im Schatten rasten und den Augen, übermüdet vom Sonnenglanz und dem Flirren der unentrinnlichen Fluth, einige Ruhe gönnen möge, breiten sie sie gerne aus. Niemals kommt ein Diebstahl vor. Die Cabinen der Badeanstalt sind kaum verschließbar und dennoch wird nichts entwendet. Sie sind italienisch in Allem,

Digitized by Google

in der Bettelhaftigkeit, mit der einen die Kinder behelligen, aber sie sind von einer unerhörten Ehrlichkeit.

Freilich: sie sind auch so sehr arm. Den großen Nutzen des Bades, das von Jahr zu Jahr stärker besucht wird, haben sich die Besitzenden gesichert. Ungerne sehen sie neuen Zuzug, neue Unternehmungen, die sich in ihren geschlossenen Ring drängen wollen. Wenig geschieht für diesen Ort. Und so muß man nur sehen, wie die Leute leben. Etwas Polenta. Der Kaffee, in ganz Istrien von einer erbitternden Schlechtigkeit, wird ohne Milch getrunken. Die ist zu theuer, ist nur für die Herren. Es reift köstliches Obst hier, wo schon der Granatbaum gedeiht, und die Feige zu voller Süßigkeit geräth. Den eigenen Kindern aber kann man es nicht gönnen. Für die ist die ewige Wassermelone gut genug. Am Hafen aß ein kleines Mädchen Trauben, die hier zeitig und wohlfeil genug sind. Genäschig warf es Beeren weg, die ihm nicht ganz behagten. Ein ander Kind las sie, angenagt und beschmutzt wie sie waren, gierig auf. Die Jugend ist auch so sehr still und verträglich. Sie spielen; aber niemals setzt es eine herzhafte Rauferei, wie anderer Orten.

Und so haben sie denn auch wenig Pietät. Und ihr Friedhof, an den Menschen italischer Abkunft sonst immer etwas wenden, ist allerdings der traurigste Ort, den ich kenne.

Ein eisernes Kreuz ist hier schon eine Seltenheit. Fast keine Anpflanzung. Ein dürftiger, mißfarbener Graswuchs. Eine einzige Palme kümmert ungepflegt im armen Boden. Kreuze sind unordentlich in einem Winkel an der Mauer zusammengestellt. Unzählige Eidechsen von ziemlicher Größe rascheln durch das Gras, klimmen die Steine entlang, züngeln neugierig und flink von der Mauerkrone nieder zu den seltenen Gästen. Völliges Vergessensein — wer dies wünscht, dem darf hier ein Grab behagen.

Und dennoch ist es ein wundersames Weilen auf Grado.

Es wird heiß. Niemals aber empfindet man jenen körperlichen Druck der Schwüle, der sich anderwärts wie ein Alp über Einen wirft und lähmt.

Das macht die Brise, die fast niemals schweigt. Sie wispert in den Tamarisken und läßt die beweglichen Espenblätter beben, und die Wasser zischen mit leisem Laut um den weißen Steindamm, der die Insel umgürtet.

Man wird müde dabei. Von einer süßen, wunderbaren Mattigkeit ganz erfüllt. Wie ein Zwielicht sinkt es über Gedanken und Träume. Die Stunden verrinnen, ohne daß man sich über sie Rechenschaft geben könnte. Der Zauber des Meeres umfängt Einen. Und der Wind streicht mit leiser Hand um die Stirne und fegt die Sorgen davon.

Unzählige Fischerboote gleiten über die Fläche, die sich dem Himmel zu sehnsüchtig emporwölbt. Die orangefarbenen Segel flammen in der Sonne. Ihr Widerschein fällt in die Fluth und durchglüht sie. Man mag ihnen Stunden nachsehen. Denn die Wasser blauen, als wär' es flüssiges Lasur, in ihrer Mitte ein noch tieferes Blau — da liegt eine Barre von Steinen. Flattern weißer Möwenschwingen zwischen dem unendlichen Blau des Himmels und des Meeres.

Und erst diese Abende! Die Lagunen, über denen die Sonne niedergeht, waren erst bleifarben, mit milchigem Lichte. Dann fielen breite Purpurstreifen darein. Nun liegen sie schwarz wie das Meer selber. Sterne, sehr hell und sehr nahe, glühen auf. Der Platz füllt sich. Gradenser lagern sich ins Gras und

Digitized by Google

schwatzen ernsthaft, gesittet und ohne Lärmen. Der Erzengel Gabriel aber, den sie lästerlich genug als Windfahne auf den spitzen Thurm der Basilika gestellt haben, sieht mit der Lilie in der Hand, wie er Marien erschienen ist, nieder auf dies Treiben. Dreht er sich, so mag man sich füglich denken, er wolle nicht Alles sehen noch billigen, was sich hier im Schutze der Nacht und der Strandbatterie begiebt, die schwarz und drohend, noch von den Franzosen gethürmt, auf die See hinausblickt. Du lieber Gott — die finsteren Herren sind die Schlimmsten nicht. Sie machen ein grimmiges Gesicht und leiden Manches.

Ein Hotel weiß ich, das ein Lauerposten sonder Gleichen ist. Nahe dem Strande ist es gelegen und man sieht so die Doppelwallfahrt zu den Bädern, die nackten, braunen Leiber der Kinder von Grado, die unmittelbar vom Damm in ihre Erfrischung springen, wohl gar eine Gradenserin, die ehrbar, völlig angekleidet, ihr Jüngstes im Arm, in die Fluth steigt. Eine Pergola ist da: ganz überwuchert von Grün und freundlich braun getäfelt. Da mag man ruhig rasten. Zu Nacht bricht ein sehr helles Licht in das Dunkel: der Rosenlorbeer glüht in aller seiner Pracht und große Nachtschmetterlinge surren braun und schwer um seine Blüthen. Vom Meer herüber grüßt glitzernd ein einsames Segel und ein frostiger Hauch geht.

Um neun Uhr Abends schläft Grado.

II. Die tote Stadt.

Alles in Grado erinnert immerdar der nun versiegten Quelle, aus der die Stadt geflossen ist. Auch der Verkehr mit dem Festlande geht immer noch zu gutem Theil über Aquileja.

Es vermitteln ihn sehr kleine Dampfer einer Gesellschaft mit sehr langem Titel. Sie setzen sich ungern genug in Bewegung. Wenn es ans Fahren geht, erheben sie ein merkwürdiges Gewimmer, wie ein Hund, dem man auf den Schweif getreten ist und der sich durchaus nicht beruhigen kann.

Es geht durch sehr seichtes Meer. Allenthalben erheben sich Erdaufwürfe über die Fluth, auf denen Fischerhütten stehen. Man muß der Halligen denken. Bäume tauchen auf. Ein Kanal, der ganz einem Flusse gleicht, nur daß ihn keinerlei Strömung bewegt. Ein unendliches Röhricht, belebt von zahllosen Völkern von Wasservögeln. Der kleine Dampfer bringt eine heftige Wallung in die stillen Wasser. Gleich gläsernen Glocken wölben sich die Wellen, zwischen in den Binsen, knicken sie und branden weiß und schäumend ans Ufer.

Endlich die tote Stadt. Einmal mächtig im Römerreiche und weithin gerühmt um Reichthum und Wohlleben, nun von einer großen, kaum glaublichen Stille. Ohne jede Erinnerung an die vergangene Größe. Ein Landstädtchen, ganz wie ein Anderes, mit sehr mäßigen Gasthäusern. Und alles hat hier Zeit. Man begreift nicht, daß Jemand hier Eile habe, so kurz der Aufenthalt in Aquileja bemessen zu sein pflegt. Ihnen selber steht die Zeit doch still, seit den Tagen, da die Hunnen und dann die Longobarden durch's Isonte-Thal hinfuhren über den Birnbaumer Wald und die feste Burg brachen, die den Zugang zu Italien gehütet.

Es waren wiederholte Verheerungen. Jede war gründlich und es blieb ihnen darnach nur noch so viel Kraft, um sich zu jener kümmerlichen Existenz

Digitized by Google

wieder zu sammeln, in der sie nun anderthalb Jahrtausende, immer im Gleichen, verharren.

Aber fetter Boden ist hier. Der Oelbaum gedeiht und die Bäume stehen schön und mächtig. Gärten voll herrlichen Grüns; die Rebe wuchert in wildem Schuß und sehr üppig. Vieler Orten sprudelt ein frisches, helles und kühles Wasser. Alles Wunder nach Grado.

Sie fangen die Regenmengen, die im Herbst und im Frühjahr in überreicher Fülle auf das Dach der Basilika und des ihr verbundenen Palastes des Patriarchen niederstürzen, auf und filtriren es künstlich. Also haben sie auch in den Tagen des Sommers, der hier übel zu hausen pflegt, ihre Erquickung.

Man hat zeitig hier nach Alterthümern zu forschen begonnen. Ein Geistlicher, dessen Namen eine Gedenktafel im Museum bewahrt, sah schon im achtzehnten Jahrhundert seine Lebensarbeit in der Erforschung der Ruinen von Aquileja.

Nnnmehr ist zur Aufbewahrung der Fundstücke ein zierliches Museum errichtet. Ein tüchtiger Gelehrter aus deutscher, wiener Schule, Professor Majonika ist an seine Spitze gestellt und hütet treulich, was sich an Ueberresten vergangener Herrlichkeit hier zum Licht heben läßt.

Es sind fast nur Trümmer. Leidlich erhalten ist ein reizendstes Köpfchen der Livia, der zweiten Gattin des Augustus, ferner eine Gewandstatue, an der das Gewand vortrefflich behandelt erscheint, genauer in den Details, als dies sonst in den Gewohnheiten der römischen Bildnerei liegt.

Im Stiegenhause sind Amphoren aufgestellt. Einzelne darunter von ungemeiner Größe. Andere, die so lang im Salzwasser geruht, daß ihre Wände ganz muschelig erscheinen.

Zahlreiche Waffenstücke aus der Zeit der Völkerwanderung: Pfeilspitzen, Dolche. Sehr häufig erscheint das Wurfholz, das Freytag geschildert, ein Knorren, sichelförmig gekrümmt. Von starker Faust geschleudert zerbrach es den Helm sammt dem Schädel darunter und kehrte in die Hand dessen zurück, der es entsendet. Die Australneger kennen jetzt noch seinen Gebrauch.

Eine sehr schöne und reichhaltige Sammlung von Münzen. Zahlreiche geschnittene Steine, zum Theil vortrefflicher Arbeit, Erinnerungen an den künstlerisch edelsten Luxus des Alterthumes. Unter ihnen ist einer höchst merkwürdig. Er stellt nämlich einen Radfahrer dar. Ein Jüngling sitzt auf einem Zweirad und hat eine Lenkstange in Händen. Sollten sie damals schon eine ähnliche Maschine gekannt haben? Man kann sich die Gemme unmöglich anders deuten.

Vom vergangenen Reichthum spricht ein Mosaikfußboden, so schön und ganz erhalten, daß man ihn im Vatikan kaum reicher findet. Röhren zur Heißluftheizung beweisen jene Umsicht, mit der sie für jeden Komfort des Lebens gesorgt. Ein Asbesttuch ist uns erhalten, das unter den Leichnam gebreitet ward, wenn er in Flammen zu den Göttern emporstieg. Asche und Knochen wurden darin gesammelt. Es hat sich in manchem lohen Brande besser gehalten, als des Grafen Waldersee Asbesthaus, trotz der Fortschritte unserer Industrie.

Ein römischer Centurio bestellt sein Haus. Damit sein Testament ja nicht verloren gehe oder angefochten werde, läßt er es in Stein hauen. Sein Haus vermacht er seiner Gattin. Aber, weder verkaufen noch belasten darf sie es. Alljährlich an seinem Sterbetrage hat aus dem Erträgniß eine bestimmte Summe

Digitized by Google

seinen Freunden zugezählt zu werden. Dafür sollen sie sich zu einem ehrbaren Erinnerungsmahl in einem ganz genau bestimmten Gasthause versammeln. Der Wein aber muß aus einer Kneipe an der Landstraße geholt werden. Da hatte der Selige wohl gerne seinen guten Trunk gethan.

Denn der Wein von Aquileja hatte seine Geltung im Römerreiche. Kaiserin Livia, die wohl etwas auf einen gesunden Tropfen hielt, liebte ihn sehr. Er mußte ihr zur Tafel geliefert werden. Ueberhaupt — man pries die nun tote Stadt schon wegen der Milde des Himmels, unter dem sie lag, des Reichthums der Gefilde rundum, der Gesundheit ihrer Lüfte. Denn ein großartiges System der Kanalisation war angelegt. Seine Röhren sind verschlämmt und im Schlick versunken. Es muß hier schrecklich und mehr als vandalisch gehaust worden sein, daß so gar nichts von Baulichkeiten überblieb, als Kapitäle von Säulen. Denn wir wissen, wie viel auf den Schmuck des kleinen Pompeji gewendet worden war. Hier aber hatten Imperatoren Hof gehalten und was die Befestigungswissenschaft jener Zeit vermochte, es war sicherlich zum Schutze der wichtigen Stadt aufgeboten worden. Es half nichts. Und eben durch seine Zeitlosigkeit macht Aquileja einen so trostlosen Eindruck. Es ward weggeblasen.

Am besten erhalten hat sich das Zerbrechlichste. Gläser in allen Formaten, grünlich vor Alter und Viele überhaupt mit einem Farbenschimmer, wie man ihn erst vor Kurzem wiederfand. Man erinnert sich noch der irisirenden Gläser, die eine Zeit so sehr in der Mode waren, um heute wenig mehr gesehen zu werden. Einzelne, die man Toten mit auf den Holzstoß gegeben, sind zusammengeschmolzen in der Gluth und etwas Flüssigkeit ist noch in ihnen: ein Restchen des Wohlgeruches, den die Lebendigen geliebt, der den Mißduft des Scheiterhaufens bannen sollte. Also blieb uns das Flüchtigste und bewegt uns nach solcher Zeit mit einer geheimen Mahnung. Und der schönste Tiffany, den ich je gesehen, steht hier. Es ist ganz die charakteristische Form, wie sie nun der New-Yorker Meister liebt. Nur — diese wundersame Farbe vermag er nicht. Es ist ein sehr leuchtendes Blau. Exotische Schmetterlinge tragen es auf den Fittichen. Und, ganz wie bei ihnen, so glänzt es je nach dem Standpunkt in immer anderen Tinten. Den ganzen Saal erfüllt sein blaues, wandelbares Leuchten. Einhundert Gulden, ein Vermögen für einen Bauern aus dem Friaul, erhielt der glückliche Finder.

Ein schöner Park umgiebt das Museum. Ueber Trümmern ragen fremde Bäume. Eben, in schwülen Augusttagen, blühte die mexikanische Yukka-Palme. Schneeweiße Blumen, dicht aneinander gereiht, daß es einem wunderlichen Helme glich.

Es gehört große Entsagung dazu, die ganze Liebe fürs Alterthum, wie sie jeden erfaßt, der sich an seine Erforschung ganz hingiebt, um in dieser Einsamkeit zu weilen. Denn ein böser Geist hat sich hier eingenistet: die Malaria. Nur mit großen Chinindosen kann man sich zur sommerlichen Zeit, wenn sie aus den Kanälen, Lagunen, dem feuchten und von Moder erfüllten Erdreich aufqualmt, vor ihr behüten. Sie befällt die Arbeiter auf dem Felde und streckt sie mitten im Werk in Krämpfen hin, als hätte sie der Sonnenstich niedergeworfen.

Eine Kapelle und die Basilika erinnern der Tage des Patriarchates, das der toten Stadt noch eine gewisse Bedeutung geliehen. Die Basilika ähnelt sehr der von Grado. Nur daß sich hier noch eine Krypta mit Patriarchengräbern und einem großen Hort an Reliquien findet. Zwei feierliche Pinien ragen davor. Ein Glockenthurm, zu dem eine üble Treppe von Bruchsteinen hinaufführt.

Digitized by Google

Von der Glockenstube aus übersieht man die reiche Ebene des Friaul. Zu Gevierten getheilt, aufs sorglichste bestellt, liegt es, ein ungeheurer Garten da. Das seidig schimmernde Blatt des weißen Maulbeerbaumes blinkt. Der Oelbaum steht grau und starr. Zu unglaublicher Höhe ragt das Welschkorn auf und seine Kolben nicken und die weißen Deckblätter flattern und flimmern in der grellen Sonne. Gehöft nach Gehöft. Ein fernes, leises Leuchten der See; der Kanal ganz einem Flusse gleich. Die Luft aber ist erfüllt von Dünsten und zittert unabläßig. Ueber Allem aber ein unfaßbares Schweigen, so recht diesem Ort geziemend, über dem immer noch Geisterscharen kämpfen. Denn jene Wuth, mit der hier gestritten ward, bis sich die ewige Stille um Aquileja breitete, kann unmöglich völlig verflogen sein. Vielleicht ist es ihr Anhauch, der hier tötlich schwält.

Man wird traurig in Aquileja. So recht innig und bis zum Tode betrübt. Kein Vogel ruft. Ein lautes Wort erschreckt. Schatten umdrängen den Fremden. Ein Stillstand, völlig und von Aeonen her, durch nichts mehr zu brechen. Die unbedingte Hoffnungslosigkeit, in ihrer Wirkung nur noch gesteigert durch dies kümmerliche Leben, das sie nun eingeheimt hat und sein Recht behaupten möchte vor den Erinnerungen toter, größerer, heißerer Tage.

Die Sonne senkte sich. Möwenschwärme zogen übers Meer, da wir heimwärts fuhren. Weithin überragte der spitze Kampanile von Aquileja die Fluth. Und da wir gebannt und kaum noch aus dem bösen Traum der toten Stadt erwacht rückwärts sahen, so ergab sich ein wundersames Schauspiel. Denn es war der hellste und völlig durchsonnte Tag und am Himmel und seiner makellosen Wölbung stand nicht eine Wolke. Die Möven aber kreisten in der Luft mit ihren blanken Schwingen und ihren blitzenden Bewegungen, verschlangen ihre Kreise wie zu einem künstlichen Reigen, hoben sich in behendem, gaukelnden Flug sehr hoch und tänzelten eilfertig über den Wassern. Das war nicht anders, als wehe ein Schneegestieber durch den klarsten und windstillen Tag und entzöge uns mit seinen leisen, wehenden Schleiern die tote Stadt. Uns aber trug das Schiff, den Fischerhütten vorbei, über scharrende Untiefen und durch viele Watten heimwärts ad Aquas Gradenses . . .

III. Abbazia.

Es ist, als suche man den Verkehr zwischen dem Hafen Oesterreichs und dem von Ungarn durchaus nicht zu fördern. Die Schiffsverbindung zwischen Triest, das seinen Rang im Mittelmeerhandel schwer genug behauptet, mit Fiume, an das die Magyaren alle ihre Sorge wenden, damit es sich mächtig entwickele, ist schlecht und umständlich.

Der Karst, ein mächtiger Steindamm, liegt gethürmt hinter beiden Seestädten und scheidet sie vom Hinterlande. Die kurze Bahnfahrt von etwa fünf Stunden gewährt einen guten Einblick in diese Wüstenei, über die die Bora immer noch ihre schrecklichen Kreise zieht. Das größte Kulturwerk, an das sich unser Reich jemals gewagt, seine Wiederbeforstung macht übrigens erfreuliche Fortschritte und das Grün behauptet sich ganz tüchtig.

Digitized by Google

Freilich ragen darüber hinaus immer noch die grauen Hänge und die kahlen Gipfel. Ueber Gründe, in denen versunkene Wasser ihr geheimnißvolles Spiel treiben, sich Grotten, hoch wie Dome und weitläufig und verworren, wie Labyrinthe gehöhlt haben, donnert der Zug zum Quarnero.

Einen guten Ueberblick über den Golf von Fiume gewinnt man von Santa Maria di Tersatto.

Auf vielen hundert Stufen klimmt man aufwärts zum Gnadenkirchlein. Hier wird die Schirmherrin zur See verehrt. Maria ist gnadenreich den Schiffern.

Sie erscheint ihnen im Sturm. Das böse Gewölk zerreißt sie, und durch gelindere Wellen erreicht man den Hafen. Wunder ohne Zahl hat sie gethan. Und an allen Wänden hängen Votiv-Bilder, die an ihr Wirken und Walten erinnern.

Auf ihnen allen ist das bedrängte Schiff höchst kunstgemäß dargestellt. Ansonsten zeichnen sie sich nicht durch besondere malerische Eigenschaften aus. Denn sie sind fast durchweg das Werk der Entronnenen selber, von Matrosenfäusten, die einmal den Pinsel regierten.

Da lag die gute Barke des Kapitän Jacopo Hauser vor Barbadoes. Ein schrecklicher Orkan brach ein. Eine unerhörte Welle ergriff den Kapitän, der just auf der Kommandobrücke stand, riß ihn hinweg. Er meint sich verloren und richtet sein Stoßgebetlein an die Mutter Gottes. Die Woge bricht sich und — er findet sich gerettet, dort wo er vorher gewesen. Nur tropfnaß war er.

Es ist ein seetüchtiges Geschlecht. Sie führen fremder Herren Schiffe weithin. Das steckt ihnen im Blut. Denn sie waren an diesen Küsten vordem ganz grimmige und wehrhafte Seeräuber. Sie schlugen sich mit den Galeonen der Venediger, mit den Brigantinen der Türken herum. Eine Art Seewehr bildeten sie, ähnlich wie die Angehörigen der Militärgrenze die Hut zu Lande hatten. Aber sie sind schlechte Fischer. So reich diese Fluth ist, sie verstehen sich nicht auf den Fang. Den besorgen die Männer von Chioggia. Bleiben die aus, dann steht's schlimm um Branzin und Scampi, die köstlichen Meerkrebse, bei deren Genuß Vorsicht geboten ist. Denn sie bekommen nicht Jedermann.

Unter Santa Maria di Tersatto nun breitet sich die Stadt und reckt sich mächtig an der Küste. Inseln heben die blauen Häupter aus der Fluth, die öd und wenig befahren daliegt. Tief eingeschnittene Kanäle. Durchaus hat man das Gefühl, als sei hier ein später und gewaltsamer Einbruch der Gewässer erfolgt. Nirgends hat man die schöne und feierliche Unendlichkeit vor sich. In seiner Begrenztheit erinnert der Quarnero durchaus an einen Landsee. Sich gegenüber sieht man Abbazia und es ist in einer halben Stunde erreicht.

An diesem Orte hat man durchaus das Gefühl einer modernen Gründung. Ein unternehmender Mann entdeckte die Reize dieser Küste. Mit großen Mitteln und in großem Style ward gearbeitet. Billroth, unser großer Chirurge, ein Lebenskünstler und eine Vollnatur gleich Wenigen wurde gewonnen und sprach sein gewichtiges Wort für die neue Schöpfung. Sie gedieh. Es wurde rastlos gearbeitet. Nun steht Hotel neben Hotel. Villen wachsen auf. Es ist für jedes Bedürfniß, ja für jeden Luxus gesorgt und dabei kann sich so ziemlich jeder nach seinen Ansprüchen und seinen Mitteln einrichten.

Sie haben dem Karstboden einen Kurpark abgewonnen, der sich selber neben dem von Monte Carlo sehen lassen kann. Charakterbaum ist hier der wilde Lorbeer. Er wuchert zu schattigen Hainen und ist an sich wunderschön. Denn

Digitized by Google

es ist eine solche Geschmeidigkeit und Schlankheit an ihm. Die Rinde von makellosem Schwarz — wie Schlangenhaut umspannt sie den Stamm und legt sich die Sonne darein, dann durchwürzt der schwüle Duft der edlen Harze den Park. Eben blühte eine hundertjährige Agave. Aus dem Gewirr der stacheligen Blätter hob sich wie ein Lanzenschaft der Blüthenstand. Die großen Blüthen, ähnlich zaseligen Sonnenblumen, ringsum. Es ist nicht schön, aber höchst eigen und bizarr. Und im Sommer hört man alle Sprachen unserer Monarchie. Das Ungarische überwiegt; sie haben ihren Zonentarif, der ihnen Gelegenheit giebt, wohlfeile Reisen zu thun und sie nützen ihn weidlich.

An der Straße blüht eine einzelne, weiße Magnolie. Und die Passionsblume überspinnt alle Mauern mit ihrem kühnen Gerank. Man besieht sie immer wieder gerne, gar nun, wo die Früchte reifen und mit grellem Roth vorleuchten.

Zwei Strandwege sind mühsam der Fluth entlang gewonnen worden. Ihr Abfall ist so jäh, daß man sie vielfach versichern mußte. Allenthalben wuchert die Agave graugrün auf dem Kalkboden. So häufig ist sie geworden und so sehr paßt sie zum Charakter dieser Landschaft, als sei sie immer hier heimisch gewesen. Steineiche und Feigenbaum treiben ihre Wurzeln in das Geklipp. Wilder Wein verbindet sie. Es ist ein ganz prachtvolles Dickicht, durch das die See vorblaut. Ueberall sind Klippen dem Strande vorgelegt. An ihnen bricht sich bei Sciracco die See mit der heftigsten Brandung und mit perlenfarbigem Gischt.

Gegen Lovrana zu tritt der edle Kastanienbaum vor und beherrscht allen Baumwuchs. Die Früchte, voll spitzer Stacheln, grünen, in sich geknäulten Igelchen gleich, hangen in hoher Fülle im Gezweige. Und ein großer Segen an Trauben verheißt den reichsten Herbst.

Es ist in der ganzen Landschaft etwas Feierliches. Wenige, aber tiefe Farben. Man denkt sich die wohlgehaltene Landstraße bedeckt von flinken Gespannen. Müßige Menschen in ihnen, gesättigt von manchem Genuß. Geputzte Frauen auf den Wegen des Parkes, ohne alle Sorgen, hingegeben dem Augenblick und seinen Launen. Die gedämpfte Musik dazu. Das Jauchzen der Schwimmer aus dem nahen Seebad, die sich dreist den Wellen entgegenwerfen.

Es ist Sonntag. Und dazu steckt die Natur ganz wundersame Lichter auf. So sah ich einen Sonnenuntergang. Erst hing ein Purpurschein über der See und warf glühende Funken in ihre blauen Kreise — Pfauenaugen, wie man sie manchmal träumt. Die Gipfel von Cherso waren von der Gluth umfangen, sie wanderte, verklärte das Geklipp, das unter ihr gespenstig blaß vorschien. An zweien Punkten der Küste verfing sie sich und glomm in einem hohen Brand vor. Denn das Erdreich ist vielfältig von einem kräftigen Braunroth. Die Scheinwerfer aus dem Hafen von Fiume wanderten mit hellem Licht über See.

Bei Scirocco gleicht das Meer einem ungeheuren Tuch aus grünem, schillernden Damast. Und eine unsägliche, wollüstige Weichheit ist im Bruch der Wellen. Man möchte mit streichelnder Hand darüber fahren, nachfühlen diese Formen. Im Kielwasser des Dampfers aber ballen sie sich. Mit weißen Köpfen lugen sie übers Meer. Man meint die Seeschlange hinter sich.

Um aber völlig den Eindruck des Festtages zu erzeugen, so sieht man keinerlei Gewerb. Die wenigen Barken im Hafen lungern, wenn man sie nicht zu einer kurzen Spazierfahrt dingt. Ihre Eigner fahren meist als Matrosen.

Digitized by Google

Wenn das Rudern besseren Gewinn verheißt, so kehren sie heim. Vielfach hausen sie an den Hängen der Karst und haben weiten Weg zu ihren Einödhöfen. Wo sie in Abbazia heimisch sind, dies sieht man nicht. Das ursprüngliche Fischerdorf ist völlig zurückgedrängt von der Stadt des Luxus, die hier begründet wurde.

Sie haben hier eine deutsche Schule. Und es wird fleißig gesammelt für sie. Das berührt doppelt erfreulich in einer Zeit, in der sonst deutsches Wesen und deutsche Bildung in Oesterreich allenthalben Einbuße leiden, zurückgedrängt werden, ja Gewalt dulden müssen. Es ist die Frau des Directors der Kuranstalten, eine Deutsche, die an der Seite eines Italieners ihrer Art und ihres Stammes nicht vergessen hat und rastlos für ihre Erhaltung sorgt.

Wir schieden über Mattuglie. Es war schlecht Wetter gewesen die letzten Tage her und der Scirocco winselte unablässig. Bleifärbig wallte das Meer.

Nun heiterte es sich auf. In eine erquickende Frühe rollte der Wagen hinein. Die Straße steigt sehr steil in schönen Serpentinen an, dem Karst zu.

Es war sehr still. Im Thunfischfang, auf der Spitze der eisernen Leiter, von der aus man das Nahen des ersehnten Zuges beobachten kann, stand ein Mann und spähte angestrengt in die Fluth, der Beute entgegen, deren Ankunft sicher war. Denn man hatte schon den Schwertfisch gefangen, der ihren Scharen raubgierig das Geleite giebt.

Das Meer schwieg völlig. Der Küste nahe war es von einem tiefen, satten Blau. Weiterhin ein riesengroßes Dreieck leuchtete im zartesten, duftigen Grün, das man sich nur denken mag. Es war anzusehen wie Himmelswiesen. Die Ränder aber waren glanzlos, von einer Farbe, wie Milchopal. Blau und blank standen Inseln und die Berge des Karst. Nur der Monte Maggiore, der Beherrscher dieses Strandes, mit seiner weiten Ferne den Alpen zu und nach dem Meere, trug noch einen Nebelfetzen um das stolze Haupt.

Ein früher Dampfer glitt durch die See. Seine Sirene schrillte zu uns herüber. Es wurde kühl. Uns aber trug der Schnellzug nach dem Norden.

IV. Vom Golf der Frangopani.

Wer aber Buccari genießen will, der meide den Vergnügungsdampfer, der von Abbazia hinüber fährt.

Er bringt ein rücksichtsloses Volk mit sich. Es bricht hastig in diese Stille, schwatzt und ruft nach seiner Atzung.

Besser, man scheut die Mühsal des Weges von der Station nicht. Es geht steil durch wüsten Karst abwärts. Schwarze Cypressen stechen steif und feierlich in die Luft.

Endlich steht man am Hafen. Ein wunderschönes Oval, tadellos von Form und geräumig genug, der größten Flotte Unterkunft zu bieten. Niemand aber wirft hier die Anker.

Bäume, die ganz fremd erscheinen, stehen an der Marina. Man betrachtet ihr Laub — es sind Linden. Aber ihr Wuchs ist gedrungener, die Aeste sind auseinander gedreht. Das macht die Bora, die wüthend über den Golf braust.

Digitized by Google

Es wäre leicht, ihr den Zugang zu sperren. Aber, es geschieht nicht. Selbst die Bahn hat man nicht ohne Grund so weit dem Orte geführt, daß er nichts von ihr genießen kann. Denn Buccari ist kroatisch. Es muß sterben, damit Fiume erblühen kann, das sich die Ungarn zugeeignet haben.

Einen Hügel klimmt die Stadt mit steilen Straßen hinan. Das ist, als hätte sie eine Sturmfluth ungestüm da hinauf geschleudert. Die Welle trat zurück, und nun, in freier Luft, im Sonnenbrande des Südens, verwittert dies sonderbare Strandgut, ohne jede Hoffnung auf Erlösung.

Sechzehn große Segelschiffe nannten die Männer von Buccari noch vor wenigen Jahren ihr Eigen. Mit ihnen befuhren sie alle Meere. Nicht eben so viele Kähne liegen nun mehr im Hafen. Wer es vermochte, der verließ die Heimath und suchte in Fiume ein besseres Glück. Wer bleiben mußte, blieb und sah die Vaterstadt verelenden.

Es giebt herrenlose Häuser. Irgendwo, auf der weiten Fahrt, ist ihr Eigner verschollen. Die Erben können nicht darnach greifen. Denn eine Todeserklärung ist schwer zu erwirken und die Uebertragungsgebühren sind oftmals höher, als der Gesammtwerth, der jährlich geringer wird. So zerbröckeln sie. Noch scheinen sie stolz und aufrecht. Blickt man aber von einer höheren Straße in sie, dann erkennt man: es sind völlige Ruinen; Leichen, die noch einen Schein von Leben bewahren.

Aber — sie haben elektrisches Licht. Das macht: ein starker Bach, eine Seltenheit im Karstgebiet, bricht hier vor und mündet in den Hafen. Seine Kraft nutzen sie, ihre Stadt zu erhellen. Ganz sonderbar und ungehörig berührt das hier. Ein Bahrtuch, mit goldenen Flimmern gestickt, sollte sich zu Nacht nur der Himmel über dem todgeweihten Buccari spannen.

Dies Gestade gehörte einmal den Frangopan. Ihr Seeschloß von Porto Ré sperrt den Zugang zum Golf; ihre Burg, verwitternd, beherrscht immer noch die Stadt. Diese ganze Küste eignete ihnen und gleich Seekönigen hausten sie am Quarnero.

Sie berühmten sich der Verwandtschaft mit jenen Frangopani, die im Mittelalter in Rom das Coliseo in den festen Thurm ihres Schlosses verwandelt, die den Staufen ihrer Größe dankten. Einer ihres Blutes war es, der den flüchtigen Conradin zu Asturra in die Hände der Häscher Karls von Anjou geliefert.

Ein Frangopan war es, vor dem in der Leithaschlacht Friedrich der Streitbare von Babenberg gefallen sein soll. In der Hitze der Verfolgung und im Rausche des Sieges fiel er vor dem Pfeile des Herren von Modrusch. Also hätten die beiden größten Heldenhäuser des Mittelalters in gleicher Weise durch dies Geschlecht ihren Ausgang genommen.

Sie aber geboten hier weiter durch mehr als vier Jahrhunderte. Sie standen in hohen Gnaden bei den Anjous, als ihnen Ungarn zufiel. Was den Kanal der Morlakken befuhr, das war ihnen zinsbar und das Meer trug den Frangopan immer reichere Schätze ins Haus. Sie mögen prunkvoll Hof gehalten und mit ihrem Glanze die Stadt erfüllt haben. Hier waren sie starke und dennoch gütige Herren.

Am 30. April 1676 zu Wiener Neustadt, fern der See fiel das Haupt des letzten Frangopan. Denen die Hohenstaufen und die Babenberger zum Opfer gefallen waren, sie erlagen dem Habsburger Leopold. „Ein Blinder führte den

Digitized by Google

Blinden und so fielen sie in die Grube" steht auf dem Grabstein des letzten Herren von Tersatt. Ihr Wappenschild ward um Hochverrath zerbrochen, ihre Güter wurden eingezogen. Sie verschwanden aus der Geschichte.

Nicht aber aus dem Angedenken dieser, die hier wohnen. Es sollen die Männer damals beschlossen haben, zum Zeichen der Trauer die Haare wuchern und die Bärte scheeren zu lassen. Die Weiber aber haben schwarze Gewänder an, die sie bis auf diesen Tag nicht mehr abgelegt haben. Nur im Gebiete der weiland Frangopan tragen sie sich so und sonst nirgends im Lande der Kroaten, die sonst helle Farben an sich lieben.

Wie der Beginn einer Fontaneschen Ballade klang es mich an:

„Mit Sammt und Seide angethan,
Das Haupt zu seinen Füßen —
Es schläft der letzte Frangopan,
Der Väter Schuld zu büßen."

Etwas Pathetisches liegt in der Redeweise der Männer von Buccari. Ich dingte einen Bootsmann, um durch den Golf hinüber nach Porto Ré zu segeln. Ich mochte nicht einmal den Ruderschlag in dieser vollkommenen Stille hören.

Wir fuhren hinaus. Er legte sich in die Riemen und als ich drängte, denn etwas Bewegung schien mir in der Luft, er möchte die Segel spannen, da entgegnete er: Herr — wer kann dem Winde gebieten? Niemand. Diesen trägt er sanft und gefällig in den Hafen, einen Anderen versenkt er und wieder Einem verhängte er das schlimmste Los: in den Rudern liegen, sich abquälen ohne vorwärts zu kommen, daß die Seele verschmachtet. Und wenige Schritte von ihm gleiten Andere mit geschwellten Segeln fröhlich über dieselbe Fluth.

Man verweilt sich nur kurz in Buccari. Eben nur so lang, daß man die Kirche mit Votivbildern, ähnlich denen von Sta Maria di Tersatto besichtigt, das Castell der Frangopan mit einer riesenhaften Cypresse davor umwandelt und eine Flasche Wodica in stiller Betrachtung genießt. Wodica heißt Wässerchen. Es ist eine Art Champagner, der hier gedeiht: sehr leicht, fast ohne Weingeschmack, aber stark von Natur schäumend und wohlfeil, weil er keinen Versandt verträgt. Auch der kurze Aufenthalt genügt, um einen unauslöschlichen Eindruck zu vermitteln, der oftmals in den eigensten Träumen wiederkehrt.

Man scheidet. Das Schiff gleitet langsam durch den Golf. Stolz, aufrecht, nur ohne alle Spur von Leben in ihr, baut sich die Stadt an den Hängen der Karst auf. Als wär ein Wort des Bannes über sie geworfen und sie werde zu altem Glanz erwachen, spräche Einer das lösende Wort.

Die Steilwände, die den Golf umschließen, sind durchaus und auf das Sorgfältigste bebaut. Dies Alles aber spiegelt sich mit einer unglaubhaften Klarheit und Farbigkeit und Helle in der Fluth. Man faßt kaum, dies sei Wasser. Denn man spürt keinerlei Bewegung. Spiegelwände scheinen es, nur so makellos und leuchtkräftig, wie man sie sonst nirgends in der Welt sehen mag.

Man athmet kaum. Ein Vorgebirge, roth, baumlos, taucht auf. Seine Sandwände glühen und glimmen. In steilem Sturz fällt es zum Meer ab. Dann erscheint Porto Ré, grau und traurig, der verlassenste Ort an dieser Küste. Der Quarnero thut sich auf, blau mit seinen Eilanden und Kanälen. Fiume breitet sich protzig: aus den Schlöten seiner Fabriken steigt der graue Rauch.

Digitized by Google

Buccari und der Golf der Frangopane sind versunken. Nicht einmal den Zugang dahin mag man mehr kennen, wie uns jene ganze Zeit voll gewaltthätiger Herrlichkeit, unbiegsamen Trotzes, verwegenen Würfelns um Kronen gänzlich entschwunden ist.

Von Sommertagen im Süden habe ich berichtet. Nichts soll in diesen Blättern sein, als das Spiel der Lichter über der ewigen Fluth, als das Glühen warmer und ungebrochener Farben, die jene Gestade eintönig und dennoch so unsäglich manigfaltig erhellen.

Es ist, als empfinge die Seele selber ein Sonnenbad. Als stünde die Zeit still, nun die Vergangenheit verklungene Märlein berichtet aus Tagen voll Sturm und Drang und ungeheurer Noth, die uns dennoch so ferne liegen, daß sie uns bewegen, ohne zu verstören.

Es raunt von Geisterstimmen in Grado, Aquileja und Buccari. Sie verstummen in Abbazia, das so durchaus modern und gewollt ist. Allenthalben aber reißt etwas von den Schleiern, mit denen wir uns sonst gerne vor dem Licht verhüllen. Ein Sonnenfünkchen findet Zugang und will nicht mehr erlöschen im Grau der Wintertage, im Rinnen der Nebel, die uns nur zu bald und dauerhaft umfangen.

Digitized by Google

Rundschau.

Kunsthandel vor zweihundert Jahren.

Ein kleines Buch, das vorläufig noch nicht im Handel ist, giebt uns beachtenswertes Material zur Frage der Geschichte des Kunsthandels. Des Böcklinfreundes Flörke Sohn Hanns hat seine Baseler Dissertation über diesen Stoff gearbeitet, den er durch nationalökonomische Nebenstudien zu beherrschen in der Lage war. Es handelt sich um den niederländischen Kunsthandel im 17. und 18. Jahrhundert. Zeit und Gegend sind wichtig, denn hier liegen nicht nur die Anfänge der modernen Malerei, sondern auch die Urformen ihres modernen Betriebes, der sich von dem altitalienischen durchaus unterscheidet.

Die ältere Form des Kunstbetriebes ist die der Bestellung, die heutige die des freien Angebots. In den alten Niederlanden stoßen beide Formen zusammen. Die Maler leben nicht immer von ihrer Kunst, sie sind nebenbei Accisenneinnehmer, Bürgermeister, Strumpfhändler, Köche, Spekulanten, besonders Spekulanten mit der Kunst selbst. Sie arbeiten zuerst ziemlich universal, dann legen sich die meisten auf ein Spezialgebiet. Ein weitverzweigter Handel bringt ihre Waare auf den Markt. Das allmählich wachsende Standesbewußtsein (die Maler sind zuerst in der Sattlerzunft, dann in der allgemeinen Lucasgilde, endlich gründen sie eigne Innungen) ordnet dann den Freihandel mit Kunstwerken in Gestalt bestimmter städtischer Privilegien. Wir verfolgen die Einflüsse der freien Jahrmärkte, den Export nach Paris auf den großen St. Germainmarkt, die Gründungen heimischer Bünde in auswärtigen Städten. Kunsthändler, Schiffseigentümer, Krämer, alle bringen die Ware an den Mann. Es entsteht eine Ueberproduktion, von der noch heute der Besitz verschiedener Museen an Niederländern ein Echo ist. In den Hauptmuseen Europas hängen 25000 alte Bilder, von denen über 11000 Niederländer sind. Im Ganzen kommen auf 520 niederländische Bilder 333 italienische, 129 deutsche, 93 französische, 41 spanische, 16 englische. Man darf aber hierbei ihr kleines Format nicht vergessen.

Der niederländische Künstler arbeitet zum Teil frei, wie Seghers, dessen Sachen wir dann aufgerollt auf Auktionen finden (Landschafter verdienen erst im 19. Jahrhundert mehr), zum Teil auf Bestellung. Besteller sind nicht blos die Käufer im Bürgerpublikum, sondern auch die Händler, die eine große Macht ausüben und Malersklaven halten. Manche müssen sich verpflichten bis zu ihrem 20. Jahre die Bilder nicht zu zeichnen, sie sind Lehrlinge, ihre Arbeit gehört dem Meister. Der Blumenmaler Elias v. d. Broeck muß sich gegen Kost, Wohnungsgeld und 120 fl. verpflichten, ein Jahr lang den ganzen Tag alles zu malen, was sein Händler will. Die Malerei wird im allgemeinen gering bezahlt. Der Geldwert im 17. Jahrhundert ist das Doppelte gegen heute, aber selbst so erscheinen uns die Preise gering. Rembrandts (Londoner) Ehebrecherin — das ist schon sehr hoch — kommt auf 1500 Gulden. Die Kunsthändler haben später die Hochschraubung der Preise erreicht, indem sie sich ganz auf alte Kunst legten, die sich ja nicht vermehren kann. So konnten sie Liebhaberpreise erzielen, die natürlich mit dem wahren Wert der Bilder nichts zu thun hatten. Zugleich drückten sie damit auf die Kunst der jedesmaligen Gegenwart. Hier liegt eine wichtige Ader in der Geschichte des Kunsturteils.

Unter den Kunsthändlern giebt es gute Typen. Auch Frauen sind schon dabei. Die Amsterdamer Kunsthändlerfamilie Ulenborgh, von Rembrandt her bekannt, zeigt Charakterköpfe. Der junge Gerrit ist eine Art niederländischer Durand-Ruel. Er hat Laireſſe gemanaget. Er baute einen Ausstellungssaal für sich, 31 zu 48 Fuß. Ein großer Betrug mit Italienern steht mitten in seinem Leben, eine Riesenenquête, die ganz Europa in Aufregung hielt, und ihn völlig ruinierte. Aus seiner Biographie schreit uns ein Schicksal entgegen.

Die moderne Form der Ausstellung kämpft sich damals langsam durch. In Antwerpen, der ersten Kunststadt älterer Zeit, wird der Markthandel schon 1540 durch eine permanente Ausstellung in der Börse ersetzt. Der Maler zahlt Miete. Im

Digitized by Google

17. Jahrhundert versucht die Utrechter Gilde etwas ähnliches zu inscenieren, mit vielen Conventionalstrafen, falls nicht immer der Platz des betreffenden Malers besetzt sei, dem sogar das Format bestimmt wird. Im Haag machte man es nicht so zünftig und war damit erfolgreicher. Hier bestimmt zunächst der Künstler den Preis; was mehr erzielt wird, gehört dem Verein. Später wird es einfach procentweise geregelt und auch Nichtmitglieder werden zugelassen. Besichtigung Dienstag 11—1. Diese Form wird erst 1763 gefunden. In Amsterdam gar scheint man auch ohne Gilde freie städtische Ausstellungen arrangiert zu haben, dort wo Meister wie Bol, Jordaens, Ruysdael lange Jahre leben konnten, ohne Vereinsmitglied zu sein. Schon vor 1705 scheint diese Kunstkammer täglich geöffnet gewesen zu sein. Jeder darf ausstellen, aber niemals weniger als drei Stücke. Für Amsterdam sind die historischen Quellen trübe — in jedem Falle ist erst im 18. Jahrhundert in den Niederlanden die Form des Angebots gefunden worden, die dem modernen Kunstbetrieb entspricht. O. B.

Friedrich von Gentz.

Um das schillernd facettierte Bild Friedrichs von Gentz zu fassen und festzuhalten, hätte man sich einen verwegneren Menschenfischer wünschen mögen als den etwas pedantischen Herrn Eugen Guglia. In seiner im Wiener Verlag erschienenen biographischen Studie des Politikers, Lebemanns, Schwärmers und nihilistischen Cynikers bringt er zwar treufleißig die buntscheckigen Stücke dieses wechselvollen in Widersprüchen taumelnden Lebens zusammen, aber er gleicht dabei in der säuberlich rubrizierten Nebeneinanderstellung der Eigenschaften mehr einem fascikeleifrig Nationalen und Conduitenlisten führenden Kanzleirat als einem schöpferisch gestaltenden Charakteristiker. So uninteressant aber und temperamentlos dieser bureaukratische Porträtist, so fesselnd ist die Registratur, die er verwaltet. Auf knappen Raum ist hier aus den vierbändigen Gentzischen Tagebüchern, aus den Rahelbriefen, aus Varnhagenschen Collectaneen und vor allem aus ungedrucktem Material Wiener Archive eine Fülle der Lebensblätter zusammengebracht, die diese blendende, abstoßende und anziehende Menschlichkeit vielfältig beleuchten.

Er war ein Erbe des achtzehnten Jahrhunderts, eine Casanovanatur, in seinem blendenden Grandseigneurtum, seiner Jongleurkunst des Geistes, dem kecken Hazardieren des Aventuriers, der blind auf sein Glück vertraut. Dazu aber kommt bei ihm ein ganz kühl und scharf wägender Verstand, die raffinierte Intelligenz des Großspekulanten, ein logisch-strategisch operierendes Gehirn, das in Diplomatik und Politik die kompliziertesten Gespinnste in glänzender Präzision webt und löst. Und da hinein mischen sich Elemente der Gefühlswelt vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, ausgesprochene Romanticismen. Sein intimer Freund ist jener schwärmerische romantisch-mystische Philosoph, der Kleistgefährte Adam Müller, und alle Reize und Opiate dieser Welt kostete er mit diesem aus.

Friedrich von Gentz ist der markanteste Typ jener kühlen Künstler der Libertinage, die die Genüsse starker Emotionen, ohne im eigentlichen Grund ihres Wesens zu ihnen fähig zu sein, sich künstlich verschaffen und für Momente auch voll ausschöpfen können. Er wäre imstande gewesen, katholisierenden religiösen Exaltationen sich schwelgerisch hinzugeben und eine Stunde später, nachdem er sich gewissermaßen seelisch umgezogen, als ein ganz anderer, eine elegant geschliffene Kritik der reinen Vernunft gegen den Katholizismus zu schreiben, ohne dabei sich selbst untreu zu werden oder in eine bloße Komödianterei zu verfallen.

Alle diese psychologischen Nuancen spiegeln sich in Momentanzeugnissen der Zeit.

Ganz klar objektiviert sich der Scharfsichtige selbst in den Worten an die Rahel als „ein unendlich empfangendes Wesen, das erste aller Weiber, die je gelebt haben . . . aus mir allein ziehe ich nicht den lumpigsten Funken, ich bin unelektrischer als Metall, aber darum ein Ableiter der Elektrizität wie kein anderer; meine Empfänglichkeit ist ganz ohne Grenzen". Diese Empfänglichkeit sucht spürsinnig alles, was ihn in Schwung, ins Glühen bringen konnte.

Seine Vertraute Rahel wußte das wohl und sie warnt ihre Freundin Pauline Wiesel: „Glauben Sie nicht, daß er irgend etwas in ihnen sieht. Er will in ihnen nur neue Subsidien, Hülfstruppen zur Lust".

Von solchen „Hülfstruppen" zieht nun ein ganzer Reigen hinter dem Gefeierten her. Ein Chor von Frauen, Schauspielerinnen, Gräfinnen, Fürstinnen, Sängerinnen, Bacchantinnen des Leibes und der Seele, von denen ihm die eine „le délire complet" der tollsten Debauchen verschaffen, andere seine Eitelkeit befriedigen, wieder andere ihm Illusionismen hochgespannter Schwärmerei geben und ihm jedenfalls, ob durch diese oder jene Stimulanz gesteigertes Selbstgefühl und Selbstgenuß verschaffen.

Sein Leben wird nicht leer von großen und kleinen Leidenschaften, von erotischen Doubletten und Terzetten, denn das war seine Hauptfinesse, gleichzeitig die verschiedenen Eigenschaften seines komplizierten Wesens spielen zu lassen.

Digitized by Google

Noch als Greis gewann er sich die gefeierte Jugend einer Siebzehnjährigen, Fanny Eslers, der großen Tänzerin des Wiener Kongresses.

Wie er sich in solchen Steigerungen seiner Vitalität empfindet, sagt sein Wort (1802): „Ich war in tiefbewegter Stimmung, kräftig, lebendigreligiös und doch auch zur Ausschweifung sehr geneigt und fähig".

Und wie er seine Erlebnisse als ein berechnender Virtuos, als ein dirigierender Regisseur seiner eigenen Menus plaisiers behandelt, drückt seine Anerkennung über die gelungene Lebenskunst seiner Jugend aus: „es freut mich ewig, daß ich sie nicht wie ein Lumpenhund langsam auslaufen ließ, sondern im höchsten Rausch — e vita plenus conviva recedam — vom Tisch des Lebens ein gesättigter Gast mich erhob".

Interessanter noch als die erotischen Stimulanzen, ist sein übersinnliches Werben.

Er züchtet sich ein religiöses Bedürfnis und giebt sich seinen Schwingungen ganz hin. Jene Wollust der Zerknirschung, das Wühlen in der eigenen Sündhaftigkeit kostet er aus und er gleicht hier den Romantikern. An Zacharias Werner mit dem „Stigma der Sünde" denkt man und an Novalis, der es aussprach, daß die christliche Religion die eigentliche Religion der Wollust sei. „Die Sünde ist der größte Reiz für die Liebe der Gottheit; je sündiger sich der Mensch fühlt, desto christlicher ist er."

Diese christliche Religion ist natürlich auch für Gentz der Katholizismus.

Lange hat er sich den „Herd der schönen Erregungen" gehegt. Ganz konsequent seiner Natur war dabei, daß er nicht wirklich den Uebertritt vollzog, daß er nicht aus der Delikatesse seiner Mußestunden, seiner Privatexistenz, eine öffentliche Angelegenheit machte. Aber dies himmlische Feuer war wohl doch schwerer zu hüten, als das irdische. Die religiöse Potenz erschlaffte in ihm. „Der Bronn, der in das ewige Leben quillt", wollte sich in ihm nicht öffnen. Er tröstet sich und sammelt seine anderen Reserven. Und das ist, zwei Jahre vor seinem Tode, seine Bilanz, die einen scharfen Reflex auch für die Erkenntnis seiner Vergangenheit wirft:

„In Zeiten wie die unsrigen kenne ich nur zwei Mittel, dem Geiste Heiterkeit und dem Herzen die gehörige Spannkraft zu bewahren: eine lebendige und tiefe Religiosität oder eine passionierte Liebe zu einem irdischen Gegenstand. Da ich nicht unter die Auserwählten gehöre, denen jene verliehen ist, so muß ich mich an diese halten" . . .

Gentz's Freund Adam Müller, der sich jenem mit einer seltsam schwulstigen Freundschaft hingegeben hatte, verkündete mit dunklem Pomp die Lehre vom Gegensatz. Niemand konnte sie besser illustrieren als Gentz selber.

Während andere dieser Epoche zwischen den Kontrasten ihres Wesens widerstandslos hin- und hergeschleudert werden und sich in ihren Widersprüchen aufreiben, macht Gentz daraus geradezu eine Kunst, eine Virtuosität. Er hält sehr viel vom Training des Geistes und des Gefühles: „Die Glückseligkeit ist ein süßer, aber ein unnützer Traum und dabei ein fliehender Schatten, wenn die Brust nicht gestählt, die Kraft, die da fühlt und wieder zurückwirkt, nicht gesichert ist. Die Empfindlichkeit für den Schmerz soll nicht ausgerottet sein, aber die armseligen Uebel des physischen Lebens und so manches, worüber man in der Kindheit der Erfahrung seufzt und verzweifelt, muß mit Hitze und Kälte in eine Klasse geworfen werden und die selbstständige Kraft keinen Augenblick in der Fülle ihrer eigentümlichen Wirksamkeit stören".

Er selbst führt in diesem Glauben die Regie seines Lebens nach dem Plan eines Ausstattungsstücks voll extremster Wechselüberraschungen.

Er, der in seinen Liebes- und Freundschaftsverhältnissen auch Männern gegenüber in Exaltationen sich verlieren konnte, war als Politiker und Geschäftsträger Oesterreichs von unerbittlicher Schärfe und Klarheit, und wenn es sich nicht um seelisches Vergnügen, sondern um eine Auseinandersetzung handelte, dann waren seine Briefe, wie Karoline von Humboldt sagt, statt hoher Lieder, wie „ein Memoire, eine Kriegs- oder Neutralitätserklärung", in der auch der Geriebenste keine Hinterthüre hätte finden können.

Hier war der Freund Adam Müllers durchaus Kantianer, und wußte diese Philosophie „seine alte Pflegemutter" als geschicktes Abwehrschild gegen alle die Einflüsse zu brauchen, denen er sich sonst, wenn es konsequenzlos sein konnte, recht gern hingab.

„Mein Verstand verläßt mich in der heftigsten Leidenschaft nicht", durfte er mit vollem Recht sagen; noch treffender hätte er sein Wesen formulieren können mit der Variierung eines Lessingschen Wortes. Was Lessing von seiner persönlichen Würde sagte, daß er sie fortwerfen konnte, weil er jeden Moment, wenn er wollte, imstande war, sich ihrer wieder zu bemächtigen, das trifft auf Gentz' Vernunft zu.

Als Adam Müller seine Rolle in Gentz' Leben mißverstand, für den er ja mit seiner dunklen schwärmerischen Mystik auch nur eine Art „Subsidie, Hilfstruppe zur Lust" gewesen war, und ihm ernstlich zusetzte, er sollte Katholik werden, fertigte ihn der einstige Bruder aus den Stunden der Andacht, jetzt ganz Weltmann, im

Digitized by Google

Stil eines Kabinetsbescheides sehr kühl ab: „Es fehlt mir damals wie jetzt an der Grund- und Vorbedingung jeder wahren Vereinigung mit Ihrer Lehre, an der Fähigkeit zu glauben, wogegen meine Vernunft sich auflehnt."

Und wenn ihm jemand die Ewigkeit der Höllenstrafen, von deren Grauen er wohl in anderen Stunden gekostet hatte, im klaren Tageslicht einer Disputation ungeschickt genug vorhält, so erklärt er, daß ihm zu Mute wird, „wie beim Anblick einer gräßlichen Mumie, die man nach zwei oder dreitausend Jahren aus einem egyptischen Grabmal zieht". „Außer einigen alten Weibern glaubt aber hier niemand mehr daran."

Die Mischungen und Kontrastfähigkeiten in diesem Menschen hatten offenbar ihre Voraussetzung in seinem physischen Organismus.

Er verfügt über eine unverwüstliche Lebensspannung, er spricht selbst von der „inneren rastlosen Kraft" im Menschen, „die unablässig wieder aufzubauen strebt, was das Schicksal oder eigene Schuld niederriß". Seine geistige Fähigkeit, seine Arbeitskraft ist von unermüdlicher Zähigkeit, immer gleich licht und ungetrübt. Ein Phämonen war seine Verjüngung im 61. Jahr, eine völlige Regeneration in jener Epoche, als Fanny Elsler aufging.

Zu dieser stählernen Konstitution, die das Fundament seines energischen thatkräftigen Lebens waren, gesellte sich aber eine sporadisch auftretende Hyperempfindlichkeit der Nerven, und sie war wohl die Beflüglerin aller jener Stimmungen aus der anderen Gefühlswelt.

In ihm ist etwas von dem, was Goethe die „atmosphärische Genialität" nennt, eine Sensitivität für alle Erscheinungen der Witterung. „Das Wetter ist in mir", sagte er einmal. Er reagirt auf Gewitter, Sturm, Regen, Windstille auf das empfindlichste und der psychisch-meteorologische Austausch spielt in den Briefen zwischen Gentz und Adam Müller eine beherrschende Rolle.

Sein äußeres Leben war wie das seiner Ahnen, der blendenden Gesellschaftsmenschen des XVIII. Jahrhunderts, das Leben eines „Günstlings der Fortuna", der immer hohes Spiel setzt in genialischem Glücksglauben. Ganz ähnlich Casanovaschen Worten, die hier einmal zitiert wurden, ist sein fatalistisches Wort: „Ich habe viele Jahre lang mit Glück und Glanz gelebt, ohne jemals um die Mittel dazu besorgt zu sein. Sie fielen mir zu und ich war kaum jemand Dank dafür schuldig. Geht es ferner so — wohlan! Geht es nicht, bin ich auch gefaßt."

Er lebte in der ersten Gesellschaft und war auch seine offizielle Stellung keine leitende, so war von desto größerer Bedeutung sein wirklicher Beruf, seine Publizistenmission „den Ereignissen einen Stil zu geben", sozusagen die Waschzettel der österreichischen Politik überzeugend und beredt für Europa zu schreiben.

Und es macht viel Vergnügen, ihn in dieser letzten Phase seines Lebens, da alle Schwärmefeuer ausgebrannt, um Subsidien nie verlegen, seine seelischen Vergnügungen nun im Nihilismus erfolgreich finden zu sehen:

„Die politische Lage ist traurig, aber sie ist es nicht wie einst durch das erdrückende Uebergewicht einer äußeren Macht, sondern durch die Mittelmäßigkeit und Nichtigkeit fast aller handelnden Personen; da ich mir nun nichts vorzuwerfen habe, so dient mir die genaue Kenntnis des kläglichen Ganges der öffentlichen Angelegenheit und all dieser unbedeutenden Kreaturen, welche die Welt regieren — weit entfernt, mich zu betrüben — zur Belustigung und ich genieße dieses Schauspiel, als wenn es ganz eigens zu meinem Vergnügen veranstaltet wäre, innerlich quasi teuflisch erfreut, daß die sogenannten großen Sachen zuletzt ein solch lächerliches Ende nehmen." F. P.

Dekorative Spiegelungen.

Das Kunstgewerbe erlebt in Deutschland nach vielen mageren Jahren jetzt eine fast beängstigende Fruchtbarkeit. Und das, was man so oft mündlich und schriftlich wünschte, hat sich in einer solchen Fülle eingestellt, daß man längst nicht mehr mit stiller Andacht jedes Tintenfaß und jeden Leuchter im Gemüt bewahren kann. Unumworbnes Mauerblümchen blieb kein Requisit des Haushaltes. Die gerecht über Klein und Groß waltende dekorative Kunst nahm sich auch der verschämtesten Stiefkinder der Gesellschaft an. Sie sorgte bei Schlafzimmergarnituren nicht nur für das originelle Steingut auf dem Waschtisch, sondern auch für das nicht minder originelle Steingut eine Etage tiefer im Nachttisch. Ganz ignoriert hat sie, da der bessere Mensch für den Gummizugstiefel nur Gefühle tiefster Mißbilligung aufbringen kann, allein den Stiefelknecht — den Stiefelknecht, der mit seinen köstlich in Stramin gestickten Blumen-, Frucht- und Dornenstücken einst ein Stolz voreltterlicher Ehegemächer war.

Von diesem prähistorischen Möbel abgesehen, ist aber nun wirklich alles neu geworden. Ob auch gut, bleibt freilich eine andere Frage. Die vereinzelten ersten Erscheinungen, die vor sechs Jahren auftauchten, waren der uneingeschränkten Freude wert. Als Zeichen einer Kultursehnsucht begrüßte man sie. Jetzt, da Hochflut herrscht, da das Kunstgewerbe Mode geworden, da die Massenindustrie ohne feineren Sinn äußerliche Nach-

Digitized by Google

ahmungen als dernier cri ausspielt, ist bei den Wissenden strengste und kühlste Kritik geboten.

Daß der „Neue Stil" mißverstanden und mit billigem Surrogat imitiert von den Bazaren unter die Leute gebracht wird, ist noch das kleinere Unglück. Dagegen giebt es keinen Schutz. Es ist Bestimmung, daß alles von Bedeutung auch seine Parodie und seine Kopie erlebt. Viel bedenklicher ist, daß auch auf der Seite des Kunstgewerbes, auf der die Künstler stehen, eine Gefahr aufwächst. Die Gefahr, sich in einen schwülstigen pathetischen Weihestil zu verlieren, statt mit reinen hellen Sinnen dem einzigen Ziel nachzugehen, das es für moderne Menschen in der Wohnungseinrichtung geben kann: eine Komfortkunst zu schaffen von höchster Zweckvollkommenheit, gleich entfernt von nackt-hölzern eckiger Nüchternheit wie von dumpfem Pomp.

Auch dies Schwülstige, das Max Osborn bei Besprechung Darmstadts hier charakterisierte, hat schon mißgestaltete Nachfolge gezeugt. Zu Mummenschanz und Theatralik verzerrt erschien es in einigen Interieurs der Berliner Kunstausstellung, die statt ernste dekorative Kunst vorzuführen, eben auch nur die Mode mitmacht und „Kunstgewerbe" um jeden Preis feilbietet.

Das Publikum muß diesen Erscheinungen gegenüber ganz verwirrt werden. Das Interesse für das Dekorative hat sich in den letzten Jahren verbreitet, ohne daß das wirkliche Geschmacksverständnis und die Erkenntnis dessen, worauf es ankommt, in gleichem Maß sich geschärft hat. Die widerspruchsvolle Fülle der Erscheinungen ist wenig geeignet zu klären.

Ein kühler, ruhiger, umsichtiger und vor allem unenthusiastischer Führer thut not für die „im Irrgarten des Kunstgewerbes Taumelnden". Keiner ist besonnener in seiner Art als die Münchner Zeitschrift „die Kunst"*), die sich gleich nutzbringend an die „Wenigen" wie an die „Vielen" wendet. Die Vielen erhalten hier Gewissensrat, wie er nicht strenger und konsequenter gedacht werden kann. Die beiden neben Lichtwark am pädagogischsten veranlagten Aesthetiker Hermann Muthesius und Karl Scheffler spenden hier reinigend ein unverfälschtes Antischöngeisttum. Hier wird nie theoretisiert oder in Worten gekramt, hier ist alles erlebt und zu Ende gedacht, keine billige, schnell gefaßte und schnell verbrauchte Begeisterung stimmt sich zu schwungvollem Ton, sondern die ruhige Sicherheit eines unbestochenen Auges, das alles sieht und unerbittlich prüft, giebt den Takt an.

Und die Wenigen, die diesen Gewissensrat zwar nicht benötigen, aber ihn doch auch nie ohne Anregung hören werden, finden in den Heften und Blättern der „Kunst" eine unvergleichliche Auslese aus dem dekorativen Schaffen der Völker.

Ein Jahrgang, wie der soeben abgeschlossene, stellt in sich ein Kulturresumee dar von einer Kraft und Anschaulichkeit der Charakteristik, daß das, was man im Original sah, durch diese Bilder und Texte zur dauernden Erinnerung notiert bleibt, und das, was einem entging, durch die vortrefflichsten Reproduktionen für den Eindruck fast ersetzt wird.

Zwei wichtige Stationen liegen am Eingang und am Ausgang dieses dekorativen Jahres. Die Weltausstellung leitet es ein und Darmstadt läutet es aus. Auf der Rundfahrt werden vieler Menschen Städte zu kurzem, orientierenden Intermezzo berührt. Und frei von allem Reisestaub genießt man überall nur das sorgsam Ausgelesene.

In Dresden zeigt man uns die Bauten Schilling und Gräbners. Wucht und rhythmische Grazie einen sie, die Bankpaläste in trotzig wehrhafter Rustika auftürmen, an Fenster- und Portalbogen aber aus dem rauhen Gestein liebliches Vignettenwerk voll weisem Maß erblühen lassen, die schlichte Landhäuser voll der Bescheidenheit der Natur jenseits aller Stile in Putzwerk und Fachbau errichten und die für diese Cottage einfältige und innige Kirchlein bauen „Sommerwohnungen des lieben Gottes".

Die Lehren und Anregungen englischer Baukunst sind hier selbständig und frei genutzt worden.

Vom englischen Kunstgewerbe haben wir nichts mehr zu lernen. Träg und ohne Entwicklungskeime liegt es da. Das Gute, was es brachte, ist längst zu uns in bester Auswahl importiert worden, und Besseres ist nicht nachgekommen. Wer in London auf die dekorative Suche geht, wird erfahren, daß selbst bei Liberty das Gelungene und Besondere aus einem Wust von Marktware herausgesucht werden muß. An unsere heimischen „englischen Läden" gewöhnt, die in konzentrierter Auslese nur die Geschmacksdinge bieten, sind wir in der ehrfürchtigen Meinung aufgewachsen, daß es in England gar keine Waschgeschirre mit Rosenbouquets geben könnte und keine in Silber gepreßte Engelsköpfe auf einer Streichholzbüchse. Eine heilsame Revision vor englischen Schaufenstern klärt die Begriffe. Was nun aber das Kunstgewerbe hier nicht mehr leisten kann, das thut die englische Baukunst desto stärker, sie giebt Anregung und Mut persönlich zu sein und sich vom Ballast überlieferten Formenkrams frei zu machen. Von diesem englischen Bauwesen ist auch in der „Kunst" viel die Rede. Und derselbe, der den wißbegierigen Landsleuten gern Rat und Führung aus den schwarzgrauen Engpässen Londons zu den Wundergärten von Kew, zu den still umfriedeten Villenstraßen der

*) Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.

Digitized by Google

Kensington Gardens spendet, führt hier das Wort, Hermann Muthesius, der Hausherr der Priory of Hammersmith.

In der besonnenen, abgeklärten Weise, immer auf das Instruktive aus, mit der er auf dem schmalen Gitterbalkon an der Themse zu seinen Gästen zu sprechen pflegt, wendet er sich hier an eine Allgemeinheit und erzählt von den neuen Baumeistern, von Norman Shaw, von Voysey, von Baillie Scott. Er zeigt uns ihre Mietshäuser und Landhäuser, die aus einem klar erkannten Zweckgefühl von innen heraus richtig an Leib und Seele erwachsen sind; die jede für ihre soziale Stellung unpassende monumentale Pose vermeiden; die durch die geistreiche Unsymmetrie der Fassade die originelle innere Raumgliederung mit Winkeln und Buchten, die Ueberwindung des langweiligen viereckigen Zimmerkastens zum Ausdruck bringen und dadurch, ohne alles sekundäre Schmuckwerk, eine lebhafte und interessante dekorative Wirkung erreichen.

Blättert man weiter, so kommt man auf holländische Erinnerungen. Das „Binnenhaus" am „Rokin" in Amsterdam erscheint. Im Bilde wirkt es größer und weiter als in Wirklichkeit. Dieser holländische Liberty, das Depot der niederländischen angewandten Kunst, ist eigentlich ein Puppenhaus mit Puppenräumen und der liebenswürdige, wohlbeleibte Direktor ist in diesem Vogelbauerchen fast ebenso unproportioniert massiv, wie der mächtige, nicht minder beleibte Backsteinkamin mit der dicken Esse. Von holländischer Möbelkunst ist nicht viel zu berichten, wenn man Rustikales haben will, dann geht man lieber gleich nach Belgien. Die holländische Primitivität und ihre Konstruktionstechnik ist sehr ehrlich und gewissenhaft, aber sie hat etwas Beamtenmäßiges, Prinzipienpedantisches. Das Konstruktive braucht doch durchaus nicht identisch mit Nüchternheit zu sein. Gelungen und in guten Bildern festgehalten sind aber die beiden Spezialitäten Hollands, die Battiks und die großlinigen einfachen Metallgefäße.

Die Battiks, aus dem Vaterlande Toorops, aus Java, stammend, sind Stoffe, Leder, Seide, Sammt, die ihr farbiges Dekor nicht aufgedruckt tragen, sondern durch ein bestimmtes Verfahren imprägniert, sodaß es organisch entstanden wirkt, gleich der Abtönung des Gesteins, der Muscheln, der Schlangenhaut.

Bestrickende koloristische Reize gehen von diesen Stücken aus. Immer klingen symphonische Farbenwirkungen, nie stehen die Töne nebeneinander, immer wallt und wogt es über die Fläche; alle Nuancenmöglichkeiten einer Farbe leben sich hier aus, vom feurigen Aufleuchten bis zum verhauchenden Erlöschen.

Solche Vollgelungensein ist auch um die Silber- und Kupfergefäße. Großlinige einfache Kessel und Schalen sind es, sparsam, ohne Schmuck aber in wunderbarer Metallbehandlung. Diese Wandungen sind nicht gehämmert, viel diskreter ist ihre Fläche belebt. Die sehnige, ädrige Struktur des Metalls, das sich zur Form rundet, das seine Henkel und Handhaben aussendet, ist zum Ausdruck gebracht. In vollkommener Proportionsreinheit stehen sie da.

Für die Silberschalen wird manchmal in der Art Ashbees, der seinerseits wieder mittelalterlichen Sakralvorbildern folgt, ein Schmuck aus Email und farbigen Steinen gewählt, und diese gefährlichen Zierrate werden souverän mit ganz sicherem Takt, lediglich auf koloristische Wirkung, als farbige Accente und Interpunktion, als die spielenden, belebenden Augen des matten Silbergraus verwendet.

Und weiter geht es in die Welthauptstädte des Kunstgewerbes. In Musterausstellungen werden die neuesten Arbeiten der Münchener Werkstätten vorgeführt, und nicht nur Thaten giebts zu sehen, auch Reden lassen sich hören. Hermann Obrist nimmt das Wort und spricht über Architektur, voraussetzungslos aus freiem Einfall heraus.

Während er noch spricht, steigt schon ein modernes Bauwerk vom Geist dieser Werkstätten auf, Riemerschmidts Münchner Schauspielhaus in seinen reizvollen Einfachheiten und seinem liebevollem Detail der Kleinkunst an Wänden, Thüren, Thürgriffen und Beleuchtungskörpern.

Neben München kann sich gut Dresden sehen lassen, das seit jener ruhmreichen internationalen Ausstellung nicht nachgelassen hat und das in die deutsche Schwerfälligkeit einen leichten heiteren fast österreichischen Zug glücklich hineinmischt: die Liebe zu weißlackiertem Holz und facettierter Verglasung — sächsisches Rokoko. Daneben aber regt sich hier sehr beachtenswert, das Streben nicht nur theoretisch sondern wirtschaftlich kalkuliert bürgerliches Mobiliar einfach und geschmackvoll zu schaffen.

Für die „armen Leute" bauen ist dagegen gar nicht die Sache der Wiener. Farbenschillernde häufig allzu preziös und kokette Luxusdichtungen sind die Interieurs Hofmanns, Kolo Moser's und Olbrichs, des Wieners a. D., der den Geist der Eitelkeit auf die Mathildenhöhe geführt. Jupongrazie voll Frou frou und kosigem Kolorit, das diese Tausendkünstler manchmal verblüffend geschickt — von Hofmann gilt das vor allem — mit konstruktivem Möbelbau zu vereinigen wissen. Eine ähnliche Mischung ist das, wie sie der „zeitgemäßeste" Franzose Georges du Feure darstellt, der Künstler von l'Art Nouveau, der mit zärtlicher Gebärde und weichen Händen die modernen Konstruktionen umschmeichelnd sänftigt.

Nicht nur auf die Hauptstädte beschränkt sich das ästhetische Maklerамt der „Kunst."

Digitized by Google

Es streckt in die entlegensten Winkel seine Fühlfäden aus. Die Thätigkeit der österreichischen Fachschulen in fernen Nestern, unnahbar euren Tritten, wird beleuchtet und gezeigt, daß in verschlagenen Provinzdörfern, in Nixdorf, Heida, Steinschönau, — wie ich als alter böhmischer Waldbruder aus eigener Erfahrung bestätigen kann, — Tiffany-, Gallé- und Kopenhagenmuster in den Vorbildersammlungen zu finden sind. Gute Früchte tragen diese Schulen. Die irisierenden Pfauengläser aus der Klostermühler Glashütte haben wirklich in manchen Exemplaren Tiffanyreize, und ihr einziger Fehler, das Kopieren, ist moralästhetischer Natur. Die glatten Kristallwaaren aus Nordböhmen, die Schalen, Gläser, Kästen, die nur durch die rhythmische Schwingung ihrer Wandung wirken, gehen nach England, das sie mit schwer silbernem Ring montiert, sich zum Eigentum freit und damit die ganze Kulturwelt erobert.

So thun sich beim Durchblättern eines Jahrgangs alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit auf. Zwischen den Objets d'art hängen dazu noch Bilder und stehen Statuen in lebenskräftigen Reproduktionen Es kann die „Kunst" wie d'Annunzio von sich sagen: „Ich bin der Deputierte der Schönheit;" wer sie lieb hat, folge ihr nach! F. P.

Landschaften an der Wiener Stadtbahn.

Warum wir Wiener, auch die Nichtspießer, immer von unserer Stadt sprechen! Wir verhöhnen sie, wenn es sich um Dinge des gedankenlosen Lokalpatriotismus oder gar das ††† Caféhaus der Litteratur handelt, aber wir schwärmen von ihr, wenn heitere Nachsommertage, wie jetzt, die Menschen, die Straßen, die Gummiradler und den Prater vergolden. Bekennen wir's nur, bekennen wir's jetzt zumal, wo Heimatkunst als Trumpf ausgespielt wird *gegen* die Stadt: auch die Stadt ist eine Heimat, die man lieben kann. Auch Wien ist eine Landschaft und mehr als das: eine Landschaft der Landschaften. Vom Norden zieht sich, von der Donau an, über den Westen ihre schönste Partie. Beethoven, Grillparzer, Anzengruber hingen an dieser Scholle.

Die Stadtbahntrace, eine Ringlinie, ist vor wenigen Wochen in ihrem letzten Stück vollendet und geschlossen worden; nun haben wir das „Land" nur noch näher vor der Thür unseres Stadtinnern.

Das Thal des Donaukanals und des Wienflüßchens sind für das Stadtbild neu entdeckt worden. Lange genug lagen sie arg verwahrlost und unbeachtet da. Vor allem der Wienfluß, ein als Kanalsammler verschrienes, auf schlammigem Boden halb vertrocknetes Gerinnsel, das durch die niedergehenden Bäche des Wienerwalds zu einem tückischen Fluß werden kann. Jetzt hat er ein reinliches Bett mit Betongrund erhalten, ist zum größten Teil überdeckt, und wo er sichtbar blieb — ein dünner Wasserfaden auf breiter, flachgewölbter Muschel — da hat er ein gar artiges Aussehen. Hinter dem Stadtpark ist eine ganze, große Uferanlage für dieses Flüßchen geschaffen worden: ein verzaubertes Gartenidyll mit blitzblank weißen, hohen Böschungen und Steinbalustraden, stellenweise terrassenförmig abgestuft und von Bänken, Spielplätzen und grünen Beeten unterbrochen. Die erste Station wurde damit zugleich das erste Landschaftsbild an der Stadtbahn. Von hier führen die Gleise wienflußaufwärts, über den stilvollen Karlsplatz, am unverwüstlichen Naschmarkt vorbei, unmittelbar in die Buchenwälder, nach Hütteldorf, nach Purkersdorf.

Aber die eigentliche Herrlichkeit liegt an der Anschlußstrecke nach entgegengesetzter Richtung. Hier thut sich die Stadtlandschaft des Donauthals auf. Dem als Handelsquai angelegten, aber ungenützten Ufer des Kanals folgt die Bahn, auf überdeckten, unterirdischen Dämmen, aber gegen die Böschung selbst offen und frei, nur durch zierliches Gitterwerk, in den Stationsgebäuden durch große Glasfenster geschützt. Sie nähert sich der Vereinigungsstelle von Kanal und Donaufluß auf freien, hohen Viadukten, und an der dichtverzweigten Kreuzungsstelle vor Heiligenstadt ist ein unvergeßlicher Fleck geschaffen. Ein Plateau von straßenüberquerenden Bahndämmen, die sich vereinigen. Rechts drunten der Fluß, der bis zum weiten Himmelskreis in der Sonne glänzt. Links die ersten Weinstöcke, die Hänge des Kahlenbergs.

Dies die beiden Arme der Ringbahn — die eine Hälfte. Ihre Ergänzung liegt in einer zweiten Verbindung, und sogar einer zweifachen: eine innere Rundlinie läuft an der Grenze der neuen und alten Bezirke, eine zweite streift die ländlichen Bezirke ab, dort, wo sie zu Wäldern und Bergen führen. Es ist ein Stadtteil mit mehr als sieben Hügeln, der hier zur Touristik einladet.

Der Kahlenberg selbst gehört der Stadt nur zur Hälfte an. Der nördliche Abhang reicht über die Grenze hinaus und führt den Blick auf Weidling, den Ort, wo Lenau wohnte und heute unter einem Denkstein begraben liegt. Die Stadtgrenze führt indessen über den sich anschließenden Hermannskogel weiter. Auf den Hauptstraßen ist sie durch den schwarzgelben Pfahl und das Häuschen mit dem Finanzwachbureau gekennzeichnet. Der Fußgeher lächelt der Schlagbaumromantik. Er sieht den helmgeschmückten Schutzmann mit der großstädtischen Nummer am Kragen, der hier noch sein Revier hat, wenn auch von der

Digitized by Google

Stadt längst nicht eine Spur mehr zu merken. Entfernt man sich längs der Wiesenlehne nur einen Schritt weit davon, so unterhandelt man mit ihm schon auf dem Boden einer fremden Macht. Aber wir bleiben ja Stadttouristen.

Am Fuße des Hermannskogel zieht sich der altberühmte Weg über den „Himmel", ein hochgelegenes Ausflugsgasthaus: zur Linken führt er nach Grinzing, zur Rechten nach Sievering. Beiden vorgelagert nach der Stadt hin glänzt die sanfte Hügelterrasse von Döbling mit der historischen „Türkenschanze"; das falbe Sonnenlicht der Weinlesezeit schimmert still und selig darüber hin. Hier sind die typischen, ältesten Wiener Sommerfrischen. Hier stehen die niedrigen, breiten, behaglichen und dazwischen engbrüstige, ärmliche, bäuerliche Miethäuschen für den mittleren Bürgerstand. Hier wird im August der beste Heurige (Jungwein) in Buschenschänken vertrunken und verthan. Und ein ländliches Quartett, schlimmstenfalls eine einsame Ziehharmonika, stimmen mit den unvermeidlichen Wiener Liedern dazu ein. Die jungen, städtischen Damen sieht man hier an Sommertagen, mit hellen Schürzen und kunstvollen Haarfrisuren, müßig an den kleinen Fenstern lehnen oder in den unebenen Gäßchen zwischen Bäckerladen und Obststand promenieren.

Die Villa fehlt noch in diesem Teil. In den nächsten Stationen finden wir sie schon. Zunächst in Pötzleinsdorf, wo sich die Kolonie der städtischen Landhäuser des Cottage fortsetzt; und nachdem wir den Weg über den in der That milden Schafberg genommen, geraten wir in Neuwaldegg und Dornbach in das eleganteste Landhausviertel der Umgebung.

Aber die sozialen Unterschiede grenzen in der Wiener Landschaft hart an einander. Die Arbeiterbezirke Hernals, Ottakring strahlen unmittelbar nebenan auch ins Freie hinaus; nicht mehr Villen, nicht Sommerfrischen, sondern demokratische Gasthäuser mit großen Gärten für Tische, von wandernden Vereinen und Familienkarawanen bevölkert, dominieren hier. Das sind Paradiese der Sommersonntage. Nicht mehr der Wein strömt, sondern das volkstümlichere, gesinnungstüchtigere Bier. Der große Exerzierplatz „Schmelz", ein wüstes Blachfeld, eine Insel im Häusermeer liegt am Eingang dieser Landschaften, nächtlicherweile beliebt bei unterstandslosen „Pülchern". Der Zug der Stadtbahn entführt uns, und in wenigen Minuten sind wir in der *südlichen* Villenkolonie: in Schönbrunn, in Hietzing, in Hütteldorf.

Das Schloß und der Park liegen hier in kaiserlicher Pracht. Die spiegelblanken Dörfer mit den alten Restaurants, mit den von Kutschen belebten Gassen, mit den Winterwohnungen zwischen Immergrün schließen sich wie feudale Herrensitze an. Weiter draußen, hinter dem Lainzer kaiserlichen Tiergarten, hat man eine demokratischere Landhausanlage zu begründen versucht, die „Heimstättengesellschaft", die aber leider nur *eine* gelungene Eigenschaft hat: die Lage an der Stadtbahn.

Damit schließt sich der Kreis und führt zurück nach dem Osten. Die Hügellandschaft fällt ab, die frischen Farben verblassen, und die trostlosen und öden Bezirke der ärmsten Arbeiter, die Ziegelwerke von Inzersdorf, fügen sich an.

Als anregende Entdeckerin führt die Stadtbahn durch die Landschaften von Wien. Aber freilich nur „anregend"; das sei zum Schluß nicht verschwiegen. Das Ringsystem, zumal es ziemlich eng gezogen ist, hat zur Folge, daß in das Innere der ländlichen Orte selbst noch immer tüchtige Wege bleiben. Anderseits ist das Stadtcentrum vom Bahnkreis an allen Punkten beträchtlich weit entfernt. In der That ist die Wiener Stadtbahn unserem Volk ein Sonntagsvergnügen. Die hellen Häuschen im weißen Putzbau, die sauberen Wartepläße schimmern im Feiertagslicht und wirken selbst schon anziehend wie ländliche Pavillons. An Werktagen aber, wie man hört, rentiert die Anlage kaum.

A. G.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. *Oskar Bie*, Berlin W. 35. — Verlag von *S. Fischer*, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Roack & Co.

Digitized by Google

Wirtschaft und Kunstgewerbe.

Einige Bemerkungen über den Zusammenhang beider.*)

Von **Werner Sombart.**

Die künstlerische Verödung Deutschlands hatte um die Mitte des 19. Jahrhunderts einen Grad erreicht, wie kaum je zuvor. Und das Kunstgewerbe war der Hauptleidtragende. Man höre: Auf der ersten deutschen Gewerbeausstellung im Jahre 1844 in Berlin war ein „vergoldeter Armlehnstuhl mit Musik, das Polster mit weißseidenem Bezuge" ausgestellt von dem Kgl. Hof-Tapezierer H. Hiltl in Berlin. Das Urteil aber der Jury über jenes Monstrum lautet wie folgt: „Diese Arbeiten waren unstreitig die vorzüglichsten ihrer Art . . . Das Einzige (!), was als wünschenswert bezeichnet wurde, war, daß an dem Sessel das Musikwerk statt an dem Sitz, an der Rücklehne hätte angebracht sein müssen, um es willkürlich in Tätigkeit zu setzen . . ."

Und das gleiche Bild boten alle übrigen Zweige gewerblicher Tätigkeit: überall einen Tiefstand des Geschmacks, wie ihn kaum ein zweites Mal die Geschichte gesehen hat. „Jeder Salon, jedes Novitätengewölbe, jeder Jahrmarkt, jede Industrieausstellung giebt Zeugnis von der Ratlosigkeit unserer von den Grazien verlassenen Kunstweberei." Die Meißener und Berliner Porzellanmanufakturen im Verfall. Und so fort.

Sodaß die in Bausch und Bogen absprechenden Urteile über jene Zeit, wie sie die Geschichten des Kunstgewerbes und Geschmacks übereinstimmend enthalten, vollauf berechtigt erscheinen: „So war um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts alles vereinigt, den künstlerischen Zustand in der Industrie, im Geschmack, so unerfreulich wie möglich zu machen. Viel gute und feine alte Technik war verloren gegangen und durch schlechtere oder gar nicht ersetzt; . . . einen eigenen Stil, welcher der Zeitepoche gehört hatte, gab es nicht mehr, statt dessen nur ein Suchen und Tasten unter den Stilarten der Vergangenheit, oder ein roher Naturalismus; in Industrie und Publikum, in Arbeiter, Käufer und Verkäufer war gleicherweise Gefühl und Verständnis für Form und Farbe verloren gegangen." „Um die Mitte des Jahrhunderts gab es in Deutschland . . . in der Industrie weder eine Kunst, noch einen Künstler."

Man ist auf den ersten Blick erstaunt über die Entdeckung, daß die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Zeit des Verfalles alles künstlerischen Wesens sein soll. Man erinnert sich unwillkürlich des Hofes Ludwig I., in dessen Auftrage die Cornelius und Genossen die riesigen Wände der Neubauten in Isarathen mit Fresken schmücken; man erinnert sich, daß jene Jahrzehnte

*) Die quellenmäßige Begründung der hier gebotenen Darstellung findet der Leser in meinem demnächst erscheinenden Werke „Der moderne Kapitalismus", dem die folgenden Ausführungen entnommen sind.

Digitized by Google

doch auch die Zeit der Goethe, Fichte, Schelling, Hegel war; man gedenkt der Salons der Rahel oder der Hohenhausen, in denen die beiden Humboldts, die beiden Schlegel, Tieck und Schleiermacher, Bopp, Gentz, Chamisso, Fouqué, Gans, Heine und so manch anderer illustrer Gast verkehrten. Männer und Frauen feinster Bildung, vollendetsten Geschmacks, zu denen wir heute in staunender Bewunderung emporblicken. Wie war es möglich, daß in einer Zeit, als jene den Ton angaben, der Tiefstand des deutschen Kunstgeschmacks erreicht wurde? Die Antwort auf diese Frage vermögen wir leicht zu geben, wenn wir die Eigenart der Bildung jener Zeit in Rücksicht ziehen. Es war eine ausgesprochen ästhetisch-philosophische, eine literarische, eine idealistische, eine unsinnliche und somit unkünstlerische Geisteskultur, die in jenen Kreisen, an die wir dachten, allein für vornehm galt. Arm an materiellen Gütern, in einer armseligen Umgebung, machte man aus der Not eine Tugend, baute sich eine Welt der Ideale auf und sah mit Verachtung auf alle Sinnlichkeit und Körperlichkeit herab. Man übte Entsagung und Bescheidenheit, wie es Heine so schön ausgesprochen hat; man beugte sich demütig vor dem Unsichtbaren, haschte nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagte und flennte . . . Der Gedanke, die Idee, die Gelehrsamkeit saßen als unumschränkte Herrscher auf dem Throne. Ihnen hatten die Künste, auch die bildenden Künste unterthan zu sein. „Die Malerei hat den Beruf", schreibt Hallmann, „die schwere geistige Errungenschaft des Denkens zum Gemeingut aller derer zu machen, die der Spekulation auf ihre schwindelnden Höhen oder der Forschung in ihre tiefsten Tiefen zu folgen weder Macht noch Beruf haben." Nach diesem Programm malten Cornelius und seine Schule, und was sie schufen, war, wie es Muther treffend nennt, gemalte Gelehrsamkeit. Und was in Düsseldorf an Gemälden entstand, kann man gemalte Literatur und Literaturgeschichte heißen.

Man weiß, welch beherrschenden Einfluß diese verstandesmäßige Auffassung der Kunst auf alle Gebiete künstlerischen Schaffens ausgeübt hat — wie es Semper ausdrückt: durch Vermittelung der sog. Kenner und Kunstfreunde, die sich durch sie und nach ihr ein auf reine Willkür begründetes schematisch-puritanisches Kunstregiment erwarben, das dort, wo es durchzudringen vermochte, eine traurige Verödung der Kunstformenwelt veranlaßte; durch Begünstigung der ikonographischen Tendenz- und Zukunftskunst, der Jagd nach neuen Ideen, dem Gepränge mit Gedankenfülle, Tiefe und Reichtum der Bedeutung. Semper, der als einer der ersten den Kampf gegen dieses trotz allen Kunstverstandes doch im Grunde kunstfeindliche Geschlecht aufnahm, hat auch theoretisch am tiefsten die Schwächen jenes „tendenzelnden" Verfahrens, das im „Anrufen des nicht künstlerischen Interesses" seine höchste Kraft zeigte, erfaßt und dargestellt.

Daß aber dieses Geschlecht von Literaten, Philosophen und Aesthetikern, arm am Beutel, reich am Herzen, reich an „sentiments", aber bettelarm an „sensibilité", wie es war, sei es aus Prinzip, sei es aus Mangel an Mitteln oder Verständnis für materielles Wohlleben, für Ausschmückung des äußeren Daseins keinen Sinn haben konnte: wem möchte das wunderbar erscheinen? Selbst Goethe, der doch einer viel weltgewandteren Zeit angehörte, der dem Genusse nicht abhold war, dem Sinn für das Prächtige und Glänzende gewiß nicht fehlte: selbst Goethe lebte in einem Hause, dessen Einrichtung unserem heutigen Geschmack armselig und kläglich erscheint, und Goethe selbst konnte den Gedanken äußern, daß eine elegante und luxuriöse Zimmerausstattung nur für Menschen sei, die keine Gedanken hätten: eine Auffassung, die theoretisch auch Schopenhauer übernimmt, so sehr er ihr praktisch, seiner ganzen Natur gemäß, abhold war. Im „Aesthetischen Thee" der Berliner geistreichen Kreise, in den frostigen, leeren Salons der 1830er und 1840er Jahre, in den engen, ver-

Digitized by Google

rauchten Weinstuben der Luther und Wegner, den entsetzlichen Weißbierlokalen, wo die halbverlungerten Genies und Schöngeister Berlins sich ein Stelldichein gaben, erreicht dann die Unempfindlichkeit auch der Gebildetsten jener Zeit gegenüber den Anforderungen von Komfort, Geschmack und Wohlleben ihren vollendetsten Ausdruck.

Auch die Künstler selbst wußten nichts von dem bezaubernden Reiz einer Umgebung mit schönen Dingen, sie verstanden nichts von der Kunst, in Schönheit zu leben: sie waren Asketen oder Biedermänner. Sie kleideten sich entweder, wie die Nazarener, mit Kamelshaaren und lebten von Heuschrecken und wildem Honig, oder führten das Leben eines Gymnasiallehrers oder Steuerrats, wie die Düsseldorfer. Ihr Leben war so tugendhaft und sittenrein, daß ein Pariser Kritiker es, wie Tacitus das Leben der Germanen den Römern der Kaiserzeit, der „in die Eleganz des modernen Luxus versunkenen Pariser Künstlerwelt" als Spiegel vor die Seele hielt. „Den ganzen Tag malte man, erzählt Muther von den Düsseldorfern, schickte die Bilder, wenn sie fertig waren, in den Kunstverein und half sich im Uebrigen durch eine kleine Passion über langweilige Stunden hinweg. Hildebrandt hatte sich eine Käfersammlung angelegt. Lessing, der Jäger, sammelte Pfeifen und Hirschgeweihe und fühlte sich in dem kleinen Zimmer, daß er mit Sohn zusammen bewohnte, erst wohl, als es wie die Wohnung eines alten Oberförsters aussah . . . Und hatte man am Tage gearbeitet, so wallfahrte man an Sommerabenden nach dem „Stockkämpchen", erquickte sich an einem Napf saurer Milch, schob Kegel und machte einen Wettlauf zwischen den Gemüsefeldern des Gartens."

Die Farblosigkeit der einzelnen Künstlerindividualitäten, die Gedanken- und Lehrhaftigkeit ihres Strebens machte die Maler und Bildhauer jener Zeit zu geborenen Akademikern. Und der Akademismus, der immer das Zeichen minderer Geister ist, pflegt im Gefolge den Hochmut und Standesdünkel zu haben. Und das war, (was auch hier vornehmlich interessiert), von ganz besonders verhängnisvoller Wirkung auf die Entwicklung der gewerblichen Produktion: denn es trennte die sog. hohe Kunst immer mehr von den sog. technischen, dekorativen angewandten Künsten und brachte damit einen Prozeß zur Vollendung, der seit dem Ausgang der Renaissance einsetzt und ebenso verderblich für Malerei und Skulptur, wie für das Kunstgewerbe geworden ist. Einsichtsvolle Männer hatten längst begriffen, daß diese Trennung von Künstlern und Technikern beiden Teilen Schädigungen bereiten müsse. So hatte Friedrich II. die Berliner Akademie auch kunstgewerblichen Bedürfnissen zugänglich machen wollen (Kab.-O. vom 21. und 25. Januar 1786) und der Kurator derselben Akademie, Freiherr von Heinitz, hatte es in einem Denkschreiben an den König Friedrich Wilhelm II. vom 20. December 1797 als wünschenswert bezeichnet, „nicht sowohl lauter eigentliche Künstler (als Mahler u. dergl.) durch die Akademie anzuziehen, (weil deren zu große Zahl dem Staat, der sie nicht alle beschäftigen und ernähren kann, im Grunde mehr schädlich als nützlich ist), sondern die Akademie hauptsächlich zur Pflegemutter und Beförderin des guten Geschmacks in allen Branchen der Nationalindustrie, die in ihren Fabricatis durch Anwendung regelmäßiger Zeichnungen einer Verschönerung und Vervollkommnung fähig ist, zu machen, um dadurch der Nationalindustrie eine neue Schwungkraft zu geben: damit ihre Produkte und geschmackvollen Arbeiten jeder Art, den auswärtigen nicht ferner nachstehen."

Aber diese Anregungen blieben ohne Erfolg. Der Künstler schritt auf der Bahn des Akademismus weiter, er verlor zuletzt völlig neben dem Willen auch die Fähigkeit, die Gegenstände des täglichen Gebrauchs mit künstlerischem Geiste zu durchdringen. Die Versuche, die Schinkel und die romantische gothische

Digitized by Google

Schule, Männer wie Heideloff und andere machten, auf die gewerblichen Produzenten einzuwirken, waren Versuche mit untauglichen Mitteln: jene Künstler hatten die Kunst verlernt, dem Zweck und namentlich dem Stoff des Gegenstands entsprechend, Vorlagen zu entwerfen, sie wollten meist ohne Rücksicht auf das Material und seine Bedingungen architektonische Formen den Arbeiten der verschiedenen Gewerke aufzwängen. Es komponierte der „hohe" Künstler ein Kunstwerk, das dann unorganisch einem Gebrauchsgegenstande aufgeklatscht wurde, oder es mußte dem Stoffe Gewalt angethan werden, weil der Künstler seine Entwürfe ohne Kenntniß der Stoffverarbeitungstechnik machte; „der Künstler ist wohl geschickt und erfinderisch in der Zeichnung und im Modelle, aber er ist weder Erzarbeiter, noch Töpfer, noch Teppichwirker, noch Goldschmied," klagt wiederum Semper. Wir können den Zustand zusammenfassend dahin kennzeichnen: das Gewerbe ist von den Künstlern völlig verlassen.

Die also dazu berufen gewesen wären, den Kunstgeschmack zu veredeln, die gewerblichen Künste in gesunde Bahnen zu lenken, Künstler und Gebildete: sie versagten völlig. Sei es, weil sie zu arm am Materiellen, sei es weil sie zu reich am Ideellen waren, was meist in Wechselwirkung unter einander zu stehen pflegt. Ein wohlhabendes Bürgertum aber, das Freude am schönen und reichen Leben gehabt hatte, fehlte noch völlig. So entstand eine Art von Vacuum. Die kunstgewerbliche Entwicklung war führerlos geworden. Und da kam es nun, daß sich eine Kategorie von Personen der Führung bemächtigten, die den Geschmack völlig zum Untergang brachten: das kapitalistische Unternehmertum. Die grauenhafte Verwilderung, in der die für den Feinbedarf arbeitenden Gewerbe schließlich ausarteten, ist nur verständlich, wenn man dieses in Betracht zieht, daß Jahrzehnte hindurch die Lieferung kostbarer oder kunstvoller Gebrauchsgegenstände nur noch unter dem Gesichtspunkte des Profits des Unternehmers und zwar eines noch völlig böotischen Unternehmertums erfolgte und dazu erwägt, daß in diese Zeit eine Reihe technischer Erfindungen fällt, die eine Atrappen- und Surrogatkunst in einer früher ungekannten Weise begünstigte. Das erste, was der Unternehmer vollbrachte, war die völlige Unterwerfung des technischen Beirats, des Zeichners, Modelleurs ꝛc. unter sein Kommando. Dieser aus den oben angeführten Gründen sowohl, als auch wegen der mehr wachsenden Abhängigkeit von einem ungebildeten Brotherrntume schon von Hause aus niederen Ranges verkümmerte mehr und mehr zum geistlosen Routinier.

Er „liebte es leider allzu schnell, sich den modernen, nun einmal gegebenen Verhältnissen anzuschmiegen, er ward zahmer und zahmer, legte hübsch bescheiden seine wilde Genialität ab, lernte geschniegelt und gebügelt daher scharwenzeln."

Ein Vorwurf ist jenen technischen Künstlern kaum daraus zu machen: sie waren wehrlos gegenüber dem interessierten Unternehmertum, dem selbst alles andere als Pflege des Schönen am Herzen lag. Vielmehr war nur noch ein Gesichtspunkt für die Produktion maßgebend: sie sollte marktgängige Ware liefern. Und darum mußten die Erzeugnisse „originell", vor allem „neu", jedes Jahr wechselnd und meist auch billig sein. Dieses fressende Bedürfnis nach Originellem, bemerkt ein sachkundiger Beurteiler, mußte bei so raschem Wechsel allen vernünftigen Erfindungsgeist erschöpfen; man mußte schließlich zum reinen Unsinn seine Zuflucht nehmen, dahin auch die Vertauschung aller Stoffe zu rechnen ist, die aus derselben Quelle der Armut und Erschöpfung entsprang. Ein jeder Gewerbsmann imitierte des andern Stoff und Weise und glaubte ein Wunder von Geschmack gethan zu haben, wenn er Porzellantassen wie vom Faßbinder gemacht, Gläser gleich Porzellan, Goldschmuck gleich Lederriemen, Eisentische von Rohrstäben und so weiter zu Stande gebracht hatte.

Digitized by Google

Wie tief die Wunden waren, die die moderne industrielle Entwicklung dem Kunstgeschmack geschlagen, ersieht man daraus, daß die Besten geradezu an einer Vereinigung von moderner Kultur und schöner Lebensgestaltung verzweifelten. Noch Ende der 1870er Jahre schrieb Friedrich Theodor Vischer die trostlosen Worte nieder: „Es ist ein schrecklich wahrer Satz: das Interesse der Kultur und das Interesse des Schönen, wenn man darunter das unmittelbar Schöne im Leben versteht, sie liegen im Krieg miteinander, und jeder Fortschritt der Kultur ist ein tötlicher Tritt auf Blumen, die im Boden des naiv Schönen erblüht sind. Wer Vernunft und aber zugleich Leidenschaft hat, den wird man daher oft auf Kulturfortschritte grimmig schelten hören . . ."

Aber derselbe Kapitalismus, den wir hier als den Zerstörer des guten Geschmacks am Werke finden: er schafft doch wiederum auch erst die Bedingungen für eine Neugeburt der „Kunst im Handwerk", wie man die Durchdringung gewerblicher Gegenstände mit künstlerischen Ideen nicht gerade glücklich genannt hat. Er schafft sie dadurch, daß er das Land in die sonnigen Gefilde des Reichtums emporführt. Und dieses Reicherwerden äußert sich in vielfacher Wirkung auf den Feinbedarf. Es ist nicht sowohl die Geldanhäufung bei einzelnen Nabobs, die der Entwicklung des Kunstgewerbes die Förderung gewährt. Wichtiger ist es, daß zweite und dritte Generationen reicher Bourgeois heranwachsen, die langsam sich mit Geschmack und Bildung erfüllen, daß allmählich die Enkel und Urenkel der Kaftanmänner als Käufer auf dem Kunstmarkte erscheinen. Wichtiger ist es, daß mit zunehmendem Reichtum auch die geistige Elite der Nation, die „Gebildeten", Anteil haben können an den Segnungen einer materielleren Feinkultur. Wichtiger ist es, daß Staat, Provinz und Stadt in wachsendem Maße Mittel flüssig machen können, um ihren Bedarf in einer Weise zu befriedigen, die Raum für das Schöne, das Glänzende, das nicht schlechthin Notwendige läßt. Aber das wichtigste ist doch dieses, daß im Gefolge all dieser Wandlungen die gesamte Lebensauffassung eine Verschiebung erfährt. Sie wird aus einer vorwiegend literarischen eine vorwiegend künstlerische; aus einer abstrakten eine sinnliche. Es kommt der Sinn für das Sichtbare auf dieser Welt, für schöne Gestaltung auch der äußeren Dinge, für Lebensfreude und Lebensgenuß. Das künstlerische Empfinden wird bestimmend für die gesamte Lebensführung, das künstlerische Ideal wegweisend auf allen Gebieten. Wie damals die Kunst im Banne des Gedankens, der literarischen Phantasie stand, so werden jetzt Literatur und alle Geistesbethätigungen beherrscht von dem Wesen künstlerischer Anschauung. Die Zeit einer kulturellen Hochblüte, die stets künstlerisch und unethisch war, scheint anbrechen zu wollen. Freilich sind erst leise Anzeichen dafür vorhanden, aber doch Anzeichen, die auf die Richtung der künftigen Entwicklung schließen lassen.

Was wir seit etwa einem Menschenalter in Deutschland an Wandlungen des Kunstgeschmacks beobachten, ist nicht viel mehr als ein Tasten, ein Probieren . . . Man kennt die Bestrebungen, die seit den 1870er Jahren hervortreten, zunächst in der Absicht, durch „Rückkehr zu der Väter Werke" den Geschmack zu läutern.

Das wiedererwachte Nationalbewußtsein leistet hier dem künstlerischen Bemühen Vorschub. Die Münchener Ausstellung des Jahres 1876 bildet den Markstein. Georg Hirth giebt sein „deutsches Zimmer" heraus. Männer wie Franz von Seitz, Lorenz Gedon, Gustav von Falke setzen ihre große Kraft ein, um die Rückkehr zu den vergangenen Stilen, vor allem der Renaissance zu predigen. Man erinnert sich noch jener Zeit der Ritterfrauen und Butzenscheiben, der Lutherstühle und Paneelsophas, einer Zeit, die uns heute schon

Digitized by Google

abgeschmackt erscheint, die aber doch einen immensen Fortschritt bedeutete: daß die „Mode“ jetzt altdeutsches im Gepräge und Renaissancestil heischte und damit dem Produzenten doch in etwas wenigstens die Wege gewiesen würden, die ihn aus der Verwirrung herausführten, in dem wir ihn ein Menschenalter vorher antrafen. Diese retrospektive Richtung des Kunstgeschmacks wurde durch andere Entwicklungsreihen vielfach durchkreuzt. Ich denke vor allem an das Emporkommen dessen, was man Atelierstil genannt hat, was ich lieber als Zeltstil bezeichnen möchte. Seine Geschichte ist bei uns mit dem Namen Makart auf's engste verknüpft und seine eigentliche Geburtsstunde war die überhitzte Zeit des ersten Rausches kapitalistischen Reichtums: der Gründerjahre. Die Namen Makart und Strousberg haben sich mir immer im Gedächtnis als zusammengehörige Begriffe eingeprägt. Es war ein glanzvolles, erstes Aufleuchten künstlerischer Lebensfreude, ein erstes jauchzendes Genießen. Aber es war unechte Pracht. Es war Flitter, innen und außen. Es war Parvenutum im schlimmsten Sinne. Heute sind die meisten Farben der üppig-schwülen Makartmalerei verblaßt. Aber das Makartbouquet, die „malerische“ Draperie mit allerhand bunten Lappen — sie haben einige Jahrzehnte den Geschmack beherrscht. Diese Richtung fand Unterstützung, als der Orient seine Herrlichkeiten in wachsendem Umfange uns sandte und die Japanwaren den europäischen Markt zu überschwemmen begannen. So kamen Jahre, in denen der „Dekorateur“ meist ein Tapezier, der Herrscher im Reiche des Kunstgewerbes wurde. Und es war so bequem, diese tapeziermäßige Ausstattung der Wohnräume. Sie war auch dem Minderbemittelten leicht möglich und was das wichtigste war: sie paßte zu der modernen Art zu wohnen: sie paßte für die großstädtische Mietswohnung alten Stils, die in nichts anderem als einer Anzahl leerer Kästen bestand, die am besten wirkten, wenn man sie wie ein Zelt mit Stoffen und kleinem Schmuckkram ausstaffierte.

Von Künstlern und kunstverständigen Männern war der erste Anstoß zu einer Reform des Geschmacks ausgegangen. Es war aber doch nur mehr eine Anregung, eine Wegweisung geblieben. Publikum und Unternehmertum waren neue Perspektiven eröffnet. Der Erziehungsprozeß der Parvenus, die den Bedarf hatten und jener, die ihn decken sollten, war begonnen, aber es bedurfte doch noch fast einer halben Generation, ehe der böse Dämon des Ungeschmacks wirklich besiegt war, der Beginn der Schönheit seinen Anfang nehmen konnte. Was zuvor geschehen mußte, war die bedingungslose Unterwerfung des Konsumenten unter die Herrschaft des Künstlers: eine Künstlerdiktatur, unter der wir im Augenblicke in Deutschland noch stehen, konnte allein in das Reich der schönen Formen hinüberführen. So lange das Niveau des Konsumenten nicht höher ist als das einer Reichstagsbaukommission oder der immerhin doch noch ungeschulten Kommerzienratsfrauen aus Berlin W., so lange muß der Künstler als Autokrat sein Szepter schwingen, muß den guten Geschmack diktieren. Es ist augenscheinlich ein Uebergangsstadium, in dem wir uns befinden: ein Uebergangsstadium, das so lange dauern wird, bis ein Stamm kunstfreudiger und kunstverständiger Konsumenten erwachsen ist, der dem Künstler seine Wünsche unterbreitet, der wieder die Führung der kunstgewerblichen Entwicklung übernehmen kann. Aber einstweilen hat das Interregnum der Künstlerherrschaft viel Segen gestiftet. Seit etwa der Mitte der 1890er Jahre beginnt in Deutschland ein neues Leben auf allen Gebieten kunstgewerblichen Schaffens, das wir allein der Initiative genialer Künstler zu danken haben, die es endlich nicht mehr verschmähten, auch den Gegenständen des Gebrauchs ihr Interesse zuzuwenden. Zunächst sind es zwei Architekten, die Epoche gemacht haben durch die gewissenhafte Art, mit der sie die großen

Digitized by Google

Bauten, deren Ausführung ihnen oblag, bis in die kleinsten Details des letzten Gerätes nach ihren Plänen ausstatteten: Paul Wallot, der Schöpfer des Reichstagsgebäudes und Ludwig Hoffmann, der Erbauer des Reichsgerichts in Leipzig. Was Gottfried Semper als Ideal der Zukunft bezeichnet hatte: hier wurde es verwirklicht. Die Architektur war wiederum Chorage aller, auch der dekorativen Künste geworden. Sodann aber war es ein neues Geschlecht von bildenden Künstlern, das mit sicherem Griffe das verwahrloste Kunstgewerbe als Feld seiner Thätigkeit erwählte und damit eine neue Aera der technischen Kunst eröffnete. Sie selbst ein Erzeugniß der kapitalistischen Entwicklung, dafern nur eine rasch zu Reichtum gelangende Nation ein solches Ueberangebot von „unproduktiven" Existenzen hervorzubringen im Stande gewesen war. Einer der ersten, die auf dem Plane erschienen, war Otto Eckmann, dessen dekorativer Cyklus „Die Lebensalter" 1893 fertig wurde, der 1894 die ersten Holzschnitte und keramischen Versuche machte, 1895 im Pan seine ersten Buchschmuckstücke erscheinen ließ, und seit Anbeginn in der Münchener „Jugend" zeichnete, in der auch andere junge Künstler ihre kunstgewerblichen Versuche veröffentlichen ließen.

Aber man weiß, daß die eigentliche Entscheidung für Deutschland doch erst das Jahr 1897 brachte: die Ausstellungen von Dresden und München enthielten zum ersten Male eigene Schöpfungen hervorragender Künstler auf dem Gebiete der angewandten Kunst! Und seitdem ist es etwas Selbstverständliches geworden, daß von Berlepsch oder Fritz Erler, Eckmann, oder Bruno Paul, Obrist oder Endell, van de Velde oder Pankok, Riemerschmid oder Christiansen die Hand im Spiel haben, wo ein Haus neu auszustatten, ein Möbel, eine Vase, ein Bucheinband, ein buntes Fenster oder irgend welches Gerät mit künstlerischem Geschmack zu schaffen ist. Und es ist eine Lust, zu sehen, wie diese fein empfindenden Seelen den Troß der „eminent spinners" der „extensive sausage makers" und „influential shoe black dealers" dahin führen, wohin sie es für richtig halten, wie sie unser bourgeoises Parvenutum in die strenge Schule künstlerischer Geschmacksbildung nehmen. Daneben doch auch für die Oeffentlichkeit und die Welt der Gebildeten hie und da wenigstens einen Strahl ihres Geistes leuchten lassend. Es gilt diese Wendung zur Verfeinerung des Geschmacks wohl in erster Linie für die Wohnungsausstattung; aber sie ist doch auf allen Gebieten des Feinbedarfs zu spüren. Sie äußert sich in der Herstellung der Tafelgeräte, im Bucheinband, im Plakat, im weiblichen Schmuck. Die Wiedergeburt der deutschen Goldschmiedekunst reicht kaum über das letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts zurück, wenn man darunter das Sichbesinnen auf naturgemäße Stilarten verstehen will, nachdem in den Jahren von 1870 bis 1895 auch auf dem Gebiete der Goldschmiedearbeiten alle historischen Stile durchgehetzt worden waren. Für Berlin ist vor allem das Zusammenarbeiten von Hirzel und Werner epochemachend geworden. Ueberall wird der Kampf gegen Banausentum und Protzentum siegreich aufgenommen. Die Form verlangt auf der ganzen Linie die Herrschaft über den Stoff.

Wes Geistes Kind nun aber diese neubürgerliche Kunst, dieser Geschmack des zwanzigsten Jahrhunderts ist, in welcher Richtung die Entwickelung des Feinbedarfs weiter zu verlaufen verspricht: dies alles werden wir besser zu erkennen vermögen, wenn wir unseren Blick über die Grenzen des deutschen Reiches hinaus auf die anderen Länder mit kapitalistischer Kultur lenken und den mächtigen Einfluß auf die Entwickelung des modernen deutschen Geschmacks uns in Erinnerung zu bringen versuchen. Und weil einige dieser Länder unstreitig um Jahrzehnte der deutschen Kultur voraus sind, werden wir aus

Digitized by Google

ihrem Wesen auch am besten die Tendenzen der weiteren Entwickelung zu erkennen vermögen.

* * *

Das Land, in dem der moderne Kapitalismus sich zuerst zu voller Blüte entfaltet hat, ist auch das Geburtsland des modernen Kunstgeschmacks geworden: Großbritannien.

Auch dem englischen Geschmack hat der Kapitalismus zunächst eine Periode des Niedergangs, eine Prüfungszeit des Tiefstandes nicht erspart. Wenn wir die Schilderungen aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit denen aus den 1830er und 1840er Jahren vergleichen, sind wir entsetzt über die Verwüstungen, die das rohe Spekulantentum, das eine neue Technik in seinem Dienste prostituierte, angerichtet haben muß. Auch mancher nationalökonomische Fachgelehrte weiß von der Fabrik „Etruria", die Wedgwood 1766 in New-Castle upon Tyne gründete, weiß, daß sie — unter der geistigen Leitung des Bildhauers Flaxmann — ein Zentrum des Kunstgeschmacks durch die Verbreitung ihrer Steingutwaren wurde. Von der Reichhaltigkeit der Produktion Wedgwoods legt ein Katalog Zeugnis ab, der 1722 in London erschien: in ihm waren allein 20, in ihrer technischen Behandlung verschiedene Sorten von Steingut aufgeführt, deren jede wieder in vielen Einzelformen vertreten war. Und blättern wir die Vorlageblätter der Gebrüder Adams, Chippendales, Th. Sheratons u. a. durch, so sind wir erstaunt, wie außerordentlich kompliziert und mannigfaltig die Ausstattung eines Wohn- oder Schlafzimmers schon damals war und in welcher vornehmen Weise der Bedarf Befriedigung fand. Es war eben noch der reiche, oft adelige Grundrentner, dieser für die frühkapitalistische Periode so charakteristische Typus, der den Ton angab.

Und wie sah es fünfzig Jahre später in demselben Lande aus! Nicht viel anders als in einer „guten Stube" des Berlins der 1840er und 1850er Jahre. Sind es nicht liebe Erinnerungen, noch an die Einrichtungen selbst unserer Eltern und Großeltern, die die Schilderung eines englischen Schriftstellers in uns wachrufen, von den „horrors proper to the early Victorian period — the Berlin wool work and the bead mats (liebe Reisetaschen und Börsen mit den Perlenhunden!), the crochet antimacassars upon horse hair sofas (die kostbaren „Schoner" erhielten in besonderen Fällen noch einen Extrabelag, um ihrerseits gegen Benutzung geschützt zu werden!) the wax flowers under glass shades (Bergwerke in Flaschen waren auch beliebt!) the monstruosities in stamped brass and gilded stucco (daß sie 1900 schon verschwunden wären!); chairs, tables and other furniture, hideous with veneer and curly distortions, the would-be naturalistic vegetable-patterned carpets with false shadows and misplaced perspective (wie wandelte es sich so schön auf den kindskopfgroßen Rosen und den windschiefen Gartenbänken!) and all the despicable legion of mean shanes and vulgarities which have been exposed and held up to ridicule times without number. Krisen von 1836 und 1847, neues Armengesetz 1834, Charlistenbewegung, christlicher Sozialismus, Kinderschinderei, Predigten Carlyles: wie paßt alles so vortrefflich zu den Perlenhunden und den Wachsbouquets unter Glasglocken!

Die Etappen in der Renaissance des englischen Kunstgeschmacks darf ich als bekannt voraussetzen: sie sind gerade auch bei uns in letzter Zeit so viel besprochen, daß sie heute zu dem Besitzstande der allgemeinen Bildung gehören. Als das eigentliche Geburtsjahr des englischen und damit des modernen Geschmacks überhaupt möchte ich das Jahr 1849 bezeichnen: das Jahr der ersten

Digitized by Google

Ausstellung der Präraphaeliten — denn an den Rossetti, Hunt und Millais entzündete John Ruskin das Feuer seiner Begeisterung — und auch das Jahr der Uebersiedelung Sempers nach London. 1851 die Ausstellung und gleichzeitig der Beginn des Baues des South-Kensington-Museums durch Semper; 1859 die Erbauung des Red House, 1861 die Gründung der eigenen Fabrik durch William Morris, 1862 erste Ausstellung ihrer Erzeugnisse: es waren die denkwürdigen Nrn. 5783 und 6734 von denen die neue Epoche des Geschmacks datiert! Seitdem stetige Weiterbildung, neuerdings unter Walter Cranes, De Morgans sachkundiger Leitung.

Aber was uns vor allem interessiert: worin besteht die spezifisch englische Eigenart dieser Wiedergeburt des Geschmacks? Zunächst in dem Alter der angegebenen Daten: es ist der Anfang der neuen Aera. England — das ist für die Würdigung der modernen Entwickelung wichtig zu beachten — geht auch auf dem Gebiete der kunstgewerblichen Renaissance Frankreich um ein Menschenalter, Deutschland um fast zwei voraus! Es ist England, wo Semper zuerst seine Ideen verwirklicht, denn die (alte) Dresdener Hofoper (1837—40 erbaut) kann doch nicht als Ausdruck schon seiner reformerischen Ideen auf dem Gebiete des Kunstgewerbes gelten.

Das wichtigste jedoch ist, daß in England der neue Schlachtruf entsteht, unter dem allein unsere Zeit sich das Gebiet des Kunstgewerbes, wie jedes andere Gebiet künstlerischer Bethätigung erobern und zu eigen machen konnte, der Ruf: Zurück zur Natur! Noch jede Zeit, die einen neuen, ihr eigenen Stil geschaffen hat, hat es im Banne dieses Leitworts gethan. Mochten die Bahnbrecher Johann van Eyck oder Giotto, Goethe oder Hauptmann, Manet oder Rossetti heißen. Denn dieses: Zurück zur Natur! will doch nichts anderes bedeuten, als daß die Zeit erfüllet ist, die Welt mit anderen Augen zu sehen, als die vergangenen Geschlechter, daß die Dinge sich anders in den Köpfen wiederspiegeln als damals, da der alte Stil geschaffen wurde. Für die „technischen" Künste aber bedeutet jener Appell an die Natur im Grunde nichts anderes als das Postulat, Stoff und Zweck zur Richtschnur für die Gestaltung der Gebrauchsgegenstände zu nehmen. Denn das „Natürliche" im Reiche der dekorativen Kunst ist das Zweckmäßige.

Gewiß — man kann auch die Präraphaeliten und Ruskin-Morris als Vertreter einer „retrospektiven" Richtung ansprechen. Aber diese Anlehnung an Vergangenes war doch nur die äußere Form ihres Werkes, nicht sein Kern. Denn das ist eben das Charakteristische: daß sie an solche Zeiten anknüpften, die sich durch ihren „Naturalismus" vor anderen auszeichneten: die selbst deutlich die Spuren eines neuen Stiles trugen. Das gilt für das Quattrocento, das gilt aber auch auf dem Gebiete des Kunstgewerbes für Japan, das großen Einfluß gewann, wie für das 18. Jahrhundert in England, die Zeit der Chippendale und Sheraton, der Wedgwood und Adam, auf die man von neuem die Aufmerksamkeit lenkte. Was nämlich die Eigenart des englischen Kunstgewerbes schon im 18. Jahrhundert ausmachte, ist dieses: daß es ganz unwillkürlich die überkommenen historischen Stile den Anforderungen des modernen Gebrauchszwecks entsprechend ummodelte. Zwar nahm man gern die Anregungen vom Auslande — will sagen von Frankreich und Italien — entgegen, aber man durchbrach rücksichtslos die Stilgerechtigkeit — englische Nationaleigenart ist ja die Systemlosigkeit: John Stuart Mill! —, wenn sie dem Gebrauchszweck, und dieser war von jeher die „Bequemlichkeit", der Komfort, widersprach, ebenso wie man eklektisch aus irgend einem Stil herausnahm, was man für „praktisch" erachtete. Von den holländisch-französischen Möbeln, welche Wilhelm III. und seine „Queen Anne" mitbrachten, lernte man die

Digitized by Google

Polsterung, vom Rococco die schmiegsame Biegung. Aber was die Chippendale und Sheraton dem Publikum darboten, war alles andere als Rococco oder Barock; es war schon „englischer Stil".

So unzweifelhaft nun aber auch der englische Geschmack aus modernem Geiste geboren ist, so sicher empfängt er gleich in seinen Anfängen eine Richtung, die ihn von der einmal eingeschlagenen Bahn der Natürlichkeit abdrängen und zur Maniriertheit führen mußte. Ganz ähnlich wie es unter den Präraphaeliten Rossetti war, der die junge, gesunde Generation mit einem Krankheitskeim von Dekadence infizierte und Greisenhaftes mit Jugendfrische mischte, so ist es der Romantizismus der Ruskin und Morris, der ein gut Teil ihrer gesunden Strebungen zur Unfruchtbarkeit verdammte. Man kennt die Art, wie diese beiden Schöpfer des modernen Kunstgeschmacks doch gegen alles moderne Wesen als wahre Don Quixotes zu Felde gezogen sind, wie sie etwa im Stile des alten Riehl in Deutschland, Le Plays in Frankreich eine Wiedergeburt idyllisch-patriarchalischer Zustände erträumten, Auflösung der Städte, Rückkehr zur Handarbeit, also Verzicht auf alle Errungenschaften der neuzeitlichen Technik und was dergleichen Phantastereien mehr sind. Wenn England schon heute einen Teil seines Einflusses als führendes Volk auf dem Gebiete des Kunstgeschmacks eingebüßt und an ein anderes Land hat abtreten müssen, so ist das ganz gewiß nicht zum wenigsten jener romantisch-utopistischen Verranntheit seiner leitenden Persönlichkeiten zuzuschreiben. Denn man schaue das Land an, das heute mehr und mehr geschmackbestimmend in allen Fächern des Feinbedarfs wird: Nordamerika und erwäge, worin die Eigenart seines Stils, wenn wir von einem solchen überhaupt sprechen wollen, beruht, und man wird nicht mehr daran zweifeln dürfen, daß mit den Ruskin-Morris neben unendlich viel Gutem doch auch Verkehrtes, Utopisches in die englische Geschmackwelt hineingetragen ist.

* * *

Die Entfaltung einer eigenen Kunstindustrie in den Vereinigten Staaten beginnt kaum vor dem Jahre 1876, der Philadelphia-Ausstellung. Seitdem aber ist der Aufschwung ein immens rascher gewesen. Schon die Pariser Weltausstellung des Jahres 1889 zeigte Amerika auf dem Wege zu einem eigenen Geschmack weit vorgeschritten; die Ausstellung in Chicago im Jahre 1894 setzte die Welt geradezu in Erstaunen ob der Leistungen amerikanischer Firmen auf dem Gebiete der Feinbedarfsdeckung. Seitdem ist der „Amerikanismus" auf fast allen Gebieten des feinen Geschmacks geradezu Mode geworden. Die Ausstellung des Jahres 1900 erwies die komplete Ueberlegenheit Amerikas als Thatsache. Woher diese Sieghaftigkeit des amerikanischen Geschmacks? Mir ist die Antwort keinen Moment zweifelhaft. Ein Blick auf ein Erzeugniß der amerikanischen Industrie läßt uns deren Eigenart erkennen und diese Eigenart ist es, die ihr das Uebergewicht über die anderen Länder verleiht: daß nämlich jedes Stück, auch dasjenige, das dem verfeinertsten Bedarf dienen soll und dies vielleicht gerade am ehesten mit allen Mitteln der raffiniertesten, fortgeschrittensten Technik hergestellt ist. Es ist dem Amerikaner, der nicht den Ballast, einer so großen Vergangenheit zu schleppen hat wie wir Europäer, von vornherein selbstverständlich erschienen, daß sich auch und gerade der verfeinerte Geschmack die technischen Errungenschaften zu Nutze machen müsse. So ausgefallene Gedanken, wie sie sich immer wieder in die Köpfe auch der fortgeschrittensten Künstler Europas einschleichen: kleine Fensterchen zu machen,

Digitized by Google

da uns doch die Technik große Spiegelscheiben ermöglicht, Bücher mit braunem und grauem Büttenpapier und unbeholfenen, unlesbaren Lettern, die mühsam die alte Mönchsschrift nachahmen, herzustellen, (man denke z. B. an die entsetzliche Schrift des amtlichen Kataloges der Ausstellung des deutschen Reiches in Paris!) während die Papierindustrie und Letterntechnik klare, augenfällige Drucke gestattet, sich auf „Handarbeit" zu kaprizieren, wo Maschinenarbeit viel leistungsfähiger ist, kurz irgend ein altertümliches Verfahren plötzlich wieder als das allein zur „Schönheit" führende anzusehen — solche ausgefallene Gedanken erscheinen dem Amerikaner mit Recht als Kindereien. Ohne viel zu reflektieren, hat er sich einfach der Mittel bedient, die ihm die Technik seiner Zeit an die Hand gab. Statt einem in anderer Umgebung gebildeten Geschmack, die der neuen Technik entsprechende Form und Gestalt der Gegenstände entgegenzusetzen und in stetem Kampfe mit den Fortschritten der Technik sich abzumühen, hat er vielmehr der Technik nachgegeben und die Dinge entgegengenommen, wie sie aus dem gerade vollendetsten Verfahren hervorgehen mußten. Und siehe da: das Ergebnis war, daß die Erzeugnisse dieser modernsten technischen Prozesse nicht nur die bequemsten, komfortabelsten, zweckmäßigsten, sondern auch die schönsten waren: was im Grunde ja doch wohl dasselbe ist. „Weil die amerikanischen Möbel so praktisch sind, weil ihre Silberservice, ihre Eisenarbeiten ꝛc. so zweckmäßig sind, darum erscheinen sie uns schön, *darum sind sie schön*."

Geräte, Bade-, Schlaf-, Geschäfts-Räume werden nur praktisch hergestellt. „Trotzdem befriedigt die Erscheinung des Raumes . . . nicht nur die Vernunft, sondern direkt auch das Auge." Wobei man nicht nur an „Maschinentechnik" im engeren Sinne zu denken hat, sondern vor allem auch an die Errungenschaften der chemischen Industrie, wie sie in der Revolutionierung der Glasindustrie, in der vielfach neuen Verwendung der Farben, in den zahlreichen Vervielfältigungsverfahren u. dgl. zum Ausdruck kommen.

Was aber die Amerikaner befähigt, in Zukunft noch viel mehr als bisher die Führung auf allen Gebieten der Feinbedarfsdeckung zu übernehmen, ist ein doppelter Vorzug, den sie vor uns voraus haben: zunächst der größere Reichtum. Die Art, wie heute schon mit edlem Material, mit kostbarem Marmor, Halbedelsteinen, Gold und Silber, in den Vereinigten Staaten geradezu Verschwendung getrieben wird, ist imposant; die Schilderungen von der Pracht und dem Glanze der Einrichtungen, der Toiletten, der Herrichtung von Gastmälern klingen wie Erzählungen aus Tausend und Einer Nacht zu uns herüber. Berlin W. hat dagegen einen Armeleutegeruch.

Sodann aber ist die Geschmacksentwicklung in den Vereinigten Staaten von jeher eine gesichertere gewesen, dank der höheren Qualitäten seines Unternehmertums.

Es ist eine amerikanische Eigenart, die wohl auch nichts anderes, als eine höhere Form kapitalistischer Entwicklung darstellt, daß nur auf dem Gebiete der Feingewerbe einige wenige ganz große Häuser den Markt beherrschen. Dieser Monopolstellung ist es dann zu danken, daß sich die führenden Industriellen unabhängiger von der Laune des Tages machen und künstlerischen Zwecken leichter dienen können, als wo ein Konkurrent dem andern auf den Fersen sitzt und ihn durch „Originalität" zu überbieten sucht.

* * *

Digitized by Google

So ergiebt sich denn für die Gegenwart ein buntes Bild. Allerorts liegen „Richtungen" mit einander im Kampfe, verschwinden täglich alte und tauchen neue Stilweisen auf. Ueberall reget sich Bildung und Streben. Richten wir nun aber unsern Blick auf die großen Züge der Entwicklung, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß es drei Hauptströme sind, in denen der Kunstgeschmack der Gegenwart dahinfließt: der kontinental-europäische, der englische und der amerikanische.

Das kontinentale Europa repräsentiert heute mit der ganzen Schwere seiner langen und rühmlichen Vergangenheit gerade auch auf dem Gebiete des Kunstgewerbes die historische Tradition. Es fällt dem Sprößling eines alten Geschlechtes schwer, die Ruhmesthaten seiner Vorfahren zu vergessen; er wird jede seiner Handlungen mit einem Blick auf die stolze Vergangenheit seiner Familie beginnen. Schon England ist mehr Parvenu als wir Kontinentaleuropäer. Noi eravamo grandi, e loro non eran nati! Und wie wir sahen: es hat verstanden, jeden fremden Stil rasch in seine für den Gebrauchszweck am besten geeigneten Bestandteile aufzulösen. Dieser überwiegende Zweckgedanke ist es, der dem kunstgewerblichen Geschmack Englands sein eigenartiges Gepräge giebt. Will man ein Schlagwort, so kann man den Komfort im weiteren Sinne als die Beisteuer Englands zu dem Reichtum modernen Feingeschmacks ansehen. Was aber spezifisch amerikanisch ist, ist das rücksichtslose Bekenntniß zur modernen Technik. Die Herausbildung eines eigenen Geschmacks aus den Gesetzen der Technik ist das eigentliche Werk der Amerikaner und repräsentiert den dritten Strom in der kunstgewerblichen Entwicklung unserer Zeit.

Läßt sich aber über diese selbst als Ganzes und Einheit schon etwas charakteristisches aussagen? Weist sie schon Züge auf, die nur ihr eigen sind und sie von andern Zeiten unterscheiden? Ganz gewiß sind diese Fragen in bejahendem Sinne zu beantworten; und ganz besonders dann, wenn man sich die wahrscheinliche Richtung klar macht, die die Entwicklung in der Zukunft einschlagen wird. Es läßt sich schon heute mit einiger Sicherheit ein Urteil fällen über die Eigenart der Feinbedarfsgestaltung in zwanzig oder dreißig Jahren. Ich sehe das kommende Geschlecht nach langen Jahrhunderten der Entbehrung endlich wieder ein Leben führen, das von Schönheit und Wohlbehagen durchtränkt ist. Ein Geschlecht wird erstehen das aus der Fülle von Reichtum, die ihm in verschwenderischen Maße zuwächst, eine Welt des Behagens und der schönen Formen wird hervorquellen lassen. Menschen, denen Genuß, denen Lebensfreude wieder zu selbstverständlichen Begleitern auf ihrer Erden-Pilgerschaft geworden sind; Menschen mit verfeinerten Sinnen, mit einer ästhetischen Weltauffassung. Das heißt also: quantitativ wird der Feinbedarf Dimensionen annehmen, von denen wir uns heute auch nicht die leiseste Vorstellung machen können, er wird ins Unermessene anwachsen, zu Massenhaftigkeiten und Prächtigkeiten gegen die der „Luxus" des kaiserlichen Roms, der Glanz Venedigs, die Verschwendungen Versailles in Nichts zusammenschwinden werden. Das dürfen wir getrost annehmen, wenn wir das Deutschland von heute und vor fünfzig Jahren, wenn wir Europa und Amerika in der Gegenwart vergleichen.

Aber welches Gepräge wird dieses Gepränge tragen? Auch das läßt sich mit einiger Sicherheit aus dem Gange der bisherigen Entwicklung voraussagen.

In wachsendem Umfange werden die geschichtlich überkommenen Eigenarten der verschiedenen Nationen zurücktreten gegenüber dem allgemein Menschlichen, dem persönlich Individuellen, das in dem Maße gemeinsam Züge anzunehmen die Tendenz hat, als das Kommerzium unter den Menschen wächst. Ge-

Digitized by Google

wiß will heute der einzelne Künstler mehr denn je Er selbst und nur Er sein; aber ganz unwillkürlich, ebenfalls mehr denn zu irgend einer anderen Zeit, untersteht er, wie wir schon sahen, den Einflüssen der Außenwelt, die sich ihm in tausendfacher Gestalt, vor allem auch in den Schöpfungen anderer Künstler an anderen Orten des ganzen Erdballs aufdrängen. So wird immer schärfere Hervorkehrung des Höchstpersönlichen und zunehmende Vereinheitlichung des künstlerischen und kunstgewerblichen Schaffens auf der Erde Hand in Hand gehen.

Wenn aber die spezifisch national-historischen Einflüsse an Kraft verlieren, so wird der Spielraum vergrößert für die Wirksamkeit der allerorts gleichbleibenden geschmackbestimmenden Faktoren: das aber sind Zweck und Technik. Es ist gar nicht anders denkbar, als daß diese beiden Faktoren in wachsendem Umfange Inhalt und Form des kunstgewerblichen Schaffens bestimmen werden. Sodaß also dessen Eigenart im wesentlichen, soweit sich gemeinsame Grundzüge werden feststellen lassen, aus der Eigenart des Zwecks und der Eigenart der Technik sich ergeben wird.

Die Eigenart des Zwecks liegt aber begründet in der Eigenart des Bedarfs und diese wiederum findet ihre Umgrenzung in der Eigenart derjenigen, denen die Gebrauchsgegenstände dienen sollen. Wer nun aber wird das in Zukunft sein? Man hat gemeint, es sei ein Charakteristikum unserer Zeit, daß das Ideal der Kunst wieder ein dem gesamten Volke gemeinsames, daß eine neue „Volkskunst" im Werden begriffen sei. Das kann auf den ersten Blick unwahrscheinlich klingen. Es enthält aber doch, insbesondere auch für die dekorativen Künste, einen richtigen Kern. Denn ein hervorstechender Zug unserer Zeit ist, wie wir an anderer Stelle schon sahen, der rasch wachsende öffentliche Bedarf, der nun auch mit steigendem Reichtum und zunehmendem Kunstgeschmack immer mehr sich zu verfeinern und zu veredeln die Tendenz hat. Der Prachtbauten für Reichstag und Reichsgericht wurde schon Erwähnung gethan; und wie sie epochemachend auf die Entwicklung des deutschen Kunstgewerbes gewirkt haben. Und solcherart, wenn auch kleinere öffentliche Schmuck- und Zierbauten, schießen doch wie Pilze aus der Erde: an Ministerien, Postgebäuden, Bahnhöfen, Rathäusern und Ständehäusern, Theatern und Gerichtsgebäuden: welch ein Bedarf in unserer Zeit! Und welche Wandlung in der Ausstattung dieser Bauten! Hier ist der Gebrauchszweck so deutlich in der Bestimmung des betreffenden Gebäudes vorgezeichnet, daß an der stetigen Entwicklung eines modernen Typs kaum gezweifelt werden kann. Es wird zwar noch eine Weile dauern, ehe die Pschorrbräustile ausgelitten haben und die Widersinnigkeiten in der Verwendung beliebiger historischer Formen für klar vorgeschiebene Zwecke aus der Welt verschwinden werden*), aber ein Anfang ist doch auch in Deutschland schon gemacht. Und wir dürfen doch an dem bon sens unserer Künstler nicht verzweifeln, daß es ihnen gelingen werde, ebenso ihrem Zweck entsprechend unsere öffentlichen Bauten zu errichten und auszustatten, wie ihre römischen Vorgänger die Basiliken und die mittelalterlichen Baumeister die Fondacchi und Gildenhäuser unter keinem anderen Gesichtspunkt als dem des „Praktischen" und darum auch schön hinzustellen vermochten.

Aber der moderne Feinbedarf trägt den öffentlichen Charakter nicht nur dort, wo er von öffentlichen Körperschaften unterhalten wird. Was unsere Zeit schon heute von allen früheren Zeiten unterscheidet und, was die kommenden Jahrzehnte noch zu viel größerer Ausdehnung bringen werden, das

*) Wie auf so vielen Gebieten bedeutete auch auf dem der Architektur die Pariser Weltausstellung von 1900 mit ihrer gräulichen „Rue des Nations" das Ende einer alten Kulturepoche, nicht den Anfang einer neuen.

Digitized by Google

ist die aus der fortschreitenden Entwicklung der verkehrswirtschaftlichen Organisation und aus der zunehmenden Verbreitung des Kommerziums unter den Menschen folgende Steigerung dessen, was man kollektive Bedarfsbefriedigung nennen kann, ein Phänomen der Konsumentwicklung, dem wir an anderer Stelle noch genauere Aufmerksamkeit werden schenken müssen, das uns hier nur interessiert, weil es abermals eine Quelle nicht privaten Feinbedarfs ist. Ich denke an die immer kostbarere, kunstvollere und bequemere Ausstattung der Speisehäuser und Hotels, der Cafés und Bars; der Eisenbahnzüge und Dampfschiffe; der Warenhäuser, sowie aller Geschäftsräume der kapitalistischen Unternehmungen. Heute sind es Parfümerie- und Kravatten-Geschäfte, Wäscheläden, Salons für Damenschneiderei, Frisier- und Haarschneidesalons, Photographenateliers u. dgl., die kühn auf der Bahn kunstvoller Ausstattung voranschreiten. Es vollzieht sich hier eine Durchtränkung des Verkehrs- und Geschäftslebens mit Schönheit: ein sozialistisches Ideal, wenn freilich auch in anderer Weise als die alte Schule es voraussah, geht seiner Verwirklichung entgegen: der Künstler der Zukunft im Dienste „profitwütiger" Handlungshäuser — dem Volke die Kunst bringend!

Daneben wird natürlich der *private Feinbedarf* ebenfalls an Umfang und Vollkommenheit zunehmen. Technik und Demokratie werden dafür sorgen, daß immer weitere Kreise des Volkes an den Errungenschaften des Kunstgewerbes teilnehmen. Freilich bestimmend für dessen Richtung wird der Massenkonsum kaum jemals werden. Was über den Charakter des Kunstgeschmacks der Zukunft entscheiden wird, wird der Bedarf eines an Zahl rasch wachsenden reichen Großbürgertums sein. Dieser aber wird, denke ich, folgende Merkmale zur Schau tragen: Er wird sich schon durch die zunehmende Massigkeit von dem Feinbedarf früherer Zeiten unterscheiden. Waren es im 17. Jahrhundert im wesentlichen die Höfe, an denen die künstlerische Ausgestaltung des äußeren Lebens gepflegt werden konnte, so erweitert sich der Kreis, als im Laufe des 18. Jahrhunderts der Adel als Konsument hinzutritt. Und abermals größer wird der Kreis von Nachfragen nach feingewerblichen Erzeugnissen, als bei fortschreitendem Kapitalismus zunächst die oberen Schichten der Bourgeoisie auf dem Markte erscheinen und nun, in dem Maße, wie der Reichtum anschwillt, immer weitere Kreise des Bürgertums in den Stand gesetzt werden, mehr Wert auf die künstlerische Ausgestaltung ihres Milieus zu legen.

Und natürlich erfährt der Geschmack mit dieser Ausweitung seines Spielraumes qualitative Veränderungen. Anders ist der Bedarf eines modernen Bankiers, als der eines französischen Marquis im 18. Jahrhundert. Im Allgemeinen wird heute wohl mehr Wert auf die Behaglichkeit als auf die Repräsentation schlechthin gelegt. Die Wohnräume füllen sich mit tausenderlei Gebrauchs- und Schmuckgegenständen, von denen selbst die Boudoirs des Rococco noch keine Spur enthielten. Ein gemeinsamer Zug aller Bedarfsgestaltung ist die im Gefolge großstädtischer Entwickelung sich immer fühlbarer machende Verengung des Existenzspielraumes: selbst die prächtige Villa eines vielfachen Millionärs in der Stadt ist doch um vieles enger, als das Palais eines längst nicht so reichen Landedelmannes in früherer Zeit. Das großstädtische Leben bringt auch noch manche andere Umgestaltung des Bedarfs mit sich: die größere Abspannung drängt auf größeren Komfort der Gebrauchsgegenstände, auf ruhigere Farbentöne in der Umgebung hin, auf noch viel ruhigere Linien unserer Möbel und Schmuckstücke, als sie heute noch die meisten zappelig-manierirten Künstler für „schön" halten. Ferner das ganze Haus, die Festkleidung von Mann und Weib: alles wird immer mehr auf den Effekt bei Licht zugeschnitten werden. Denn

Digitized by Google

unser Leben wird immer mehr den Genuß in die Abend- und Nachtstunden verlegen, in dem Maße, wie unsere Beleuchtungstechnik immer mehr die Nacht zum Tage zu machen versteht.

Aber viel wichtiger als alle diese Einzelheiten des modernen Feingeschmacks, die sich leicht vermehren lassen, erscheint mir ein aller Bedarfsgestaltung in Zukunft unablöslich anhaftender Charakterzug: ihre Unruhe, ihre Wechselhaftigkeit, ihre Erneuerungstendenz. Dadurch wird sie sich mehr als durch alles andere von früheren Zeiten unterscheiden. Es wird sich niemals auch nur auf ein Jahrzehnt ein Stil einbürgern können, es wird immer wieder das Bestreben nach Veränderung hervortreten. Dieser Zug steht im Zusammenhang mit zwei entscheidend wichtigen Thatsachen unseres sozialen Lebens. Erstens mit der schon erwähnten raschen Zunahme der Abnehmer feingewerblicher Erzeugnisse. In vor- und noch frühkapitalistischer Zeit war das Aufsteigen zu Reichtum, das Kaufkräftigwerden an viel engere Grenzen gebunden und erfolgte in viel längeren Zwischenräumen, als heute. Wer hätte wohl noch im 18. Jahrhundert auch nur die Gegenstände regelmäßiger jährlicher kunstgewerblicher Ausstellungen kaufen sollen? Heute erscheint mit jedem jungen Jahr ein neuer Troß kauflustiger und kauffähiger Leute, für die feingewerbliche Gegenstände geliefert werden müssen. Welch ein starker Anreiz zu unausgesetzter Neuanbringung, Veränderung und Verbesserung auch bei den entwerfenden Künstlern! Aber auch diejenigen, die schon in dem Kreise der Käufer eleganter Waren gewesen sind, sehnen sich viel mehr als die Menschen der früheren Jahrhunderte nach Abwechslung. Was Gurlitt in Bezug auf die Baustile sagt, daß wir das Einerlei einer festgestellten Form nicht mehr ertragen und am Vielerlei einer formalistisch tastenden Zeit unsere Freude haben können, das gilt für die gesamte Feinbedarfsgestaltung unserer Zeit. Zunehmende Kultur bedeutet zunehmende Nervosität, und diese kann nie die Stetigkeit und Ständigkeit im Gefolge haben, wie sie den Geschmack der vergangenen Jahrhunderte mehr oder weniger charakterisierte. Ich komme auf das Phänomen der Wechselfreudigkeit zu sprechen, wo ich das Wesen der Mode abhandele, (in meinem eingangs genannten Werke).

Ist solcherart die Eigenheit des modernen Kunstgeschmacks durch die Neuheit der Zwecke bestimmt, so ist nun das zweite mächtige Bildungselement: die moderne Technik gleicherweise in Betracht zu ziehen.

Nicht etwa nur, daß die moderne Technik verwertet wird, um bestimmte Arbeitsverrichtungen besser ausführen zu können, d. h. als Hilfselement. Sondern sie wird geschmackbildend wirken. Hier werden die Wege weiter verfolgt werden, die die Amerikaner, wie wir sahen, bereits betreten haben. Wir werden lernen, das schön zu finden, was technisch vollendet ist: sei es eine neue Art der Gläserbereitung, sei es eine neue Brückenkonstruktion oder Wartehalle, sei es die Form eines Schiffes oder Wagens; die Gestalt eines Möbels, dessen Schnitt und Politur mit den Mitteln einer vollendeten Maschinentechnik hergestellt sind. Daß in dieser Richtung der einzig gangbare Weg liegt, haben auch die Verständigen unter den kunstgewerblichen und ästhetischen Fachschriftstellern längst eingesehen. Schon Semper, der doch in einer Zeit schrieb, die die Evolution des technischen Könnens erst in den Anfängen erlebte, meinte, daß wir einen Reichtum des Wissens, der nie übertroffenen Virtuosität im Technischen besitzen, die wir wahrlich nicht für halb barbarische Weisen hingeben dürfen.

Und Männer wie Bode und Lessing betonen, gerade im Hinblick auf die wunderbaren Erfolge der Amerikaner, immer wieder, daß allein aus dem Wesen der modernen Technik heraus die neuen, gesunden Formen und Regeln für den Kunstgeschmack hervorwachsen können. „In der Maschine, sagt ein anderer

Digitized by Google

hervorragender Sachverständiger, liegt der Stil der Zukunft. Denn sie wird früher oder später allen bombastischen Schwulst, an dem die Zeit noch kränkelt, aus unsern Ziermotiven entfernen, und uns zu den gediegenen Grundformen natürlicher, praktischer Eleganz zurückführen."

Und es ist wirklich reizvoll zu beobachten, wie rasch sich unser Geschmack unmerklich mit den Wandlungen der Technik selber wandelt, bis er mit einem Male das eben noch Verehrte unerträglich, das von der neuen Technik gelieferte Neue, das erst mit Reserve aufgenommen wurde, selbstverständlich schön findet. Ein sprechendes Beispiel dafür bietet die Wandlung, die unser Geschmack im Gebiet der Kunstmöbel erfahren hat. Noch vor zehn Jahren, als wir uns auf unser neu erwachtes Kunstempfinden schon viel zu gute thaten, erschienen uns der reich geschnitzte Renaissanceschrank, die Intarsiakommode des 17. Jahrhunderts noch als das Höchste an Schönheit und Vollendung. Heute haben wir uns an die glatten, der modernen Maschinentechnik angepaßten Möbelformen so sehr gewöhnt, daß wir die einer Handwerkerzeit entsprungenen Schnitz- und Einlegearbeiten kaum noch erträglich finden.

Daß alle diese Entwicklungsreihen dann endlich auch auf die wirtschaftliche Organisation des Kunstgewerbes von bestimmendem Einfluß in der Zukunft sein werden, ist selbstverständlich. Es ist reizvoll zu beobachten, wie ganz spontan in den Münchener und Dresdener Künstlerwerkstätten sich eine der modernen Technik angepaßte Organisation der dekorativen Kunst anbahnt, die vor allem die schlagende Bestätigung der Richtigkeit einer von mir immer vertretenen Auffassung enthält: daß nämlich das Handwerk für alle Zukunft als Träger des Kunstgewerbes ausscheidet. Diese Ansicht zu begründen, würde mehr Raum erheischen, als er mir hier zur Verfügung steht. Wer sich für die Frage interessiert, wird den nötigen Aufschluß in meinem bereits mehrmals erwähnten Werke finden.

Digitized by Google

Freund Hein

Eine Lebensgeschichte

von

Emil Strauß.

Zehntes Kapitel.

Die Ferien mit ihren frischen, sonnigen Frühlingstagen, mit ihrer von den Schatten der Zukunft getrübten Freiheit waren bald in Wehmut oder in Trotz verschwärmt, verträumt, vergrübelt, abgeschritten in Wald und Feld unterm Vogelsang oder im engen Zimmer mit Geigenspiel, beim Regenklatschen und Heulen und Rütteln des Windes. Manchmal überkam den jungen Menschen ein schwächender Mißmut, daß er an die Wand oder in einen Stuhl sank, lange vor sich hinstarrte und sich endlich seufzend wieder aufraffte:

„Irgendwie muß es ja ein Ende nehmen!"

Das Zusammensein mit der Familie vermied er, da es ihm schwer ward, seine Gedrücktheit zu verbergen, und ihm die krampfhafte Lustigkeit, die er in diesem Bestreben häufig erzwang, wehe that.

Die Mutter, die seine Absonderung sogleich fühlte, kam nun öfter auf sein Zimmer, indem sie ihm etwa Wäsche brachte, die sie eigens zu diesem Zweck zurückbehalten hatte, oder irgend etwas nachsah oder fragte. Sie setzte sich dann wohl ein paar Minuten in den Lehnstuhl an seinen Tisch und hörte ihm zu, indem ihre Augen seinen Bewegungen, seinem Hin- und Herschreiten folgten; er aber hütete sich dann geflissentlich, sein Spiel abzubrechen: seine Mutter an seinem Tisch, in seinem Sorgenstuhl sitzen zu sehen, rührte ihn so seltsam, daß er sich kaum enthalten konnte, in Thränen auszubrechen.

‚Diese Schule!' dachte sie. ‚Wozu muß man nur all die Dinge lernen, die einen nicht kümmern! Ich kenne doch viele gescheute und gelehrte Männer und hab noch nie einen etwas mit Mathematik anstellen sehen!' Aber es war einmal so, sie konnte es ja nicht ändern. Und lernen soll der Mensch doch etwas. Einer ihrer Brüder hatte auch schlecht gelernt, hatte nicht gewollt, man hatte ihn mit allen Mitteln zwingen müssen, und es war schließlich doch gut geworden. Wie oft hatte er später gesagt: „Ich danke Gott, daß man mich gezwungen hat!" Daß aber Heiner sich sein Mißgeschick so zu Herzen nahm, machte ihr Kummer und Sorge, das schien ihr nicht ganz richtig, das trieb sie mit dem Wunsche, zu helfen, zu ihm, und dann saß sie selber hilflos da und dachte wohl: ‚Warum werden sie auch so groß, daß man sie nicht mehr ans Herz nehmen und einwiegen kann!' War sie endlich still wieder hinausgegangen, dann stöhnte der Junge heiß auf, eine Wut gegen ihn selbst packte ihn und er kratzte darauf

Digitized by Google

los, daß das Colophonium stäubte, die Haare vom Bogen rissen und die Geige kreischend durch das Haus schrie.

Sobald die Schule begonnen, hielt er von selbst des Vaters Verbot ein, und in den ersten paar Tagen wurde es ihm nicht so schwer; ja, mit leiser Bitterkeit dachte er: ‚Es geht wahrhaftig Alles!' Am vierten Tag aber ertappte er sich plötzlich dabei, daß er, statt die Lösung einer Gleichung zu betreiben, die Buchstaben als Noten las, und ohne es bewußt zu sein, schon eine ganze Seite des Buches abgesummt hatte.

„Heiliges Gewitter!" rief er lachend, „ist das ein Stuß!" konnte sich aber doch nicht enthalten, die Seite nun noch einmal mit Bewußtsein daraufhin anzusehen, ob denn unter den langweiligen Buchstaben irgendwo eine musikalische Verbindung verborgen sei. Bald aber war es ihm nicht mehr zum Lachen über diesen Stuß, da er merkte, daß es ihm unmöglich sei, seine Gedanken an den mathematischen Wert der Buchstaben zu heften, daß ihm vielmehr die einfältigste Buchstabenfolge eine musikalische Erinnerung auslöste oder ein Motiv beschwor, das nun in ihm zu arbeiten und zu klingen begann. Er nahm das Geschichtsbuch, aber da klang es von Kriegstrompeten und Minneliedern! Jeder Versuch mißlang, und es blieb ihm nichts übrig, als sich zurückzulehnen, die Augen zuzumachen und vor sich hinzusummen, bis er es müde war.

Als es an den nächsten Tagen nicht anders werden wollte, überlegte er, den Zwang der Natur wohl begreifend, ob er nicht seinem Vater Vorstellungen machen sollte, erkannte aber alsbald, daß diese Erscheinung und ihre Unüberwindlichkeit unbeweisbar sei, daß der Vater, selbst wenn er sie im guten Glauben hinnähme, doch nur sagen würde, gerade so oder ähnlich sei es ihm seiner Zeit auch gegangen, er habe es aber bezwungen — und daß garnichts geändert würde. Er ließ es also wie es war, bestrebte sich nur, die musikalischen Anfechtungen in die Erholungszeit zu leiten, nahm, wenn er spazieren ging, irgend ein primitives Instrumentlein, eine Ocarina oder Mundharmonika mit sich und blies in einem unbelauschten Winkel des Waldes darauf los. War damit nicht ganz, so war doch ein Bißchen geholfen, und im Uebrigen schuf er sich einen Lernzwang, indem er Notwangs Hilfe oder Mitarbeit häufiger annahm, als er sonst gethan haben würde. Dieser begriff den Wert und Zweck der Musikenthaltung zwar nicht, ging aber mit einigen bedauernden Worten drüber weg, da er fühlte, wie schwer dem Freunde die Entsagung sein müßte. Daß ein Verbot des Vaters bestehe, wußte er nicht.

Eine Reihe kalter, regenstürmischer Tage machten Heiner die Erholung im Freien unmöglich. Infolge der Entbehrung unlustig und unmutig, ging er in seiner Stube hin und her, blätterte hier in einem Buch und legte es wieder weg, schaute dort ein Bild an, rückte an der Kuckucksuhr, obschon sie ganz gerade hing, reihte die Tabakspfeifen am Wandbrettchen der Länge nach, — als ob er das Inventar aufnehmen wollte, ließ er kein Ding unberührt und keine Schublade ungeöffnet: dabei kam ihm ein Schlüssel in die Hand, der an der Seitenwand des Bücherbretts im Schatten hing und auf einem Messingschildchen die Bezeichnung „Notenkammer" trug. Er betrachtete ihn erstaunt und entsann sich, daß er ihn vor Zeiten einige Male benutzt, um in den vom Großvater herrührenden Noten zu stöbern, und eben wohl nicht mehr in das Schlüsselkästchen zurückgebracht hatte. Ohne weitere Absicht, nur aus müßiger Neugier ging er nach hinten in den Seitenflügel des Dachgeschosses, das vorne seine Mansarde enthielt, und dachte: ‚Im August sind es zwei Jahre! und in der ganzen Zeit hat

Digitized by Google

kein Mensch das Kämmerlein betreten; wie seltsam! Und vor mir vielleicht auch Jahre und Jahre lang nicht; seltsam!' Und mit einem Gefühl, als werde er nun etwas Seltenes, ganz Absonderliches zu sehen bekommen, schloß er die Lattenthür, die ebenso wie der ganze Lattenverschlag innen mit Sackleinen ausgehängt war, auf und trat in das kleine noch nicht drei Meter im Geviert umfassende Kämmerlein. Es saß aber keine alte Hexe mit der Spindel drin, und die Gespenster, die in dem trüben Licht der verregneten, im Winde giegsenden Dachlucke erschienen, waren ringsherum gereihte, schwere Kisten und Körbe voll Noten, Stöße, die ordentlich auf einander und auf die Kisten gestapelt waren, nicht einmal stark mit Ruß bedeckt, und in der Mitte einen genügenden viereckigen Raum freiließen. Still, schwer, mit dem scheinbaren Ernst der Dinge, die der Ewigkeit anheimgegeben sind, wie die Särge in einer Gruft standen die Kisten da, und im Winkel des freien Platzes ein kleines Stühlchen von grünlichem, hartem Holz, wie manchmal an einem Grab ein Bänklein steht.

Dem Burschen wurde nun doch noch seltsamer zu Mut: nicht vergessen und vernachlässigt, dem Ruß, Moder und dem Geschlecht der Mäuse überlassen, sondern wohlgeordnet, über alle Thätigkeit und Beunruhigung erhaben sah es hier aus. Der Sturm fuhr heulend und keuchend über's Dach, klatschte den Regen auf die Ziegel und gegen die Dachlucke; in windstillen Augenblicken klopfte der Tropfenfall mit leisem Tönen, rann hörbar waschend hinab, von Ziegel zu Ziegel und klingend in die Dachrinne, — für diese Särge war es nicht anders, als wenn Schneelast die Dachlucke verfinsterte, oder die Sonne im blauen Himmel drüber hinzog, und die paar Jahre waren nicht mehr als ein pochender Regentropfen. Auf dem Stühlchen zwischen ihnen hockte die Welt, nach der die eingeschlossenen Geister vergebens verlangt hatten, und war ebenso still wie sie.

Heiner schloß die Thür, lehnte sich, die Arme kreuzend gegen sie und schaute noch einmal den grauen Raum an, und plötzlich sah er das heitere, freie, geistvolle Gesicht seines Großvaters, wie es drunten über dem Klavier aus dem Bild herausblickte. Es leuchtete mehr aus den Augen als Güte, es sprach mehr aus dem Kopfe, aus der Miene des bejahrten Mannes, als der Enkel sich schon klar machen konnte; aber ein Gefühl von Sicherheit, von unstörbarem Gleichgewicht wehte ihn an im Schauen des Bildes; er mußte plötzlich schwer atmen und denken: ‚Wie er wohl war in meinem Alter?!'

Doch andere Gedanken verdrängten diesen wieder: als Geiger war der Großvater in jungen Jahren durch die Welt gereist, hatte dann Jahrzehnte lang den Taktstock geschwungen, — das innigste Glück, der Schwerpunkt, *sein* Hauptwert seines Lebens, der Lichtquell, der seine leuchtenden Augen nährte, der lag vielleicht hier in den staubigen Kisten verschüttet, in Bücher und Bündel verpackt, noch so, wie die freudige Arbeitshand vor Jahrzehnten sie verschnürt hatte. Vielleicht hat nie ein Herz außer dem des Großvaters bei den hierhinein verwunschenen Klängen gepocht, vielleicht, wer weiß, sind sie garnicht so stark, daß noch ein anderes als des Erzeugers Herz von ihnen durchpocht werden kann, und doch schwebte durch sie ein starkes Leben in sicherem, heiterem Gleichgewichte! — — und doch der eigentlichste Wert, die Summe, der Rest dieses starken, harmonischen Lebens ein Haufen vielleicht totgeborener Noten! Wer weiß —!

Diese Grübeleien machten ihm Schmerzen. Er war noch zu jung, als daß er die Schönheit einer durch langes, schweres Leben sich rein und frei, stark und heiter entwickelnden Persönlichkeit genugsam gefühlt und

Digitized by Google

geschätzt, daß er eingesehen hätte, es treibe oft in der einfachen Lebensführung ein echterer, wirksamerer Kunstwert, als in den bedeutendsten Opern und Bildern, und es könnte der unbewußte, unvermerkt ansteckende Einfluß, den das alltägliche Leben seines Großvaters auf seine Umgebung hatte, zurückstrahlend diesen selbst mit einer Lebensruhe und Lebensbefriedigung erfüllt haben, mit dem sicheren Gefühl endloser Weiterwirkung der guten Kraft, wie es auch der lauteste Ruhm nicht geben kann — Heiner sah hier nur die Dokumente vergeblicher Lebensarbeit, immer neuer Enttäuschungen und mußte zweifelnd an die Arbeiten denken, die still in seiner Schublade lagen, und an alle, die im Laufe der Jahre noch hinzukommen mochten.

Er setzte sich auf das Stühlchen und schüttelte schwer den Kopf. Die Gedanken kamen und gingen, ohne daß er mit ihnen fertig geworden wäre.

Wie er aber auf dem niederen Stühlchen hin- und herrückte, um bequemer zu sitzen, fiel ihm ein, daß er selbst es damals aus einer anderen Dachkammer herbeigeholt habe, er sah sich nun nochmals genauer um und mußte über seine Annahme, es sei in diesen Jahren Niemand im Kämmerlein gewesen, selbst lachen: als ob eine Hausfrau wie seine Mutter ein paar Jahre an einer Thür vorbeiginge, ohne einmal zu öffnen! Es würde anders hier aussehen, wenn nicht ab und zu gereinigt worden wäre. Mutter hatte wohl den Schlüssel in dem Glauben, Heiner benütze ihn ab und zu, der Einfachheit wegen wieder in sein Zimmer gehängt. ‚Das ist wahrhaftig wie eine Fügung!‘ dachte er, ‚wer weiß, wann ich sonst wieder hierher geraten wäre!‘

Er öffnete einen alten, mit irgend einem abgeschabten Fell überzogenen, mit Messingnägeln beschlagenen Reisekoffer und sah nach, was er enthielt: ein Packet Operntexte mit seltsam romantischen Titeln von verschollenen Dichtern, von Schreiberhand säuberlich abgeschrieben, vom Großvater mit Bleistift durchgearbeitet, verkürzt und verändert; manchmal war eine ganze Seite Verse durchgestrichen und vom Großvater durch eigene ersetzt. Dann kamen einige schwere Bände Opernpartituren, Partitur und Stimmen einer Orchestermusik „Zu Goethes Totenfeier 1832“, ein Stoß Lieder, zum Teil vierstimmig und in altmodischen Schlüsseln geschrieben, darunter ein Heft mit der Überschrift „An Sophie“, seine Frau, und begonnen auf einer Konzertreise, die er mit seinem Orchester nach England machte; zum Teil mochte er die Texte selbst verfaßt haben, ernste, fast geistliche Lieder, auch aus ernsten Stunden der Folgezeit: bei zweien stand der Vermerk „Nach ihrer Entbindung“ und des Kindes Namen, über einem andern „Tod ihrer Mutter“; den Schluß des Heftes aber bildete der lateinische Gesang „Jesu benigne“.

Heiner zitterte, als er sich mit diesem Heft auf das Stühlchen zurücksetzte, fast war ihm, als verletze er ein Geheimnis, besonders aber regte ihn die Freude auf, seinen Großvater, dessen eigenstes Leben in ihm weiterzutreiben schien, nun Herz an Herzen kennen zu lernen. Er summte einige Lieder, die für voce und cembalo geschrieben waren, vor sich hin, — ob sie schön oder verfehlt, trivial oder neu und eigen waren, empfand er nicht; aufgeregt und begierig, wie man einen Großvater, den man zum ersten Mal sähe, würde erzählen hören, so las und summte er die Lieder durch, und wenn er mit einem fertig war, starrte er in die Ecke, und das Erlebnis, das ihm der Großvater eben vorgetragen, ward in seinem eigenen, jungklopfenden Herzen neu und warb in seiner Phantasie um neuen Ausdruck.

Digitized by Google

In der Spannung dieses Wechsels gehalten, vergaß er sich gänzlich und schrak erst empor, als ein plötzliches, grelles Licht die Kammer erhellte: der Regen hatte aufgehört, die sinkende Sonne war heiß hindurch gebrochen und strahlte blendend von einer hellen Wolke in die Dachlucke herunter.

Heiner sollte längst bei der Arbeit sein, er packte flink die Noten in den Koffer, brachte Alles in Ordnung und ging. Wohl ward es ihm noch eine Viertelstunde lang schwer, den Bann abzuschütteln; er war aber durch dies Erlebnis so erfrischt und beglückt, daß er dann Alles mit einer lange vermißten Lust angriff.

So oft schlechtes Wetter war, zog er sich nun auf die Notenkammer zurück, und es war ihm, als habe er die Welt verlassen, sobald er die spinnwebfarbig verhangene Lattenthür von innen schloß. Er las in der Menge von Opern, Oratorien, Symphonien, Quartetten, Messen, Motetten, Cantaten u. s. w., und fast noch mehr, als er las, träumte er Musik. Manchmal dachte er: ‚Warum kommt mir nun nie das Verlangen, aufzuschreiben, was mir durch den Kopf geht? Zeit dazu hätte ich ja nicht, aber ich könnte doch den Wunsch haben!‘ und das brachte ihn einmal auf die Bemerkung, welch unendliche Mittel und geschmeidige Lebensfähigkeit der Geist habe. ‚Mein Körper‘, dachte er, ‚könnte keine paar Tage von der bloßen Vorstellung der Nahrung leben; mein Geist verlangt nichts so nötlich wie Musik und doch, da er den Klang nicht haben kann, begnügt er sich mit der Vorstellung des Klanges, schult sich auf den wachen Traum ein und scheint wenig zu entbehren! wird vielleicht dadurch nur umso feiner und lebendiger! Was giebt schließlich so eine schwingende Saite?! Sie ist Surrogat wie das Wort, das nicht halb so innig ausgesprochen werden kann, wie es gefühlt ist. Was würden wir einander für Musik machen, wenn wir keine Augen und Ohren, Hände und Stimmen dazu nötig hätten!‘

Einmal wurde er mit Schrecken aus seiner Versunkenheit geweckt. Er wurde vom Vater gerufen, und wie er auffuhr und lauschte, hörte er jenen die Treppe heraufkommen, in des Sohnes Mansarde und wieder heraus- und hinabgehen. Heiner bebte am ganzen Leibe und hielt sich still, bis nichts mehr zu vernehmen war; dann packte er die Noten weg, sank aber mit der plötzlichen Frage:

„Warum hab ich nicht geantwortet?“ wieder auf das Stühlchen. Er stöhnte und empfand mit einer noch nie gefühlten Scham die Heimlichkeit seines Thuns. Dann stand er, sich gewaltsam fassend, auf und murmelte:

„Ja, so ist's nun! und nicht zu ändern! Wenn ich es sage — ich verschlimmere nur Alles. Irgend einen Ausfluß muß es haben!“

Er ging hinab und fragte nach des Vaters Begehren, der garnicht weiter forschte, wo er gewesen sei. Dies Vertrauen war eine neue Demütigung, unter der sich Heiners Herz peinvoll wand, und wäre er nicht nach einigen Worten wieder entlassen worden, hätte er noch eine Minute unter des Vaters Augen bleiben müssen, so wäre er wohl doch nicht im Stande gewesen, zu schweigen.

Einige Tage versuchte er nun, dem Kämmerlein fern zu bleiben; aber es that nicht gut, und so trieb er es wie bisher weiter.

Die Zeit verging, und mit der Sommerhitze kamen auch die Wochen, wo die Professoren nichts lieber in der Hand haben als ihre Notenbüchlein und, gleichwie die Hühner die unverdauten Körner aus dem Miste picken,

Digitized by Google

jede schlechte Antwort aufspießen; — wo es hin und wieder einmal einem Schüler so heiß wird, daß er in einer Art Sonnenstich den luftigen, mütterlichen Trockenspeicher aufsucht und zwischen den kühl und wohlig fächelnden Hemden und Sommerkleidern sein eigen irdisch Kleid an einen Balken hängt.

Heiner wußte, daß für dies Mal nichts mehr zu retten war, doch arbeitete er in der Gewohnheit der Pflichterfüllung weiter. Wenn er sich im Wald erging, wo der Vogelsang schon stiller geworden war, wo es nur hie und da aus den Nestern piepste und schrie und die Alten hastig durch die Büsche streiften, wo der durchglühte Humus und die reifenden Beeren dufteten, da vergaß er Schule und Musik und sich selbst, da kam oft eine seltsame Verhaltenheit und Stille in sein Denken und Fühlen, daß ihm nachher war, als hätte er auf dem ganzen Spaziergang geschlafen. Doch ging er nun seltener hinaus, saß lieber in der Notenkammer, mochte es da auch drückend sein wie in einem Heißluftbad. Die Musik aber ward immer mehr von Grübelei verdrängt: was mußte der Schulschluß bringen? was mußte ihm aber folgen? derselbe Kampf, dieselbe Not? — Jetzt gingen seine einstigen Klassengenossen vom Gymnasium ab, er mußte noch zwei Jahre sitzen, nein drei, denn die Oberprima würde gewiß wieder zwei Jahre kosten! Wie sollte er das ertragen?! Konnte, durfte das sein? Hatte er keinen Ausweg? — Wohl träumte er sich manchmal eine halbe Stunde lang hinaus in die Freiheit, auf's Conservatorium, zu irgend einem Lehrer, in zweckmäßige, begeisterte Arbeit! aber den Weg hinaus fand er nicht, der blieb immer ein unberechenbarer Sprung. ‚Wie war sein Vater zu überzeugen, umzustimmen?' das war und blieb die Hauptfrage; denn nur mit gütlichen Mitteln griff er sie an, Trotz gegen des Vaters Willen, Gewaltmittel waren ihm so fremd, daß er sie, wenn sie sich ihm etwa aus anderen Beispielen darboten, ohne auch nur in der Phantasie mit ihnen zu spielen, beiseite schob.

Eines Tages sah er in seinem aufgeregten Grübeln eine ganz undeutliche Möglichkeit, die er sofort versuchte. Er ging nach der Wohnung des Mathematikprofessors, die am Westend in einer sonnigen Straße lag; langsam und verweilend wegen der großen Hitze stieg er die schmale Treppe empor, die bis zum ersten Stock von Stein, dann von Holz war. An der Glasthür des zweiten Stockes fand er neben der Schelle die Karte seines Lehrers und hörte zugleich innen auf dem Gang ein Geräusch. Die Meinung, man habe ihn schon gehört und komme, ihn einzulassen, vereinigte sich mit einer leidigen Befangenheit, und er wartete einige Augenblicke; als aber Niemand erschien, riß er am Schellenzug. Ganz entfernt, durch Wände hindurch hörte er läuten und dann eine Frauenstimme rufen:

„Helmuth, mach auf! Hörst?"

Nun wurde es im Gang wieder laut, unter Gerumpel und Gepolter kamen kleine Füße näher und, nachdem die Thürfalle einige Male geschnappt hatte, aber der Hand wohl wieder entglitten war, ging die Thüre auf, prallte jedoch an dem Innenstehenden ab und wäre wieder zugeschnappt, wenn nicht Heiner rasch den Fuß in die Spalte geschoben hätte. Nun rollte und rumpelte es wieder, eine kleine Hand mit einem nur noch halbmondförmigen Stück Butterbrot griff um die Thür herum, schob sie zurück, und in dem dunklen, nur durch die Glasthür erleuchteten Gang stand ein weißköpfiges Büblein von vier oder fünf Jahren in blau gestreiftem Leinenanzug, ohne Strümpf und Schuh, im rechten, fettglänzenden Händchen sein

Digitized by Google

Butterbrot, im linken Arm ein Wachstuchsteckenpferd mit vorstehenden Glasaugen und butterbeschmierter Schnauze; am Bein aber hatte der Kleine einen Schubkarren voll Bau- und Spielklötzen festgebunden, der bei jedem Schritt rumpelte und rollte und Klötze verlor. Als Heiner „guten Tag" sagte, nahm das Knäblein rasch das Butterbrot in die linke Hand und gab ihm die rechte.

„Wie heißt Du?" fragte Heiner, indem er dem Kleinen über das weißliche Haar strich, um seine fett gewordene Hand abzuwischen.

„Friedrich Karl, Wilhelm, Otto, Helmuth, und Du?"

Heinrich kam sich diesem Heldennamenreichtum gegenüber so arm vor, daß er lächelnd sagte:

„Ich heiße nur Heinrich. Ist Dein Vater zu Hause?"

„Der Papa ist dort drin!" erwiderte der Kleine und wies auf eine Thür.

Heiner suchte in seinen Taschen, fand aber nichts, das er dem Buben hätte schenken können; so tätschelte er ihm blos die Wange und wandte sich nach der gewiesenen Richtung. Beim nächsten Schritt in dem dunklen Gang aber stolperte er über einen Bauklotz und schleuderte ausgleitend einen andern gegen jene Zimmerthür, daß sie dröhnte und drinnen die Stimme des Professors brüllte:

„Still, Helmuth! oder ich helf Dir!"

Der Schüler mußte trotz einem plötzlichen Herzklopfen lächeln, ging nun aber rasch auf die Thür zu, klopfte und trat, nachdem es in ganz anderem Tone „Herein" geheißen, in das sonnenhelle Zimmer. Vom Schreibtisch am Fenster erhob sich der Professor und blieb überrascht oder geniert stehen, sodaß er für die geblendeten Augen des Eintretenden sich von dem alten goldlichtdurchschossenen Fensterrouleaux nur als ein schwarzer Schatten abhob. Es widerstrebte dem Schüler, mit einer Entschuldigung auf die Nebengeräusche seines Erscheinens zurückzukommen, und er bat einfach um einige Minuten Gehör. Der Lehrer trat mit einer gewissen Hast von seinem Stuhle weg, bot ihn dem Schüler an und setzte sich ihm gegenüber an die andere Seite des Tisches. Als Heiner sich auf das künstlich eingedrückte, in Sternform durchlöcherte Sitzbrett des Sessels niederließ, stieg seine Hoffnung, er fing mutig an und fragte, ob er denn wieder sitzenbleiben müsse. Der Lehrer nahm das Notizbuch vom Schreibtisch, las die ausschlaggebenden Notizen ab, zog das Mittel und sagte:

„Sie sehen, daß ein „Genügend" beim besten Willen nicht möglich ist."

Das hatte Heiner gewußt. Er legte nun dar, daß er nicht ein Universitätsstudium ergreifen, sondern Musiker werden wolle, daß der Vater seine Zustimmung von der Absolvierung des Gymnasiums abhängig gemacht habe, und er selbst sich, wie wohl auch die Lehrer zugeben könnten, nach Kräften um dieses Ziel bemühe. Ein Jahr habe er schon zugesetzt, nun stehe ihm noch eins zuzusetzen bevor, in Oberprima dann vielleicht wieder eins, und er werde so im Ganzen drei Jahre seiner Lebensarbeit zu entziehen gezwungen sein, nur um in einem Fache, daß ihm doch nie lebendig werden könnte, durch beharrliches, mechanisches Lernen und Repetieren für einen Moment eine genügende Leistungshöhe zu erzielen.

Da der junge Mensch nicht fortfuhr, sondern plötzlich versonnen beiseite auf das Rouleaux starrte, das auf vergilbtem Kaliko in blauem Druck eine Rheinlandschaft mit geschlängeltem Strom, kühner Burg auf steilem Bergkegel und unverhältnismäßig großen Bäumen zeigte und gerade an den dunkelsten Stellen durch Brüche und Löchlein diamantklares Licht

Digitized by Google

hindurchblitzen ließ, — so argwöhnte der Professor, der Knabe habe aus Scham nicht den Mut, auf den Kern der Sache zu kommen, und da er sich etwas darauf zu Gute that, ein streng gerechter Richter zu sein und sich durch keine Rücksichten je das Urteil trüben zu lassen, so juckte es den guten Mann wohl, dem Schüler und sich selbst eine Probe zu geben und, indem er zuerst den dunklen Rundbart abstrich, dann über die Stirn und das schon gelichtete Haupthaar fuhr, sprach er nachsinnend:

„Ich verstehe ja gewiß — das ist ja sehr empfindlich für Sie! — Aber, Lindner, was ist da zu wollen?“ Er zuckte dabei mitleidig langsam die Achseln, sah den Schüler mit krampfhaft festem Blick grauer Augen an, als sage er: ‚Die Gedanken, die Du denkst, sind mir auch nicht einmal zu argwöhnen möglich, so rein bin ich!‘ und schlug schließlich auf das Notizbuch, das er noch in der Hand hatte, als sage er: ‚Dagegen ist nichts zu wollen!‘

Heiner war verstummt, weil er nichts weiter zu sagen hatte; denn er war nicht mit einem bestimmten Plane gekommen, sondern nur in der verzweifelten Hoffnung, hier müßte eigentlich das Verständnis zu Hause sein, hier müßte eigentlich sein Vertrauen sachkundigen Beistand finden, und so wurde er nun durch jene verlogene Gebärde des Bedauerns doppelt gereizt; ihm ging es ans Leben und Der da wollte ihm Komödie spielen! er vergaß Schüler und Lehrer, seine Augen blitzten unter der zusammengezogenen Stirn, er schüttelte die vorgestreckte Hand mit wegwerfender Gebärde und erwiderte:

„Und in diesem Buch haben Sie mehr als einen Mitschüler, der nicht ein Zehntel meines Fleißes aufbringt und nicht halb so viel weiß wie ich, genügend censiert.“

„Was!“ brüllte der Mann in jenem hohlen Tone dazwischen, den er vor Kurzem gegen seinen Buben gebraucht hatte, und stand mit teigfarbenem Gesicht auf. Auch Heiner fuhr empor und sah überrascht dem Lehrer ins zornige Auge, schaute dann überlegend, was er gesprochen, die Rouleauxlandschaft an, die goldig durchleuchteten, grünblauen Berge, die blaugelben Wellen, die silbernen Punkte und Striche der Löcher, wandte sich dann mit beschämtem Lächeln wieder zu Jenem, der auch überrascht stand und nichts sagen mochte, und sagte kopfschüttelnd:

„Sie mißtrauen mir, Herr Professor, Sie beargwöhnen mich — das ist nicht nötig. Sie meinen, ich hätte Ihnen Ungerechtigkeit vorwerfen oder zumuten wollen; das liegt mir fern. Ich meinte natürlich jene Schüler, die ein genügend wetterfestes Gewissen haben, um ihren Schwächen durch allerhand Schliche aufzuhelfen.“

„Wer zum Beispiel?“ fragte der Lehrer in einiger Verwirrung.

Heiner schüttelte lächelnd den Kopf; die Verdächtigung hatte ihn ganz ruhig und kühl gemacht, denn sie zeigte ihm, daß er fehlgegangen sei. „Ich sage ja, Sie beargwöhnen mich, und darum will ich Sie auch garnicht weiter mit meiner Angelegenheit belästigen.“

„O bitte!“ sprach der Professor etwas befangen, „ein Mißverständnis kommt ja vor — reden Sie nur!“ —

„Ich danke Ihnen. Ich will nur noch sagen, in welcher Meinung ich mich zu Ihnen wagte; ich möchte keinen falschen Eindruck hinterlassen. Ich dachte, es sei einem Lehrer, der mit einer Zahl über das Wohl und Wehe eines Schülers entscheidet, ab und zu wertvoll, über so einen Schüler und seine Sorgen mehr zu erfahren als gerade auf der Schulbank laut werden darf, weil es doch noch eine feinere Waage giebt, als so ein Notizbuch, und weil auf dieser feineren Waage der Lebenszweck

Digitized by Google

eines Menschen schwerer wiegt, als ein Quantum fragwürdiger Kenntnisse, und weil es noch andere Wege giebt —"

Ehe er weiter sprechen konnte, rief der Mathematiker mit zunehmender Stimme:

„Ich verzichte auf Ihre Belehrungen. Jetzt können Sie reden, in der Schule kriegt man nie eine Antwort von Ihnen! Lebenszweck — um den Schulzweck handelt es sich! Können oder Nichtskönnen! Eingebildetes, anmaßendes Geschwätz! In meinem Leben ist mir das noch nicht vorgekommen!" Er war bei so brüllender Stimmkraft angekommen, daß ihm die Stimme umschlug.

Heiner betrachtete die sonnige Rouleauxlandschaft, den Rhein und Drachenfels, und erst als der zornige Mann verstummt war, wandte er sich zu ihm und sagte ganz ruhig:

„Es thut mir sehr leid, daß ich Sie so aufgeregt habe, verzeihen Sie, Herr Professor! — — Man wehrt sich halt seiner Haut!" setzte er wie im Selbstgespräch und achselzuckend hinzu, verbeugte sich und ging zur Thür.

Der Professor, dem die ernste Gefaßtheit des jungen Menschen nun doch auch ein seltsam ernstes Gefühl erweckte, machte hastig ein paar Schritte auf ihn zu, streckte die Hand nach ihm und schien etwas sagen zu wollen; Heinrich aber kehrte sich nicht mehr daran und ging.

Als er auf den dunklen Gang hinaustrat, stand in der gegenüber liegenden, zu den hinteren Zimmern führenden Thür eine junge, frische Frau im gebauschten Sommerkleid mit einem runden Kind auf dem Arm, das an seinem Händchen lutschte. Die Neugierige blieb ungeniert stehen, sah den Jüngling an, und als er grüßte, lächelte sie mitschülerhaft, zog mit fragendem Blick die schwachen Brauen empor und wandte ihm mit bezeichnendem Ruck des blondumwirrten Kopfes das Ohr zu. Er mußte auch lächeln, nickte ihr grüßend wie einer alten Bekannten zu und trat näher. Er hatte nichts zu sagen; aber wie man im Winde draußen gern einmal hinter einem schützenden Baum oder Busch Halt macht, so that es ihm wohl, bei ihr zu stehen. Er fühlte garnicht, wie hübsch sie war mit ihren naiv neugierigen blauen Augen und dem schwatzlustig halb geöffneten Mund, er sah das schöne, gesunde Kind an, das ihn, ohne zu fremdeln, mit großen Augen anstarrte und langsam am Daumen lutschte.

„Was hat es wieder gegeben?" flüsterte sie eifrig, indem sie das Kind bequemer nahm.

„A!" antwortete er und sah ihr lächelnd in die jungen Augen, „— Zahlen, Zahlen! Wissen Sie, es giebt so böse Zahlen!"

Mitleidig erschreckt riß sie die Augen auf, hob dann die Hand, alle fünf Finger spreizend, und fragte, den Krauskopf aufs linke Ohr neigend:

„Hm?"

Scherzhaft mit der Hand abwehrend erwiderte er:

„O — viere genügen schon!"

„— nicht! wollen Sie sagen?!" fiel sie mit wichtigem Ernst ein.

„Stimmt!" sagte er, sie aber lachte mit innigem Vergnügen an ihrem Witz und zeigte ihre prächtigen, starken Zähne; Heiner lachte behaglich mit.

„Wie heißen Sie denn?" fragte sie.

„Raten Sie!" antwortete er gemütlich.

„Rate, rate, was ist Das,
's ist kein Fuchs und 's ist kein Has —"

leierte sie; „ja, was ist's denn dann für ein Tier? Zeigen Sie mal!" Sie

Digitized by Google

runzelte die Stirn und sah ihn kritisch an: „Ein Birkener ist's nicht, ein Büchener auch nicht, ein Forler wieder nicht! ein Pappeler — ist's beinahe! am Ende ist's gar ein Lindner!?"

„Richtig kuriert!" lachte er.

„Gelt aber!" rief sie stolz, als hätte sie etwas Schwieriges geleistet.

Er wollte ihr gerade sagen, sie sei ‚des Gescheitles Dicke,' da klangen starke, heulende Klarinettentöne aus des Professors Zimmer; überrascht schaute er um, denn er hatte garnicht mehr an diese Nähe gedacht, und doppelt überraschte ihn, daß die Frau nun fragte:

„Haben Sie ihn geärgert?"

„Wieso?"

„Ha, wenn er wild ist, bläst er immer so, je wilder, desto gefühlvoller! Hören Sie nur! — Zu Nacht zu kochen brauche ich heute schon nicht, das seh ich kommen."

Heiner horchte einen Augenblick, wie der Bläser Mendelssohns „Auf Flügeln des Gesanges" heulend und querulierend unendlich breit zog, brummte dann ungeduldig:

„Du heiliger Strohsackszipfel!" grüßte lächelnd die heitere Frau, tätschelte dem Daumenlutscher auf ihrem Arm die dicken Backen und floh, von den kläglichen Tönen verfolgt die Treppe hinab.

‚Auch ein Musikalischer!' dachte er. ‚Ein schlechter Musikant! ein saumäßig schlechter Musikant, also wär's ein ganz guter Mensch nach dem Sprichwort' und nun dachte er an seine Unterredung mit ihm und schämte sich. Es quälte ihn, daß er sich einem so grob mißverstehenden und argwöhnischen Menschen hatte anvertrauen wollen, es war ihm fast, als ziehe er da nackt über die Straße, er schüttelte sich einige Male heftig, mit dem zornigen Entschluß, diese Gedanken fortzuschleudern; als sie aber immer wiederkamen, hielt er sie fest und sagte:

„Was ist's denn? Ich habe mich geirrt, sonst wär ich nicht hingegangen! er hat sich geirrt — Strich drunter! Er schämt sich und macht darum schlechte Musik — ich schäme mich und mache keine schlechte Musik, also bin ich im Vorteil! Was will ich mehr?! — Ach ja, was will ich mehr!" Und nun dachte er heimwandelnd an seine Musik und seine Aussichten und fühlte sich plötzlich abgespannt und todmüde.

Als er dann mit dem unwillkürlichen Seufzer:

„Ach ja! ich kenne mich halt nicht mehr aus!" in seine Stube trat, fand er den Notwang dasitzen, der ihn nun fragend groß anschaute. Da berichtete er mit kurzen Worten seinen schweren, vergeblichen Gang. Notwang schüttelte den Kopf und sagte vor sich hin:

„Bist Du ein Kind! Hättest Du mir ein Wort davon gesagt, ich hätte Dir die Antwort buchstäblich prophezeit. Er wird in der Konferenz nun darlegen, daß Du von der Mathematik abgesehen, schon wegen bedauerlicher Neigung zur Unredlichkeit und wegen Mangels an moralischem Gefühl nicht für Oberprima reif seist! — Und nicht einmal herausgegeben hast Du ihm, wie er's verdient! ‚Verzeihen Sie, Herr Professor, aber da mein Vater nicht Staatsminister noch Ministerialrat ist, meine gymnasiale Carrière sich also nicht ganz von selbst nach Wunsch zu regeln prädestiniert ist, so glaubte ich, halt selbst mal ein Wörtchen dazugeben zu müssen!' Wenn Du wenigstens so geantwortet hättest! aber Du wirfst Deine besten Chancen weg."

Digitized by Google

„Warum soll ich den Mann beleidigen? Jeder hält sich an sein Gewissen!“

„Warum? — weil das Deine beste Aussicht war! weil sie Dich dann aus der Anstalt gewimmelt hätten! weil Du dann frei gewesen wärst!“

Heiner lächelte und schüttelte den Kopf.

„Ja, Du schüttelst wieder den Kopf,“ fuhr Notwang fort, „und hast leider Gottes und des Satans ganz Recht damit; denn gewimmelt werden und dergleichen stimmt allerdings nicht zu Dir; aber ich sage Dir, es ist schwer für meine schöne Seele, Dir zuzusehen. Mir ist oft, als müßte ich Dich unter die Joppe nehmen, wie einen neuen Strohhut im Regen! Wie willst Du denn mit solchen Naivitäten und Zartheiten durch's Leben kommen?! — Aber rächen werd ich mich an diesem vertrockneten Logarithmus da. Wenn ich Dem von morgen an eine Arbeit abliefere und eine einzige Frage richtig beantworte, dann hab ich noch nie Einem das Maul angehängt. Und wenn er mir dann eine schlechtere Note giebt, als an Ostern, so gehe ich zum Direx, verlange, in der Konferenz schriftlich und mündlich geprüft zu werden, und will diesen Formelritter blamieren, daß ihn noch die Erdschollen auf seinem Sarg auslachen sollen!“

„Na, mach keinen Unsinn!“ wehrte Heiner ungläubig ab, der Freund aber rieb sich die Hände und rief:

„Das wird gemacht! Das wird gemacht! Hoffentlich fällt er darauf rein!“

Elftes Kapitel.

Die übrigen Wochen vergingen langsam für Heiner, der immer dasselbe vor sich sah, ohne sich darein finden zu können, der langsam immer tiefer in stille Trostlosigkeit versank und immer weniger an einen Ausweg glaubte.

Ein paar Tage vor Schulschluß fragte ihn sein Vater nach Tisch, als sie gerade allein im Zimmer waren:

„Nun, wie steht's? wie sind die Aussichten?“

„Schlecht! ich werde halt wieder nicht promoviert,“ antwortete der Sohn und erzählte, wie er selbst den Mathematikprofessor angegangen.

Der Vater sah ihn betrübt an, schüttelte langsam den Kopf und schritt stumm hin und her. Heiner empfand das sorgenvolle Mitgefühl seines Vaters und sprach nach einer Pause, in der Hoffnung, dieser Augenblick sei für eine Lösung günstig:

„Vater, mir ist, als könnt ich auf dem Gymnasium nicht mehr viel holen, außer eben dem Abiturientenzeugnis, das ich nicht nötig habe; das aber würde gewiß noch drei Jahre kosten, eine Ewigkeit! eine Ewigkeit! Kein Mensch könnte verschwenderischer mit seinen Jahren umgehen!“

Der Vater blieb stehen und sagte kopfschüttelnd:

„Verschwendung? Verschwendung?! Lieber Sohn, der Wert der Arbeit und des Jahres liegt nicht im unmittelbaren äußeren Erfolg, sondern in dem, was durch die Arbeit und die Erfahrung an Dir, Deinem seelischen Teil und Charakter gereift und gefördert wird. Die künstlerische Reifung setzt eine menschliche Reife voraus, die aber kann Dir nicht auf dem Klavierstuhl oder am Notenpult kommen, sondern nur im Kampfe Deines Willens mit dem des Schicksals, mit der Notwendigkeit, mit der Härte des Lebens — wie Du sagen willst. Für Dich mit Deiner Neigung Dich abzuschließen,

Digitized by Google

Dich einzukapseln und nur auf das Dir Wesensverwandte einzugehen, ist vielleicht nichts besser als diese harte Zucht der Gymnasialzeit, und in diesem Betracht scheint es mir kurzsichtig, die Zahl der Jahre anschlagen zu wollen!"

So richtig diese Bemerkung sein mochte, sie war allzu sehr aus abstrakter Erfahrung gemacht, allzu sehr von außen her; und ein Kreis ist für den Außenstehenden eben kein Kreis, sondern ein Oval, und so berechnete der Vater nicht, ob sein Sohn vielleicht in einem Zustande sei, wo die laufenden Erfahrungen nichts mehr zu reifen fänden. Heiner selbst aber wußte zwar wohl, daß er noch kein fertiger, ausgereifter Mensch war und sein konnte, er fühlte sich aber nach seinen Kräften und Umständen durchaus reif und konnte des Vaters Meinung nicht annehmen; sie fiel ihm schwer auf's Herz, und erst nach einer Weile erwiderte er:

„Täglich Stunden lang Mathematik, morgens und abends Mathematik, die mir nie etwas nützen wird, die mir stets fremd bleiben und vier Wochen nach dem Abiturium in Grund und Boden hinein vergessen sein wird — ist das keine Verschwendung?! Die Musik aber, auf die ich mein ganzes Leben bauen möchte, die soll ich unterdrücken, als wenn sie etwas Schlechtes wäre!" Er schwieg unsicher, und da er, bei seiner Heimlichkeit angekommen, sich schuldig fühlte, so legte er sich das ernste Schweigen des Vaters ungünstig aus und, um die Uebermacht seiner Veranlagung zu betonen und vielleicht noch wirksam zu machen, zum Teil, um sein Gewissen zu befreien, zum Teil aber auch nur, weil er gerade so geschwächt war, daß er es nicht festhalten konnte, gestand er, wie er, um den störenden Einfluß der verhaltenen Musik zu beseitigen, gezwungen war, ihr auf den Spaziergängen und in der Dachkammer auch ohne Geige und Klavier ihr Recht zu geben, und daß er sich nur auf diese Weise für die Schularbeit einen freien Kopf habe schaffen können.

Der Vater hatte ihn ausreden lassen, blieb nun stehen, sah ihn ein paarmal kurz und scharf an und überlegend auf die Seite, und sagte dann in ungewöhnlich gedämpftem Ton:

„Und das sagst Du mir jetzt erst? Heiner, Heiner, das hätt ich nicht von Dir erwartet!"

„Verzeih mir, Vater, es ging ja nicht anders! Glaub mir doch, ich hätte meine Pflicht nicht thun können ohne diese Ableitung, es war das einzige Mittel!"

„Laß das jetzt!" sprach der Vater in demselben stillen und kühlen Tone wie vorher. „Ich muß mir erst beibringen, daß Du mich hintergangen hast! Es ist das erste Mal, soviel ich weiß. Das macht mir Mühe, Heinrich." Er sah ihn noch einmal an, als wollte er etwas sagen, dann verließ er plötzlich das Zimmer.

Heiner war zusammengezuckt unter dieser schweren, harten Auffassung, sprang nach der Thür, um dem Vater nachzueilen, öffnete sie aber nicht, blieb stehen und fragte sich selbst, was er denn sagen wollte oder könnte. Er konnte wieder und wieder um Verzeihung bitten; aber wie er seine Heimlichkeit nicht absichtlich gehalten, sondern, von den Umständen in die Enge getrieben, harmlos und unbewußt begonnen, dann von dem Tag an, wo ihn der Vater rief, halb aus Hülflosigkeit, halb aus Klugheit und nur in guter Absicht fortgesetzt, so konnte er sie auch jetzt nur von Herzen bedauern, aber nicht als eine Unredlichkeit empfinden; sie war ihm in seiner Verwirrung entrissen worden, wie den Opfern der Inquisition auf der Folter Bekenntnisse von Verbrechen erpreßt wurden, an die sie nie auch nur gedacht hatten. Was ihn nun quälte, und auch nicht mehr zu ruhigem Atem

Digitized by Google

kommen ließ, war die schmerzliche Enttäuschung seines Vaters, das Mißtrauen, das in Diesem aufgewachsen war und nun nicht nur die Zukunft durchwuchern, sondern vielleicht sogar die klare, ungetrübte Vergangenheit überspinnen würde!

Dieser Schmerz überwältigt alle Mächte der Gewohnheit, des Pflichtgefühls, des Arbeitsverlangens, Heiner that nichts, saß und ging im Zimmer umher, wehrte sich gegen seine Gedanken und erlag ihnen immer auf's Neue.

Als sein Freund kam, bat er ihn, wieder zu gehen, da er in Gedanken und keiner Gesellschaft fähig sei.

Manchmal blieb er, um sich abzulenken, vor dem Bücherbrett stehen, nahm das und jenes Buch, blätterte, suchte etwas, das ihn sonst erschüttert und über ihn emporgerissen hatte, — Alles war lahm und bedeutete nichts. Auch das neue Testament zog er heraus und fing von vorne an, die Kapitelüberschriften und da und dort eine Stelle zu lesen, ob ihm denn vielleicht hier etwas gesagt würde. Als er im Lucas zur Geschichte vom zwölfjährigen Jesus im Tempel kam und zu dem Vers: „Und sie verstanden das Wort nicht, das er mit ihnen redete," da mußte er weinen und warf sich auf's Bett. Und lange dachte er über diese Stelle nach. Dann griff er wieder zum Evangelium, blätterte und las weiter, auf dem Bett liegend. Im Anfang des Johannes stieß er auf die Hochzeit von Cana und begann, sie zu lesen; aber schon beim vierten Vers: „Jesus spricht zu ihr: Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen!" fuhr er auf, schrie in Schmerzen:

„Das ist gelogen!" und warf das Büchlein an die Wand. Und er fand keinen Trost. Nur erschien es ihm unmöglich, daß sein Vater bei der harten Meinung bleiben könnte, und er erwartete manchmal bange, daß Jener im nächsten Moment ihn rufen würde. Aber es geschah nicht.

Als er bei Tisch wieder mit dem Vater zusammen traf, war dieser unbefangen wie sonst, nur ließ er manchmal sein Auge schwer auf dem Sohne ruhen; dann erhob Heiner stets auch das seinige und bohrte es mit heißem, schmerzlich festem Blick in das des Vaters und beschwor ihn stumm: ‚Denke nicht schlecht von mir, Vater!'

So war es auch am nächsten Tage, an dem Heiner aus seiner Trostlosigkeit manchmal plötzlich auftauchte und seltsame Possen trieb: alberne Kommersbuchlieder, denen er nie die geringste Acht gegeben hatte, las er mit lauter, pathetischer Stimme; er öffnete das Thürlein zum Werk seiner Kuckucksuhr und ließ, mit Hilfe des Regulierungsdrückers am Schlagwerk, zweimal zwölf Stunden abschlagen und kuckucken; er stellte sich an sein Mansardenfenster und wenn Jemand auf dem gegenüberliegenden Fußsteig vorbeiging, machte er: „Bsst, bsst!" trat zurück und freute sich, wenn die Person stehen blieb und sich nach allen Seiten umschaute. Hinterher aber überkam ihn sein Leid nur umso zehrender.

Am späten Vormittag des dritten Tages sollte Schlußakt in der Schule sein. Heiner hatte erst spät in der Nacht Schlaf gefunden, aber umso fester und tiefer geschlafen und fand sich morgens in einer ruhigen, gegen Alles freundlichen, gelassenen Stimmung. Beim Frühstück beteiligte er sich harmlos am Gespräch und sagte einmal ganz unbefangen:

„Heute ist also Schlußakt und zwar der neunte! Heute gehen sie ab, meine früheren Kameraden, heute werden sie muli, Maulesel. Weißt Du, Stephele, warum sie nun Maulesel sind? — Weil es heißt: ‚Das Maul-

Digitized by Google

tier sucht im Nebel seinen Weg!' Heute Nacht aber wird ein Nebel um sie sein, wie im Anfang der Genesis."

Der Vater senkte stirnrunzelnd den Kopf.

Nachher ging der Bursch, um sich die Zeit bis zur Schulfeier zu vertreiben, im Garten auf und ab, sah die Blumen an und lauschte den Vögeln. Manchmal zog ihm frischleuchtend, klar und leicht wie ein Spiegelbild auf einer Bachwelle ein Tag seiner Kindheit durch das Herz, ohne daß er ihn zu halten suchte, und mit Wonne genoß er die kühle, feuchte Luft durch alle Poren.

Dann überkam ihn die Musik mit lange nicht gespürter Kraft, ohne sich zu bedenken, ging er freudig erregt hinauf und setzte sich an das Klavier. Der Vater drunten in seinem Arbeitszimmer hörte ihn mit Erstaunen und, da er noch durch Heiners Scherze am Kaffeetisch, die in solcher Stimmung neu waren und wohl aus Trotz kommen mochten, gereizt war, begab er sich hinauf in's Klavierzimmer. Heiner ließ sich nicht stören und spielte weiter; er hatte keine Noten vor sich. Der Vater blieb widerstrebend doch stehen und hörte zu. Es waren lebendige Töne aus freier Brust, ernst, klar und stark, wie der ferne Ambos von Schmiedehämmern tönt, wie Posthornklang und Pferdegewieher in den frischen Morgen hinaus.

Als er geendet, blieb er sitzen, ohne aufzuschauen. Das verdroß den Vater aufs Neue, ihm war es die Widerspenstigkeit eines Sohnes, der sich plötzlich mit plumpem Trotz der väterlichen Führung entreißen will; was er in den letzten Tagen an Heiner erlebt hatte, stimmte nicht mehr zu dem Bild, das er all die Jahre her von ihm gehabt; er sträubte sich wohl gegen das, was ihn betrübte, vermochte aber doch nicht, es auf eine lautere Quelle in dem jungen Menschen zurückzuführen. Seine ihn selbst peinigende Unsicherheit, ja fast Ratlosigkeit dieser Wandlung gegenüber wurde nun aber noch durch die offenbare Gleichgültigkeit Heiners so empört, daß er, umso schroffer in seine väterliche Respektstellung hinaufgetrieben, mit künstlicher Kälte sprach:

„Das soll wohl heißen: Ich mach mir garnichts aus all Euren Wünschen und Sorgen!"

„Nein, Vater!" erwiderte Heiner ruhig und bescheiden, „verzeih, ich mußte wieder einmal spielen! Es ist so lange her! Es kam so rasch über mich, ich konnte es nicht bezwingen."

„Zum Beweise, daß Du Dich nicht bezwingen kannst, hätte das Zeugnis, das Du mir heute heimbringen wirst, genügt!"

Heiner fühlte sich mit einem Male müde; in diesen Schulfragen hatte er ja schon so lange alle Beweis- und Ueberzeugungskraft verbraucht, er antwortete nichts.

„Du sagst ruhig: „Ich kann mich nicht bezwingen," als sei damit Alles erledigt. Wenn Dir das Bißchen Zwang für dieses Ziel zu viel ist, wie willst Du all den Selbstzwang aufbringen, der zum selbständigen, rechten Leben nötig ist!"

Heiner zuckte mit schwerem Seufzer die Achseln und sagte tonlos:

„Ich weiß nicht."

Dies ging dem Vater zu Herzen und er sprach:

„Heinrich, glaubst Du nicht, daß ich mir schwere, bittere Sorgen um Dich mache? Meinst Du, ich sei leichten Herzens hart gegen mein eigen Fleisch und Blut?! Aber was soll werden, wenn ich es nicht bin!"

„Nein, Vater, das mein ich nicht und hab' es auch nie gemeint; aber — es thut doch weh. Verzeih mir und glaube mir, daß ich Dir niemals in irgend etwas habe zu Leide leben wollen!" Er war zu ihm hingetreten,

Digitized by Google

konnte sich nun aber nicht mehr beherrschen und stürzte, nachdem er hastig des Vaters Hand ergriffen und geküßt hatte, zur Thür hinaus.

Der Vater schaute erschrocken nach der Thür, wo Heiner verschwunden war, schüttelte den Kopf und schüttelte ihn immer wieder, ging hin und her und sagte zu sich:

‚Es ist ja keine Kleinigkeit für ihn, es muß ihm ja fürchterlich sein! Und ich muß ihn sanfter anfassen, damit er zunächst einmal wieder ruhiger wird, und man vernünftig reden kann. Ich muß ihn entschieden sanfter anfassen! — — Weiß Gott, leichter, alle Prozesse der Welt zu führen, als einen jungen Menschen zu behandeln!‘

Nach einiger Zeit suchte er den Sohn, der aber war schon fortgegangen.

Heiner wollte in den Wald, sich irgendwo niederwerfen, das Gesicht in's Moos drücken und die Zeit über sich dahingehen lassen, wie man in der Wüste den Sandsturm über sich dahinfegen läßt. Als er aber vor dem Hause auf- und abschaute, und die liebe, alte Straße mit ihren lieben, alten, kleinen, behaglichen, blitzblanken Häusern halb in der Sonne, halb im Schatten daliegen, als er in einiger Entfernung einen Hausknecht in weißer, wehender Schürze und blauweiß gestreifter Jacke eifrig die ehrwürdigen Messingbeschläge, Thürgriffe und Schellenzüge blank putzen, da und dort an Parterrefenstern die Säume der schon niedergelassenen Markisen im Winde spielen sah und an die kühle Dämmerung der Zimmer dahinter dachte, da leuchtete mit einem Schlage seine freie, klare Morgenstimmung wieder in ihm auf. Er blieb noch stehen und lächelte freundlich die Straße an.

Schrägüber ging das Einfahrtsthor auf, ein Soldat führte ein schlankes, weißes Rößlein heraus, und gleich darauf kam ein kleiner, runder Infanteriehauptmann aus dem Thor, stieg auf einen, neben dem Thorpfeiler eigens hierzu angefügten, hohen und breiten steinernen Tritt und stand einen Augenblick da wie ein Heiliger auf seinem Postament; da hatte der Bursch auch schon das Tier wieder an's Haus heran geführt, der dicke Herr nahm die Zügel, that einen versuchenden Ruck, als wollte er den Schimmel umreißen, und hob sich langsam und schwer in den Sattel. Er ließ sich vom Diener noch den ledigen Steigbügel an den rechten Fuß schieben, dann richtete er sich stramm auf, streckte die Beine steif vom Pferd ab und erwiderte mit freundlicher Höflichkeit Heiners Gruß.

Heiner dachte, wie manchmal er als Schulbub von dem liebenswürdigen Herrn auf den Schimmel gehoben worden war und die halbe Straße hin oder im Hofe herum hatte reiten dürfen, besonders im Jahr nach dem Feldzug, als er eine Dragoneruniform mit richtigen, männlich gebauten Hosen mit Stegen dran vom Christkind bekommen hatte, stolz ein eisernes Kreuz und einen vergoldeten Friedenskreuzer auf der Brust trug und den Schleppsäbel rasseln ließ.

Er schritt hinter dem Davonreitenden die Straße hinab, hatte nun aber kein Verlangen mehr nach dem Wald, sondern ging in die Stadt, in die belebteren Straßen und Plätze. Da kamen Leute, bestaubt und mit halbwelken Blumen in der Hand, von frühen Spaziergängen oder vom Milchtrinken heim, Andere eilten mit dem Badezeug zur Bahn, um an den Rhein zu fahren, sonnverbrannte, bestaubte Militärkolonnen marschierten heim zur Kaserne, vor Allem aber erquickte ihn das Marktgewühl, die hellfarbig und luftig gekleideten Frauen und Mädchen, die fühlbare, allgemeine Lust an den prangenden Früchten und Blumen des Sommers. Er dachte nur an Das, was er sah.

Digitized by Google

Schließlich gesellte sich ein Schulkamerad zu ihm, und es war Zeit, in's Gymnasium zu gehen. Einmal sagte der Andere zu ihm:

„Dir wird's auch nicht ganz extra zu Mut sein! Schimpft Dein Alter arg, wenn Du wieder hocken bleibst?" und dem Heiner fiel zum ersten Male auf, daß er niemals das allgemein übliche Schuldbewußtsein des Schülers, der ein schlechtes Zeugnis heimbringt, gehabt habe, und dachte: ‚Es ist die verkehrte Welt!'

Als in der Aula Gesang, Reden und Vorträge vorüber waren, und die Execution begann, drängte sich Heiner durch die Menge hindurch, verließ den Saal und wartete auf seinem Platze im Schulzimmer das Zurückkommen der Klasse und die Verteilung der Zeugnisse ab.

Der Professor fragte sofort, wie er am Katheder stand:

„Lindner, waren Sie unwohl?"

„Nein!"

„Sie haben doch die Aula verlassen und sind nicht mehr zurückgekommen!"

„Ich mochte Das nicht mehr mit anhören."

Irgendeiner lachte kurz auf, als wollte er sagen: ‚Auch nicht übel!' Der Professor machte ein böses Gesicht und rief:

„Was?! — Ja, was fällt denn Ihnen ein! — Und Das sagen Sie mir so ganz unverfroren?!"

„Ich kann nur sagen, wie es ist!" antwortete Heiner ruhig.

„Immer schöner! Sie führen sich ja zum Schluß noch nett auf! Sie haben es mit Ihrem Zeugnis gerade noch nötig, unverschämt zu werden. Wäre nicht Schulschluß, so kämen Sie mir nicht so durch; ich mag mich aber nicht noch mit Ihnen aufhalten. Hier" — er durchsuchte die Zeugnishefte, „hier haben Sie Ihr sauberes Zeugnis, das ist schon Strafe genug! und verlassen Sie sofort das Lokal! Da!" Geringschätzig warf er ihm über die Köpfe der Anderen hinweg das Heft zu.

Heiner blickte ihn kurz und ernst an, fing das Heft nicht auf, ließ es fallen, wohin es fiel, und verließ, ohne ein Wort zu sagen, die Klasse.

„Werner!" befahl der Professor einem Schüler, „rufen sie den Lindner zurück, er soll sein Zeugnis mitnehmen!"

Werner ging, kam zurück und war verlegen.

„Nun? haben Sie ihn nicht mehr eingeholt?"

„Doch —"

„Na, und? Halten Sie uns nicht auf!"

Mit verlegenem Lächeln sprach Werner:

„Lindner sagte — — auf diesen Ton könnte er nicht eingehen, hat er gesagt und ist die Treppe hinunter."

Der Lehrer blickte grimmig über die Klasse hin: es wurde mäuschenstill, die Meisten verbissen gesenkten Kopfes ihr Behagen, einige brave Büblein schauten mit tadelloser Andacht und Ergebenheit den Herrn an, Einer aber lachte breit und zufrieden hinaus, und zwar diesmal Karl Notwang.

„Schweigen Sie!" herrschte der Professor ihn an. „Heben Sie Lindners Zeugnisheft auf und geben Sie es mir!"

Notwang rührte sich nicht.

„Nun? Hören Sie nicht? Wird's bald?"

Notwang rührte sich immer noch nicht.

„Notwang! Wollen Sie meinem Befehl Folge leisten oder nicht?"

„Nein, Herr Professor, auch ich nicht!"

Digitized by Google

Der Lehrer ward ganz weiß im Gesicht, biß die Zähne aufeinander, daß die Kinnladen aus den Backen heraustraten, und sagte in künstlich gleichgültigem Tone:

„Bei Ihnen braucht einen das ja nicht zu wundern, Sie kennt man ja. Sie werden aber auch schon noch dran denken!"

Dann wandte er sich mit mildem bedauernden Tone an einen Schüler, den er beim Vornamen zu nennen liebte, der das Heft denn auch holte und mit behutsamer Ehrerbietung dem Professor brachte, während durch einige Bänke ein böswilliges, höhnisches Brummen wanderte. Der Lehrer aber hielt es für politisch, jetzt nichts mehr zu hören, und erledigte die Entlassung mit indignierter Einsilbigkeit.

Heiner hatte gezittert, als er die Treppe hinabschritt, aber mit Bedacht seinen Schritt gemäßigt, damit man ihn etwa noch einholen könnte, und es nicht aussähe, als sei er feig davongelaufen.

‚Wozu war das jetzt noch!' dachte er dann. ‚Ich habe dem Mann doch niemals bösen Willen gezeigt oder frech geantwortet. Kann so Einer nicht auch einmal eine kleine Uebertretung nachfühlen! Muß er gleich an Unverschämtheit und Bosheit denken! — Uebrigens hätt' ich auch gleich ganz weg bleiben können! Wozu denn das noch?! Der Karle Notwang wird nun auch einmal seine Freude an mir haben, obschon ich es wahrhaftig nicht so gemeint habe wie er; übrigens weiß er das. Die Anderen freilich werden denken, da ich ja doch nichts mehr verderben kann, hätt' ich es nun auch einmal riskiert und meine Wut ausgelassen. Na — meinetwegen!'

Und damit war Heiner schon wieder ruhig, wollte nun in den Wald und den ganzen Kram vergessen. Es war aber Mittag, und da er gegen seine Gewohnheit um zehn Uhr nichts genossen hatte, so hungerte ihn; er suchte ein Hökerweib, kaufte sich Pflaumen und Birnen und bei einem Bäcker Laugenbretzeln und lenkte vor's Thor hinaus dem Walde zu. Auf dem Weg begegneten ihm kleinere und größere Schüler mit Zeugnissen in den Händen, weinende, sich streitende und schimpfende, vergnügte und solche, die vor sich hinpfiffen. ‚So müßt ich nun auch dahinwandeln!' dachte er.

Im Walde suchte er sich abseits von den Wegen einen niedrigen, etwa wagerechten Ast, auf den er sich setzte. Er aß und las dazu die Zeitung, worein die Bretzeln geschlagen waren, ein Stück einer illustrierten Sonntagsbeilage: erst eine Beschreibung des Ameisenbären, eine biographische Notiz zu einem Porträt des ermordeten Kaisers Alexander II. von Rußland, ein sentimentales Gedicht von Robert Prutz, eine Anzahl Anekdoten und Witze, und dann löste er auch noch das Bilderrätsel.

Nachdem er satt war, steckte er die übrige Bretzel und ein paar Birnen in die Tasche und zog die Mundharmonika heraus, setzte sie aber gleich wieder vom Munde, ging tiefer in den Wald hinein und wollte nach einiger Zeit gerade eine breite Waldstraße überschreiten, da hörte er eine Stimme und einen langsam heranrollenden Wagen, zuckte zurück und blieb im Gebüsche stehen: in dem Wagen saß Helene neben ihrer Tante.

Gestern war sie angekommen, hatte gleich einen Besuch in Heiners Elternhaus gemacht und ihm, der nicht zu Hause war, viele Grüße sagen lassen, und sie käme heut Nachmittag wieder.

Sie saß bequem in dem langsam durch den grünen Gewölbgang einherziehenden Wagen; sie war ganz licht gekleidet, ihr Sonnenschirmchen hatte sie hinter sich zurücksinken lassen und schaute unter einem mäßig großen Strohhut hervor versonnen ins Weite, während ihre Hände eine Rose zer-

Digitized by Google

pflückten. Keines sprach. Als hätte der Wagen nicht Lenker noch Insassen, als wären die Pferde irgendwo mit ihm weggelaufen und schlenderten mit ihm weiter, solange sie Weg fänden, so kam es verträumt heran, mit dumpfem, schleppendem Hufschlag, leisem Klirren und Klatschen des Riemenwerks, trägem Rumpeln und Kreischen der Räder. Gerade als es vor Heiner vorbei ging, sagte die Tante:

„Muß das sein, daß Du die schöne Rose zerrupfst, Mädel?"

Helene drehte erstaunt den Kopf zur Tante, sodaß Heiner gerade in ihre großen, versonnenen Augen sehen konnte, dann schaute sie die Rose in ihrer Hand an, sagte:

„Ach je! Das hab ich ja garnicht gemerkt!" warf den Rest zum Wagen hinaus und klopfte die Blätter vom Kleid. Dann zog der Wagen wieder still fort. Heiner trat etwas vor und sah den Wagen mit den zwei Sonnenschirmen, dem hellen und dem dunkeln, langsam kleiner werden und endlich verschwinden.

In starrer Bangigkeit hatte er nachgeschaut, nun drückte ihn das Herz, daß er sich ganz kraftlos fühlte. Er trat zurück, warf sich, wo er vorhin gestanden, zu Boden und preßte das Gesicht in die Hände; ein paarmal stieß er stöhnend ihren Namen hervor, dann lag er wieder still und nur sein Körper zuckte hin und wieder. Endlich erhob er sich langsam, schaute mit bleicher, finsterer Miene nochmals die Straße entlang und murmelte:

„So ist's nun — so! Du dort, ich hier! Und bist noch an mir vorüber gefahren! und Dein Herz hat Dir nicht gebebt wie eine Wünschelrute! Und nichts hat Dir zugeraunt im Näherkommen: Warm — heiß — lichterloh! und im Entfernen: Heiß — warm — lau — kalt! — Wenn Du wüßtest, daß Du an mir vorbeigefahren bist —! — A, sei froh, daß Du es nicht weißt und mich nicht mehr gesehen hast! Ich wenigstens bin froh. Leb wohl, leb wohl, Schatz!" Nun kamen ihm die Thränen, er schlug sich wieder in den Wald und lief blindlings darauf los.

„Ein armer Teufel bin ich schon!" murmelte er schluchzend. „Wie es kommt, weiß Gott! zu viel Sonne für das Pflänzlein oder zu viel Regen oder zu viel Mist! Buchenspinner, Kartoffelkäfer, Reblaus — kurz:

‚Tu ne quaesieris, scire nefas, — — — quem tibi
finem di dederint!'

sondern reiche stoisch Deinen Arm hin, laß Dir Dein rosiges Blut abzapfen und lächle auf irgend eine Art!"

Er kam an den Militärweg zum Exerzierplatz, ein Trupp Soldaten zog stäubend und singend einher:

„'s ist Alles dunkel, 's ist Alles trübe,
weil mein Schatz mir untreu ist.
Ich habs geglaubt, sie liebets mich!
aber nein, aber neine!
aber nein, aber neine!
aber nein, aber nein, sie hassets mich!

Fremde Augen scheuend, blieb Heiner im Walde stehen und hörte zu:

„Was nützets mich ein schöner Garten
wenn Andre darin spazieren gehn
und pflückens mir die Röslein ab,
daran ich meine,
daran ich meine,
daran ich meine Freude hab!"

Digitized by Google

Der Trupp war herangekommen, nebenher schritt ein junger Leutnant, den Säbel bequem unter dem Arm und schaute, mit schräg gehaltenem Kopf, lächelnd auf den Weg, ein früherer Kamerad Heiners, der von Obersekunda abgegangen war.

„Was nützets mich ein schönes Mädichen,
wenn Andre damit spazieren gehn
und küssens ihr die Schönheit ab,
daran ich meine,
daran ich meine,
daran ich meine Freude hab!"

So verklang das Lied mit den Schritten der Soldaten. Dem Heiner war es bei dem wohlgemuten, marschmäßigen Absingen der schnurrigen Melodie des traurigen Liedes wohl geworden, sodaß er schließlich lächelte.

„Das war nun nett von Dir, lieber Kamerad!" murmelte er, „ich hab Dich auch immer gern gehabt, seit Du eines von diesen frischen, appetitlichen, vergnügten jungen Leutnäntchen geworden bist!"

Mit wehmütigem Behagen das eben gehörige Lied summend, schritt er den Weg hin, bog nach einiger Zeit wieder in den Wald ab, nahm die Harmonika an den Mund und blies, im munteren Marschtempo durch's Grün streifend, die Melodie und hatte sein Vergnügen daran, wie sie auf diesen flüsternd orgelhaften Tönen nun erst recht barock klang. Das Lied wollte ihm nicht mehr aus dem Kopf gehen.

Endlich aber wurde er schläfrig, legte sich nieder und fühlte im Halbschlaf den Klang und Takt des Liedes durch den ganzen Körper, ja, sein Puls schien ihm danach zu gehen.

Darüber schlief er allmälig tief ein.

Dann träumte er wüste, wirr durcheinander treibende Träume; schließlich aber stand er aufatmend auf einem dünn bewaldeten Hügel und schaute durch eine Lichtung in das Gold der untergehenden Sonne, das durch die schwarzen Bäume eines fernen Hügels über das schattige Flußthal herüberblitzte. Und wie er so sein Auge zwang, die scharfen Strahlen auszuhalten und sich wunderte, daß er noch nicht geblendet sei, wehte durch jenen schwarzen Wald von der Sonne her, manchmal im Winde wirbelnd, ein goldig flimmerndes Kastanienblatt. Das war Helene. Es kam endlich so heftig auf ihn zu, daß er schon vorher den Drang der Luft spürte und beklommen ward, und als es bei ihm war, packte es ihn und riß ihn, ohne im Fluge anzuhalten, vom Boden weg und durch die Bäume, die schattengleich vorbeistoben, mit fort in's Freie, eisern ihn umschließend. Erst fürchtete er, sie möchte ihn fallen lassen und suchte sich an sie anzuklammern, da war nichts, wo er sich hätte festhalten können. Bald aber fühlte er sich selbst leicht und sicher in der Luft, spürte den Griff nicht mehr und fing an, mit ihr zu plaudern. Sie antwortete singend in einer ihm ganz unbekannten Sprache, die er gleichwohl verstand, und sagte einmal:

„So können wir fliegen, soweit wir wollen, an's Ende kommen wir doch. Warum hast Du mir nicht gesagt, daß Du mich magst? Nun hab ich mich so gehärmt! ich bin doch ein Mädchen."

Bald darauf aber ließ sie ihn gleiten und schien schneller in den blauen Himmel empor zu fliegen, einer großen, weißen Wolke entgegen, auf der sich goldene Pinien langsam in der Himmelsbläue wiegten. Das sah er noch mit einem letzten, schmerzvollen Blick, dann sank er, trostlos

Digitized by Google

und müde geweint wie ein Kind, in die Tiefe. Er hatte kein Gewand mehr an und fühlte die Luft kühl, körperlich und feucht wie Wasser, seinen Leib umspülen, wunderte sich über das Wellenspiel und -glänzen und, wie er doch nicht naß würde. Er sank und kam hinab auf einen runden Rasenplatz, dessen weiches Grün von wilden Astern, Zeitlosen und Margeriten durchwirkt und rings von einer dreifachen Birkenreihe umgeben war. Die Birken waren hoch und schlank und das herbstliche Laub der schmalen Kronen hing wie goldene Girlanden um die silbernen Säulen der Stämme herab; wie eine Kuppel von blaßblau durchsichtigem Edelstein wölbte sich der Himmel darüber, und die Sonne glänzte als Schlußstein von der Mitte des Gewölbes herab. Hier landete er und sah sich selbst drüben am Rande des Platzes stehen in einem leuchtenden Mantel von blauer, gewässerter Seide, mit einem Thyrsos den Takt schlagen und zugleich ohne Instrument, ohne den Mund aufzuthun, die Musik ausströmen, nach der auf dem Rasen Mädchen in weißen und Jünglinge in rubinroten Gewändern den Reigen tanzten. Manchmal wirbelte ein Wölklein goldener Birkenblätter um den Musikanten herab, daß er wie von Leuchtkäfern umschwärmt war. So stand sein Ebenbild drüben; hüben aber reihte er sich in das junge Volk ein, tanzte in kindlicher Wonne mit und hielt zugleich Jenen drüben im Auge, ob es nicht Täuschung sei. Als er nun so nahe drüben vorbeitanzte, daß er Jenen mit ausgestrecktem Arme hätte berühren können, ward ihm angst; denn Der sah ihn so fremd und gelassen an wie jeden Anderen auch war die Musik, die von ihm ausging, so sonderbar und mit keiner Stimme und mit keinem Instrumte zu vergleichen. Seine Erregung aber schwand im Entfernen und als er wieder am entgegengesetzten Ende war, dachte er: ‚Wie kann ich dort stehen und hier tanzen? träum ich denn? Ich muß doch einmal noch näher hintanzen.' Im Näherkommen aber fiel ihn wieder das Bangen an, er hielt sich zurück und fragte das schwarzlockige Mädchen an seiner Hand:

„Sag, wer ist's, der dort steht und Musik macht?"

Sie blickte ihn groß und auffordernd an, als wollte sie sagen: ‚Kennst Du mich denn nicht?!' lächelte mit ihren Grübchenwangen und rief:

„Ei, wer denn! — ich doch!"

Er hatte sie angeschaut, wie er sich nun aber wieder nach dem Ebenbild umschaute, da fühlte er auf einmal sich selbst dort stehen, mit dem Thyrsos klingend den Takt schlagen und sich im Odem der ausströmenden Musik wonnig erheben, und dachte, den Reigen überschauend: ‚Wo bin ich nun? da ist Keiner, der mir gleicht, ich habe vorhin doch geträumt! Aber schau, wie schön sie schweben, ohne Härte und Schwere nach meinem Liede und wie Keiner sein eigen ist! Die Bäume sogar durchbebt es, und Alles ist dasselbe!'

Indem er so dachte, schwoll die Wonne in seinem Herzen, und das Lied brauste mächtig wie der Sturm aus ihm und trieb ihn selbst in die Höhe; im Niederschauen sah er die smaragdgrüne Wiese im goldenen Birkenkranz, überschwärmt von den roten und weißen Gestalten, kleiner werden, dann war wieder nichts weiter um ihn, als die weichen, kühlen, wasserähnlichen Luftwellen, die den Klang seines Leibes nach allen Seiten forttrugen, ihn selbst aber damit einlullten, sodaß er entschlief.

Als er wieder erwachte, sah er ein Eiland mit breitem, gelbem Strand und silbergrüner Höhe sich aus den blauen Fluten heben, und hörte eine Frauenstimme ein eintönig klagendes Lied über's Wasser herausingen, sodaß nicht nur die Wellen, sondern auch allerhand Fische, Vögel und fabelhafte

Digitized by Google

Seetiere auf das Ufer zujagten, er selbst mitten darin. Wie ein Seelöwe mit halbem Leibe auf den Strand fahrend, schaute er auf: da ruhte ein paar Schritte weiter oben im Sande, auf einem Mantel von stumpfem Grün, der am Rande mit goldenen Streifen durchwirkt war, auf den linken Ellenbogen aufgestützt, Ariadne; um die Hüften hatte sie in dünnen Falten einen schwarzseidenen Schleier geschlungen, der ihr bis zu den elfenbeinfarbigen Knöcheln floß. Ein langhaariges, weißes Kätzlein trippelte, schweifschlagend und sich reibend, um ihren aufgestützten Arm und schlenkerte ab und zu ein Bein, als sei es in's Wasser getreten. Ariadne aber sang, in die Ferne blickend, und einförmig wie ihr Lied stieg und sank ihre Brust.

Er erhob sich aus dem Wasser, trat zu ihr und sagte:

„Helene!" denn sie schien es ihm aus der Ferne zu sein; nun aber in der Nähe und, als sie ihn anblickte, schien sie es nicht: dunkelbraun wellte sich ihr das Haar um die schmalen, blassen Wangen und über die schlankschönen Schultern hinab, schwarzblau glänzte ihr großes, trauriges Auge, und ihre Haut hatte den weichen, gelblich grauen Schimmer des weißen Sammets. Sie hörte auf zu singen, ihr trauriges Auge leuchtete in seinem Anblick still auf, sie streckte ihm langsam die Hand hin, sagte:

„Kommst Du? Komm!" und zog ihn zu sich. Ihre Hand war weich und kühl wie die Flut, aus der er kam, und ängstlich verwirrt kniete er vor ihr nieder, die ihm nun doch Helene zu sein schien. Sie strich ihm mit der Hand über's Haar und die Wange, daß es kühl durch seinen Leib schauerte, versuchte zu lächeln und sagte mit klangloser, schmeichelnder Stimme:

„Kommst Du endlich! Ich wußte ja, daß Du mich liebst und kommen würdest auf meinen Ruf, aber es hat mich getötet. Du bist so blaß, es hat auch Dir das Herz verzehrt."

Da wurde ihm unendlich weh, er schluchzte auf und dachte: ‚Was hab ich gethan! was hab ich gethan!'

Sie aber setzte sich aufrecht, brach mit der Linken einen Finger von der Rechten, schob ihn ihm in den Mund und lächelte glücklich. Da aß er ihn und wurde hungrig und sah nach ihrer Hand, aus der kein Blut floß; Finger um Finger brach sie von der Hand und Stück um Stück vom Arm bis zur Schulter, er aß willenlos und bang und ihr Gesicht leuchtete immer mehr auf. Sie sprach mit dankbarem Lächeln:

„Nun hab ich noch mein Herz, das mußt Du Dir selber herausbrechen, nimm, es ist ja Dein!"

Er schüttelte den Kopf, brach weinend zusammen, drückte das Gesicht auf ihre Kniee und blieb liegen.

Das Meer brauste laut auf, der Wind rauschte in der Seide ihres Schleiers, ihre Hand spielte in seinen Locken und mit wohllautender Stimme sang sie ein inniges Lied, das ihm wohlbekannt schien, aber es hatte keine Worte und er besann sich vergebens darauf. Dann fühlte er ihre beiden Hände kühl an seinen Wangen, sie wandte sein Gesicht zu sich empor, er erstaunte nicht darüber, daß sie wieder beide Arme hatte, ihre Augen senkten sich tief in einander und er dachte: ‚Wer bist Du? wer bist Du nur?' Da lächelte sie geheimnisvoll und verheißungsvoll, beugte sich herab und küßte ihn weich auf die Stirn. Der Kuß war kalt wie Marmor und rieselte ihm durch den ganzen Leib, und in seligem Wohlbehagen fühlte er sein Bewußtsein schwinden.

Er fuhr erwachend auf, starrte nachsinnend vor sich hin und spürte wieder den kühlen Fleck auf der Stirn; er streifte mit dem Finger darüber

Digitized by Google

hin und wischte einen großen Tropfen Wassers ab. Er sah empor und sah über der Lücke des Buchengrüns eine zerflossene, weiße Wolke, hielt die Hand hinaus, bekam aber keinen Tropfen mehr.

„Also der einzige Tropfen vielleicht, den die Wolke fallen läßt, muß durch diese grüne Kluft herunter auf meine Stirn fallen und mich wecken!“ sagte er und setzte nach einer Pause hinzu: „Und wenn mich meine Wolke fallen läßt, wen mag ich wohl treffen?“ Dann dachte er lange seinen Träumen nach und sagte endlich „Schlafen! — vielleicht auch träumen! Gewiß, vielleicht aber auch erst recht wachen, ‚wenn unser sterblich Teil wir abgeschüttelt‘!“

Er stand auf, schaute sich um und konnte sich nicht erinnern, von welcher Seite er gekommen sei, da der Boden flach und gleichmäßig von Buchenstangen bestanden war; er mußte sich nach der Sonne orientieren, seine Uhr zeigte etwas mehr als drei Uhr. Nun nahm er sich vor, in bestimmter Richtung darauflos zu wandern, bis er aus dem Wald käme oder durch irgendetwas abgelenkt würde, einen tüchtigen, ermüdenden Marsch, wie er schon lange keinen mehr gemacht.

Im Gehen aber dachte er wieder an seinen Traum und sann der seltsamen Musik nach. Die menschliche Stimme hat am wenigsten stofflichen und nachahmbaren Klang, doch jene Töne waren noch anders; die Stimmen der Vögel kann man noch mit Instrumenten vergleichen, jene Musik aber nicht! Er vertiefte sich so in die Erinnerung, daß ihm einzelne Wendungen wiederkamen, setzte sich kaum bewußt an einem Baume nieder und bemühte sich, auf der Ocarina, immer wiederholend die Traummusik zusammenzubringen: oft fehlten ihm mitten drin nur wenige Takte; versuchte er aber, sie phantasierend zu ersetzen, so kam ihm dies so kläglich und banal vor, daß er ärgerlich den Kopf schüttelte und durch immer neues Wiederholen die Erinnerung doch noch hervorzulocken suchte.

„Da sieht man's wieder,“ sagte er, „wie die geistige Anlage und Kraft durch das Bewußtsein unseres sterblichen Teiles verkümmert wird; das ist einfach empörend!“ Er ließ aber nicht nach.

Durch Geräusch und Geflüster wurde er gestört und sah in geringer Entfernung Kinder stehen und nach ihm hersehen. Er rief sie herbei, ein braunes, geschmeidiges Mägdlein von dreizehn, vierzehn Jahren, einen derben Buben von etwa zehn und eine Kleine von sechs bis sieben Jahren mit Körben und irdenen Töpfen. Zögernd und sich nach einander umschauend, kamen sie heran. Er fragte sie nach allem Möglichen. Sie waren Arbeitskinder, dem Vater hatte die Fräse die halbe Handbreite durchgeschnitten, die Hand hatte ihm abgenommen werden müssen und wollte garnicht verheilen, es währte schon lange; die Mutter ging seitdem auf Arbeit, obgleich sie noch einen Säugling hatte, und die Kinder mußten nun auf irgend eine Weise auch einen Kreuzer verdienen; die Aelteste kochte und besorgte das Kleinste, jetzt hatte sie es der Nachbarin gegeben, um auch Beeren zu suchen. Auf seine Frage, ob sie auch tüchtig Beeren gegessen hätten, sagten sie: nein, nur ganz überreife oder gedrückte. Er kaufte ihnen zwei Töpfe voll ab und bestimmte, daß die zwei kleineren Geschwister den einen, das Mägdlein mit ihm den anderen äße. Das Kleinste griff sofort zu, die beiden größeren sahen zögernd die Beeren an, das Mädchen sagte, sie habe keinen Hunger, er, lieber wolle er seinen Teil verkaufen, zog dabei die Kleinste an der Schulter zurück und raunte:

„Du! nit!“

Digitized by Google

„Gut!“ erwiderte Heiner, „ich schenke Euch also die beiden Töpfe voll. Jetzt will ich sie aber noch einmal kaufen!“ und gab ihnen zum zweiten Mal den Preis. Der Knabe nahm freudig das Geld, während die ältere Schwester abwehrte und meinte, das sei nichts; sie mußte sich aber darein finden. Nun ergriff Heiner die Töpfe, setzte sich mit ihnen unter einen andern Baum, rief die Kinder, ließ sie die Hände hinhalten, schüttelte jedem ein Häuflein Beeren hinein und sagte:

„Jetzt hab ich Euch von der Gasse in meinen Garten gerufen und geb Euch Beeren zu essen, jedem ein Tellerlein voll. Esset! will sehen, wer am ersten fertig ist!“

Die zwei Kleinen stopften hinein, was in den Mund ging und ließen in der Hast manche daneben rollen; die Aeltere aber pickte mit zwei Fingern Beere für Beere auf und meinte, so schmecke es besser. Er selbst aß auch mit. Dies Spiel wiederholte er, bis die Töpfe leer waren; dann ging er mit ihnen einen Beerenplatz suchen und half ihnen, die geleerten Töpfe wieder füllen.

Dem Mägdlein that vom Suchen das Kreuz weh, es reckte sich häufig mit schmerzlicher Gebärde, da hieß Heiner sie ein Wenig sitzen, verteilte ihnen die drei übrigen Birnen, brach die Bretzel in vier Teile, deren er selbst einen aß, und sie saßen eine kleine Weile essend und plaudernd. Als aber die beiden Kleineren anfingen, sich mit den Birnenstielen, die sie immer wieder haschten, zu bewerfen, rief Heiner, nun habe er ihnen geholfen, sie sollten ihm dafür auch einen Gefallen thun und ihm ein Lied singen. Da sie ja schon lange genug mit ihm zusammen waren, drehten und zierten sie sich nicht mehr viel: die Kleinste sang, indem sie oft falsche Worte sagte und manchmal überhaupt aussetzte, der Bub schrie mit dröhnender, unwiderstehlicher Schulbubenstimme, die Schwester sang mit weichem kleinem Ton und überwand die Scheu nicht ganz, obschon Heiner etwas abseits saß und auf der Ocarina begleitete. So wurde das Lied vom armen Häslein:

„Gestern Abend ging ich aus,
Ging wohl in den Wald hinaus —“

ganz abgesungen. Auch ein paar Reigenlieder mußten sie zum Besten geben, und es ward dem jungen Menschen seltsam wohl zu Mut, wie er die drei Kinder dort den kleinen Ringelreihen schreiten sah, singen hörte und dazu blies; es schien ihm auch nicht rechte Wirklichkeit zu sein. Nun war nichts Erregtes mehr in ihm, Erinnerungen aus seiner Kinder- und Spielzeit kamen und gingen, schön und glücklich, ohne Wehmut zu hinterlassen, wie man schöne Bilder ansieht und weiter geht: man kann sie ja jeder Zeit wiedersehen, und wäre es nur im Geiste.

Dann verteilte er den Kindern noch den Inhalt seiner Börse und schickte sie heim. Sitzen bleibend sah er ihnen nach, wie sie sich zusammendrängend und einander ihre Schätze weisend, abzogen; noch einmal blieb das Kleinste stehen und winkte ihm, dann auch die beiden Andern und riefen:

„Danke schön!“

Dann verschwanden sie und er hörte nur noch ein Weilchen ihre Stimmen. Darauf wurde es ganz still im Walde.

Er blieb sitzen und horchte, die Stille nahm ihn ein, er vergaß Alles und wartete, schwer und langsam atmend. Endlich sagte er mit schwankender Stimme:

Digitized by Google

„Jetzt könnt' es eigentlich genug sein!" Der seltsame Hall seiner Stimme that ihm weh, er ward unsicher und fühlte plötzlich einen unbestimmten Mangel. Er stand auf:

„Nein! gehen wir noch ein Stücklein!" und merkte im Schreiten, daß er zitterte. Eine schmerzliche Bangigkeit faßte ihn und Sehnsucht nach einem Menschenherzen, nach Ruhe; dabei wurden seine Gedanken immer unruhiger und fuhren hastig hin und her: seine Dachkammer, Vaters Härte und Mißtrauen, Notwang, Helene, sein Traum, der Kaffeetisch im Garten, an dem sie zu Hause, auch Helene, jetzt sitzen mochten, die Mathematik, seine Mutter, das liebe Mutterherz, der Wald, der Wald, die Stille, die irgend etwas mit ihm vorhatte —!

Er kam in eiligen Lauf und schlug die Richtung nach dem Wildpark ein. Nicht so viel Bäume! große, lichtstehende Eichen, Hirsche, Rehe, der weiße Hirsch! Ob Karl Notwang wohl schon heimgefahren war? Mußte nicht hier in der Nähe seine Schmiede sein? Er hatte ihm ja den Platz einmal genau beschrieben! Vielleicht war Notwang dort!

Und anstatt vollends zum Parke zu gehen, suchte er nun, Notwangs einstigen Beschreibungen folgend, ein großes Stück Waldes ab, indem er Richtungspunkte festhielt, und in parallelen Zügen hin und her ging. Das war ein schweres Stück Arbeit! Und er vergaß Alles darüber. Manchmal täuschte er sich, wenn er schwachgetretenen Pfädchen folgte, und hatte Mühe, sich wieder zurecht zu finden.

Endlich sah er eine Hand voll Mandelschalen am Boden liegen und war nun sicher, in der Nähe zu sein; denn Notwang hatte hin und wieder plötzliche Gier auf Mandeln und Nüsse, und aß dann den ganzen Tag nichts als sie und etwas Brot. Es dauerte nicht mehr lange, und er stand vor einer gleich am Boden sich teilenden, dreifachen Tanne, mit tief herablangenden Aesten, rings von Laubholz umgeben. Im Dreieck und so von einander entfernt stiegen die Stämme empor, daß durch einen, zwischen ihrer zwei hineingeklemmten Prügel ein leidlicher Sitz mit Rücklehne herzurichten war. Rings herum war der Boden vertreten und bedeckt mit Nuß-, Mandel- und Birnenschalen, Kirschen- und Pflaumensteinen, Cigarettenstumpen, ganz klein zerrissenem Papier, welken Rosen und sonstigen Zeichen eines sonderbaren Biwaks, was Alles Heiner mit lächelnder Neugier musterte. Als er den im Gebüsch versteckten Prügel gefunden, den Sitz hergestellt und versucht hatte, schaute er über sich zwischen den drei Stämmen empor und entdeckte in einiger Höhe einen eingeschlagenen Pflock, der zur Erleichterung des Aufstiegs diente.

Er kletterte sofort empor und kam zu einem guten Aste, von dem die Zweige und Unebenheiten abgeschnitten waren, offenbar der Dachkammer des Dichters. Der Platz war gerade so hoch, daß des Sitzenden Auge auf der einen Seite über die Wipfelwellen des gleichmäßigen, nur selten von einem anderen Baum überragten Buchenwaldes hinstreifen konnte. Schön war es, durch die dunklen Tannenäste über das grüne Meer hinzuschauen, das doch den Blick begrenzte, und in den blauen Himmel mit seinen Sommerwölklein!

Als sich Heiner dann in der nächsten Nähe umsah, entdeckte er am Nachbarstamm im Winkel unter einem starken Ast in zwei Drahtschlingen ein zusammengerolltes Büchlein, das aber trotz dieser geschützten Lage die gelben Spuren und Runzeln mancher Durchnäßtheit trug: Hölderlins Gedichte. Er schlug auf, hatte aber keinen Sinn zum Lesen, doch fand er noch eine

Digitized by Google

unbenutzte Postkarte darin, auf die Notwang einen Gedichtanfang gekritzelt hatte:

Noli me tangere!

Das Reinste bin ich auf der schönen Erde
und Gottes Hauch geht ungetrübt durch mich
und weht Dir zu aus jeglicher Geberde;
darum: rührst Du mich an, befleckst Du Dich!

Eine weitere halbe Strophe war so dicht überkritzelt, daß kein Buchstabe mehr zu erkennen war. Heiner las die Verse ein paarmal, blätterte dann wieder im Hölderlin und murmelte:

„Was ich von ihm kenne, ist allerdings so!"

Notwang hatte aber bei den Versen nicht Hölderlin im Sinne gehabt. Heiner blieb sitzen, dachte an seinen kräftigen, wehrhaft frechen, unverwundbaren Freund und dessen Schwärmerei für den armen, in seiner Blüte zerstörten Hölderlin, und erquickte sich an dem Gedanken, daß so das Verschiedenste durch- und ineinander lebt und wirkt, dadurch doch über die grausamen Kräfte triumphiert und alles Zeitliche zunichte macht.

Die Sonne stand schon niedrig und spielte ein warm rieselndes Goldlicht über die ihr zugekehrten Wölbungen der Wipfelwogen, während die abgekehrten, aus einem rauchähnlich sie überstreichenden Sonnenlichtdunst in stillen, grünen Schatten absanken; so spielte es herrlich über das weite, grüne Meer, nur da und dort glühte das rote Geäst einer überragenden Forle aus ihrem dunklen Nadelwerk auf.

Heiner dachte: ‚Wie ist die Erde so schön!' und fühlte plötzlich nach dem Elternhaus und allen Lieben ein zehrendes Heimweh, dem er nicht widerstehen konnte; er steckte das Büchlein in seine Tasche, stieg hinab und machte sich eilig auf den Heimweg. Innige Freude und Erwartung pochten in ihm, Bäume und Straße und Sonnenglanz und die Wolken am Himmel waren so schön, als hätte er sie noch nie gesehen, und sein Fuß flog so leicht über den Boden der Stadt zu.

Als er aber an die ersten Häuser kam, die Straße zum Gymnasium hin, das Eckhaus seiner heimischen Straße und die Leute sah, mußte er stehen bleiben: Alles, was von ihm gewichen war, sank mit plötzlicher Wucht auf ihn, daß er kaum atmen konnte und, der sich den langen Nachmittag so schuldlos und frei gefühlt, sich so leicht und spielend bewegt, das Verschiedenartigste klar und heiter empfunden und in sich lebendig gemacht, dem die Ueberwindung und ihr Geistesfrieden seit Langem einmal wieder sein eigentliches Leben hatte aufblühen lassen, der sah sich hier nun wieder als gequältes Schülerlein durch die öden Gassen schleichen, gedrückt, ausgehungert, um sein gottgegebenes Teil betrogen, sah sich in trübes, zweideutiges Verhalten, in elende Heimlichkeit, der er ja nicht gewachsen war, hineingedrängt, fühlte sich mißkannt, beargwöhnt, mißachtet von seinem eigenen Vater und schwach, so schwach gegen all dies. — Ein Schrecken und Abscheu schüttelte ihn, er riß sich gewaltsam herum, stammelte:

„Um Gotteswillen nicht!" und lief wieder zur Stadt hinaus.

Unter den Bäumen aufatmend, hielt er in einem plötzlichen Einfall an, nahm die Postkarte mit dem Vers aus dem Büchlein, adressierte, schrieb unter die Strophe:

Digitized by Google

Leb wohl, mein lieber Freund! und vergiß nicht, daß auch wir dem Asklepios einen Hahn schulden!

Versschmiede, ... Heiner.

Bedachtsam ausschauend, ob er auch keinen von den Seinigen begegne, ging er zum nächsten Briefkasten und kehrte dann hastig in den Wald zurück.

„Gott sei Dank!“ sagte er, „was hätte ich beinahe gethan im Taumel! Nun — ich wär ja morgen schon wieder zu mir gekommen!

„Aber so ist's besser! Ja, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach — und intriguiert in der liebenswürdigsten Maske gegen ihn.“

Er lief lange umher und beruhigte sich, während es langsam dunkel ward.

Einmal kam ihn der Jammer um die Eltern hart an. Die arme Mutter! Aber was half da! Würde es natürlicher sein, wenn ihn ein Ziegel erschlüge oder der Typhus wegraffte? Ist Gottes Wille im Ziegel und im Typhus — warum nicht auch in mir?! Wäre es für sie nicht zehnmal schlimmer, ansehen zu müssen, wie mir nach und nach alle Räder über den lebendigen Leib gehen?! Vielleicht träumt sie heute Nacht, wie wohl mir ist!

Der Wald war still und dunkel, der Mond schien nicht; wenn Heiner im Gehen aufsah, so trieben die Sterne wie Feuerfunken über den Lücken des Waldes dahin. Manchmal raschelte es auf dem Boden oder im Gezweig, manchmal tönte ein verlorenes Zwitschern, ein kurzes Singen oder ein seufzerähnliches Piepsen, oft war kein Laut, als das Geräusch seiner Schritte. Ab und zu blieb er stehen, um dem unbekannten Ruf eines Tieres in der Ferne zu lauschen und dachte: ‚Der Notwang wüßte, was das ist!‘

Einmal kam er zu einer geräumigen Lichtung, in der nur ein paar vergessene, vereinzelte Bäume ihre schwarze Gestalt mit stillem, schwerem Ernst in den sternhellen Himmel reckten; zwischem dem Gestrüpp des Bodens leuchtete es da und dort bleich auf, als seien Sterne aus ihrer Höhe herabgefallen und schimmerten mit ersterbendem Scheine noch ein Weilchen weiter. Befangen und behutsam wollte er die Stätte umschreiten, da rauschte plötzlich etwas mit kreischigem Schrei über seinem Kopfe dahin, daß er zusammenschrak und stille hielt. Ein Vogel von der Größe eines schweren Huhnes, mit struppigem, haubigem Kopf und etwa von grauer Farbe, umkreiste mit wellenförmig ruckweisem Fluge die Lichtung, hin und wider einen unwirschen Schrei ausstoßend; klar schwamm der Schatten durch die Helle des Himmels, ging dann auf im Dunkel des gegenüberliegenden Waldrandes, nur noch am Flügelrauschen oder Schrei bestimmbar, kam näher und stob wieder über den Stillstehenden hinweg.

Gebannt sah und hörte Heiner zu und voll seltsamer Erwartung, wie wenn er einer heimlichen Feier heimlich beiwohnte.

Und bald, als seien sie nur durch das Eindringen des fremden Wesens gestört und zurückgescheucht worden, tauchte da und dort noch ein Vogel aus dem Schatten und schwang sich mit demselben unwirschen Schrei in die Runde: bald ruderten in hastigen Bogen hintereinander einige Vögel durch die Sternenhelle, bald brausten hüben oder drüben am dunklen Waldrand die Flügel und gellten die Rufe; fernher aber, immer aus derselben Stelle des Waldes drüben, ertönte einzeln, in bemessenen Abständen derselbe Schrei.

Digitized by Google

Heiner starrte hinaus, er folgte nicht mehr den Flügen, blickte nach nichts, aber er sah und fühlte Alles zumal: das lebendige Flimmern der Himmelslichter, das blasse, tote Schimmern der über den Platz verstreuten Leuchten, die trotzig aus der Lichtung aufgereckten Schatten der Bäume, das sausende Auftauchen, Kreisen und Verschwinden der kreischenden Schatten, den gleichmäßigen Schrei aus dem Walde, seinen eigenen Bann und die peinigende Hetzjagd seiner Gedanken, die nach dem Sinn dieses Schauspiels suchten.

Mit einem Male tauchten die Schatten nicht mehr aus der schwarzen Waldwand auf, und jeder Laut war erstorben; der ungebärdige Kampf dieser seltsamen Wesen, der toten Nacht das Leben abzuringen, war von der toten Nacht verschlungen, die Sterne zitterten am Himmel, als wollten sie fallen, die blassen Lichter am Grund glommen leblos weiter, die Schatten der Bäume standen in unheimlicher Starrheit.

Heinrich horchte noch in die Stille, dann trat er leis wie von einer Leiche zurück in den Wald, aus dem er gekommen war.

Feierlich erregt schritt er weiterhin noch lange auf einem breiten Weg zwischen den Säulchen des jungen Buchenschlages hin und her, bis er im Weitergehen von einem warmen Hauche geweckt wurde; die Wärme kam aus dem tiefen Schatten eines alten mächtigen Baumes, unter dessen dichtem, weit herabreichendem Schirme sie noch vom Tage her sitzen geblieben war. Heiner trat unwillkürlich unter den Baum wie in ein warmes Gemach, legte sich nieder, und bald schläferte die Wärme ihn ein.

Letztes Kapitel.

Zu derselben Stunde saß in Heiners Zimmer bei flackerndem Kerzenlichte Karl Notwang im Lehnstuhl und wartete auf jenen, obschon er überzeugt war, daß er umsonst warte. Er hatte Nachmittags den Freund besuchen wollen und hinterlassen, dieser könnte ihn bis zum Abendzuge, mit dem er heimreisen wollte, in seiner Wohnung treffen; als Heiner sich aber weder dort noch auf der Bahn einstellte, nickte Notwang ernst mit dem Kopf, gab sein Gepäck ab und ging zurück in das Lindnersche Haus.

Helene war da, und Alle warteten mit unterdrückter Unruhe. Ab und zu erinnerten Vater oder Mutter oder Stephanie daran, daß man sich nicht wundern dürfe, da es ja von jeher Heinrichs Art gewesen sei, wenn ihn etwas besonders erregt habe, fortzulaufen, einen halben oder ganzen Tag auszubleiben und dann zu ihrem Erstaunen vollständig beruhigt und heiter heimzukommen. Notwang antwortete nichts und dachte: ‚Ja, schwätzt nur! Wenn Ihr das glaubtet, würdet Ihr es Euch nicht so oft wiederholen!‘ Hin und wider beobachtete er Helenen, von der er noch kaum etwas wußte; sie saß still da mit großen, abwesenden Augen und fuhr manchmal plötzlich empor und lauschte.

Als er einmal mit dem Vater allein war, blickte Notwang diesen finster an und sagte rauh:

„Machen Sie sich nur nichts weiß, Heiner kommt nicht zurück!“

Herr Lindner erschrak und fragte:

„Wieso? Wissen Sie etwas?“

„Nein! von Heiner aus wenigstens nicht; aber von mir aus, ich fühl's! Er hätte die Rüpelhaftigkeit des Professors heute Mittag nicht so stilvoll refüsiert, wenn er nicht mit dem ganzen Krempel fertig gewesen wäre!“

Digitized by Google

Der Vater runzelte die Stirn, seines Sohnes Widersetzlichkeit gefiel ihm nicht; indessen hatte er den Schrecken verwunden, dachte nicht so schlimm von der Sache und fragte:

„Ja, meinen Sie, Heiner würde nicht mehr in die Schule wollen?"

Notwang stieß ein kurzes Lachen heraus und erwiderte:

„Gewiß nicht mehr! — Ich an seiner Stelle wäre schon vor zwei Jahren davongelaufen. Er kann ja sofort in jede Kapelle eintreten, er kann sich ja in jeder Stadt mit Leichtigkeit durchbringen! Wenn ich ihn nicht kennte, würde ich sagen: ich begreife nicht, daß er das nicht längst that!" Es lag ihm auf der Zunge, zu sagen:

‚Aber aus demselben Grunde wird er es wohl auch jetzt nicht thun!' verschluckte es jedoch.

Herr Lindner ging schwer nachdenkend hin und her.

Nach einer Pause brach Notwang mit gereizter Heftigkeit los:

„Was soll das überhaupt! Den Heiner auf diese fürchterliche Gymnasialfolter zu spannen! Habt Ihr nicht genug in Stadt und Land, die sich den Beruf ausknobeln oder mit Hälmchen ziehen lassen! aus denen Ihr machen könnt, was ihr wollt, ohne Widerstand! einen Schuster oder einen Bierbrauer oder einen Ministerialrat, je nachdem Ihr Geld und Connexionen daran zu wenden habt! Wenn nun einmal ein Kind kommt, dem sein Beruf aus allen Poren dringt, weil ihm Gott selbst ihn ganz unmittelbar mit seinem Blute gab, dann laßt in Dreiteufelsnamen die Finger davon und bedenkt, daß dieses Kind der Natur und den ewigen Gesetzen, kurz, dem Herrgott näher steht als Ihr! daß Ihr es aus der Flugbahn, in die Gott es warf, nicht herausdrängen könnt, ja nicht einmal aufhalten könnt, ohne daß es zu Grunde geht! — Sie können mich übrigens hinausschmeißen, sobald es Ihnen zu viel wird."

„Ihr Ton ist ja nicht sehr lieblich!" erwiderte Herr Lindner. „Indessen, Sie sind um meinen Sohn außer sich. — Was Ihre Behauptungen betrifft, so sind sie ja ganz schön; nur ist nicht Alles so sicher, wie Sie meinen. Ich war auch nicht von jeher so skeptisch und zuwartend, wie ich jetzt bin; ich war auch jung, ließ mich vom Augenblick bethören und glaubte fest, seine Herrlichkeit müßte als untrübbarer Himmel das ganze Leben überwölben. Auch ich habe das Besondere zum Allgemeinen geträumt und auf keine kühlere Erfahrung hören wollen; aber langsam hat mir das Leben diese Sehnsucht nach der besonderen und absonderlichen Allgemeinheit abgewöhnt und mich die vorhandene gewöhnliche Allgemeinheit schätzen und lieben gelehrt, sodaß ich nun übergenug Besonderes in ihr sehe. Und heute dünkt mich, am feinsten, schönsten und besondersten hebe sich gerade Der von ihr ab, der in ihr aufzugehen begehrt und am innigsten mit ihr zu harmonieren scheint. Vielleicht ist das kein guter Geschmack, aber es ist nun einmal meiner, und aus ihm heraus muß ich urteilen. Sehen Sie, als Student und auch in den folgenden Jahren kannte ich manchen Altersgenossen, von dem Alle überzeugt waren, er müßte ein großer Philosoph, Künstler, Reformator, Entdecker neuer Welten werden — — wo sind sie? Von Manchem habe ich nie mehr gehört, obgleich ich mich gelegentlich erkundige. Es ist ja möglich, daß Einer von ihnen übermorgen plötzlich als reifes, verschwenderisches Genie aus der Versenkung taucht, das ist möglich; denn gut Ding will Weile haben! Aber eben, weil gut Ding Weile haben will, drum haben es die Meisten notorisch zu nicht viel gebracht! Große Männer wollten sie sein, berühmt mit fünfundzwanzig Jahren! Sie hatten nicht die Kraft und Ruhe, ein langsam reifendes Talent die ganze nötige

Digitized by Google

Weile hindurch vertrauend und geduldig in die Sonne zu halten, wie ein Apfelbaum seine Krone, und sich den Teufel um ihre kleinen Schmerzen und Entbehrungen zu kümmern. In uns Menschen liegt ja meistens Besseres verschlossen oder verschüttet, als wir in Thaten oder Werken zu Tage fördern. Es fehlt unserer Kraft an Zähigkeit, unserem Willen an Stolz, und das Kostbarste lassen mir unsern Launen und Bequemlichkeiten zum Opfer fallen. Das Einzige, was ich meinem Sohne mitgeben kann, ist Zucht und harte Gewohnheit; damit kann er auskommen in jeder Not! Uebrigens, von allen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten abgesehen — wie soll ich mein Kind anders erziehen als nach meinen Erfahrungen und Grundsätzen, meinem Wissen und Glauben!?"

„Sie vergessen die Hauptsache: — und nach dem bequemen üblichen Schema! Also vorneweg, um einen Schlingel handelt es sich nicht, sondern um Heiner. Seine Erziehung hat Ihnen gewiß nicht Sorge gemacht, sondern nur die Schule, und das ist Ihr Verdienst. Gott sagt zu Heiner: Du sollst mir singen, sollst mir die schweren Herzen auf der Erde leicht machen und die leichten schwer! und sie sagen: Nein, Du mußt mir mit Logarithmen rechnen und Gleichungen mit mehreren Unbekannten lösen! — Von der Vermessenheit abgesehen, hat das irgend Verstand? Sie verlangen doch auch nicht von der Amsel, sie soll den Göpel ziehen! — Ist Heiner jemals letz herumgegangen?! Was wollen Sie denn da noch mit Zucht? Er hat sie ja von Natur. Wenn sein Wesen aber Schaden genommen, eine Trübung erlitten hätte, bei solcher Mißhandlung — wärs ein Wunder? Wer dürft's ihm verargen?! Müssen Sie nicht wissen, seit er lebt, daß sein Charakter vom feinsten, klarsten, sprödesten Krystall ist! Wenn Heiner sagt: ‚Ich kann nicht!' so hat er schon mehr gethan, als zu verantworten ist! Beim ersten Blick in seine Augen hab ich mich schuldig gefühlt und hab gewußt, daß dieser Mensch kein unwahres Wort denkt! — Der Teufel hole Euch Alle mit Eurem besten Wissen und Gewissen, wenn Ihr nicht einen Funken von Gefühl habt für die Unantastbarkeit der reinen Natur!"

Notwang brach in Schluchzen aus vor Wut und Jammer, rannte zur Thür hinaus und stieg hinauf in Heiners Zimmer. Es dauerte lange, bis er sich durch leidenschaftliche Reden, Verwünschungen und Zornesthränen das Herz erleichtert und etwas beruhigt hatte; dann ging er hinunter, erklärte, er werde auf Heiners Zimmer sitzen bleiben und warten, und wenn es die ganze Nacht sei, lehnte Bett und jede Bequemlichkeit rauh ab und stieg wieder hinauf.

Stunden verrannen, die Kerze brannte nieder; er fand im Nachttisch eine frische, er saß ruhig, starrte in die Flamme, und was er je erlebt, nachhaltig gefühlt und gedacht hatte, das quoll empor aus der Tiefe seines Herzens, färbte sich neu und ward durchgeglüht von der Glut dieses Schmerzes und Verlustes.

Um Mitternacht hörte er Heiners Vater, dem ein Knacken der Treppe die Heimkunft des Sohnes bedeuten wollte, unten durch den Gang und die Stiege heraufkommen; Notwang blies sein Licht aus.

Herr Lindner öffnete leise die Thür, leuchtete in die Stube, sah nach dem Bett und nach dem Dasitzenden und zog sich behutsam mit einem schweren Seufzer wieder zurück.

Notwang hatte ihm durch den Spalt der Lider in sein vom Licht bestrahltes, blasses Gesicht gesehen, das erst von Spannung belebt dann die verstörende Enttäuschung zeigte, und hatte schonungslos gedacht: ‚Ja,

Digitized by Google

schau nur! Hättest früher nach dem Rechten gesehen!' — Er zündete das Licht nicht mehr an und schlief endlich ein.

Heiner erwachte, als es schon Tag wurde. Die Vögel ließen sich hören, und von den hellgrauen Buchenstämmchen, auf die sein Blick unter dem Baume durch fiel, glänzte ein mißliches, scheeles, kaltes Licht. Es dauerte einige Zeit, bis er sich seiner und seiner Umgebung bewußt war, dann sagte er:

„Also immer noch?"

Er trat aus seinem Schlafgemach hervor und taumelte, seinen zerschlagenen Körper reckend, den Weg hin, fremd und teilnahmslos. Erinnerungen wollten langsam kommen, er drängte Alles zurück und dachte nur: ‚Eine Straße und ein Bißchen Wasser, die Ohren zu netzen!'

Nach einiger Zeit kam er auf eine breite Waldstraße mit Telegraphenstangen, erkannte sie und suchte nach Gras. Es war etwas betaut, er schnitt sich einen Büschel ab, pinselte sich damit die Augen und besonders die Ohren und sagte:

„Ah, ist das eine Wohlthat! So fühlt man sich erst wieder als Mensch!"

Dann ging er zu einer Telegraphenstange, setzte sich an ihr nieder und dachte bei ihrem Surren und Brummen, daß er als Kind einmal an so einer eingeschlafen und von einem Bauern heimgetragen worden sei. Das erfreute ihn.

‚Diesmal bin ich schwerer zu tragen!' dachte er, zog das Gedichtbüchlein von Hölderlin heraus, schrieb seinen Namen nebst Adresse darauf und schlug es wahllos auf. Sein Auge blieb an einer Strophe haften, die mit Bleistift angestrichen war; er las:

„O Begeisterung, so finden
wir in Dir ein selig Grab,
tief in Deine Wogen schwinden
still frohlockend wir hinab,
bis der Hore Ruf wir hören
und, mit neuem Stolz erwacht,
wie die Sterne wiederkehren
in des Lebens kurze Nacht."

Er jauchzte vor Glück und las es noch einmal laut und rief:

„Gott, ist das schön!" und in dem flüssigen Wohllaut schwelgend, lernte er es auswendig. Als er es konnte, machte er die Augen zu und sprach es, benommen lächelnd, noch einmal, indem er mit Bedacht jeden Vokal rein klingen ließ.

„Das war jetzt doch noch etwas!" flüsterte er, indem er die Blätter des Büchleins rasch durch die Finger gleiten ließ; er sah noch manche angestrichene Stelle, machte aber zu und sagte:

„Nein, das langt!"

Nun holte er seine Ocarina hervor und fragte: „Jetzt was? Was Schönes!" und spielte eins seiner liebsten Lieder, „Mein Schatz der ist auf die Wanderschaft hin" von Weber, und es entzückte ihn wieder so, daß er sich nur schwer enthielt, es zu wiederholen.

Wie er noch den Klängen nachlauschte, hörte er ferne Stimmen seltsam laut die Waldstraße hergellen.

Digitized by Google

„Marktweiber! Die kommen wie gerufen!“ sagte er, steckte rasch das Instrument ein, zog den Revolver und setzte ihn an die Stirn.

„Nein!“ hauchte er, sich schüttelnd, „das ist scheußlich!“

Er schoß sich ins Herz und sank vornüber.

Das Krachen des Schusses erregte die Vögel ringsum im Wald, und lauter, inbrünstiger tönte ihr Gesang durch die folgende Stille.

Die Marktweiber hatten den Schuß auf einen Jäger gedeutet, und die nächst Vorbeikommende schrie entsetzt auf, als sie den Menschen daliegen sah. Sie ließen ihre Wägelein stehen und umringten ihn. Eine faßte sich ein Herz und richtete ihn auf.

„Er lacht schier gar!“ flüsterte Eine, und eine Andere schrie, die Hände entsetzt zusammenschlagend:

„Je! das ist ja 's Lindners ihrer, wo ich schon ewig Butter und Eier hinbring! von so klein kenn ich ihn! Je, je, je, je!“

Sie sprachen hin und her, und Jene entschied endlich:

„Nein, nichts Polizei! Wolltet Ihr zuerst von so Einem ausgeviselt werden?! Das thu ich schon seiner Mutter nicht an! Her! in mein Wägele nehm ich ihn!“

Sie verteilte ihre Körbe und den Eimer auf die Fuhrwerke der Anderen, und behutsam hoben sie dann den Leichnam, legten ihn, so gut es ging, ihn zurechtbiegend, in das kleine Gefährt, deckten ihn mit Schürzen sorgfältig zu, daß nichts zu sehen war. Eine riß einen Buchenzweig ab und warf ihn obendrauf, dann zogen sie schweigsam rasch der Stadt zu.

Nur selten sagte Die oder Jene:

„Gott im Himmel, so jung, so jung! Wie kann man auch! So eine Sünd!“

Und nur sobald sie in der Stadt an Leuten vorbeikamen, fingen sie laut an, zu schwatzen, um gleich wieder zu verstummen.

So langte die Kolonne vor dem Hause an.

Herr Lindner, der sich schließlich in den Kleidern auf das Bett geworfen hatte, fuhr bei dem zaghaften Klang der Glocke auf und schoß nach vorn an das Fenster: da standen die Weiber mit ihrem Wägelein, starrten empor und die Eine winkte ihm stumm. Er flog mit bebenden Gliedern die Treppe hinab und öffnete das Thor. Die Frau zog das Wägelein herein, eine Andere schob, die Uebrigen blieben an der Thür stehen. Er winkte sie herein und das Thor ward geschlossen.

Die Eierfrau sagte:

„Ach, Herr Lindner, draußen im Wald auf der Chaussee —“

Er schob zögernd eine Schürze beiseite und dann stützte er sich auf das Geländer des Gefährts: da lag sein Sohn, zusammengekrümmt, blaß, mit starrem Auge. Der Mann stöhnte und zuckte, dann richtete er sich auf und sagte zu der Frau:

„Kommen Sie später wieder!“ Er gab ihr die Hand und sprach mit bittendem Blick über Alle: „Sprechen Sie nicht davon! Ich danke Ihnen!“ und gab Jeder die Hand.

Sodann nahm er den Sohn in die Arme und trug ihn, während die Frauen sich langsam, und still entfernten, die Treppe hinauf. Oft mußte er anhalten und sich wieder aufraffen. Er wollte in Heiners Zimmer, als er auf dem letzten Absatz war, mußte er daran denken, daß er den Buben schon einmal die Treppe emporgetragen, und wie dessen Herz so stürmisch dabei gepocht habe: da brach er mit ihm zusammen.

Digitized by Google

Vom Geräusch dieses Falles aufgeweckt, trat Notwang aus der Stube und schaute, einen Augenblick oben stehen bleibend, bestürzt hinab, dann eilte er die Stufen hinunter und sah in die starren, abwesenden Augen seines Freundes; er drückte sie ihm zu und empfand nun sein Lächeln, und das befreite ihn. Er blickte auf den gebrochen daneben knieenden Vater, sagte:

„Ich will ihn hinauftragen!“ und that es.

Der Vater kam schwer nach, und als der Tote auf dem Bette lag, faßte er ihn an der Stirn und fing an, ihm den Rock aufzuknöpfen, ließ aber wieder ab und sank auf ihn.

Da nahm Notwang seinen Hut und schlich hinaus. Als er die Treppe hinabstieg, öffnete Heiners Mutter die Glasthür und fragte:

„Ist Heiner — gekommen?“ und flüsterte es so schmerzlich gefaßt, als wüßte sie Alles.

„Heiner?“ erwiderte Notwang, „Heiner nicht!“

Sie legte die Hand an die Brust und schaute einen Moment mit glänzenden Augen hinweg in eine Ferne, dann sprach sie, schwer aufatmend:

„So will ich hinaufgehen, er wird mich brauchen!“

Der Jüngling ergriff ihre Hand, drückte einen heftigen Kuß darauf und sagte:

„Er lächelt. Wann werden wir's wieder mögen!“ Und da übermannte es ihn, und er stürzte fort.

Digitized by Google

Neue Bücher.

Von **Arthur Eloesser.**

Man sollte nicht glauben, daß es in Deutschland neben dem Theatergeschäft und dem Ueberbrettlunfug überhaupt noch litterarische Ereignisse giebt. Dennoch sind solche Wunder geschehen. Im vorigen Jahre hat Wassermanns „Renate Fuchs" einen starken, fast sensationellen Erfolg gehabt, und in diesem ist Felix Holländer's jüngster Roman „Der Weg des Thomas Truck"*) beinahe mit Enthusiasmus aufgenommen worden. Aber nur wer einfachen Gemütes ist, wird in diesen Wundern auch Zeichen sehen. An beiden Werken hat nur das Stoffliche, das Problematische gereizt, und es ist dem deutschen Publikum nach wie vor im höchsten Grade gleichgültig, ob ein Roman gut oder schlecht geschrieben ist; es ist auch der Kritik höchst gleichgültig, sonst hätte sie es unterlassen müssen, einen so ernst strebenden Künstler wie Holländer durch einen Vergleich mit Goethe und Gottfried Keller zu kränken und zu beschämen, und sie hätte ihm sagen müssen: Siehe, dein unberühmt gebliebenes „Letztes Glück" ist dreimal sorgfältiger, feiner, straffer stilisiert, als dein so schnell berühmt gewordener Zeitroman. Vor der groß angelegten Komposition, der glücklichen Verteilung des Stoffes, vor der zähen Energie, die eine spröde Materie in Fluß gebracht hat, hege ich wie vor jeder ehrlichen Arbeit die aufrichtigste Hochachtung, aber die Darstellung hat mich gerade da, wo sich Inneres offenbaren soll, am kühlsten gelassen, vielredend, aber nicht immer vielsagend ist die Sprache unkräftig im Bilden, der Farbe, des Blutes beraubt durch einen verdünnenden Beisatz von Journalismus, und dieses breite aber untiefe Fließen leicht durchsichtiger, vom täglichen Gebrauch abgeschliffener Wendungen hat es vielleicht nur zu Wege gebracht, daß Holländer sich diesmal so schnell mit seinen Lesern verständigen konnte. Da ist ein Dichter, der wie ein Feuilletonist spricht, d. h. wie einer, der sich auf dem schnellsten Wege verständlich machen muß, weil man sonst keine Zeit für ihn hat, und ich fürchte, daß auch Holländer selbst bei dem schnellen Tempo der Lektüre, in das sein Buch unwillkürlich hineinzieht, selten das Glück hatte, mißverstanden worden zu sein. Thomas Truck wächst in einer kleinen Stadt auf als Sohn eines derben, sinnlichen, in seinen menschlichen Beziehungen streberhaften Vaters und einer Mutter von so unsinnlicher, ätherischer, sehnsüchtiger Art, daß ihre Kinderseele schon früh von dieser Erdenschwere entbunden wird. In ihrer Mädchenhaftigkeit ist sie ihm mehr Schwester als Mutter, und eine andere Schwester, in der aber ein scheuer Instinkt schon die Geliebte ahnt, ist dem Knaben die Cousine Bettina, die kleine Geigerin, die mit ihrer Musik, mit der Verkündung der nur in Tönen zu ahnenden höchsten Lebensfreude sein stürmisches, männliches Wesen in Frieden zu empfangen bestimmt ist. Der paradiesische Garten, der die Jugend dieser Kinder umschließt, ist mit großer Liebe beschrieben, aber es ist

*) Berlin. S. Fischer, Verlag. 2. Aufl. 1902.

Digitized by Google

für mich Beschreibung geblieben, weil eben der Sprache der Duft der Blumen und das geheimnisvolle Raunen des Keimenden und Sprießenden fehlt. Vielleicht ist das alles zu nahe, zu deutlich gesehen, zu sehr als Lokal behandelt, und das Paradies der Kindheit würde uns mehr bezaubern, wenn es erst später aus den schmerzlichen Rufen der Erinnerung, aus der Sehnsucht nach der verlorenen Reinheit aufstiege. Um diesen Garten liegt die Welt mit ihren Brutalitäten, ihren ungeschlachten Zwangseinrichtungen, und jeder Schritt in sie hinein verletzt das empfindliche Gerechtigkeitsgefühl des Knaben, der als Empörer geboren ist und zum Erlöser wird, weil er die Menschen von den Leiden, die ihn selbst so früh ergriffen haben, befreien will. Der Weg des Thomas Truck, der in Berlin Medizin studiert, beginnt mit einer Verirrung, mit dem Verhältnis zu einer Bankdirektorin im Tiergarten, in deren Salon er eine sensationelle Erscheinung macht und obendrein Verse von Angelus Silesius deklamiert. Dieses grell inszenierte Vorspiel scheint mir recht überflüssig für die Entwicklung, es leidet auch an bedenklich konventionellen Elementen, die an das vieux jeu der guten alten Romane mit unentwegter demokratischer Tendenz lebhaft erinnern. Viel besser als die Verschwender und Parasiten von Berlin W. gelingen dem Dichter die zahlreichen Nebenfiguren, die außerhalb der Gesellschaft, im offenen Kampf mit ihr oder wenigstens gleichgültig gegen sie, ihre Individualität trotzig hinpflanzen. Diese anarchischen Existenzen, Produkte einer unentschiedenen wild gährenden Epoche, sind zwar meistens Monomanen, auf einen einzigen Zug geprägt, aber sie atmen doch Leben, sie haben etwas Fauchendes, Explosives, ähnlich wie Balzac's in ihrer Einseitigkeit so starke Figuren. Da sie in einer Nacht leben, ohne für sich den Morgen zu hoffen, haben sie die Vereinigung, in der ihre extremen Ansichten mit der Kraft von Ohrfeigen ausgetauscht werden, das „Nachtlicht" genannt. Keine dieser seltsamen Figuren ist ohne den festen Kern menschlicher Wahrheit, ein faulenzender Dichter, der sich von seiner Frau, der immer thätigen gütigen Hebamme ernähren läßt, ein Musiker, der das Reich der Freude vorahnt, ein schwärmerischer russischer Jude, der alle Welt befreien will und nur seine Frau tyrannisiert, ein schwindsüchtiger Volksschullehrer, dessen ursprüngliche Güte durch den Hunger wild geworden ist, fanatischer Stirnerianer ebenso wie ein Mechaniker, der an einer Hypertrophie des Gehirns leidet, ein undurchdringlicher Mensch von unbändigem Wissensdurst und eisernem Willen, der Leiden und Mitleiden aus seiner Existenz ausgeschlossen hat, weil er den Mangel des Glücks, der Hingabe, der einfachen Freude am Vegetieren empfindet und schamvoll verbirgt. Mit derselben Energie sind die weiblichen Figuren auf Züge trotzigster Eigenart geprägt. Es ist menschlich und künstlerisch wohl bedacht, daß der Held unter diesen fertigen, etwas chargierten Menschen mit seiner reicheren vielseitigeren Bildung, mit seinen tieferen, zögernd zum Bewußtsein kommenden Anlagen als ein Unfertiger, Schwankender, Zielloser erscheint, und, der sich langsam wachsen fühlt, muß von diesen verknöcherten Doktrinären eines brutalen Freiheitsbegriffs notwendig abgestoßen werden, aber seine innere Entwicklung, deren Vorbedingungen wir sehr genau durch die Kindheitsgeschichte kennen, ist mir nicht klar geworden und seine Individualität ist auch an keiner Stelle des Buches fühlbar an mich herangetreten. Es wird von ihm gesagt, daß er edel, rein, vornehm sei, daß er seine erste Läuterung durch die buddhistische Lehre findet, daß er sie mit urchristlichen Anschauungen verknüpft und schließlich zu einer Religion der Freude und Schönheit gelangt, aber das alles bleibt mir zu litterarisch, weil es weniger vom Dichter erlebt als von dem aufmerksamen Feuilletonisten an Anderen beobachtet zu sein scheint. Thomas Truck, der eine Erlösernatur sein soll, der sogar mit Jesus verglichen

Digitized by Google

wird, heiratet ein verlassenes Mädchen, der er aber das Trinken und Stehlen nicht abgewöhnen kann, und er vermag sie nur so weit zu erheben, daß sie ihren Unwert fühlt und sich selbst opfert, um sein Leben wieder frei zu machen. Am Ende seines Leidensweges wie am Anfang steht nun wieder Bettina, sie kommt ihm zurück wie die Reinheit, die er verloren und wieder gefunden hat, und rein gedanklich ist diese Lösung nur zu billigen, weil erst im Manne nach den Verirrungen der Jugend das Kind wiedergeboren wird, weil erst der Gereifte erkennt, wo die Wurzel seines Wachstums, wo die Heimat seiner Seele liegt. Aber es fehlt an der Verinnerlichung, um uns diese Erkenntnis fühlbar zu machen, oder es sind nicht die richtigen Mittel gewählt, um sie aus uns herauszuschlagen. Das Buch ist zu laut, zu lebhaft, gerade unter der Fülle der Erscheinungen, unter dem Lärme heftigster Zeitstimmen müßte es uns die Stille der letzten fruchtbaren Einsamkeit geben. Wir sind mit Thomas Truck selten allein, und wenn wir mit ihm allein sind in seiner Mansarde, hat er uns kaum etwas Ureigenes zu sagen. Seine Tendenzen schlagen nach außen: da ihm das pessimistische „Nachtlicht" nicht genügt, gründet er den „Festsaal", obgleich er nicht mehr naiv genug sein kann, um an die Genossen zu glauben, er debattiert und redigiert, aus der Reflexion wird gleich die Rede, jeder innere Fortschritt schlägt sich in einem Artikel nieder. Der Roman spiegelt allerdings eine Zeit wieder, in der es Sitte war, sich beim Bier und beim Kaffee die Meinungen in schroffster Form an den Kopf zu werfen, in der man Konventikel gründete, um stets gehört werden zu können, vielleicht ist diese Zeit noch garnicht vorüber, wenigstens scheint sie es nicht für Holländer zu sein. Diese Oeffentlichkeit, diese Unverhülltheit hat mich einmal verletzt. Thomas erwacht zu dem neuen Leben, da er Bettina nach langer Zeit wieder spielen hört, da der große Ernst, der tiefste Schmerz ihn für die höchste Freude reif gemacht hat. Mußte dazu ein Konzert in der Singakademie, und noch dazu ein erfolgreiches veranstaltet werden, mußte sie ihn unter dem rauschenden Beifall eines gewogenen Publikums erlösen? Das alles ist doch entbehrlich, und dieses Aufgebot an Apparat verhindert nur, daß man dem Dichter zuhört, denn was Gutes er auch sagen mag, es kommt darauf an, wie und an welcher Stelle es gesagt wird, und ob es ihm gelungen ist, den besseren Leser, für den sich jeder halten darf, zur feinsten Empfänglichkeit zu stimmen. Bei aller Sympathie für dieses ehrliche Buch, bei aller Hochachtung für seinen künstlerischen Ernst habe ich vergebens auf das gewartet, was die Liebe zu einem fremden Werk erzeugt, auf die schmerzlich süße Ueberraschung, wenn ein Gedanke so vertraut an unsere Seele pocht, als ob er der eigene wäre und mit einem brüderlichen Grüßen zurückgesandt würde.

Ungefähr wo Holländers Roman aufhört, beginnen Bruno Wille's „Offenbarungen eines Wachholderbaums"*), ein eigenartiges, reiches, charaktervolles Buch, dessen geistiger Gehalt aber an dieser Stelle nicht ganz ausgeschöpft werden kann. Thomas Truck findet Erlösung durch den Mut, seiner Erkenntnis zu leben; jedes Individuum ist ein Eroberer, es muß die Welt für sich neu schaffen, daß sie herrlich werde wie am ersten Tag. Aber dieses Ziel ist wieder ein Ausgangspunkt, das Individuum hat sich nur gefunden, um sich wieder zu verlieren und hinzugeben an die Unendlichkeit. „Erlöst, wer hindurchgedrungen durch die engen Schranken, wer seine Gemeinschaft fühlt mit dem Ganzen und hingebend eingeht zur großen Ordnung! Vollbracht hat er die höchste Menschenkunst, hat zur frommen Musik sein Leben gestaltet — ward eine selige Stimme in der Weltensymphonie". Bruno Wille, der einst Genosse war und dann Einsiedler wurde, hat sich unter den Kiefern

*) Leipzig. Eugen Diederichs 1901.

Digitized by Google

des märkischen Waldes versonnen, und sein Buch hat Seele empfangen von dieser stillen, melancholischen Landschaft, die bei der untergehenden Sonne so wild aufglüht, die aus ihrem dürren Sandboden, aus ihren traulichen, unheroischen Seeen und Teichen so junge, berauschende, so unwahrscheinliche Farben zaubert, wie sie nur der Pinsel Lesser Ury's gebannt hat und wie sie auch der Dichter hier mit dem unvollkommenen Mittel der langsamen Worte festzuhalten sucht. Das Romanhafte an dem Buche ist eine Liebestragödie, die sich allmählich, allerdings nicht sehr anschaulich, enthüllt; der Einsiedler auf dem märkischen Schlosse findet das Kind der Geliebten wieder, die sich an einem der stillen Seen das Leben genommen hat, und er hinterläßt ihm diese Blätter, auf denen philosophische Spekulationen, sokratisch zielbewußte Dialoge, Erinnerungen, Träume, Märchen und Gedichte von fast Novalis'scher Sinnigkeit durcheinandergehen, um schließlich in der Hingebung an die All-Seele zu enden. Die Schranken der Endlichkeit fallen, das Ich reckt sich über Geburt und Tod in die Ewigkeit hinein, und wie bei Novalis ruft der Tod zur Hochzeit, zur Wiedervermählung mit allem Seienden, zur Wiederauferstehung mit allem Lebenden. Wille geht von Häckel's materialistischem Monismus aus, er kommt zu dem psycho-physischen Parallelismus Fechner's, der in einem Traumbild sehr humorvoll als sächselnder Leipziger Professor eingeführt wird, und er findet die Einheit von Philosophie und Poesie im Geiste Goethe's, der Dichten und Denken zur höchsten Fähigkeit des Schauens zusammensteigernd den Dualismus von Materie und Geist überwunden hat. Zu seiner Weltanschauung strebt das Buch hinauf, aber die Basis giebt ihm Fechner, dessen Zeit jetzt erst nach dem Zusammenbruch der rein physikalischen Welterklärung angebrochen zu sein scheint, und namentlich seine Hypothesen über das Seelenleben der Pflanzen vertritt in reizvollster Weise und mit selbstverständlicher Gewißheit der gesprächige alte Hollunderbaum, der es allerdings noch besser wissen muß. Er zeigt uns, wie sie alle Seele haben, die Brüder und Schwestern im Walde, die Wolken und Winde und auch die Steine und Sandkörner, wie alle Stäubchen beseelt sind und einen Elfenreigen aufführen, wie alles Lebende eine Reigenseele hat, und wie alle die Reigen in einem Tanze harmoniren, zusammenklingen in der All-Seele, im großen Pan. Das ist die „Tagesansicht", die Fechner der „Nachtansicht", der des begrifflichen Denkens überordnete, da er den Dingen das Für-sich-sein und damit die Seele zurückgab, und was man ihm in den Triumphzeiten der exakten Naturforschung nicht einräumte, obgleich er selbst zu ihren klassischen Vertretern gehörte, das wird man heute seinem jüngsten Adepten willig zugeben, daß eine Weltanschaunng persönliches Erlebnis ist und als solches immer nur aus einem Bündnis von Philosophie und Poesie hervorgehen kann. Innerhalb dieser Romanbesprechung kann ich auf die zahlreichen Anregungen des Buches nicht genauer eingehen; wer den etwas monotonen, an Wiederholungen leidenden Dialogen zwischen dem Fechnerianer und seinem Freunde, dem exakten Naturforscher, nicht zu folgen vermag, wird immer noch seine Freude haben an den Märchen, die der märkische Wald erzählt, an der Weisheit des alten Wachholderbaumes und an so manchen schönen Gedichten, deren Rhythmen mit Wind und Wellen zu wehen und zu fließen scheinen. Nehmen wir Abschied von dem frommen Einsiedler, dem Sänger des Waldes!

Es ist doch ein rechter Unfug, daß man so verschiedene Vögel unter den Hut eines umfassenden Aufsatzes bringen soll, weil sie zufällig in demselben Jahre gesungen, gepfiffen oder geschnattert haben. Der Kritiker wird eben zum Parterregymnastiker, der sich im Circus von einem Trapez zum andern schwingt auf die Gefahr hin, sich das Genick zu brechen. Wenn ich mich nun von Wille zu Kurt Martens schwinge, so glaube ich über einige Jahrhunderte zu

Digitized by Google

fliegen; denn Martens, der vor einigen Jahren mit einem hübschen, ironischen „Roman aus der Décadence" auftauchte, ist immer noch Décadent, obgleich er immer noch gegen die Décadence schreibt, er turnt immer noch an demselben Trapez. Sein neuer Roman „Die Vollendung"*) hat den Vorzug, von einem Schriftsteller verfaßt zu sein, der mit der deutschen Sprache sorgfältig und rücksichtsvoll umgeht, aber es fehlt ihm an der persönlichen Selbständigkeit, die Martens immerhin in seinem Erstlingswerke den französischen Anregern gegenüber bewiesen hatte. Wenn er damals im Banne der Huysmans'schen Bekenntnisse Pariser Kulturmüdigkeit und Bildungssattheit mit den obligaten mystischen Tendenzen zu den freundlichen Ufern der Pleiße hinübertrug, so ist er jetzt hinter D'Annunzio her, ein kleiner Snob hinter dem allergrößten, und auch wenn er sich von der Décadence befreien will, folgt er dem Dichter der „Jungfrauen vom Felsen", der das rinasciuto latino als seine vorläufig letzte Phase verkündet hat. Alexander Rottenbrunn war um die Welt gefahren, um die Schönheit in ihrer vollkommensten Gestalt zu finden, „strahlend in tausend Farben, rührend und berauschend, anbetungswürdig, dabei zutraulich wie ein Kind, unergründlich, unerschöpflich wie der Ozean und doch in einem Zug zu schlürfen wie ein Becher köstlichen Weines! — Diese Phrasen lassen sich ohne weiteres ins Italienische zurückübersetzen. — Als er nach jahrelanger Abwesenheit auf die von den Vätern ererbte Besitzung in Dresden zurückkehrte, war seine zarte, stille Frau gestorben, die wie alles Andere dem egoistischen Aestheten nur ein seelenloses Schmuckstück gewesen war, und für den Sohn, der in irgend einer Pension aufwächst, hatte er kaum noch eine Erinnerung. Was er von der Fahrt um die Welt mitbringt, das ist eine große Leere, Ekel und Müdigkeit, ferner ein sehr unentschiedenes Verhältnis zu einer abenteuernden Dame unbestimmter Herkunft, die ihn nun bis in die Heimat verfolgt, um seine Person, seinen Namen und Vermögen zu gewinnen. Sie würde die Sinnlichkeit des Genießers, gegen die sich sein Wille kaum noch sträubt, überrumpeln, wenn ihr nicht in dem Sohne ein unüberwindlicher Gegner erstünde. Der Kunstgelehrte, der bis dahin nur für die Werke Anderer, für Statuen aus Erz und Stein geschwärmt hatte, sieht in diesem Epheben sein Schönheitsideal verwirklicht, und bis dahin nur rezeptiv und steril, fühlt er sich zum ersten Male als Schöpfer, in zugleich stolzer und demütigender Ueberraschung einem Geschöpfe gegenüber, das schöner, stärker, lebensfähiger ist als er selbst. Aber mit dieser Erkenntnis verliert er den letzten Rest von Lebenskraft, er meint zu verwelken, weil er alle gesunden, fruchtbaren Keime seines Wesens ausgeschieden und auf seinen Sohn übertragen hat; darum ist der Selbstmord des von der Jugend verurteilten Decadenten ein überflüssiger, recht äußerlicher Abschluß. Das Vermächtnis des Vaters fordert den Erben auf, im Gegensatz zu seinem unsozialen Genußleben ein nützliches Mitglied der Gesellschaft, ein Staats- und Weltmann zu werden. Wenn dieser aus Elementen D'Annunzio's mühsam zusammengesetzte Kunstgelehrte mit seinem Beisatz von deutscher Pedanterie einen wenig lebensfähigen Eindruck macht, wenn uns seine gefährliche Geliebte recht ironische Zweifel abnötigt, so entstammt der Knabe mit seiner Schönheit, Keuschheit, mit dem antiken Gleichmaß aller Anlagen einer recht mäßigen Konstruktion. Wir würden ihn uns noch gefallen lassen, wenn er auch bei geringerer Vollkommenheit allein durch seine Existenz den Willen des Vaters gegen die Verführerin stählte, wir können uns aber nicht gefallen lassen, daß er mit ihr in offenen Kampf tritt und daß die junge Mannheit des deutschen Jünglings die verderbliche Schlange zertritt. Das geht wider den Geschmack, und wenn die feine Dame von dem empörten Sohne heraus-

*) Berlin. F. Fontane u. Co. 1902.

Digitized by Google

geworfen wird, spielt der Vater eine Rolle, die der bedeutenden Persönlichkeit, an die wir glauben sollen, nicht entspricht. Es wäre Schade um den feinen Stilisten und sauberen Darsteller, wenn er nicht genug in sich haben sollte, um Martens aus erster Hand statt D'Annunzio aus zweiter zu geben.

Auch Johannes Schlaf's jüngster Roman „Die Suchenden"*) ist mir zu einer kleinen Enttäuschung geworden. Da wird mit deutscher Gründlichkeit das Problem des dreieckigen Verhältnisses erläutert, das ein mondänerer Schriftsteller kaum noch ohne Ironie zu behandeln wagen würde. Dieser Dichter ist eins der feinsten Instrumente, auf denen die Wirklichkeit spielt, von einer zitternden Sensibilität, in einem fortwährenden Vibrieren begriffen, durch seine überwachen Sinne den leisesten Eindrücken ausgeliefert, durch solche Sympathie, durch ein so starkes Identifizierungsvermögen mit allem Lebenden verbunden, daß er sich kratzen muß, wenn es Andere juckt. Die Menschen sind eigentlich viel zu grob, zu laut und körperlich für diesen Horcher und Schauer, den ich am meisten schätze, wenn er ein Interieur beschreibt und von den seelischen Beziehungen angeblich lebloser Dinge erzählt, wenn er eine Landschaft dichtet und in der Symphonie der rauschenden Wälder, der raunenden Gräser, der klingenden Winde selbst zu einer Stimme wird. Auch in Tiere kann er sich verwandeln, und seine höchste künstlerische Qualität finde ich auf einer Seite, wo ein Teckel mit quappigen Beinchen über den Teppich stolpert, ich sehe immer noch das stumpfe Schnäuzchen in der warmen Wolle schnobern und das spitze Schwänzchen von den drolligsten Zitterbewegungen beben. Leider hat sich Schlaf nicht als der Mann bewiesen, der ein psychologisches Problem mit der nötigen Logik und Unerbittlichkeit seiner Lösung entgegenführt. Das Buch ist nur überzeugend, so lange der eigentliche Roman noch nicht eingesetzt hat. Er ist ein vermögender, schon sehr angesehener junger Arzt, er hat ein schönes, geschmackvoll eingerichtetes Heim, darin ist er glücklich mit einer feinen, guten Frau und mit zwei hübschen, gesunden Knaben. Dennoch hat er ein Gefühl, als ob das Leben ihn von irgend einer Bestimmung, von einem letzten Glück abgedrängt hätte. Und das ist sehr fein beobachtet, um so mehr, als nicht der Mangel dieses Glückes sich am empfindlichsten macht, sondern vielmehr eine heimliche Unausgeglichenheit, eine Last niedergedrückter Willenskräfte, die herausdrängen, sich erproben und verbrauchen müssen. In solcher Verfassung macht er die Bekanntschaft einer feurigen Ungarin, und gerade, weil er die Stürme ihrer rassigen Leidenschaft liebt, beginnt er auch die gleichmäßige Zärtlichkeit seiner deutschen Hausfrau zu schätzen. Sein Versuch, ein dreieckiges Verhältnis in gegenseitiger Ergänzung aller Beteiligten zu begründen, ist vom Verfasser recht unglaubwürdig ausgeführt, und die feine weibliche Scham seiner Frau kann eine solche Teilung von vornherein nicht zulassen. Das Dreieck bricht allerdings auch bald auseinander, und der Arzt geht mit seiner Ilona davon, was auch nicht recht wahrscheinlich gemacht ist. Wenn zum Schlusse gesagt wird, daß sie nicht Fliehende sind, sondern als Befreite und Sieger „ferneren Vollendungen entgegentreiben", so kann ich diesen Flug nicht mitmachen. Dieser deutsche Libertin aus Ueberzeugung, aus Methode, wird sich an dem täglich genossenen Ungarwein einen fürchterlichen Kater holen und er würde bald bei seiner blonden Frau wieder anklopfen, wenn diese sich nicht schon zu einem Vetter vom Lande, einem einfachen kräftigen Menschen geneigt hätte, dem die Kinder auch offener entgegenkommen als dem eigenen Vater. Durch diesen recht bequemen Ausweg ist der Ungetreue des größten Teiles seiner Verantwortung enthoben, und da die

*) Berlin. F. Fontane u. Co. 1902.

Digitized by Google

Tragik des Konfliktes nicht mehr auf die Frau fällt, so ist ja auch das ganze Problem gerade durch diese Cautelen in sich zusammengefallen.

Als ein besserer Rechenkünstler, dem allerdings die Fähigkeit der Konstruktion den Mangel an naiver Künstlerschaft ersetzen muß, bewährt sich Ernst Heilborn in seinem zweiten Berliner Roman „Der Samariter"*). War er in seinem „Kleefeld" als Stilist noch stark von Theodor Fontane beeinflußt, so hat er sich jetzt von dieser Abhängigkeit frei gemacht. Beide Bücher stammen mehr aus der Intelligenz als aus der Phantasie; kühl, vorsichtig, kritisch gegen jeden holden Wahn wenden sie sich an Verstand und Erfahrung, spätgeborene altkluge Kinder, die allerdings nicht das Glück der Naivetät besitzen. Aber Heilborn ist ein guter Arbeiter. Seine Personen haben im Anfang durchaus Physiognomie, besonders wenn sie unter einer leichten humoristischen Karrikatur eingeführt werden, aber sie verlieren an der Plastik der Erscheinung, je mehr wir in ihr Innenleben eindringen, und sie zergehen schließlich an der ätzenden Schärfe seiner Analyse. Auch „Der Samariter" verliert im Fortschreiten an der epischen Behaglichkeit, ohne daß er aufhört, den Intellekt zu beschäftigen und uns aus seinem problematischen Gehalte feine Anregungen zu geben. Dr. Heuser ist ein wohlhabender Gelehrter aus guter Bürgerfamilie, den ein ungemein zartes soziales Gewissen zu den Werken der ausgleichenden Gerechtigkeit treibt. In einem Wohlthätigkeits-Verein, dessen wichtigthuerischer Stumpfsinn sehr hübsch mitgenommen wird, lernt er eine Jüdin kennen, ein nicht mehr junges, sehr zurückhaltendes Mädchen, und eine Liebeserklärung zwischen den Beiden wird auf recht geistvolle Weise herbeigeführt. Aber die Ehe hält ihnen nicht, was sie versprochen hat, sie lieben sich, ohne im Stande zu sein, sich glücklich zu machen, sie leben in zwei verschiedenen Welten und finden nicht die holde Illusion, um die Kluft überbrücken zu können. Betty hat sich heimlich taufen lassen, um ihm näher zu kommen, aber diese Ueberraschung berührt ihn peinlich, weil es ihm interessant war, eine Jüdin zu heiraten und weil sein Samaritertum ihm unbewußt auch in der Liebe eine Rolle gespielt hat. Durch diesen Schritt hat sie ihre Ganzheit verloren, wurzellos schwankt sie zwischen Vergangenheit und Gegenwart, und ihr Egoismus, der aus der jahrhundertelangen Glücksloſigkeit ihres Volkes seine Berechtigung zieht, findet bei einem so altruistisch veranlagten Manne keine Befriedigung. So vergeht sie an ihrer Zartheit und Verzagtheit, an der Erschöpfung ihrer alten Rasse, und es wird nun mit scharfsinniger, sogar recht boshafter Analyse ausgeführt, wie das Unglück der Ehe sich dem Ueberlebenden aus der Sehnsucht heraus zu einem Glück gestaltet. Nie Besessenes wird ihm zu einem inneren Eigentum, erst als er die Frau verloren hat, gewährt ihm die Illusion eine posthume Seligkeit. Allerdings wird dieser Wahn von der Mutter der Toten methodisch unterstützt, einer philosophischen alten Dame, die die Nichtigkeit des Seins und die Wichtigkeit des Scheins aus bitteren Erfahrungen begriffen hat. Heilborns Anschauungen über des Menschen glückliche Fähigkeit der Selbsttäuschung werden mit treffender Ironie ausgeführt. Aber man könnte sie in Paradoxe aufteilen und sich losgelöst von den individuellen Schicksalen der Beteiligten vorstellen. Seine Bemerkungen über menschliche Erscheinungen sind interessanter und überzeugender als die Erscheinungen selbst. Der Sinn der Sache kommt bei ihm vor der sinnlichen Anschauung, und diese ist erst in zweiter Linie da, um die Reflexion zu illustrieren und durch Thatsachen zu bestätigen. Darum werden auch seine Hauptfiguren so schlecht behandelt, ungefähr wie Zeugen, die nach der Klarlegung des Falles nichts mehr zu sagen haben und nach der Erfüllung ihrer

*) Berlin. Gebr. Pätel. 1901.

Digitized by Google

Zeugenpflicht von dem Richter als gänzlich überflüssig entlassen werden. Jedenfalls ein sauberes, kluges Buch, von einem feinen, nachdenklichen Menschen gemacht, der kein Gestalter von Beruf ist, der aber als Betrachter uns immer anregen wird. Und solche Leute können wir brauchen.

So einen kleinen ersten Versuch als Romanschriftsteller unternimmt Thomas Mann auf den elfhundert Seiten seines zweibändigen „Buddenbrooks. Verfall einer Familie.“*) Nach seinen humoristischen Novellen und seinen bis zur Karikatur scharfen physiognomischen Studien, die uns aus diesen Blättern wohl bekannt sind, giebt der Verfasser in seinem ersten Roman eine ungemein sorgfältige, ehrliche Leistung, vor der man zunächst als Arbeit, aber auch darüber hinaus Respekt haben muß. Durch drei Menschenalter hindurch läßt er uns die Geschichte einer Lübecker Großkaufmannsfamilie erleben, die sich der neuen Zeit nicht anpassen kann und sich ganz allmählich auf diesen elfhundert Seiten aufzehrt. Es handelt sich da nicht wie bei Zola und einigen deutschen Nachahmern um einen sozialen Roman in einseitig materialistischer Auffassung, obgleich dem Thema entsprechend die Untauglichkeit patriarchalischer Wirtschaftsweise im modernen Konkurrenzkampfe gebührend gewürdigt wird, sondern der stärkere Nachdruck wird auf das Wesen der Menschen gelegt, auf ihre ererbte Gesinnung und Gesittung, und es wird in feiner Weise fühlbar gemacht, wie auch in dieser alten, von den Traditionen der „Firma“ beherrschten Patrizierfamilie die Menschen allein durch das stille Wirken der Zeit sich leise wandeln, so daß sich die drei Generationen des Jahrhunderts trotz der Gleichheit typischer Züge untereinander differenzieren. Es ist ein großer Vorzug des Romans, daß er uns ohne selbständige Ausführung eines zeitgeschichtlichen Hintergrundes das Bewußtsein dieser allmählichen Verschiebungen zu vermitteln im Stande ist, aber es ist auch sein Nachteil, weil die Erzählung den Zeitbegriff zu real nehmend nur sehr kleine Schritte machen kann, weil sie sich mit einer Ueberfülle des Details belastet, um alle Ereignisse, die eine Familie treffen können, in die lange Reihe der Wiederholung zu bringen, als Geburten, Todesfälle, Taufen, Hochzeiten, Reisen, Besuche und besonders geschäftliche Vorfälle. Die Sorgfalt, mit der diese Einzeldinge ausgeführt sind, muß das Ganze schließlich monoton machen. Es ist unmöglich, auch nur auf Einige dieser vielen Buddenbrooks einzugehen, man muß sich mit der summarischen Anerkennung begnügen, daß sie alle in ihrer besonderen Menschlichkeit sehr fein begründet und in ihren Physiognomieen zu sprechender Deutlichkeit geprägt sind, daß auch ihre Schicksale nicht willkürlich scheinen sondern den Charakteren wohl entsprechen. Thomas Mann behandelt sie häufig mit einer Ironie, die an den alten Fontane erinnert, aber er hat noch nicht genug Unabhängigkeit vom Stoff, um ihre tiefere Wesenheit allein durch die individuelle Zuspitzung des Dialogs herauszubringen, in viel zu umständlicher Weise beschäftigt ihn die Reproduktion ihrer leibhaftigen Existenz mit allen täglichen Aeußerungen, und wenn er hier mit zahlreichen humoristischen Zügen in die Breite geht, so erinnert er wiederum an den stammverwandten Fritz Reuter, von dem ihn allerdings die fast wissenschaftliche moderne Methode der Beobachtung trennt. Diese Zuverlässigkeit der Beobachtung, die Tüchtigkeit der Darstellung bewährt sich in allen den kleinen Episoden, aber man gewinnt zu dem Ganzen kein persönliches Verhältnis, weil ihm der starke subjektive Zug mangelt, weil der Autor uns nur erzählt, ohne uns etwas zu sagen. Immerhin würde die objektive fast phlegmatische Kunst der Schilderung mit ihrer menschlichen Umsicht, mit ihrer psychologischen Zuverlässigkeit uns schon allein interessieren, wenn das rein Stoffliche sich nicht

*) Berlin. S. Fischer 1901.

Digitized by Google

mit so erdrückender Fülle ausbreitete, wenn der Verfasser sich z. B. auf eine Generation der Buddenbrooks beschränkt und durch ihre Abhängigkeitsverhältnisse das Wirken der vorhergehenden nur angedeutet hätte. Es fehlt dem Roman an Gliederung, an Figur, an den notwendigen Verkürzungen, und wenn Thomas Mann einst im Stande sein sollte, den Ueberreichtum an kleinen Zügen der Zweckmäßigkeit der Komposition zu opfern, so würde er in die Reihe unserer besten Erzähler rücken. Von dem kleinen Genre, das er beherrscht, bis zu dem Roman großen Stiles, den er vielversprechend versucht hat, ist eben mehr als ein Schritt.

Wie Thomas Mann den Untergang einer Patrizierfamilie aus ihrer Unfähigkeit der Anpassung folgert, so erzählt Frida Freiin von Bülow in ihrem Roman „Abendkinder"*) von dem Absterben eines alten Adelsgeschlechts, wobei allerdings das Schicksal der Frauen besonders berücksichtigt wird. Aber es ist kein Frauenroman, denn sie sieht ihre Mitschwestern nicht als isolierte Wesen, als ein junges traditionsloses Volk von Eroberern sondern in allen ihren historischen Bedingungen als Produkte einer Kultur, die sie selbst mitgeschaffen haben. Die Verfasserin, der wir die „Stilisierte Frau" noch nicht vergessen haben, zeigt auch hier ihre Lebenskenntnis und Lebensart. Das mag zunächst an ihrer scharfen persönlichen Intelligenz liegen, dann aber an dem Umstande, daß sie als Abkömmling einer alten Familie, als Mitglied einer durch zähe Traditionen beherrschten Klasse die Gegenwart der historischen Mächte unmittelbarer zu fühlen in der Lage war. Weil sie die Bedeutung der Typen erkennt, die sich durch die Jahrhunderte lange Pflege derselben Instinkte herausgebildet haben, weil sie als unabhängige Persönlichkeit zugleich die Selbstberechtigung der Individualitäten anerkennt, so ist in ihren Gesellschaftsschilderungen ein hohes Maß von dem Verstande, der nicht leicht verwirft, und von vorsichtig abwägender Gerechtigkeit. Die Dietmannsrieds sind ein altes verarmtes Geschlecht, durch Inzucht verdorben, durch die Hervorbringung derselben untauglich gewordenen Typen um die frische Kraft gebracht, die ihrer Instinkte sicher sich schwellend und erobernd ausbreitet. Diese Untauglichkeit wird am feinsten in der Figur des Vaters begründet, der die Kinder tyrannisiert, wie er von der unendlichen Reihe der Vorfahren tyrannisiert wird, dem die Vergangenheit aus einer Stütze zum Hemmnis geworden ist. Die ältere Tochter wird von ihrem Vetter geliebt, aber sie verzichten aufeinander, weil sie müde an ihrem alten Geschlecht nicht mehr den Mut finden, die Linie der Dietmannsrieds fortzusetzen. So erstirbt die alte Rasse in der Resignation dieser Abendkinder. Die jüngere ist die Begabteste, Unabhängigste von den Geschwistern, aber doch nicht widerstandsfähig genug, um von allen ererbten Bedingungen losgelöst ein eigenes Schicksal zu suchen, und die erste Enttäuschung führt sie wieder nach Hause. Ohne rechte Leidenschaft heiratet sie einen entfernten Verwandten, der von seiner Mutter frisches Bauernblut geerbt hat, und erst als sie selbst Mutter geworden ist, gewinnt sie Vertrauen zu dem eigenen Triebleben und sie empfängt die Kraft der Hingebung. Der Einzelne, selbst ein Geschlecht oder ein Volk hat kein Recht zu dauern, er muß in der Entwicklung aufgehen und dem Neuen, Stärkeren Platz schaffen. Dieser Schluß ergiebt sich nicht als theoretische Folgerung, sondern die beteiligten Personen ahnen so viel oder so wenig von dem Verhältnis des Individuums zum Ganzen, als ihnen nach ihrer inneren Beschaffenheit vergönnt ist. Wir haben es mit einem tüchtigen Roman zu thun, weil uns ein Stück Leben aus guter Beobachtung und in sinnvoller innerer Verbindung geboten wird, was in Deutschland weit über den Durch-

*) Carl Reißner. Dresden und Leipzig.

Digitized by Google

schnitt hinausgeht. Frieda v. Bülow hat eine kluge, gewandte, feine Art zu erzählen, ganz ohne die Aufdringlichkeit anderer Schriftstellerinnen, deren anspruchsvolle Persönlichkeiten uns immer mehr interessieren sollen, als sie verdienen. Als einen technischen Mangel, an dem die Verfasserin sonst nicht leidet, empfinde ich das lose Nebeneinander der einzelnen Kapitel, die sich nicht recht zu einer ununterbrochen fließenden Erzählung zusammenschließen. Man verliert dadurch das Gefühl der epischen Behaglichkeit, die Vorstellung mit diesen Menschen dauernd zu leben und sie organisch werden zu sehen.

Da ich nun genug Romane gelesen zu haben glaubte und mich in treuer Pflichterfüllung durch einen Wust von kleineren Erzählungen, Novellen und Skizzen durcharbeitete, wurde mir doch noch eine Entdeckerfreude zum Lohne. Der Entdeckte heißt Efraim Frisch, er hat „Das Verlöbnis. Geschichte eines Knaben"*) geschrieben, und trotz allen lehrsamen Enttäuschungen behauptet der Kritiker, der als solcher Optimist von Beruf ist, daß dieser Autor ein starkes Talent bedeutet, und daß er nicht zu denen gehört, die es in einem Erstlingswerk ein für alle Mal ausgeben. Die kleine Erzählung behandelt Leben und Tod eines Knaben, und ist doch keine Kindergeschichte, sie schildert seine Liebe zu einem größeren Mädchen und ist doch keine Liebesgeschichte, sie spielt in einem jüdisch-galizischen Milieu und ist doch keine Ghettogeschichte, ein Stück menschlicher Tragik, nicht aus junger Empörung geboren, sondern einem reifen Menschen zum Bewußtsein gekommen, der mit der Ruhe des Künstlers auch die Schmerzen betrachtet, der klug denkt, fein schreibt und sich auf Zweckmäßigkeit der Komposition versteht. Die Tragödie des begabten Kindes, das durch väterlichen Ehrgeiz zu Grunde gerichtet wird, hat schon oft, zuletzt bei Marie von Ebner-Eschenbach, das gebührende Mitleid herausgefordert, aber sie ist wohl noch nie mit einer so analytischen Strenge, mit einer so durchleuchtenden Intelligenz des Verstandes und des Herzens behandelt worden. Der ernste, fleißige, enthaltsame Vater hat sich ein großes Haus gebaut, aber sein Wille erfüllt es so, daß für die Freude darin kein Platz ist, und die junge zarte Frau, die er sich genommen hat, ist an seiner Seite bald scheu und still geworden. Der gefährliche Ehrgeiz des Vaters hat sich auf die Begabung seines Sohnes gerichtet, und dem kleinen Leo wird die rabbinische Weisheit mit allen Kniffslichkeiten des Talmud in das junge Hirn gepfropft. Aber die Vergangenheit seines Stammes ist ihm tot, die Düsterkeit des Gottesdienstes, die Flüche und Anklagen des geschlagenen Volkes erschrecken seine träumerische Seele. Die Welt um ihn herum soll ihm fern und feindlich bleiben, Spielen, Laufen, Singen ist ihm verboten, dem Kinde, das ohne Freude leben soll. So muß seine Phantasie krank werden, immer müde und überwach wird er von seinen Träumen übermannt, sodaß er sie zuletzt selbst ein unbewußter Lügner als Wirklichkeit ausgiebt. Er verliebt sich in ein großes Mädchen, das zwar mit einem Offizier durchgegangen ist, aber das sind ihm unverstandene, gleichgültige Dinge, er ist ihr Verlobter und ihre Eltern haben sie zusammen gesegnet. Wir wissen, daß sehr geniale Menschen schon in frühester Jugend ernster Leidenschaften fähig waren, und diese zur Poesie gewordene pathologische Studie zwingt uns durchaus, in dem Knaben ein geniales Kind mit einer noch ganz in Dumpfheit gehüllten künstlerischen Anlage zu sehen, das mit solcher Organisation in seinem Milieu umkommen muß. Von einem Dichter, der das leistet, haben wir nicht wenig zu erwarten.

*) Berlin. S. Fischer 1901.

Digitized by Google

Das Haus.

Von **Moritz Heimann.**

Meinem Freunde Hermann Stehr.

In Berlin weiß ich mir keinen lieberen Weg als unter dem Säulengang um die Nationalgalerie herum. Er führt aus der Enge und Bedrängtheit des Tages und der Zeit hinaus und läßt doch den Wandelnden nicht fliehen vor dem Menschlichen, sondern triumphieren in ihm. Ja, es ist, als ob die ganze Macht des Menschengeistes und seine edle Gegensätzlichkeit zur Natur in der kürzesten Formel vor uns ausgesprochen, im einfachsten Bilde dargestellt würden, wenn wir Säulen sehen, die Gebälke tragen. Und wir gehen unter den Säulen ohne Hast, mit ruhigem Schritt, der Blick wird klar und wartend, der Nacken aufrecht. Wie schade ist es, daß alle Grunderrungenschaften des Menschengeistes heut im historischen Wahn und im historischen Spiel übertrümmert werden; daß man nirgends die Kraft hat, Moden und Launen wenigstens von einem gesicherten Umkreis fernzuhalten. Da hat man in die Nähe jenes adeligen Weges den neuen Dom hingeschachtelt; und duldet, jenseits der Spree, den gräßlichen Bau des Cirkus.

Zwar Leute, die das Wesen jedes Dinges in seiner Geschichte sehen und schnell dabei sind zu pragmatisieren, werden uns von Schinkel erzählen und vom Klassizismus, und uns glauben machen, daß auf die Formen des Altertums zurückzugreifen nur ebenso berechtigt war in jenen paar Jahrzehnten, wie das Spiel mit Rokoko in anderen. Aber wir wollen ihnen nicht glauben. Was, was ist es doch, was uns so adelt und heiter kräftiget, wenn wir den einfachen Urgedanken: zwei Pfosten und ein Querbalken drüber, verschönt aus seiner innerlichsten Gestalt heraus, sehen und fühlen: uns schützen, uns sondern und zusammenfügen, uns vornehm machen!

Gehst du durch die Straßen der Stadt, so gehörst du nicht mehr Dir. Die Bewegung des Lebens, das dich umkreist, ist an der Not, der schlimmsten Not, und an den Leidenschaften, den trübsten Leidenschaften, entzündet. Entweder wird es dich betäuben und verdumpfen und zerschlagen, oder es wird dich am Treibriemen des Mitleids in seinen Lärm hineinziehen zur gröblich vereinfachten Bewegung. Draußen aber, weit draußen, wo die Bäume und die Felder und die fernen Wälder und der weite Himmel um dich sind, auch dort gehörst du nicht mehr dir: du wirst zur Pflanze; der Wind, der durchs Gezweige zieht und den Blättern Sprache giebt, hebt die Gedanken deines Herzens, weht sie, läßt sie

Digitized by Google

sinken wie er will; dich Pflanze läßt deiner Seele Beruhigung frisch werden und stark dort draußen. Denn wenn du aufmerkst und irgend die lebende, atmende Sichtbarkeit zu einem Bilde machst, so ordnest du Formen, ordnest Farben, nach einem Gesetz, das nicht wahrnehmbar ist in der Unendlichkeit um dich und nur in deiner Seele, Mensch der du bist, als ein Urbild lebt: die Zahl nur kann es ausdrücken; die in der griechischen Sprache Rhythmos heißt; doch willst du es in einem Gleichnis sichtbar machen, so errichte zwei Pfosten, und lege einen Balken darüber. Den Baugrund hat dir kein Gott geschenkt; du selber mußt ihn dem Meere oder dem Flugsand abherrischen, und sichern und schützen mußt du ihn neu an jedem Tag.

Ich hatte einmal eine lange Zeit, eine längere, als Seele und Sinne ohne Schaden aushalten, in der Stadt bleiben müssen. Ich glaube nicht, daß eines Menschen, der Vergnügen empfindet an Nachdenklichkeit und Selbstbesinnung, Blut und Leben im gleichen Rhythmus gehen kann mit dem der großen Stadt. Er muß, scheint mir, die Beziehung fortwährend gestört fühlen und sich seltsam verwirrt; ähnlich wie die Wahrnehmungen im Auge und im Ohr auseinandergezogen werden, wenn wir uns weiter und weiter von einem mächtig niedersausenden Hammer entfernen: es trennen sich der Schlag und der Krach. Auf das Höchste war in mir diese Verwirrung gestiegen; immer blasser, gespenstischer, quälender waren, da sie nicht aus dem Erlebnis unmittelbar mit Treue wuchsen, die Gedanken geworden. Darum machte ich mich, es war an einem Herbstabend, auf, die Heimat zu besuchen. Die Abfahrt von Berlin am Abend ist immer eine letzte, bittere Prüfung. Es ist, als ob auf den von Tag und Jahr Gedrückten die Dämonen alle, denen er entfliehen will, noch einmal losschlügen mit verdoppeltem Grimm und Hohn. Der Zug fährt in die dröhnenden Bahnhallen, und just unter uns kreischen die Bremsen in das gepeinigte Ohr. Die Thüren werden mit solchem Knallen zugeschlagen, daß das Gehirn fast einen blutenden Schmiß fühlt wie von Peitschenspitzen. Die Dämmerung ist hereingebrochen, und oben auf dem Wagen knirscht dumpf der springende Schritt des Arbeiters, der die Lichter in den Abteilen anzündet, recht trübsälige Flämmchen. Und in fernen Straßen brennen die Gaslaternen, öde, zwecklos, eine jede in ihrer eigenen dunstigen Lichthülle unsäglich einsam. Draußen im Freien wird es nicht besser. Man tritt an die Fenster, versucht von den dunkelnden Feldern Frieden zu erholen, aber es ist, als ob er draußen vor den Scheiben bliebe, sichtbar doch unnahbar; streng und groß. Zu dumpf, zu fühllos ist das Herz. Und eingesperrt in unsere Haut wie wir sind, fühlen wir eine bittere Ungeduld in uns aufkommen und wachsen; nicht die frohe, beschwingte Ungeduld, die schneller das Ziel herantreißen möchte, — sondern eine peinigende, hilflose, die an kein Ziel mehr glaubt. Und endlich hält der Zug, bei einem kleinen Bahnhöfchen, das, von seinem Dorfe fern, mitten im Felde liegt. Ich steige aus und mit wenig mehr als hundert müdhaftigen Schritten erreiche ich die Chaussee.

Siehe, da ist es, als ob mit einem Schlage das Leben sich änderte. Die Zeitrolle im Gehirn dreht sich langsamer. Es kommt von allen Seiten eine tiefe, weiche Stille und eine tiefe, weiche Finsternis. Sie kriechen heran, schweben daher, sinken nieder, und ich bin ganz eingehüllt von ihnen. In den Ohren ist noch ein wunderliches Bewegen wie von unhörbarem Rädergetriebe. Allmählich schwindet es, und ganz befreit und weich bedrückt gehe ich meinen Weg.

Digitized by Google

So ist es jedes Mal; so war es auch an dem Herbstabend, von dem ich erzählen wollte. Anfänglich war es mir undurchdringlich dunkel erschienen; aber während ich ging, kam Teilung in die einige Finsternis. Matt schimmerte das Band der Chaussee vor mir her, und über ihren Rändern, hoch gegen den Himmel gehoben, dunkler im Dunkeln, kamen die Klumpen der Baumkronen einer nach dem andern aus der toten Schwärze hervor. Die Stille, die süße Melodie, gewann sich Harmonieen. Ein Hund bellt in einem fernen Dorf; ein anderer, herrenloser, der über die Felder hergekommen sein mag, scheut entsetzt zurück, ich höre sein Stutzen, die schnelle Wendung, das Davonbrechen im klappernden Lupinenfeld, und er hat einen Nachtschrecken mit mir ausgetauscht, einen sehr tiefen Schrecken, der keine Angst ist. Mächtig aber über uns allen, über Feld und Baumkronen, Mensch und Tier, braust ein kalter, breit rollender Herbstwind. Als ich ungefähr eine Viertelstunde gegangen war, sah ich, scheinbar noch weit von mir, etwas Dunkles sich bewegen, dem ich mit jedem Schritt und in der Täuschung der Nacht noch schneller näher kam, als wenn es still gestanden hätte, während es sich doch vor mir her entfernte. Und fast plötzlich war ich an seiner Seite und erkannte die ungewissen, plumpen Umrisse eines Mannes. Als ich an dem Wandernden, die Zeit bietend, vorüber wollte, antwortete er und fügte dem Gruß meinen Namen hinzu. Ich blieb einen Schritt stehen, bis er wieder an mir war, und sah ihm ins Gesicht. Ich erkannte ihn; es war ein ehemaliger Schlächtermeister, der, wie mir erst im nächsten Augenblick einfiel, vor Jahresfrist aus einem Nachbardorfe in das unsrige gezogen war. Kein irgendwie angenehmer oder ausgezeichneter Mensch; aber er hatte viel von der Wildheit, dem Wagemut und der unreinen Genußsucht seines Berufs. Er war von großer körperlicher Stärke; war aber beim Ringen um den Preis eines Achtels Bier von einem Schornsteinfegergesellen hingeworfen worden und hatte dabei einen Knöchel gebrochen. Er kaufte wohl mal ein verdächtiges Stück Vieh, betrieb aber dieses Geschäft nur hehlings und ohne die Planmäßigkeit, die ihm ein Vermögen hätte schaffen können. Er spielte viel und mit Leidenschaft, mit den Karten, mit den Würfeln, auf den Rennplätzen; alles aber mit geringem Verständnis und so gänzlich vom Glück gemieden, daß er, in verhältnismäßig kurzer Zeit, alles Geld verlor, sein Geschäft ruinierte und schließlich mit wenig mehr als ein paar dürftigen Pferden in unser Dorf zog; wo das Abfahren der für Kohlengruben geschlagenen Hölzer ihm einigen Verdienst eröffnete.

Immer war er lärmend und herrisch gewesen, und im Ungestüm des Fahrens hatte ihn kaum einer übertroffen. Donnernd war er mit seinem großen Wagen ins Dorf gestürmt, mochten die Pferde nun, im Wechsel der immer lebendigen Tauschlust, jung und glatt oder struppig und alt — in jedem Fall aber sicherlich mit allerlei Fehlern behaftet — sein. Mit einem Ruck hatte das Fuhrwerk vorm Wirtshaus stehen müssen, und sogleich hatte er mit seiner brüllenden Stimme aus den Häusern gelockt, wen er gebrauchte: den Hausdiener, der den Pferden ein Futter vorschüttete und zu trinken gab, den Schmied, der an dem wilden Thun seine bewundernde Freude hatte; und drei oder vier zweideutige Besitzer, die gern herumfaulenzten und eines Trunks, der nichts kostete, und eines Handels, bei dem sich's auskommen ließ, weil Jeder den Andern betrog, gewärtig waren. Knäuelte sich so vor der Rampe des Wirtshauses das lärmende Wesen, so fehlte nur noch, daß etwa grade ein echter Bauer vom Felde kam, in einem leichten Bretterwägelchen mit zwei sehr großen, glänzenden, jungen Pferden davor, die in einem halbnervösen,

Digitized by Google

halb trägen Schritt daherzogen. Dann mußte der Bauer mit mißtrauischem und mißbilligendem Blick knapp genug grüßen, vorbeifahren, nach einer Weile aber von seinem Hofe her langsam und wie ziellos wiederkommen, beiläufig ins Wirtshaus treten und wie von ungefähr mit dem Schlächtermeister und seinen Kumpanen am gleichen Tisch niedersitzen, immer lauernd, auf seiner Hut und nicht ohne Verachtung.

Eigentlich hatte ich diesen Mann nie anders als in solchem Zusammenhang gesehen und von seinem Zusammenbruch nur durch Hörensagen erfahren. Wie er aber jetzt neben mir ging, war seine Erscheinung von Grund aus verändert. Er war noch dicker als früher; aber alles an ihm schien kraftloser geworden. Er ging sehr langsam und knickte bei jedem Schritt ein. Er sprach ganz leise und mußte sich, kurzatmig werdend, oft unterbrechen. Ich fragte ihn, wo er herkomme. Er antwortete umständlich, mit einer gemachten Sorglosigkeit im Ton, die mich ergriff. Er war in ein paar Nachbardörfern gewesen, um sich nach Arbeit umzusehen. Er sagte ein paar allgemeine Bemerkungen über die schlechte Zeit, über die Bedenklichkeit des herannahenden Alters, über die Zweideutigkeit des Lebens überhaupt. So gingen wir neben einander. Der Finsternis war ich gewohnt worden und unterschied das Gelände, und sah auch den Himmel nicht mehr als eine einzige schwarze Decke, sondern sah ungeheure, wuchtige Wolken sich schieben, die alle in derselben Richtung zogen, aus einer unerschöpflichen Heimat von gewaltigen Winden vertrieben und gescheucht. Der gramvolle Herbst war zu spüren, das Klagelied des besiegten Lichtes zu hören, die düsteren Chöre der siegreichen Nacht.

Und neben mir schritt der gedrückte, gedemütigte Mann, der Arbeit gesucht hatte und nicht gefunden und sprach mit seiner eintönigen Stimme. Wir näherten uns einem Licht, das vor einem Gasthof schimmerte, in welchem, wie es jedem Verkehr der Umgegend bequem lag, kaum einer, der vorüberkam, versäumte einzukehren. Hier hatte mein Begleiter mehr als einmal wöchentlich aufgeregte, tobende Stunden seiner Geschäfte und seines Vergnügens verbracht; und ich hegte nicht den mindesten Zweifel, daß er jetzt, nach einem langen Marsche, dort Rast machen würde. Aber mit Erstaunen und wunderlich betroffen sah ich, daß er nicht von der Chaussee abbog und ohne zu zaudern und ohne nach den hellen Fenstern hinzusehen fürbaß schritt. Doch hörte er auf zu sprechen und ging nun den ganzen Rest des Weges schweigend neben mir.

Auch ich hätte nichts zu sagen vermocht. Zu deutlich spürte ich, daß mein Begleiter durch Leib und Seele die Zerrungen der großen Verwandlung gespürt hatte. Er hatte die Stimme gehört, die wer weiß vor welchen Richterstessel lädt, und wußte mit jedem Atemzug, daß er ihr würde folgen müssen. Der Tod war nicht mehr Etwas außerhalb seiner; an den alles Lebendige nur mit seinen Gedanken, nicht mit seinem Wesen glaubt und dem es zu entrinnen hofft; sondern er war in ihm drin, und jeder Atemzug führte nun nicht mehr weiter in den Garten des Lebens hinein, sondern aus ihm heraus. Nun hätte er wohl nicht mehr atmen, nicht mehr leben mögen, — um nicht sterben zu müssen. Aber er mußte atmen, mußte leben, dem schwarzen Ziele zu. Und das Alles, ich fühlte es an meiner Haut, war nicht dunkel in ihm, sondern er wußte es mit jedem Schritt und jedem Wort. —

Und ich, ich wanderte durch die Nacht in einem Gefühl, das aus Ergebung und Verzweiflung gemischt war. Fern ab von meiner Seele lag die Stadt, und der leichte Schimmer von ihr, den die Augen noch am Horizont ersahen, war ohne

Digitized by Google

Leben. Das abgründige Gesetz der Not hatte aus einem lange verstummten Munde zu mir gesprochen, dem nicht wie dem Menschenmunde widersprochen werden konnte, — dem Munde der Kreatur. Ja, wenn der Tag und die Bewegung und das Licht und die Leidenschaften müde werden und ihr Truggespinnste ins Nichts zerflattert und die Nacht sternenlos, kühl, von Winden stöhnend, heraufkommt, — wie schweigt dann, was je geredet hat, und wird beredt, was sonst im Schweigen lag. Des Menschen Sohn regt sich in uns, der nicht hat, wohin er sein Haupt lege. Jeder Käfer hat sein Grübchen, jeder Vogel sein Nest. Doch mit innigerem Grauen denk' ich an ihre Ruhe, als an eines listigen, lüsternen, zusammenschreckenden Tieres Streifen und Jagen. Wie qualvoll leer und überflüssig und spielerisch erschien mir da das historische Treiben des Menschenvolks. Das Kind, das mit der Fußspitze ein Steinchen vor sich her schnellt; es wieder einholt und weiter stößt; dem Bogen, den es am Widerstand der Erde macht, aufmerksam folgt; und wenn es weggesprungen ist und nicht mehr zu finden, an einem andern das Spiel fortsetzt. —

Wir waren in einen Sandweg eingebogen, der von der Chaussee weg uns heimführte. Eine kleine Kiefernschonung fing uns den Wind ab, und um auch des surrenden Geräusches an meinen Ohrmuscheln ledig zu werden, blieb ich stehen. Da wurde es, indem sich der tappende Schritt des Gefährten immer mehr verlor, ganz still, lebensstill. Vom kühlen Hauch des Daseins angeblasen, fröstelte plötzlich die Seele. Ich ging weiter, die Schonung hörte auf. Ueber das kahle Feld her fegte der Wind; laut plapperten die Blätter einer Pappel am Wege. Ich kam am Kirchhof vorbei und stieg nieder ins Dorf, das lag im Schweigen da. Lichter schimmerten noch aus den Fenstern, hier war der Giebel eines Stalles hell, dort breit die ganze Front einer Scheune. Unter dem Dach der Bäume in den kleinen Vorgärten war schwärzeste Finsternis. Zuweilen schlug ein Hund an, klirrte in einem Stall eine Kette, blies murrend eine Kuh.

Als ich nun an meinem Hause ankam, in der Bedrückung und der Freude stillgefaßt, und über Hof und Flur ins Zimmer strebte, war es mir, als zöge mich das Dunkel noch mit elastischen Banden zurück. Dann aber saß ich am Tisch, sah im Schimmer der Lampe das kleine vertraute Zimmer, die bescheidenen Bilderchen, das Wandbrett mit Büchern, den braunen Topf mit Astern. Es war warm zwischen den vier Wänden, der Kafe duftete, und das Gespräch ging schnell übers Persönliche hinaus. Freudig gab ich mich dem behaglichen Zustand hin; wo waren die Nachtgeister, die Notgeister, die sich an mich gehängt hatten? Waren sie draußen geblieben, wehrt ihnen die Schwelle, die zu einem Herde führt, den Eintritt? Doch das Gefühl, das mich wärmte und kräftig beruhigte, glich nicht der Geborgenheit eines Flüchtlings. Nein, sie mochten wohl in mir, um mich sein — mochten sie nur! Ich hatte sie zur Ruhe verwiesen, und über ihre stummen Mahnungen hinweg flog der hoffende Blick. Das Schwankende, Ungewisse, Willkürliche der Kultur verwandelte sich in Triumph, das Spiel wurde zum Sieg. Es gab wieder Geschichte und Kunst und Verwaltung, Macht, Willkür, verstiegenes Grübeln, heitere Bettlerheiligkeit. Die Not ist ein Fressen, das man nicht lange zwischen den Zähnen haben darf.

Fragst du nun, was so schnell mich neu belehrt hat? — Und meinst doch, daß es die Wärme des Zimmers war, und die milde Helligkeit, und die Bilderchen an der Wand, die Bücher und der Topf mit Astern? Nein, das Alles war es

Digitized by Google

nicht; ſondern, daß das Zimmer, Du kennſt es ja, rechteckig war wie eine Schachtel.

Da haſt du was zum lachen, oder beſſer: zum lächeln. Ein Rechteck ſcheint mir ein großes Ding. Die Schwerkraft, die die empörte Welle zurückruft und den Sturz der Gebirge mächtig zerſplittert, — zwinge ſie zu ihrer einfachſten Sichtbarkeit: nimm eine Waſſerwage und ein Pendel — ſie ſchenkt dem Menſchengeiſt den rechten Winkel; mit ihm bauet er ſich ſeine Kammer, ſeine Arche Noäh auf der großen Flut. Aus der ſtrömenden Fülle der Erſcheinungen reißt der Menſch mit ſchöpferiſcher Kraft ein paar Grundbeziehungen heraus, und, unfähig, ſich dem dumpfen, kreatürlichen Geſchick zu entziehen, errichtet er mit ihrer Hülfe eine Gegenfeſtung. — Am letzten Ende aber: wie könnte er das, wenn er den rechten Winkel, der ihm geſchenkt wird, nicht ſchon vorher beſäße? — — —

Digitized by Google

Lebendige Stunden.

Schauspiel in einem Aufzug

von **Arthur Schnitzler.**

Nachdruck verboten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Personen:

Anton Hausdorfer, pensionirter Beamter.
Heinrich.
Borromäus, Gärtner.

Spielt in einer Gartenvorstadt Wiens.

Wohlgepflegter kleiner Garten in einem Vororte Wiens Kleines Haus im Hintergrund mit Veranda, von der drei Stufen in den Garten herabführen. Vorn zwei Sessel, sowie ein behaglicher Lehnstuhl. Frühherbst. Der Abend ist nahe. Stille. Borromäus, der Gärtner, mit Umgraben beschäftigt. Er ist ein alter Mann mit ziemlich langen grauen Haaren. Anton Hausdorfer kommt langsam von der Veranda herunter; er ist nahe an sechzig, bartlos, straffes, graues, kurzgeschnittenes Haar; junge Augen; dunkler Anzug, bequem, nicht nachlässig; breiter dunkler Strohhut.

Hausdorfer. Guten Abend, Borromäus.

Borromäus. Guten Abend, gnädiger Herr. Der gnädige Herr sind wohl heut Nachmittag in der Stadt drin gewesen, nicht wahr?

Hausdorfer. Nein, nein.

Borromäus. Ich hab' nur gedacht, weil der gnädige Herr Nachmittag wieder nicht in der Laube den schwarzen Kaffee getrunken hat.

Hausdorfer. Nein, nein, ich war nicht in der Stadt. Ich bin drin auf dem Sopha gelegen. Ich hab' nämlich ein Bißchen Kopfweh gehabt. Na, was thun S' denn? Wir werden ja bald den ganzen Garten umgegraben haben.

Borromäus. Freilich, gnädiger Herr. Es ist auch nothwendig. Ueber Nacht kann ein Frost da sein. Ich laß mich von diesen milden Tagen nicht betrügen, wenn's einmal Oktober ist. Erinnern sich gnädiger Herr noch an den Herbst im Jahr 93? Am Abend ist man im Freien gesessen — ja, am 28. Oktober — und in der Früh um drei ist der Frost dagewesen. Und 87 und 88 war ganz dieselbe Geschichte. Ah nein, mich betrügen die schönen Tage nicht.

Digitized by Google

Hausdorfer. Sie haben schon Recht, Borromäus. (Schaut ihm zu.) Nun, was setzen wir denn heuer ein? (Er versinkt in Nachdenken, hört die Antwort kaum an.)

Borromäus. Ja, davon hab' ich mit dem gnädigen Herrn grad reden wollen. Ich war nämlich heut nach Tisch beim Franz drüben. —

Hausdorfer (zerstreut). Bei wem?

Borromäus (etwas befremdet). Na, beim Gärtner vom Baron Weißeneck. Er ist hochmüthig, ja, aber er versteht was. Ja, er kennt sich besser aus als ich. Ich muß es schon selber sagen. Er hat's auch in Büchern studiert. Zwanzig so Bänd stehn bei ihm oben auf'm Kasten. Na, und darum genir' ich mich gar nicht, ihn um Rath zu fragen.

Hausdorfer (hat nicht zugehört). Ja, ja, das müssen S' thun.

Borromäus. Was, gnädiger Herr?

Hausdorfer. Was er Ihnen gesagt hat. Ja; ich bin ganz einverstanden.

Borromäus (immer befremdeter). Aber, gnädiger Herr, ich hab' ja noch gar nichts . . .

Hausdorfer (wie oben). Es wird schon das Rechte sein.

Borromäus (fast erschrocken). Erlauben, gnädiger Herr . . .

Hausdorfer (wie erwachend). Was denn?

Borromäus. Oh, ich kann mir schon denken! Wenn ich mir erlauben darf zu fragen — gewiß geht's der Frau Hofräthin wieder schlechter? (Da Hausdorfer nicht antwortet, verlegener.) Na ja, ich denk' halt, weil sie schon drei Wochen nicht mehr bei uns heraußen gewesen ist.

Hausdorfer. Lassen Sie doch. Sie ist todt. Ich dank' Ihnen für Ihre Theilnahme. Die Frau Hofräthin ist todt. (Er hat sich gesetzt.)

Borromäus (ganz erschrocken, hat die Mütze abgenommen). Oh, oh!

(Pause.)

Hausdorfer. Ja. Sie wird nimmer zu uns kommen, die Frau Hofräthin.

Borromäus. Ja, ist es denn möglich! Oh Gott! Ich hab' ja gar keine Ahnung gehabt, daß die Frau Hofräthin so krank war. (Schüttelt den Kopf.) Und war doch noch eine jüngere Frau sozusagen.

Hausdorfer. Na, lieber Borromäus, jung . . . allerdings, sieben Jahre jünger als ich; aber ich bin halt auch schon bald sechzig.

Borromäus. Ja, freilich! . . .

Hausdorfer. Man kann auch älter werden als die Frau Hofräthin, das ist schon wahr.

Borromäus. Ja, seh'n Sie, gnädiger Herr, es mag auch daher kommen, daß ich die Frau Hofräthin doch beinah Tag für Tag gesehn hab' in diesen fünfzehn oder zwanzig Jahren, — also damals, —

Hausdorfer. Ja, vor zwanzig Jahren waren wir Alle jünger.

Borromäus. Aber auch in der allerletzten Zeit hat doch die Frau Hofräthin nicht einer alten Frau gleichgeschaut! Und grad heuer im Sommer, wie sie so blaß und mager worden ist, da hätt' man g'schworen . . . Ja, einmal wie ich spät am Abend aus der Allee da herausgekommen bin und die Frau Hofräthin ist da gesessen — meiner Seel', ich hab' gemeint, es ist eine jüngere Schwester von der Frau Hofräthin — — entschuldigen der gnädige Herr.

Digitized by Google

Hausdorfer (nach einer kleinen Pause). Also, Borromäus, was hat er denn eigentlich gesagt, dieser arrogante Franz vom Baron?

Borromäus. Oh nein, gnädiger Herr, oh nein! Ich will jetzt nicht mehr von so gleichgiltigen Sachen reden. (Er küßt ihm die Hand.) Ich weiß, was das heißt — ich hab' auch einmal eine Frau gehabt und begraben. (Er erschrickt gleich wieder über seine eigene Bemerkung.) Oh, ich meine nur . . .

Hausdorfer. Es ist schon gut, Borromäus. (Kleine Pause.)

Borromäus. Und der junge Herr? . . .

Hausdorfer. Was? Wie?

Borromäus. Ich meine, der junge Herr Heinrich — es ist doch schrecklich! Oh Gott, oh Gott! Wenn ich daran denk', wie er die Frau Hofräthin in der letzten Zeit immer herausbegleitet hat und abgeholt am Abend . . .

Hausdorfer. Ja, er ist sehr zu beklagen.

Borromäus. Er ist gewiß selber krank worden, daß er nicht kommt!

Hausdorfer. Nein, nein. Ich erwarte ihn jeden Tag. Er ist nämlich fort — er ist abgereist. Aber er muß jeden Tag zurückkommen. Er erholt sich halt ein wenig. Na ja, er muß ja doch wieder arbeiten können.

Borromäus. Ja, ja, wenn man einen Beruf hat . . . .

Hausdorfer. Und gar einen solchen! — Ein Dichter! (Steht auf.) Ein Dichter! Wissen Sie, was das heißt?

Borromäus. Aber gnädiger Herr! —

Hausdorfer. Nichts wissen Sie, gar nichts. Wir wissen das Alle nicht wir gewöhnlichen Menschen, die nichts weiter können als ihre Gärten bepflanzen . . .

Borromäus. Oh, der gnädige Herr hat —

Hausdorfer. Na ja, Borromäus, Sie meinen, ich hab' früher auch noch was Anderes gethan — ja, ja. Aber doch nichts Besseres als jetzt. In einem Bureau bin ich gesessen drin in der Stadt, tagtäglich von acht bis zwei, manchmal ist auch drei oder gar vier worden.

Borromäus. Es muß doch eine Plag' sein, täglich auf einem Fleck sitzen sechs Stunden lang. — Ich hab' den gnädigen Herrn oft bedauert in früherer Zeit, wenn er erst so spät am Abend aufs Land herausgekommen ist. Und gar im Winter —

Hausdorfer. Was soll man machen, Borromäus? Jetzt sitzt ein Anderer auf meinem Platz, und wenn's der erlebt wie ich, kriegt er auch einmal seine Pension, und drin im Bureau sitzt wieder ein Anderer! — Aber wer da drin auf meinem Platze sitzt, das ist ganz egal, das kann bald Einer. Aber ein Dichter — das ist schon eine andere Art von Mensch wie unsereiner, Borromäus. Wenn so Einer in Pension geht, kann's passiren, daß die Stelle recht lang unbesetzt bleibt. Ja, so Einer muß auf sich schauen, das ist er der Welt schuldig — verstehen S', Borromäus?

Borromäus. Freilich.

Hausdorfer. Nichts verstehen S', gar nichts. Haben Sie denn gar nichts bemerkt am Heinrich? Haben Sie denn nie den Schein um seinen Kopf bemerkt? Na, seh'n Sie?

Borromäus (lacht zuerst, dann wird er wieder ernst).

Hausdorfer. Haben S' keine Angst, Borromäus, — ich bin nicht verrückt. Ich red' von keinem wirklichen Schein, nur von einem figürlichen. Sie

Digitized by Google

können ihn nicht sehen, Borromäus, — ich auch nicht; — aber die Frau Hofräthin hat ihn gesehen.

Borromäus. Ah, ich weiß schon, was der gnädige Herr meint. Ja, weil der Herr Heinrich, so jung als er ist, schon so viel in der Zeitung steht und die Leut' von ihm reden — ja, ja, das ist . . . (Geste, als wollte er den Schein um den Kopf bezeichnen.)

Heinrich (schwarz gekleidet, geht am Gartengitter vorbei. Er grüßt und verschwindet wieder).

Borromäus (ist dem Blick des Hausdorfer gefolgt).

Hausdorfer. Ja, da kommt er. (Sitzt schweigend.)

Borromäus. Erlauben der gnädige Herr — ich hab' ja noch gar keine Gelegenheit gehabt, dem Herrn Heinrich mein Beileid auszusprechen . . .

Heinrich (tritt eben aus dem Innern des Hauses auf die Terasse).

Hausdorfer. Na, geh'n Sie nur, geh'n Sie nur, sprechen Sie ihm Ihr Beileid aus.

Borromäus (geht dem Heinrich entgegen).

Heinrich (von der Veranda herunterkommend, ergreift die Hand des Borromäus). Ich danke Ihnen, lieber Borromäus — ich weiß ja — ich danke Ihnen sehr.

Borromäus (ab).

Heinrich (nach vorn).

Hausdorfer (steht jetzt erst auf, geht ihm einen Schritt entgegen. Händedruck). Na, bist Du wieder zurück?

Heinrich. Ja; früher als ich gedacht habe. Es ist doch noch besser daheim.

Hausdorfer (nickt). Du bist also noch am selben Abend abgereist?

Heinrich. Ja, ich bin vom Friedhof nach Hause, habe gepackt und bin fort. Ich hätte die Nacht zu Hause nicht mehr ertragen.

Hausdorfer. Das begreif ich. Wo bist Du denn eigentlich gewesen?

Heinrich. Zuerst bin ich nach Salzburg gefahren. —

Hausdorfer. So?

Heinrich. Das ist nämlich ein Ort, wo ich mich sonst immer wohl gefühlt habe. Eine Stadt des Trostes, wahrhaftig.

Hausdorfer. So? Giebt's solche Städte? Das wär' ja großartig.

Heinrich. Ja, unter gewissen Umständen giebt es solche Orte, und ich bin wirklich nicht auf's Gerathewohl nach Salzburg gefahren. Ich habe nämlich einmal etwas sehr Schweres oder wenigstens Trübseliges erlebt — vor sieben oder acht Jahren . . . Wissen Sie, Herr Hausdorfer, so eine Geschichte, daß ich dachte, es wird überhaupt nie wieder gut . . . Ja, und da bin ich fortgereist, eben nach Salzburg. Und schon am ersten Nachmittag, während eines einsamen Spazierganges in Hellbrunn, in dem reizenden Rococogarten, linderte sich mein Schmerz und am Morgen darauf bin ich wie gesundet aufgewacht, habe sogar wieder arbeiten können.

Hausdorfer. Geh!

Heinrich. Allerdings war ich damals kaum Zwanzig — überdies war Frühling; das muß man auch in Betracht ziehen.

Hausdorfer. Ja freilich, das muß man auch in Betracht ziehen.

Heinrich. Und diesmal nichts, keine Spur von Erleichterung. Im Gegentheil.

Digitized by Google

Hausdorfer. Ja. Also es giebt Fälle, wo Hellbrunn nicht wirkt Wie lang bist Du denn in Salzburg geblieben?

Heinrich. Am nächsten Tag bin ich fort. Nach München. Ich hoffte nämlich auf die beruhigende Wirkung der alten Bilder. Ich bin in die Pinakothek, in die alte, wo meine geliebten Dürer und Holbein hängen. Und wahrhaftig, dort hab' ich zum ersten Mal nach langer, nach sehr langer Zeit wieder aufgeathmet. (Pause.) Sie erlauben doch, daß ich Ihnen das Alles erzähle. Ich habe ein solches Bedürfniß, mich Ihnen gegenüber auszusprechen.

Hausdorfer. Thu's nur, thu's nur. (Wird freundlicher, giebt ihm die Hand.)

Heinrich. Ich danke Ihnen. (Sitzt.) Sehen Sie, Herr Hausdorfer, ich hab' es einigermaßen schmerzlich empfunden, daß wir einander im Lauf der letzten Jahre . . . ich kann's nicht anders sagen — ein wenig fremder geworden sind.

Hausdorfer. Fremder — wieso denn?

Heinrich. Ja. Ich habe sehr gut gespürt, daß Sie mich nicht mehr so gern hatten, wie früher einmal, wie zu der Zeit, da ich ein Bub war und hier auf der Wiese gespielt habe.

Hausdorfer. Gott, mein lieber Heinrich, das ist freilich schon recht lange her. Und schließlich wirst Du ja auch zugestehen, daß Du eigentlich Derjenige warst — na ja, ich mein nur so . . . es ist doch natürlich, daß Du Deine eigenen Wege gegangen bist. Ein junger Mensch! Es war ja nicht sehr amüsant bei mir heraußen. Du hast Deinen Kreis. Ich hab' Dir doch mein Lebtag keinen Vorwurf gemacht — oder ja?

Heinrich. Aber! — Ich wollte Ihnen nur sagen, wie tief ich gerade jetzt, nach dieser mißglückten Reise oder Flucht, empfunden habe, daß ich mit keinem Menschen so stark zusammenhänge als mit Ihnen. Sie werden mich verstehen. Wie dankbar muß ich Ihnen sein! Was sind Sie meiner armen Mutter gewesen! Wie haben Sie ihre letzten Lebensjahre verschönt!

Hausdorfer (wehrt ab). Ja, ja . . . . Erzähl doch weiter. Also in München bist Du gewesen, die Bilder hast Du Dir angeschaut. Und da hast Du Trost gefunden.

Heinrich. So lang ich eben in den kühlen stillen Sälen war. Kaum bin ich auf die Straße hinausgetreten, so war Alles vorbei. Und gar die Abende, diese endlosen einsamen Abende. Ich versuchte zu arbeiten, zu denken — unmöglich! Als wäre Alles in mir vernichtet. (Pause. Ist aufgestanden.) Wie lange wird das noch dauern!

Hausdorfer. Es muß schrecklich sein, wenn man eine Beschäftigung so gewöhnt ist . . . .

Heinrich. Gewöhnt? Ich bin's ja längst nicht mehr. Das ist es eben. Seit zwei, drei Jahren kann ich nichts mehr zu Stande bringen. Sie wissen ja . . . .

Hausdorfer. Ich weiß — freilich.

Heinrich. Aber es war auch eine vollkommene Unmöglichkeit. Ein geliebtes Wesen, eine Mutter leiden sehen, so leiden und wissen, daß sie dem Tod entgegensiecht, und daß sie es ahnt! — Ja, das war das Furchtbarste. Diese Ahnung die ich in ihren Augen schimmern sah, nachts, wenn ich an ihrem Bette saß und ihr vorlas. (Große Pause.) Die Wohnung hab' ich aufgegeben.

Hausdorfer. So? die wär' ja auch zu groß für Dich allein.

Digitized by Google

Heinrich. Abgesehen davon; ich könnte in diesen Räumen doch nie wieder eine Zeile schreiben. Ich würde ja doch Nacht für Nacht das Stöhnen aus dem Zimmer nebenan zu hören glauben, das mir ins Herz geschnitten und mir jede Fähigkeit, jede Lust zu schaffen, ja zu leben zu Grund' gerichtet hat. Oh Gott! (Pause.) Und wissen Sie, was mir Doktor Heusser noch am Sonntag vor ihrem Tode gesagt hat?

Hausdorfer. Was denn?

Heinrich. Es könnte auch noch zwei bis drei Jahre dauern.

Hausdorfer (beinahe auffahrend). Noch zwei bis drei Jahre? So? (Absichtlich ruhiger.) Noch zwei bis drei Jahre hätte es dauern können?

Heinrich. Ja. Und die schlimmste Zeit wäre erst gekommen. Sie hätte das Zimmer nicht verlassen, hätte nicht einmal mehr die paar Stunden in der Woche haben dürfen — hier im Garten, wo ihr immer so wohl gewesen ist. (Blick auf den leeren Lehnstuhl.)

Hausdorfer. Vielleicht hätt' ich mich doch zuweilen entschlossen, hineinzufahren, glaubst Du nicht?

Heinrich (wie beschämt). Mein verehrter Herr Hausdorfer, ich rede da immer von mir, und ich bin noch jung, und es liegt doch noch irgend was wie eine Zukunft vor mir. Was haben Sie verloren!

Hausdorfer. Viel, viel.

Heinrich. Ich weiß, was Ihnen meine Mutter bedeutet hat; ich hab' es immer gewußt, auch schon damals.

Hausdorfer. Damals?

Heinrich. Ich war ja kein kleines Kind mehr, als der, der mein Vater war, uns verließ.

Hausdorfer. Ja, ja.

Heinrich. Ich erinnere mich noch an den Tag, da mir die Mutter sagte der Papa sei abgereist. Und als er nicht zurückkam, hab' ich mir eine Zeit lang eingebildet, daß er gestorben sei, und in der Nacht hab' ich manchmal bitterlich geweint. Aber kurz darauf bin ich ihm auf der Straße begegnet, und zwar mit jener Andern, um derentwillen er meine Mutter verlassen hatte. Ich hab mich in ein Hausthor versteckt, damit er mich nicht sieht, als ob ich kleiner Bub mich vor ihm schämte. Ja, ich hab' es früh verstanden, daß meine Mutter vollkommen frei war, so frei, als wenn sie verwittwet wäre.

Hausdorfer. Du hast uns also verziehen, scheint es.

Heinrich (leicht verletzt). Entschuldigen Sie, ich habe mich wahrscheinlich ungeschickt ausgedrückt. (Wieder wärmer.) Aber soll man denn nicht über einfache und natürliche Dinge einfach und natürlich reden können, besonders in einem solchen Augenblick? Es drängt mich, Ihnen wie einem Vater die Hand zu drücken, denn ich weiß, wie sehr meine Mutter Sie geliebt hat. (Es wird immer dunkler. Auf der Straße hinter dem Gitter werden Laternen angezündet.)

Hausdorfer. Geliebt — das wär schon was Besonderes. Was liebt sich nicht Alles auf der Welt, wenn's jung ist. Freunde sind wir gewesen, Heinrich, alte Leute und Freunde. Verstehst Du das? Oder hat das Wort für so junge Ohren noch keinen Klang? Aber wie sollt Ihr das versteh'n, Ihr jungen Leute, vor denen noch die Zukunft liegt, denen die Welt offensteht, — und gar ein Mensch wie Du, mit solchen Aussichten. Es ist ja kein Wunder.

Digitized by Google

Heinrich. Sie irren sich, Herr Hausdorfer: ich begreife das sehr gut. Wenn ich Ihnen . . . uns meine arme Mutter wieder zurückrufen könnte — oh Gott! Wenn ich sie nur noch einmal, nur für einen Abend wieder hier sitzen sähe, wie Vieles gäb' ich dafür hin!

Hausdorfer. Vieles? (Bitterer.) Was?

Heinrich (zögernd). Es ist mir, als wenn ich meine ganze Zukunft, als wenn ich Alles, was ich noch leisten, Alles, was ich noch erreichen will, dafür hingeben könnte.

Hausdorfer. Sei nicht bös, Heinrich, das glaubst Du selber nicht.

Heinrich. Wenn ich die Möglichkeit hätte, wenn es in meiner Macht stünde . . .

Hausdorfer. Es ist nicht wahr, Heinrich. Auch wenn Du die Macht hättest — ich kenne Dich! Euch Alle kenn' ich, ich weiß, wie Ihr seid.

Heinrich. „Ihr?" Ich weiß nicht, für wen außer mir ich einzustehen habe.

Hausdorfer. Du mußt für Niemanden einsteh'n. Wenn ich „Ihr" sage, so weiß ich schon, wie ich das mein'. Da hab' ich nämlich einen jüngern Kollegen im Amt gehabt, das ist eine Geschichte von ungefähr zehn Jahren, der hat sich mit der Musik beschäftigt in seinen Mußestunden; es ist auch einmal bei einer Liedertafel vom Männergesangverein etwas von ihm aufgeführt worden, Franz Thomas hat er geheißen. Und dem ist sein einziges Kind gestorben, ein Bub, sieben Jahr war er alt, bildschön und aufgeweckt. Ich hab' ihn nämlich gekannt; er ist manchmal mit seiner Mutter gekommen, den Vater von Bureau abgeholen. Also das Kind ist gestorben, an der Diphtheritis, in einer Nacht, und ich komm' hin Kondolenzvisit machen. Und er, der Vater nämlich, sitzt beim Klavier und spielt — ja, spielt. Dabei muß ich bemerken: das todte Kind ist im selben Zimmer aufgebahrt gelegen — und er spielt und hört nicht auf, wie ich komme, sondern nickt mir zu, und wie ich hinter ihm stehe sagt er leise: „Hören Sie Herr Hausdorfer, das ist für mein armes Buberl. Grad ist mir die Melodie eingefallen." Und das todte Kind liegt daneben im Sarg. — Ja. Mir ist es über den Rücken gelaufen.

Heinrich (hat mit sichtlichem Interesse und endlich mit einiger Befriedigung zugehört). Nun ja. Ich verstehe ganz gut, daß viele und gerade sehr vortreffliche Menschen solchen Dingen gegenüber eine Art Grauen empfinden mögen. —

Hausdorfer. Grauen — ja! Das wird schon das rechte Wort sein.

Heinrich. Aber sagen Sie selbst, Herr Hausdorfer: sind die Leute nicht eigentlich beneidenswerth, denen es so schnell gelingt, sich hinauszuretten — in ihren Beruf, in ihre Kunst? die vielleicht sogar die wunderbare Fähigkeit haben ihren Schmerz in ihrer Weise zu gestalten, statt ihn in nutzlosen Thränen hinströmen zu lassen?

Hausdorfer. Gestalten? Weckt das die Todten wieder auf?

Heinrich. So wenig als die Thränen. Ich sage auch nicht, daß die Freude an der Arbeit das Leid über ein entschwundenes Wesen aufwiegt. Aber ist es nicht endlich das Einzige, was uns übrig bleibt: arbeiten? Werden Sie nicht Ihren Garten pflegen wie zuvor? Und ich — ja, ich ersehne den Tag, da ich wieder fähig sein werde, etwas Ordentliches zu schaffen wie früher einmal. Ins Unabänderliche müssen wir uns fügen.

Hausdorfer. Ins Unabänderliche, das mag ja sein.

Digitized by Google

Heinrich: Es war unabänderlich.

Hausdorfer. Nein, nein.

Heinrich (ein wenig befremdet). Gewiß. Mit welchen Gedanken quälen Sie sich denn? Haben Sie nicht selbst erst vor sechs Wochen den Doktor gesprochen? Er hat Ihnen damals die Wahrheit nicht verschwiegen. Er hat so kommen müssen.

Hausdorfer. Nicht so früh! Noch nicht jetzt.

Heinrich. Wie können Sie das behaupten, Herr Hausdorfer? Sie nehmen doch nicht an, daß irgend etwas versäumt worden ist?

Hausdorfer. Oh nein, oh nein, entschuldige. Nichts ist versäumt worden.

Heinrich. Nun also!

Hausdorfer. Aber hast Du mir nicht selbst grad erzählt, daß sie noch zwei bis drei Jahre vor sich gehabt hätte?

Heinrich. Ach so. Das ist schon wahr. Aber der Doktor machte auch auf die Möglichkeit eines plötzlichen Todes aufmerksam, wie Ihnen sehr wohl bekannt ist.

Hausdorfer. Plötzlich? — Das wär' ja schon richtig. (Zögernd, aber dann entschlossen.) Aber ob's auch natürlich zugegangen ist, das wär' noch eine andere Frage.

Heinrich (betreten). Wie?! Warum diese . . . Nein. Ich verstehe nicht, was Sie auf diese Vermuthung bringt, zu der nicht der geringste . . . Der Arzt hätte es doch merken müssen.

Hausdorfer. Warum denn? Man trinkt das Morphiumflascherl aus, in der Früh wird man todt im Bett gefunden; die Angehörigen sind ja vorbereitet.

Heinrich. Sie sagen das mit einer so eigenthümlichen Bestimmtheit . . . . . Hat meine Mutter vielleicht eine Aeußerung gethan? . . . .

Hausdorfer. Laß es Dir genügen — ich irr' mich nicht.

Heinrich. Da Sie mir so viel gesagt haben, Herr Hausdorfer, so werden Sie es wohl begreiflich finden . . .

Hausdorfer. Ich weiß es — frag' mich nicht mehr!

Heinrich. Ach so. Der Brief auf ihrem Schreibtisch . . .

Hausdorfer (nickt). Ja.

(Pause.)

Heinrich (betroffen). So, so . . . (Pause. Er faßt sich wieder.) Aber warum bin ich eigentlich erstaunt? Wie oft in diesen furchtbaren Nächten hab' ich mich gefragt — ja, ich gesteh' es Ihnen, auf die Gefahr, daß ich Ihnen wieder grauenhaft erscheine — was uns armselige Geschöpfe denn zwingt, so viel Elend, so viel Martern auf uns zu nehmen, wenn es doch in unserer Macht liegt, jeden Augenblick selbst ein Ende zu machen.

Hausdorfer. Heinrich!

Heinrich. Wenn meine Mutter gethan hat, was Sie zu wissen behaupten, so hat sie recht gethan.

Hausdorfer. Heinrich!

Heinrich. Das ist meine ehrliche Meinung.

Hausdorfer. Aber Du weißt ja nichts, Heinrich — Du weißt ja gar nichts! Sie hätte ja weiter gelitten und weiter gelebt, so lang ihr der Herrgott das Leben schenkt — für mich hätt' sie weitergelebt und für sich — für die paar Stunden hier in dem Garten, der voll Erinnerungen an unsere Jugend und an

Digitized by Google

unser Glück ist — gestorben ist sie Deinetwegen — Deinetwegen, Heinrich, daß Du's weißt — für Dich!

Heinrich (immer erregter). Für mich . . . für mich? . . . Ich verstehe Sie absolut nicht! . . . Für mich — was heißt das?

Hausdorfer. Verstehst Du's wirklich nicht? Kannst Du Dir's denn nicht denken? Hast Du nicht selbst eben davon gesprochen?

Heinrich. Wovon?

Hausdorfer. Hast Du mir nicht selbst erzählt, was in Dir vorgegangen ist? Und Du bildest Dir ein, Deine Mutter hat nichts gemerkt?

Heinrich. Was hat meine Mutter gemerkt?

Hausdorfer. Daß Dich ihre Krankheit in Deinem Beruf gestört hat, daß Du nichts mehr hast arbeiten können — daß Du Angst bekommen hast, es ist für immer aus mit Deinem Talent — daß Du — Du! der Gequälte, der Gemarterte, der Ruinierte warst — das hat sie gesehen und darum . . . .

Heinrich. Darum?! — Aber es ist ja nicht möglich!

Hausdorfer. Nicht möglich? Es war Deine Mutter, so wird's schon möglich gewesen sein.

Heinrich. Nein, Herr Hausdorfer, Ihr Gram bringt Sie auf Vermutungen, die durch nichts gerechfertigt sind. Ich weiß ja sehr wohl, daß meiner Mutter mein Seelenzustand kein Geheimniß bleiben konnte, so sehr ich mich bemüht habe — aber daß das der Grund gewesen sein sollte . . . nein, das ist — —

Hausdorfer (ihn heftig unterbrechend). Warum willst Du mir denn nicht glauben? Meinst Du, ich lüge Dir was vor? Ja, warum denn? — Da! (Nimmt einen Brief aus seiner Tasche.) Lies! lies! da! Der Brief ist bei klarem Bewußtsein geschrieben — das ist der, der auf dem Schreibtisch gelegen ist! Am letzten Abend hat sie ihn geschrieben. Und eine halbe Stunde nachher . . . Ja, lies — da drin steht's . . . weil sie Dich leiden gesehen hat — sie Dich — sie Dich — darum ist sie fortgegangen vor der Zeit — darum ist sie gestorben!

Heinrich (durchfliegt den Brief). Mutter! Mutter! (Sinkt wie vernichtet nieder.) Für mich! Um meinetwillen! Da bin ja ich ihr . . . Oh Gott! Oh Gott! — Mutter! (Er vergräbt den Kopf auf dem Lehnstuhl.)

Hausdorfer (sieht ihn an und nickt).

(Große Pause.)

Heinrich (erhebt sich). Ich will nun gehen. Ich begreife, daß Ihnen mein Anblick schmerzlich sein muß. Hier ist der Brief. (Er behält ihn noch in der Hand.) Er ist bei klarem Bewußtsein geschrieben und enthält die Wahrheit. Ja, ich zweifle nicht mehr. (Nach einigem Zögern.) Erlauben Sie mir nur, Sie auf diese Stelle aufmerksam zu machen.

Hausdorfer. Welche?

Heinrich. Diese hier. In der meine Mutter Sie beschwört. — (Mit dem Finger darauf weisend.) „Ich beschwöre Dich . . . ." mir von dem Inhalt dieses Briefes nichts zu verrathen und mich zeitlebens in dem Glauben zu lassen, daß sie eines natürlichen Todes gestorben sei. Dieser Brief war ausschließlich für Sie und ganz gewiß nicht für mich bestimmt.

Hausdorfer. Ich bestimm' ihn für Dich! Ich bestimm' ihn für Dich! Ich erlaube mir — ich erlaube mir. Du wirst es überleben.

Digitized by Google

Heinrich Sie haben durch Ihre Verfügung den ganzen Sinn dieses freiwilligen, dieses Opfertodes zerstört. Ihr Wille war es nicht, daß ich mich als Mörder fühlen, als ein Verdammter auf der Welt herumgehen sollte! Und Sie werden vielleicht später selbst empfinden, daß Sie nicht nur an mir, sondern auch an ihr ein Unrecht begangen haben, das beinah das meine aufwiegt.

Hausdorfer. Ich nehm's auf mich, Heinrich. Ich hab' es Dir sagen dürfen, Dir schon. Du wirst Dich nicht lang als Schuldiger fühlen — nein! Du wirst Dich aufraffen! leben! gestalten!

Heinrich. Das ist ein Recht, vielleicht sogar meine Pflicht. Denn mir bleibt nicht Anderes übrig, als mich selbst zu tödten — oder den Beweis zu versuchen, daß meine Mutter nicht — vergeblich gestorben ist.

Hausdorfer. Heinrich! Vor einem Monat hat Deine Mutter noch gelebt, und Du kannst so reden? Für Dich hat sie sich umgebracht, und Du gehst hin und schüttelst es von Dir ab? Und in ein paar Tageen nimmst Du's vielleicht hin, als wär' es ihre Schuldigkeit gewesen? Hab' ich nicht Recht: seid Ihr nicht Einer wie der Andere? Hochmüthig seid Ihr — das ist es: hochmüthig, Alle, die Großen wie die Kleinen! Was ist denn Deine ganze Schreiberei, und wenn Du das größte Genie bist, was ist sie denn gegen so eine Stunde, so eine lebendige Stunde, in der Deine Mutter hier auf dem Lehnstuhl gesessen ist und zu uns geredet hat, oder auch geschwiegen — aber da ist sie gewesen — da! und sie hat gelebt, gelebt!

Heinrich. Lebendige Stunden? Sie leben doch nicht länger als der Letzte, der sich ihrer erinnert. Es ist nicht der schlechteste Beruf, solchen Stunden Dauer zu verleihen, über ihre Zeit hinaus. — Leben Sie wohl, Herr Hausdorfer. Ihr Schmerz giebt Ihnen heute noch das Recht, mich mißzuverstehen. Im Frühjahr, wenn Ihr Garten auf's Neue blüht, sprechen wir uns wieder. Denn auch Sie leben weiter. (Er geht über die Terrasse, öffnet die Thüre, aus der ein breiter Lichtstrahl von der Lampe in den Garten fällt.)

(Der Vorhang fällt.)

Digitized by Google

In Indien.

Tagebuch

von **Albrecht Wirth.**

Von Persien nach Kaschmir.

Bender-Abbas ist eine Hölle. Ungesund und im Schmutz erstickend; eine verkommene, blutarme Bevölkerung, keine Abwechselung im ganzen Jahre; schlechtes Wasser, Cholera und Pest. Die Landschaft aber ist entzückend; so schön wie die Bai von Neapel, nur die Farben noch glühender, noch leuchtender. Drei Inseln vorgelagert, das flache Ormus, wo einst der Markt dreier Welten, Europas, Asiens und Afrikas; Lorak und das gebirgige, langgestreckte Kischm, wo die britische Kohlenstation. Die Straße von Ormus scheint nicht breiter als höchstens 40 Kilometer zu sein. Der Hauptnachteil von Bender-Abbas ist die fürchterliche Hitze, in der es selbst Buschir und Aden weit übertrifft. Nach meiner persönlichen Erfahrung — Anfang September — ist es sogar Maskat über, wo doch nach persischen Berichten „das Mark in den Knochen und das Schwert in der Scheide schmilzt, wo die Jagd auf Löwen und Antilopen leicht und erfreulich, weil sie vor Hitze umfallen und gleich an Ort und Stelle rösten, sodaß man die fertigen Braten bloß aufzulesen braucht." Man kann es jedenfalls verstehen, daß die alten Griechen eine Zone annahmen, in der die zu nahe Sonne dem Menschen das Wohnen unmöglich macht. Allein wo hätte noch Hitze oder Kälte die Menschen abgeschreckt, wo es galt, ihre Habsucht zu befriedigen? Sie gingen in die Eiswüsten Alaskas für Gold und in die verbrannten Durststeppen Chiles, um Salpeter zu gewinnen. So waren auch einst Ormus und seit Abbas dem Großen das kontinentale Bender-Abbas blühende Plätze, weil sie den süd- und ostasiatischen Handel vermittelten, Seide gegen Elfenbein und europäische Stoffe verkauften; zuerst unter den Mongolen und Tartaren — Marko Polo findet großen Verkehr dort — dann unter den Portugiesen, Holländern und Engländern. Namentlich unter portugiesischer Herrschaft war Ormus — auch Kormus, Cormusa und Formosa genannt — geradezu der wichtigste Platz ganz Asiens. Seit dem 18. Jahrhundert verfiel der Handel. Ein englischer Seeräuber setzte sich als Fürst von eignen Gnaden auf Kischm fest und seine Hand war gegen Jedermann. Nur als einst ein englisches Schiff gescheitert, nahm er seine schiffbrüchigen Landsleute, 130 an der Zahl, gastfreundlich auf und schickte ihnen 130 junge Negersklavinnen. Nadir Schah, der auch Maskat eroberte, versuchte zwar, der Bai von Bender Abbas wieder neue Blüte zu verschaffen, aber der Aufschwung war von kurzer Dauer. Jetzt wollen die Russen den höchst vortrefflichen Hafen — das Wasser ist tief genug und ist so ruhig wie ein Spiegel — zum Ausgangspunkt ihrer westpersischen Eisenbahn machen.

Digitized by Google

Die Bewohner von Bender-Abbas und Umgebung sind klein, aber wohlentwickelt und muskulös; die viele freie Bewegung in Luft und Wasser hat ihnen fast klassische Harmonie der Glieder gegeben. Ihre Farbe ist dunkelchokoladenbraun, ihr Haar nahezu wollig, die Lippen dick und wulstig; man wird an den Negertypus erinnert. In der That nehmen die Leute der Wissenschaft eine Urbevölkerung von Negritos am persischen Golf und dem Unterlaufe des Karun wie Schat-et-Arab an. Die Bezeichnung Nimrods als eines Kuschiten d. h. eines Aethiopiers deutet ebenfalls auf die schwarze Rasse als die ältesten Herren des Landes. Vermutlich bildete diese negroide Gruppe ein anthropologisches Zwischenglied zwischen den Schwarzen Afrikas und den Schwarzen des Dekhan, der Andamanen, Melanesiens und Neuguineas. Am persischen Golf hat sich dann, wie an der Suahelikküste, der Neger mit arabischem und iranoindischem Blute gemischt. Uebrigens sprechen auch arabische Geographen und Historiker wie Jakut und Masudi von einer nicht-semitischen Urbevölkerung Südarabiens, den Makan, die vielleicht ebenfalls negroid waren. Der Name Makran für die Südküste Persiens zwischen Lar und Belutschistan — die Heimat der Ichthyophagen der Alten — soll nach Carzon aus dem Dekhan stammen und auf dravidischen Ursprung zielen. Die Dravidas sind aber sehr dunkel und sind ihrerseits sicher den Australiern verwandt. Die Mehrzahl allerdings der heutigen Anthropologen, Virchow an der Spitze, sträubt sich, irgend welchen genetischen Zusammenhang zwischen den Schwarzen Afrikas und denen Asiens und Australiens anzuerkennen.

Persien verlassend, will ich, ohne auf den genügend behandelten Gegensatz Englands zu Rußland noch einmal näher einzugehen, die Gesamtlage Persiens wenigstens kurz beleuchten. Kenner Persiens (so besonders ein Essayist in dem Nineteenth Century) haben nach der Ermordung Nasireddins einen großen Aufschwung des Landes prophezeit. Allein das Gegenteil ist eingetreten. Von den erwarteten Straßen, Eisenbahnen, Fabriken und Minen ist nicht eine einzige in Angriff genommen worden, vielmehr sind die bereits bestehenden Straßen, öffentlichen Gebäude und Verkehrseinrichtungen, sind Posten nnd Finanzen und Landesverteidigung nur noch mehr verfallen. Seit Musaffar Khan „König der Könige“ wurde, ist alles drunter und drüber gegangen und ist das Land dem Bankrott und völligen Ruin nahe. Die Aktien der **Imperial Bank of Persia**, die in letzter Linie auf die Initiative Baron Reuters, vom Telegraphen-Bureau, zurückgeht, sind von 103 auf 57 gefallen, der Staatssäckel ist leer, die Straßen sind so unsicher wie seit einem Jahrhundert nicht, die Verwaltung ist ohnmächtig, das Heer eine Bande zuchtlosen Gesindels, das Reich in Händen von Hofgünstlingen und räuberischen Kurden. Allein noch schlimmer: nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Zukunft ist trost- und hoffnungslos. Anderen Staaten kann geholfen werden, wenn der rechte Mann erscheint; nicht so Persien. Das Land ist sehr verarmt und der Boden so verkommen, daß erst ein Jahrhundert dauernd guter Verwaltung Wohlstand zurückbringen könnte. Am schrecklichsten ist die immer unaufhaltsamer um sich greifende Entwaldung und Verödung, die einen immer empfindlicheren Wassermangel zur Folge hat. Es kann nachgewiesen werden, daß in alten Zeiten Persien ein blühender Garten war und daß noch bis zur Mongolenzeit reichlich Wasser und Wald vorhanden war. Vor 250 Jahren machte sich schon Wassermangel fühlbar, denn Abbas wollte die Kerkha teilweise nach Ispahan leiten, eine Entfernung von beiläufig 200 Kilometern; aber da genannte Stadt damals 1 Million Einwohner zählte, muß das Land doch noch eine erhebliche Fruchtbarkeit besessen haben. Jetzt aber ist der Mangel auch nur an Trinkwasser, geschweige denn an Berieselungsmaterial für die Aecker geradezu beängstigend.

Digitized by Google

Eine ähnliche fortschreitende Austrocknung und Wasserverarmung findet übrigens gegenwärtig in Turkestan statt, sodaß es wenigstens zweifelhaft erscheint, ob die Entforstung und Entwertung ihres Bodens den Persern allein zur Last zu legen ist und nicht auch ihren rücksichtslosen Nachbarn im Nordosten. Jedenfalls ist sicher, daß, da es dem Russen bis jetzt nicht gelungen ist, die wünschenswerte Aufforstung und Berieselung Turkestans zu erzielen, dies den Persern, die es noch nicht einmal versucht haben, noch viel weniger gelingen würde. Nun hat der Niedergang der Landwirtschaft eine Verringerung der Einkünfte zur Folge, die Schmälerung der Revenuen jedoch erforderte eine Reduktion des ohnehin schon unzulänglichen Heeres, das der Schah aus eigener Tasche, d. i. einer Zivilliste von 20 Millionen Mark bezahlt.

Die wirtschaftliche und politische Schwäche des Reiches wird noch verschärft und gesteigert durch die Uneinigkeit und den Nationalitätenhaß im Inneren. Die Bevölkerung ist weit davon entfernt, einheitlich zu sein. Den Kern bilden allerdings die Perser, aber die reichste Provinz des Reiches, Adherbidschan, gehört türkischer Sprache und Rasse. Sodann die Nomadenstämme, die von einer Gesamtbevölkerung von 9 Millionen nicht weniger als 2 Millionen ausmachen: Kurden, Luren, Bakthiari, die vom Farsi wesentlich verschiedene Dialekte reden; die nördlichen Grenzstämme, in Gilan und Mazenderan, deren Sprache dem Pehlevi nahesteht; ferner Araber im Südwesten, Belutschen im Südosten, Afghanen in der Provinz Seistan im Osten, Turkmenen in Khorassan. Dazu noch viele Syrer am Urmiasee, Armenier im ganzen Nordwesten, Zigeuner im ganzen Reiche und Juden von Choi bis Basra. Die Völkerkarte ist wahrlich bunt genug: Arier, Semiten und Turkvölker; nicht minder mannigfaltig ist die Religionskarte: Schia, Suma, Gregorianer, Nestorianer, römische Katholiken, griechische Katholiken, Jakobiten, Sabäer (bei Schuster), Johanneschristen, Parsi (Feueranbeter), Protestanten, Hindu (am persischen Golf), Heiden (Zigeuner). Und keine starke Hand, die alle jene widerstreitenden Kräfte zu gemeinsamer That zusammenfaßte, vielmehr bitterster Haß zwischen Schiaten und Sumiten, englischer Hochkirche und amerikanischen Presbyterianern.

Das Ergebnis von alle dem ist, daß Persien am Rande des Abgrundes steht: ein Ruck, und es stürzt. Wer aber die Erbschaft antreten wird, England oder Rußland, das muß der Krieg in Südafrika entscheiden.

In zwei Tagen über spiegelglatte Flut nach Maskat. Eine allerliebste, fast puppenhaft kleine Bai mit schroff ragenden Spitzen und Zacken und nackten Felswänden ringsum. Kein Baum und kein Strauch und kein Gras auf den Bergen. Portugiesische Forts malerisch auf mehreren Höhen, der Palast des Sultans dicht am Strande, um die Stadt eine niedrige Umfassungsmauer gegen die Angriffe der Beduinen. Kein Lüftchen regte sich, allein die Hitze wegen der ungemein trockenen Luft erträglich. Ich besuche den französischen Konsul, Herrn Ottavi aus Korsika, der erzählt, daß im Juli zehn Tage und Nächte hindurch der Wärmemesser auf 45° C. gestanden. Es ist noch ein englischer Resident am Orte, Beal, und ein amerikanischer Konsul, dessen Gesinnung noch englischer als seines Kollegen. Auch ein Deutscher ist in Maskat, Kurt Töppen, der den Islam angenommen, sich mohammedanisch verehelicht hat und sich Mustafa nennt. Herr Ottavi lud mich zum Frühstück ein und wir verplauderten einige angenehme Stunden. Er ist fünf Jahre schon in Maskat, aber noch kaum mehr als eine Stunde über die Stadt hinaus gegangen, so unsicher ist das Innere. Auch die Engländer, als deren Vasall der Sultan seit dem angedrohten Bombardement im Februar 1899 gilt, herrschen bloß so weit, als ihre Schiffskanonen reichen. Was sie selber nicht haben können, das gönnen sie indeß auch keinem andern; als jüngst ein Deutscher das bisher

Digitized by Google

schlechterdings noch nie von einem Weißen betretene Hinterland von Maskat erforschen wollte und der Sultan gern die Erlaubnis geben wollte, da traten die Engländer mit entscheidendem Veto dazwischen. Lohnend wäre eine solche Forschung im höchsten Grade, wenn auch verflucht schwierig. Auch ist die Hitze im Inneren geringer, denn gar nicht weit von der Küste erheben sich die Berge auf 3000 m. Ueberall aber schweifen Prätendenten auf den Thron von Maskat mit reisigen Mannen umher, ferner kehlabschneiderische Beduinen und weiter im geheimnisvollsten Innern die Wahabiten, jene Reformsekte, die den Westen und alles vom Westen kommende haßt wie die Sünde, die nicht bloß Wein wie die anderen Mohammedaner, sondern auch den Tabak verbietet. Die Imame von Maskat, die mit den Sultanen von Sansibar verwandt, haben übrigens eine ruhmreiche Geschichte und einen ununterbrochenen Stammbaum, der von 650 bis zur Gegenwart reicht. Rührige Handelsleute, vielleicht schon seit der Zeit Salomons und seiner Ophirfahrten, haben die Maskater namentlich den Handel mit Indien und China vermittelt, und die Imame hatten lange das Monopol des Handels und wurden entsprechend reich. Noch gegen Mitte des 19. Jahrhunderts hatte der Imam achtzig Handelsdschunken. Hauptausfuhr von Maskat sind Südfrüchte (besonders nach dem Süßigkeiten liebenden Amerika), Häute und Maulesel, deren ja so viele nach unsrer ostafrikanischen Kolonie gebracht werden. Der Khedive hat einen weißen Maulesel aus Maskat, der 17000 Mark wert ist. Berühmt sind endlich die Maskater Trauben, von denen unser Wort Muskateller kommen soll. Soviel ich weiß, ist Maskat — 23° N. — diejenige traubenerzeugende Oertlichkeit, die dem Aequator am nächsten ist. Danach kommt erst in weitem Abstand Natal, das 29° vom Aequator entfernt liegt und Kalifornien, wo mit 31° Trauben beginnen.

Der Kurs wendete sich nun gen Ostnordost. Wir kamen nach der Rhede von Djask, hart an der Grenze von Belutschistan. Zu meinem bittersten Verdruß ward mir dort mein treuer Münchener Lodenmantel gestohlen; sonst habe ich nichts über den gottverlassenen, elenden Ort zu bemerken. Die Meinung besteht zwar, daß das verkommene Dorf einmal berühmt werden wird durch den Zusammenstoß englischer und russischer Waffen. Ich hoffe, daß dabei die ganze Stätte in Flammen aufgehn und die Einwohner im Feuer rösten werden.

An der kahlen, nichtswürdigen Küste Belutschistans entlang nach Karatschi, dem wichtigsten Hafen ganz Westindiens nach Bombay. Es fiel mir auf, daß das belutschische Meer ganz erstaunlich kalt ist, obwohl es doch überall von überhitzten Küsten eingerahmt ist und keine kalte Unterströmung bestehen kann. Ich kann mir die Sache nicht erklären. Karatschi ist wie die meisten indischen Großstädte in einem Stile gebaut, der aus orientalischem Prunk und amerikanischer Geräumigkeit zusammengesetzt ist. Eine unglaubliche Platzverschwendung. Das Quartier der Weißen ein prächtiger, blühender Park. Die Luft niemals drückend und gegen Abend einfach herrlich, dank der frischen Meeresbrise. Ich hielt mich nur einen halben Tag auf und fuhr gleich weiter mit der Bahn nach Kaschmir, drei Nächte und zwei Tage lang.

Zuerst durch eine langgestreckte Wüste, das Sindh. Die Geologen sagen, das Sindh sei nichts als die letzte Fortsetzung der Sahara, die sich durch Arabien und Südpersien bis ins Industhal erstrecke, unentwegt durch die unbedeutenden Gräben im Roten und Persischen Golfe. Der Indus wurde bei Sukkur auf einer großartigen Hängebrücke überschritten. Der Fluß, der durch Kanäle und Ausdünstung viel verloren, ist nicht breiter als der Rhein bei Mannheim. Kein Wunder, daß der Fluß von der Sonne leidet, denn in Sukkur, sagen die Einheimischen, ist es zu heiß, als daß der Mensch es ertragen kann; in Schikapur (westlich davon) aber ist es heißer; dabei ist Schikapur die Sommerfrische

Digitized by Google

für die benachbarten Jakobader. Ein Vergnügen für unsere Kommißsoldaten wäre es, in diesem gesegneten Klima die Industhalstraße entlang zu marschieren, die acht Tage lang sich fast keiner Krümmung schuldig macht. Geht doch noch über Napoleons Pappelallee von Braunschweig nach Hamburg. Einige Stunden Aufenthalt in Lahore wurden dazu benutzt, Tempel und Fort und die enge, mit wimmelndem Leben und gediegenen Gerüchen dicht erfüllte Alt-Stadt zu besichtigen, von der sich wiederum das Europäerquartier strahlend abhebt. Lahore ist berüchtigt wegen des Fanatismus seiner Mohammedaner. Mordanfälle sind nicht selten. Neulich ward eine Europäerin, die einem Afghanen eine schnippische Antwort gegeben, auf offener Straße um Mittag erdolcht, ferner ein Oberst erschossen. Die Mörder wurden zwar hingerichtet, glaubten aber wegen ihrer verdienstlichen Thaten sofort ins Paradies zu kommen. Früh morgens nach Rawalpiadi, einer modernen Garnisonstadt, und mit Wagen weiter nach dem fashionablen Kurort Marree, das 60 Kilometer von Pindi entfernt und 2100 Meter hoch liegt und für europäische Lungen köstlich ist. Endlich wieder grüner Wald und saftige Wiesen! Ich blieb dort fünf Tage, aber nicht etwa wegen der Annehmlichkeiten der Kurgesellschaft. Porltney Bigelow, der bekannte Yankee, erzählt, daß beim Kieler Kanalfeste seine deutschen Freunde einen solchen Freudelärm erhoben hätten, daß die Töne der 12 anwesenden Musikchors stundenlang bloß wie eine leis verklingende Aeolsharfe aus meilenweiter, verdämmernder Ferne vernehmbar gewesen wären. In der englischen Welt sind umgekehrt die Menschen die unhörbaren Aelsharfen. Guter Gott, gingen nicht all diese Obersten und Majore und Hauptleute und Oberstentöchter herum, als ob jedem und jeder einzelnen ein Dutzend von Vätern, Söhnen und Bräutigamen gestorben wären oder als ob eine Schwindsuchtepidemie die ganze Kolonie gepackt hätte. Ein großes Leichenbegängnis, diese englischen Sommerfrischen. Bekommt man ein einzelnes Individuum dieser Gigerl-Gesellschaft zu packen, so taut es sehr bald auf, wird gesprächig, amüsant, ja herzlich, aber alle zusammen, Wetter und Schlag. —

Ich flüchtete nach Kaschmir. Die Gesamtentfernung von der nächsten Eisenbahnstation, von Rawalpindi nach Srinagar, dem „Venedig Kaschmirs" ist rund 210 englische Meilen = 336 Kilometer. Man kann die Entfernung in zwei Tagen mit der Tonga zurücklegen, das ist ein viersitziger, schnurrig gebauter Wagen, der alle 8 Kilometer frische Bespannung erhält, sodaß man dahinsauft wie auf Windesflügeln. Dabei wird noch nachts geruht, weil die Nachtfahrt an den oft senkrechten Abhängen des Jhelumflusses zu gefährlich ist. Ich ging um 10 Morgens in Marree ab und kam, nach unvergleichlich malerischer und genußvoller, durch zahlreiche Wirtshäuser verschönter Fahrt, um 2 Uhr am anderen Tag in das Thal von Kaschmir. In diesem Feenlande blieb ich drei Wochen, von Ende September bis zweite Hälfte Oktober. Gleich am Anfang meines Aufenthaltes hatte ich das beste Glück und sah die Höhen des Pamir im strahlenden Schmucke ihres ewigen Schnees, sah den fast 8000 Meter hoch aufragenden Bagalpur, der mit seinem himmelstürmenden, auf der Westseite jäh abfallendem Gipfel dem Schreckhorn gleicht.

In Kaschmir.

Kaschmir hat eine sehr alte Geschichte, von 18000 Jahren, sagen die Einheimischen. Wenn davon auch ein paar Jährchen abzustreichen sind, bleibt doch genug, um das Land der Feenmärchen zu einer der ältesten Stationen der Hindu-Einwanderung zu machen. Alexander der Große empfing eine Gesandschaft aus Kaschmir, die seine Oberhoheit anerkannte. Gewöhnlich führte

Digitized by Google

das schwer zugängliche Ländchen ein idyllisches Dasein abseits vom Lärm der Heerstraße, seine Beschaulichkeit ward indeß durch die Muhammedaner unterbrochen. Im sechzehnten Jahrhundert wurden die Kaschmirer Jünger des Propheten. Dann kamen wieder Anhänger des Hinduismus, Leute aus dem tapferen Dograstamme und rissen 1840 die Herrschaft an sich, ohne jedoch den Islam ausrotten zu wollen. Zuletzt kamen die Engländer, sagten ihr Sprüchlein: Denn ich bin groß und du bist klein, und übernahmen seit 1894 neben dem Maharadscha die Regierung. Auch als Kurort hat Kaschmir einen sehr alten Ruhm. Schon Tamerlan, der Eisenfuß, brachte einen Sommer hier zu, seinen Rheumatismus zu pflegen. Für die Europäer ist es seit etwa einem halben Jahrhundert in Aufschwung gekommen. Damit auch die weitberühmten Schawle, Schnitzereien, Kupfer- und Silberarbeiten und was sonst das Land an seltenem Schmuck bietet.

Ich mietete mir eine Barke und führte drei Wochen ein Flibustierleben auf dem Jhelum, der in launischen Zickzacks das flache Thal langsam und bedächtig durchströmt. Mit dem Boot mietet man zugleich die Dienste der ganzen Bootsfamilie, so hatte ich über drei Männer und zwei Weiber zu gebieten, eine lustige Bande, die nie im Wege waren, stets aufgeräumt, gutes Mutes und gehorsam des Herrn Winke. Blos etwas faul, aber da waren ja die rüstigen Weiber, die ein stattlich Teil an der Arbeit mitzuthun hatten. Die putzigen Geschöpfe schwangen die Ruderstangen so tapfer wie Ajax, als Hektor die Schiffe zu verbrennen dürstete, und spannten sich trotz dem schwäbischen Handwerksburschen am Donaustrand ans Seil, um die schwere Barke am Ufer aufwärts zu ziehen. So ein Flibustierleben hat einen unbeschreiblichen Reiz. Immer neue Wiesen, neue Strömungen, hier bequemes Flach- dort schwieriges Steilufer, der Fluß bald niedrig, sodaß wir aufsitzen, bald so tief, daß die Stange keinen Grund mehr findet; einmal schmal wie der Weg zum Paradies, dann breit wie der zur Hölle, dann gar zum großen See sich erweiternd. Und wie bequem für einen Haushalt, alles was man nicht mehr braucht, als da sind Hühnerknochen, Papierfetzen, zerbrochene Gläser, ausgelesene Bücher und Zeitungen, zerlöcherte Schuhe und alte Hüte, einfach über Bord zu werfen. Geschirre oder Hände zu reinigen, bückt man sich ein bischen und es ist geschehen. Immer ist das Bad bereit. Immer auch ein Spaziergang, wenn man des Bootes müde, etwas seine Glieder regen will. Und immer für den Sportsmann die Jagd. Der Hauptreiz ist aber, daß der oft so berechtigte Wunsch: Kellner, einen andern Gast! hier zum Ereignis wird: behagt dir deine Nachbarschaft nicht, weil zu tönereich oder zu geruchvoll oder zu viel schmutzige Wäsche entfaltend, so genügt ein Wink an deinen Bootführer und er „stängelt" dich eine Flußwindung weiter abwärts oder aufwärts. Blos eines war zu meinem lebhaften Bedauern unmöglich, nämlich zudringliche Krämer an die Luft zu setzen: sie sind leider schon an der Luft, sintemal sie mit ihren Kähnen, raubvogelgleich, angefahren kommen, dein Boot nach Wikingerart kentern, sich anschnäbeln wie Dailius an die Karthager, und ihre Waaren mit geölter Zunge anpreisend dich unabschüttelbar verfolgen. Du kannst sie nicht als Hausfriedensbrecher vor Gericht zerren, denn sie sind in ihrem eigenen Hause, du kannst ihnen nicht durch die Flucht entrinnen, denn sie folgen mit ihrem Schelche, du kannst ihnen nicht die Nachbarschaft verbieten, denn der Fluß ist frei. Mit Widerstreben melde ich, daß in diesem extremen Falle nur ein Mittel nützt, das ist ein Lederriemen. Wer sittliche Abneigung spürt vor dem energischen Berühren eines Mitmenschen, der kann auch zur Not brauchbare Effekte erzielen, wenn er besagten Riemen blos zeigt und mit gewitterschwangerer Geberde einige Kreisfinten damit in die Luft zeichnet, allein ich muß gestehen, daß nachdem zwanzig Krämer mir Tafeltücher und Photographierahmen ver-

Digitized by Google

kaufen wollten, fünfzig ihre Spinnweben von Schawls, so durch einen Ring zu ziehen, zum Himmel erhoben hatten, zehn um die Gnade baten, mich rasieren zu dürfen, zehn andere mein Boot stürmten, ihre Dienste als Dolmetscher anzubieten, andere fünfundzwanzig entdeckt hatten, daß mir ein Spiegel fehlte, ein Dutzend mir Frauenkleider für den dreifachen Preis aufzuhängen trachteten und einige fünf oder sechs mir die Unentbehrlichkeit von Worcester-Saucen, die ich verabscheue, klar zu machen gesucht: ich muß gestehen, sage ich, daß ich es da nicht mehr mit händeringenden Kassandrageberden, symptomatischen Lufthieben und gegenstandslosen Kreisfinten bewenden ließ, sondern zum Kriegsernstfall überging. Da ich aber bei abgekühltem Blute mir nicht verhehlen konnte, daß man trotz allen Kriegsfeuers zuletzt von Ratten aufgefressen werden kann, wenn man ihnen nur genügend Zeit läßt, und daß sogar mancher Reiter zu Pferd von Termiten oder Bienen oder Mosquitos jämmerlich besiegt worden ist; da sank mir das Herz und ich ergriff feige die Flucht und schiffte stromaufwärts, erst eine Stunde hinter Somagar ankernd. Nach zwei Tagen gings aber wieder zurück, denn der Statthalter der Pendschab war zu Besuch gekommen, und der Maharadscha gab ihm zu Ehren ein Banquet und eine glänzende Illumination mit bengalischem Feuer. Der Maharadscha ist eine ziemlich unbedeutende Persönlichkeit, aber sein Bruder Dul Siny, Oberstkommandierender des Kaschmirer Heeres, ist ein wundervoller Typus des wehrhaften Rajputen, eine Indragestalt mit blitzenden Augen und majestätischer Schönheit. Ganz Kaschmir ist stolz darauf, daß er der schönste Mann des Landes. Welchen Wert das Fürstenhaus auf seine Abstammung legt, geht z. B. aus der Grabschrift hervor, die man einem verstorbenen Bruder des Maharadscha gesetzt; dieselbe beginnt: „Rajpute!" dann erst „Prinz!" und an dritter Stelle „Bruder!" Die Rajputen, nach denen das reiche Land Rajputana zwischen Satlej (dem letzten Fluß, den Alexander erreichte) und Jumna (größtem Nebenfluß des Ganges) benannt ist, sind der tapferste Kriegerstamm der Hindu, dessen sagenhafte Ueberlieferungen bis in die graueſten Zeiten des Mahabharata zurückreichen. So hat der Name Rajpute in Indien ungefähr denselben Klang, als bei uns ein Nibelung, Amaler oder — moderner — ein Zollern, Askanier. Wen es interessiert, der wisse, daß der Maharadscha ein Staatseinkommen von rund 100 000 Mark bezieht, mithin einer der ärmsten seines Zeichens ist, da ein besserer Maharadscha es nicht wohl unter 5—6 Millionen thut. Allerdings hat der nominelle Beherrscher Kaschmirs auch ein beträchtliches Privateinkommen aus seinen Teppich- und Seidewebereien, aus den Wirtshäusern am Wege, die im ganzen Lande ihm gehören, aus Jagdgerechtsamen u. dgl. Namentlich die Wirtshäuser werfen ihm viele Tausende ab, da er den Kniff erfunden hat, auch für den Tagesaufenthalt sich zahlen zu lassen. Du verzehrst etwannen einen Sandwich oder einen Schnaps oder, falls du eine alte Engländerin bist, eine Limonade und hast dann für diesen greifbaren Genuß sagen wir 30 Pfennige zu entrichten, für die Gnade aber, in dem Wirtshaus eine Sekunde bis drei Stunden weilen zu dürfen, 65 Pfennige und wenn über drei Stunden, 1,30 Mark. Die Wirtshäuser sind fast alle raffiniert malerisch gelegen, sodaß selbst eine kleine Bude dem geldfreudigen Herrscher 5—6000 Mark einbringt.

Man spricht immer vom Thal von Kaschmir und stellt sich infolgedessen eine Art Puppenstaat à la Reuß vor. Wenigstens war ich in diesem verwerflichen Irrtum befangen. Dabei ist das Ländchen schier so groß wie das ganze Königreich Würtemberg, hat ewig grüne Gefilde, wo nie Schnee fällt, hat sonnenverbrannte Wüsten und hat ragende Gletscher und Alpenhäupter, die bis 8000 m sich erheben. Das Thal, wo der Bootsport blüht, das Herz des Landes, ist meist flach wie ein Teller, dann giebt es aber auch furchtbare

Digitized by Google

Klammen und Schluchten und Schründe; baumlose Einöden wechseln mit üppigem Urwald. Im übrigen ist Kaschmir nicht blos ein Land saftiger Fluren und teurer Schawle, nicht blos ein Land des Genusses, sondern es ist auch einer der wichtigsten Bollwerke der Engländer gegen den Angriff der Russen. Noch in den jüngsten Jahren hat man die Kaschmirer Grenze bis zum Südabhange des Hindukusch ausgedehnt und hat eine Militärstraße nach Gilgit und mehrere Forts gebaut, um besser einem Anprall der Kosaken begegnen zu können. Als einheimische Soldaten werden dabei — das Land hat fünf bis sechs Rassen — fast blos Dogra verwandt, ein tapfrer, etwas mürrisch verschlossener Stamm, während die Kaschmirer in ganz Indien als die ärgsten Feiglinge berüchtigt sind und blos für weichliche Arbeit, Musik und Tanzen zu gebrauchen sind.

Der Tanz der „Natsch"mädchen, die den bekannten Geishas entsprechen, ist jene rhythmische Bewegung in der Reihe, die man von Marokko bis Japan findet. Wir tanzen gewöhnlich mit den Beinen, Berliner Straßenjungen gelegentlich mit dem Kopfe, die Bauchkünstlerinnen der mohammedanischen Welt kultivieren das Reich der Mitte, Inderinnen und Japanerinnen tanzen mit den Armen. Ich muß nun sagen, daß meinem Geschmack nach die japanische Anmut himalayahoch über den eckigen Formen und Bewegungen der Natsch erhaben ist. Auch an der gerühmten Schönheit der Kaschmirerinnen kann ich wirklich nichts finden. Fortwährend in freier Luft und im Wasser sich bewegend, haben sie gelegentlich eine gute, freie Haltung, auch ermangelt der Gesichtsausdruck nicht einer beweglichen Lebhaftigkeit. Allein die Hände sind schwielig und hölzern, die Lebhaftigkeit geistlos, von der entzückenden Feinheit der Japanerin keine Spur, regelmäßige Züge außerordentlich selten, die Gestalt schmächtig, und was das schlimmste von allem ist, freilich auch beim Manne, das ist eine Nüance von jenem fatalen Geruche, der die Negerhaut so unvorteilhaft auszeichnet. Die Dogra sind offenbar Reste der alten Hindu-Eroberer, aber die Kaschmiri müssen Reste des vermutlich dunkelhäutigen Urvolkes darstellen, mit dem die Eroberer zum Teil sich vermischt haben, denn neben wulstigen Lippen und zurückweichenden Stirnen sieht man Männertypen edler Rasse, die an den lockenumwallten Telemach oder den weisen Nestor erinnern. Jedenfalls ist ein Göttergeschenk den Kaschmiri zuteil geworden, die Kunst. In ihrer Weberei und Silberschmiedarbeit herrscht ein hoher Geschmack, auch ist ihre Architektur gefällig und hat Sinn für die Naturschönheit der Umgebung. In letzter Zeit hat allerdings, infolge der Massennachfrage nach Kaschmirer Arbeit deren Geschmack sich bedeutend vergröbert. Doch werden noch immer Meisterwerke geschaffen wie die Schawls, welche die Königin jährlich als Tribut erhält. Ich sah einen, der ungefähr drei Meter lang war und nahe an 3000 Mark kostete. Natürlich versäumen die örtlichen Händler keinen Kniff, um die Fremden in ihre Maschen zu verstricken und sie zum Kaufen von Schawls, Puttu u. s. w. zu verlocken. Sobald der Tourist das Flußboot bestiegen, wird er den Händlern signalisiert. Man kommt den Fremdlingen eine Stunde weit entgegen, lädt sie ein, das Haus des Kaufmannes als das ihrige zu betrachten, dort zu wohnen und zeigt ihnen dann die Schätze Golkandas, ihr Auge zu verführen. Man reicht ihnen Zigaretten und einen Begrüßungsthee, und ein gewisser Sammad Schah, vor dem ich alle zukünftigen Kaschmir-Reisenden ganz besonders warne, mischt geistverwirrende Elixire in den Thee, was ich aus eigener Erfahrung bezeugen kann. Derselbe Sammad Schah hat des öfteren Schawle, die bezahlt waren, gar nicht abgeschickt und hat infolgedessen mehrere Prozesse gegen sich heraufbeschworen, die so fern von der Heimat zu führen den Touristen natürlich höchst lästig und kostspielig ist. Sein Nachbar Behar Schah ist etwas besser und seine Preise nur halb so

Digitized by Google

hoch, aber auch er ist eine Pest von Zudringlichkeit. Rühmen kann ich blos den wackeren Silberschmied Sabahana, einen wirklich kunstverständigen Mann, und einen alten Perser, dem der Vizekönig Lytton den schönen Namen „Leidender Moses" beigelegt hat, unter welchem Namen der Perser hierfür im Lande bekannt ward.

Ich wollte einen anderen Weg zur Rückkehr von Kaschmir einschlagen, über einen Alpenpaß nach Jammoo, scheiterte aber an dem Uebelwollen der britischen Behörden. Jedermann muß einen besonderen Paß im Staate des Maharadscha haben. Der wird ohne Schwierigkeiten gegeben. In der That ist das Thal von Kaschmir ganz herrenlos und an 2000 Touristen kommen jährlich hin. Ich erhielt den Paß dann auch und fand darauf ausdrücklich gedruckt: für die Territorien von Kaschmir und Jammoo. Nun müssen aber die Engländer etwas besonders Gefährliches an mir erspäht haben, — vielleicht weil ich so freundschaftlich mit dem gerade anwesenden persischen Generalkonsul, Exzellenz Ahmed Khan, verkehrte — kurz, nach einigen Tagen kam der Polizeipräsident. Sehr höflich, schickt seine Karte voraus und entschuldigt sich wegen der Störung, aber „wer sind Sie? zu welchem Zwecke hier? Geschäft? woher, wohin?" Nachdem der Mann beruhigt, jedoch nicht ohne meinen deutschen Paß zu bedächtigem Studium sich auszubitten, erzähle ich ihm, daß ich nach Jammoo wolle. Er versprach aus freien Stücken die dortigen Behörden zu avisieren, um mir Weigerungen zu ersparen. Vortrefflich. Andern Morgen kommt der deutsche Paß zurück mit einigen Zeilen nochmaligen Entschuldigens. Ich gehe wohlgemut flußaufwärts und erreiche, mit Hilfe einiger Extra-Kulis, die am Seile zogen, in drei Tagen Islamabad, den Ausgangspunkt für Jammoo. Und was höre ich da? Die Leute haben Weisung erhalten, mir weder Träger noch Pferde zu geben, sie haben zwei Telegramme zu dem Ende von Srimagar erhalten. Gleich zwei! Ich fühlte mich hochgeschmeichelt, daß man mir solche Wichtigkeit beilege, aber konnte doch nicht umhin zu überlegen, daß Jammoo, südöstlich von Kaschmir gelegen, also weiter ab von der Pamirgrenze, harmloser als Srimagar ist, nicht die mindeste strategische Bedeutung auf der Welt hat, daß Dutzende von Touristen jährlich dahin ziehen und daß mir ausdrücklich versprochen war, meine Reise zu erleichtern. Ich kann das Verfahren der Herren Engländer nicht fair finden und kann mit dem besten Willen in den Telegrammen nichts als bösliche Schikane erkennen. Ich kehrte nun zwar zähneknirschend um, aber dankte noch am selben Abend dem Polizeipräsidenten im innersten Herzen, denn ein furchtbarer Orkan brach los, der — es war Ende Oktober — alle Höhen bis auf 2000 Meter mit Schnee bedeckte. Wäre ich bei dem Unwetter auf dem Alpenpaß bei Islamabad gewesen, der fast 3000 Meter hoch ist, wäre es mir schlecht gegangen. Vor wenigen Jahren wurden 300 indische Truppen Mitte Oktober auf dem Wege nach Gilgit von einem solchen Schneesturm überrascht und der Erfolg war, daß die meisten stehenden Fußes erfroren und auch der englische Hauptmann einige Zehen verlor. Und ich hatte bloß einen Sommerüberzieher und einen dünnen Kaschmirschawl mit. Also rückwärts, Don Rodrigo, und die bequeme Fahrstraße hinunter den Jhelum entlang, in den ebenso teuren wie idyllischen Bungalows des Maharadscha nächtigend, und wieder nach Marree, wo alle Welt vom Ausbruch des Burenkrieges erfüllt war.

Im Hotel traf ich mit mehreren englischen Offizieren zusammen, recht angenehme Gesellschafter, von denen einer in Südafrika gewesen war. Man war zwar einig darüber, daß die Buren nicht mehr so gut schössen wie vor neunzehn Jahren, aber der Gesamtton war nicht ein zehntel so zuversichtlich wie der der Londoner Blätter. Leute von Erfahrung reden eben anders als grüne Jungen jedes Alters, die nie Pulver gerochen haben. Auch faßten die indischen

Digitized by Google

Militärzeitungen den Fall recht ernsthaft auf und zwar bereits vor der Kriegserklärung. Besonders aber auffallend ist mir in Indien die ungemeine Beflissenheit der Eingeborenen jeder Religion und jeder Rasse, über die Buren etwas zu erkunden, und ihre unverhohlene Freude über jedes englische Mißgeschick. Die englische Herrschaft ist doch recht wackelig hier. In Marree giebt es mehrere Deutsche, meist Hamburger. Sie sind als Gastwirte, Zuckerbäcker, Uhrmacher beschäftigt. Aber kein Landsmann der höheren Stände, die sehr selten hier zu treffen sind. Der deutsche Einfluß ist daher recht gering in Indien. Höchstens ein paar Sanskritiker an den Universitäten und Elektriker in Maharadscha-Diensten. Dagegen sind deutsche Touristen, namentlich Hochzeitsreisende, in Kaschmir nicht ganz selten. Die geben dann meist höchst splendide Trinkgelder und machen so den deutschen Namen sehr beliebt. Herr von Stumm, der Sohn des Eisenkönigs, der im Konsulat zu Kalkutta arbeitet, kaufte ein neues Hausboot, als er nach Kaschmir kam, für 1100 Mark und gab dies dann seinen Bootleuten als kleines Andenken. Was den Erfolg hat, daß der Kaschmiri von jedem Deutschen goldene Berge erwartet. Von Bedeutung ist übrigens der deutsche Handel nach Indien, der jährlich im Steigen ist, und die deutschen Handelsfirmen, die sich, je zwanzig an Zahl ungefähr, in Kalkutta und Bombay niedergelassen haben.

Von Marree fuhr ich mit einem lustigen Hauptmann, der mir einen Sitz in seinem Wagen angeboten, nach Pindi und von da mit der Bahn nach Delhi.

* * *

Bombay ist eine der vielen Städte, die den Anspruch erheben, die bunteste Bevölkerung der Welt zu haben. Ich finde den Anspruch durchaus ungerechtfertigt. Immerhin ist es ein ganz hübscher Mischmasch. Den großen Hintergrund der Bühne bilden die Eingeborenen. Die spalten sich in die Küstenbevölkerung, Negritos, und einen Bastardstamm der Mahrattas, jenes Eroberervolkes, das im 18. Jahrhundert sich anschickte, die Großmogule umzuwerfen. Die Negritos sind Fischerleute, sehr klein, sehr dunkel, mit krausem Haar und wulstiger Lippe. Die Weiber erreichen oft nicht einmal 1,30 Meter, sind übrigens, ganz wie unsere ostafrikanischen Pygmäinnen, recht pikant und sehr kokett. Wenn sie aber alt werden, die niedlichen, trippelnden Püppchen, wenn sie schemenhaft, mit Triefaug' und wirrem Grauhaar, gebückt umherschleichen, dann haben sie eine Häßlichkeit, die so unwahrscheinlich, so unmöglich, so unirdisch ist, daß sie geradezu sublim wird, höllenbreughelartig, michelangelesk. Die Hexe von Endor war eine Delilah dagegen. Die Halbkinder der Mahratten sind größer und haben eine hellere Haut, betreiben tausend Gewerbe, freuen sich bei Whisky und einheimischem Schnaps ihres Lebens und vollführen, ob beschäftigt, ob müßig, stets einen teuflischen Lärm. Drittens die Granesen. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß die Angelsachsen es wohl verstehen, Eingeborene auszurotten wie in Amerika und Australien, aber nirgends, denselben Englisch als Muttersprache aufzudrängen, ein Ding, das sowohl Spaniern wie Portugiesen sehr wohl gelungen ist. Das granesische Halb- und Viertelsblut, die dunklen Ehrenmänner, die mit so herrlichen Namen wie Fernandez de Souza oder Castillho de Almeida ausgerüstet sind, diese Rasse ist aus unseren Kolonien bekannt genug, sei daher hier nur angemerkt, daß in der Kolonie Gra selber etwa 800 000 Einwohner, die alle portugiesisch sprechen, noch mehr aber außerhalb Gras anzutreffen sind. Ich habe ziemlich viel Granesen der helleren Sorte kennen lernen und in ihnen nicht selten recht gebildete Leute getroffen, die außer portugiesisch, mahratti-hindustanisch, auch englisch, französisch und italienisch,

Digitized by Google

mitunter auch noch lateinisch und spanisch sprachen, die mit Eifer europäische Litteratur lasen und Kunstliebhaberei zeigten. Interessant war auch in einem Hotel ein portugiesischer Kaufmann, der von Mosambik kam, dort Makua gelernt und am Sambesi mit Buren (los Buros) zusammengetroffen war. Der alte Herr hatte Livingstone kurz vor seinem Tode in der Nähe des Nyassa gesehen. Die Granesen hassen England, aber sie wünschen, — beides wird mit gleicher Offenheit erklärt — Sieg für England, weil sonst ihr Geschäft in Bombay leiden würde. Dazu haben viele oder erwarten gutbezahlte Stellungen in der Regierung, als Ingenieure, Richter, Ärzte. Es ist unglaublich, welche Gehälter hier gezahlt werden. Ich ward mit einem Spanier bekannt, der beeidigter Dolmetsch bei Gericht und bei der Post ist, und der Herr, dem ich übrigens als einem vortrefflichen, liebenswürdigen Manne sein Einkommen durchaus gönne, bezieht 24000 Mark im Jahr und erhält Besuche vom Sohne Don Carlos. Ein Oberlandesgerichtspräsident — derartige fette Posten behalten allerdings die Engländer für sich — hat jährlich 80000 Mark, um sich durchs Leben zu schlagen.

Die Parsi zählen an 30000; es sind fast durchgehends Kaufleute. Ihre Religion ist im Grunde höchst einfach; die kleine Marotte, seinen Leichnam am liebsten dem Magen von Geiern anzuvertrauen, berührt ja sonst niemanden, und kann der Leiche schließlich auch nicht viel schaden. Beträchtlich unangenehmer für die Lebenden ist, daß die Parsi zwar ordentlich trinken, aber bei Leibe nicht rauchen: das wäre eine Versündigung gegen die Heiligkeit des Feuers. Aber selbst dieses Gebot wird oft mit spielendem Gleichmut übertreten. Die Parsen führen ihren Glauben auf Zarathustra selbst zurück, in Wahrheit ist es eine späte, nach-avestische Religion, die etwa im 6. Jahrhundert n. Chr. ihre Wurzeln hat. Der geringe Wert, den die Parsen selbst auf ihre Religion legen, geht daraus hervor, daß sie Einen leichthin ganz gemütlich einladen: Wenn Sie Lust haben, treten Sie uns auf eine Zeitlang bei! Sie können immer, sobald Sie wollen, aus der Gemeinde wieder austreten. Bei den Muhammedanern und bei den Katholiken der Gegenreformation steht und stand der Tod auf solchem Austritt.

Außer den Briten, die natürlich das stärkste Kontingent bilden, kommen mehrere kleinere Kolonieen in Betracht. Der spanischen Juden ward schon gedacht. Von Armeniern sind vielleicht 12—15 Familien in Bombay. Die Zahl der Griechen, meist Tabakhändler von den Inseln — ein Barbier, ein richtiger Sancho Pansa, aus Kreta, also in Absicht auf Wahrheitsliebe doppelt belastet — die Griechen belaufen sich auf 60 und verkehren ebenso freundschaftlich wie ausschließlich nur unter sich. Von Italienern habe ich einige schöne Frauen gesehen. Die Deutschen dürften 140 zählen, Schweizer ungerechnet, und gehören gar manche zu den allerersten Firmen des Landes. Sie haben auch einen kleinen Klub, der leider etwas eng und ungünstig im zweiten oder dritten Stock eines alten Hauses sein Lokal hat. Mit diesem Klub habe ich keine besonderen Erfahrungen gemacht. Es ist ja wohl kein Verbrechen, nicht wahr? wenn man zufällig an die Deutschen eines Platzes keine Empfehlungen hat. Nun liegen in den Hotels der Großstadt Bombay schlechterdings keine heimischen Zeitungen auf, nicht einmal die Fliegenden. Ich fasse mir also ein Herz, spaziere in den Klub, treffe einige sehr ernsthafte Herren im Lesezimmer und frage bescheiden, ob es menschenmöglich wäre, daß ich als Landsmann hier einige deutschen Blätter beaugenscheinigen könne. Der Luxus sei mir lange nicht zuteil geworden; ich sei gern bereit, etwaigen Monatsbeitrag zu zahlen; an wen also mich wenden? Die Herren beginnen damit, daß sie sich mir nicht vorstellen und sitzen bleiben, dann murmeln sie, ja, Präsident sei der und der, jedoch zeitweiliges Mitglied könne man überhaupt nicht werden, man müsse regelmäßig eingeführt sein, aber müsse dann gleich ganz beitreten. „Aber ich bin doch nur

Digitized by Google

für wenige Tage hier, und manche durchreisende Deutsche werden in der gleichen Lage sein." Ja, die Regeln des Vereines seien einmal so. Ich ließ nun natürlich Präsident Präsident sein und stürzte mich in den ersten, besten — französischen Cercle, wo ich ebenso unbekannt war, indes mit offenen Armen und ohne Monatsbeitrag als Ehrengast aufgenommen wurde.

Bombays schönsten Platz haben sich die Soldaten ausgesucht, in Kolaba, einer schmalen Landzunge, die auf drei Seiten vom Meere umspült wird. Die Aussicht hier erinnert thatsächlich an Neapel, nur läßt die feuchte, dunstige Luft Einen hier nie zum Genuß der Naturschönheit kommen. Besonders reizend sind die mess-rooms (soll von mesa Tisch kommen, aber in Süddeutschland z. B. nennt man den Frühschoppen gelegentlich Frühmesse, sodaß ich die Etymologie von mess als unentschieden den Philologen legieren muß) oder Kasinos der Offiziere. Laubverhangen, wie Herzliebchen unter dem Rebendach, kühle niedrige Korridore wie im Konzilhause von Konstanz, idyllischer Garten ringsum und Abends recht gute Musik, durch Stelldicheins zwischen Offizieren und (meist radelnd herankommenden) Damen in der nötigen Weise belebt und bereichert, Stelldicheins, wobei die Gestalten von den üppigen Palmen und Laubbäumen, die Flüsterworte vom Geräusch der Musik artig verdeckt werden. Überhaupt wird in Indien stark geflirtet, und es ist gar nicht zu verwundern, daß man nie, aber auch nie eine dicke Gestalt in der angloindischen Gesellschaft sieht, weil sie eben jeden irgend wie entbehrlichen Zoll sich sofort vom Leibe tanzen. Auch macht die Glut des Südens die eckigen Misses anmutiger und begehrenswerter. Trotzdem stechen die bleichen Blumen des Nordens noch immer von der runden, vollen Farbenpracht der Tropen genügsam ab.

Von Bombay durch das verpestete Punah und das Dekhan nach Madras. Die Trockenheit unterwegs ist entsetzlich. Alle Flüsse auf ein Zehntel ausgetrocknet; in Flußbetten, deren Breite zehn oder fünfzehn Meilen, oft nur klägliche Pfützen. Der Monsun, der den Winterregen bringt, ist diesmal im Westen und der Mitte des Dekhan ganz ausgeblieben. So droht von neuem das Gespenst der Hungersnot, dessen man schon in Bombay allenthalben gewahr wurde, insofern die Straßen von jammernden Bettlern ganz und gar in Beschlag genommen waren. Wir fuhren einen Tag durch das Gebiet des Nizami, Maharadschas von Haiderabad, des größten Fürsten Südindiens. Man erzählt mir, daß es gefährlich sei, in seinem Reiche zu reisen, lauter fanatische Muhammedaner, der Nizami selber habe geäußert, er könne sich für die Sicherheit keines Europäers verbürgen, der nicht eigens eine Eskorte mithabe.

Madras ist die schönste der indischen Städte. Lauter Gärten und lauter Paläste. Hier war der Monsun nicht ausgeblieben; vierzehn Tage hatte es ohne Unterbrechung geregnet, aber jetzt war die Luft klar und von balsamischer Milde. Die Stadt gefiel mir hundertmal besser als Bombay, und ich höre, daß es auch anderen Touristen so geht. Die Leute, die immer dort weilen, klagen zwar über die Monotonie und den Stumpfsinn der Gesellschaft — man verknöchere und verbauere — aber ich habe gerade die Madraser zehnmal liebenswürdiger und anregender gefunden, als die Bombayer. Ich blieb sechs Tage und habe mich keine Stunde gelangweilt, obwohl von eigentlichen Sehenswürdigkeiten im Grunde nichts vorhanden ist. Vielleicht gerade deshalb. Denn was für sensationelle Erregungen konnte das Wasserwerk von Bombay bieten, wenn auch die Schleuße, 3 Kilometer lang, die größte der Welt ist? oder die Villenstadt Bandra, wo man vor Moskitos seines Lebens nicht sicher ist, oder der Tiergarten von Bombay, wo ein paar armselige Strauße und Gazellen mühsam ihr Leben fristen und ein einziger Tiger in tötlicher Langweile uns angähnt, sonst aber nichts kreucht und fleucht? Der Notwendigkeit enthoben, mit Sehens-

Digitized by Google

würdigkeiten mich abquälen zu müssen, konnte ich in Madras endlich einmal zu behaglichem Lebensgenuß kommen. Vor allem war da eine famose Tafelgesellschaft. Ein beständig weltreisender Versicherungsagent, mit Erinnerungen an Australien und Südafrika und Ceylon und China gepfropft, war vor seiner Agentschaft mehrere Jahre in Formosa gewesen; ein Advokat von Madras, der mit Gott und der Welt bekannt war und von jeder Berühmtheit eine amüsante Anekdote zu erzählen hatte, gab mir dann Empfehlungen, soviel ich haben und ertragen konnte; ein Madraser, ein lebhaftiger, irischer Zeitungsmann, der früher am Kap und in Birma war, in Malakka Pflanzungen und Handel betrieben hatte, jetzt an einem radikalen burenfreundlichen Blatt von Madras; ein Offizier, der gerade von längerem Dienste in Birma kam, erzählte, daß es sechs Monate Tag für Tag geregnet hätte: das ewige Niedertröpfeln auf die Zinndächer mache furchtbar nervös und verursache Gedächtnisschwünde, sodaß man seine besten Freunde nicht wiedererkenne oder sie frage, mit wessen Weibe sie eigentlich durchgebrannt wären. Der Schwund sei bekannt als Barma head. Noch ein Zeitungsmann, aber ein langweiliger, aus Kalkutta. Ein theater- und wagnerfreundlicher junger Brite, der in den Goldminen Kolats, den reichsten Indiens (etwa 100 Kilometer von Madras) interessiert ist. Der Agent, ein Schotte, brachte einen deutschen Freund mit, der natürlich Meyer hieß und Japan zustrebte, wo er schon sechsmal gewesen. Dazu gelegentlich Damen, die meist nur einen Tag blieben, ihrem Gatten zureisend.

Der deutsche Konsul, Herr Gehrdes, führte mich in den deutschen Klub ein, einen kleinen Palast in einem Paradiese. Eine Mondscheinnacht in der Säulenhalle des alten Renaissancegebäudes, der Silberschein durch das Grün schimmernd, Gelächter und Becherklang war das entzückendste, was man sich denken konnte. Ich bezahlte daher mit Wonne den Monatsbeitrag von $2^1/_2$ Rupie, dessen Erhebung sehr gerechtfertigt, da die Klubmitglieder ganze acht oder neun Mann hoch sind und man ihnen dankbar dafür sein muß, daß sie Einem so ein prächtig Heim bieten können. Daß es heiter und gemütlich im Klub hergeht, ist auch daraus ersichtlich, daß mehrere Engländer, von dem fidelen Ton dort bezaubert, als Hospitanten beigetreten sind, was die Freiheit der Transvaalgespräche indessen nicht im geringsten behinderte. Die Engländer von Madras sind überhaupt ungemein gesellig und gar nicht steif. Ein Herr, mit dem ich eben beim Frühstück bekannt wurde, ohne auch nur seinen Namen zu kennen, da keine Vorstellung stattgefunden, lud mich darnach sofort in sein Zimmer zu einem Whisky ein, ein andrer zu einer Segelbootfahrt auf einem der vielen Seen von Madras, eine Fahrt, wo wir noch das gute Werk einer Lebensrettung an einem jungen Fant vollbringen konnten, der in seinem Seelenverkäufer oder Skiff umschlug — natürlich, weil er mit uns redete beim Vorüberfahren. War dann ein hübsches Stück Arbeit, all die Kisten, Ruder und das herausgefallene Steuer aufzufischen und das Skiff, daß dann ehrgeizig neben uns racete, ins Schlepptau zu nehmen. Folgte hierauf ein bezaubernd schöner Sonnenuntergang, Farben, wie man sie selbst in den Tropen recht selten sieht.

Auch politisch erweisen sich die Engländer in Madras weit duldsamer, als im jingoistischen Norden. Das wundervolle Klima wirkt offenbar besänftigend. Die Engländer selbst waren hier die ersten, um über die lächerlichen Kriegsbotschaften — fürchterlicher Kampf: ein Mann verwundet; vier Stunden Bombardement, eine Hütte beschädigt — aus Kräften zu spotten. Die Eingeborenen sind hier übrigens auf englischer Seite oder bemühen sich wenigstens, es zu erscheinen. Der besagte Nizami hat 15000 Rupien zu dem Transvaalfond beigesteuert. Dagegen ist in Travankore, südlich vom Nizamischen Staate, der Unruhen kein Ende. Der Offizier, der mit uns aß, war in dem jüngsten Kriege

Digitized by Google

von Tinnerelly im Gebiete von Travankore gewesen, und erzählte Haarsträubendes über das gräßliche Gelände, die Dschungeln, die steilen, wolkentragenden Nilgiri-Berge, und die barbarischen Eingeborenen. Indien ist bekanntlich ein ganzer Kontinent, dessen Enden so weit entfernt wie Christiania und der erste Nilkatarakt, und beherbergt etwa 6 Haupt- und 150 Unterrassen mit beiläufig 7 Religionen und 200 Sprachen. Von den Rassen sind einige hochgebildet, andere niedriger als die Wechenzi in Ostafrika. Auf den Rassenunterschieden beruhen aber die Kasten, deren es 182 geben soll. Gut, die Tinnerellis also gehören zu einer der erbärmlichsten Kasten nach Hindu-Ansicht, aber sind ganz wohlhabend und, was mehr ist, kriegerisch. Die Hinduoberklassen wollen den Übermut der verachteten Pariahklasse etwas brechen, die aber läßt es sich nicht gefallen, rückt mit Gewalthaufen aus und zerstört einige Hindutempel. Die Priester exkommunizieren die frechen Tinnerelli oder jene verzichten freiwillig auf die Ehre, der Hindukirche anzugehören. Der Effekt ist derselbe: die Empörer schweben zwischen Himmel und Hölle, denn der Hinduismus ist merkwürdiger Weise zu stolz, um Leute, die den Segen, auch nur als Pariah ihrem Verbande angehören zu dürfen, nicht gehörig zu schätzen verstanden haben, um solche wieder in seine heiligen Hallen aufzunehmen. Was thun die Tinnerelli? sie werfen sich dem Islam in die Arme. Dem Islam sind alle Menschen gleich, und mit dem Pariah-Elend hat's ein Ende. Um sich nun zu rächen, rufen die Priester die Hilfe der britischen Regierung an, ein Gericht wird abgehalten und der Aufruhr bricht erst recht los. So standen die Dinge letzten Frühling, hatten sich dann etwas ruhiger gestaltet, aber im November kam es zu neuen Unruhen, deren Verlauf der Telegraph vermutlich schon gemeldet hat. Das wichtigere an der Sache ist, daß das streitbare Element Indiens, daß der Islam durch derartige Vorgänge — und die von Travankore stehen nicht allein — beträchtlich gestärkt wird. In den letzten zehn Jahren ist so die Zahl der mohammedanischen Inder von 50 auf 60 Millionen gestiegen. Der Hinduismus zählt zwar 150 Millionen, aber hat für den Fall einer Erhebung Indiens gegen die Fremdherrschaft eine viel geringere Bedeutung.

Da letzthin durch den südafrikanischen Krieg und die Vorgänge in Persien die Lage in Indien wieder von großer Bedeutung geworden ist, dürfte es zeitgemäß sein, die Festigkeit der britischen Stellung in Indien etwas näher zu erörtern. Da ist denn zunächst zu sagen, daß eine Erhebung der Eingeborenen nur dann zu erwarten ist, wenn ein Angriff von außen stattfindet: aus eigner Kraft werden sich die Inder keineswegs dazu aufschwingen. Sobald aber das Reich von außen bedroht wird, können allerdings einheimische, zum teil gut bewaffnete Heere, wie das von Haiderabad, einiges Gewicht in die Wagschale werfen. Bedroht werden kann das Reich von Osten, durch die Franzosen, und von Nordwesten durch die Russen. Die zweite Möglichkeit ist bei weitem die gefährlichste und auch die wahrscheinlichste. Ist nun Indien gegen Rußland genügend gerüstet?

Die Frage ist seit vierzig Jahren verschieden beantwortet worden. In Deutschland scheint man sich meist die Eroberung Indiens sehr leicht vorzustellen. Sie mag es früher gewesen sein, obwohl fast nur ganz bedeutende Feldherrn, fast nur Genies sie vollbracht haben, aber seit den Tagen von Alexander, Timur und Nadirschah hat sich doch manches geändert. Zu ihrer Zeit war Indien ein in viele Einzelstaaten zerfallendes Land. Sie hatten daher nur mit einem kleinen Fürstentum in Kaschmir oder im Pendschab zu thun, das nicht nur von anderen Staaten keine Hilfe zu erhoffen hatte, sondern das gradezu meistens mit seinen Nachbarn auf dem Kriegsfuß lebte. Wir erinnern uns von der Schulbank, daß Alexander mit Taxiles gegen Porus verbündet war und daß Taxiles Reiter als Führer durch den Khaiberpaß gebrauchen konnte. Das divide et impera fällt jetzt zwar nicht ganz weg, aber ist doch

Digitized by Google

auf ein viel geringeres Maß beschränkt. Wenn jetzt eine Invasion durch den Khaiberpaß versucht wird, so steht dies Jhelum-Gebiet, das ehemalige Reich des Porus, nicht allein, sondern kann in wenigen Tagen auf Zehntausende von Hilfstruppen rechnen, die aus Sindh, von Audh und selbst vom fernen Bengal her nach dem Fünfstromland eilen. Und während ein anderer Eroberer genau wie Alexander zu Fuß oder zu Pferd den Khaiber passieren muß, was Zeit und Strapazen erfordert, werden die gegnerischen Truppen durch das Dampfroß bequem und schnell nach Peschawar oder Rawalpindi gebracht. Während weiterhin früher ein Eroberer eine Bergfeste auf seinem Marsche leichter entweder nehmen oder umgehen konnte, hat er jetzt mit Forts zu rechnen, deren Kanonen das ganze Thal bestreichen. Hat er aber Glück und dringt bis zum Indus vor, so kann er nicht mehr so mühelos wie Alexander die Stellung des Feindes umgehend, unterhalb oder oberhalb derselben über den Fluß setzen, sondern hat mit gepanzerten Flußdampfern, mit Telegraphen und wiederum mit Eisenbahnen des Feindes zu thun, der mit der größten Schnelligkeit ein Korps hier- oder dorthin zu werfen vermag. Soweit ist mithin der Angegriffene bei weitem im Vorteil. Nicht minder fördert ihn der Umstand, daß er all sein Material, Munition, Proviant, Lazarett, Zelte, Geräte, Kleider in nächster Nähe hat und spielend transportieren kann, während der Angreifer alles mit Hilfe von Maul-eseln und Kameelen zu thun hat. Hier allerdings übertreiben die britischen Militärschriftsteller ganz gewaltig, wenn sie die Transportschwierigkeiten der Russen als einfach unüberwindlich hinstellen. Ein sehr geschätzter Strategist meint z. B., daß die Russen mindestens $1^1/_2$ Millionen Kameele nötig haben würden, während in den Gebirgen zwischen Afghanistan und Indien gerade 1000 Kameele blos Futter fänden. Alexander ist mit 120000 Mann, davon ein viertel Kavallerie, und Timur mit 100000 Reitern in Indien eingerückt.

Um jedoch ganz sicher zu gehen, haben die Engländer ihre Grenze nach Westen vorgeschoben. Sie haben Quetta zu einem starken Waffenplatz umgeschaffen und vor einigen Monaten den Rest von Belutschistan annektiert, auch, was man der besonderen Initiative Lord Carzons zuschreibt, eine Karawanenstraße über Nuschki nach Persien eröffnet. Wenn daher die Russen durch Afghanistan ins Pendschab vordrängen, so könnte die Besatzung von Quetta ihnen in die Flanke fallen. Dieselbe könnte nicht minder eine, im übrigen wenig wahrscheinliche Invasion via Belutschistan aufhalten oder den Vorüberziehenden in den Rücken kommen. Ebenso wurde durch den Erwerb von Heaza-Nagar 1892, von Tschitral 1895, von Dir und Swat 1897 und den Tira-Feldzug 1898 die Grenze nach Nordwesten vorgeschoben, einen Zug der Feinde über das Pamir zu erschweren. Da zu einem Zuge heutzutage nicht blos Pferde, sondern auch Kanonen gehören, dürfte derselbe in der That so gut wie unmöglich sein. Einige Strategiker besorgen einen Einfall über Tibet, und die Hartnäckigkeit, mit der russische Expeditionen nach Tibet ausgerüstet werden, ist allerdings bemerkenswert. Noch andere denken an zukünftigen Angriff von Westchina aus durch Ober-Birma oder Assam, und es hätte eine solche Linie in der That viel Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich.

Die bedenklichste Möglichkeit für die Engländer wäre ein Angriff direkt vom Westen her, ich meine: zur See. Die ganze Westküste ist so ziemlich offen, und eine feindliche Armee könnte an jedem beliebigen Punkte landen. Deshalb hat es auch die Engländer so verdrossen, daß die Franzosen sich am Roten Meer festsetzten, und hat sie in solchen Zorn versetzt, als Rußland sich an der abessynischen Küste und im persischen Golf, sowie Frankreich an der Küste von Maskat Häfen erwerben wollte. Das Unternehmen von Raheita und Maskat ist gescheitert. Wird auch der Versuch in Bender-Abbas mißlingen?

Digitized by Google

Die militärischen Zeitungen in Indien besprechen die Aussichten in Transvaal in einer Art, die gewaltig von dem bombastischen Jingoismus der Londoner absticht. Während das Publikum in London nie Pulver gerochen hat außer etwa dem bei Jubiläums- und Freudensalven verschossenen, erlebt Indien so ziemlich jedes Jahr seinen kleineren oder größeren Krieg, und viele der anglo-indischen Offiziere sind in Südafrika gewesen und wissen, was es heißt, die Buren zu bestreiten. In den Äußerungen dieser sachverständigen Kreise ist dann als bemerkenswertestes Zeichen der Zeit zunächst — eine grimmige Wut gegen Herrn Chamberlain wahrzunehmen, Der ehrgeizige Streber, der leider an der Spitze der Kolonialabteilung stehe, habe durch seine Taktlosigkeit und seinen Unverstand das ganze Unheil heraufbeschworen; er habe, unbekannt mit und taub gegen militärische und strategische Erwägungen zum Kriege gehetzt zu einer Zeit, da noch niemand darauf vorbereitet war: kurz, die Diplomaten hätten den Karren in den Kot gebracht, aus dem nun die Militärs ihn wieder herausziehen müßten. Aber „gebt uns nur sechs Wochen Zeit und wir werden es thun." Die zweite Eigentümlichkeit gedachter Zeitungen ist die, daß sie kein Wort von dem Übergewicht der Briten in Süd-Afrika, sondern bloß von den Vorteilen der Buren reden. Auf einmal gestehen sie zu, daß die verachteten bukolischen Reaktionäre eine ausgezeichnete Artillerie haben, gestehen zu, daß die „berittene Infanterie" der freiwilligen Regimenter durchaus nicht der Reitkunst der Buren gewachsen sind, obwohl, wie sie wenigstens überzeugt sind, völlig in der Treffsicherheit gewachsen, und gestehen endlich zu, daß die strategische und taktische Eigenart des Transvaal „einzig in der Welt" sei und der ganze Vorteil, das Land gründlich zu kennen, lediglich auf der Seite der Gegner sei. Was aber die Anglo-Inder am meisten beunruhigt, ist die Thatsache, daß die Buren ihrerseits keinen Bagagetrain brauchen, aber den der verwöhnten englischen Soldaten leicht abschneiden oder wenigstens auf jede Weise behindern können. Bezeichnend wie diese offenen Zugeständnisse sind, so ist fast noch bezeichnender — das Stillschweigen über zwei Punkte, die doch sicher eine unauslöschliche Beunruhigung hervorgerufen haben, das Stillschweigen über die Deutschen, die sich den Transvaalern angeschlossen, und das irische Korps, das gegen Großbritannien die Waffen erhoben hat.

Während der Mobilisation der anglo-indischen Armee, die trotz aller Mängel noch besser vonstatten zu gehen scheint, als die Mobilmachung in England selber, wird die Aufmerksamkeit des indischen Publikums auch durch andere Geschehnisse beschäftigt. Eine stärkere Expedition soll Anfang November nach Assam gehen. Dort, an der Nordostgrenze des indischen Reiches, wohnen noch viele unabhängige Stämme, meist wild und kriegerisch, manche davon Kopfjäger, die keine festliche Gelegenheit begehen, ohne sie durch neue Feindesköpfe zu verherrlichen, und das Gebiet der meisten noch kaum erforscht. Otto Ehlers ist bei einem Stamme, den Negas (= Schlangen) gewesen und hat eine ethnologische Sammlung von seiner Reise dem Berliner Museum übermacht. Nun sind in letzter Zeit die Behejiwa Mischme besonders unruhig gewesen und haben die Umgegend mit ihren Räubereien heimgesucht; da soll Oberstleutnant Molesworth mit 1200 Mann ihnen bessere Sitten lehren. Die Sache hat deswegen größere Bedeutung, weil die Mischme in dem umstrittenen Grenzgebiet zwischen Assam, Tibet und China ihre Sitze haben und weil gerade letzthin der Plan einer Eisenbahn von Assam oder Birma nach Südwest-China viel von sich reden macht. So ist auch Hauptmann Wingate, der eben von einer siebenmonatlichen Reise von Shanghai durch die gefährlichsten Provinzen Chinas nach Bangan am Irawaddi angelangt ist, von der indischen Gesellschaft mit Triumph em-

Digitized by Google

pfangen und seine Vorlesungen in Kalkutta und Simla mit größtem Interesse angehört worden. Bekanntlich ist es die Absicht der Engländer, den Franzosen in Szichwan zuvorzukommen und eine etwaige Vereinigung derselben mit den von Norden kommenden Russen zu verhindern. In diesem Zusammenhang verdient die Expedition Molesworth besondere Beachtung.

Mit großem Eifer wird ferner die Rekrutierung von Kulis und Ingenieuren für die Mombasa-Eisenbahn betrieben. Die Bahn wird sozusagen ganz von Indien aus gebaut. Einige siebzig Weiße und an vierhundert Banyanen werden augenblicklich dafür angeworben. Nicht minder wird von dem jüngsten Somali-Aufstande Indien berührt, da eingeborene indische Truppen zu seiner Dämpfung verwendet werden sollen.

Die große Dürre im Westen währt nun schon fünf Monate, und eine entsetzliche Hungersnot wird befürchtet. In blutiger Ironie des Geschickes leidet der Osten an Ueberschwemmung und Wolkenbrüchen. Bei Baghalgur sind viertausend Menschen ertrunken, in Dharjiling nahe dem Gaurisanker (Mount Everest) sind fünfhundert Menschen durch einen Bergsturz umgekommen, darunter 14 Europäer. Die Pest dauert unverändert fort.

Digitized by Google

Drama.

Von **Alfred Kerr.**

(Im ersten Drittel des Winters spielte man „Haus Rosenhagen" von Halbe; „Laboremus" von Björnson; „Die Hoffnung" von Heijermans. Warum davon zu sprechen kaum nöthig ist, soll am Schluß gesagt werden.)

Ich sehe zurück auf alles und finde: Die Wildente hat mich am tiefsten bewegt, Maria Magdalene mich am hartnäckigsten beschäftigt. Dazu kam „Der Bann", Zweiakter von Schlaf. Dann Wedekinds „Marquis von Keith". Diese Werke drängen sich in meinen Eindrücken um den Rand eines Lochs. In dem Loche liegt der Naturalismus. Wenn man prüfte, was sie Verwandtes haben mit diesem Schibboleth der letzten Periode? Würde nicht, unter einem bestimmten Vergleichspunkt, ihr Wesen klarer? Nicht auch das Wesen des Vergleichspunkts? Nicht ihre Beziehungen untereinander? Verrät sich ein Entwicklungsgang?

I.

Ibsen hat mit Hebbel gemeinsam die Symbolik. Schon darin stehen beide vom Naturalismus abseits. Hebbel sagt: ein bedeutender Vorgang ist ein symbolischer Vorgang. „Eine in sich bedeutende, d. h. symbolische Handlung". Ibsen bleibt Symboliker vom Anfang bis zum Ende. Ein Vorgang aus dem Leben ist ihm nichts: wenn dahinter nicht wiederkehrende Fragen dieses Lebens stehen. Weitere Verwandtschaft Hebbels mit Ibsen: beide sind Ethiker. Ein Naturalist ist kein Ethiker. Ein Abzeichner giebt, was ist; nicht, was sein soll. Die Ethik Hebbels ist aber Vorläuferin der Ibsen'schen Ethik. Was steht im Grunde der Nora (um ein frühes Werk zu nennen)? Der Mensch ist keine Sache. Und die Tragik Mariammnens? Und die Tragik der Rhodope? Herodes will die Mariammne töten lassen, weil er sie keinem Andern gönnt nach seinem Tod. Kandaules will

Digitized by Google

die Rhodope nackt zeigen, weil er selig ihre Schönheit durchaus einem Andern gönnen will. Beide Frauen sind als wundersame Spielzeuge behandelt. Da treten sie auf, mißbrauchte Geschöpfe: das ist Entwürdigung der Menschlichkeit im Weib; hier liegt ein innerer Zwang zum Nichtmehrzusammenleben! Sie gehen nicht aus dem Hause, wie Nora: sie leben im Alterthum, es muß Blut fließen. Aber sie gehen aus dem Haus der alten Seele, beide, Mariammne wie Rhodope. Jemand verfügt über Mariammne? Sie soll sterben, wenn er stirbt? „Das kann man thun, erleiden kann man's nicht." Dies Grundwort birgt alle unterschätzte Würde; alles Gefühl von Freiheit und eigner Verantwortung, alles Eigenste der Nora, die Lösung der Frau vom Meere: das kann man thun, erleiden kann man's nicht. Nur liegt in Herodis übermenschlicher Liebe zu dem Weib, da wo Haß und Liebe ineinanderflutet, so ein Urgewaltiges, wie es kein Liebesdrama, nicht einmal der Tristan, wieder enthüllt hat. Die ganze spätere Problematik der Liebe, zitternd, erschauernd, in den Nüstern zuckend, sich überbietend im Gefühl der Selbsthingebung und der Tyrannei, ruht hier unsterblich vorgebildet. Es ist die Liebe des Besitzenden und zugleich des ewigen Zweiflers. Im Tristan fehlt der Zweifel; der Tristan ist ganz Harmonie; bloß äußere Umstände machen ein Hindernis; ein Onkel steht im Wege; ein Liebster ist verwundet! Hier aber steht der Liebe die Liebe selbst im Weg.

Ich wollte sagen: auch das Grauenvolle im Weib ist vor der Frau vom Meer und vor Hedda Gabler Fleisch geworden in Judith aus Bethulien. Sehnsucht und Grauen; halb unerfüllte Sinnlichkeit; ein mystischer, tastender Zug, in der Gebärmutter endend; subtile Psychologie in einem verwickelten, zugleich einheitlichen Charakter. Ich glaube: Judith, wenn sie die hebräische Jungfrau von Orleans wird, ist kleiner als, wo sie thatenarm die Zeit in absunderlichem Dämmerleben hinbringt. Hebbels Judith scheint urgrößer im Anfang mit Manasses als am Ende mit Holofernes: noch frauendunkler, noch grauenvoller, noch unterirdischer. Das unter der Hand. Hervorragend Gemeinsames zwischen Hebbel und Ibsen liegt nach außen — damit kommt man auf die Maria Magdalene zurück — in der Technik des veränderten Beleuchtens. Schon Hebbel hat das zweite Dramengesicht. Im letzten Akt fällt auf die Begebenheiten ein neuer Schein. Vorhänge steigen. Ist das Naturalismus? Es ist erhöhte Annäherung an die Wirklichkeit. Im Leben gehn die Lichter nach und nach auf.

II.

Das neue Licht heißt in Maria Magdalene: darüber *kann* ein Mann weg. Der Vater ist ein Riese; zum Schluß ist ers nicht mehr. Zwei Dinge machen den Umschwung im Zuschauer vollkommen: die Worte des freigelaßnen Bruders Karl enthüllen den Geist überspitzten Pflichtgefühls in diesem ehrenfesten Haus; zweitens: der Jugendgeliebte, der Sekretär, ruft, wenn es zu spät ist, nämlich wenn er stirbt: wir haben alle geirrt, wir waren nicht ehrenfest, wir waren ehrenschwach, wir waren nicht groß, wir waren klein, — darüber *kann* ein Mann weg. Es entspricht etwa der Stelle, wo Frau Alving von Schuld nicht mehr

Digitized by Google

freigesprochen wird. Zuletzt kommt es aus: der Leutnant hätte weniger Vergnügen gesucht, wenn er mehr Freude gefunden hätte. Ihre Schuld war mangelnde Lebensfreudigkeit. Und so weiter. Eine beiläufige Bemerkung: Berthold Litzmann, Professor in, ich glaube in Bonn, schrieb mit strengem Tadel gegen Ibsen: „Was man von einem Dramatiker an erster Stelle verlangen muß, ist zweierlei: 1) daß er von der ersten Szene an dem Leser oder Hörer das Gefühl unbedingter Sicherheit mitteilt: der Dichter weiß, was er will, wo er hinaus will, und 2) daß der Schluß dieses Gefühl des Vertrauens rechtfertigt." Beatus ille.

Ibsen giebt die „nötigen" Züge; jeder Zug hat einen Zweck. Hebbel giebt nicht blos nötige Züge. Er ist weniger mathematisch rein; giebt auch Nichtzugehöriges; doch von überschüssig blühendem Leben ist kaum was drin; es bleibt dünn, kühl, spitz. Aber den tiefsten Menschenschmerz gestaltet er dennoch, etwa in der Szene zwischen Klara und dem Jugendgeliebten; es ist das letzte Elend. Der weniger mathematische Hebbel steht begreiflicherweise dem Naturalismus näher als der Mathematiker Ibsen; es wird genauer aufzuweisen sein. In andrem Betracht ist Ibsen naturalistischer als Hebbel. Ibsen könnte beispielsweis einen Menschen vorführen, der seiner Umgebung als schlimm gilt und ihr deshalb noch schlimmer zu erscheinen wünscht als er ist. Ibsen würde zwei Szenen brauchen. Hjalmar Ekdal erscheint geduckt in der Abendgesellschaft bei Werle; dann als ein Prahler zu Haus. Aber Hebbel? Er läßt den Bruder Karl sagen, als ihm die Mutter einen Gulden abschlägt: „(Für sich) Hier im Hause glauben sie ja doch nur von mir das Schlimmste; wie sollt' es mich nicht freun sie in der Angst zu erhalten? Warum sollt' ichs sagen, daß ich, da ich das Geld nicht bekomme, nun schon in die Kirche gehen muß, wenn mir nicht ein Bekannter aus der Verlegenheit hilft? (Ab)."

Das ist der Unterschied zur Gegenwart. Selbstcharakteristik; abgezirkelte Buchsprache. Heut weiß das jedes Jungchen. Hebbel zu tadeln, weil er unsre Technik noch nicht hat, scheint mir kindisch. Ihn darum zu preisen, noch kindischer. Ob er, heut lebend, anders sprechen ließe? Selbstverständlich. Er war der Sohn einer rückständigen Zeit (die er vorwärts brachte) insofern er weder den Mut zur Alltagsrede besaß, noch die Fertigkeit das Größte darin auszudrücken. Der Dichter der Wildente hat da technische Erfindungen gemacht, einmal auf Otto Ludwig gestützt, dann auf den Verfasser der Kameliendame und sonstiger Schauspiele. Es hilft kein Sträuben: die Kameliendame rief einen Sturm hervor beim Erscheinen, weil sie zuerst mit neuer Selbständigkeit nachlässige Alltagsreden gab. Von dieser europäischen Verblüffung haben die Heutigen bloß eine gedruckte Kenntnis. Vielleicht wirkte Ludwig entscheidender. Immerhin: Ibsen hat von Frankreich nicht bloß Technisches gelernt.

III.

Eine bedeutende Handlung ist eine symbolische Handlung nach Hebbel. Die Symbolik der Wildente und der Maria Magdalene steht sehr von einander ab. Der Meister Anton ist voll Rechtlichkeit; pessimistisch, beißend; traut keinem Menschen. Er ist alte Zeit; kann nicht schreiben; beten nur in der Kirche. Es lebt in

Digitized by Google

ihm der Buchstabengeist Er ist pharisäisch; kränkte den Gerichtsdiener wie einen Unehrlichen: deshalb kommt ihm der Jammer über den Hals; deshalb fällt auf bloßen Verdacht der Kerl ins Haus; deshalb stirbt ihm das Weib. Anton droht sich zu töten, wenn die Tochter schlecht wird. Er steht ungebeugt am Schluß, doch nicht unerschüttert. „Man hat's gesehn," klagt er, „daß sie ins Wasser ging." Seine Verbissenheit scheint krankhaft. Man versteht nicht, weshalb sie zum Beginn so stark ist. Das bitzchen ungeratener Sohn? Er spricht aber gleich wie ein Verzweifelter. Etwas Teuflisches, Albdrückendes hat er; diesen Tischler umschwebt Wahnsinn, Hebbelscher Mythos. „Ich hab' so groß Unrecht erlitten, daß ich Unrecht thun muß, um nicht zu erliegen."

Die Tochter geht ins Wasser. Zuvor ist sie abergläubisch in der erregten Stimmung einer Schwangren, Verlassenen; lauscht an der Pforte des Schicksals: wer wird der Mutter zuerst begegnen? Gleich fügt sie zu: es soll kein tiefres Zeichen sein. Oder: sie wähnt die Mutter sei erkrankt, weil die Tochter entehrt wurde; es soll ein Zusammenhang bestehn, obzwar die Mutter nichts weiß. Der Vater ist ähnlich: er glaubt an Schicksalswinke durch einen Birnbaum, der ihn zurückhalten wolle von einem entscheidenden Gang. Das Dunkel, die nordische Verschwommenheit, der Nebel guckt den Menschen über die Schultern. Clara hat auch dasselbe kitzliche Ehrgefühl wie der Vater. Wenn jemand ihr Wärzchen ansieht, glaubt sie, es wachse. Ähnliches Pflichtbewußtsein, ähnlicher Scharfsinn: sie bliebe vielleicht leben, sie selber; sie tötet sich, damit er sich nicht töte. Welch eine Tischlersfamilie.

Kommende Geschlechter werden Beide für irrsinnig halten, den Vater wie die Tochter. Man wird nicht verstehn, daß so viel Seelengeschluchz erging, bloß weil ein Mädchen einen dicken Bauch bekommt. Erst Hebbels Kandaules sieht weiter. Erst Kandaules, der Sünder, trifft den ganzen Ehrbegriff durch ein Wort: „Ich weiß gewiß, die Zeit wird einmal kommen, wo alles denkt wie ich; was steckt denn auch in Schleiern, Kronen oder rost'gen Schwertern, das ewig wäre? Doch die müde Welt ist über diesen Dingen eingeschlafen, die sie in ihrem letzten Kampf errang, und hält sie fest". Bei Ibsen wird so ein ganzes Gebiet nicht mit einem zusammenfassenden Wort getroffen. Sondern es wird in allen Teilen gelockert und abgeklopft. Die Wildente ist ein Muster für die vollständigere Gliederung.

IV.

Sie ist zunächst ein Muster für Ibsens Verknotung der Gestalten; für die Inzucht im letzten Grad. Bei Hebbel sind die Beziehungen der Personen einfach; bei Ibsen verwickelt. Von der Lebensüblichkeit, Grundlage des Naturalismus, steht die zweite Art natürlich weiter ab als die erste. Kennzeichnend für Ibsen scheint mir die Verknotung der Nebengestellten. Frau Sörby. Frau Sörby ist erstens Werles Geliebte. Zweitens: Frau Sörby ist die Freundin von Gina Ekdal. Drittens: Frau Sörby hat ein Verhältnis mit dem Dr. Relling. Oder von Relling aus. Relling ist zufällig Hausgenosse der Ekdals. Zweitens: Relling hat

Digitized by Google

Gregers Werle droben auf dem Hochthalswerk kennen gelernt. Drittens: Relling hat die Frau Sörby geliebt. Es läßt sich noch weiter sehn. Durch einen Zufall bricht Rellings Glück zusammen in derselben Stunde, wo die Katastrophe bei Ekdals erfolgt. Als Gregers Werle das Zerstörungswerk thut, weil er die Dinge nicht gehen lassen will, erhält Relling den Abschied von der Sörby, weil er die Dinge gehen ließ; weil er zügellos war. Ist das konstruiert? Oder ist es nicht konstruiert; liegen die Dinge so: Frau Sörby heiratet den Alten, deshalb wird Gregers berufen, infolge der Berufung zerstört er das Ekdal'sche Glück? Also Rellings Zügellosigkeit ist Ursache des Ekdal'schen Unglücks? Schwindelt Euch?

Jedenfalls ist das Folgende konstriert: eine Nebenfigur wie die Sörby hat eine bestimmte Aufgabe zu vertreten, eine bestimmte Sittlichkeit zu vertreten, als Ergänzung zu den anderen Sittlichkeiten des Werks. Jedem ist eine Rolle rechnerisch zugewiesen, Seitenstück zu den übrigen Rollen. Wer ist Hjalmar? Hjalmar ist der Mensch, der sich selbst belügt. Wer ist Gina? Die naiv Lügende („hättest du mich sonst geheiratet?") Wer ist Gregers? Der die Lüge zerstört. Wer ist Relling? Der die Lüge mit Bewußtsein duldet. Wer ist Frau Sörby? Eine, die mit der Aufrichtigkeit Geschäfte macht. (Ich habe dem Großhändler alles gebeichtet.) Man erkennt: die Alltagsüblichkeit, Grundlage des Naturalismus, ist so symmetrisch-mathematisch nicht. Die Wildente naturalistisch zu nennen, weil eine Blindheit sich vererbt, weil die kleine Hedwig in die Pubertät kommt, wäre Schwachsinn. Hebbel steht dem einfachen Alltag näher. Man sieht an den Verknotungen zugleich: um wieviel anfängerischer Hebbel ethische Fragen behandelt; wieviel reichere Gliederung Ibsen verrät. Hier das Dumpf-Ungeschlachte; dort die stahlfeine Kraft des letzten Siegers. Hebbel zeigt mehr germanisch Verworrenes. Gewiß liegt Riesengröße darin. Doch Ibsen drang zur Helligkeit: weil er sich mit Lateinern gepfropft hatte, ein Leben lang. Kleine, leuchtende Söhne des Westens und Südens, ihr bleibt die Sprungbretter zur Vollendung. Shakespeare ist eine Rassenmischung; undenkbar ohne die Renaissance nebelfreierer Völker. Der kleine Dumas hat nicht umsonst gelebt, da ihn der große Ibsen verschluckt hat. Dreißig seiner Landsleutchen mit. Hebbel aber war sein Vetter.

Sind die Vettern vergleichbar? Wenn der Eine Felsblöcke streut, der Andre Thürme baut! Ein Thurm ist, möcht man sprechen, kein Felsblock; ein Felsblock noch kein Thurm. Es ließe sich zufügen: Zwanzig Thürme bergen mehr Gestein als sieben Felsblöcke. Und weiter: Der Grundbau stammt dennoch von den sieben Felsblöcken.

Genau so liegt das Verhältniß; nicht anders; oder ich will ein schlechter Kerl sein.

V.

Also wo ist der Naturalismus? Hebbel ist kein Naturalist. Ibsen ist kein Naturalist. Wer ist es denn? Johannes Schlaf? Gewiß doch: Schlaf ist der Vertreter des deutschen Naturalismus. (Von Hauptmann erübrigt sich hier zu

Digitized by Google

sprechen: er war in keinem Augenblicke nur ein Naturalist. Er war darüber hinaus im Sonnenaufgang ein Problemdichter. In den Einsamen Menschen ein Lyriker. Im Hannele ein Anwalt. In den Webern ein Anwalt. Er gab im schwarzen Geyer eine Wunschgestalt, einen fest- und milden Wegweiser. Er formte die Verlorenheit vor dem Schicksal im Henschel-Wilhelm. Vollends Kramer wurde ganz Ausdruck eines bestimmten Weltgefühls.) Also Schlaf ist der Vertreter des deutschen Naturalismus. Nur: in seinem letzten Stück, „Der Bann", wird er impressionistisch. Das ist doppelt zu begründen: Erstens wird die Sprache etwas zurechtgerückt. Zweitens: die Schilderung der äußeren Umstände ist ganz vernachlässigt. Nichts mehr von Ausmalung des Hausstands, des Geschäftes, der Einrichtung, des Mittagessens. Allein seelische Vorgänge. Und zwar: durch die Obertöne der gesprochenen Worte sollen Stimmungen anklingen; sollen diese Vorgänge geahnt werden. Der Dichter schält sichtlich heraus. Er übt eine starke Sonderthätigkeit, Absonderthätigkeit. Eine Frau liebt jemanden, der nicht ihr Mann ist; doch sie läßt ihn ziehn, sie bleibt beim Mann. Diese Frau ist hysterisch: aus naturalistischen Gründen. Auch die Heldin des vorigen Stücks war es, „Gertrud". In der Krankhaftigkeit lag die erlaubte Poesie des Naturalismus. Denn was im Alltagsleben ist poesievoll? Die Nervenabsonderlichkeit, die dem Nichtalltäglichen näherkommt. Das rückt eine Gestalt in unendlichere Luftschichten und bleibt doch real begründbar. Hanneles Fieber ist das größte Beispiel. (Eine fatale Stellung nimmt für mich Björnson ein, der in seinem Pastorenstück das Wandeln der gelähmten Frau mit der rechten Hand durch Suggestion erklärt, mit der linken alle Vorteile des christlichen Mirakels einstreicht; und der in „Laboremus" wieder aus Aehnlichkeit zwischen Mutter und Tochter eine Kulissen-Geisterwirkung schafft, sehr aufgeklärt und sehr gespenstig.) Also die Frau bei Schlaf ist hysterisch. Gertrud war nicht blos hysterisch, auch noch schwanger.

Aber schon „Gertrud" war kein Werk des Naturalismus. Die Hauptsache war nicht mehr ein Ausmalen. Hauptsache war das Herausbringen einer lyrischen Stimmung; der Ausdruck einer Schlaf'schen Sehnsucht. Sehnsucht aus der Enge in die Weite. Sehnsucht von den Banausen weg zu freieren Menschen. Sehnsucht der Frau von den Skatbrüdern, Durchschnittlern, Philistern, Zweckbolden zu einem Träumer, einem Absentirer, einem Edelanarchisten, der aus der Ferne kommt; der jenseits des großen Wassers seine Hackländereien baut. Der Träumer zog davon, Gertrud blieb unter den Skatbrüdern.

Jetzt, im „Bann", hat Schlaf dasselbe Stück noch einmal geschrieben. Mit Aenderungen; vor allem mit einer Selbstkorrektur: er will objektiver scheinen, als Naturalist; der Gatte darf nicht mehr ein Banause sein, es darf nicht gegen ihn Partei ergriffen werden; er ist nicht mehr rotbäckig, sondern krankhaft; so steht der Poesie der Ferne nicht die Geschäftsprosa gegenüber, sondern etwas gleichwertiges: hier Poesie der Ferne, dort Anziehung des Furchterweckenden. Die impassibilité des Autors, die Anteilslosigkeit ist stärker betont.

Doch im ersten wie im zweiten Fall blieb die Wirkung aus. Warum? Nicht wegen der Kunstart. Sondern wegen der mangelnden Kraft des Künstlers. Man fühlt etwas Schlaffes, Mattes; zerbrochene Flügel, stockende Leitung. Beide Frauen, Gertrud wie die Jetzige (Ottilie), waren vor ihm gezeichnet worden. Sie stecken in Ellida Wangel oder in Hedda. Bei Schlaf fehlt ihnen die Größe; der Naturalismus gebot ihm: nicht ganze Typen, nicht abschließende Typen zu

Digitized by Google

geben; sondern Zufallsgestalten; Eine von Vielen; sie durften nicht sämmtliche zugehörige und hervorstechende Eigenschaften haben, die den Fall verewigt hätten. Kurz: er beschränkte sich wieder durch den „Naturalismus" — und hatte ihn gar nicht angewandt.

VI.

Aber was denn! sein Naturalismus lag im Oelze. Flaubert hat das Grundgesetz aufgestellt: die impassibilité des Verfassers, die Abseitigkeit, die Ausmerzung der eigenen Person zu pflegen. Er hat es nie befolgt; er tritt für die Bovary ein, ob er will oder nicht! Tritt Schlaf für den Verbrecher Oelze ein? Verrät er nur ein Temperament (das schwunglose, tastende, krauchende, provinzielle) oder verrät er auch eine Weltanschauung?

Er ist, in Wahrheit, eher für Oelze als gegen Oelze. Eine gewisse Bewunderung lugt hindurch. Er läßt ihn sterben, ohne daß er unterliegt. Oelze will, daß sein Sohn Pastor werde. Der Sohn wird Pastor werden! Alle die Kritiker, die es Herrn Schlaf so hoch anrechnen, daß er im Oelze eine Herrengestalt schuf, die können es ja nur dann, wenn Oelze mehr als eine Schlaffsche Beobachtung umfaßt: nämlich einen Schlaffschen Willen. Und das scheint so. Naturalistisch also war die Theilnahmslosigkeit im Oelze nicht; war es die Ausmalung? Hat er alles gegeben was vorfiel oder hat er gewählt? Selbstverständlich gewählt. Ein besondrer Punkt: es war niemals die Rede von Verdauungs- und Darmvorgängen der einen oder andren Person, die nebensächlich auf der Bühne stand, obwohl sich dies Geschehniß gleichzeitig mit der Haupthandlung zutrug. In einer tragischen Situation etwan ein Kind auf dem Arm der Mutter rufen zu lassen: „Mama, A-A!", das wäre die vollständige Lebenswirklichkeit. Frank Wedekind macht es. Der Vorgang mit dem Säugling findet sich in einem seiner Dramen. Er hat sonst nicht den Wunsch, ein Naturalist zu sein. Die Wirkung eines solchen Vorgangs ist bei ihm komisch; er weiß warum; er macht ein Kunstmittel daraus, das Nebensächliche in Hauptdinge hineinzubeziehen, — was der Naturalismus thun zu wollen verkündete, aber niemals gethan hat. Werden die kommmenden Menschen lernen, das Tragische mit allem Beiwerk in Kauf zu nehmen? Werden sie selbstthätiger herausschälen? Werden sie eines Tages imstande sein, ein naturalistisches Drama — naturalistisch der Sache nach, nicht der flunkernden Bezeichnung nach — ganz zu genießen? Sie werden es vielleicht. Nur dieses einen Tages wird kein solches Drama vorhanden sein.

Frank Wedekind ist der unbewußte Zurechtweiser naturalistischer Dinge. Er ist ein Genie der Verzerrung; zugleich ein göttlicher Sauhirt. Alles wird bei diesem großen Leergebrannten, ganz frei unter einen verrückenden Sehwinkel geschoben. Er ulkt über alles, auch über die Illusion in seinen Dramen. Er benutzt Sterben und Unglück recht gern als komische Quelle; beiläufig mit er-

Digitized by Google

schütternder Wirkung. Erst wer die Gefühle so überwunden hat, ist vielleicht der wahre Naturalist; jedenfalls der am meisten Unparteiische von Allen. Wedekind, in dem „Marquis von Keith", konstruirt wie Ibsen. Hier ein Freund des Guten, dort ein Selbstling. Hier eine hingebende Frau, dort eine vortheilsüchtige Frau. Den Idealisten geht es schlecht, den Schlechten geht es gut. Dieses Stück ist nicht sein größtes. Allenthalben, mit seiner umwerfenden Komik, torkelt er am Rande des Irrsinns und des Dilettantismus einher, doch er ist hinreißend. Der ganze Mensch, vorneweg die Gedichte, steht zwischen Gott und Thier. Er bleibt immer kalt, und doch dringt mancher Aufschrei der letzten Ehrlichkeit hindurch. Er zeigt der sittlichen Welt den nackten Poder. Wir setzen ein Diadem darauf. Denn sein Haupt ist hier.

Vier Dramen standen um ein Loch. Ich gucke noch immer hinein. Hohngelächter der Hölle! Satanstrug! ewige Verdammnis! es war nichts drin.

Auf, meine Lieben, — laßt uns neuen Löchern zueilen. . . .

VII.

(Nachtrag.)

Meine Kritik ist zu Ende. Doch ich sollte noch über Heijermans, über Halbe, über Björnson reden. Ueber Heijermanns ist wirklich nichts zu sagen, als daß er naturalistisch ist wie hundert Andere, Seeproletarier zeichnen möchte wie Hauptmann Gebirgsweber zeichnet und Geisterspuk malt, so wie Björnson: rationalistisch-übersinnlich: das Fenster fliegt auf, die Lampe erlischt, der Sturm tobt, die Heldin „glaubt" ihren Schatz draußen als Geist zu sehen. Es war nur die Einbildung wegen des Sturmes; doch zufällig starb er in derselben Nacht.

Laboremus. Wenn Tolstoi sagt „laboremus", dann zeigt er, wie ein Mäher auf dem Feld umsinkt nach vollbrachter Tagesarbeit; er hat was Ueberzeugendes. Björnson sagt wie ein Pastor mit unsichtbaren Bäffchen: laboremus; du hast eine Schwindlerin geliebt, nun arbeite! Er macht alles mit der gesegneten Wärme. Mit frohgemutem Konfirmationsglanz, mit helläugiger Bethulichkeit, sonnig, liebelnd, frisch. Die kraftvolle Plattheit mit dem großen Zug: das ist Björnson. Noch ein junges Mädchen, Borgny, ist bei ihm ein Nützlichkeitsapostel. Sie vertreibt die Schwindlerin durch eine Erzählung, die sie fingiert. Ein Anderer fingiert zuvor eine andere Erzählung und vertreibt dieselbe von einem Anderen. Und doch sagt schon Leopold in der Familie Fourchambault von diesem Theaterkniff: „Man sieht wohl, daß du nicht oft ins Theater gehst. Allgemeine Regel: Wenn einer als warnendes

Digitized by Google

Beispiel die Geschichte eines Freundes erzählt, den er nicht nennt, so kann man sicher sein, daß es die eigene Geschichte ist. Und Björnson geht doch so oft ins Theater!

Bleibt Halbe. Ich würde das „Haus Rosenhagen" nicht besprechen, wenn es nicht von Halbe wäre. Muß ich es besprechen, bloß weil es von Halbe ist! Es kommt drin ein Bauer vor, der schießt; ein Herrensohn, der erschossen wird; beide sind uns gleichgiltig, wenn sie in die Ewigkeit oder gefänglich eingezogen sind; mögen sie glücklich werden.

Doch so ein summarischer Ärger genügt meinen Lesern nicht? Dann ein paar wörtliche Anführungen. Hermine, ein dämonisches Liebesweib, spricht. Beim ersten Auftritt: „Ja, das war mal ein Ritt! Die alten Weiden zogen ganz schiefe Grimassen, wie wir vorbeitobten! „Dann: „Ah bah! Laßt sie doch Nasen und Mäuler aufsperren! Was gehts uns an!" Dann: „Ich bin nirgends zu Hause, Frau Rosenhagen . . . Ich will mein Leben genießen, so gut ich kann. Pflichten zu haben, überlaß ich Anderen." Dann zu Egon: „Also Du hättest Dich von mir nicht entführen lassen? Auch nicht, wenn ich so recht gewollt hätte? Denk Dir mal, wenn ich so recht, so recht gewollt hätte?" (sie sieht ihn lockend an). Karl Egon (bewegt): „Es kommt ja darauf an wohin?" Hermine, wie vorher: „Tief, tief in die Wälder, bis dort, wo es wieder licht wird und die Welt anfängt, meine wunderschöne Welt!" Karl Egon: „Mach doch mal den Versuch". Hermine: „Ach ja, gleich heut Nachmittag! Oder morgen früh! Oder am liebsten auf der Stelle! Auf der Stelle!" Als Karl Egon sagt: „Du beschämst ja den schneidigsten Kavalleristen", erwidert sie: „Ich hab' das so von Jugend auf im Blut". Ferner sagt Hermine: „Eines Tages taucht man auf, wird im Triumph empfangen. Eines Tages ist man fort, und die Dichter schicken einem die glühendsten Verse hinterher. Aber man bleibt das Mädchen aus der Fremde, das Keiner halten kann (zu Karl Egon mit koketter Geberde). So lieb ich mir's, mein Freund!" Dann: „Sie ahnen nicht, wie genußsüchtig ich bin. Ich will meine Jugend auskosten." Einmal sagt sie: „Es erinnert mich so . . ." Karl Egon: „Woran denn?" Hermine: „An den kleinen, wilden Egon und die noch kleinere drolligere Hermine." Es ist von Egons Frau die Rede. Hermine, sich wiegend: „Schön Rothtraut ritt durch den tiefen Wald . . . Kennst Du das, Egon?" Später Egon (in ihren Anblick versunken): „Ja, so wie die Feenkönigin aus dem Märchen . . ." Hermine: „Ganz richtig. Die zu Tom dem Reimer kam. Das war auch so ein großer, dummer Tolpatsch, der seinen Kopf verpfändete, für einen Kuß von der Feenkönigin, und dann sein Glück nicht kennen wollte, als sie ihn holen kam. Aber das half ihm nichts. Sie nahm ihn mit in ihr Elfenland. Sie nahm ihn mit und hat ihn halbtot geküßt, den dummen Jungen." Karl Egon: „Hermine! Hermine!" Noch eine Stelle. Hermine, immer wie auf der Lauer: „Mein großer Jung' will wohl selber ein bischen König spielen?" Karl Egon: „Ja, und Dich hab ich zu meiner Königin auserwählt." Hermine: „Zaunkönig und Zaunkönigin!" Karl Egon: „Kam's Dir so eng und klein vor, als wir heute über meine Felder und Wiesen ritten?" Hermine: „Und als der kühne Degen Fritz von dem bösen Nachbarkönig gefangen wurde und schweres Lösegeld zahlen mußte? . . . Das sind doch Staatsaffairen hier in Deinem Weltreich!" Karl Egon: „Spotte nur! Mein Reich ist groß genug! Und bald wirds noch größer sein! . . ." Hermine: „Platz für König Egon

Digitized by Google

den Ersten!“ Dann wird der Bauer Voß gemeldet; Hermine: „Schicken Sie den feindlichen König nur herein.“

So hätt' ich auch was über Halbes Schauspiel gesagt.

— —

Von Gerhart Hauptmanns letzter Komödie wird beim nächsten Erscheinen dieser Blätter zu sprechen sein.

Digitized by Google

Rundschau.

Die Entstehung des sozialen Problems.

Arnold Fischers „Entstehung des sozialen Problems" (Rostock, Volkmann) will darlegen, „wie alle Zeitprobleme in der Weise als notwendige Erscheinungen der einzelnen Kulturepochen auftreten, daß die betreffende Epoche ihr inneres Wesen in den aus ihr hervorgehenden Problem ausprägt". Jedoch ist nur eine Periode des Völkerlebens geeignet, Zeitprobleme hervorzubringen. Die erste, kulturlose, Epoche ist noch problemlos, die letzte, diejenige des Greisenalters, ist wieder problemlos. Nur in der mittleren lösen sich die Probleme gesetzmäßig ab, und zwar ist die eigentliche Ursache dieser gesetzmäßigen Entwicklung eine fortwährende Abnahme der Intensität der Lebenskraft des betreffenden Volkes. Indem die Lebenskraft allmählich abnimmt, werden immer neue Anpassungen nötig, um die zartere und schwächere Gemeinschaft zu schützen. Dann empfindet das Gemeinwesen den fest gewordenen Zustand einer älteren Anpassung als ein Uebel, und das Bewußtsein eines solchen Uebels ist das „Zeitproblem". „Jede Kulturstufe wird daher durch ihr Hauptübel, oder was dasselbe ist, durch ihr Hauptproblem charakterisiert"; und so sind die einzelnen Entwicklungsstufen eines Hauptproblems gleichzeitig die fortschreitenden Entwicklungsstufen der Epoche selbst.

Diese leitende Idee des Buches ist auch fast die einzige, der Gedanke nämlich, daß die „Lebenskraft" immer abnimmt, erstens je höher ein organisches Wesen in der Stufenleiter der Entwicklung steht, zweitens je älter es wird. Das letztere wird man ohne weiteres zugeben können; in der That ist unser Leben bekanntlich nichts anderes, als ein sehr protrahiertes Sterben, aber es führt unseres Erachtens keine Brücke von dem Schicksal des einzelnen Individuums zu dem einer Gesamtheit. Denn eine Gesamtheit verjüngt sich fortwährend eben dadurch, daß die älteren Individuen absterben und jungen Individuen Raum geben Schon Rümelin hat die viel mißbrauchte „wissenschaftliche Erklärung" der Völkergeschicke entsprechend den Phasen des Individual-Lebens (Kindheit, Jugend, Mannesalter, Greisenalter, Tod) als dasjenige bezeichnet, was sie sind, nämlich Verlegenheits-Phrasen; und ich selbst habe in der Einleitung zu meinem „Großgrundeigentum", unabhängig von Rümelin, den gleichen Nachweis unternommen. Es ist einfach ein Unfug, vom „Alter" der Nationen zu sprechen: wo eine Nation zu Grunde gegangen ist, können wir die „Krankheit" an der sie starb, mit aller Sicherheit nachweisen. Es waren regelmäßig entweder die Sklaverei, die alle Volkskraft vernichtet, oder das Latifundien-System, das ungefähr ebenso wirkt. Aber noch niemals ist ein Volk ohne solche soziale Krankheit an „Altersschwäche" gestorben; und man kann sich auch nicht damit herausreden, daß es etwa von jenen Krankheiten befallen worden sei, weil es schon aus Altersschwäche widerstandslos geworden war. Denn erstens hatten die untergegangenen Völker den Keim der verderblichen Organisation regelmäßig schon ins staatliche Leben mitgebracht; und zweitens ging bei einigen von ihnen, die sich nicht durch das Mittel immer erneuter Kolonisation helfen konnten, der Verfall in so grauenhaft kurzer Zeit vor sich, daß man von einem Altersverfall wahrlich nicht sprechen kann. Das gilt namentlich von den griechischen Stadtrepubliken.

Konnten wir, soweit es sich um die Abnahme der Lebens-Intensität mit vorschreitendem Alter eines einzelnen Individuums handelte, zum Mindesten die leitende Idee zugeben, wenn wir sie auch für nichts weiter halten können, als einen Gemeinplatz, so sind wir im Gegenteil durchaus nicht in der Lage, die leitende Idee als richtig anzuerkennen, insoweit sie angewendet wird auf die organische Lebenskette in ihrer Gesamtheit. Fischer faßt nämlich die ganze belebte Natur als einen organischen Einheitskörper auf, der zwar anderer Art ist, als der Individual-Körper, aber mit diesem gewisse Lebensgesetze gemein hat. „Dieser Standpunkt gestattet uns, die organische Natur in aller ihrer Mannigfaltigkeit ebenso als Erscheinung eines einheitlichen Lebensprozesses anzusehen, wie die Erscheinungen des Individual-Lebens" (Seite 17). Mit dieser Auffassung kann ich mich noch grundsätzlich einverstanden erklären: thatsächlich ist das gesamte organische Leben das einzige „Individuum", das es eigentlich giebt. Das Einzelwesen ist kein Individuum im strengen Sinne; wir hängen alle durch die Nabelschnur zusammen. Nun will aber Fischer bei diesem universalen

Digitized by Google

Riesen-Organismus dasselbe Gesetz der Intensitäts-Abnahme der Lebenskraft annehmen, das er auch beim Einzelwesen im gewöhnlichen Sinne in den Vordergrund der Betrachtung gestellt hat; und hier können wir nicht mehr weiter mitgehen. Noch viel weniger als bei einem Volk kann man bei der gesamten Wesenskette von den (aus den Schicksalen des Einzel-Wesens abgezogenen) Lebensphasen sprechen. Jede nähere Betrachtung führt hier sofort zu den sinnlosesten Folgerungen. Wir brauchen uns bloß klar zu machen, daß es doch auch heute noch, neben Mensch und dikotyler Pflanze, Amöben und Protozoën giebt; diese sollen nach Fischer die höchste, jene die geringste bisher erreichte Lebens-Intensität besitzen: hat nun der gewaltige Gesamtorganismus als Ganzes den höchsten, oder den geringsten, oder einen mittleren Grad der Lebensintensität? Hier ist jede weitere Denkmöglichkeit abgeschnitten. Und außerdem, wenn Fischer Recht hätte (wenn also alle organische Höherentwicklung von der nackten Amöbe aufwärts bis zum Menschen und zur dikotylen Pflanze wirklich nur aus der einen Ursache erfolgt wäre, um den mit immer schwächerer Lebensintensität versehenen Einzelorganismus besser als bisher gegen die feindlichen Gewalten der Umwelt zu schützen), dann läßt sich garnicht vorstellen, wie denn überhaupt jemals der erste Anstoß zu einer organischen Höherentwicklung hätte erfolgen sollen. Die nackte einzellige Amöbe, jenes im warmen Meere schwimmende Eiweißklümpchen, das wir uns als die Keimzelle alles organischen Wesens vorzustellen gezwungen sind, *diese Amöbe altert nämlich auch als Individuum garnicht; sie lebt ewig!* Wenn sie eine gewisse Größe erreicht hat, teilt sie sich durch Karyokinese und Protoplasma-Abschnürung, und dann sind statt der einen „alten" zwei „junge" Amöben vorhanden. Hier kann von „abnehmender Lebensintensität" keine Rede sein; und so ist der archimedische Punkt garnicht vorhanden, an dem Fischer seinen Hebel ansetzen möchte, um die Welt zu bewegen.

Er sucht für seine erstaunliche These so etwas wie einen Beweis beizubringen, aber dieser Beweis ist von einer Art, die den naturwissenschaftlichen Dilettanten in jeder Zeile verrät; er ist der folgende: „Als hinreichend bewiesen können wir die Thatsache annehmen, daß in der Entstehung der organischen Natur Arten des Pflanzenreiches solchen des Tierreiches vorangingen, das Pflanzenreich demnach der Zeitfolge nach die Priorität vor dem Tierreich besitzt. Ist der Lebensprozeß der organischen Natur, diese als Ganzes betrachtet, gleich dem individuellen Lebensprozeß, dem Gesetz ständiger Intensitäts-Abnahme unterworfen, so müßte notwendig das zuerst erscheinende Reich durch die höchste Intensität derselben gekennzeichnet sein, es müßte das Pflanzenreich, in der Intensität des Lebensprozesses seiner Individuen, dem Tierreich vorangehen" (S. 18). Und was wird nun in der That zu beweisen versucht? Der Wachstumstrieb der Pflanze soll größer sein, als der des Tieres, das Umbildungsvermögen desgleichen, ebenso die Fähigkeit, neue Spielarten zu bilden, Störungen zu überwinden. Wir wollen garnicht auf diese erstaunlichen Behauptungen eingehen, sondern nur feststellen, daß die gesamte Auffassung falsch ist. Soweit die heutige Naturwissenschaft sehen kann, ist von einer Priorität des Pflanzenreiches gegenüber dem Tierreich gar keine Rede. Die beiden Reiche sind die Hauptäste eines gemeinsamen Stammes, sind gleichzeitig entstanden und haben sich nach verschiedenen Richtungen differenziert, gerade so wie die sekundären, tertiären ꝛc. Zweige an jedem Hauptaste.

Auf Grund dieser durchaus haltlosen Spielerei kommt Fischer nun zu der Vorstellung, „daß die organische Natur in dem Bewegungszustande, in dem sie sich befindet, stetig und unausgesetzt aus Arten mit intensiverem Lebensproceß, also aus lebenskräftigeren Arten, in solche mit schwächerem Lebensproceß und höherer Entwicklung übergeht. Die „Inconstanz der Art" ist nur eine Erscheinung der Intensitätsabnahme des Lebensprocesses in der Aufeinanderfolge ihrer Individuen ... Indem die schöpferische und erhaltende Kraft der organischen Natur in ihrem Uebergange von ihrer ersten zu ihrer zweiten Intensitätsstufe Individuen mit einem Lebensproceß hervorbringt, dessen Intensität zur Assimilirung unorganischer Stoffe nicht ausreicht (nämlich das Tierreich) muß sie dieselben, ihrer geringeren Aufnahmsfähigkeit, sowie dem weniger intensiven Lebensproceß überhaupt entsprechend, demnach vollkommener gestalten. *Die Intensitätsabnahme des Lebensprocesses der organischen Natur wirkt demnach als elementarer Trieb zur Vervollkommnung des Organismus.*"

Also, nach Fischer hat alle Vervollkommnung der organischen Natur ausschließlich ihren Grund in dem Schutzbedürfnis größerer Schwäche. Das ist eine fast unglaubliche Konstruktion. Sich vorstellen zu sollen, daß die Eiche oder der Löwe ihre wundervolle Ausbildung einzig und allein dem Umstande verdanken, daß sie in so hohem Grade schutzbedürftig sind, ist eine außergewöhnliche Zumutung, wäre es auch dann, wenn in den Theorien Geoffrey St. Hilaires's und Darwins von den umbildenden und fördernden Einflüssen der Umwelt und der Zuchtwahl im Kampfe ums Dasein nie etwas verlautet hätte. Sich mit diesen Theorien abzufinden macht Fischer, soweit wir sehen können, nicht einmal einen Versuch!

Digitized by Google

Von hier aus geht die Konstruktion in derselben steilen Geradlinigkeit ihrem Ziele zu. Zu den Organen im Kampfe ums Dasein, die der mit immer schwächerer Lebensintensität ausgestattete Organismus sich als Schutzapparat schaffen muß, gehören vor allem die Instinkte; je höher entwickelt das Tier, umso höher sein Bewußtseinsgrad, entsprechend den Stufen der Intensitätsabnahme; die höchste Stufe erreicht der Instinkt mit dem Auftreten des Menschen. Hier wird er zum Bewußtsein, und zwar zu immer höherem Bewußtsein, je weiter die Intensitätsabnahme der Lebenskraft vorschreitet; und um so höher ist auch die äußere Schöpfung des Bewußtseins, die Kultur. „Kultur ist eine Stütze gesunkener Lebenskraft und die Kultur entwickelt sich im Verhältnis zur abnehmenden Lebenskraft". (S. 29, 30.)

So hat Fischer das höchste Ziel der Sociologie erreicht, nämlich das durchgehende Gesetz aufgefunden, das sowohl die Biologie, als auch die Sociologie beherrscht. Nichts kann einfacher sein: von der Amöbe bis zur Hochkultur unserer nervösesten Großstädte wirkt nur eine einzige allmächtige sich überall durchsetzende Kraft. In der Geschichte folgen sich entsprechend dem Entwicklungsgesetz der Instinkte und des Bewußtseins nacheinander: die Kulturperiode der reinen Empfindung, die Kulturperiode der freien Vernunft und die Kulturperiode der reinen Vernunft. Die erste umfaßt die Gens auf ihren verschiedenen Stufen, die zweite die Kulturperiode des Bürgertums, die dritte diejenige des Arbeitertumes. Alles das wird aus dem einen Prinzip, aus der einen Kraft in unendlicher Breite abgeleitet, mit einer Folgerichtigkeit, die zuletzt geradezu etwas Imponierendes erhält.

Nur schade, daß die Prämisse falsch ist. und daß das Prinzip mindestens nicht als richtig nachgewiesen werden kann. Und demgemäß erscheint uns die ganze deduktive Schilderung als grundsätzlich wertlos. Die Idee wird schließlich zur fixen Idee, und die unaufhörliche Wiederholung des einen Prinzipes als des allmächtigen Demiurgos wirkt auf die Dauer derart peinigend und ermüdend, daß man zuletzt nicht einmal mehr an den durchaus nicht seltenen geistreichen Bemerkungen des Autors die rechte Freude hat.

Es handelt sich alles in allem um eines jener heute leider immer häufiger werdenden sociologischen Werke, die aus einem Prinzip heraus, das als allgemein gültig a priori unterschoben wird, bis ins letzte Detail die ihnen bekannten sociologischen Thatsachen so deduzieren. wie sie sie in den ihnen zugänglichen Special-Untersuchungen gefunden haben. Hätten die Thatsachen sich anders präsentiert, so hätten sie sie mit gleicher, scheinbar zwingender Schärfe eben anders deduziert; und so geschieht es ihnen, mehr als gut ist, daß sie auch Thatsachen, als sich mit zwingender Notwendigkeit aus ihrem Grundprinzip ergebend, ableiten, die während des Niederschreibens oder des Druckes bereits als falsch erkannt worden sind. Ich habe hier namentlich ein in vielen Beziehungen ausgezeichnetes und sehr geschätztes sociologisches Werk im Auge, dessen Autor ebenfalls die ganze Sociologie aus einer sehr komplizierten Theorie des Willens ableitet, und dessen Deduktionen aufs Genauste mit der Marxistischen Wirtschaftsauffassung übereinstimmen. Wenn, was nicht mehr lange dauern wird, alle Welt darüber einig sein wird, daß die Marx'sche Wirtschaftsauffassung den Thatsachen nicht entspricht, so wird der geistvolle Autor, von dem ich hier spreche, gezwungen sein, zuzugeben, daß entweder seine Prämisse, oder sein Schließverfahren, oder beides verbesserungsbedürftig sind.

Gerade so verfährt Fischer, und es passiert ihm sehr häufig, daß er Thatsachen aus seinem Prinzip ableitet, die lange Zeit anerkannte wissenschaftliche Theorien waren, aber heute entweder als gänzlich falsch, oder mindestens als voreilige Verallgemeinerungen erkannt sind. Es sei, um ein Beispiel anzuführen, nur darauf hingewiesen, daß sich für ihn die „Sumpfehe", d. h. der unterschiedslose Geschlechtsverkehr sämtlicher Glieder der primitiven Horde unter einander, als notwendiges Ergebnis seiner ersten Bewußtseinsstufe ergiebt; und heute ist sich alle Welt darüber einig, daß dieser Zustand, wenn er überhaupt vorkommt, sicher nicht an den Anfang der Menschheitsentwicklung zu setzen ist, daß er besten Falles nur sehr selten vorkommt, und daß er, wenn er vorkommt, höchst wahrscheinlich eine Degenerationserscheinung darstellt.

Wir können auf weitere Punkte nicht eingehen. Wenn wir der Erörterung des Grundprinzipes einen so breiten Raum gegönnt haben, so ist es geschehen, weil es sich trotz alledem um eine sehr ernst gemeinte, außergewöhnlich fleißige und in vieler Beziehung anregende Arbeit eines geistvollen Mannes handelt, der wir mit wahrem Vergnügen eine bessere Gesamtcensur ausgestellt hätten. F. O.

Der neue Tristan.

Alte Liebeslieder singt auf neugestimmter Zither der wundersame Tristanpsalter, den der Franzose Joseph Bédier, ein später Troubadour, erfand, den Julius Zeitler in edles Deutsch wandelte, den Robert Engels schmückte, und den Verlag und Druckerei (E. Haberland und Hermann Seemann Nachfolger) köstlich einkleidete.

So viel Namen, so viel Künstler, und in seltenem Zusammenklang ertönt ihr

Digitized by Google

Werk. Joseph Bédier hat wie ein dichterischer Juwelier das leuchtende Gestein der französischen Tristandichtungen des XII. Jahrhunderts zu einem kostbaren Geschmeide zusammengefügt. Ihren Zauber wirkt diese Neuschöpfung dadurch, daß sie Stil und Leidenschaft zu einem magischen Ringe zusammenschmiedet. Die liebliche Primitivität der Chronika von der Liebe und vom Tode ist fromm bewahrt, die herbe Süße sehnenden Zwanges strömt ihre unendliche Melodie aus, doch ohne jedes Wortgeschwelge; zwischen den Zeilen loderts und im Gefüge der Sätze fühlt man's wie unankämpfbare umklammernde Mächte. Eine sehr feine Sammlerhand muß es gewesen sein, die so sicher auserlesen, verbunden und gerahmt hat. Aus der Redseligkeit der alten Quellen wurden nur die lebendigsten Momente, die sprechendsten Nuancen genommen; eine Konzentration voll Atem und Herzschlag, ein betäubendes Elixier, selbst ein Liebestrank aus stärksten Kräutern destillierte sich. Und, unausgesprochen, mit unmerklichen Mitteln wirksam, webt durch die Kapitel ein Fluidum verwirrender Gefühlsgegenwart und melancholischer Unmittelbarkeit, als spiegelte sich diese Leben und Tod überwindende Allgewalt, die überschmerzlich drängende Fülle des Fühlens in der Seele eines Menschen von heute, der in der Kunst die starken überschauernden Erlebnisse sucht, die die Wirklichkeit seinen kritischen Sinnen nicht mehr geben kann.

Der Uebersetzer ist solchen Reizen sorgsam nachgegangen und hat in seiner deutschen Prosa diese Mischung von „Sec" und Bouquet, von Stil und Leidenschaft voll getroffen.

Es lockt neben dem neuen Tristan den alten aufzuschlagen, Gottfried von Straßburgs Gedicht in der Meisterübersetzung von Wilhelm Hertz. Gottfried von Straßburg ist einfacher, schalkhafter, und in seiner Sinnlichkeit heiterer, selbstverständlicher. Die Leidenschaft bei ihm ist freilich tragisch, aber ihre Glücksmomente werden so ganz empfunden, daß kein Gedankenleid und keine Ahnungsqual sie mit Bitterniß tränken kann. Das ist das Helle, Heidnische an ihm, das blühend Leibliche.

Diese Tristandichtung Bédiers aber wird wie Wagners Lied in jedem Kuß von Untergangs- und Vernichtungsschauern umwittert.

Bei Gottfried blüht derbe Liebeslust: wenn zwei sich umfangen, gilt nur die Wonne des Augenblicks, wer mag an später denken, und der Dichter macht schmunzelnd seine Polterabendspäßchen dazu:

Nachts, da die Schöne lag und sann
Schmachtend nach dem teuren Mann
Da schlichen in ihr Kämmerlein
Ihr Freund und ihre Aerztin ein,
Tristan und die Minne.
Die führt mit gutem Sinn
Ihren Kranken an der Hand
Hin, wo sie ihre Kranke fand,
Und gab sodann die kranken Zwei
Eins dem andern zur Arznei.

Und daneben jene andere kennerfrohe Schilderung der Minnemüden, eine echte Boccacciosituation, der nur die „Nachtigall" fehlt:

Da lag sein Neffe und sein Weib
Eines an des andern Leib
Festgeschmiegt in süßem Bund
Wang an Wange, Mund an Mund.
Was sich von Beiden offen wies,
Was unverhüllt die Decke ließ
An ihrem obern Ende:
Die Arme und die Hände,
Brust und Schultern, was er sah,
Das alles hatte sich so nah
Gedrungen und geschlossen,
Und wär ein Werk gegossen
Von Erz, von Golde fest und dicht,
Fürwahr, es könnte schöner nicht
Sich eins zum andern fügen.
So schlief in vollen Zügen
Tief und süß das holde Paar;
Weiß nicht, wovon es müde war.

Der Tristan und die Isolde, wie sie Bédier beschworen, sind nicht so glücksfähig und von solcher wurzelstarken Einfalt des Instinkts. Auf nächtigem Hintergrund umklammern sich zwei bleiche Gestalten mit schmerzlicher Gewalt, als wollten sie sich das Blut austrinken. Kein wohlig-erattmendes Hinsinken auf Blumen und Klee ist dieser Liebe gegönnt, sie findet nicht die Ruhe, sie ist lechzende Unersättlichkeit; die von ihr Vergifteten erstarren in ihrer Umarmung, hinter ihnen steht der Tod und sie fühlen seine Voluptés funèbres:

„Die Liebenden umfingen sich; in ihren edlen Leibern bebte es vor Verlangen und Lebensglut. Tristan sagte: „der Tod mag kommen."

Und als die Nacht der Liebe über sie sinkt, spricht er zur Freundin vom Schattenreich, vom „Land des Glückes, von dem niemand zurückkehrt. Dort ragt ein Schloß aus weißem Marmor; in jedem seiner tausend Fenster glänzt eine brennende Kerze; in jedem spielt ein Spielmann und singt ein unendliches Lied; die Sonne strahlt dort nicht und doch vermißt dort niemand ihr Licht: es ist der glücklichste Ort der Lebenden." Doch während er noch spricht, beleuchtet die Morgenröte „auf den Zinnen der Türme von Tintagel die großen aus Lazurstein und Quarz gereihten Blöcke."

Zu solcher Totentanzerotik erliest sich Bédier noch die Motive wild grausamer Grotesken aus den früheren Quellen, die älter sind als der Trouvere Thomas, Gottfrieds Quelle. Die satanische Goyascene vor dem rauchenden Scheiterhaufen aus Dornen mit der bleichen Isolde im engen grauen Gewande und dem Goldfaden im gelösten Haar und der vor Begierde heulenden Schar der Aussätzigen, die sich ungestalt, mit zerfressenem Fleisch, mit den klappernden Schellen, auf Krücken heranschleppen und mit blutunterlaufenen Augen unter geschwollenen Lidern auf das schöne

Digitized by Google

Weib starren und auf das leckende Feuer. Und der Führer der Aussätzigen schreit gellend zum traurigen König, er will ihm härtere Buße lehren für die Verbrecherin: „Gieb uns Isolde, sie sei uns gemein! Das Uebel schürt unser Verlangen. Gieb sie Deinen Aussätzigen, niemals soll ein Weib schlimmer geendet haben. Siehe, an unsern schweißenden Wunden kleben die Lumpen — zum Hof Deiner Aussätzigen soll sie, in unsern niederen Löchern und mit uns schlafen."

Der König giebt sie schweigend, und wie ein Bachantenzug der Hölle trollt sich kreischend der wirre Knäul der dämonischen Fratzen mit dem stummen Bild der Schönheit davon.

Gegen diese Vorstellung von infernalischer Größe, in der sich wie in einem Hexenkessel Grauen, Ekel und Wollust zu fürchterlicher Extase mischen, sind die Fresken des Entsetzens, wie sie D'Annunzio in seinen Studien von den Zechinen malt und in den Wallfahrtsscenen des „Trionfo della morte" fast harmlos. D'Annunzio schafft seine Wirkung durch die Intensität der Farben und durch das Auspinseln jeden Details. Diese Tristanscene im strengen Stil darf nicht so verweilend sein, in ihrer herben Oekonomie ist Schilderung nie Selbstzweck. Wenige sparsame Worte müssen genügen, um die Vorstellung zu geben. Aber diese Vorstellung in der Kontur trifft.

Auch die alte Episode von Tristan dem Narren, die sich bei Gottfried nicht findet, hat Bédier erneut. Auch sie eine grausige Groteske voll zerrissenen Grams. Der heitere Straßburger Sänger liebte nur die edele Tragik; die Gemeinheit des Lebens, das Grimassierende des Schicksals ließ er nicht an die adligen Leiber seines Pagres. Es ist charakteristisch, daß dieser moderne Neubeleber, in dem Gefühl der Vielfältigkeit des Seins und in der Erkenntnis der Tragik „auch des Rohen und Gemeinen," nicht an den Stellen der alten Ueberlieferungen vorbei gegangen ist, die künstlerisch-unsicheren Menschen leicht unwürdig, unheldisch und unpoetisch erscheinen mögen.

Daß der verbannte Tristan, um nur Isolden zu sehn, sich selber entstellt in kläglich-lächerlichem Narrenkleide, den Kopf geschoren und das Antlitz gefärbt, und daß er zum satten Behagen des Hofes, des gutgelaunten Markes und seiner Leute seine Schalkstreiche macht, das ist schon Shakespearisches Lebensspiegeln: Grimassen, kunterbunte Tollheit und herzzerfleischende Seelennot. Bédier hat diese Gefühlsnuance fein und ergreifend aus dem rohen Umriß der Erzählung des XII. Jahrhunderts herausgehoben. Von stärkster dichterischer Gewalt ist, wie der Narr zwischen Hanswurststreichen und Witzen Tristans Liebe zu Isolden erzählt und sagt, er sei Tristan; wie er die eigene Geschichte verzerrt und lächerlich verhöhnt der darbietet, die sie mit ihm erlebt.

Sie lachen behaglich über ihn und schelten ihn trunken und er fährt fort: Wirklich, ich bin betrunken von solchem Trank, daß diese Trunkenheit nie vergehen wird. Königin Isolde, gedenkt Ihr noch des Tages, so schön, so warm, auf dem hohen Meere? Ihr hattet Durst, erinnert Ihr Euch, Tochter des Königs. Wir tranken beide aus demselben Becher. Seitdem bin ich immer trunken und von einer schlimmen Trunkenheit . . .

Als Isolde diese Worte vernahm, die sie allein verstehn konnte, verbarg sie ihr Haupt in ihrem Mantel, stand auf und wollte hinausgehen.

Aber der König hielt sie an ihrem Hermelinrock und ließ sie an seiner Seite wieder Platz nehmen: „Wartet ein wenig, Freundin Isolde, damit wir diese Thorheiten bis zu Ende hören."

In puritanischer, sparsamster, ganz unsentimentaler Zeichnung, welche schmerzensreiche Vorstellung: jammervollstes Elend, das sich selbst zum Spotte macht vor der breiten ahnungslosen Behaglichkeit der andern und vor der unseligen Einen, die nicht weiß, was da wird, ders graut vor diesem Farcespiegel ihrer Liebe und die es nicht fassen mag, was daran wahr ist.

Und zu grandioser, tragikomischer Steigerung wächst die Vorstellung in der Scene, da Tristan sich ihr allein zu erkennen giebt und sie, in ihrer unvergangnen Schönheit in des Entstellten, in des grotesken Narren Armen liegt und sie das alte Liebesspiel erneuen. Kläglich trostloses, hohnvolles Glück, wenn dann zu ihr sein Mund wie Tristan spricht vom seligen Land und sein geschändetes Haupt dabei den Niedersten und Verachtetsten gleicht; wenn er nach solchen Stunden, wo er sich königlich gefühlt, zurückkehrend in sein Hundeloch unter den Treppenstufen, dem Spott der Knechte stille halten muß: „Mach Dich fort, Narr zur bösen Stunde." „Und der Narr ging tanzend von dannen."

Dieser Reichtum wechselnder Stimmungen, zerklüfteter vielfarbiger Gefühlswelten giebt sich nun also in wortkargen, archaisch herben Formen. Ganz kurze Prosakapitel, doch bis zum Rande voll. Eins ihrer wirksamsten Kunstmittel ist bei Schilderungen dramatischer Situationen, gespannter Schicksalsaugenblicke, ein momentaner, fast schriller Ausrufungsstil. Die Art, wie aus gepreßter Kehle Wort für Wort herausgestoßen wird, erinnert — und diese Verwandtschaft ist interessant — an Maeterlincksche Stilnuancen, an das hastige, erstickte, trockene Silbenmaß, in dem der Beobachter erregter Scenen Blick für Blick einem andern, der es nicht sieht, zuruft, gleichsam zuwirft, was vorgeht: „Isolde

Digitized by Google

steht aufrecht vor dem Feuer. Die Menge ringsum schreit und verflucht den König, verflucht den Verräter. Thränen rinnen über ihr Antlitz. Sie hat ein enges, graues Gewand an, in dem ein dünner Goldfaden läuft, ein Goldfaden ist in ihr Haar geflochten, das bis auf ihre Knie herunterfällt. Gott, wie eng ihre Arme zusammengeschnürt sind."

Und dann die Auslieferung an die Brunst der Aussätzigen: „Der König übergiebt sie und die hundert Siechen drängen sich um sie. Bei ihrem Heulen und Kreischen zerschmelzen alle Herzen in Mitleid, aber Iwain ist fröhlich. Isolde geht. Iwain führt sie fort. Die häßliche Gesolgschaft steigt aus der Stadt hinunter."

Der schöne Text fand einen gefühlswerten Künstler in Robert Engels, der den Zeilen dieser Dichtung eine dekorativ-illustrative Begleitung komponierte von hoher Stimmung und reifstem Stil.

Diese Art Buchschmuck ist bildlicher vielleicht als die strengen Puritaner es heut lieben, sie beschränkt sich nicht auf Bordüren und Initialen, Kopfstücke und Culs de lampe, sie giebt sich als wirkliches Accompagnement und wiederholt variierend die Motive, die der Dichter mit der Sprache anschlägt, in der Zeichnung. Natürlich nicht in stofflich demonstrierender Illustration zu einer groben Voraugenstellung, sondern um die Stimmung durch den associierenden Doppelklang der Künste, durch das Duo der beiden vollendeten Instrumente tiefer und nachhaltiger tönend zu machen.

Es ist leicht, dieser Art die Verwandten zu nennen. Etwas Praeraphaelitisches ist in der Charakteristik dieser Menschen, die nicht nach glatter Schönheit strebt, sondern verhaltene Inbrunst und stumme Exaltation durch die starre Linie schwerer Gebärden auszudrücken sucht. Und auch an Aubrey Beardsley mag man denken, der Malory's „Morte d'Arthur," diesen auch stoffverwandten Roman dekorativ begleitete.

Das seltsam Versteinte eines Affekts, das Bizarr-Gespenstische, daß die lebhafte Geste einer Erregung plötzlich wie durch einen Bann reglos gehalten wird, wählt Engels auch manchmal zum Ausdruck, während er sonst freilich künstlerisch viel mehr uni ist, als dieser verführerische, perverse Beardsley, der alle Kulturen, Japonismus, das Byzantinische, gothische Süchtigkeit, das Preziöse des Empire wie raffinierte Liqueure zu einem teuflisch-verwirrendem Trank mischt.

Die spiritualistische Erotik auf Melchior Lechters Gasgemälden liegt nicht fern, und nicht zuletzt wird man sich Klingerscher Bäume und Träume und Intermezzi erinnern, Simplicianischer Waldeinsamkeiten und des flimmernd feinen Frühlingsfiligrans radierter Stämme.

Aber nicht als Anleihe wirken solche Anklänge, nicht Abbilder von Urbildern glaubt man zu sehen. Engels, von dem ich übrigens vorher nur die geschmackvolle aber nicht allzuvielsagende Dekoration der vortrefflichen Droste-Hülshoffausgabe des Diederichschen Verlages sah, tritt hier als ein Reifer und Reicher auf und spricht seine selbstständige Sprache, und was darin wie Erinnerung klingt, das sind Gemeinsamkeiten einer künstlerischen Kultur.

Charakteristisch für seine Art ist, wie er das Stoffliche dekorativ wandelt. Gruppenscenen giebt er gobelinmäßig als Flachmuster stilisiert. Fein erkennt er, auch hierin den Praeraphaeliten nahe, die stimmungschaffende Kraft der Requisiten, des Geräts, der Stoffe und bildet sie mit Liebe ab: die Gewebe und gleitenden Mäntel, „in die Leoparden, Adler, Papageien und alle Tiere in Meer und Wald gewirkt sind," die Tapeten und Gehänge mit den gestickten Borduren und den Schmuckstücken der geblähten Segel, die hieratischen Leuchter und das königliche Gestühl, edle Krüge und erlauchte Reliquienschreine, bis zu den braunen geschnitzten Sargtruhen des Paares, über die sich die weißen Blütenglocken trauerschwerer Zweige neigen.

Wie das Muster eines Gobelins ist auch das Titelblatt mit seinem Fries unwirklicher heraldischer Bäume und emblematischer Ritter. Und ganz wie in der Dichtung die Leidenschaft des Fühlens in strenge Form gebannt ist und nur tief von Innen aus dem Hintergrund leuchtet, so wird in der Begleitung der Gefühlsgehalt durch die dekorative Fassung sorglich umschlossen. Und ein vorklingendes Symbol dieser Kunst ist die Leiste des Frontispice: die beiden Köpfe, fast asketisch gerahmt, der seine in die fest schließende Schuppenhaube des Helmes, der ihre in die weichen Schleier ihres Haares (dem Antlitz der Dianora gleichend: „es ist ganz eingehüllt in glatte Haare, wie in einer Schale, bis zum Kinn . . . es ist wie eine Mandel, in deren halbgeöffneter Schale die zarte Frucht sichtbar ist.") Die beiden Köpfe, der seine mit aufeinander ruhenden ernsten Lippen, der ihre halb geöffnet; die beiden Köpfe ornamental in den Ausschnitt zweier Säulen gefügt auf dem Hintergrund eines stilisierten Meeres.

In vollendeter Technik zeigen sich diese Blätter. Das Papier ist, wenn auch freilich nicht körnig, so doch wenigstens frei von dem fatalen kreidigen Glanz. In wundervollen Tönen, in den Radierungsfarben, schwarzgrau silbrig durchflimmert, weich und schmelzend ruhen die Bilder in ihrem Untergrund und apart und besonders ist ihr Schnitt und ihr Verhältnis zum Textkörper, obwohl gewiß auch hier die ganz strengen konstruktiven Logiker der Buchsarchitektur Einwände machen können.

Digitized by Google

Ich mache sie nicht, nicht aus Unkenntnis oder Geringschätzung dieser fest gegründeten und bei ihrer Befolgung stets sichere Resultate garantierenden ästhetischen Simplicitätsgesetze, sondern weil ich finde, daß hier auf einem anderen Weg, einem gefährlicheren und weniger sicheren, ästhetische Reize von tiefer Wirkung und im Gesammteindruck von tadellosem Geschmackstakt gewonnen wurden.

Eingehüllt ist der Quartband in eine Hülle hochroten Leinens, das in Golddruck die Leiste des Frontispice wiederholt und den Titel in einem wuchtig eingegrabenen Versalienviereck verzeichnet.

Da das Buch nicht zu der Gattung der vertikalen Bibliothekbücher, sondern sozusagen zu der Gattung der Horizontalen, der Liegebücher, gehört, hat leider die Sorge für seinen Schmuck mit der Vorderfront aufgehört.

Der Rücken ist charakterlos. Aber Bücher, sogar Horizontalbücher, können gleich Frauen, auch auf dem Rücken ihre Reize haben. Und vielleicht sieht der Kenner sogar da zuerst nach. F. P.

Zehn Jahre mit Böcklin.

Der Bruckmannsche Verlag hat unter der Redaktion von Hanns Flörke die Aufzeichnungen des alten Gustav Flörke über Böcklin herausgebracht und auch illustrirt — man findet unter den Illustrationen beispielsweise die fünf Variationen der Toteninsel, die sich mit der Zeit immer weiter geöffnet hat und lichtvoller wurde. Das Buch ist mal wieder was. Ich empfehle es nicht Kindern oder Anfängern, das sollen nur Erwachsene lesen, die über geniale Einseitigkeiten zu urteilen verstehen. Böcklin ist an sich schon gefährlich, weil er das Sitzen vor der Natur nicht liebt, das Anfänger zuerst brauchen, Lyriker immer. Und Flörke, ein famoser Kerl, der hier seinen Böcklin halb in eigener Figur, halb mit seinen Zusätzen vorführt, ist auch nicht erzieherisch. Er hat eine wundervolle Mißvergnügtheit, er poltert und prügelt, kein Eckermann, wie Schick es für Böcklin war, sondern selber eine Nummer. Er hat hundertmal Unrecht, aber immer ist es wundervoll zu lesen. Ich habe ein ganzen Tag damit zugebracht und fühle mich erfrischt, wie nach einer Stunde Nordost. Man bekommt Lust zu den Dingen und das Gehirn will arbeiten.

Schicks Tagebuch bezog sich auf den jüngeren Böcklin, dieses Flörkesche bezieht sich auf die 80er Jahre, also große Zeit. Dieses sind die beiden wichtigsten Kommentare, die bisher zu Böcklin erschienen sind. Die wichtigste Biographie wird die von Alfred H. Schmidt sein, die er zur letzten Serie der Bruckmannschen Böcklintafeln schreibt. Diese Männer wissen nämlich, wie es in einem Künstler aussieht, sie schreiben nicht Kunstgeschichte als Philologie, sondern Künstlergeschichte. In einem Bande, wie diesem Flörkeschen, steht viel mehr über Kunst, als im ganzen Lübke und sogar Springer. Man kann heut Kunstgeschichte zum großen Teil nur aus solchen Memoires und aus Briefen sich schaffen, da die Historiker, wenn sie nicht Philologen sind, Litteraten genannt werden müssen.

Uebrigens findet sich eine köstliche Charakteristik von Schick bei diesem Flörke. Es sind ein paar Seiten von dichterischem Wert — Flörke schrieb Dichtungen, noch mehr (die Eingeweihten wissen es) er erlebte sie.

Böcklin über Rudolf Schick nach Flörke.

Er war ein ordnungsliebender, hoffnungsvoller Jüngling; ein Ungeheuer von Ordnung. Er bezog ein Stipendium für zwei Jahre und kam damit vier aus. Seine Crayons Nr. 2 und 3 trug er in beiden Westentaschen mit einer Schnur um den Hals vereint.

Ein Staat waren seine Skizzenbücher, sauber, wie neu. Vor einer Studienreise präparierte er sich das Buch und versah es mit einer sauberen Aufschrift, z. B. „Studienreise nach Wälschtirol, Sommer 79. Begonnen am 1. August." Und wenn es glücklich ganz voll war, schrieb er darunter: „abgeschlossen den so und sovielten. Gottlieb*) Schick." Worauf er es dann befriedigt auf den hohen Stapel ebenso großer legt.

Und was man in so einem Skizzenbuch nicht alles findet! Da hat er z. B. eine Genziane ganz genau lebensgroß abgezeichnet und daneben geschrieben: blühte am 20. August da und da, so und so hoch ꝛc. und dazu den botanischen (nachgeschlagenen) Namen — was ihn als Maler doch zum Teufel alles gar nichts angeht.

Sonst richtet er seine Skizzen, wie seine Studien, gleich so ein, daß er sie später zum Bild gebrauchen kann. Er zeichnet sauber und penibel. Natürlich wird unter jedes Blatt Tag, Tageszeit, Ort ꝛc. bemerkt. Jedes wird fixiert und dann ein Stück Seidenpapier dazwischen gelegt. Er raucht nicht und trinkt nicht. Ich habe immer Verdacht gegen solche Ordnungsbelden und Musterknaben. (Als Böcklin ihm einmal sagte, er möge Leute, die nicht rauchen und kneipen, nicht leiden, versuchte Schick es gleich, fing aber natürlich dumm an, rauchte aus einer Thonpfeife unglaublich schweren Tabak).

Seine Bildung vervollkommnete er systematisch nach eigenem System. Er hatte in seinen Atelierzimmer Rahmen voller Photographien berühmter Leute (gez. von

*) Der Vorname ist ironisch zu verstehen.

Digitized by Google

von Jäger, R. Paul und Konsorten), die er Wochenweise wechselnd sich einzeln vor Augen stellte, während er entsprechend ihre Werke oder über ihre Werke las.

Natürlich besuchte er fleißig die Sitzungen des archäologischen Instituts. Wenn er vom Kapitol kam oder aus der ihm sehr angenehmen Gesellschaft von Philologen, sprach er ein ganz anderes, gehobenes, selbstbewußtes Hochdeutsch, dialektlos, tief bedeutend, so aus dem Kehlkopf hervor; man hörte gleich, daß was dahinter war: so à la Flasch: Ordnung, Autorität, Abgeschlossenheit ohne Widerspruch. — Freilich er sprach nur so.

Er schenkt sich zu seinem Geburtstag einen roten Shlips, bindet ihn um, zieht seinen guten Rock an und bittet, ihn vom Zeichenunterricht (den er zu geben hätte) zu dispensieren: er möchte den Tag in Feststimmung verbringen.

O daß er ewig grünen bliebe!

* * *

Schicks Aufzeichnungen datiren 20 Jahre vor den Flörkeschen, die Uebereinstimmung aber ist da. Oft fast wörtlich. Im Uebrigen ist Schick trocken, Flörke wild und ketzerisch. Der Geist des prächtigen Hillebrand, des Besten dieser Freunde, ist in seinem Buche, was er selbst eingesteht. Technisch wird es jeden Kunstkenner packen, obwohl im Grunde die Wahrheiten über Kunst bei Lionardo, bei Delacroix, bei Viollet le Duc dieselben sind wie bei Böcklin, weil jeder dieselbe Sehnsucht hat. Doch sind die Mittel und das Resultat verschieden, sodaß schließlich das Bild ein ganz anderes wird. Der Hauptsatz aller Aesthetik lautet hier: Es wird von Aesthetikern wie vom Publikum viel zu wenig Wert gelegt auf die innerhalb der Optik der Malerei gefundenen Ausdrucksmittel. Alle Wirkung beruht auf Gegensätzen von Farben, Bewegungen, Mengen, Ruhe und Unruhe ꝛc. Schon physiologisch empfinden wir Alles nur durch Gegensatz, also verstärken wir das noch in der Kunst. Die genaue Kenntnis der Farbenwerte und ihrer Wirkung gegen- und übereinander ist das eigentlich malerische Mittel, um Raum zu schaffen. Böcklins Netzhaut ist dafür prädestinirt. Er sieht in der Natur sofort stärker die Complementärfarben, als der Laie. Autokinematische Täuschungen passiren ihm oft, sofort als Strafe, wenn zwei Töne nicht stimmen; dann scheint eine rote Rose auf grünem Stengel sich zu bewegen. Ich kann hier über Autokinematie nicht ausführlicher werden (Bewegungen, die man zu sehen glaubt, ohne daß sie vorhanden sind), aber solche Netzhautempfindlichkeit ist seit Lionardo ein Erbteil jedes Malers, nicht bloß von Anlage, sondern vor allem durch Selbstzüchtung. Jeder Maler ärgert sich nach Fertigstellung einer Naturskizze über Motive, die er übersehen hat und lieber hätte vornehmen sollen. Dies ist nur Netzhautreiz, der durch das vorangehende Malen selbst gesteigert ist. So etwas klingt à la Wundt. Aber es ist lebendige Künstlerseele.

Böcklin baut seine Farbenanschauung aus dem Gegensatz positiver und neutraler Farben auf. Wie viel besser ist das als der alte Unterschied „warme und kalte Farben". Es kommt auf das Verhältnis im Bilde an und man kann sogar Rot nach hinten bringen. Böcklin hat wohl zuerst wieder reine Farben benutzt und hat sich die Tonwerte reiflich überlegt, ein Feind von Saucen und Lasuren. Die Italiener liebt er nicht, auf Signorelli schimpft er, weil sie (wie einige Kunsthistoriker heut immer noch nicht wissen) von Farbe in der Regel keine Ahnung hatten. Auch die Niederländer liebt er nicht, wegen der künstlichen Harmonie. Sein Gott ist Rubens, van Dyck, die alten Deutschen — also die Mischgegend Belgien-Rheinland, die genau so zwischen Romanentum und Germanentum liegt wie Böcklins Kunst selbst. Gegen moderne Pariser Schule herrscht unerbittliche Feindschaft. Ganz mit Recht, denn sonst ginge der Weltgeschichte das schöne Schauspiel verloren, das tief charakteristische, daß Böcklin und Monet gleichzeitig leben.

Flörke ist ein Vollkommner. Er weiß das große Geheimnis: daß Kunst für Alle Blödsinn ist. Die beste Kunst ist einzeln und für sich und scheert sich nicht. Wenn die Vermittler und Agenten daraus für das hochschätzenswerte Volk eine Suppe brauen, mögen sie es thun, aber die Schöpfer sollen am besten davon gar nichts wissen. Es giebt private und giebt öffentliche Dinge im anderen Leben, warum soll man das in der Kunst nicht trennen? Die Kunstverbreiter schaffen doch nur ein neues Philisterium. So spricht er bei Gelegenheit der verachteten Rubensbilder, die in Florenz hinter den Niobiden hängen: „Die Niobiden sind — scheint es — fertig, die Rubens nicht. Ergo! Die Niobiden sind antik, die Rubens nicht. Jene sind berühmt, diese nicht (weil sie in Florenz hängen). Punktum für das Galerievolk. Alles fürs Volk! Die Kunst für Alle! Aus dem Volk, für das Volk! Evviva! Referendum in Kunstsachen! Ecco.

Es ist die Rede von Böcklins Entwicklung und Aesthetik, von Schacks Preisen, von dem armen Modell, das nebenan wartet, weil Böcklin es nur zeitweise ansieht, um dann aus dem Gedächtnis weiter zu malen, von der Banausität des Fertigmachens für die Leute, von der Beengtheit des Porträts, sehr viel von der Plastik und ihrer Bemalung, die damals noch die Köpfe erhitzte, von Marées' unglücklichem Künstlertum und eine Hand voll Anekdoten. Seinen Leser stellt sich Flörke so vor, wie man aus folgender Apostrophe entnehmen kann:

Digitized by Google

„Sag mir, was du von der Welt hast. Laß es mich begreifen, nachempfinden. Wie kommt dir der Frühling vor, der Tag, die Sonne, das Weib — sag mir das ganz und voll, dann bist du ein Künstler."

O. B.

Eine Ibsen-Bibliographie.

Die an die Namen Wagner, Nietzsche, Ibsen, Tolstoi anknüpfende Litteratur — das Wort hier im weitesten Sinne genommen als die Gesamtheit der von diesen Großen herrührenden Schriften aller Art in den verschiedenen Ausgaben und Uebersetzungen und der auf ihr Leben und Schaffen bezüglichen Monographien, Studien, Essays, Commentare, Streitschriften, Parodien und Satiren — hat sich bereits zu einem Umfang entwickelt, daß die Zusammenstellung von Specialbibliographien als eine dankenswerte und nützliche That bezeichnet werden muß. Dienen doch derartige Arbeiten nicht nur dem Forscher und Litteraturfreunde, dem es um ernsthafte Versenkung in seinen Stoff zu thun ist, als grundlegendes Hilfsmittel, sondern solche Bibliographie, wenn mit der nötigen Gewissenhaftigkeit angelegt und dadurch dem Ideal der Vollständigkeit wenigstens angenähert, gestattet, indem sie die Verbreitung der Schriften eines Autors fixiert und in ihren Titelangaben bezeugt, in welchem Umfange sich Mit- und Nachwelt mit ihm beschäftigt haben, die interessantesten kulturhistorischen und völkerpsychologischen Rückschlüsse. Während wir für Nietzsche und Tolstoi solche Specialbibliographie noch vermissen und für Wagner wenigstens ein sehr annehmbares Surrogat in Oesterleins Katalogen besitzen, ist uns über die buchhändlerische Verbreitung des reichen Lebenswerkes Henrik Ibsens unlängst eine vortreffliche instructive Uebersicht beschеert worden in einem Büchlein des Gyldendalschen Verlegers in Kopenhagen: J. B. Halvorsen, Bibliografiske Oplysninger til Henrik Ibsens Samlede Vaerker. Ibsens Dramen und der einzige Gedichtband sind darin in chronologischer Folge verzeichnet, von jedem Werke Ort und Umstände der Entstehung kurz mitgeteilt, Erscheinungsdatum und Stärke der verschiedenen Auflagen in der Ursprache, sodann die Uebersetzungen, eine Auswahl Erläuterungsschriften, sowohl selbstständige Arbeiten wie Kapitel aus größeren Werken und Zeitschriften-, ja sogar Zeitungsartikel; endlich ein Verzeichnis der Premièren jedes Stückes in den verschiedenen Ländern und späterer bemerkenswerter Aufführungen. Wie man sieht, hat Halvorsen sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht und in mancher Hinsicht den Rahmen einer gewöhnlichen Bibliographie weit überschritten. Dabei ist er weder oberflächlich noch einseitig verfahren. In der Aufzählung der Verdeutschungen der Dramen, wo ich ihn an der Hand eigner Collectaneen controllieren kann, finde ich keine einzige Lücke, in dem Verzeichnis der Kommentare, wo Vollständigkeit nicht angestrebt wurde, ist das Wichtigste aus den einschlägigen scandinavischen, dänischen, deutschen, französischen und englischen Litteratur mit Umsicht vermerkt, sogar gelegentliche Parodien und Travestien sind nicht vergessen. Leider hat der fleißige Sammler das Erscheinen seines Werkes nicht erlebt, sondern ist im Jahre 1900, nachdem er bis zur Bibliographie der „Wildente" gekommen, gestorben. Ein Landsmann Halvorsens, Sten Konow, hat die Arbeit dann zu Ende geführt und ergänzt. Daß er in der Verzeichnung der deutschen Aufführungen und dramaturgischen Beiträge der letzten beiden Jahre mit den Ereignissen nicht ganz Schritt gehalten hat, kann man ihm nach Lage der Dinge nicht sonderlich verübeln. Bedauerlicher ist, daß der Epilog des greisen Poeten „Wenn wir Toten erwachen" nicht auch in dieser Bibliographie den Beschluß macht und die an dies letzte Rätselwerk sich knüpfende überreiche Zeitschriftenlitteratur nun an dieser Stelle ganz unberücksichtigt geblieben ist.

Da Halvorsens Arbeit wohl nur wenigen deutschen Ibsenfreunden in die Hände kommen wird, dürfte eine kurze Uebersicht über die aus diesen bibliographischen Aufzeichnungen sich ergebende Verbreitung der Werke des Mannes von Skien nicht unerwünscht sein.

Dem Erstlingswerk, das der Zweiundzwanzigjährige am 13. April 1850 unter dem Pseudonym „Brynjolf Bjarme" in Christiania in ganzen 250 Exemplaren auf seine Kosten drucken ließ, dem dreiactigen antiken Trauerspiel „Catilina" hat bekanntlich kein günstiger Stern geleuchtet. Der größte Teil der kleinen Auflage verfehlte als Makulatur beim Heringshändler seinen Zweck. Erst ein Vierteljahrhundert später nahm sich der mittlerweile berühmt gewordene Poet seines schwächlich geratenen Erstlings an und ließ ihn in verbesserter Gestalt ans Licht treten Ja, er gab ihm sogar ein kurzes characteristisches Geleitwort mit auf den Weg. Von dieser in 3000 Ex. gedruckten Ausgabe von 1875 brachte 1878 eine englische Revue eine Uebersetzung des ersten Actes und Inhaltsangabe der beiden folgenden. Die erste und bislang einzige deutsche Uebersetzung erschien erst 1896. Rußland wurde die Kenntnis dieses revolutionären Erstlingswerkes im selben Jahr vermittelt. Das norwegische Original hat es 1891 zur dritten Auflage gebracht. Zwei weitere Jugenddichtungen, „Das Hünengrab" und „Olaf Liljekrans", sind zwar in den fünfziger Jahren auf dem Theater in Christiania erschienen, aber nicht in den Buchhandel gekommen; sie wurden eigentlich erst bekannt durch die deutsche

Digitized by Google

Uebersetzung im 2. Bande der großen Fischerschen Gesamtausgabe. Halvorsen verzeichnet sie nicht, sondern berichtet an zweiter Stelle über die Schicksale des „Festes auf Solhaug", das 1856 in Christiania ans Licht trat, 1883 Neuarbeitung und Neuauflage mit Vorwort erfuhr und in Emma Klingenfeld (1888) und Christian Morgenstern gewandte deutsche Interpreten gefunden hat, auch eine russische Uebersetzung und eine studentische Travestierung. Die Componisten hat dies Jugendwerk, das nach Georg Brandes' treffender Bemerkung auf die Sinne wie Musik jugendlicher Stimmungen wirkt, in besonderm Maße angelockt; den fünften, letzten und besten Versuch einer Vertonung, Wilhelm Stenhammars Musikdrama, das im September 1900 in Stuttgart seine Première erlebte, hat Halvorsens Fortsetzer leider übersehen, ebenso wie die Berliner Aufführung der Dichtung auf der Deutschen Volksbühne im selben Jahre. Ibsens nächster Versuch als Historiendichter „Frau Inger auf Oestrot" (1857) hat es weder in der Ursprache noch in Uebersetzungen zu sonderlicher Verbreitung gebracht; um so stärker ist der Erfolg seiner „Hermaendene paa Helgeland", deutsch (zuerst 1876) unter dem Titel „Nordische Heerfahrt" bekannt. 1871 veranstaltete ein scrupelloser Buchhändler in Christiania einen Raubdruck der Dichtung. Ibsen wahrte aber erfolgreich sein Autorrecht, und ließ eine neue rechtmäßige Ausgabe 1873 erscheinen, der inzwischen noch 7 weitere gefolgt sind. Drei verschiedene russische, zwei deutsche, je eine französische, finnische, schwedische, isländische Uebersetzung und zahlreiche Aufführungen, in Deutschland schon 1876, sind der kraftvollen großzügigen Dichtung zu teil geworden. Das nächste Werk, „Die Komödie der Liebe" ist dagegen dem deutschen Publikum bis heute nahezu fremd geblieben und hat auf unsern Bühnen niemals festen Fuß gefaßt. In der Ursprache hat es 7 Auflagen erlebt. Die 1864 erschienenen „Kronprätendenten" haben hinwiederum in erster Linie den Namen Ibsen auch in Deutschland bekannt gemacht. Strodtmanns autorisierte deutsche Ausgabe von 1872 ist die erste deutsche Ibsenübersetzung. Als zweite folgte noch im selben Jahre P. F. Siebolds metrische Uebertragung von „Brand", die 1880 eine Neuauflage erlebte. 1874 und 1876 bezeugten zwei weitere Verdeutschungsversuche von Julie Ruhkopf und Alfred v. Wolzogen, welche Aufmerksamkeit man im Lande der Dichter und Denker dem „nordischen Faust" entgegenbrachte. In weiteren Kreisen bekannt ist „Brand" indessen erst durch Passarges Uebersetzung in Reclams Universalbibliothek (1882) geworden. R. Loewenfeld hat sie 1898 der Aufführung des Schillertheaters zu Grunde gelegt. Wolzogens Vermerk 1876 „den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt", war eine überflüssige Vorsicht gewesen, aber auch das Beispiel des Schillertheaters hat bis jetzt noch keine Nachahmer gefunden. Auch in seiner Heimat hat sich „Brand" erst spät die Bühne erobert. Wie bei Goethes „Faust" wagte sich das Theater zunächst (1866) nur an Bruchstücke. Fast 20 Jahre dauerte es bis zu der ersten schwedischen, fast dreißig Jahre bis zur ersten norwegischen Gesamtausführung. Der Erfolg der Dichtung als Buchdrama war um so größer. Schon im Erscheinungsjahr (1866) wurden 4 Auflagen vergriffen, 1899 erschien die vierzehnte und letzte. Mit 35—40000 Exemplaren dürfte die Verbreitung des Werkes in der Ursprache nicht zu hoch geschätzt sein. Außer den früher angegebenen deutschen existieren auch Uebertragungen ins schwedische, holländische, französische, englische und russische. Ibsens zweites dramatisches Gedicht „Peer Gynt" hat es auf 10 Originalausgaben gebracht, dagegen bislang nur in Passarge einen deutschen Uebersetzer (1881 und 1887) gefunden und noch keinen deutschen Bühnenleiter, der es mit einer Aufführung gewagt hätte. Auch keine „freie" oder sonstwie auf Experimente geaichte Vereinsbühne.*) In Paris hat eine solche, das Théatre l'oeuvre, den merkwürdigen Tragelaph einmal auf die Bretter gebracht. In Scandinavien ist „Peer Gynt" zwar auch kein Repertoirestück geworden, aber mit Griegs stimmungsvoller, übrigens auch in unseren Concertsälen längst heimischer Musik wenigstens häufiger als Gast erschienen. Mit den „Stützen der Gesellschaft" (1877) treten wir in Ibsens reifste Schaffensperiode ein. Gleich dieser erste wuchtige Angriff gegen die moderne Gesellschaftsheuchelei fand internationale Beachtung. In Deutschland erschienen schon 1878 nicht weniger als 3 Uebersetzungen, nicht weniger als 5 Berliner Theater nahmen gleichzeitig oder kurz hintereinander das ungewöhnliches Aufsehen erregende Stück ins Repertoire auf. Auch in London spielte man es bereits 1880, die Tschechen machten es sich als erstes und einziges Ibsendrama schon 1879 zu eigen, ins Deutsche wurden die „Stützen der Gesellschaft" später noch 2 mal übertragen. Die Italiener, Franzosen, Russen blieben selbstredend nicht zurück. Die Originalausgabe ist in ca. 14000 Exemplaren verbreitet worden. Die Zahl erscheint verhältnismäßig gering, ebenso wie die 17000, die nach Halvorsen die Verbreitung des „Puppenheims" (1879) in der Ursprache bezeichnet. Um so reger hat sich bei diesem Werk die Uebersetzerthätigkeit und der Eifer der Theaterleiter aller Länder entfaltet. Allen voran England, das mit 8 verschiedenen Ausgaben und Auf-

*) Soeben kündigt der Verlag S. Fischer, Band IV der Gesamtausgabe an, der „Brand" und „Peer Gynt" in neuer Uebertragung von Christian Morgenstern enthält.

Digitized by Google

lagen vertreten ist. Deutschland folgt mit 4 Uebersetzungen. 1880 hatte Wilhelm Lange mit seiner auf den deutschen Bühnen festeingewurzelten mittelmäßigen Uebersetzung den Namen der Heldin „Nora" populär gemacht und den viel bezeichnenderen Titel des Originals verdrängt. Andere ausländische Uebersetzer, die sich Langes vermutlich als Medium bedienten, sind ihm darin gefolgt. Außer den schon erwähnten englischen und deutschen, ferner drei russischen, zwei holländischen, zwei italienischen, je einer finnischen, ungarischen, schwedischen, polnischen, spanischen, portugiesischen, französischen, serbischen Uebertragung rief die Tragödie vom Puppenheim mehrere Nachahmungen und Nachspiele hervor, die den von vielen Zuschauern und Lesern vermißten versöhnlichen Schlußact ersetzen sollten: „Als Nora heimkehrte", „Nora's return" usw.

Die Theater der Welt hat Ibsens Ehedrama wie kein zweites seiner Werke sich rasch erobert. Bereits 1880 fanden zahlreiche Aufführungen in München, Berlin und Hamburg statt. Heute giebt es wohl kaum ein deutsches Hof- und Stadttheater, auf dessen Brettern Frau Nora nicht ihre Abrechnung mit Helmer gehalten hätte. Zu dieser Popularität hat der Umstand, daß internationale Bühnen-stars und Gastspielvirtuosinnen die dankbare Rolle ins eiserne Inventar ihrer Tourneen sehr bald aufnahmen, nicht wenig beigetragen.

In Deutschland sind in erster Linie Marie Conrad-Ramlo, Hedwig Niemann-Raabe, später Agnes Sorma und Irene Triesch, zu nennen. In Dänemark Betty Hennings, in Frankreich Gabrielle Réjane. Die Modrzejewska feierte als Nora in Rußland und Polen Triumphe, Minnie Fisk in den Vereinigten Staaten, Eleonora Duse auf ihrem Siegeszug in ganz Europa. In Kapstadt sogut wie in Adelaide und Buenos Ayres hat Ibsen wider die Ehelüge von den Brettern herab gesprochen. Sein konsequentes anschließendes Kampfstück „Gespenster" (1881) hat bekanntlich nicht minder den Widerstreit der Meinungen erregt. Der Verbreitung durch die Bühne haben lange Zeit Censurverbote und Bedenken ängstlicher Bühnenleiter hindernd im Wege standen. Der alte Philipp Reclam entschloß sich erst 1884 eine Verdeutschung in seiner Universalbibliothek zu bringen. Vier andere deutsche Uebersetzungen sind dann im Laufe der Jahre gefolgt. England hat Ibsens schärfsten Angriff gegen die herrschende Gesellschaftsmoral sich viermal, Frankreich, Rußland und Spanien je zweimal zu eigen gemacht. Auch an Parodien hat es nicht gefehlt. Der Absatz der Originalausgabe hat mit ca. 20000 Exemplaren den des „Puppenheims" übertroffen. Die 10000 Exemplare starke erste Auflage des „Volksfeinds" (1882) ist dagegen noch nicht vergriffen. „Die Wildente" (1884) hat es auf 16000 gebracht. Die spätern Dramen wurden stets sofort in 8—10000 Heften aufgelegt. Während bei „Rosmersholm", die „Frau vom Meere", „Hedda Gabler", „Baumeister Solneß", die Vorräte der Nachfrage noch genügen, erregte die Tragödie von „Klein Eyolf" (1891) ein derartiges Interesse, daß bereits ein Jahr nach dem Erscheinen das 30. Tausend ausgegeben wurde. Die autorisirte deutsche Ausgabe wurde sofort in 9000 Exemplaren aufgelegt. „John Gabriel Borkmann" (1896) brachte der Verlag Gyldendal sofort in 12000 Exemplaren auf den Markt, doch mußten noch im selben Jahre 3000 weitere gedruckt werden. Die Auflage des „Epilogs" (1899) dürfte kaum geringer gewesen sein. — Nach dem Beitritt Norwegens zur Berner Convention ist es Henrik Ibsen möglich geworden durch autorisierte Uebersetzungen seiner letzten Werke, die gleichzeitig mit der Originalausgabe erschienen, der unbefugten Verbreitung zu steuern und auch von ausländischen Theateraufführungen die üblichen Tantièmen zu erhalten. Die Arbeit des Bibliographen hat sich dadurch auch entsprechend vereinfacht. Wie Halvorsens nützliche Zusammenstellung uns lehrt, hat das Lebenswerk des großen Norwegers seiner Bedeutung für das moderne Geistesleben entsprechend, fast über ganz Europa Verbreitung gefunden. Nur die Neu-Griechen haben ihm bislang keine Uebersetzerthätigkeit zugewandt, doch ist er dem geistigen Athen aus deutschen und französischen Uebertragungen selbstredend nicht unbekannt, und für die Masse der griechischen Bevölkerung liegt ein Bedürfnis nach Ausgaben in der Heimatsprache zur Zeit noch ebenso wenig vor wie bei den Slovenen, Ruthenen, Iren, Türken, Armeniern usw. Wir können diese Uebersicht nur mit dem Wunsche schließen, daß sich auch für Leo Tolstoi, Emile Zola, Maupassant und andere representative men des modernen litterarischen Europa recht bald geeignete Persönlichkeiten finden mögen, die uns ein getreues Bild der internationalen Verbreitung der Werke der führenden Geister unserer Zeit vermitteln.

H. St.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF
3 9015 02757 8502

Digitized by Google

Digitized by Google